





Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Zehnter Jahrgang

April 1913 – September 1913

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes X. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken 'Hochland-Echo' und 'Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Kunstbeilagen

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen



G. von Kügelgen / Königin Luise

Hochland

[illegible] Jahrgang April 1913

[illegible]egentenwechsel in Bayern

[illegible] [illegible]ert

I.

[illegible] niglichen Ehren haben wir am 19. Dezember 1912 die sterb[illegible]e Hülle des am 12. Dezember dahingeschiedenen gro[illegible]en Prinz[illegible]nten [illegible] durch die Straßen Münchens zur Theatiner[illegible]e g[illegible], wo sie neben der früh verklärten, treu geliebten [illegible] ihre Ruhestätte gefunden. Der Deutsche Kaiser [illegible] unmittelbar hinter dem fürstlichen Sarge einher neben [illegible] neuem Regenten. Auch der König Friedrich [illegible] der Großherzog Friedrich II. von Baden waren per[illegible] [illegible] den hohen Vertretern des Kaisers von Österreich, [illegible] und anderer deutscher wie außerdeutscher Sou[illegible] [illegible] sowie der freien Städte des Deutschen Reiches [illegible] den deutschen Bundesfürsten die letzten Ehren zu [illegible] der Papst in der Sixtinischen Kapelle dem Verstorbenen [illegible] das Traueramt halten. Kardinal Lorenzelli durfte es [illegible] der letzte in der Reihe der einstigen päpstlichen Nuntien [illegible] vorher den Papst Leo XIII. mehrere Jahre hindurch am [illegible] hatte. Pius X. wohnte mit einer Anzahl von Kar[illegible] dem feierlichen Requiem an und erteilte auch [illegible] an der Tumba. Solcher Auszeichnung werden sonst [illegible] Souveräne nach ihrem Tode teilhaftig.

[illegible] elt kam eben die Stellung des Regenten Luitpold be[illegible] unmittelbar nahe. Bis in den Tod hinein hat aber de[illegible]





Zehnter Jahrgang April 1913

Zum Regentenwechsel in Bayern
Von Hermann Grauert

I.

Mit königlichen Ehren haben wir am 19. Dezember 1912 die sterbliche Hülle des am 12. Dezember dahingeschiedenen greisen Prinzregenten Luitpold durch die Straßen Münchens zur Theatinerkirche geleitet, wo sie neben der früh verklärten, treu geliebten Gattin in der Königsgruft ihre Ruhestätte gefunden. Der Deutsche Kaiser schritt im Trauergefolge unmittelbar hinter dem fürstlichen Sarge einher neben dem Prinzen Ludwig, Bayerns neuem Regenten. Auch der König Friedrich August von Sachsen und der Großherzog Friedrich II. von Baden waren persönlich herbeigeeilt, um mit den hohen Vertretern des Kaisers von Österreich, des Königs von Württemberg und anderer deutscher wie außerdeutscher Souveräne und Staatsoberhäupter sowie der freien Städte des Deutschen Reiches dem erlauchten Nestor unter den deutschen Bundesfürsten die letzten Ehren zu erweisen. Zu Rom ließ der Papst in der Sixtinischen Kapelle dem Verstorbenen am 14. Januar 1913 das Traueramt halten. Kardinal Lorenzelli durfte es zelebrieren, vorläufig der letzte in der Reihe der einstigen päpstlichen Nuntien in Paris, welcher vorher den Papst Leo XIII. mehrere Jahre hindurch am Münchener Hofe vertreten hatte. Pius X. wohnte mit einer Anzahl von Kardinälen und Würdenträgern dem feierlichen Requiem an und erteilte auch persönlich die Absolution an der Tumba. Solcher Auszeichnung werden sonst in Rom nur wirkliche Souveräne nach ihrem Tode teilhaftig.

Vor der großen Welt kam eben die Stellung des Regenten Luitpold der Stellung des Königs unmittelbar nahe. Bis in den Tod hinein hat aber der

Verstorbene selbst in gewissenhafter Bescheidenheit den Unterschied streng gewahrt, der zwischen ihm und dem König bestand. Seiner letztwilligen Verfügung entsprechend durfte sein Herz nicht in das Heiligtum der Gnadenkapelle von Altötting verbracht werden, wo seit Jahrhunderten die Herzen der einst als regierende Fürsten an der Spitze Bayerns gestandenen Fürsten in silbernen Urnen aufbewahrt werden. Mit seinem entseelten Körper, so wollte er es, sollte auch sein Herz ruhen an der Seite der Gemahlin, für welche es einst im Leben so warm geschlagen.

Im Trauerzuge befanden sich am 19. Dezember in immerhin bemerkenswerter Zahl Fürstlichkeiten und Männer, welche in den sturmbewegten Junitagen des Jahres 1886 dem Sarge König Ludwigs II. gefolgt waren. Damals schritten auch die hochragenden Gestalten der beiden fürstlichen Schwäger, des Großherzogs Friedrich I von Baden und des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und neben ihnen der Kronprinz Rudolf von Österreich hinter dem Leichenwagen des Königs. In erschütternder Tragik, wenn auch in gänzlich verschiedenem Verlauf, hat sich der Lebensausgang der beiden Kronprinzen des Jahres 1886 früh (1888 und 1889) vollendet. Dem Großherzog Friedrich von Baden wie dem Prinzregenten Luitpold von Bayern war dagegen noch eine lange und gesegnete Regierung beschieden.

Die alten Teilnehmer am feierlichen Leichenzuge konnten am 19. Dezember 1912 sich stillen Betrachtungen hingeben über den durchgreifenden Wandel der Zeiten, wie er seit dem Jahre 1886 sich durchgesetzt hat. An Stürmen hat es in dieser Zeit auch in Bayern nicht gefehlt, wie unsere Darlegungen im Juni-Heft des Hochland i. J. 1911 gezeigt haben. Nach der feierlichen Huldigung aber, welche in der herrlichen Ruhmeshalle deutscher Größe, in der Walhalla bei Regensburg, dem Andenken ihres königlichen Stifters Ludwig I. am 25. August 1890 durch Aufstellung seines marmornen Standbildes im Kreise der Walhallagenossen dargebracht wurde, zog eine Ära neu gefestigten Friedens ein in die bayerischen Lande. In der Staatsregierung durften insbesondere die Minister Freiherr von Crailsheim und der neue Kultusminister Ludwig August von Müller als die vornehmsten Träger derselben gelten. Unermüdlich war Herr von Müller tätig, gelegentlich wohl auch über den Bereich seines eigentlichen Ressorts hinaus. Der Überanstrengung ist er frühzeitig im März 1895 erlegen. Sein Nachfolger, Robert von Landmann, kam aus dem Ressort des Innern und ist wohl auf den Vorschlag des Freiherrn von Feilitzsch zum Kultusminister ernannt worden, nachdem er mehrere Jahre hindurch der bayerischen Vertretung im Bundesrate angehört und als guter Kenner des Verwaltungsrechtes, wie als ausgezeichneter Kommentator der Reichsgewerbeordnung sich bewährt hatte. Er schien eine robustere Natur zu sein als Herr von Müller, hatte aber seit seinen jüngeren Jahren gerade für die Kunst und auch für die Geschichtswissenschaft lebhaftes Interesse an den Tag gelegt. In der Erinnerung der älteren Zeitgenossen, die den Gang der politischen Ereignisse mit aufmerksamer Teilnahme verfolgen, leben die parlamentarischen Ereignisse des stürmisch bewegten Sommers 1902 in ausgeprägter Deutlichkeit fort. Unter dem Aufgebote seiner ganzen Kraft hatte Minister von Landmann das

Schuldotationsgesetz vorbereitet und im Landtag vertreten. Durch alle Klippen des schwierigen Fahrwassers schien es glücklich hindurchgesteuert zu sein, da brach der Konflikt aus zwischen dem Kultusminister und dem Senat der Universität Würzburg. Die dadurch herbeigeführte Krise endigte mit dem Rücktritt des Ministers von Landmann. Die parlamentarische Vertretung des Zentrums in der zweiten Kammer des Landtages glaubte dem Eindrucke Raum geben zu müssen, als sei Minister von Landmann gefallen als ein Opfer, welches der liberalen Minderheit der Kammer dargebracht werden solle. Dem Ministerium Crailsheim kündigte die Majoritätspartei ihre scharfe Opposition an und betätigte sie alsbald durch den Abstrich von 100 000 Mark beim Fonds für die Ergänzung der Kunstsammlungen des Staates. Die berühmt gewordene Kaiserdepesche, welche am 10. August 1902 aus Swinemünde am bayerischen Hoflager eintraf, sollte unter Bekundung starker Entrüstung gegenüber dem Verfahren der Landtagsmajorität dem Prinzregenten freundschaftliche Hilfe des Kaisers anbieten, wurde aber in letzter Instanz der Anlaß zum Ausscheiden auch des im Frühjahr 1901 in den Grafenstand erhobenen Grafen von Crailsheim aus dem Ministerium, in welchem seit dem Herbst 1902, auf Crailsheims Vorschlag, Freiherr Clemens von Podewils, der bisherige bayerische Gesandte in Wien, den Posten eines Kultusministers erhalten hatte.

Für die Geschichte der bayerischen Regentschaft und Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold ist der Verlauf der schweren politischen Krisis, welche durch den Rücktritt des Ministers von Landmann eingeleitet wurde, und die sich vom Sommer 1902 bis in das Frühjahr 1903 hinzog, von höchstem Interesse. Oft hat man gesagt und gehört, der Prinzregent Luitpold liebe es nicht, neue Gesichter um sich zu sehen. Daraus nicht zuletzt glaubte man den starken Einfluß der aufeinander folgenden Chefs der Geheimkanzlei, des Freiherrn von Freyschlag, des Barons von Zoller und dann des Generaladjutanten Peter Freiherrn von Wiedenmann und auch die Langlebigkeit der Ministerlaufbahnen der Minister Frhrn. von Lutz, Frhrn. von Riedel und Graf Crailsheim sich erklären zu müssen. Die Begründung der Tatsache dieser bemerkenswerten Stetigkeit in den berührten Personalverhältnissen ist keineswegs zutreffend. Prinzregent Luitpold hat sich in bewußter Pflichterfüllung allen staatspolitischen Notwendigkeiten anzupassen gesucht, welche ihm von berufenen Ratgebern als solche vorgestellt wurden. Unter den Ministern sind einzelne im langen Laufe der Jahre dem Herzen des Regenten näher, andere weniger nahe gestanden. Die Opfer der wechselnden politischen Konjunkturen verteilen sich auf beide Kategorien. Umgekehrt befanden sich im letzten Ministerium vom 9/11. Februar 1912 führende Namen, welche in früheren Jahren zeitweilig auf der Liste der personae minus gratae gestanden hatten. Die Vorstellung von einer chinesischen Mauer, welche die Person des Regenten von der Berührung mit allzu ausgesprochenen Partei-Persönlichkeiten des Zentrums absperren sollte, wollte in den Zentrumskreisen der zweiten Kammer nicht weichen. Der Abgeordnete Joseph Geiger hat ihr als Vorsitzender der Fraktion in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 15. Juli 1902 scharfen Ausdruck gegeben. Baron Podewils hat sich schon als neuer Kultusminister redlich bemüht, den

Bann zu brechen, und auch Zentrumsführer der zweiten Kammer dem Regenten persönlich näher zu bringen. Auch als Minister des Äußern hat er diese Bemühungen fortgesetzt. Aber nicht immer sind sie gelungen und man erzählte sich gelegentlich, selbst dem Prinzen Ludwig sei nicht unbedingt freier Zutritt zu politischer Aussprache mit seinem erlauchten Vater offen gestanden.

Graf Crailsheims ehrenvolles Ausscheiden aus dem Ministerium erfolgte Anfangs März 1903 im weiteren Verlaufe der Krisis, welche durch den Rücktritt von Landmanns und durch die Swinemünder Depesche heraufgeführt worden war. Graf Crailsheim huldigte persönlich gemäßigt liberalen und zugleich politisch staatskonservativen Anschauungen. In einer vor der zweiten Kammer des Landtags am 15. Juli 1902 abgegebenen Erklärung erkannte er unumwunden die Notwendigkeit an, welcher übrigens auch Freiherr von Lutz in seiner Staatspraxis in fortschreitendem Maße nachgegeben hatte, den parlamentarischen Verhältnissen pflichtmäßig Rechnung zu tragen. Als leitender Staatsmann hielt er sich aber auch für verpflichtet, sich mit keiner der bestehenden politischen Parteien zu identifizieren und die Interessen der liberalen Bevölkerung, in welcher er insbesondere auch die gebildeten und besitzenden Kreise vertreten sah, nicht allzu sehr Schaden leiden zu lassen. Dem Zentrum wurde er um deswillen und vornehmlich seit Landmanns Rücktritt in zunehmendem Maße verdächtig. Hatte die liberale Presse im Sommer 1902 gegen Herrn von Landmann die stärksten Register gezogen, so spielte nunmehr, seit dem Herbst 1902 die Zentrumspresse gegen den Grafen Crailsheim in den allerschärfsten Tonarten auf. Der leitende Minister gab sich der Täuschung hin, es handle sich dabei um einen Sturm im Blätterwalde, der lediglich von fünf Zentrumsjournalisten im ganzen Königreich künstlich inszeniert und dirigiert werde. Er übersah die Kraft und Entschlossenheit der Zentrumsführer, welche in diesem Falle mit der ganzen Landtagsfraktion hinter der Presse standen und gewillt waren, mit Graf Crailsheim ernstlich abzurechnen. Es kam die Reichstagsverhandlung vom 19. Januar 1903, in welcher der Abgeordnete Dr. Schädler sich mit dem Reichskanzler Grafen von Bülow über die Swinemünder Kaiserdepesche vom 10. August 1902 in scharfen Auseinandersetzungen unterhielt. Der Reichskanzler übernahm nachträglich allerdings nicht die formale, wohl aber eine gewisse moralische Verantwortung für die Depesche von Swinemünde, welche als persönliche Kundgebung des Monarchen bei ihrem Erlaß einer Gegenzeichnung durch den Kanzler nicht bedurft und tatsächlich die Beziehungen zwischen Preußen und Bayern in keiner Weise getrübt habe. Abgeordneter Schädler betonte scharf, unter Berufung auf ein vom Fürsten Bismarck am 19. April 1871 im Deutschen Reichstag gesprochenes Wort, den bundesstaatlichen Charakter des Reiches, nach welchem die Souveränität im Reiche der Gesamtheit der Bundesfürsten und der freien Städte zusteht. Auch dem Reichskanzler standen selbstverständlich die föderativen Grundlagen des Reiches unverbrüchlich fest, aber er glaubte zugleich doch auch in warmen Worten der hohen Bedeutung der Kaiseridee gedenken zu müssen. Als Prinzregent Luitpold in München Graf Bülows Rede las, hatte er von ihrem Inhalt einen angenehmen Eindruck und er beauftragte den Grafen Crailsheim, durch den preußi-

schen Gesandten Grafen von Pourtalès dem Reichskanzler den Ausdruck seiner Befriedigung übermitteln zu lassen. Bis auf den heutigen Tag ist es vor der Öffentlichkeit nicht aufgeklärt, welcher politische Kobold seine Hände im Spiel gehabt hat, als die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' in der Lage waren, diese Tatsache der Befriedigungskundgebung des Regenten gerade in ihrer Morgennummer vom 28. Januar 1903 in einer gewissen sensationellen Zuspitzung zu melden, an jenem Tage, an welchem das Zentrum bei Gelegenheit der Versammlung seiner aus dem ganzen Königreich zusammengekommenen Parteidelegierten in München zwei große Volksversammlungen abhielt. Der Abgeordnete Dr. Georg Heim, einer der offiziellen Zentrumsredner des Tages, konnte es sich nicht versagen, seiner bereits gedruckten und im Satz abgezogenen Rede den scharfen Zusatz von den für das Zentrum agitierenden kaiserlichen und prinzregentlichen Depeschen hinzuzufügen. In der Berichterstattung der liberalen Blätter klang das Wort ungewöhnlich unehrerbietig. Dem Minister Grafen von Crailsheim war das ganze Vorkommnis, die Art der Veröffentlichung der allerhöchsten Befriedigungskundgebung und die Äußerung Dr. Heims im höchsten Grade unbequem. Im Ministerrate selbst traten Unstimmigkeiten hervor. Die Majorität im Ministerrat, in welchem damals neben den alten Ministern Grafen von Feilitzsch und Freiherrn von Riedel auch der neue Kultusminister Freiherr von Podewils und der neue Justizminister Herr von Miltner saßen, scheint über die Weitergabe einer Befriedigungskundgebung an den Reichskanzler Grafen von Bülow und wohl auch über die Behandlung des Abgeordneten Dr. Heim, welcher als Reallehrer in Ansbach königlicher Staatsbeamter war, anderer Meinung gewesen zu sein als Graf Crailsheim. Der Dissensus scheint sich auch auf die Kompetenzen des Vorsitzenden im Ministerrate erweitert zu haben. So stellte Graf Crailsheim beim Regenten die Vertrauensfrage, indem er im Laufe des Monats Februar 1903 ein Entlassungsgesuch einreichte. Durch die Annahme desselben (am 18. Februar) ist vielleicht Graf Crailsheim selbst überrascht worden. Mit dem 1. März 1903, dem Tage der glänzend verlaufenen Münchener Papst-Jubiläumsfeier zu Ehren der 25jährigen Dauer des Pontifikates Leos XIII., übernahm Freiherr von Podewils das Ministerium des Königlichen Hauses und des Äußern und zugleich den Vorsitz im Ministerrate.

Eine neue Ära ruhiger, friedlicher innerer Entwicklung setzte ein in Bayern. Im Kultusministerium erhielt der ressortkundige Staatsrat Dr. Anton von Wehner die formelle Leitung. Das staatliche Verkehrswesen verstärkte sich durch die Übernahme der linksrheinischen Pfalzbahnen. Den Bedürfnissen dieser großen Sparte des wirtschaftlichen Lebens entsprechend wurde sie im Jahre 1903/4 zu einem eigenen Verkehrsministerium ausgebaut, an dessen Spitze der Ministerialrat Heinrich von Frauendorfer trat. Durch den Rücktritt der beiden ältesten Minister Graf Feilitzsch (1907) und Freiherr von Riedel (1904) wurden die beiden wichtigen Ressorts der inneren Verwaltung und der Finanzen für neue Männer frei; Herr v. Brettreich wurde Minister des Innern, Herr v. Pfaff Finanzminister. Aus der Zeit der Regentschaftseinsetzung war somit seit dem Jahre 1907/8 kein Minister mehr im Amte. Bayerns Beziehungen zu Preußen

und zum Reich, zu den übrigen Bundesstaaten, zu Österreich-Ungarn, zu den anderen Mächten und nicht zuletzt auch zum Papste entwickelten sich unter dem Ministerium v. Podewils in ausgezeichneter Weise. Aber freilich mußte seit dem Beginn der Bülowschen Blockära im Reiche, d. h. seit der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906, die bayerische Staatsregierung notwendig in eine schiefe Position gedrängt werden. Der Reichskanzler Fürst Bülow hatte namentlich durch den Sylvesterbrief vom 31. Dezember 1906 das Tischtuch zwischen sich und dem Zentrum mit überraschender Schärfe durchschnitten. Eine leichte Verbeugung gegenüber den rechtsstehenden Elementen im Zentrum vermochte den unklug inszenierten Bruch nicht zu heilen.

Hellsehende Politiker konnten inmitten der hochgehenden Wogen des erbitterten Reichstagswahlkampfes vom Januar/Februar 1907 den Reichskanzler in seiner politischen Stellung als einen moriturus bezeichnen. Der Ausfall der Reichstagswahlen selbst schien ihm zunächst recht zu geben. Sie brachten ihm die Blockmajorität, da es wirklich gelang, den Sozialdemokraten zahlreiche Sitze abzunehmen. Aber der Zentrumsturm stand unerschüttert aufrecht. So mußte des Reichskanzlers Wahlsieg bald zum Pyrrhussiege werden. Im Reiche ließ sich auf die Dauer nicht ohne das Zentrum und noch viel weniger gegen das Zentrum regieren. Bei der ersten großen positiven Schaffensprobe, bei der Vorlage über die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf die Deszendenten- und Aszendenten-Sukzessionen wurde die Blockmehrheit am 24. Juni 1909 zur Minderheit. Zentrum und Polen stimmten geschlossen dagegen, ebenso die große Majorität der Konservativen. So war des Kanzlers Schicksal besiegelt. Herr v. Bethmann-Hollweg löste den Fürsten Bülow ab als Bewohner des ehemaligen Fürstlich Radziwillschen Palais in der Wilhelmstraße in Berlin.

Während der Blockära aber hielt sich die bayerische Regierung verpflichtet, im Bundesrat mit Preußen für die Blockpolitik zu stimmen. Der spätere Stein des Anstoßes, die Deszendenten- und Aszendenten-Erbschaftssteuer, war sogar auf Vorschlag des bayerischen Finanzministeriums (v. Pfaff) im Bundesrate zur Annahme gelangt. Mit einigen Mühen hatte der Reichskanzler Fürst Bülow sich dafür gewinnen lassen, nachdem er früher sich ausdrücklich dagegen erklärt hatte. Der bayerische Finanzminister v. Pfaff rechnete auf die bayerische Zentrumsgruppe der Abgeordneten um Dr. Heim. In diesen Erwartungen sah er sich jämmerlich getäuscht. Am kritischen Tage, dem 24. Juni 1909, hat auch Dr. Heim als Reichstagsabgeordneter in Berlin gegen die Erbschaftssteuervorlage des Bundesrats gestimmt. In innerbayerischen Angelegenheiten aber war das Ministerium Podewils fortgesetzt an erster Stelle auf die parlamentarische Unterstützung durch das Zentrum angewiesen. Auf die Dauer war dieser Zustand der zwiespältigen Doppelpolitik nicht haltbar und so bedeutete der Kanzlerwechsel im Juni/Juli 1909 für die bayerische Regierung in gewissem Sinne eine Erlösung. Auf Rosen war insbesondere der bayerische Kultusminister Dr. v. Wehner nicht gebettet. Die liberalen Wortführer behandelten ihn als schwarzen Reaktionär. Die Lauge der Satire und des Spottes ist in reichlichem Maße über ihn ausgegossen worden. Für kurze Zeit wurde er aber auch einzelnen Zentrumspolitikern verdächtig wegen der Plaze-

tierung der päpstlichen Enzyklika Pascendi dominici gregis vom 8. September 1907, welche sich gegen die Lehren der Modernisten richtete. Hatte Minister von Landmann seinen verhängnisvollen Zusammenstoß mit der Universität Würzburg, so brachte das Vorgehen gegen die Professoren Dr. Güttler und Dr. Schnitzer die Gefahr eines scharfen Konfliktes zwischen Minister v. Wehner und der Universität München in bedenkliche Nähe. Die große Öffentlichkeit, in welcher die Auseinandersetzungen zwischen dem Minister v. Wehner und dem Münchener Universitätssenat im Jahre 1908/9 sich abspielten, ließ den tiefgreifenden Unterschied hervortreten gegenüber den unendlich viel kleineren und engeren Verhältnissen der Universität in ihrer Landshuter Zeit. Damals hatte in den bewegten Märztagen des Jahres 1813, als in Preußen das Sturmeswehen der Befreiung mit mächtigem Flügelschlage sich regte, auf grundlose, politisch gefärbte Verdächtigung hin, Staatsminister Graf Montgelas der Universität eine scharfe Zurechtweisung in aller Stille erteilen können.

Der Prinzregent Luitpold blieb den Hochschulen des Landes wie der Kunst und den Künstlern, dem Handwerks- und Gewerbebetriebe wie den ländlichen Besitzern und dem zahlreichen Stande der Arbeiter ein gleichmäßig wohlwollender und gnädiger Beschützer und Gönner. Sein mit echter Ritterlichkeit gepaartes schlichtes, gütiges Wesen hat ihm allerorten, wo er sich zeigte, rasch die Herzen gewonnen. Die Zeiten einer gewissen Zurückhaltung der breiteren Volksschichten, namentlich in denjenigen Gebieten Oberbayerns und Schwabens, in welchen König Ludwig II. zu weilen pflegte, sind schon in den ersten Jahren der Regentschaft einer wirklich tiefgewurzelten Volkstümlichkeit gewichen. Ängstlich war der Regent auf den harmonischen Ausgleich bedacht zwischen der Wahrung bayerischer Sonderart und der pflichtgemäßen Vertretung der Einheit und Größe der deutschen Nation. Nicht leicht ist es ihm geworden, als er sich dazu verstand, die oberste Instanz der bayerischen Militärgerichtsverfassung nach Berlin zu verlegen und in die engste Verbindung zu bringen mit dem Reichsmilitärgerichtshofe. Die bayerische Ministerkrisis im Februar 1903 schien sich ihm etwas auf die Nerven gelegt zu haben. Er hatte das Bedürfnis, für kurze Zeit in der reinen Gebirgsluft des Ammerwaldes im Jagdhause zu Linderhof und im alten Schloß zu Hohenschwangau aufzuatmen. Mit seiner Vertretung bei der Schlußprozession des vierzigstündigen Gebetes in der Sankt Michaels-Hofkirche betraute er am Faschingsdienstag 1903 den Prinzen Ludwig. An der Papstjubiläumsfeier am 1. März 1903, bei welcher Freiherr v. Hertling im großen Odeonssaale die Festrede hielt, nahm er dagegen in gewohnter Frische teil. Die kernfeste Gesundheit des Regenten hielt allen Beschwerden des Alters gegenüber in bewunderungswürdiger Ausdauer stand. Die Jagden in den königlichen Leibgehegen in Oberbayern, in Schwaben und in Unterfranken boten ihm Erquickung und Anregung im zwanglosen Verkehr mit vertrauten Jagdgenossen. So verliefen die Jahre unter getreuer Erfüllung ernster Regentenpflichten und harmlos froher, erfrischender Kurzweil. Die Feier des 80. Geburtstages im Jahre 1901 und mehr noch der unvergleichliche Ehrentag der 90. Geburtstagsfeier brachten ihm Beweise der treuesten Verehrung und tiefgewurzelter Anhänglichkeit aus allen Kreisen des Volkes in

überwältigender Fülle. Der ungewöhnlich heiße Sommer im Jahre 1911 aber steigerte die Altersbeschwerden in auffälligem Maße. Dieser Sommer war in vieler Beziehung eine kritische Zeit, als nach dem Erscheinen des deutschen Kanonenbootes ‚Panther' vor Agadir die Spannung zwischen dem Deutschen Reich auf der einen, Frankreich und England auf der anderen Seite wiederholt den Ausbruch eines großen Weltkrieges in unmittelbare Nähe rückte. Auch in Bayern bereiteten sich in zwei Ministerien kritisch verlaufende Verwicklungen vor. Aus dem Kultusministerium ließ Dr. v. Wehner am 4. August 1911 einen Erlaß an den Regierungspräsidenten von Oberbayern hinausgehen, welcher hinsichtlich der Wirksamkeit der Jesuiten die Beobachtung der strengeren älteren, auf die Jahre 1872/73 zurückgehenden Verordnungen vorschrieb. Der Minister war ein ausgezeichneter Kenner des Staats- und Verwaltungsrechtes und hielt sich als solcher verpflichtet, das Jesuitengesetz im Sinne des Gesetzgebers gewissenhaft ausführen zu lassen. In romanischen Ländern hat sich seit langem die Gewohnheit eingebürgert, unbequeme Gesetze auch ohne ausdrückliche Aufhebung unausgeführt zu lassen. Das ist in manchen Fällen jedenfalls bequemer als die mehr pedantische deutsche Art. Als aber zu Ende des Jahres 1911 der Wehnersche Erlaß vom 4. August 1911 infolge einer Indiskretion bekannt wurde, erhob sich in der Zentrumspresse ein Sturm der Entrüstung gegen den Kultusminister, welcher nunmehr nach fortgesetzter Verhöhnung durch radikale Witzblätter nahezu als Kirchenfeind an den Pranger gestellt wurde. Der Landtag war Ende September 1911 zu seiner verfassungsmäßig vorgeschriebenen Tagung zusammengetreten. Da hatte Herr von Wehner offenbar das Bedürfnis, seine Stellung zum Zentrum zu verbessern und überlegte, wie der strengere Erlaß vom 4. August durch eine neue Interpretation des Begriffes der Ordenstätigkeit wesentlich gemildert werden könne.

Inzwischen hatte sich auch über dem Haupte des Verkehrsministers Herrn von Frauendorfer schweres Gewittergewölk gesammelt. Der Minister hatte am 15. August 1911 an die Präsidenten der bayerischen Eisenbahn-Direktionen einen Erlaß gerichtet, welcher die Behandlung des Verbandes des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals — kurzweg süddeutscher Eisenbahnerverband genannt, — betraf. Seinen Statuten gemäß, so erklärte der Minister, schließe der Verband alle parteipolitischen Bestrebungen ausdrücklich aus. Das tatsächliche Verhalten des Verbandes stehe aber damit nicht in Einklang. Denn ohne Zweifel seien in dem Verbande Kräfte tätig, welche, anstatt die statutenmäßig vorgeschriebene politische Neutralität zu wahren, ihre Aufgabe in der Förderung sozialdemokratischer Bestrebungen erblickten. Daß der Staatsbeamte sich nicht zu einer Partei bekennen dürfe, welche grundsätzlich die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung bekämpfe, folge ohne weiteres aus seiner Stellung im monarchischen Staate. Ebensowenig könne der Staatsbeamte einem Verein angehören, welcher sozialdemokratische Bestrebungen fördere. Wäre der volle Beweis erbracht, daß der Verband eine Organisation sei, deren Zwecke oder Bestrebungen den staatlichen oder dienstlichen Zwecken zuwiderliefen, so ergäbe sich die Folgerung für die dem Verbande angehörenden Beamten ganz von selbst. Dem Minister aber schien dieser nach jeder Seite

hin ausreichende Beweis wenigstens nach den bisherigen Wahrnehmungen nicht erbracht zu sein. Lediglich die Verpflichtung, das Verhalten des Verbandes mit besonderer Aufmerksamkeit zu beobachten und Berichterstattung über jedes neue Anzeichen, das für eine enge Zusammengehörigkeit zwischen Verband und Sozialdemokratie sprechen konnte, schärfte er den Eisenbahnpräsidenten ein. Außerdem sollten die Präsidenten den in Betracht kommenden Beamten und Beamtenanwärtern in wohlmeinender Absicht vorstellen lassen, daß im Verbande eine Richtung vertreten werde, welcher ein Staatsbeamter nicht folgen dürfe, ohne sich mit seiner Amtspflicht in stärksten Widerspruch zu setzen.

Der alsbald veröffentlichte Erlaß fand in der Zentrumspresse wegen seiner Mattherzigkeit sofort die allerschärfste Mißbilligung. Auch in der gemäßigt liberalen Presse erblickte man in dem Erlaß nur eine Abschlagszahlung. Das für die innere Sicherheit Frankreichs inmitten der Marokkokrisis höchst bedrohliche Verhalten französischer Eisenbahnersyndikate verstärkte auch über die Reihen des Zentrums hinaus in vielen rechtsliberalen und konservativ gerichteten Kreisen die Auffassung von dem gefährlichen und sozialdemokratischen Charakter des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes. Im bayer. Ministerrate aber hatten Zweifel obgewaltet, ob die eventuell anzurufenden zuständigen Disziplinargerichtshöfe auf Grund des Artikels 16 des Beamtengesetzes vom Jahre 1908 im Sinne eines Teilnahmeverbotes gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband entscheiden würden. Daher hatte der Erlaß vom 15. August die mattherzige halbe Formulierung erhalten.

Im bayerischen Landtag war ein heftiger Zusammenstoß zwischen dem Zentrum der Zweiten Kammer und dem Verkehrsminister mit Sicherheit vorauszusehen. Auch Graf von Podewils mußte ihn kommen sehen, und wenn er einer sturmfreien Budgetberatung sich erfreuen wollte, so mußte er Herrn von Frauendorfer, trotz seiner großen, hervorragenden Verdienste um die Entwicklung des bayerischen Verkehrswesens, zu Anfang September 1911 aus seinem Ministerium debarkieren. Würde es ihm vielleicht auch nicht gelungen sein, Herrn von Seidlein als Ersatzmann zu gewinnen, so hätte er sich doch in anderer Weise behelfen können. Ein Bismarck an seinem Platze hätte es aller Voraussicht nach getan. Graf Podewils säße höchstwahrscheinlich noch heute im Ministerhotel am Promenadeplatz, wenn ihn nicht neben seiner eigenen Überzeugung von der Rechtslage auch seine milde, chevalereske und kollegiale Natur bestimmt hätte, Herrn von Frauendorfer zu halten. Durch den Erlaß vom 15. August wurde das Ministerium gleichsam zwischen zwei Feuer gestellt. Zunächst brachten die sozialdemokratischen Abgeordneten eine Interpellation ein, deren Verhandlung in der Sitzung vom 25. Oktober eröffnet wurde und sich bis zum 6. November hinzog. In den Äußerungen des Verkehrsministers einerseits, des Grafen v. Podewils andrerseits trat, was die eventuelle Stellungnahme der Disziplinargerichtshöfe anbelangt, eine auffällige Verschiedenheit hervor. Die Vertreter des Zentrums verlangten vom Ministerium mehr oder weniger bestimmt ein Verbot, das sich an Staatsbeamte und Staatsamtsanwärter zu richten habe, dem Süddeutschen Eisenbahnerverband als

Mitglieder beizutreten. Dem Zentrum galt der sozialdemokratische Charakter des Verbandes als solchen offen erwiesen. Die Novembertage brachten weiter in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 7. November einen scharfen Vorstoß des Abgeordneten Oswald vom Zentrum (eines katholischen Arbeitersekretärs) gegen den Verkehrsminister. Am folgenden Tage erwiderte der letztere darauf in sehr temperamentvoller Weise, die sich schließlich auch gegen die Geschäftsführung des Vizepräsidenten von Fuchs richtete. Am gleichen Tage noch, dem 8. November, trat nachmittags der Finanzausschuß zu einer Sitzung zusammen. Auf ihrer Tagesordnung stand die Beratung des außerordentlichen Budgets mit den Forderungen des Verkehrsministeriums für den Ausbau der Verkehrseinrichtungen, namentlich auch beim Hauptbahnhof in München. Gleich im Beginne der Sitzung, zu welcher Minister von Frauendorfer mit seinen Räten erschienen war, erhob sich der Abgeordnete Dr. Pichler, um die sensationellen Worte zu sprechen: ‚Bevor wir in die Tagesordnung eintreten, habe ich folgende Erklärung abzugeben: Angesichts der Vorgänge, die sich in der gestrigen und heutigen Plenarsitzung zwischen dem Herrn Verkehrsminister und einigen meiner politischen Freunde abgespielt haben, und im Hinblick auf die vom Herrn Verkehrsminister gegen dieselben in der heutigen Sitzung beliebte Stellungnahme habe ich im Namen meiner politischen Freunde zu erklären, daß wir zurzeit nicht in der Lage sind, in der sachlichen Behandlung der Postulate des Verkehrsministeriums fortzufahren. Ich beantrage deshalb, diesen Gegenstand bis auf weiteres von der Tagesordnung abzusetzen.‘ Bemerkenswerterweise stimmte auch der Vertreter der sogenannten Freien Vereinigung der zweiten Kammer des Landtages (Abgeordneter Beckh) für den Antrag Dr. Pichlers. Nur der liberale Abgeordnete Löweneck und der sozialdemokratische Auer stimmten für Fortsetzung der Beratung. Der Vorsitzende des Finanzausschusses, Abgeordneter Lerno, beraumte die nächste Sitzung des Ausschusses auf Dienstag, den 14. November an und setzte auf die Tagesordnung die Beratung des Etats für Landwirtschaft. Damit war eine politische Situation der allerernstesten Natur geschaffen. In liberalen wie in ministeriellen Kreisen wurde die erwähnte, zweifellos sehr brüske Behandlung des Verkehrsministers als Weigerung, mit Herrn von Frauendorfer überhaupt noch weiter zu verhandeln, und demgemäß als Verfassungsbruch aufgefaßt. In der Berichterstattung der liberalen und auch der freikonservativen Presse waren die immerhin bedeutsamen Wörtchen ‚zurzeit‘ und ‚bis auf weiteres‘ unbeachtet geblieben und demnach weggefallen*.

Der Ministerrat mußte selbstverständlich zu dieser Krisis alsbald Stellung nehmen und darüber auch an den Regenten berichten. Führende Minister haben sich redlich bemüht, in vertraulicher Aussprache mit führenden Zentrums-

* Nach dem Bericht der Augsburger Abendzeitung Nr. 312 v. 9. Nov. 1911 p. 2 sollte Abg. Dr. Pichler erklärt haben: ‚Das Vorgehen des Herrn Verkehrsministers in der heutigen und gestrigen Plenarsitzung gegen einige meiner Freunde lassen es mir und meinen politischen Freunden nicht zu, in eine weitere sachliche Behandlung des außerordentlichen Etats des Verkehrsministers einzutreten. Wir können mit ihm nicht weiter verhandeln‘. Der Unterschied der beiden Texte springt in die Augen.

abgeordneten einen Ausgleich und eine friedliche Lösung des Konfliktes herbeizuführen. Jede Nachgiebigkeit an die Auffassung des Zentrums wurde aber selbst in der ‚Allgemeinen Zeitung' vom 11. November 1911 als eine Konzession an Taktiken der frivolen Anmaßung und als irreparable Erschütterung der Autorität des Staates und der Krone gedeutet. Durch Bemerkungen über das ruere in servitium sollte das Ministerium, durch Anspielungen auf den Gesundheitszustand des Regenten der letztere scharf gemacht werden. In der Plenarsitzung der Kammer der Abgeordneten vom 10. November gab der Zentrumsredner Schönborf eine Erläuterung der Pichlerschen Erklärung und wies auf die parlamentarischen Konsequenzen hin, welche seine Fraktion eventuell ziehen werde. Eine Kundgebung des Grafen von Podewils ließ die Solidarität des Gesamtministeriums erkennen. Am folgenden Tage bezeichnete eine Erklärung, welche der Abgeordnete Lerno namens des Zentrums abgab, die Erklärung des Grafen von Podewils als nicht befriedigend. Wörtlich führte er dann weiter aus: ‚Wir durften erwarten, daß der Herr Verkehrsminister oder an seiner Stelle der Herr Vorsitzende des Ministerrates in einer öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten eine die Mehrheitspartei befriedigende Erklärung abgibt, wie das in früheren Jahren von der Kgl. Staatsregierung wiederholt geschehen ist. Eine solche Erklärung ist bis jetzt nicht abgegeben worden. Demnach ist die in der Finanzausschußsitzung vom 8. November l. J. geschaffene Situation nicht geändert. Wir sind daher nicht in der Lage, der in der gestrigen Erklärung des Herrn Vorsitzenden des Ministerrates ausgesprochenen Erwartung einer alsbaldigen Wiederaufnahme der Beratung der Postulate des Verkehrsministeriums nachzukommen. So lebhaft wir wünschen, daß der durch die Haltung des Herrn Verkehrsministers gegenüber meinen politischen Freunden geschaffene Konflikt eine friedliche Lösung in der vorstehend angedeuteten Weise finden möge, ebenso fest müssen wir auf der Wahrung unserer Rechte bestehen. Wir haben uns bisher streng innerhalb der uns durch die Verfassung gezogenen Grenzen gehalten und werden diese auch künftighin nicht überschreiten.'

Inzwischen aber war an das Gesamtstaatsministerium zu Händen des Vorsitzenden im Ministerrate Staatsministers Dr. Grafen von Podewils das nachfolgende Allerhöchste Handschreiben gerichtet worden:

‚Aus der Presse entnehme ich, daß vielfach die Auffassung herrscht, das Staatsministerium sei in seinen Maßnahmen mitunter durch die Rücksichtnahme auf meine Person behindert. Ich wünsche, daß einer derartigen Auffassung auf das bestimmteste entgegengetreten wird. Ich war und bin jederzeit bereit, Vorschläge, die das Ministerium der Sachlage entsprechend erachtet, entgegenzunehmen und beanspruche für meine Person keinerlei Schonung bei der Erledigung der Regierungsangelegenheiten. Ich ermächtige Sie, von diesem Schreiben jedermann gegenüber Gebrauch zu machen.'

München, den 10. November 1911.

gez. Luitpold, Prinz von Bayern.

Dieses Handschreiben ist von größter Bedeutung für die Beurteilung der damaligen Krisis und der Persönlichkeit des Regenten. Wir wissen jetzt, daß

die ungewöhnliche Hitze während des Sommers von 1911 der Gesundheit des Regenten sehr stark zugesetzt hatte. Mit der Abkühlung des Herbstes war freilich eine Besserung seines Befindens eingetreten. Immerhin aber näherte er sich der Vollendung seines 91. Lebensjahres. Wenn er da für sich selbst eine gewisse Schonung verlangt hätte, so würde das durchaus naturgemäß gewesen sein. In seinem stark ausgeprägten Pflichtgefühl wollte aber der Regent auch in diesem vorgerückten Stadium seines hohen Alters keinerlei Schwäche und Nachgiebigkeit in der Ausübung seiner Herrschertätigkeit an den Tag legen. Hingebungsvoll war er bereit, sich aufzuopfern bis zum äußersten. Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' waren zuerst in der Lage, der Welt von der Existenz dieses Handschreibens Kunde zu vermitteln. Sehr mit Unrecht hat man sie damals einer schweren Indiskretion beschuldigt und auch den Königlichen Ministerialdirektor v. Dandl in der Königlichen Geheimkanzlei der Mitbeteiligung verdächtigt.

Der Regent hat selber in bewußter Absicht in jenen kritischen Tagen Herren, welche ihm in der Residenz ihre Aufwartung machten, Kenntnis gegeben von dem Inhalt des Handschreibens. Graf Podewils, welcher das letztere am Mittag des 10. November in der Residenz aus den Händen des Regenten entgegennahm, hat es selbstverständlich seinen Kollegen alsbald zur Kenntnis gebracht. Zur Veröffentlichung gelangte der Wortlaut erst am 14. November durch die ‚Korrespondenz Hoffmann'.

Ein Zurückweichen gab es fortan für das Ministerium nicht mehr auf der Bahn, welche zur Auflösung des Abgeordnetenhauses führte. Schwerlich hat der Regent am 10. November vorausgesehen, daß er mit seinem Handschreiben gleichsam auch das Schicksal des Ministeriums Podewils besiegele. Das Zentrum blieb auf seiner Erklärung bestehen, mit Herrn v. Frauendorfer zurzeit nicht weiter verhandeln zu können. Vertraulich ist einigen Ministern allerdings bekanntgegeben worden, man werde, wenn eine befriedigende Erklärung aus dem Ministerium nicht erfolge, später die Beratung des Verkehrsetats auch mit Herrn v. Frauendorfer fortführen, den Etat aber alsdann durch Streichungen unter politischen Gesichtspunkten kürzen.

Gewiß wäre es richtiger gewesen, das auch in der vom Abgeordneten Lerno am 11. November in der Kammer offiziell abgegebenen Fraktionserklärung offen auszusprechen. Heute wird man in der Berufung auf das streng verfassungsmäßige Vorgehen der Fraktion eine Andeutung dieser Absicht erkennen müssen, namentlich nachdem auch in gerichtlichen Verhandlungen von Fraktionsführern entsprechende Aussagen gemacht worden sind. Die öffentliche Meinung liberaler und freikonservativer Kreise blieb damals wie später weithin anderer Auffassung. Auch das Gesamtministerium hat trotz der oben erwähnten einzelnen Ministern privatim erteilten gegenteiligen Information in dem Vorgehen des Zentrums einen Verfassungsbruch erkennen zu müssen geglaubt. Offenbar hat der oben wiedergegebene Satz: ‚Wir durften erwarten' bis ‚wiederholt geschehen ist.' im Staatsministerium anderen Interpretationen gegenüber der Ansicht zum Siege verholfen, die Zentrumsfraktion mache überhaupt die Wiederaufnahme irgendeiner Verhandlung mit dem Verkehrsminister Herrn v. Frauendorfer von

der vorgängigen Abgabe einer befriedigenden Erklärung abhängig. Wenn das richtig gewesen wäre, so würde tatsächlich ein Verfassungsbruch vorgelegen haben.

Da aber auch bei der richtigeren milderen Deutung der Fraktionserklärung das Vorgehen des Zentrums eine ungewöhnlich scharfe Zensurierung eines aktiven Staatsministers enthielt, so mußte sich das Gesamtministerium die Frage vorlegen, ob ein solches als Affront aufzufassendes Verfahren im Interesse der Ehre und der Stellung der Kgl. Staatsregierung ruhig hingenommen werden könne. Der Ministerrat entschied sich für die Auflösung des Landtages und stellte einen dahingehenden Antrag an den Regenten. In der Begründung dieses Antrages ist tatsächlich das Vorgehen des Zentrums ausdrücklich als Verfassungsbruch qualifiziert worden. Ohne Zaudern hat demgemäß der greise Regent dem Antrage seines Staatsministeriums die Genehmigung erteilt. So wurde in der Sitzung vom 14. November 1911 die Allerhöchste, bereits vom 12. November datierte Botschaft vom Staatsminister des Innern, Herrn Dr. v. Brettreich, unter allgemeiner Spannung verkündigt, welche die Auflösung des Landtages verfügte. Zugleich überreichte der Minister den in 36 Paragraphen formulierten Allerhöchsten Landtagsabschied. Am Schlusse desselben erklärte der Regent, daß er mit Befriedigung auf die beiden ersten Sessionen der 35. Landtagsversammlung zurückblicke. Den Ergebnissen dieser beiden ersten Sessionen wird wiederholt freudige Anerkennung gezollt. Von den Verhandlungen der dritten Session mußte freilich gesagt werden, daß sie ein Ergebnis noch nicht gezeitigt hätten, da die jüngsten Vorgänge in der Kammer der Abgeordneten den Regenten genötigt hätten, von dem Ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte der Auflösung des Landtages Gebrauch zu machen. ‚Unser Bestreben', so sagt der Regent in dieser letzten, an das ganze Land gerichteten Allerhöchsten Kundgebung, ‚wird, wie bisher so auch ferner, unablässig dem Wohle des geliebten Vaterlandes geweiht bleiben, das Uns erst jüngst aus Anlaß Unseres neunzigsten Geburtsfestes so einmütige und ergreifende Kundgebungen der Anhänglichkeit und Treue gewidmet hat.'

In liberalen Kreisen wurde die Auflösung mit unverhohlenem Jubel begrüßt. Weit über die blau-weißen Grenzpfähle hinaus verfolgte man den nunmehr einsetzenden erbitterten Wahlkampf mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Die alldeutsch gerichtete und den Interessen des Evangelischen Bundes dienende ‚Tägliche Rundschau' in Berlin machte unter dem frischen Eindruck der Auflösungsbotschaft ihrem in bezug auf Bayern vorher stark gepreßten Herzen Luft, indem sie die schrillsten Simplizissimustöne anschlug: ‚Das', so sagte sie, die Auflösung nämlich, ‚bedeutet für das politische Leben Bayerns, wie der Kampf nun auch enden möge, zur Stunde eine moralische Befreiung. Es gibt Stimmungen und Lagen dumpfer Beklemmung, in denen es nicht so sehr darauf ankommt, mit welchem nächsten greifbaren Erfolge gekämpft wird, als darauf, daß überhaupt der Entschluß zum Kampf gefunden wird. Lange genug hat die bayerische Regierung nicht nur die bayerischen Zuschauer bei ihrer Auseinandersetzung mit der Fraktion Joseph Filser in peinlicher Ungewißheit darüber gelassen, ob sie diesen Entschluß endgültig finden und festhalten werde. Da kam die persönliche Tat des Prinzregenten, die selbst einer un-

schlüssigen Regierung den Entschluß leicht und selbstverständlich machen mußte*. Seit Montag schon war durch diese persönliche Tat das Schicksal des bayerischen Landtages entschieden. Denn nur ein glattes Nachgeben Joseph Filsers hätte ihn am Leben halten können. Joseph Filser aber gibt nicht glatt nach; er ist dickhäutig und dickschädelig und sein Motto: ‚Mir san die mehreren.' So zog denn der heutige Tag die logische Folge aus dem gestrigen. Diese Dinge müssen auf die politische Lage weit über die bayerischen Landesgrenzen hinaus von stimulierendem Einfluß sein. Der greise Regent Bayerns hat sich mehr als nur seines Landes Dank verdient, indem er seinem Ministerium freie Hand gab und ihm seinen Entschluß finden half. Auf dem ganzen Reich lastet ja der Druck des Ultramontanismus. Es muß über das ganze Reich hin als ein Gefühl der Befreiung wirken, daß das Land und die Regierung, die am heillosesten diesem Druck ausgesetzt sind, sich dagegen auflehnen und den Versuch wagen, mit dem System politischer Unsittlichkeit aufzuräumen, das Joseph Filser und Konsorten über das Land Bayern durch die Etablierung ihrer Parteiherrschaft unter Ablehnung irgendwelcher Verantwortlichkeit verhängt haben. . . . An allen Enden Druck, Rückzug, Niedergeschlagenheit, Verwirrung und Ziellosigkeit. Da tut es wohl, daß irgendwo ein Stein in den faulen Sumpf geworfen wird. So geht, was heute in Bayern sich begibt, uns alle an. Bayerns Sache ist heute Reichssache. Denn mit dem breitmäuligen Herrn Joseph Filser, dem Herr v. Podewils jetzt Fehde angesagt hat, haben wir uns alle auseinanderzusetzen.'

Mit Absicht habe ich diesen übersprudelnden Herzenserguß möglichst wörtlich hier angeführt. In beängstigender Deutlichkeit lehrt er uns die böse Entartung der politischen Sitten unserer Tage kennen. Im Interesse der sittlichen Reinheit, der Einheit und Kraft des politischen Lebens unseres Volkes muß der Patriot es aufs tiefste beklagen, wenn im heftigen Kampfe der politischen Parteien solche Beschimpfungen und Verhöhnungen des politischen Gegners ausgestoßen werden können. Gewiß hat es auch von der anderen Seite an drastischen, verwerflichen Äußerungen gegen die Parteien der Linken nicht gefehlt. Umsomehr möge hier unumwunden ausgesprochen werden, daß in der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts der Liberalismus sich große Verdienste erworben hat, indem er die Flamme der Begeisterung lebendig erhielt für die Verwirklichung der Einheitsideale inmitten des deutschen Vaterlandes. Auch die Durchsetzung und Sicherung der konstitutionellen Mitbeteiligung des Volkes am öffentlichen Leben und die Begründung der heute allgemein anerkannten volkstümlichen politischen Freiheitsrechte hätte ohne das hingebungsvolle, unablässige Drängen der liberalen Parteien gegenüber den Machtäußerungen der reaktionär gerichteten Gewalten nicht gewonnen und erhalten werden können. Von den Versündigungen und Versäumnissen des Liberalismus soll hier im Interesse der unentwegt im Auge zu behaltenden friedlichen Verständigung nicht weiter geredet werden. Aber die großen Par-

* Gemeint ist natürlich das Allerhöchste an das Gesamtstaatsministerium gerichtete Handschreiben vom 10. November.

teien der Konservativen und des Zentrums dürfen sich doch seit langen Jahrzehnten als vollberechtigte, ebenbürtige politische Gebilde unseres Volkes betrachten, welche sich durch die Vertretung ihrer politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Ideale wohl verdient gemacht haben um das Volk, um die Einzelstaaten wie um das Reich. Die allgemein anerkannten politischen Freiheitsrechte finden heute auch in diesen Parteien mannhafte Vertretung; an der Förderung aber des unerläßlichen sozialen Ausgleichs im Volke und seines wirtschaftlichen Aufschwunges, zum Schutze auch der arbeitenden Klassen haben auch die Konservativen und wahrlich nicht zuletzt auch das Zentrum Großes geleistet. Gewiß hat das bayerische Zentrum in den bäuerlichen Kreisen des Volkes einen festen Rückhalt und dementsprechend auch eine Anzahl bäuerlicher Vertreter in seinen Reihen. Aber es stehen ihm auch Männer nahe, welche an Bildung und Besitz hinter der liberalen Elite nicht im mindesten zurückbleiben. Die ganze Partei aber unter dem Typus des von Ludwig Thoma kreierten Joseph Filser vorzustellen, das kommt einer Vergiftung unseres öffentlichen Lebens unmittelbar nahe. Selbst in der gemäßigt liberalen bayerischen Presse meinte man freilich, die Staatsregierung müsse nun selbst ausziehen in den Kampf gegen Zentrumsbrutalität und Zentrumslüge. Sie dürfe sich den Kampf der Parteien nicht etwa als unbeteiligter Zuschauer aus der Ferne mit verschränkten Armen betrachten.

Die amtliche Regierungskundgebung, welche durch die offiziöse ‚Korrespondenz Hoffmann' am 23. November veröffentlicht wurde, bezeichnet das Vorgehen der Kammermajorität unumwunden als nicht im Einklang mit der Verfassung stehend, das daher mit allem Nachdruck habe zurückgewiesen werden müssen. Von irgend einer politischen Parteiströmung, so hieß es in der Erklärung weiter, sei die Staatsregierung bei ihrer Entscheidung in keiner Weise beeinflußt gewesen. Ebensowenig komme eine Änderung der grundsätzlichen Stellung der Staatsregierung zu den einzelnen Parteien in Frage. Die notwendig gewordene Auflösung des Landtages stehe demnach keineswegs mit der angeblich geänderten Stellung der Staatsregierung zur Sozialdemokratie in Zusammenhang. In der Beurteilung der Bestrebungen dieser Partei gehe vielmehr die Staatsregierung selbstverständlich nach wie vor mit der überwiegenden Mehrheit der Volksvertretung und des bayerischen Volkes pflichtgemäß Hand in Hand.

In den liberalen Kreisen hörte man aus dieser Kundgebung insbesondere die Betonung der Verfassungswidrigkeit des Zentrumsvorgehens heraus. Am liebsten hätte man sie in allen Gemeinden des Königreiches nach französischem Vorbilde öffentlich angeschlagen gesehen. In großer Geschäftigkeit war man schon vor Erlaß der Kundgebung bemüht gewesen, ein Wahlbündnis aller nicht dem Zentrum angehörenden Minderheitsparteien, also einen Großblock von Beckh bis v. Volmar zustande zu bringen. Ein bitterer Wermutstropfen in dem Freudenbecher der Auflösungsemphase war es, als der Abgeordnete Beckh mit der Wirtschaftlichen Vereinigung nebst dem Bunde der Landwirte in der Pfalz und im rechtsrheinischen Bayern den Eintritt in ein solches Großblock-Wahlbündnis entschieden ablehnten. Auch die neugegründete Bayerische

Reichspartei erkannte, bei aller Verurteilung des Vorgehens des Zentrums, in der sozialdemokratischen Bewegung eine Gefahr, welche so ernst und so dringend sei, daß sie alles in den Schatten stelle, was dem Zentrum mit Recht zum Vorwurf gemacht oder von ihm gefürchtet werden könne. Aber das Bündnis zwischen den Liberalen aller Schattierungen und den Sozialdemokraten kam für das gemeinsame Vorgehen bei den Wahlen doch zustande. Gelegentlich verstieg man sich im Eifer der Wahlagitation wohl zu der Behauptung, auch der Prinzregent selber wünsche ein solches Bündnis, um die unerträglich gewordene Tyrannei des Zentrums zu brechen. Das entsprach selbstverständlich nicht den tatsächlichen Verhältnissen und mußte alsbald dementiert werden. Nach verlässigen Meldungen sollte der Minister des Innern sogar erklärt haben, die Staatsregierung wünsche durch die Neuwahlen gar keine andere Zusammensetzung der zweiten Kammer als die bisherige herbeigeführt zu sehen. Demgemäß wäre die Auflösung des Landtages lediglich als äußerstes Mittel ministerieller Pädagogik aufzufassen gewesen, durch welches die Kammermajorität zu besonnenem Maßhalten im Verkehr mit den Staatsministern angehalten werden sollte. Inzwischen aber trieb der Wahlkampf immer höher gehende Wellen. Die innerpolitische Situation in Bayern verwickelte sich in besonderer Weise durch die gleichzeitige Vorbereitung der Reichstagswahlen.

Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg gab durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 2. Januar 1912, zehn Tage vor dem Termin der Reichstagswahlen, als Wahlparole für dieselben den Ruf zur Sammlung der bürgerlichen Parteien aus. In den Wählermassen sollten die bürgerlichen Parteien seinem Appell entsprechend mit festgeschlossener Front gegen die Sozialdemokratie vorgehen. Die bisherige Wirtschaftspolitik des Reiches, die erforderlichen Maßnahmen für Heer und Flotte und auch die Fortführung der Sozialpolitik müßten auch im neuen Reichstag gesichert sein. Den Liberalen aber im Reiche wie in Bayern stand die Sorge voran, den schwarz-blauen Block, das Bündnis zwischen Zentrum und Konservativen, zu brechen und niederzuringen. In Bayern suchte man diese ganz andere Wahltaktik nachdrücklich zu rechtfertigen mit dem Hinweis auf die ‚Tyrannei' des Zentrums und auf das den Liberalen unabweisbare Bedürfnis, das eben erst im Jahre 1905 mit der Zustimmung der liberalen Partei beratene und vom Prinzregenten am 5. April 1906 vollzogene bayerische Wahlgesetz abzuändern, welches die Landtagswahlen auf der Grundlage des allgemeinen und direkten Wahlrechtes unter Einführung der Entscheidung eventuell auch durch relative Majorität regelte und die Wahlkreiseinteilung gesetzlich festlegte. Die aus den Landtagswahlen von 1907 hervorgegangene starke Zentrumsmajorität, welche den tatsächlichen, statistisch festgestellten Stärkeverhältnissen der Parteien im Lande nicht entspreche, müsse, so forderten die Liberalen, für die Zukunft ein für allemal unmöglich gemacht werden. Bis in die Reihen der gemäßigt liberalen Kreise hinein, ja selbst im weiten Umkreis der niederen, mittleren und auch höheren Staatsbeamten glaubte man mit diesen Forderungen die an sich bedenkliche Verbindung mit der Sozialdemokratie politisch verteidigen zu können. Den einen sollte sie lediglich auf den e i n e n Fall, die Landtagswahl von 1912, beschränkt bleiben.

Franz Krüger/Friedrich Wilhelm III. zu Pferde



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Wie von selbst aber drängte sich der weitere Ausbau der taktischen Wahlverbindung zum vollen Großblock auf, wenn man jenes Ziel wirklich erreichen und ein neues Wahlgesetz sichern wollte. Den Linksliberalen mußte die Großblockidee auch über das Wahlgesetz hinaus sympathisch erscheinen.

Am 1. Februar 1912 tagte eine zahlreich besuchte Versammlung bayrischer Staatsbeamter im großen Saale des Augustinerkellers unter dem Vorsitze des Oberstlandesgerichtsrats Joseph Wagner, des früheren Vorsitzenden der liberalen Landtagsfraktion, um zu den Landtagswahlen Stellung zu nehmen, welche auf den 5. Februar ausgeschrieben waren. Zum erstenmal in der Geschichte der bayerischen Landtagswahlen war es geschehen, daß eine solche Sonderversammlung der Staatsbeamten inmitten des Wahlkampfes einberufen war. Als staatsbürgerliche Pflicht wurde es hier von einem Redner erklärt, eventuell den inneren Widerwillen zu überwinden und einen sozialdemokratischen Stimmzettel abzugeben. Als einziger Gegenredner erhob sich in dieser Versammlung der Legationsrat a. D. Edmund Freiherr v. Würtzburg, ein Sohn des Reichsrats Ludwig Freiherrn v. Würtzburg. Mannhaft bekannte er sich als Anhänger der konservativen Partei und als entschiedenen Gegner der politischen Ratschläge der beiden Referenten. Der Beamte, so erklärte er, dürfe unter keinen Umständen, also auch nicht aus wahltaktischen Gründen einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgeben. Die hier einsetzenden Pfui-Rufe und die langanhaltende Unruhe legten Zeugnis ab von dem in diesem Kreise von Staatsbeamten unter dem Eindruck der erregten Wahlagitation zur Herrschaft gelangten Geiste.

Freiherr v. Würtzburg sprach sich weiter dahin aus: ein früherer Staatsminister solle gesagt haben, auch er wähle diesesmal rot. Freiherr v. Würtzburg wollte das nicht für möglich halten. Wenn es aber wahr wäre, dann bedauere er auf das lebhafteste, daß dieser Mann jemals Kgl. Staatsminister gewesen sei. Durch die Unterstützung eines Sozialdemokraten verletze der Staatsbeamte seine elementarste Pflicht. Das Verhalten des Zentrums im Falle des Ministers v. Frauendorfer billige er durchaus nicht. Aber die Sozialdemokratie werde in noch viel stärkerem Maße als das Zentrum versuchen, der Regierung ihren Willen aufzudringen, wenn sie dazu die Macht habe. Tragisch sei es, daß die Regierung durch das Verhalten des Zentrums gezwungen worden sei, durch Auflösung des Landtages den Eindruck zu erwecken, als ob sie eine liberal-sozialdemokratische Mehrheit wünsche. Die im Sinne der vereinigten Zentrumsgegner motivierte Resolution wurde um Mitternacht mit allen gegen fünf Stimmen angenommen.

Mit vollem Rechte konnte diese Versammlung auch in der liberalen Presse als eine denkwürdige bezeichnet werden. Dem Ministerium des Grafen von Podewils ist sie zum tragischen Verhängnis geworden. Gewiß hat auch das Zentrum in früheren Jahren wiederholt Wahlbündnisse mit den Sozialdemokraten abgeschlossen, in Bayern auch solche, welche sich über einen vereinzelten Wahlkreis hinaus auf alle in Betracht kommenden Wahlkreise des Königreichs bezogen. So für die Landtagswahlen vom 17. Juli 1905. Auch hier begründete man das mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, das bestehende

alte Wahlrecht mit seinen für das Zentrum ungerechten Wirkungen durch ein besseres zu ersetzen, für das auch die Sozialdemokraten ebenso wie die Liberalen Hilfe zu leisten geneigt waren*. Als aber zu Anfang des Jahres 1907 bei den Reichstagsstichwahlen die offizielle Parteiparole des Zentrums im Wahlkreise München I das Eintreten der Partei für den Kandidaten der Sozialdemokraten verlangte, da haben die ‚katholischen Sieben', unter ihnen die heutigen Minister Freiherr v. Hertling und Freiherr v. Soden, in öffentlicher Erklärung ihre Mißbilligung dieses Vorgehens ausgesprochen. Wie ein Hagel von Geschossen sind freilich damals aus dem eigenen Parteilager die schwersten Vorwürfe auf ihre Köpfe niedergeprasselt. Als einer der damals zensurierten ‚Sieben' spreche ich es unumwunden aus: Ich wünsche auch in dem Sozialdemokraten die Menschenwürde geachtet und seine politischen Rechte gewahrt zu sehen. Ich begreife und begrüße alle gesetzlichen Bestrebungen der arbeitenden Klassen, ihre wirtschaftliche und soziale Lage zu verbessern. Ich mißbillige jede chikanöse Behandlung und Drangsalierung eines so großen, so unentbehrlichen und so hochachtbaren Volksteiles, wie es die breiten Schichten der Arbeiter sind. Aber das offene Eintreten für den gewaltsamen Umsturz der in Staat, Gesellschaft und Kirche bestehenden Ordnungen kann kein seiner Aufgabe wie seiner Macht bewußter Staat eindringen lassen in die Reihen seiner Beamten und in die leitenden Stellen der Gemeindeverwaltungen. Der bewährte Grundsatz: ‚Leben und leben lassen' enthält nicht die Verpflichtung, das laisser-faire und das laisser-aller bis zur stillen Duldung der frevelhaften Vernichtung des eigenen Lebens durch den Gegner treiben zu lassen. Auch der Staat hat das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung. Dabei mag die im gegebenen Augenblicke gebotene Strenge und Schlagfertigkeit jederzeit gepaart bleiben mit der Bereitwilligkeit, den irregeleiteten Staatsbürger in menschenwürdigen Formen zu belehren und aufzuklären.

Die Mobilmachung der Staatsbeamten für das Wahlbündnis mit der Sozialdemokratie war in den Januar- und Februartagen des Jahres 1912 zweifellos eine hochbedenkliche Erscheinung. In den Massen des konservativ gerichteten bayerischen Volkes konnte es nur sinnverwirrend wirken, wenn man eine levée en masse der Staatsbeamten auch nur für einen Augenblick der roten Fahne folgen sah. Daß der verehrungswürdige Regent, daß die Prinzen des Königlichen Hauses, daß Minister, Staatsräte und Reichsräte, und daß auch die der linksliberalen Suggestion nicht erlegenen Freunde der Dynastie wie des Staates einer solchen noch nicht erlebten Erscheinung nur sorgenvoll zusehen konnten, das war natürlich und selbstverständlich. Prinzen des Königlichen Hauses, welche nicht im Verdachte ultramontaner Gesinnungen stehen, sollen damals den Regenten im Sinne eines Ministerwechsels beeinflußt haben.

Am 30. Januar 1912 in der Mittagsstunde ist Graf Podewils zum letzten Male als leitender aktiver Staatsminister vom Regenten zum Vortrag empfangen worden.

---

* Tatsächlich ist das Wahlgesetz in der Kammer der Abgeordneten am 30. November 1905 einstimmig angenommen worden.

Am 31. Januar meldete der Hofbericht: ‚Seine Königliche Hoheit der Prinzregent hat heute mittag den Reichsrat Freiherrn v. Hertling in längerer Audienz empfangen. Nach der Audienz nahm Baron Hertling an der Frühstückstafel des Regenten teil.‘ Am 2. Februar verkündigte die ‚Augsburger Abendzeitung‘: ‚Ebenso wie gestern Reichsrat Freiherr v. Hertling ist heute mittag Reichsrat v. Auer vom Regenten in längerer besonderer Audienz empfangen und hernach zur Frühstückstafel zugezogen worden. Diesen Audienzen wird allenthalben eine große politische Bedeutung beigemessen. Offenbar will der Regent die Meinungen verschiedener hervorragender politischer Persönlichkeiten über die gegenwärtige Situation in Bayern vernehmen, bevor in den nächsten Wochen wichtige Entscheidungen getroffen werden. Am Dienstag (30. Januar) hatte Ministerpräsident Graf Podewils dem Regenten Vortrag gehalten, und bei dieser Gelegenheit dürfte vielleicht der Gedanke, solche politische Besprechungen herbeizuführen, zur Erörterung gelangt sein.‘ Am 3. Februar las man in der gleichen ‚Augsburger Abendzeitung‘: ‚Bei den Audienzen, welche in den letzten Tagen die Reichsräte Dr. Freiherr v. Hertling und v. Auer beim Regenten hatten, handelte es sich zweifellos um die Besprechung der politischen Lage in Bayern. Nachträglich wird bekannt, daß auch die Audienz, zu welcher der Gesandte in Berlin, Graf Lerchenfeld, vor kurzem hierher gekommen war, den gleichen Zweck gehabt hat. Heute (2. Februar) wurde Justizminister Dr. v. Miltner in längerer Audienz empfangen. Der Regent will sich offenbar über die wichtigen Entscheidungen, die in allernächster Zeit zu treffen sein werden, bei erfahrenen Staatsmännern und Parlamentariern aus verschiedenen Lagern nach allen Seiten hin in eingehender, objektiver Weise informieren.‘

Die ‚Korrespondenz Hoffmann‘ aber beklagte am 2. Februar in einem von der Staatsregierung inspirierten Artikel die Hereinziehung der Allerhöchsten Person in die Erörterungen des Wahlkampfes. Die in der Münchener Versammlung der Staatsbeamten vom 1. Februar gefallenen Äußerungen, als ob die Staatsregierung bei den Wahlen unter Umständen ein Eintreten der Staatsbeamten für Kandidaten der sozialdemokratischen Partei wolle, wurden dabei scharf zurückgewiesen. Die grundsätzliche, ablehnende Stellung der Staatsregierung der Sozialdemokratie gegenüber habe keine Änderung erfahren.

Die Redaktion der ‚Abendzeitung‘ fügte diesen Ausführungen aber einen Kommentar eigenen Gewächses hinzu. Der Staatsregierung, so erläuterte sie, liege es jedenfalls ferne, mit dieser Erklärung das Recht der freien Entschließung ihrer Staatsbeamten bei der Wahl irgendwie beeinträchtigen zu wollen. Die Staatsregierung könne nicht den Schein dulden, als ob ihr die Wahl von Sozialdemokraten erwünscht sei, sie könne aber noch weniger wünschen, daß Zentrum gewählt werde, sonst hätte sie sich die Mühe und dem Lande die Aufregung und die Kosten der Landtagsauflösung und der Neuwahlen ersparen müssen. Die Nichtwahl von Sozialdemokraten sei aber in vielen Fällen gleichbedeutend mit der Unterstützung des Zentrums.

Nichts beleuchtet schärfer als dieser Kommentar des gemäßigt liberalen Blattes die völlig verfahrene Situation, in welche der Königlich bayerische Staatswagen ganz gewiß sehr gegen den guten Willen der Staatsregierung

geraten war. Aber mit dem guten Willen war es in dieser Lage nicht mehr getan. Der ‚Bayerische Kurier‘ fertigte die offiziöse Regierungskundgebung vom 2. Februar mit schneidender Schärfe ab: Nicht nur in den Kreisen der Reichsratskammer und der Abgeordnetenkammer, sondern auch in den Bundesratskreisen und bei den Mitgliedern des Königshauses herrsche eine peinliche Stimmung wegen der tatlosen Haltung der bayerischen Regierung gegenüber der Sozialdemokratie. Das sei eine Situation, die mit den Landtagswahlen und der Parteipolitik in keinem Zusammenhang stehe. Die Regierungen von Württemberg, Baden und Preußen hätten sich gegen die Sozialdemokratie in der entschiedensten Weise ausgesprochen (wobei die Umkehr des badischen Ministers des Innern Freiherrn von Bodman noch besonders hervorgehoben wurde). Die bayerische Regierung aber sei vollständig ins Hintertreffen geraten infolge der Uneinigkeit im Ministerrat, durch welche eine einheitliche energische Kundgebung des Gesamtstaatsministeriums verhindert worden sei. Die jetzige Kundgebung der Regierung komme viel zu spät. Alle Beteuerungen über die unveränderte Haltung der Staatsregierung zu den Parteien könnten nichts mehr helfen. Die Regierung habe den Landtag zugunsten der Minderheitsparteien aufgelöst und dadurch den Bund des Liberalismus mit der Sozialdemokratie direkt veranlaßt. Die Tat sei geschehen und die logische Folge daraus sei der rote Block, seien die verworrenen Verhältnisse, in welchen die bayerische Staatsregierung sich jetzt befinde. Auch an der Hereinziehung des Prinzregenten in den Wahlkampf und an der Ausartung dieses Kampfes trage die Staatsregierung die Schuld. Über eine so kraftlose Verwahrung, wie sie in der ‚Korrespondenz Hoffmann‘ und in früheren Kundgebungen vorliege, gehe der robuste rote Block achtlos hinweg.

Am 3. Februar empfing Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent den Staatsminister der Finanzen, Herrn v. Pfaff, zum Vortrag, am gleichen Tage wurde der bayerische Gesandte in Wien, Freiherr v. Tucher, in Audienz, und am Sonntag, den 4. Februar, vormittags, der Staatsminister des Innern, Herr v. Brettreich, zum Vortrag empfangen.

Am Montag, den 5. Februar, fanden die Landtagswahlen statt. Zur großen Überraschung der Wähler wurde noch im Laufe des Tages durch die ‚Korrespondenz Hoffmann‘ bekanntgegeben, daß das Gesamtstaatsministerium, ohne den Ausfall der Wahlen abzuwarten, beim Regenten sein Entlassungsgesuch eingereicht habe. Prinz Ludwig ist an diesem 5. Februar zweimal zu längeren Konferenzen von seinem erlauchten Vater empfangen worden. Ausdrücklich bemerkte die ‚Augsburger Abendzeitung‘: ‚Es ist dies unseres Erinnerns das erstemal, daß in schwieriger Situation eine so ausgiebige Aussprache zwischen dem Regenten und seinem Sohn und Thronfolger stattfand.‘

Auch am 6. Febr. wurde Prinz Ludwig vom Regenten zur Besprechung der Lage und der Minister des Innern, Dr. v. Brettreich, zum Vortrag empfangen.

Das Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen vom 5. Februar 1912 bereitete den verbündeten Minoritätsparteien, den Liberalen, Sozialdemokraten und ihrem Anhange, eine schwere Enttäuschung. Gewählt wurden 87 Abgeordnete (früher 98) des Zentrums, 32 Liberale (früher 24), 30 Sozialdemo-

kraten (früher 21), 3 vom liberalen Deutschen Bauernbund, 4 vom Bayerischen Bauernbund, 7 von der Freien (konserv.-wirtschaftl.) Vereinigung (früher 18).

Da die Freie Vereinigung mit ihren 7 Abgeordneten (Beckh und Genossen) in wirtschaftlichen und Weltanschauungsfragen in der Regel zum Zentrum hält, und da die absolute Majorität der Zweiten Kammer 82 beträgt, so hatte also das Zentrum für sich allein 5 Stimmen über die absolute Majorität behauptet, mit der Freien Vereinigung aber 12 Stimmen Majorität. Die alte Zentrumsmajorität von 1907 war nicht unerheblich geschwächt, aber doch nicht gebrochen, nicht in die Minderheit verwandelt worden. So konnte also das Zentrum den Ausgang des heißen Wahlkampfes als einen ehrenvollen Sieg feiern. Der Ansturm der vereinigten Zentrumsgegner (Liberale, Sozialdemokraten usw.) war glücklich abgeschlagen worden.

Dem Ministerium des Grafen v. Podewils hat man den Vorwurf gemacht, daß es am 5. Februar politisch unklug und inkonsequent gehandelt habe, als es vor Ausgang des Wahlkampfes das Feld zu räumen sich anschickte. Der Vorwurf ist unbegründet. Die oben objektiv berichteten Tatsachen sprechen für die Berechtigung des Entlassungsgesuches. Seit jenem 30. Januar war der Vorsitzende im Ministerrate, Graf Podewils, vom Regenten nicht mehr empfangen worden. Gegenüber der früher bei Hofe ungewöhnlich bevorzugten Stellung des Grafen Podewils war diese Unterbrechung in den persönlichen Beziehungen zwischen dem Regenten und seinem Ministerpräsidenten ein allzu deutliches Symptom. Die seit dem 30. Januar von Tag zu Tag sich verschärfende politische Krisis hätte wiederholt eine persönliche Aussprache zwischen dem Regenten und dem leitenden Minister notwendig gemacht. Da sie von oben nicht gewünscht wurde, so war die Einreichung des Entlassungsgesuches im Laufe des 5. Februar der veränderten Sachlage entsprechend. Einen fühlbaren Einfluß auf den Ausfall der Wahlen hat sie jedenfalls nicht gehabt. Im Ministerrate des Ministeriums Podewils bestanden aber zweifellos, wie der ‚Bayerische Kurier‘ vom 4./5. Februar (erschienen am Nachmittag des 3. Februar) hervorhob, Meinungsverschiedenheiten. Am Tage nach der Wahl zog auch die ‚Augsburger Abendzeitung‘ die deckende Hülle von ihnen hinweg. Offen anerkannte sie nunmehr die Mattherzigkeit der Regierungskundgebung hinsichtlich des Verhaltens der Staatsbeamten bei den Wahlen. Der eine Teil des Ministerrates habe die Wahl eines Sozialdemokraten durch einen Staatsbeamten unter den obwaltenden Umständen anscheinend für zulässig gehalten, der andere aber daran Anstand genommen. Ja, schon bei dem Augusterlaß über den Süddeutschen Eisenbahnerverband (15. August 1911) sei die Solidarität des Ministeriums keineswegs fest gefügt gewesen. Je näher man dann dem Termin der Wahlen gekommen sei, desto mehr habe Zaudern und Unentschlossenheit im Gesamtministerium die Oberhand gewonnen*.

* In den Heften 7 und 8 der von Albert Langen und Ludwig Thoma gegründeten Wochenschrift ‚März‘ vom 15. und 22. Februar 1913 ist unter der Überschrift ‚Ein bayerischer Gedenktag, von Palatinus‘ ein an inneren Widersprüchen leidender Artikel über den Sturz des Ministeriums von Podewils und das Emporkommen des

In der Presse ist damals vielfach die Meinung verbreitet gewesen, Graf Podewils werde vom Regenten mit der Aufgabe der Neubildung des Ministeriums betraut werden und sie insbesondere durch Debarkierung der Minister v. Pfaff und v. Frauendorfer lösen. Auch hier war man auf völlig falscher Fährte. Der kommende Mann weilte am 7. Februar 1912 in Berlin, um dort an der Eröffnung und an den Beratungen des neugewählten Reichstages teilzunehmen. Er hieß Dr. Georg Friedrich Freiherr v. Hertling, Königlich bayerischer Geheimer Rat, o. ö. Universitätsprofessor, Reichsrat der Krone Bayern. —

Die offiziöse ‚Korrespondenz Hoffmann' meldete am 8. Februar: ‚Seine Königliche Hoheit der Prinzregent hat den Reichsrat Freiherr v. Hertling neuerdings zu sich berufen. Freiherr v. Hertling, der gestern an der Eröffnung des Reichstages in Berlin teilnahm, reist heute nach München und wird morgen, Freitag (den 9. Februar), vom Regenten empfangen werden.' Resigniert verkündigte auch die liberale Presse: Es scheint also die Bildung eines konservativ-klerikalen oder klerikal-konservativen Kabinetts bevorzustehen.

Zu einer solchen Wendung schien die politische Situation in Bayern tatsächlich reif geworden.

Ministeriums von Hertling erschienen, nach welchem das Ministerium von Podewils bis zum Auseinanderfallen des Bülow-Blockes im Juni 1909 mit dem Zentrum und den Sozialdemokraten in schöner Harmonie gelebt haben soll, obwohl Freiherr von Hertling schon seit dem Jahre 1896 aus unsachlichen Motiven einen Systemwechsel in Bayern angestrebt habe. Die Minister von Frauendorfer und von Pfaff erscheinen hier als die edlen Opfer ihrer Überzeugungstreue, welche durch schlimme Intriguen einflußreicher Reichsrats- und Hofkreise zu Fall gebracht sein sollen. Im Ministerium selber sei dem Verkehrsminister auch der Justizminister von Miltner mißgünstig gewesen. Die Landtagsauflösung vom 14. November 1911 hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn man eventuell auch vor einer wiederholten Auflösung des Landtags nicht zurückgeschreckt wäre. Dazu aber hätten alle Voraussetzungen gefehlt. Das Ministerium selbst sei in zwei, wenn nicht gar in drei Gruppen gespalten gewesen. — Man würde den früheren Ministern von Frauendorfer und von Pfaff jedenfalls schweres Unrecht tun, wenn man sie mit diesen Ausführungen, aus welchen boshafte Spitzen an mehr als einer Stelle hervorragen, in irgendwelche Verbindung bringen wollte. Bestenfalls könnte der Verfasser in dem Kreise vertrauter Freunde des Herrn von Frauendorfer einige Brosamen aufgelesen haben. Durch den Sturz des Fürsten Bülow im Sommer 1909 sollen diesem Artikel zufolge auch in der Zentrumsfraktion des bayer. Abgeordnetenhauses die mehr demokratisch gerichteten Elemente um Dr. Heim zurückgedrängt worden sein durch die adeligen Mitglieder der Fraktion. Durch der letzteren Vermittelung sei auch in Bayern immer mehr der Einfluß der preußischen konservativen Partei zur Geltung gekommen. Dadurch und durch die Reichsfinanzreform des blauschwarzen Blockes von 1909 seien auch die Gegensätze zwischen der Zentrumspartei und der sozialdemokratischen Partei in Bayern wesentlich verschärft worden.

(Schluß folgt.)

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

(Fortsetzung.) Und nun, das für uns Kinder das Geheimnis der Geheimnisse war — an der Giebelseite des Senatorhauses, in den Markt einmündend, das Jüdengäßchen mit seinen windschiefen, winkeligen Häusern, dunklen Toreingängen und mephitischen Gerüchen. In der Abenddämmerung surrten und schwirrten dort immer Wolken von Fledermäusen, und wenn wir junge Schar, aus der Heide oder dem Wäldchen bei der Sägemühle heimkehrend, eilig durch das lichtlose Gäßchen schlüpften, dann hielten wir es meist für geraten, die Mützen krampfhaft auf die Häupter zu drücken, damit nicht etwa von den gespenstigen Tieren eines sich in unserm Haarschopf festkrallte. Und wir atmeten immer befreit auf, wenn wir schließlich die eisernen Pfosten und Kettenringe erreicht hatten, die am Eingang des Jüdengäßchens noch als Rest der ehemaligen Absperrung zurückgeblieben waren. Als den Schauplatz aller freundlichen Märchen, womit Möddersch Ose, wenn sie mit dem Strickbeutel auf ihrem Podest thronte, uns zu beschäftigen liebte, dachten wir für gewöhnlich uns etwa die Freitreppe vor dem Senatorhause — da stiegen die Prinzen und Prinzessinnen hinan, und lockige Pagen trugen der letzteren Schleppe — oder den alten, moosüberzogenen Simsonbrunnen — dort am Grunde wohnte ein kicherndes Nixengesindel, zu Zeiten wohl auch das Meerweib — oder Wachtmeister Tettenbooms Vorgärtchen — dort konnte an schönen Tagen ein weißbärtiger und getreuer Hofmarschall mit seinen Räten oder auch ein guter Zauberer zwischen den Rosenstöcken und Zierkugeln spazieren gehen — oder schließlich das luftige Wäldchen bei der Sägemühle — wo eine menschenholde Fei zu residieren pflegte. Dahingegen sich alles Gruselige und schreckhaft Erhabene, ohne daß wir diesen Umstand weiter zu bereden brauchten, für unsere Vorstellung einfach im Jüdengäßchen zutrug. So auch jene gewissen Szenen der biblischen Geschichte, die sich der kindlichen Phantasie immer besonders tief einprägen. Ganz unten in der Gasse, wo Meyer Schmelkes, der Schächter, wohnte, da war zum Beispiel die Stelle, wo Kain den Abel erschlagen hatte. Dunkle Blutflecken waren immer frisch auf den Steinen sichtbar. Von da aus war Kain mit dem Zeichen an der Stirn in die Heide hinausgeirrt. Die Heide bedeutete für uns die weite Welt. Auch der Makkabäermord hatte am Schächtertor stattgefunden, und nicht weit davon waren die wilden Bären, von Gott geschickt, über die böse Bubenschar hergefallen, die den Propheten Elias ob seiner Kahlheit verhöhnt hatte. Ferner glühte in des Bäckers Goldbaum Backstube bei Tag und Nacht noch der Feuerofen weiter, in dessen eisernen Bauch der Babylonierkönig einstmals ruchloserweise die psalmodierenden Jünglinge hatte werfen lassen. Und in der Folgezeit sollte sich auch noch für das brennende Jerusalem ein Plätzchen in der Jüdengasse

vorfinden — so dicht am roten Kliff, daß dessen Rinnenwerk sich von der Hitze bog, ein paar Spiegelscheiben zersprangen und die Sargtischlerei mit ihrem Vorrat tannener Bretter von den stiebenden Funken in Gefahr geriet. Und keine andere als unsere Gespielin Marte sollte die Prophetin sein, die vorahnenden Geistes das erste Wehe über diese Flammen rief!

Wenn Möddersch Ose Wockenfuß nun auch an der Katzenwirtschaft und dem golden überbalkten Podest in der Wohnstube des Senatorhauses wirklich glücklich vorüber war und ihre Expedition nach den vermutlichen Donnerbesen draußen an der Mergelgrube durchs Jüdengäßchen energisch fortzusetzen gedachte — hier stellten sich ihrem wackeligen Gichtfuß und ihrem wunderlichen alten Herzen regelmäßig Hindernisse entgegen, an denen alle Entschlossenheit zerbrach.

Da war einmal dieses unbeschreibliche Pflaster mit seinen abscheulich tiefen Löchern und ölig spiegelnden Pfützen — da waren zum andern die zahlreichen noch unbeschreiblicheren Köter, die die Möddersch immer schon von weitem an ihrer inhaltschweren Tasche erkannten und mit freudigem Gebell und Geschnoper begrüßten. Und da waren drittens und vor allem die vielen alttestamentlichen Freunde und Freundinnen: die nach orientalischer Art gern unter freiem Himmel blühenden Mandel-, Tulpen- und Goldbäume, die aus dem Dämmer der Hausflure mit melancholischen Augen und goldenem Ohrgeschmeide hervorleuchtenden Familien der Saphire, Rubine und Freudensteine. Am Schabbes, wenn alle Hände ruhten, da standen die Männer mit ihren Kaftans und schwarzen Bärten, die Geldkatzen um die Hüften gebunden, feiernd vor den Türen, blinzten nach dem schmalen Streifchen Himmel, das ihnen blaute, dachten an die großen Viehmärkte und die Austerbassins in Husum oder an gewinnbringende Geldgeschäfte und gestikulierten dabei manchmal wie im Traum. Wenn dann aber in dem blanken Goldtor von Sonnenschein, das vom Markt her in den düsteren Schacht des Gäßchens einmündete, die wohlbekannte Gestalt der Möddersch in ihrer Ausrüstung auftauchte, hei, da wurden die stillen Mauscheler lebendig, wie auf ein geheimes Zeichen liefen auch die Weiber und Kinder herzu, alles stand ordentlich Spalier, man begrüßte sich herzlich und schüttelte lachend die Hände. So hoch angesehen war Möddersch Ose Wockenfuß in der Jüdengasse, weil sie die Gebräuche und Interessen des erwählten Volkes achtete. Ja, sie wußte den Unterschied zwischen Milchding und Fleischding zu würdigen, tat am Schabbestag, da das Gebot alle Sehnen im Gäßchen erschlaffen ließ, gern, wo es fehlte, eine Handreichung, tröstete und labte die schwarzhaarigen Mütter in ihren Wehbetten und hielt für die Judenkindlein eigens eine kleine Hausapotheke bereit, deren Mittel, wenn sie nicht halfen, doch auch nicht sichtbar schadeten.

Es mochte der Möddersch wohl nicht viel anders ergehen als uns

Kindern selber: sie suchte und fand für die Gestalten, die da aus der Bibellektüre in ihre wache Phantasie übergegangen waren, allzeit die Modelle in schönster Lebensfülle hier in den krummen Torgängen und Gewölben des Jüdengäßchens. Daher es auch kam, daß sie dessen Bewohner — wie einstmals schon die deutschen Könige getan — gewissermaßen als ihre besonderen Schutzbefohlenen betrachtete, wohl auch gelegentlich für sie eine gute Lanze wider Doktor Momme Wübbens brach, der auf die Gold- und Tulpenbäume nicht eben gut zu sprechen war. Wie sollte er auch? Ihre Bärte scheuten sein Schermesser, und ihre Locken kräuselten sich ganz von selber, ohne jede Baderkunst, allzeit aufs beste. Die Mödbersch aber konnte nur geringschätzig lächeln, wenn der gehässige Doktor jene alten, so unwahrscheinlichen wie unheimlichen Historien wieder aufwärmte: wie da die Juden einstmals die christlichen Brunnen vergiftet, wie sie Kinder gestohlen und gepfriemt und mit Büberei nach Christenblut gegiert haben sollten. Und als Doktor Momme Wübbens eines Tages auf seinem Kundengang unter allerlei bösartigen Späßen wieder einmal die Anekdote von dem unglückseligen Londoner Juden kolportierte, den der engländische Jakob im Tower hatte einkerkern lassen, dieweil er der ewig ebbenden Königskasse hartnäckig seine Dukaten vorenthielt, und dem nun, um ihn mürbe zu machen, der Büttel täglich einen Zahn ziehen mußte — mit einer unmenschlichen Eisenzange jeden Tag einen jungen, gesunden Judenzahn, und der Ärmste hatte deren zweiunddreißig! — da wäre es ob dieser schadenfrohen Erzählung zwischen Mödbersch Ose und dem Doktor beinahe zum unheilbaren Bruch gekommen. Noch ganz erregt und bebend von dem hitzigen Wortgefecht begab sich die Mödbersch zu Wachtmeister Tettenboom und richtete sich ihm gegenüber an der flammenden Hoffnung wieder auf, daß sie dermaleinst — am jüngsten Tage — jenem engländischen Jakob gegenüberstehen und ihm, unterstützt von Wachtmeister Tettenboom, ihre Meinung über diese Judensache unverblümt in das königliche Antlitz schleudern wollte. Thedje Tettenboom aber befand sich, die Wahrheit zu gestehen, damals seiner alten Freundin gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. War er selber es doch gewesen, der arglos die unselige Anekdote zuerst in Umlauf gesetzt, so wie er sie, allerdings frei von dem Zierrat, den die Baderphantasie ihr angeheftet, aus einem alten Beiblatt des Brinklager Boten für Stadt und Land, dieser untrüglichen Geschichtsquelle, geschöpft hatte.

An das Senatorhaus nun stieß das Haus, darin der betagte Eliesser Asch mit seiner Tochter, der Jungfer Salome, wohnte. Es war fast ganz aus Holz gebaut und tief von Alter geschwärzt. Im Volksmund ging es unter dem Namen Jüdenrathaus, dieweil die Bewohner des Gäßchens, wenn sie einen gemeinschaftlichen Vieheinkauf, die Unterstützung eines

Glaubensgenossen, eine Heirat, einen Sterbefall oder sonst etwas Wichtiges zu bereden hatten, es gern als Versammlungsort benutzten, sintemalen in dem oberen, mit seinen bevölkerten Taubenschlägen weit ausladenden Stockwerk sogar eine kleine Synagoge hergerichtet war. Mehrmals im Jahre nämlich geschah es, daß aus Hamburg der Rabbiner hergereist kam und in Brinklage Gottesdienst abhielt. Zur Sommerszeit, wenn wir auf der Gartenmauer saßen und oben in dem Betsaal die hinteren Fenster offen standen, dann hörten wir zuweilen den Rabbiner predigen und die Judengemeinde beten. Der Rabbiner war ein untersetzter, ganz in Dunkel gekleideter Mann mit bleichem Gesicht, tiefschwarzem Bart und feurig umherschweifenden Augen, vor denen wir Kinder, wenn wir zufällig in ihren Bannkreis kamen, einen heillosen Respekt hatten. Überhaupt scheuten wir nicht nur der Fledermäuse wegen das häufige Betreten des Jüdengäßchens und waren geneigt, in Möddersch Ose, die so herzhaft und mutig ihren Katzenpelzschuh hineinsetzte, eine Heldin zu erblicken, die mit den dunklen Lebensmächten auf vertrauterem Fuße stand als andere Sterbliche.

Bis zum Jüdenrathaus aber wagten wir uns immerhin gern. Reichte doch der Sonnenschein, der vom Markt ins Gäßchen fiel, noch eben bis zu dem halben Dutzend ausgetretener Steinstufen, die durch ein kleines, mit hebräischen Schriftzeichen geschmücktes Rundtor in ein Gewölbe voll allerlei merkwürdiger Sachen und Sächelchen hinabführten. Von hier aus hatte Eliesser Asch vor Zeiten, als seine Glieder noch nicht so verdorrt waren und sein langer Bart noch nicht so gebleicht, weitläufige Geschäftsreisen nach Hamburg, Lübeck und anderen großen Städten unternommen und viele Jahrmärkte und Messen besucht. Es geschah aber wohl mehr aus Liebhaberei und langjähriger Gewohnheit als um des Gewinnstes willen, daß er auch jetzt, da er längst als Chochem — als ein Weiser — unter seinen Volksgenossen wandelte, das Warengewölbe noch beibehielt. Vielleicht war es seinen schläfrigen Sinnen ein Bedürfnis geworden wahrzunehmen, wie der Sommerwind, der von der Heide her sich ins Jüdengäßchen verirrte und die Treppe hinab in das alte Gewölbe einsprang — wie der leise Wind an die ehrwürdig steifen, gold- und silberdurchwirkten Brokatstoffe rührte, wie er um die Perpendikel und Alabastersäulchen der Biedermeieruhren gleichsam fragend strich, bis im Innern das Schlagwerk heimlich Antwort gab, und wie dann von dem Räucherlämpchen aus Damaskus ein wenig verjährter Staub aufzog, der, als habe ein Sonnenblitz eben das duftende Harz entzündet, in schimmernder Wolke den gemauerten Raum durchschwebte.

Wenn ich an die träge fließenden Stunden manch heißer Sommernachmittage in meiner Kindheit und an das Jüdenrathaus zurückdenke, dann fügt sich mir im Geiste die Vielfältigkeit von Eindrücken immer wieder

zu demselben Gemälde zusammen. Dann haben wir Kinder, uns vorsichtig an den Sonnenstrahlen hintastend und daran festhaltend, den Fuß bis in das offene Rundtor mit den hebräischen Schriftzeichen gesetzt und spähen von der obersten Stufe neugierig in das Gewölbe hinunter mit seinen Geheimnissen und halbdunklen Schauern. Ganz hinten in der Ecke da ist ein Leben: da schwatzen die Pendel einer zahlreichen Uhrenversammlung bei Tag und Nacht eifrig durcheinander. Aus dem buntlackierten Wetterhäuschen, das drüben am Pfeiler hängt, ist die Frau herausgetreten und zeigt blinzelnd schön Wetter an; ihr Gemahl, das Regenmännchen, aber hat sich sauertöpfisch zwischen seine vier Pfähle zurückgezogen. Auf dem Ladentische blinkt ein Kompaß, schier so groß wie ein Suppenteller; die Nadel zeigt immerfort nach Norden, aber manchmal zittert sie unruhig hin und her von einem Wagen, der, mit Bauhölzern beladen, gerade von Senators Sägemühle her über den Markt rattert. Und auf dem weißgoldenen Simschen des kleinen Rokokoschrankes dort, wohin eben noch ein äußerster Sonnenstrahl spielt, kauert mit untergeschlagenen Beinen und seltsamem Lächeln eine schöne tönerne Pagode und bewegt noch immer leise Kopf und Hand von dem Schwunge, den ihr Heike Feddersen vor fast einer Viertelstunde schon mit vorwitzigem Finger gegeben. Unten in der Mitte des Raumes aber, zwischen all seinen Reichtümern, sitzt, in Greisenschlaf versunken, der Herr des Hauses, der alte Eliesser Asch. Sein mächtiger weißer Bart liegt auf der Tischplatte hingebreitet, die Lippen murmeln im Traume, und die welke Hand hält nachlässig einen Metallständer umklammert, auf dessen Spitze sich ein Halbmond und ein wallender Roßschweif befinden. Aus dem Gewölbedunkel führt eine hintere Tür nach dem Garten hinaus; sie ist gerade nur angelehnt, und jedesmal, wenn der Sommerwind seine Hand zwischen Tür und Pfosten zwängt, dann kommt mit dem Blumenduft ein grüngoldenes Wogen von Laub und Licht in das Gewölbe herein. Zugleich aber gerät auch jedesmal die stolze Trophäe auf dem Metallständer in eine schaukelnde Bewegung, und während der schlummernde Patriarch das Gesicht kraus zieht, als ob ihn ein Rüchlein von Minze und Salbei in der Nase kitzele, da hat der wehende Türkenschweif den kahlen Judenschädel für einer Sekunde Dauer mit einer dichten Flut schwarzen Haares übergossen. Das wiederholt sich so fünf — zehn Minuten lang. Heike Feddersen hat sich inzwischen abermals die Stufen hinuntergestohlen und eine zierliche Sanduhr, die neben der Pagode auf dem Simschen steht, umgestürzt. Nun rinnt der Sand, die Uhren schwatzen, man sieht und hört den eiligen Fluß der Zeit. Da — in das Fallen der Körner hinein, fällt es nicht wie silberne Töne aus der Luft herab? Schon sind wir auf die Gasse zurückgetreten und recken uns die Hälse aus, um an der Holzwand des Hauses emporzuspähen. Eike Blud und

ihr Bruder Harre, Timm Eiteljörge, Magnus Schlichtegroll und ich — wir alle sind eins im Lauschen. Nur Marte steht etwas abseits; sie atmet zuweilen tief und hörbar auf. Hinter den blühenden Balsaminentöpfen oben aber sitzt die dunkle Jungfer Salome, ein Ding wie eine Harfe zwischen ihren Knien haltend. Durch das rote Feuer der Blumen brennt ihr blauschwarzes Gelock — schwärzer noch, wie uns deucht, ja schwärzer als das von Eike Blud. Da brechen jäh die Harfentöne ab; zwei mandelförmige Augen in einem Antlitz von tiefem Bronzeschein spähen einen Moment lang wie neugierig auf Martes flachssilbernen Scheitel nieder; dann ist das Fenster leer, und die Balsaminen allein brennen weiter auf dem umgitterten Sims. Und wir Kinder stehen noch immer auf der Gasse, an allen Gliedern plötzlich belastet wie von der süßen Schwere eines Märchentraumes. Erst nach geraumer Weile weckt uns aus der Starrheit ein Geschwätz und Gekicher, das der schlafende Patriarch in dem Gewölbe drunten anhebt. Es ist, als ob die silbernen Töne aus der Luft in dem Alten, der dort unter dem schaukelnden Roßschweif sitzt, einen munteren Einfall oder etwa die Erinnerung an einen guten Handel in verflossenen Tagen geweckt haben. Ein Lächeln nach dem andern huscht daher und verwittert in der weißen Wirrnis des Bartes, die Lippen bewegen sich und arbeiten, als wollten sie mit den Uhren rings um die Wette schwatzen. Da plötzlich tritt es wie Lähmung ein — der Mund verzerrt sich — auf der Stirn erscheint ein Dickicht von Falten — der Patriarch stöhnt und schluchzt im Schlafe. In der Luft aber ist etwas Furchtbares. Hoch aus dem Dachgeschoß des Hauses kommt es gedrungen: ein langgezogener Ton wie aus der Kehle eines gepeinigten Tieres, auf dem Gipfel überschnappend und dann umschlagend in ein haderndes, wüstes Geschrei. Uns Kinder packt Entsetzen; es dreht uns fast den Haarschopf ab. Wir sehen noch gerade, wie der alte Jude im Gewölbe erwacht ist, wie er stiert und sich mit den Fäusten die Augen reibt. In der nächsten Sekunde sind wir, eine vom Wolf gehetzte Lämmerherde, aus der Gassenschlucht fortgestoben und sammeln uns erst allmählich wieder auf der Freitreppe vor dem Senatorhause, da wo die Spätsonne ihre goldenen Lichter geruhsam durch das Akazienlaub wirft. Nur Marte fehlt noch immer. Erst nach einer Weile kommt auch sie aus dem Jüdengäßchen dahergegangen, langsam, still und ohne Zittern, aber etwas blasser noch als sonst und in den Augen etwas Schweres tragend wie ein Schicksal, das sie, willig oder nicht, soeben hat schauen müssen. Wir reden nicht weiter davon. Aber wir alle wissen: Marte hat oben in dem Dachfenster des Jüdenrathauses, da wo fünf dicke Eisenstäbe das erblindete Scheibenwerk versperren, sie hat das Strähnenhaar der schrecklichen Jezabel gesehen.

Das wußte ja ganz Brinklage, daß das Eheweib des Eliesser Asch,

die Jezabel, nun seit vielen Jahren schon von Wahnsinn umnachtet war, und daß Herdfeuer und Licht vor ihren gierig zugreifenden Händen ängstlich behütet werden mußten. Aber in der Jugend einst, so hieß es, in den Tagen des Glückes, sei dieses fleischlose Antlitz schön und süß gewesen — schöner noch als das der Jungfer Salome — ja schön wie das Antlitz der Braut im Hohenlied Salomonis.

Was für uns Kinder aber eigentlich das Wichtigste war: zwischen dem Senatorhause und dem Jüdenrathaus spannen gewisse Fäden herüber und hinüber. Da war zunächst auf gutem, grobkörnigem Papier ein gewichtiger Rechtskontrakt, den mein Taufpate vor Jahren schon mit seinem mosaischen Nachbar abgeschlossen hatte. Im Garten des alten Eliesser nämlich befand sich — inmitten eines Zirkels von Lebensbäumen, die wie Wächter in dunkelgrünen Kaftans herumstanden — ein tiefes Wasserloch mit verborgenem Zu- und Abfluß. Wenn wir auf die Mauer, die den Senatorgarten von dem Garten des Jüdenrathauses schied, kletterten, so konnten wir gerade hineinspähen und sahen dann zwischen Wasserlinsen und graugrünem, fettem Gewächs und Geschling auf einen Spiegel, schwärzlich und bewegungslos wie Metall, zuweilen aber auch von einem farbig schillernden Ölglanz wie von einer zarten Haut überzogen. Wenn man lange genug darauf hinstarrte, dann zerriß wohl plötzlich die Regenbogenhaut, und aus dem Spalt hervor glotzte der dicke Kopf eines Frosches oder Feuermolches. Ein unendlich träger Duft, wie von Minze und Salbei, lagerte während der heißen Monate über dem glimmernden Loche; wenn aber die Sonne verhüllt schien oder Juligewitter am Himmel brüteten, dann schlug nicht selten daraus ein fauliger Geruch zu unseren Nasen empor wie aus einer alten Regentonne.

Das Loch war das Katzenloch! Und kraft des Kontraktes, den er unter seinen Papieren verwahrte, war der Senator berechtigt, so oft es ihm beliebte, bei Tag und bei Nacht, zu jeder Jahreszeit und jeder Zeit der Woche mit Ausnahme des Schabbestages oder hoher jüdischer Festtage durch das schmale Mauerpförtchen, wozu er einen rostigen Schlüssel am Bund verwahrte, auf israelitisches Gebiet hinüberzutreten, dort zu verweilen und am Katzenloche zu hantieren.

Und es begab sich im Verlauf jedes Jahres ganz gewiß mehrmals, daß mein Taufpate, zumeist während der Abenddämmerung, besagtes Mauerpförtchen erknarren ließ und breit und gewichtig zu dem Katzenloch hinüberschritt. Was er hierbei feierlich steif mit der Faust gepackt hielt, war ein derber Zwillichsack, darin zusammengeknäuelt etwas Lebendiges zappelte. Und mit schicksalhartem, abgewendetem Antlitz tauchte Herr Julian den Sack so oft und so lange in das schattige Gewässer unter, bis das zappelnde Leben darin still geworden war.

Uns auf der Mauer graufte. Und obwohl Heike Feddersen und Timm Eiteljörge im Flüsterton gegeneinander prahlten, daß sie sich im gegebenen Falle nicht scheuen wollten, den Zwillichsack ebenso eiskalt und unerbittlich durch das schmale Pförtchen zu tragen, so war doch niemandem recht wohl bei der Sache. Wenn dann aber aus dem Zwilch, der im Katzenloch zappelte, vollends noch ein Schrei ertönte — jammervoll und erbärmlich, wie eines erstickenden Kindes Schrei —, dann wurden die Rosen auf Eike Bluds Wänglein blaß, und dem weichmütigen Magnus, so stark und groß er auch noch eben mit Worten getan, stieg eine feuchte Angst in den Blick und verdichtete sich zu verräterischen Tränen. Nur Marte verhielt sich ganz still. Wie begehrlich das magere Hälslein reckend, bog sie sich zwischen den Schäften der Sonnenblumen, die auf der Mauer schwankten, weit hinaus und verfolgte den Vorgang des Katzenschicksals mit Augen, daraus ein unkindliches Wissen blickte, und in denen wohl Mitleid, aber kaum eine Spur von Schauder bebte. Wenn dann der Senator nach vollbrachtem Werk sich vom Wasser weg und wieder dem Pförtchen zuwandte, so sah er freilich eine leere Mauer. Und das war gut so; denn hätte er darum gewußt, daß wir, und insbesondere Marte, das Verbot nicht achtend hinter ihm drein in den Garten geschlichen waren, dann hätte es ernsthafte Scheltworte und vielleicht das spanische Rohr, aber eine Woche lang keine rote Grütze gegeben.

So unheimlich das Katzenloch, so anmutend und verlockend deuchte uns nun freilich der Teil des Jüdengartens, wo ein überrankter Pfad zu einem wohlgepflegten Blumenbeet hinleitete, in dessen Einfassung von Buchsbaum zur rechten Jahreszeit immer etwas Rares blühte. Schattenlilien, Türkenbund und gelbtraubige Königskronen waren da noch nicht das Erlesenste. Durch eine dicht verwachsene Laube aus Pfeifenblatt, die sich unweit der Hauswand in den blühenden Dämmer schmiegte, gewann der Ort vollends eine geheimnisreiche Traulichkeit, wie sie dem Kindesherzen sonst nur aus alten, wunderschönen Märchen winkt. Wenn im Hochsommer an lauen Abenden dort hinter dem grünen Blätterteppich ein Saiteninstrument ertönte, dann wußten wir: des alten Eliessers Sohn, der schöne Manasse, war aus Hamburg zu Besuch da, und seine Schwester, die schöne Salome, spielte ihm auf. Und verharrten wir nur lange genug auf unserem Lauscherposten zwischen den Sonnenblumen ob der Gartenmauer, dann konnten wir wohl auch beim aufzitternden Mondlicht die beiden aus der Laube hervortreten sehen, Arm in Arm und zärtlich plaudernd wie ein Liebespaar, das die Tage der Trennung überstanden hat. Hinter ihnen folgte ein riesenhafter Neufundländer Hund, der fast immer mit dem Kopf auf der Erde spürte und weder jemals bellte noch sonst einen Laut von sich gab. Wir sagten, der Hund sei stumm.

Dann war Manasse wieder fort, das Herbstlaub fiel, und solange die Winternebel über dem Garten lagen, merkte man wenig genug von dem Leben drüben im Jüdenrathause. Die Tauben, mit deren Aufzucht die Jungfer Salome sich beschäftigte, saßen dann warm und vor Senators Katzen gesichert in ihren Schlägen. Sobald aber die ersten Veilchen blühten, da war auch Salome wieder im Garten und ließ, von uns beobachtet, ihre schwarzen Locken in Luft und Sonne spielen. Da sie vor dem Wasserloch einen Abscheu zu empfinden schien, so kam sie für gewöhnlich nicht bis zu unserer Mauer her; aber einmal doch, und ich entsinne mich genau, wie sie, ohne uns andere zu beachten, den Blick ihrer Mandelaugen auf Marte heftete, und wie es dabei gleich einer heißen Flamme aus der Nacht dieser Augen brach.

‚Also du bist die — Marte?‘ Es war wohl das erste Mal, daß wir die schöne Salome so nahe von Angesicht sahen und ihre Stimme so deutlich vernehmen konnten. Wie Glockengesang schien sie uns zu tönen — so voll und weich und dunkel. ‚Man nennt dich die Nachtmarte, mein Kind, und spricht, du könnest weissagen? Wie deine Mutter — Tod und Unglück! — Auch das Glück?‘

So redete die Einsame, und ihre Augen brannten, wie wir es nie in einem Menschenantlitz gesehen. Aber wie immer, wenn eine fremde Hand plötzlich und unmittelbar an dieses empfindliche Geheimnis ihres jungen Lebens rührte, so begann meine Gespielin leise zu zittern und suchte tastend meinen Arm. Da sie aber merken mochte, daß ich, selber von der Erscheinung und der Rede der Jüdin verwirrt, ihrer Bedrängnis keinen Halt bot, so glitt Marte katzengeschmeidig nach rückwärts an der Mauer hinunter und floh mit hochwehendem Haar wie ein Gespenstlein in ihres Vaters Haus, wo sie nach einer Stunde noch, als ob eine Scham sie würgte, in stürzenden Tränen saß.

Die schöne Salome aber, ohne zu ahnen, welch ein Leid sie dem Kinde zugefügt, schritt, von dem stummen Hunde begleitet, nachdenklich zu ihrem Blumenbeet weiter. Doch in der Folgezeit behielt sie ein Auge für Marte, ja, es schien zuweilen, als ob sie die Gelegenheit, mit der kleinen, scheuen Nachbarstochter zu plaudern, suchen wollte. Oft sank die Maiennacht auf den Garten nieder, und Salome wandelte, ein Tuch um den Busen gefaltet, noch immer ruhlos, ja wie spürend umher. Und eines Abends, da sie stehen blieb und zu dem zartbewölkten, schimmernden Himmel emporblickte, da hörten wir — Magnus und ich, die noch spät auf die Mauer geschlichen waren — sie leise, aber deutlich hörbar seufzen. Ach, damals glaubten wir Kinder, es sei wohl die liebende Schwester, die sich nach dem entfernten Bruder Manasse sehnte. Heute freilich weiß ich, daß es die Jungfer Salome nach einer anderen Liebe

als der schwesterlichen verlangt und daß die Sehnsucht der Einsamen in solchen Stunden an das verschlossene Tor des Lebens gepocht hat. Denn in dem hölzernen Hause war nichts, was ein hungriges Herz ersättigen konnte.

Ob dem alten Eliesser Asch geahnt hat, daß Gefahr in der Luft lag? An jenem — wie auch an manchem folgenden — Abend scholl dringlicher als sonst seine heisere Stimme aus dem Gewölbe herüber. Und gleich danach sahen wir den Judenvater, nach seiner Tochter ausspähend, mit einer großen Schirmlampe dahertappen, deren rötlicher Schein seltsam trüb und fremd durch den mondblauen Garten floß.

In dem Augenblick vernahm ich, dünn und fein und doch wie von einem verborgenen Wissen schwer, Martes Stimmlein an meinem Ohr. Ohne daß wir es bemerkt, hatte meine Gespielin schon geraume Weile flach neben uns zwischen den Sonnenblumenstauden auf der Mauer hingeschmiegt gelegen.

‚Olaf, hörst du sie?'

‚Wen denn, Marte?'

‚Die alte Jezabel — wie sie schreit!'

Ich lauschte; doch alles war still. Magnus fügte weise hinzu: ‚Ja, sie hat eben wieder geschrien. Wenn sie das tut, dann schlägt das Wetter um, und es gibt Regen, sagt Vater.'

Marte aber hob witternd das Näslein hoch. ‚Ich rieche ihn auch schon aus dem Katzenloch — den Regen,' flüsterte sie. ‚Nicht nur das Geschrei der alten Jezabel, sondern auch Jan Baaschs Brunnenfrau macht den Regen.'

In uns Kindern hatte sich — wer kann sagen, wie solches geschieht? — die feststehende Meinung gebildet, daß das Meerweib, nachdem Jan Baasch in ihren Armen gestorben, sich in das Katzenloch zurückgezogen habe. Verbittert und rachsüchtig gegen der Menschen Geschlecht, hauste sie dort im Trüben, ließ sich von den Katzenseelen bedienen und wartete nur auf die Gelegenheit, wieder ein Opfer zu sich hinunterzuziehen.

Noch lange lagen wir so und lauschten. In dem Garten unten war alles leer und still. Nur die Schatten der Bäume rückten im Mondlicht stetig weiter, aus dem Katzenloch blühten ohn' Unterlaß die bleichen, luftigen Lilien, und von drüben, wo es wie Silber um das alte Holzwerk des Jüdenrathauses witterte, drang von Zeit zu Zeit ein langgezogener, häßlicher Schrei.

II.

Nun leuchtet und flammt es in den alten Walnußbäumen vor dem Doktorhause. Der Herbst ist da! Aber noch immer singen, während

Franz Krüger/Parade auf dem Opernplatz



Phot. F. Bruckmann A. G., München

ich dieses schreibe, mir die Heidelerchen zum offenen Fenster herein. So laut fast wie in Lenzestagen.

Es ist ein Nährjahr für Menschen und Vieh gewesen, das Jahr. Dreimal hat die Sense das Futter durchschnitten, und aus dem goldenen Halmemeer hat es während der Tage des Hundesterns gesprüht und gezuckt wie von aufgespeichertem Sonnenglast. Als dann die Scheuern auf den Wersten voll waren, da kamen von Brinklage die Stadtmusikanten mit klingendem Spiel auf dem Deich dahermarschiert, und drei Tage lang gingen im Krug die Fiedeln, flogen die Kartenblattkönige, floß das Tonderner Bier aus dem Zapfen. Am Sonntag danach aber legte, wohl um das moralische Gleichgewicht im Koog wieder herzustellen, Paster Kröger seiner Predigt einen Text über die Mäßigkeit und den innerlichen Ernst der Seele zugrunde. Nun muffeln meine Bauern wieder in sich hinein, grüßen mich, der an ihnen vorbeireitet, kaum, und während sie die Fennen schon für den Winter herrichten oder mit den Brinklager Viehjuden im Hoftor stehen, da spähen sie mißtrauisch nach den Herbstwolken aus, deren schwärzlichviolette Geschwader sich bereits draußen über dem Meer versammeln.

Gewiß, diese Menschen, die da im ewigen Kampf mit dem gefräßigen Element verdrießlich und zäh geworden sind, wollen mich noch immer nicht für den rechten Mann halten, der von ihren Wandbetten den grinsenden Tod zu scheuchen vermag. Wenn ich in eine der niedrigen Vordielen trete, wo zwischen trüben Kerzen ein Kindessarg steht, der all meinen Mühen zum Trotz einen Bewohner bekommen hat — klagt dann nicht, irgendwo zwischen dem Gebälk hervor, ein Wimmern mich an: ‚Ach, wäre Dr. Lürsen noch hier gewesen!‘?

Ja, Dr. Lürsen! Noch heute, nach neun Jahren, ist er unvergessen! Wie eine halbmythische Figur, als ein Erretter aus Not und Todes Banden lebt er hinter diesen harten Stirnen weiter.

‚Herr Doktor,‘ kommt da vorige Woche Knut Nielsen voll Hast gelaufen und dreht linkisch die Mütze in der Hand. ‚Meine Frau, die Antje, macht schlechter. Die Nacht war sehr schlecht.‘

‚Hat sie die Medizin genommen, Nielsen?‘

Er starrt halb verlegen, halb feindlich an mir vorüber. ‚Die Medizin —?‘ Und dann stottert er — oder täuscht mich mein Ohr? — etwas von einer unfehlbaren Latwerge, womit Dr. Lürsen zu seiner Zeit Frau Antjes Nöte wie spielend besiegt habe. Das Rezept sei verloren gegangen —

‚Meine Medizin — meine soll sie nehmen, du Dummkopf!‘ schrei' ich und schlag' ihm die Tür vor der Nase zu.

Drei Tage danach war Antje Nielsen tot.

Wie die Heydkruger so geworden sind? Ein Blick in die Chroniken läßt den Grund ahnen. Ich bin im Besitze eines gewichtigen Buches, dessen Titel einst schon meinem Kindesohr vertraut gewesen ist: ‚Des Kirchspieles Brinklage Entwicklung und Geschichte von Leander Quadrupani, vormals Kirchspielvogt zu Brinklage'. Daraus fällt manch ein Streiflicht auch auf die Schicksale von Heydkrug. Ja, seit vielen Jahrhunderten hat jede kriegerische Unruhe gerade in diesem Wetterwinkel Schleswigs ihre bösesten Feste gefeiert, und der blanke Hans — wie der Chronist das Meer benamset — schien sich darauf kapriziert zu haben, mit tückischem Arm gerad' in die Höfe und Stuben der Heydkruger hineinzulangen und die schöngemalten Uhrgehäuse, die brokatenen Brautkleider und güldenen Kettlein, die Spinnräder, die Wandbetten und alles Menschenglück hinaus in die wilde Schwemme zu werfen. Wenn in wolkenverhüllter, stickiger Hochsommernacht sich plötzlich ein Wind erhob und bald danach der rote Hahn mit prasselndem Gefieder über die ausgedörrten Rohrdächer hinsauste — dann geschah dies gewiß in Heydkrug. Die Sturmflut vom Marcellustag dreizehnhundertzweiundsechzig, die ein alter friesischer Chronikenschreiber als die ‚Manndränkelse' — die Männer-Ersäufung — bezeichnet hat, rollt daher, reißt die Insel Strand in Stücke und läßt von Heydkrug kein Mauerstümpfchen stehen. Anno sechzehnhundertfünfundzwanzig bäumt sich, eine Riesin, die Fastnachtsflut auf, bricht die Kirche und die Pastorwohnung von der Werft, nimmt mit Gebrüll die Hälfte der Häuser und Menschen in die Arme, höhlt klatschend die Gräber auf und läßt die Särge mit den Toten darin wie eine Flotille von Gespensterkähnen in das huschende Mondlicht hinausrauschen. Anno achtzehnhundertfünfundzwanzig —

Doch genug des schlimmen Spieles! Es bedarf der Chroniken nicht. In den Augen der Heydkruger stehen die Schicksale ihrer Väter deutlich genug geschrieben.

◆ ◆ ◆

Und doch will mich bedünken, als ob in dem Verhältnis zwischen mir und diesen Leuten langsam und fast unmerklich sich so etwas wie eine Besserung vorbereite. Nicht, daß ich selber in meinem über Koog und Deich hinausträumenden Wesen ihnen verständlicher als bisher oder daß ich als Arzt inzwischen etwa der Kunst mächtig geworden wäre, dem Tode hoffnungslose Leben abzutrotzen. Sie und ich — wir sind dieselben geblieben. Aber es gibt noch eine andere Gestalt als die Jens Jochen Lürsens hier, die Macht hat — eine, die seit den sieben Jahren ihres Verschollenseins gleichfalls halbmythisch geworden ist und unvergessen hinter diesen Eisenstirnen weiterlebt. Gerade jetzt an den Herbstabenden, während der Wind draußen über die Fennen seufzt und an die Fenster-

läden klopft, da hocken sie in den Küchen und Stuben um die Feuer herum und raunen und tuscheln von ihr. Von dem Weib mit den Kindesschultern, der schmächtigen, blassen Frau Doktorin, die, unter zusammengewachsenen Brauen blickend, noch immer in den Krankenstuben von Heydkrug umgeht, hier ein Kissen schichtend, dort eine Medizin am Licht prüfend und immer geduldig an den Betten ausharrend, bis es für ihren Finger Zeit ist, ein paar stumpf gewordene Augen zuzudrücken. —

Ist es aber nicht, als ob von der Gestalt aus auf mich ein Abglanz und in die Herzen der Bauern allmählich ein Licht der Versöhnung falle?

Oder ist am Ende auch Frau Lund, diese Kälteste, heimlich am Werke, für mich um Zutrauen zu werben und den Marschleuten eine bessere Meinung von Jens Jochen Lürsens Nachfolger beizubringen? Seit ich ihren Knaben von der Bräune gerettet habe, scheint ihr die Erkenntnis gekommen, daß dieser verhexte Doktor doch am Ende noch Nützlicheres vermag, als nachts bei der Lampe sitzen und auf die Walnußbäume horchen, und daß es sich vielleicht verlohne, mit ihm hin und wieder ein kleines Gespräch über das Wetter und die Flutaussichten für den Winter anzuknüpfen. Seitdem steht auch manchmal ein Strauß frischer Herbstblumen auf meinem Schreibtisch.

Letzthin kam die Lund auf meine verstorbene Frau zu reden. Wie traurig es sei, daß Gott sie mitsamt den beiden Kindern so bald und so plötzlich zu sich genommen! Und wie das Unglück wohl geschehen sein möge? Kaum ein Wölkchen habe doch in jenen Stunden am Himmel gestanden, und die Frau Doktorin selig bei ihrer merkwürdigen Vorliebe für das Wasser sei der Segelkunst schier so kundig gewesen wie Tage Föhr und Klaus Olesen, die alten Seebären. Darum auch habe sie damals ganz allein und ohne Hilfe das Boot segelfertig machen können.

Ja, sie ist redselig und fast warm geworden, die kalte Lund, seitdem ich ihr stillschweigend gestattet habe, mir während des Staubwischens von der Frau Doktorin vorzuplaudern. Stöver Wiebken, die die Toten wasche und kleide, wisse noch heute zu erzählen, welche Liebe die Frau Doktorin allzeit gegen die geringen Leute gezeigt, und wie nur selten in einem Hause ein Sarg gestanden habe, dem sie nicht die Ehre ihres Besuches habe zukommen lassen. Meist in dem ungewissen Lichte des Abends, und — sonderbar — ohne daß man jemals zuvor eine Tür gehen, einen Hund bellen, einen Fuß habe schreiten hören. Wie aus einer andern Welt so habe die Blasse mit ihrem schimmernden Haar, das Kettlein von Mondsteinen um den Hals, plötzlich dagestanden und sich über das Tote gebeugt. Und obwohl Stöver Wiebken, wie es in ihrem Geschäft liege, Mut habe für zehn Männer, so sei es ihr doch fast unheimlich vorgekommen, wie die Frau Doktorin allzeit eine gewisse merkwürdige und fast ängstliche Sorge

darum getragen habe, ob auch die Augen des Sargbewohners völlig zum Schlummer geschlossen gewesen seien.

Jetzt naht nun wieder die Zeit im Jahr, da die Leute hierzulande den Arzt am seltensten in Anspruch nehmen. So kann ich auch tagüber öfter am Studiertisch sitzen. Eine gewisse wehmütige Behaglichkeit strömt dann mit den Sonnenstäubchen durch das bunte Walnußlaub zum Fenster herein, geht in die Kammer und zur Flurtür hinaus und durchschwimmt das ganze stille Haus. Am träumereichsten aber ist die Stunde, wenn hellrot der Abend über den Deich herleuchtet. Dann sind alle hinteren Räume wie mit Gold tapeziert; über Hände und Papier fließt mir der Schein und blendet das Auge, wenn ich mich umwende. Die Kammer aber, die unsere Hochzeits- und Ehekammer gewesen ist, steht wie in purpurnem Dampf, und nur undeutlich verschwimmend kann man durch die Verglasung des Hinterfensters sehen, wie draußen das sinkende Gestirn die Schattenbilder der Pfluggespanne, die langsam schreitend das Erdreich für die Wintersaat aufwühlen, dunkelviolett und in riesenhafter Ausdehnung über das bestrahlte Abendfeld hinwirft. Da hält es mich nicht länger am Schreibtisch. Ich springe auf und schreite, das Fest der Nacht mitzufeiern, in die stille Kammer hinein. Schon kauert Finsternis in den Winkeln. Nur über den zwei Kinderbettlein, die unbenutzt stehen, wölbt es sich noch wie ein brokatener Himmel, und in dem großen Wandspiegel, davor einst Marte, mein Weib, an jedem Morgen und Abend mit aufgelöstem Haar gesessen hat, lagern brennend zwei langgestreckte goldene Wolkenstreifen.

Und siehe — was ist das? Sitzt sie da nicht selber wieder am Toilettetisch, das Kettlein mit den Mondsteinen um den Hals, Schultern und Arme gerötet von dem weinfarbenen Licht? Kaum daß ich das schmale, blasse Antlitz im Spiegel sehen kann vor lauter silberigem Haar.

‚Marte!' will ich rufen. Aber zu spät! Die Brände sind draußen im Meer versunken. Der Traum ist erloschen.

Dunkel und traurig, wie das Auge der Sphinx, blickt der Spiegel mich an. Geheimnisvoll und verschwiegen ist der Toten Land, hundertfach versiegelt die Pforte des Schweigens. Mich fröstelt vor Einsamkeit.

◆ ◆ ◆

Der treue Magnus war nach Indien abgereist, ohne meiner Bitte willfahrt und mich noch einmal besucht zu haben. In Gedanken nehme er die Heimat an das Gestade des Brahmaputra mit, so schrieb er mir kurz; aber sintemalen das Eisenbahnbauen in solchen Gegenden einen klaren Kopf und ein geruhsames Herz verlange, so wolle er den Abschied nicht unnötig erschweren und sich kurzerhand in Hamburg einschiffen.

Inzwischen hat Frau Lund einen fremdartig gestempelten, dicken Brief

vor mich hingelegt, dessen zerknittertem Überseepapier man gerne glaubt, daß die Reise durch das Rote Meer weit und mühevoll ist. Ich las und mußte sinnen. Wäre es möglich, daß auf eine unerklärbare Weise der Himmelsstrich, unter dem wir weilen, schon nach so kurzer Zeit über des Menschen Wesen und damit auch über seine Schreibweise Gewalt gewinnt? Meines nüchternen Magnus Sprache erkenne ich an manchen Stellen dieses Briefes kaum. Es ist, als ob er es auch selber nicht zugeben will, als habe sie von den Blumen Indiens genascht und den Duft seiner Geheimnisse getrunken.

Sehr wortkarge Leute lieben zuweilen lange Reiseberichte zu schreiben. Der heutige lautet:

‚Kalkutta, den 15. September 19..

Mein lieber Olaf!

Ich weile seit mehreren Tagen schon in dieser lebhaften und merkwürdigen Stadt, um namens meiner Baugesellschaft einige größere Abschlüsse in Materialien zu machen. Aus der kleinen Bibliothek, die dein lieber Vater hinterlassen hat, stehen dir glücklicherweise so treffliche Abhandlungen über Indien zu Gebote, daß ich von Hindutempeln und Moscheen, von Schlangenbeschwörern und brennenden Witwen füglich kein Wort zu verlieren brauche. Auch ist im Augenblick mein Kopf so mit Zahlen und Berechnungen angefüllt, daß mir für das Mystische und Geheimnisvolle, wovon dieses uralte Land der Sonne umwittert sein soll, das rechte Organ fehlt. Übrigens habe ich wohl in der Tat bisher mehr menschliches Elend und Trübsal als Wunderdinge hier zu sehen bekommen. In dem Hinterland von Dakka wütet die Pest. Als ich vorige Woche auf meinem Maultier durch die Gegend ritt, waren halbe Dörfer menschenleer. Der schwarze Tod klopft die Häuser aus wie reife Mohnkapseln. Dieses Bild stammt nicht von mir, sondern von einem Brahmanen, den ich dieser Nächte in Dakka sprach. Ich hatte mich, nachdem mein Tier Futter bekommen, vor eine Schenke hingesetzt, dicht am Ufer des Burhi-Ganga, und rauchte von meinem Türkentabak ein Pfeiflein nach dem andern. Aus dem Schilf stieg der Duft der Lotosblumen auf und vermischte sich in der stillen Nacht mit einem andern Duft, den von Zeit zu Zeit der Wind über das Land herschlug: dem Geruch von brennenden Pechpfannen, Kräutern und verwesendem Fleisch. Ich habe dieses brenzlige Parfüm, womit Frau Pest, wenn sie durch die Länder schreitet, ihren blutroten Mantel zu versehen liebt, schon in verschiedenen Erdenstrichen, wie du weißt, unter der Nase gehabt und kenne es wohl aus hunderten heraus —

Nachträglich, lieber Olaf, möchte ich mich allerdings der sonderbaren Gedanken schämen, die mir in jener Nacht am schläfrig murmelnden Burhi-Ganga gekommen sind. Vielleicht waren es die großen schwimmenden

Wasserblumen, die mich träumerisch stimmten, war es der verwehte Rauch der Pechpfannen, der mir diese Träume schwärzte. Jedenfalls — die Fremde lag mir wie Blei in den Gliedern. Ich dachte an den und jenen Freund, der daheim bei Weib und Kindern saß, und mein irrendes Leben kam mir zerrissen, verfehlt vor —

Inzwischen war der Mond aufgegangen. Groß stand er und mit brandigem Schein über der Ruine einer Moschee, deren Säulenschäfte aus weißem Gestein an die verbleichten Knochen alter Tierskelette gemahnten. Als das Mondlicht sich rosig erhellte, begannen diese Knochen wie mit blühendem Fleisch umkleidet zu schimmern. Du kennst den Mond von Bengalen nicht, lieber Olaf. Er scheint älter, viel älter zu sein als unsere gute Mondscheibe daheim. Sozusagen philosophischer. Wie ein Hauch schwimmt er traurig und sanft am Himmel dahin, mit dieser Hindusanftheit, dem tiefen Verstand und der trauervollen Ruhe, die dem irdischen Lande das eigentümliche Gepräge geben: die heilige Opferlampe, die allnächtlich über dieser müden Welt schwebt — das große, stille Auge, das Tränen der Jahrtausende auf die ratlose Menschheit weint —

Da sah ich plötzlich neben mir auf der Steinbank eine gebückte Gestalt hocken. In schwarzes Antilopenfell und ein paar Leinwandfetzen gehüllt, hielt sie den bärtigen Kopf gesenkt, die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

Wer jemals den Fuß auf indische Erde gesetzt hat, der kennt diese dünnbärtigen, fleischlosen Antlitze der Brahmanen von der dritten und vierten Stufe, der Heiligen und Büßer.

Ich war wohl gerade bei dem so und so vielten Pfeiflein angelangt, als das Mumienantlitz seine Augenlider, die mir gewölbt und welk deuchten wie zwei Walnußschalen, auftat und mich mit müdem und traurigem Erstaunen, wie aus tiefem Traum erwacht, anblickte. Aber kein Wort kam von den Lippen, und eben wollte der Dschogi, wie es schien, von meiner Anwesenheit absehen und wieder in seine vorige Haltung zurücksinken, als ich, nur um die Stille zu brechen, an ihn eine Frage tat. Ob er mir sagen könnte, wo der Großhändler William Hutchinson & Co. in Dakka wohne? Da stand der Heilige auf, legte den Finger an den Mund, um mir anzudeuten, daß sein Wandel unter dem Zeichen des büßenden Schweigens stehe, und wollte sich entfernen. Aber aus den hohlen Tiefen seiner Brust mußte wohl eine Flamme emporlodern und ihm die Zunge brennen. Die geschlossenen Augen und den dünnen Bart über seine Schultern zurückwendend, sagte er langsam auf englisch diese Worte: ‚Begreifst du nicht, o Fremdling, daß es unendlich gleichgültig ist, wo der Händler William Hutchinson wohnt? Die Feuer rauchen, der Tod klopft die Häuser aus wie reife Mohnkapseln. Nichts begehren, nur schweigen und sterben

— das ist das Ziel! — Hast du wirklich noch den Mut, zu fragen, wo der Händler William Hutchinson wohnt?'

Es klang wie ein hohnvolles Lachen. Wie die Gestalt auf ihren ausgedörrten Knochenbeinen so durch das Mondlicht dahinschritt und hinter den Trümmern der Ruine verschwand, da war mir, als trüge sie den ganzen Daseinsschmerz dieser gealterten indischen Menschheit unter Fell und Leinwandfetzen fort in die Nacht.

Das Schilf seufzte, die Lotosblumen schimmerten, und manchmal stach beutelüstern eine Krokodilschnauze aus dem trägen Buchtwasser, das dann noch lange in Kreisen nachzitterte. Vom Depot herüber drang zuweilen gedämpft und schläfrig das Trompeten eines Elefanten. Ich sann darüber, wie doch die Erschlaffung und Willenlosigkeit in diesem Lande, über dem die Nirwana dämmert, nicht als ein Krankheitssymptom, sondern einfach als Lebensprinzip zu gelten habe; und daß dieses indolente Volk, auf dessen Nacken der Brite die starke Hand gelegt hat, seiner Natur gemäß für Glück halten muß, wovor wir anderen Menschen zurückschauern: das Verwehen — das Zerfließen —

Es war lange nach Mitternacht, als ich meine kalt gewordene Pfeife auf dem Stein ausklopfte. Morgen wollte ich zu dem Großhändler William Hutchinson & Co., um wegen guter Eisenbahnschienen zu feilschen! Aber während ich auf der Matte ausgestreckt lag und schon der Schlaf mir die Gedanken löste, da war es noch wie ein versuchendes Lachen an meinem Ohr: daß es ja gleichgültig, unendlich gleichgültig sei, wo William Hutchinson wohnte —

Als ich im Goldlicht der nächsten Frühe auf mein Maultier stieg, da hatte ich freilich nichts mehr von diesem Haschisch im Blute. Ich wickelte mein Geschäft so vorteilhaft und gut als möglich ab, und als ich mit dem ehrenwerten Mister Hutchinson und dessen blonder Gattin am Nachmittag auf der Terrasse beim Tee saß, da deutete mein Wirt im Laufe des Gespräches auf einen Artikel der ‚Times of India', die vor ihm lag, und meinte lachend: ‚Da ist aus dem Gefängnis in Kalkutta soeben ein kapitaler Gauner, der dort in Untersuchungshaft saß, entsprungen. Ein gewisser Marcel Grotefend aus Hamburg — also Landsmann von Ihnen! Nun, das Genie wenigstens wird ihm niemand absprechen können. Lesen Sie, Mister Schlichtegroll!'

Ich bat die Dame des Hauses um Erlaubnis, lieber Olaf, und las. Und es kostete weiß Gott mir Mühe, während dieser Lektüre eine ruhige Miene zu bewahren und den vollkommen Gleichgültigen zu spielen.

Also Marcel Grotefend ist nicht ‚in Amerika drüben verdorben', wie ein blindes Gerücht damals uns glauben gemacht hat, lieber Olaf. Er hat all die Zeit über gelebt — sogar intensiv gelebt — und er lebt noch.

Aber aus dem begabten Maler, dem immer lustigen Kumpan, dem Liebhaber und Verführer der schönen Salome ist seither einer der gefährlichsten und, wenn man so sagen darf, genialsten Gauner geworden, die seit langer Zeit den internationalen Sicherheitsdienst beschäftigt haben. Ich gebe Dir die Lebensgeschichte und Verbrecherlaufbahn einfach so wieder, wie ich sie in Mister Hutchinsons englischer Zeitung gefunden habe. Nachdem unser einstiger Freund — wohl infolge etlicher Bummeljahre in den Weinschenken Roms — seines Malerberufes überdrüssig geworden und den Rest seines Vatererbes an einem Abend in Monte Carlo verspielt hatte, ließ er sich zunächst kraft eines gefälschten Patentes in Algier als Arzt nieder und schrieb, besonders von einer vornehmen Damenwelt mit reichem Zulauf beehrt, während mehrerer Jahre Rezepte, daß es eine Art hatte. Als ihm der afrikanische Sandboden zu heiß wurde, verschwand er über Nacht, debütierte auf Grund abermals gefälschter Papiere und eines wohlgepflegten Christusbartes vorübergehend als Prediger bei einer Methodistengemeinde, verübte in jedem jungen Lenz einen gewinnbringenden Heiratsschwindel und verlegte sich, indem er stets mit Gewandtheit und List dem Fangarm der Polizei zu entweichen wußte, schließlich ganz darauf, im rouge et noir die Dame Glück an sich zu fesseln. Bald tauchten sein Frack und sein Monocle in den Spielsälen aller fashionablen Modeplätze Europas auf. Die französischen Berichte und Steckbriefe aus jener Zeit heben bei der Beschreibung des Falschspielers immer wieder die Eleganz seiner äußeren Erscheinung, die Sicherheit des Auftretens sowie die Qualität als ‚schöner Mann' hervor. Marcel Grotefend nannte sich nacheinander: Comte Douglas, Lord John Horrox, Wälti Graf von Pluta-Everez usw. Nachdem er Europa vollständig abgegrast, verlegte dieser Proteus und König der Hochstapler das Feld seines Gimpelfanges in exotische Länder, plünderte in Stambul und Kairo eine Anzahl englischer Lords und türkischer Vezire aus und tauchte zuletzt unter dem Namen eines Barons Schelsicha in Indien auf. Hier nun brachte der Vielgewandte, von den Maschen des Sicherheitsdienstes allmählich immer enger umsponnen und schon der Verhaftung nahe, das meisterlich burleske Gaunerstück fertig, daß er in Kalkutta eine Anstellung als höherer Polizeioffizier erlangte und selber auf die Spur des vielgesuchten Barons Schelsicha gesetzt ward. Vielleicht aber war es gerade dieses Geniestreiches Gelingen, das, indem es ihn übermütig und sorglos machte, zugleich sein Verderben bewirkte. Wenigstens war es ein unbedeutender Zufall, der den Verbrecher zu Entlarvung und Verhaftung führte — zu letzterer freilich, wie schon bemerkt, nicht für lange.

Was sagst du nun, alter Junge? Ist es nicht die närrischeste aller Welten? Und geht es in dieser sogenannten wirklichen Welt nicht um

ein Haar so phantastisch und unwahrscheinlich zu wie nur jemals in einer von Möddersch Oses guten alten Räuberhauptmanngeschichten?

Dieser Comte Douglas, John Horrox und Baron Schelsicha, dieser Methodistenprediger und Arzt zu Algier in einer Person, dieser über die Erde gehetzte Verbrecher ist kein anderer als der Marcel Grotefend unserer Kindheit — derselbe Herr Grotefend, der als gern gesehener Gast bei uns ein und aus gegangen, der an unserem Tische gegessen und mit Vater selig und Kapitän Truckenbrodt oben in der Bodenkammer des Kliffs an so manchem Sommernachmittag die Klinge gekreuzt hat —

„Soviel Unternehmungsgeist und Tatkraft, in erlaubte Bahnen geleitet, könnten in diesem indolenten Lande Schätze aus dem Boden stampfen," unterbrach Mister Hutchinson meinen Gedankengang. Aber seine Stimme klang mir wie aus weiter Ferne.

Ich will nicht hoffen, daß mein ehrenwerter Geschäftsfreund und seine blonde Gattin, als ich mich bald danach von ihnen verabschiedete, von den besonderen Empfindungen, die der Artikel der ‚Times of India' in mir erregt, etwas bemerkt haben. Man muß gelernt haben, mit einer Maske zwischen den Menschen gehen.

Lebe wohl, Olaf, und schreibe bald

Deinem

getreuen Magnus.'

Ein bemerkenswerter Brief meines nüchternen Schwagers, dessen Beruf es ist, Zahlen auf Papier zu werfen und Eisenkonstruktionen zu errechnen! Doch da kommt noch ein Zusatz:

‚PS. Es ist nach Mitternacht, und es treibt mich, bei einer Kerze und dem sanften Licht des bengalischen Mondes diesem Brief noch eine Nachschrift zu geben. Ich kann heute den Schlaf nicht finden, weil — seltsam genug! — der äußerliche Anlaß dieses Zeitungsberichtes über Marcel Grotefend in mir ein Heimweh aufgestört hat. Fast einen Heimwehrausch möcht' ich es nennen —

Höre, Olaf! In den Augen der anderen mag immerhin unser rotes Kliff ein Tauschwert sein, ein verkäuflich Gut, ein Haus wie all die übrigen Häuser. Uns aber ist es und muß es bleiben das Märchenschloß unserer Kindheit, die Schatzkammer der besten Erinnerungen, der unveräußerliche Besitz unserer Herzen. Wie die alten Mönche ihre fromme Minneglut, so möchte ich diese Liebe auf Purpurpergament mit goldenen Buchstaben hinschreiben. Und so oft ich träumenden Geistes die kleine Freitreppe hinanschreite und den Akazienwipfel über mir wehen höre, da will ich, wie einst Moses am brennenden Dornbusch tat, leise die Schuhe von meinen Füßen lösen und zu mir sprechen: Dieser Ort, wo deine Gedanken stehen, ist heiliges Land. In solchem Zusammenhang wird dir, lieber Olaf, auch mein

Vorschlag nicht allzu seltsam erscheinen: daß wir das Haus, das laut Vaters Testament dir und mir zu gleichen Anteilen zugefallen ist, in Zukunft weder verkaufen noch vermieten wollen. Leer möge es stehen und, ein unverletzliches Heiligtum, nur den Geistern unserer Abgeschiedenen zur Wohnung dienen. Von der Wand aber sollen allzeit Vaters alte Schläger blinken, über dem Podest am Fenster sollen die Sonnenbalken liegen, und auf dem Bilde, das über der Kanapeelehne hängt, sollen die Liebesleute in der Rosenlaube nicht merken, wer mit dem Stundenglas und der Sense hinter ihnen steht. Und obwohl die fleißige Hand der alten Matten schon lange tot ist, so sollen doch die Fenster längs der Hausfront immer blank sein und blitzen, damit Sonne und Mond und die Helligkeit der Welt sich darin spiegeln können, so wie ehedem alles Gewölk von drohenden Schicksalen sich in den zitternden Seelen meiner armen Mutter und meiner Schwester vorausgemalt hat. Und immerdar soll der Anrichteschrank in der Wohnstube glänzen wie frischgebohnt, und es soll darauf von dem Kurfürstlichen Magenguldenwasser aus dem Lachs in Danzig an allen Tagen schimmern eine wohlgefüllte Flasche, auch wenn keine Möddersch Ose Wockenfuß mehr im beschneiten Wettermantel zur Stube hereingewackelt kommt, um, wie es ihr gutes Recht war, ein Gläschen davon zu nehmen. Immer aber auch sollen zur Nachtzeit etliche Katzen auf dem Dache schreien, und die Akazie soll blühen in jedem Juni, und hinten über der Jüdenmauer das Katzenloch mit dem Regenbogenglanz möge glimmern geheimnisvoll und grausig wie an jenem Tage, da Doktor Momme Wübbens — nach Martes Vorhersage — die tote Salome an ihrem triefenden Haar aus seiner feuchten Tiefe zog. Ja, das alles möge bleiben, so wie es immer gewesen ist, auf daß es unsere Herzen, wenn wir traurig und müde sind, mit dem Traum der Kindheit umschmeichele. Und wenn wir fortan aus der Welt heimkommen — denn auch dich, Olaf, hat das Schicksal zum Wanderer bestimmt, und ich weiß, du schauest schon tagtäglich wieder hinaus auf den schimmernden Ozean — dann wollen wir, weib- und kindlos, wie wir beide sind, jedesmal in unserem alten Hause am Markt Wohnung nehmen und an dem lindenen Tisch unter der Kupferlampe sitzen und wieder in unseren Betten schlafen, ganz wie in der früheren Zeit.'

(Fortsetzung folgt.)

Ein Apostel der Freiheit und Liebe: Frédéric Ozanam / Im Umriß gezeichnet von Karl Muth

Man begegnet heute nicht selten der Behauptung, jene französische Bewegung, die von einer Anzahl hochbegabter Katholiken, die sich Liberale nannten, zugunsten der christlichen Religion und der kirchlichen Freiheit hervorgerufen und geleitet worden ist, habe durch ihre Geschichte bewiesen, daß sie unberechtigt und verfehlt gewesen sei. Dieses Urteil leidet, wie alle geschichtlichen Urteile, die nicht auf sorgfältige Unterscheidung aufgebaut sind, an dem Fehler grober Verallgemeinerung. Seine Fragwürdigkeit wird sofort offenbar, wenn man den Blick auf die Einzelheiten richtet und insbesondere sich mit den Persönlichkeiten auseinandersetzt, in deren Geist und Herzen jene Bewegung ihren Ursprung hat. Denn wenn je eine Bewegung nicht aus doktrinären Anfängen entstanden ist, sondern ihre letzten Ursachen in der persönlichen Eigenart, dem Charakter ihrer Träger hatte, so gilt dies von derjenigen, die vornehmlich mit den Namen Lamennais, Lacordaire, Dupanloup, Montalembert verknüpft ist. Der Umstand, daß gerade der leidenschaftlichste unter diesen Männern, Lamennais, die große Belastungsprobe des Charakters nicht bestanden hat, ist nur ein Beweis mehr für diese Auffassung. Man muß sich bloß darüber klar werden, wie sehr bei ihm das intellektuelle, doktrinäre Element zeitweilig die Übermacht über das moralische hatte, und daß infolgedessen gerade er, der die Bewegung hervorgerufen, zugleich auch derjenige war, der sie von Anfang an durch Einseitigkeit und Starrheit kompromittiert hat. Von der überspanntesten Theokratie bis zur entfesselten Demokratie war für ihn nur ein Schritt. Das würde nicht möglich gewesen sein, wenn sein Tun und Denken aus der unwandelbaren Tiefe des moralischen Charakters und nicht aus den beweglichen Kräften der Phantasie und des Intellekts hervorgegangen wäre.

Eine Kraft, die aus der moralischen Tiefe des persönlichen Lebens entspringt, kann in der Welt des sittlichen Geistes niemals verloren gehen. Wie sollte also eine Bewegung als erloschen gelten dürfen, die nur von solcher Kraft getragen war!

Gedanken dieser Art werden unmittelbar lebendig, wenn man die Begeisterung sieht, mit der kürzlich, besonders in Belgien, das Andenken Montalemberts gefeiert wurde, und mit der sich gegenwärtig die Katholiken, man kann wohl sagen aller Länder, anschicken, den Säkulartag der Geburt Frédéric Ozanams festlich und in mehr als pflichtschuldiger Rückerinnerung zu begehen.

Ozanam, der zwar nicht in der Front und Schulter an Schulter mit dem ungestümen und wortgewaltigen Montalembert, dem unwandelbaren und doch geschmeidigen Lacordaire, dem ebenso kühnen wie klugen Bischof von Orléans kämpfte, war doch nicht minder von ihrer Richtung und vertrat die Ideen der Bewegung in Wort und Tat mit einem von allen Schlacken trüber Leidenschaft geläuterten Idealismus so fest und unbeirrbar, daß er wie kein anderer berufen scheint, dem Echten und Unzerstörbaren in ihr neue Freunde und Verteidiger zu werben. Mag es daher auch zu jeder Zeit ein Verdienst sein, das Andenken

dieses Mannes aufzufrischen, da das Beispiel eines vollkommenen Christen niemals unzeitgemäß sein kann, so ist die Betrachtung seines Lebens doch für unsere Tage noch in ganz besonderer Weise lehrreich. Die Kämpfe und Verhältnisse, in denen die heutige Welt steht, beruhen ja zum großen Teil noch auf denselben ungelösten Fragen, um die sich das Denken und die praktische Arbeit Ozanams bewegt hat, und man wird nicht sagen können, daß die Einsichten und Gesinnungen, auf die es ihm bei ihrer Lösung vornehmlich ankam, in der heutigen katholischen Welt schon so allgemein geklärt und befestigt wären, daß es sich bei der Feier seines Gedächtnisses nur um einen Akt historischer Pietät und christlicher Dankbarkeit handle.

Ozanam lebt in den Herzen vieler Menschen heute durch seine Liebestätigkeit fort, die ihren bleibenden Ausdruck in der Gründung der Vinzenz-Konferenzen fand. Sein Wesen und Wirken als Schriftsteller, Lehrer, Forscher und Denker, sowie als ein seine Zeit inspirierender Charakter ist hingegen fast unbekannt zu nennen, wenigstens unter den lebenden Generationen in Deutschland, obwohl ihm kein geringerer als Edmund Hardy im Jahre 1878 ein warmherzig geschriebenes Büchlein gewidmet hat.

Daß Ozanams praktisches Wirken von neuem gewürdigt und der Nachahmung empfohlen werde, dafür ist durch die Jubiläumsfeiern in den nächsten Wochen gesorgt. Ihn vornehmlich als Apostel der Freiheit und der Liebe in bezug auf das weitere menschliche Leben, Denken und Tun vorzuführen, mag daher der besondere Zweck dieser Skizze sein.

* * *

Wer Ozanams caritative Wirksamkeit aus ihrem innersten Wesen heraus verstehen und den Unterschied begreifen will, der zwischen ihr und der herkömmlichen Wohltätigkeit obwaltet, der muß auf das Ganze seiner Anschauungen zurückgreifen. Aber auch diese Anschauungen sind wiederum nur ganz verständlich aus seinem Leben und seinem Charakter.

Ozanams Leben ist äußerlich nur durch wenige Wandlungen hindurchgegangen; um so lebhafter und bewegter müssen die inneren Erlebnisse gewesen sein, um jene Weisheit zu erklären, mit der er dem Leben gegenüber handelte.

Die meisten Biographen beschränken sich darauf, seine Abstammung bis in die dritte Generation zurück zu verfolgen. Ein starker religiöser Zug ist bei einer jeden wahrnehmbar. Ein Vorfahre im 17. Jahrhundert, der sich wissenschaftliche Verdienste um die Physik erworben hat, gehörte seiner religiösen Richtung nach dem Jansenismus an. In einem Briefe Ozanams aus seinem letzten Lebensjahre an einen zur katholischen Kirche übergetretenen Israeliten lesen wir, in seiner Familie bestehe die Tradition, sie sei jüdischer Abstammung. Zum Verständnis der Psyche Ozanams wird diese Tatsache insofern bedeutsam, als sie die Glaubenskraft und religiöse Inbrunst darin als eine Erbtugend erscheinen läßt. Denn wie eine Erbsünde, so gibt es auch eine angeborene Anlage zur Tugend, gleichsam einen Zustand, in dem die bösen Neigungen auf ein Mindestmaß eingeschränkt erscheinen. Bei Ozanam hat man den Eindruck, daß ihm ein solches Gnadengeschenk geworden

sei. Seine Eltern waren Menschen von großer Frömmigkeit und Pflichttreue. Sein Vater, anfänglich Offizier, hatte sich im Heere Napoleons bei den Kämpfen in Oberitalien ausgezeichnet. Nach der Proklamierung des Kaiserreichs zog er den Waffenrock aus und heiratete die Tochter eines reichen Seidenhändlers. Er verlor jedoch infolge einer Bürgschaft sein Vermögen, und obwohl ihm die militärische Laufbahn von neuem offen gestanden hätte, zog er es aus politischer Überzeugungstreue dennoch vor, sich in dem damals französischen Mailand ein kümmerliches Brot durch Erteilung von Unterricht zu verdienen. Daneben studierte er Medizin. Er konnte bald eine Praxis eröffnen und erhielt als Anerkennung seiner Dienste während einer Typhusepidemie von Napoleon das Eiserne Kreuz. Um jene Zeit, am 23. April 1813, wurde als fünftes Kind Frédéric geboren, dem noch vier Geschwister folgten; doch blieben den Eltern im ganzen nur drei Kinder am Leben. Nun kommen bessere Zeiten. Der Vater, durch wissenschaftliche Schriften zu Ansehen gelangt, erhält einen guten Posten in Lyon. Er wird geschätzter Mitarbeiter an der Revue des deux mondes. Seine Wohltätigkeit macht ihn bald weit und breit beliebt. Als er tot ist — er stürzte bei einem Krankenbesuch im Hause eines Armen die Treppe hinab und verletzte sich tödlich — stellt sein Sohn Frédéric fest, daß er jeden fünften Krankenbesuch einem Armen geschenkt und auch sonst viele Beiträge niemals eingefordert hatte. Die Erziehung seiner Söhne war ihm eine hohe Angelegenheit gewesen; das Hauptverdienst für die religiöse Bildung jedoch scheint der Mutter zu gebühren. ‚Glücklich der Mann, dem Gott eine heilige Mutter gab!‘ Diesem Ausruf begegnen wir in den Briefen Ozanams zweimal an bedeutsamer Stelle. Sorgfältig behütet und vielseitig unterrichtet, wuchs Frédéric in der Familie auf, bis er in seinem achtzehnten Lebensjahre für die höheren Studien nach Paris übersiedelte. Frühreif, wie er war, hatte er zeitig eine religiöse Krisis durchgemacht. ‚Einige Zeit von Zweifeln erschüttert,‘ so bekennt er 1831 einem Freund, ‚fühlte ich ein unwiderstehliches Bedürfnis, mich mit allen meinen Kräften an der Säule des Tempels festzuhalten, und sollte sie mich in ihrem Sturze zerschmettern.‘ Und am Schluß seines Lebens gestand er: ‚Ein Priesterphilosoph rettete mich und brachte Ordnung und Licht in meine Gedanken.‘ Abbé Noirot, so hieß sein Mentor, scheint in der Tat durch seine sokratische Methode bei all seinen befähigten Schülern ein großes Werk verrichtet zu haben. Inmitten der Kämpfe und Anfechtungen der Hauptstadt, wohin er wenige Monate nach der Julirevolution seinen Einzug gehalten hatte, behauptet sich Ozanam mit großer sittlicher Festigkeit in seinem Wandel sowohl wie in seinen Überzeugungen. Der Vater wünscht, daß er Jurist werde. Ohne Neigung zu diesem Beruf gehorcht er. Das Glück führt ihn in das Haus des berühmten Physikers Ampère, wo er bald die Stelle des auf Reisen abwesenden Sohnes einnimmt. Jugendliche Begeisterung für Lamartine und Chateaubriand treibt ihn an, deren Bekanntschaft zu suchen. Der Verfasser des ‚Genie des Christentums‘ gibt ihm den Rat, keinen Fuß in ein Theater zu setzen, und der lernbegierige Student folgt der Meinung des Erfahrenen mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, mit der er niemals ein Buch gelesen hätte,

vor dem ihn die Mutter gewarnt hatte. Sonst jedoch kannte sein Eifer in Erwerbung von Kenntnissen keine Grenzen. Ohne sein Fachstudium zu vernachlässigen, entwirft er in den Briefen an seine Kameraden weitausschauende wissenschaftliche Pläne. Dem Vater schreibt er um jene Zeit, er vermisse schmerzlich den häuslichen Herd, es sei etwas wie eine unsagbare Zartheit in ihm, die an der Luft der Hauptstadt leide. ‚Paris mißfällt mir, kein Leben, keine Liebe, kein Glaube, ein Kadaver! — Die Wissenschaft und der Katholizismus sind meine einzigen Tröstungen.‘

Das religiöse Bedürfnis wächst in ihm in der Berührung mit der Welt. Er beginnt mehr und mehr ‚an die Kontinuität, die Katholizität der religiösen Ideen, an die Wahrheit, Güte und Schönheit des Christentums‘ zu glauben. Eine gewisse Vereinsamung führt ihn dazu, häufiger einem Gedanken Ausdruck zu geben, der ihn schon in Lyon beschäftigt zu haben scheint. ‚Ich hoffe — so heißt es in einem Brief an einen Freund — zur Gründung der Vereinigung zu kommen, von der ich Dir schon gesprochen habe;‘ und bald danach an den Vater: ‚Du weißt wohl, wie sehr ich wünschte, mich von jungen Leuten umgeben zu sehen, die denken und fühlen wie ich.‘

Eine Gelegenheit, die Gleichgesinnten zusammenzuführen, bot sich bald, als religions- und kirchenfeindliche Ausfälle einzelner Professoren an der Sorbonne Ozanam und einige seiner Freunde veranlaßten, dagegen Einwände zu machen. Sie taten es schriftlich und reichten dem Professor diese Denkschrift ein. Meist wurde sie vor den studentischen Hörern verlesen. Nach einem solchen Vorkommnis tut Ozanam eine briefliche Äußerung, die bereits für seine ganze spätere Anschauung und Taktik charakteristisch ist. ‚Unsere öffentlich verlesenen Antworten haben den besten Eindruck gemacht, einmal auf den Professor selber, der nahezu alles berichtigt hat, dann aber auch auf die Hörer, die Beifall gespendet haben. Das Wertvollste bei diesen Unternehmungen ist, der studierenden Jugend zu zeigen, daß man Katholik sein und dennoch gesunden Menschenverstand haben kann, daß man die Religion und zugleich die Freiheit lieben kann; schließlich zieht man sie damit aus der religiösen Indifferenz heraus und gewöhnt sie an schwere und ernsthafte Diskussionen.‘

Dies war in den ersten Jahren, die der Julirevolution folgten. Die antireligiöse Reaktion gegen die offizielle und politisch-äußerliche Förderung des Kirchenwesens in der Restaurationsepoche hatte den Radikalismus der Bourgeoisie aufs schredlichste enthüllt. Die Religionslosigkeit wurde offiziell, und der bevorstehende Zusammenbruch der katholischen Religion galt als eine sichere Tatsache. Aber diese radikale Hochflut hielt nicht lange an. Schon 1835 veröffentlichte de Sacy, der unter der Restauration liberal und Voltairianer war, ein Buch: ‚Von der religiösen Reaktion‘, worin er dem Unbehagen der vornehmen Geister der Zeit folgenden beredten Ausdruck gab*: ‚Das achtzehnte Jahrhundert genoß die vergnügliche Seite des Unglaubens; wir nur die schmerzliche. Wir empfinden die Leere. Sowohl in der Philosophie

* Cf. Thureau-Dangin, Histoire de la Monarchie de Juillet Bd. 2, S. 345.

wie in der Politik ist's wahrhaft eine schöne Zeit, da alles in der Opposition steht. Da läßt man sich mit dem Strom treiben . . . Jawohl, aber hütet euch vor dem Erwachen! . . . Der Tag des Erwachens — das ist unsere Epoche!'

In solchen Zeitläuften pflegt es in der studierenden Jugend stark zu gären. ‚Der größte Umschwung — so schrieb Dupanloup damals — macht sich bei der Jugend bemerkbar. Seitdem die Religion außerhalb der Politik steht, greift bei den jungen Leuten ein in bezug auf den Gegenstand zwar noch unbestimmtes, aber in seiner Wirkung sehr mächtiges religiöses Gefühl Platz.' Bei weitem schärfer sprach dies Professor Jouffroy aus auf eine Interpellation hin, die die Studenten um Ozanam herum an ihn gerichtet hatten: ‚Meine Herren,' so sagte der alte Rationalist, ‚vor fünf Jahren wurden mir nur Einwendungen gemacht, die ein ganz materialistischer Geist diktiert hatte; heute hat sich die Stimmung sehr gewandelt, die Opposition ist vollkommen katholisch.'

Das ist die Atmosphäre, worin der junge Ozanam sich und seine Ideen wachsen fühlt. Daß er seine Zeit nicht schlecht verstand, beweisen seine Bemühungen beim Erzbischof von Paris um religiöse Konferenzen in der Notre-Dame-Kirche, die die Religion in ihren Beziehungen zur Gesellschaft zum Gegenstand hätten. Die Folge war die Berufung Lacordaires, dessen gewaltige Beredsamkeit hier zum erstenmal ein großstädtisches, seltsam gemischtes Publikum hinriß.

Wie bei der Anregung dieser Konferenzen, so wurden für Ozanam auch anderwärts die praktischen Wirkungen der Gesichtspunkt, unter dem er künftig Religion und Christentum mehr und mehr zu betrachten anfing. Um jene Zeit warnt er einen Freund davor, den Glauben zu sehr in das Gebiet der Spekulation und der Theorie zu verlegen, und ein andermal, da er über die Arbeiten eines Studentenzirkels berichtet, fügt er bei: ‚Aber wohlverstanden, es sind keine theologischen Fragen, sondern allein die wissenschaftliche und soziale Tragweite des Evangeliums, worüber man diskutiert.' In diesem Studentenzirkel kamen junge Leute der verschiedensten Richtung zusammen. Ozanam, der seiner Erziehung nachrühmt, sie habe ihm ‚Weite des geistigen Horizonts und einige tolerante Weitherzigkeit' (quelque largeur de tolérance) mit ins Leben gegeben, so zwar, daß man in seiner Pariser Umgebung glaube, er sei der rechte Mann, um ‚zu einer Art Chef der katholischen Jugend dieses Landes' zu werden, hat bei diesen studentischen Auseinandersetzungen vieles gelernt. Aber allmählich beginnt er doch die Unfruchtbarkeit dieser intellektuellen Kämpfe einzusehen und zu fühlen, daß sie allein nicht genügen.

Vielleicht war es an einem dieser Diskussionsabende, daß ihm jener Einwurf gemacht wurde, von dem er im Jahre 1853 in einer Ansprache zu Florenz erzählt: ‚Ihr seid ganz im Recht, ihr Katholiken,' so führte der Opponent aus, ‚solange ihr von der Vergangenheit sprecht: ehemals hat das Christentum Wunderwerke vollbracht; aber heute ist es tot. Denn ihr, die ihr euch Katholiken nennt, was tut ihr denn besonderes? Wo sind denn die Werke, die euern Glauben beweisen und die uns zwingen, ihn zu respektieren und anzuerkennen?' Und

Ozanam wußte nichts zu sagen als: Ihr habt recht. Er fühlte, der Vorwurf sei nur allzu sehr verdient. Die Antwort konnte nur heißen: ‚Wohlan, ans Werk, und sorgen wir, daß unser Tun und Glauben eins sei! Aber wie beginnen? Nun, wenn wir wahrhafte Katholiken sein wollen, was können wir Besseres tun, als was Gott gefällt? Kommen wir also unserm Nächsten zu Hilfe, wie Jesus Christus es getan hat, und stellen wir unsern Glauben unter den Schutz der Liebe.' Und Ozanam erzählt in jenem Vortrag weiter, er entsinne sich, wie damals einer seiner Freunde, der eine Zeitlang von saint-simonistischen Ideen beherrscht gewesen wäre, ihm mit einem Gefühl von Mitleid entgegengehalten habe: ‚Aber was hoffen Sie in Wirklichkeit zu erreichen? Ihr seid acht arme, junge Leute und hegt den Wahn, einem Elend zu steuern, das in einer Stadt wie Paris nur so aus dem Boden wächst! Und wenn ihr auch so und soviele wäret, was würde das bedeuten? Wir hingegen arbeiten Ideen und ein System aus und werden die Welt damit reformieren und das Elend daraus entfernen für immer! Wir werden in einem Augenblick das für die Welt tun, was ihr nicht in mehreren Jahrhunderten fertig bringt.' — Zur Zeit, als Ozanam diese Worte mitteilte, fiel ihm die Antwort leicht. Er konnte darauf hinweisen, daß aus den acht armen Studenten im Verlauf von nur zwanzig Jahren zweitausend geworden waren, die fünftausend Familien besuchten, d. h. etwa zwanzigtausend Individuen, also damals den vierten Teil aller Armen der Hauptstadt! Bestanden doch um das Jahr 1853 in Frankreich allein fünfhundert Konferenzen und hatte die Bewegung doch schon damals auch nach England, Spanien, Belgien und Amerika übergegriffen! Für den Anfang jedoch war die Sache recht schwierig. Aber Ozanam weiß: ‚Bei einem solchen Werk muß man sich vielmehr der Inspiration des Herzens hingeben als den Berechnungen des Kopfes', und wenn die ersten Versuche auf diesem Gebiete — Ozanam trägt mit einem Freund, was sie an Heizmaterial übrig haben, zu einer armen Familie — auch zu verschwinden scheinen in dem Ozean von Not und Elend, der sie umgibt, so weiß er wiederum: ‚Es genügt ein Faden, um ein Gewebe anzufangen und oft wird ein in ein Wasser geworfener Stein die Grundlage einer großen Insel.' Es ist keine Frage, hier liegt eine Genialität des Herzens vor, die alle verständigen Berechnungen zuschanden macht.

Es kann jetzt unsere Aufgabe nicht sein, die Entwicklung dieser Vinzenzarbeit im einzelnen zu schildern und zu zeigen, wie aus den kleinen Anfängen von Jahr zu Jahr eine immer größere, auf die Provinz, dann sogar aufs Ausland sich erstreckende Organisation erwuchs, deren Seele Ozanam blieb, auch dann blieb, als ihn die unmittelbare Vorbereitung auf den Abschluß seiner juristischen Studien ganz in Anspruch nahm.

Nur soviel wollen wir hier hervorheben, daß er großen Wert darauf legte, sie nicht in das Geleise rein philanthropischer Bestrebungen einlenken zu lassen; die individuelle Heilswirkung blieb ihm stets eine Hauptsache. Une association d'encouragement mutuel — eine Vereinigung zu gegenseitiger Aufmunterung sollten die Konferenzen sein, der Aufmunterung, im Geiste des Evangeliums zu leben und zu handeln. ‚Wir sind zu jung, um in den sozialen Kampf einzu-



Christian Rauch/Grabmal des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise



Phot. F. Bruckmann A. G., München

greifen. Sollten wir deshalb inmitten einer Welt, welche leidet und seufzt, untätig bleiben? Nein, es steht uns ein Weg offen, der uns vorbereitet, bevor wir das allgemeine Wohl fördern; bevor wir Frankreich erneuern, können wir einigen Armen ein besseres Los bereiten. Deshalb wollte ich, daß alle jungen Leute von Kopf und Herz sich zu einem Liebeswerk zusammenschlössen, und daß sich über alle Länder eine hochherzige große Vereinigung bildete zur helfenden Unterstützung der arbeitenden Klassen.'

Diese Sorgen für andere sind um so bewundernswerter, als Ozanam von Sorgen für sein eigenes Leben nicht frei war. Solange sein Vater lebte, kannte die Familie zwar die res angusta domi, die Haussorgen, nicht, aber materiell stand er doch stets ‚auf der Grenze von Lebensenge und Behaglichkeit', wofür er übrigens Gott dankt, da man sich so am besten an Entbehrungen gewöhne, ohne die Lebensfreuden vollkommen zu vermissen. Aber es kamen zunächst andere Sorgen hinzu, die um den Beruf. Nach Abschluß seiner juristischen Studien hatte er in Lyon zwar eine Tätigkeit als Anwalt begonnen und später den ehrenvollen Ruf auf den neugegründeten städtischen Lehrstuhl für Handelsrecht erhalten, aber er konnte sich, wie er schreibt, in der ‚Atmosphäre der Schikane' nicht dauernd akklimatisieren, und als im Mai 1837 sein Vater gestorben war, kehrte er daher abermals nach Paris zurück, um sich, auf eine Einladung Cousins hin, für die akademische Laufbahn vorzubereiten. In dieser Zeit gewinnt seine geistige Entwicklung ihre Reife und bekommt er vollständige Klarheit über sich. Die Frage, ob er den Fußstapfen Lacordaires folgen und in den Dominikanerorden eintreten solle, lag als eine kurze Episode hinter ihm. Nach einem glänzenden Examen erhält er zunächst einen Lehrauftrag in Vertretung, dann ein Professorat für fremde Literaturen, das ihn wirtschaftlich für immer sicher stellt. Nach einigen Bedenken entschließt er sich zur Heirat, und nun beginnt ein Leben angeregter und vielseitig anregender Lehrtätigkeit, neben der schriftstellerische Arbeiten einhergehen. Dem politischen Treiben bleibt er fern, oder vielmehr er nimmt, nachdem eine ihm aufgenötigte Kandidatur gescheitert ist, nicht aktiven Anteil daran. Um so eifriger verfolgt er die sozialen Vorgänge und beteiligt sich sogar einmal an einem journalistischen Versuch, der nach der Februarrevolution gegründeten ‚Ère nouvelle', die dem christlichen Sozialismus der Zeit sehr kühnen und mehrfach erfolgreichen Ausdruck gibt.

Als akademischer Lehrer hat er großen Zulauf, aber seine Gesundheit leidet unter der angestrengten Tätigkeit, und er muß mehrmals längere Ferienpausen machen. Wir finden ihn mit seiner Frau und einem Töchterchen auf Reisen in Italien und Spanien, von denen er meist reiche literarische Ernte heimbringt. Bei der letzten Heimkehr übereilt ihn der Tod in Marseille am 8. September 1853 im 41. Lebensjahre. —

* * *

Zwei Jahre nach seinem Tode schritten seine Freunde, J. J. Ampère, der Sohn des berühmten Physikers, an der Spitze, zu einer Gesamtausgabe seiner Werke. Sie füllen elf Bände, einschließlich der Briefe, die sich auf zwei Bände

verteilen. Sie brachten manche Überraschung und die Akademie verlieh den hier teilweise zum erstenmal gedruckten Vorlesungen ‚Die christliche Zivilisation im fünften Jahrhundert' den Prix Bordin; aber den schriftstellerischen Ruhm Ozanams brauchten sie nicht mehr zu begründen. Den hatte er bereits mit der in seiner vorakademischen Zeit unternommenen Darstellung ‚Dante und die katholische Philosophie im 13. Jahrhundert' errungen, einem Werk, auf das sich fast ausschließlich die Bekanntschaft weiterer Kreise mit Ozanam auch heute noch stützt. Fast ebenso bekannt wurde dann die Abhandlung über die italienischen Franziskaner-Poeten, der gleich dem Werk über Dante das Verdienst gebührt, die Aufmerksamkeit auf diese religiösen Erscheinungen unter großen, zum Teil neueren Gesichtspunkten hingelenkt zu haben.

Große Gesichtspunkte! Das ist überhaupt Ozanams Stärke und Eigenart, die seinen Arbeiten, mögen sie in den Einzelheiten durch die Forschung auch überholt sein, ihren bleibenden Wert gibt. Ja, man darf sagen, Historiker und Denker wie Ozanam gewinnen für unsere Zeit eine neue Bedeutung, indem sie uns lehren, den Blick über die verwirrende Fülle der Einzelforschung zu erheben zu den großen Zusammenhängen, zu jenen Übersichten gleichsam aus der Vogelperspektive, die man mit Rücksicht auf die ungeheuere zeitliche Ausdehnung der Geschichte und ihrer Wandlungen recht eigentlich den Blick aus der Ewigkeitsperspektive nennen sollte. Die Nähe, die allzugroße Nähe reizt, macht das Urteil kleinlich, unzufrieden, kritisch; wer hingegen die Dinge, ohne sie im einzelnen deshalb gering zu achten, aus der Ferne sieht, zu sehen gelernt hat, gewinnt mit einer erhöhten Einsicht auch die Liebe, den Schwung, die Begeisterung des Herzens zurück. Man betrachte doch sein eigenes Leben und urteile, ob sich darin über all den unzähligen, zum Teil entwürdigenden Kleinlichkeiten, über all den schmerzlichen, zeitweilig in die Irre führenden Rück- und Seitensprüngen, über all den geistigen Mängeln und moralischen Lächerlichkeiten, nicht doch ein Zug zum Echten, Großen und Guten als Grundstimmung fühlbar macht und durchsetzt, und ob es uns recht tun hieße, wollte man unsern Charakter, unsere sittliche Persönlichkeit nur oder auch vorwiegend nach jenen Widersprüchen beurteilen, anstatt ihm aus seinem tieferen, oft unter der Oberflächlichkeit des täglichen Treibens sich kräftig regenden ernsten Wollen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Wir konnten nicht besser als mit dieser Betrachtung die Art bezeichnen, wie Ozanam sich der Geschichte nähert, und wie er es versteht, aus ihr allezeit große und ernste Lehren von wahrhaft religiösem Anhauch zu ziehen.

In dieser Hinsicht ist die Einleitung ‚Von dem Fortschritt in den Jahrhunderten des Verfalls', die Ozanam seinen Vorlesungen über ‚Die christliche Zivilisation im fünften Jahrhundert' vorausschickt, ein Meisterstück großzügiger Betrachtungsweise, bei allem Scharfblick für die Schattenseiten dennoch positiv aufbauend. Und indem er gerade ein Jahrhundert des Verfalles wählt, um vom Fortschritt in der Geschichte zu handeln, stellt er nicht bloß seinem Idealismus, sondern auch seiner historischen und psychologischen Urteilskraft oder besser seiner geschichtlichen Intuition ein glänzendes Zeugnis aus. Es ist stets der Fortschritt durch das Christentum, den er in aller Zivilisation sucht

und findet, jenes Christentums, das den Fortschritt überhaupt zur historischen Formel erhob, indem es die Forderung des Estote perfecti — Seid vollkommen! aufstellte. So ist der Gedanke des Fortschritts, eines Fortschritts ohne Ende, weit entfernt, ein heidnischer zu sein, vom Christentum überhaupt nicht zu trennen. Ozanam kann daher bei all der hohen Begeisterung, die ihm die Betrachtung des Mittelalters und seiner denkenden Beherrschung des Lebens entlockt, dennoch nie ein blinder Lobredner der Vergangenheit werden.

Wie er sich jedoch in die Vergangenheit einzuleben, auf ihre Stimmen zu lauschen, ihre Sprechweise zu deuten verstand, das beweisen seine germanistischen Studien, die von der Akademie zweimal preisgekrönt wurden. Es ist vornehmlich die Volksdichtung, zu der er sich hingezogen fühlt. Seine Urteile darüber beruhen auf einer sicheren Einsicht in das Wesen der Poesie überhaupt. Er sieht in der schönen Literatur einen Gradmesser der Kultur von allerhöchster Bedeutung. Die Literatur zu pflegen, betrachtet er daher als eine der wichtigsten Aufgaben jeder Gesellschaft, und seiner christlichen Mitwelt ihre Pflichten gegen die Literatur einzuschärfen, war ihm eine Herzensangelegenheit. Als das erste Gesetz der christlichen Literatur bezeichnet er die Rechtgläubigkeit. Dieses Gesetz schien zunächst Unterordnung und Zwang zu bedeuten, wurde jedoch das Prinzip ihrer Freiheit und Größe. Wenn sich die bedeutenden Werke aber durch ihren Inhalt einführen, so ist es die Form, die ihnen Dauer verleiht. ‚Das christliche Gewissen kennt den Werken des Geistes gegenüber keine Nachsicht; es schließt keine Kompromisse mit dem Halben und Unzulänglichen, worin sich nur die erbärmliche Nachgiebigkeit willensschwacher Naturen bekundet: es geht auf Vollendung aus, die es allenthalben anstrebt. Hier sehe ich das legitime Gesetz der Kunst.‘ Als er im Jahre 1843 in einem Vortrag ‚Die literarischen Pflichten der Christen‘ behandelt hatte, mußte er erleben, daß ihn der ‚Univers‘ deshalb angriff und ihm vorwarf, das katholische Kampffeld wie ein Fahnenflüchtiger verlassen zu haben. Nicht besser ging es ihm, als er später zwei Versuche zur Würdigung Ballanches und Chateaubriands machte. In einem Brief gibt er seinem Unwillen darüber Ausdruck: ‚Ich hatte niemals die Absicht, die katholische Literatur zu schulmeistern noch zu bestimmen, was unsere Jugend lesen soll. Es handelte sich nur darum, einmal klar darzutun, daß nicht alle Christen zu der rücksichtslosen Schule gehören, zu deren Organ sich der „Univers“ gemacht hat.‘

Seine Auffassungen der literarischen Polemik wichen wesentlich von denen seiner streitbaren Glaubensgenossen à la Veuillot ab. Wie er die Wahrheit in der Wissenschaft, das Schöne in der Produktion heimisch wissen wollte, so die Güte in der Kontroverse. Er warnt davor, diejenigen schnell preiszugeben, die leugnen. Worauf es ankomme, sei doch nicht, sie zu kränken, sondern sie zu überzeugen. Eine Widerlegung sei demütigend genug, besonders wenn sie durchschlagend sei. Und wie groß auch immer die Unehrlichkeit der Gegner und die Brutalität ihrer Angriffe sei, so hätten wir die Pflicht, ihnen das Beispiel einer hochherzigen Polemik zu geben.

Aber mit der Widerlegung dürfe man es sich nicht leicht machen. Sie setze immer ein gründliches Verstehen des Gegners voraus. Auch müsse man

vorher jeder Streitfrage auf den Grund gehen und dürfe sich nicht mit einem ‚ungefähr‘ begnügen, mit dem sich ein christliches Gewissen niemals zufrieden geben könne, wenn es die Verteidigung der Wahrheit gelte. Diese Bemerkung macht er ausdrücklich im Hinblick auf die Zeitkontroversen, in die er sich wider seinen Willen ab und zu hineingezogen fühlte. Das Los, verdächtig zu sein, ist ihm nicht erspart geblieben. Er, der Katholik ohne Tadel, dessen Leben sich in der Arbeit und Begeisterung für das Christentum und die katholische Kirche wie eine Kerze am Altar verzehrte, sieht sich angesichts gewisser Verdächtigungen eines Tages (Juli 1850) genötigt, in einem Brief in die Klage auszubrechen: ‚Es genügt die Denunziation eines Journals (natürlich des ‚Univers‘), um Sie an meinem Glauben irre zu machen. Ein Laie ohne Autorität, ohne Mission, der nicht einmal seinen Namen unterschreibt, klagt mich an, aus Feigheit, aus Interesse die gemeinsame Sache verraten zu haben, und erlaubt sich, mir vorzuwerfen, was er meine Absage (reniement) nennt.‘

Die von dem Organ der liberalen Katholiken, dem ‚Korrespondent‘, gepflegte Art der Polemik billigt er und wünscht der übrigen christlichen Literatur und Presse die gleiche Würde und den gleichen Ernst. Wie er außerdem über diese schon damals bedeutendste Revue der französischen Katholiken urteilt, ist nicht uninteressant und zeigt, daß die damalige Zeit von ganz ähnlichen Fragen bewegt wurde wie heute. Er findet zunächst, das Interesse dieser Revue dürfe sich nicht einseitig äußern, nicht auf eine einzige Angelegenheit gestellt sein. Ihr Ansehen auf religiösem Gebiet müsse durch gediegene wissenschaftliche und literarische Artikel gestützt werden. Man müsse die Geister von allen Seiten zu fesseln suchen, nachdem sie von allen Seiten her angekränkelt seien. ‚Wir müssen beweisen, daß uns alle Wahrheiten interessieren, daß wir den Fortschritt jeder berechtigten Aufklärung wünschen, und daß uns auch inmitten der Kämpfe noch Geistesfreiheit genug verbleibt, um auch an die friedlichen Interessen des Studiums zu denken.‘

Sein sicheres und vorsehungsgläubiges Wesen heischt, daß man das Gute anerkenne, wo immer es sich findet. So möge man ja nicht die Mitwirkung von Andersgläubigen abweisen, wo es sich um Dinge handele, bei denen sie Verdienste hätten. Sie haben für die Wiederherstellung der Wahrheit, die Schätzung des Spiritualismus in der Philosophie, des Mittelalters in der Geschichte viel getan. Nur durch solche gemeinsame Arbeit sei es möglich, die uns fremd gewordenen Brüder besser kennen zu lernen und diejenigen, die uns nur durch Glaubensüberzeugungen entfremdet sind, von denjenigen zu unterscheiden, die uns feindlich sind. Gegenseitige Achtung sei die Brücke zur Wiedervereinigung.

In bezug auf die intellektuelle Redlichkeit bei der Forschung huldigte er strengen Grundsätzen. ‚Die Redlichkeit der christlichen Wissenschaft sucht ihren Lohn nicht in gewagten Tatsachen noch in vorschnellen Folgerungen. Sie ist demütig und glaubt, daß auch ein ganzes Leben nicht zu teuer angewandt ist, um eine noch so kleine Wahrheit zu finden.‘ Das Wahre ist ihm an sich wünschenswert, unabhängig von dem Nutzen, den die Theologie daraus ziehen könne. In der Schule christlicher Geschichtsforschung lerne man strenge Kritik,

Gewissenhaftigkeit und den Mut, nicht zu lügen, was in der Geschichte immerhin schon etwas heißen wolle.

Er selber hat es sich bei seinen Arbeiten nicht leicht gemacht. Wie wenige hat er das Gesetz der Arbeit gepriesen. ‚Ich schreibe, weil mir Gott nicht die Kraft gegeben hat, den Pflug zu führen; nichtsdestoweniger muß ich dem Gesetz der Arbeit gehorchen und mein Tagewerk tun.‘

Über seinen Stil steht dem Ausländer kein Urteil zu. Wenn man jedoch, um auch sein letztes Werk zu nennen, die Schilderungen seiner ‚Wallfahrt ins Land des Cid‘ liest, so gewinnt man den Eindruck, daß er über eine Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks verfügte, die sich dem Dichterischen nähert. In der Tat schätzen seine Landsleute die literarische Form seiner Werke sehr, obwohl nur ein Teil davon die letzte stilistische Feile erfahren hat. Von seinen Vorlesungen sagt Ampère: ‚Er arbeitete seine Vorlesungen wie ein Benediktiner aus und trug sie wie ein Redner vor: eine erhöhte Anstrengung, in welcher sich sein feuriges Temperament aufrieb, und die ihn schließlich zerbrach.‘

* * *

Ozanam gehört nicht zu denjenigen Naturen, die sich religiös betätigen, wie andere künstlerisch, und die sich daher nie darüber Rechenschaft geben, warum sie es tun. Er selber gesteht wiederholt, daß er eines Raisonnements bedurft habe, um sich allezeit auf festem Boden zu fühlen. Und dieses Raisonnement betraf nicht etwa nur Fragen der Kirchlichkeit, die mit der Geschichte verknüpft sind, sondern bezog sich auf die Grundfrage der Religion selbst, auf die Frage nach einem Gott. Auch finden sich Äußerungen solcher Art nicht nur bloß in der Jugend, wo der intellektuelle Trieb manchmal die Überhand bekommt über die unmittelbare Gewißheit, sondern auch in späteren Jahren, so daß er noch 1852 schreiben konnte: ‚Ich habe meinen Glauben auf ein Raisonnement gestellt,‘ und bald danach: ‚Dieses ist das Raisonnement, das mir die Pforten des Glaubens öffnet.‘ Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, als er an vielen anderen Stellen Freunde, welche in Glaubensschwierigkeiten geraten sind, warnt, sich auf Spekulationen einzulassen. Man solle den Glauben nicht in die Sphäre der philosophischen Meinungen verlegen, die Religion sei weniger zum Denken als zum Handeln da. In bezug auf sich selbst macht er schon 1834 die Bemerkung, er habe gefunden, bis jetzt sei das Christentum für ihn zu sehr eine Welt der Ideen und des Kultus gewesen und nicht genug eine Welt der Moralität, der Gesinnung, des Handelns. Je stärker er sich aber diesen Gedanken hingebe, um so mehr fühle er die Selbstlosigkeit, das Wohlwollen und die Ruhe in sich wachsen, ja es scheine ihm, daß er die Dinge dieses Lebens besser verstehe und mehr Mut habe, sie zu tragen.

Zwischen diesem scheinbaren Schwanken hält ihn die große Gewissenhaftigkeit, mit der er sich allezeit praktisch religiös betätigt, in der rechten Mitte, und daß er am Ende auch die für ihn selber durchschlagenden Argumente nicht vorwiegend dem abstrakten Raisonnement entnimmt, erhellt nicht bloß aus den bereits früher mitgeteilten Äußerungen über den praktischen Wert des Christentums, sondern auch daraus, daß er sich zur Methode Pascals bekennt, ‚um

die christliche Religion als wertvoll und wirklich darzustellen‘. Der Glaube ist ihm doch letzten Ends ‚ein Tugendakt, folglich ein Willensakt‘. Und schließlich muß auch das gesagt sein: Wenn gleich er bis zuletzt noch behauptet, durch das Raisonnement in die Pforte des Glaubens einzugehen, so ist dieses Raisonnement doch so einfach, daß er es, wie er selbst sagt, einem Taglöhner und Köhler vorlegen kann.

Inhaltlich ist sein Glaube vorbehaltlos der Glaube der Kirche. ‚Die Orthodoxie ist der Nerv, die Kraft der Religion‘, bekennt er schon 1835, und er hält jede katholische Vereinigung für ohnmächtig, die diese vitale Voraussetzung nicht erfüllt. Etwa um dieselbe Zeit schreibt er an denselben Freund, dem auch die Warnung vor einseitiger Spekulation galt: ‚Ich fasse den Katholizismus absoluter auf; ich sehe darin eine notwendige Formel des Christentums, sowie mir das Christentum die notwendige Formel der Menschheit scheint. Ich glaube, daß die Kirche über den Dingen dieser Welt steht, ich glaube an den Kultus als Glaubensbekenntnis, als Symbol der Hoffnung, als irdische Verwirklichung der Liebe Gottes. Deshalb übe ich meine Religion gemäß den Kräften und Gewohnheiten, die mir von Jugend auf verliehen worden sind, und ich finde im Gebet, in den Sakramenten den unentbehrlichen Halt meines moralischen Lebens inmitten der Versuchungen einer verzehrenden Phantasie und einer berauschenden Welt.‘

Von dieser Überzeugung ist er keinen Augenblick abgewichen. In seinen Vorlesungen und in seinen Schriften verwendet er die peinlichste Sorgfalt auf eine möglichst klare und einwandfreie Darstellung dessen, was katholische Lehre ist, ohne sich auf Spitzfindigkeiten der Schultheologie einzulassen. Aber das religiöse Erlebnis behauptet daneben sein Recht ohne Schmälerung. Oder was anders als ein Glaubensmotiv aus dem unmittelbaren Erleben wäre es zu nennen, wenn er einmal (1852) schreibt: ‚Es liegt in der unaussprechlichen Süßigkeit einer Kommunion und in den Tränen, die sie fließen macht, eine solche Kraft der Überzeugung, daß ich auch dann das Kreuz noch umarmen und dem Unglauben der ganzen Welt standhalten würde, wenn diese ganze Welt sich von Christus abgewendet hätte.‘

Erst wenn man Ozanam auch von dieser Seite kennen gelernt hat, kennt man ihn recht. Er ist im Grunde nichts weniger als Intellektualist. Alles was ihn als solchen erscheinen läßt, ist nur die Folge der großen Gewissenhaftigkeit, mit der er auf eine möglichst universelle Vertretung seiner Überzeugungen ausgeht und die ihn zwingt, sich von jeder Einseitigkeit fern zu halten. Die Wurzel seines Denkens und Tuns ist Herzensbegeisterung, Liebe. Er ist eine durchaus enthusiastische Natur. Ja, er kann gar nicht wirken, ohne diese Kraft vorher in sich lebendig gemacht zu haben. Daher auch sein Opfersinn, seine Liebe, sein Optimismus, seine Freude selbst am Martyrium. Er fühlt, daß er eine religiöse Mission habe. ‚Die Erde ist kalt geworden und an uns Katholiken liegt es, die erlöschende Lebenswärme wieder anzufachen und eine neue Ära des Märtyrertums zu beginnen.‘

Daher auch sein Ruf nach dem Heiligen —, dem Heiligen nicht bloß als Engel im Fleische oder sozialen Apostel, sondern dem Heiligen als Be-

kenner und Märtyrer. Schon in seiner Jugend hat er dem hl. Thomas von Canterbury eine begeisterte Studie gewidmet, und als die Nachricht von der Gefangennahme des Kölner Erzbischofs zu ihm dringt, ruft er jubelnd aus: ‚Sie wissen, daß Lacordaire Gott um Heilige bat. Nun habt ihr einen neuen Thomas von Canterbury.'

Und auf ganz der gleichen Stufe der Anschauung steht seine Überzeugung: Die Kirche braucht Heilige, aber sie braucht nicht das Genie im weiteren Sinne. Als die Katastrophe um Lamennais eintrat, äußerte er sich: ‚Wir Katholiken sind gestraft, daß wir größeres Vertrauen in das Genie unserer großen Männer gesetzt haben als in die Macht Gottes.'

‚Die Kirche', so lesen wir an einer anderen Stelle seiner Briefe, ‚fürchtet nicht das Genie, weil sie im Bunde mit dem steht, der mehr als Genie ist, dem Gottesgeist, der sie immer inspiriert.' Aber wenn er auch weiß, daß die Kirche, um ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen, weder der Dichter noch der Gelehrten bedarf, so hält er diese doch für notwendig im Hinblick auf die Schwäche vieler, die durch den Abfall skandalisiert werden, denn sie wollen die Kirche auch im Glanze des Geistes und der Kunst sehen, um an sie zu glauben.

* * *

Diese ideale Auffassung von der Macht der religiösen Wahrheit auch in ihrer zeitlichen Erscheinung, der Kirche, bringt es notwendig mit sich, daß ihm äußere Gewalten zu ihrer Förderung und Ausbreitung nicht lieb sind. Nachdem das Christentum die Freiheit in die Welt gebracht hat, muß sie auch aller Politik zum Trotz darin erhalten und sorgsam gehütet werden. ‚Lieber Freund,' so heißt es in einem Brief, den er in den Tagen des Staatsstreichs (1851) schrieb, ‚wir haben nicht genug Glauben. Wir wollen immer die Wiederherstellung der Religion durch politische Mittel. Wir träumen von einem Konstantin, der mit einem einzigen Schlag und einer einzigen Anstrengung die Gläubigen in den Schafstall zurückführen soll.' Er erhebt deshalb um dieselbe Zeit Klage, man werde die Kirche Frankreichs zur Macht treiben und damit in den Abgrund stürzen. Daher warnt er: ‚Gehen wir nicht darauf aus, uns gute Regierungen zu schaffen, nur damit sie uns unsere Pflichten abnehmen.' Er denkt dabei an die Wünsche derer, die die Epoche der Restauration als ein goldenes Zeitalter der Kirche und des Klerus ansahen, um so mehr ansahen, als die Ferne vergoldet und seit den Junitagen 1848 nach einem kurzen Liebesfrühling zwischen Volk und Klerus sich der politische Himmel von neuem umdüstert hatte und unheilvolle Wetter niedergingen, deren einem der Erzbischof Affre erlag, als er auf den Barrikaden sich zum Vermittler zwischen den Kämpfenden hergab. Ozanam, der damals in der Bürgergarde seines Amtes waltete, hatte ihm eine Strecke weit das Geleite durch die Straßen gegeben und war schließlich nur zurückgeblieben, weil der Erzbischof fürchtete, daß die Uniform, die Ozanam trug, die Aufständigen irre machen und reizen könne. So furchtbar diese Erlebnisse waren, Ozanams Glauben an die Zeit geriet nicht ins Wanken. Schon als junger Mann, nach den Stürmen der Julirevolution, die auch seine Vaterstadt schmerzlich heim-

gesucht hatte, so daß er bei einem späteren Besuch daselbst noch Zeuge der Verwüstungen war, ließ er sich den Glauben an seine Zeit nicht rauben. Im Jahre 1831 findet er es ‚schön, Zeuge einer so feierlichen Epoche zu sein‘, und er freut sich, ‚daß er in einem Zeitabschnitt geboren ist, wo er wahrscheinlich sehr viel werde zu tun haben‘. ‚Werden wir novos coelos et novam terram erleben,‘ fragt der Achtzehnjährige ein andermal, und er antwortet: ‚Ich, der ich an die Vorsehung glaube, und nicht wie Charles Nodier an meinem Vaterland verzweifle, ich glaube an eine Art von Neugeburt.‘ Es ist der gleiche Optimismus, der ihn zwei Jahre vor seinem Tode in bezug auf die 48er Revolution schreiben ließ: ‚Die große Lektion von 1848 ist weit entfernt, die Menschen belehrt zu haben. Nun kommen sie alle und machen sich einen Ehrenpunkt daraus, im Angesicht des Himmels und der Erde zu erklären, daß sie sich niemals getäuscht haben, noch daß sie sich angesichts der großen Ereignisse irgend etwas vorzuwerfen, oder daß sie daraus gelernt haben. Und so kehren sie von neuem zu ihren alten Gehässigkeiten, ihren kleinen Alltagsleidenschaften und zu ihrer Trägheit zurück, die ihnen jede Neuerung verhaßt macht; sie werden alles aufbieten, um die Vorsehung zu einem zweiten und heftigeren Schlag zu zwingen.‘

Wer etwa angesichts solcher zuversichtlicher Urteile glauben wollte, es habe ihm der Blick für das ursprüngliche und unausrottbare Böse in der menschlichen Natur gefehlt, der würde ihn gewaltig verkennen. Lesen wir doch — ich weiß nicht zum wie vielten Male — in der Vorrede zu einem seiner Werke (La civilisation au cinquième siècle): ‚Auf dem Grunde der menschlichen Natur schlummert ein unzerstörbares Heidentum, das in allen Jahrhunderten wach wird, und das auch in dem unsern nicht tot ist, das sich immer wieder gern zu den heidnischen Philosophen, zu den heidnischen Gesetzen, zu den heidnischen Künsten zurückwendet, weil es dort seine Träume erfüllt, seine Instinkte befriedigt sieht.‘ In bezug auf die Individuen gibt er sich gar keiner Täuschung hin, denn er weiß, sie sind frei, während die Menschheit mit Notwendigkeit die Bahn wandelt, die ihr von der Vorsehung vorgezeichnet ist. Der einzelne kann daher dem Gesetz des Fortschritts, das immer besteht, Widerstand leisten; aber im Grunde bleiben seine Fähigkeiten und Anlagen sich gleich. Die Heiligen der ersten Jahrhunderte waren nicht heiliger als die der späteren; Homer war als Dichter ebenso begeistert wie Dante. Leibniz, obwohl er unendlich viel mehr wußte als Aristoteles, dachte doch nicht mehr als der Grieche. Indem die Zeit die Einsichten vermehrt, die Rauheit der Sitten mildert, macht sie lediglich die Wissenschaft zugänglicher, die Tugend leichter. Aber es gibt keinen Fortschritt ohne Kämpfe. Darum ist der Orient tot; im jonischen Griechenland hingegen hält der Freiheitsgedanke die Völker in kräftiger Regung. Die zwei notwendigen Mächte, Autorität und Freiheit, müssen sich in Rom gegenüber stehen, die eine stark durch die Majestät des Patriziats, die andere durch plebejische Ausdauer. Sie müssen aneinander geraten, aber in einem Kampf, über dem das Gesetz als Regel waltet, und aus diesem Kampf entsteht das römische Recht, ‚die größte Anstrengung, die das Altertum gemacht hat, um auf der Erde die Idee der Gerechtigkeit zu verwirklichen‘.

Nach dem Wort des hl. Paulus, omnis potestas a Deo, gilt ihm jede Regierung, insofern sie das göttliche Prinzip der Autorität verwirklicht, als ehrwürdig; aber der Gewalt gegenüber will er auch ,dem geheiligten Prinzip der Freiheit' einen Platz gesichert wissen. Diesen Platz soll man mit Energie fordern: ,Das Wort ist ein Damm, den man der Gewalt entgegensetzt, das Sandkorn, an dem sich das Meer bricht. Die Opposition ist eine nützliche und löbliche Sache, nicht aber die Insurrektion. Aktiver Gehorsam, passive Resistenz: die Gefängnisse Silvio Pellicos, nicht die „Paroles d'un croyant".'

Trotzdem erscheint ihm die monarchische Form nicht als die endgültige. Indem er Monarchie und Republik in ihren schlechten und guten Formen gegenüberstellt, kommt er zu folgendem Vergleichsschema: Monarchie entweder als die Ausbeutung aller für einen (Nero) oder als das Opfer eines einzelnen für alle (der hl. Ludwig); Republik entweder als Ausbeutung aller für jeden (Republik Robespierres) oder als Opfer eines jeden für alle (christliche Republik), ,die höchste Stufe, auf die die Menschheit steigen kann'. Er glaubt den Zeitpunkt nahe, sich allmählich für diese höchste Stufe vorzubereiten. So sehr er die Revolution mißbilligt, so bekennt er sich doch zu den Prinzipien von 1789: ,Ich habe niemals weder die legitimen Eroberungen der modernen Freiheit, noch die großen Logiker der konstituierenden Versammlung, noch die Prinzipien von 89 angreifen wollen, denn sie sind ebenso die meinigen wie die Ihrigen,' schreibt er 1849 an Ernst Havet. Und 1852 liest man in einem Brief, der durch eine Darlegung des katholischen Glaubens berühmt ist, die gleichsam ergänzenden Worte: ,Ich bin für die legitimen Eroberungen des modernen Geistes leidenschaftlich begeistert; ich liebe die Freiheit und habe ihr gedient. Aber ich glaube, daß es das Evangelium ist, dem wir die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verdanken.' Wenn er somit dem alten französischen Royalismus, dem ,glorreichen Invaliden', auch seinen Respekt nicht versagt, so will er sich fürder doch nicht auf ihn stützen, da dieser mit seinem hölzernen Bein nicht Schritt halten könne mit den neuen Generationen. Dagegen erklärt er: ,Ich habe geglaubt und glaube noch an die Möglichkeit der christlichen Demokratie. Ich glaube auf politischem Gebiet überhaupt an nichts anderes.'

In die Politik seines Landes hat Ozanam nie aktiv eingegriffen, obwohl er sie stets mit der leidenschaftlichen Teilnahme des Geschichtsphilosophen begleitete und auch im engeren Kreise sich darüber ereifern konnte. Das letztere besonders dann, wenn er die Überzeugung hatte, daß gerade diejenigen, auf welche er für das Wohl des Landes Hoffnungen setzte, sich durch die Verhältnisse oder Unbesonnenheit auf Abwege drängen ließen. So fürchtet er im Jahre 1844, daß die kirchlichen und religiösen Fragen vorzeitig aufgeworfen worden seien, d. h. ehe man zum Kampfe vollständig gerüstet war. In dem Streit um die Universität gibt er, was die behaupteten kirchenfeindlichen Verhältnisse an der Sorbonne betrifft, seinen übereifrigen Freunden ein briefliches Dementi. Dem ,Univers' schreibt er ins Stammbuch, er arbeite mit allen Kräften an der Unpopularität der Kirche, indem er Händel suche mit allem,

was volkstümlich ist. Er unterscheidet bei den politisch tätigen Katholiken zwei Schulen. Beide wollten sie durch ihre Federn Gott dienen. Die eine behaupte, J. de Maistre an der Spitze zu haben, den sie aber entstelle und dessen Ansichten sie noch übertreibe. ‚Sie sucht die gewagtesten Paradoxen, die anfechtbarsten Thesen auf, vorausgesetzt, daß sie den modernen Geist reizen. Sie stellt den Menschen die Wahrheit nicht von ihrer anziehenden, sondern von ihrer abstoßenden Seite dar. Sie macht sich nicht zur Aufgabe, die Ungläubigen zurückzuführen, sondern die Leidenschaften der Gläubigen aufzupeitschen.' Die andere Schule war diejenige Chateaubriands und Ballanches und sei noch die des Pater Lacordaire und des Abbé Gerbet. Ihr Ziel ist, alle Fäden des menschlichen Herzens ausfindig zu machen, die es noch an das Christentum knüpfen, in ihm die Liebe zum Wahren, zum Guten, zum Schönen zu wecken, und ihm dann den geoffenbarten Glauben zu zeigen, das Ideal dieser Drei, nach dem jede Seele verlangt; schließlich die abgeirrten Geister zurückzuleiten und so die Zahl der Christen zu vermehren. ‚Ich gestehe, daß ich es lieber mit dieser Partei halte, und daß ich niemals das Wort des hl. Franz von Sales vergessen werde, daß man mit einem Löffel Honig mehr Fliegen fängt als mit einer ganzen Tonne Essig.' —

So sehr er für den Zusammenschluß aller Katholiken zu Werken der Religion und der Caritas begeistert war, von ihrer Vereinigung in einer katholischen Partei wollte er nichts wissen: Weil es ja dann keine katholische Nation mehr gäbe, und weil wir damit sozusagen den Wunsch Caligulas verwirklichten, wir möchten nur einen Kopf haben, damit man ihn mit einem Streich abschlagen könne. ‚Mir ist lieber, daß Gott seine Gaben verschieden ausgeteilt hat, so daß es kühne Menschen gibt selbst auf die Gefahr hin, sie verwegen zu finden, daß es vorsichtige gibt, mögen sie auch der Lauheit bezichtigt werden.' Nur solle keiner durch seine persönlichen Fehler die gemeinsame Sache der Kirche gefährden; ‚vor allem aber möge uns der Himmel vor Verrätern und Feiglingen bewahren.' Er weiß, es gibt Christen in allen Lagern. Und das sei Gottes Wille; denn in dieser geteilten Gesellschaft dürfe es nicht eine einzige Partei geben, wo nicht wenigstens einige Zungen Gott den Erlöser anrufen und lobpreisen.

Ozanam hatte manchmal in politischen Dingen einen sehr guten Instinkt, aber eine politische Natur ist er nicht gewesen. Das hatte er mit den besten liberalen Katholiken seiner Zeit gemeinsam, daß er die Sprache seiner Überzeugung redete. Wenn er von Freiheit sprach, so war es nicht eine Freiheit mit geheimen Vorbehalten und Hintertüren, die man fordert, so lange man sie braucht, mit der man Handel treibt, ‚die man aber, sobald man sie hat, verleugnet wie eine Gefahr und ein Verbrechen für alle jene, die sich nicht sofort dem Joch der Orthodoxie unterwerfen' (Leroy-Beaulieu). Er war so verliebt in die Freiheit, daß er sich auch durch deren Mißbrauch nicht zur Absage an sie bewegen ließ.

Dennoch war ihm die Freiheit nicht ein Endziel und Selbstzweck. Was er schon als junger Mann geschrieben hatte, das gibt auch die Auffassung seiner reifen Jahre wieder: ‚Ich glaube an die Autorität als Mittel, an die Freiheit als Mittel, an die Liebe als Zweck.'

Es ist nur folgerichtig, wenn Ozanam wünscht, der politische Geist möge allmählich zugunsten des sozialen vernichtet werden. Bis jetzt ist die Gerechtigkeit das letzte moralische Asyl, das letzte Heiligtum der gegenwärtigen Gesellschaft. Auf ihr und auf der Liebe beruht die ganze sittliche Ordnung in der Menschheit. Aber die Gerechtigkeit setzt ja schon Liebe voraus; denn man muß den Menschen lieben, um sein Recht und seine Freiheit, die der unsern oft entgegenstehen, zu achten. Während indes das Recht seine Grenzen im Rechte des andern hat, kennt die Liebe keine Grenzen.

Wie Ozanam dieser Liebe Ausdruck gegeben hat, ersahen wir bereits bei dem flüchtigen Blick auf die glückliche Verwirklichung seiner Jugendidee, der Vinzenzkonferenzen. Daß ihn dabei die Liebe eines echten Apostels leitete, das beweist die Ausdauer, mit der er das einmal Begonnene fortführte, trotz großer Schwierigkeiten von innen und außen und trotz übler Erfahrungen, die er oft gerade bei denen machen mußte, denen seine Liebe galt, den Armen. Über die äußeren Schwierigkeiten äußert er sich 1838 folgendermaßen: ‚Man darf sich keine Illusionen machen, die Gesellschaft (vom hl. Vinzenz) ist allenthalben auf Mißtrauen gestoßen. Wenn sie in Lyon von der kirchlichen Behörde auch keinen Tadel erfahren hat, wenn im Gegenteil sogar einige ehrwürdige Priester sie ermutigt haben, so ist sie doch stets ein Gegenstand mißwollender Kritik von seiten vieler Laien gewesen. Die Haupthähne der Orthodoxie, Konzilsväter in Frack und Steghosen, Doktoren, die zwischen Zeitungsblatt und Hauptbuch, oder nach einer guten Mahlzeit ex cathedra sprechen, Leute, für die jeder Neuankommende stets ein Unwillkommener ist, für die alles, was aus Paris kommt, als schlecht gilt, die aus ihrer politischen Meinung einen dreizehnten Glaubensartikel machen, die alle Wohltätigkeit für sich in Anspruch nehmen, und die sagen, indem sie sich bescheidenerweise an die Stelle unseres Herrn Jesus denken: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. — Sie können sich keine Vorstellung machen von der Kleinlichkeit, Gemeinheit, Silbenstecherei, Haarspalterei und Beschimpfung, die diese Leute im besten Glauben von der Welt sich gegen uns haben zuschulden kommen lassen. Die achtenswerteren unter ihnen haben sich durch die Menge fortreißen lassen, und wir mußten vieles sogar von denen erdulden, die uns lieben. Und doch dürfen wir uns schließlich nicht beklagen, solange wir es mit einer Welt zu tun haben, die selbst einen Lacordaire mit ihrem Bannspruch belegt, den Pater Ravignan unverständlich und den Abbé Coeur verdächtig erklärt.‘

Aber wenn gegenüber einer Welt des äußeren Widerstandes oft die Kräfte eher wachsen als abnehmen, so muß man die Unbeirrbarkeit dieser Liebe besonders bewundern, wenn auch das Echo von der anderen Seite, von den Armen selbst, ausbleibt. Hören wir auch hier noch die ergreifende Klage, die dem jungen Ozanam durch schmerzliche Enttäuschungen erpreßt wird: ‚O, wie oft hätten wir gewünscht, Menschen zu begegnen, die uns mit Stockschlägen empfangen hätten, wenn wir dafür nur auch solche gefunden hätten, die auf uns hören wollten und uns verstanden hätten. Aber nein, die meisten sind entnervte Seelen, die uns immer gleichmäßig empfangen, in derselben Zurückhaltung am ersten wie am letzten Tage des Jahres, die sich wohl hüten, auch

nur ein einziges Wort gegen uns zu sagen, die aber auch nichts in ihrem Tun ändern.'

Solche Gleichgültigkeit ist die schwerste Prüfung der Liebe, und wer sie besteht, darf sicher sein, nicht aus Eitelkeit, Sentimentalität oder um Menschenlohnes willen gehandelt zu haben.

Die großen sozialen Katastrophen der Zeit, besonders die Februarrevolution, führten Ozanam dazu, seine Stimme auch vor der Öffentlichkeit zugunsten der niederen Klassen zu erheben. Er, der die Geschichte der Barbaren im fünften Jahrhundert geschrieben hatte, jener Barbaren, durch die im Bunde mit dem Christentum die große Kultur des Mittelalters geschaffen worden war, er sah in den heraufdrängenden Massen des arbeitenden Volkes die Barbaren der neuen Zeit, die nur der Schule des Christentums harrten, um ihrerseits das Angesicht der Erde zu erneuern. Passons aux barbares! war sein Ruf. ‚Ich habe immer an die Invasion der Barbaren geglaubt,' schreibt er in den Schreckenstagen des Juli 1848 an den Grafen de Champagny; ‚ich glaube jetzt mehr denn je daran. Ich glaube, sie wird lange und entsetzlich sein, aber doch endlich sich unter das christliche Gesetz beugen und die Welt regenerieren. Wir werden die ganzen Schrecken des Kampfes durchzumachen haben. Ob unsere Kinder lange genug leben, um das Ende zu sehen, weiß ich nicht.'

Aus der Lektüre der Civitas Dei des hl. Augustin schöpft er die beruhigende Einsicht, daß seit dem fünften Jahrhundert viele Heilige mehr Zuneigung zu den Gothen, Vandalen und selbst den arianischen und götzendienerischen Franken hatten als zu den verweichlichten Katholiken der römischen Städte. Wenn wir von den Barbaren der Gegenwart nichts mehr zu hoffen hätten, stünden wir vorm Ende der Welt, meinte er.

Gleich nach dem Ausbruch der Februarrevolution proklamierte er mit einigen Freunden, Lacordaire an der Spitze, einen ‚christlichen Sozialismus'. Es geschah in der Zeitung ‚L'Ère nouvelle', die nur kurze Zeit bestand, aber trotz mancher Unklarheiten, die man ihr vorhalten kann, doch zu einem Denkstein der sozialen Ideen in Frankreich geworden ist. Es würde zu weit führen, ihre Geschichte hier auch nur zu skizzieren. Sie stieß mehrfach auf heftigen Widerspruch, diesmal nicht bloß bei den Intransigenten à la Veuillot, sondern auch bei dem Führer der liberalen Katholiken, dem Grafen Montalembert, der eben auch nicht aus seiner Haut herauskonnte. Wie stark die Gegensätze waren, mag man daraus ersehen, daß, während Veuillot erklärte, arm zu leben von unsicherer Arbeit sei ein Gesetz, das Gott gemacht habe, und ohne dieses Gesetz sei die Gesellschaft unmöglich (!), Ozanam schrieb: ‚Gott macht keine Arme; er überantwortet keine menschlichen Kreaturen den Zufällen dieser Welt, ohne sie zugleich mit den zwei Gütern auszustatten, die die ersten von allen sind, ich meine die Intelligenz und den Willen.' Unwissenheit und Unsittlichkeit bezeichnet Ozanam somit als die Hauptfeinde der Menschheit. Gegen beide will er den Kampf in erster Linie geführt wissen. Er selber hat ihn zeitig aufgenommen. Schon als Student ließ er sich mit seinen Kameraden den Unterricht der Arbeiter angelegen sein und betonte die Notwendigkeit der Rekrutenseelsorge, und später war er einer der ersten, die Abendschulen verlangten

und die Notwendigkeit technischer Lehranstalten einsahen. In der ‚Ère nouvelle‘ gab er seinen Gedanken über die Veredlung der Volksvergnügungen Ausdruck und bekundete damit nur von neuem seinen sicheren Blick für die Forderungen des konkreten Lebens. Als die ‚Ère nouvelle‘ unter der Ungunst der Verhältnisse eingehen mußte, konnte Ozanam mit gutem Gewissen schreiben: ‚Wir haben das Beispiel einer wahrhaft christlichen Presse gegeben, d. h. einer ehrlichen, ruhigen, unparteiischen und liebevollen Presse.‘ Die christlich-sozialen Ideen waren damit ins Stocken geraten. Niemand wollte mehr verstehen, daß das Volk unter den verschiedenen Namen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der Solidarität und der Menschenrechte nichts anderes als die gänzliche Verwirklichung des Christentums heischte. Erst in den achtziger Jahren sind in Frankreich die Anregungen Ozanams wieder aufgenommen worden.

* * *

Die Verehrung von Ozanams Persönlichkeit ist in der Erinnerung bei den französischen Katholiken heute so lebendig wie je. Sie bezieht sich jedoch vornehmlich auf sein praktisch caritatives Wirken. Aber von der Persönlichkeit des Mannes lassen sich die Ideen, die er gleichzeitig vertreten hat, nicht trennen, und so darf man sagen, daß in ihm der Geist der liberalen Katholiken Frankreichs in seiner reinsten Form weiterlebt. Er hat niemals die Bedenken, die man gegen seine politischen Freunde geltend gemacht hat, geteilt, und wenn er sich in seinen Briefen einmal zu einer kritischen Bemerkung gegen sie veranlaßt sieht, so ist es lediglich gegen ihr temperamentvolles Ungestüm, niemals aber gegen den Geist und die Grundsätze, von denen sie beseelt waren. Ja, in der Behauptung der christlichen Freiheit nach der sozialen Seite hin ging er weiter als einzelne von ihnen. Bei allen liberalen Forderungen unterschied er genau zwischen der These und der Hypothese, d. h. er hielt an dem Gedanken fest, daß nur die Wahrheit Rechte habe, die Freiheit des Irrtums aber zu ertragen sei. Die verläumderische Anschuldigung, daß er und seine politischen Freunde einem liberalen Katholizismus gehuldigt hätten im Gegensatz etwa zu dem Katholizismus Roms und der übrigen Welt, würde er mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Schon in seiner Jugend hatte er geschrieben: ‚Die Kirche wollte niemals weder kaiserlich noch demokratisch, weder feudal, königlich noch liberal heißen, weil sie mehr als dies alles, nämlich katholisch ist.‘ Und so wie er dachten seine politischen Freunde. Es ist daher unbillig, wenn Ozanams letzter Biograph, Msgr. Baunard*, die alte Anschuldigung von dem Irrtum des ‚liberalen Katholizismus‘ wieder auffrischt, um gleichzeitig Ozanam davor in Schutz zu nehmen. Es hat niemals einen von wahren Katholiken vertretenen ‚liberalen Katholizismus‘ gegeben, wohl aber Katholiken von politisch freiheitlicher Gesinnung, die sich liberale nannten. In diesem Sinne erklärte sich Lacordaire als pénitent catholique et libéral impénitent, als bußfertigen Katholiken und unbußfertigen Liberalen.

* Frédéric Ozanam. D'après sa correspondance. Ancienne librairie Poussielgue, Paris, rue Cassette 15, woselbst auch eine neue Ausgabe von Ozanams Briefen erschienen ist.

Es gibt eine über Frankreich weit hinaus verbreitete Ozanam-Gemeinde, die nichts Geringeres anstrebt, als ihrem Patron die Ehre der Altäre zu gewinnen. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß ein solcher Wunsch nichts anderes bedeutet, als daß durch den Mund der Kirche das Leben dieses Mannes der gesamten Christenheit als vorbildlich hingestellt und seine endgültige Verklärung behauptet wird, so wird man den Wunsch nicht befremdlich finden. Ozanams Leben war ein Leben aus dem Glauben und der Liebe; der Höhe und Reinheit seiner Gesinnung entsprach die Kraft seines Geistes und seines Willens. Und so darf man wohl das Wort, mit dem er die Betrachtung über das Leben des hl. Thomas von Canterbury abschließt, auch auf ihn anwenden: ‚Der Heilige ist ein Mensch in Erz gegossen, aber in lebend Erz; er ist ein ganzer Mann, d. h. ein starker Mann.‘

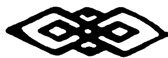


Der Name

Geduldig in den hundert stumpfen Jahren
Schleppten sie seines Dunkels Schmach,
Da wußte Keiner, daß sie waren,
Aus ihren langen mühgebeugten Scharen
Hallte kein Hauch und keine Stimme nach.

Dann aber war er plötzlich wie ein Blenden,
Und Glockendonner war in seinem Klang,
Er hielt in den beglänzten Händen
Der stummen Väter spät Vollenden
Und konnte königlich verschwenden
Und wurde Ton und ward Gesang.

Ernst Bertram.



Die Befreiungskriege und die bildende Kunst
Von Joseph Kolberg

Ernst Moritz Arndt hat einmal sehr wahr bemerkt, die richtige Anerkennung für die tapferen Preußen, welche die Befreiungskriege gekämpft haben, seien die Denkmäler, welche alle Deutschen in ihren Herzen ihnen erbauen müßten; das seien Denkmäler, welche keine Zeit zerstören könne. Aber diese dankbare Gesinnung wollte man doch auch nach außen hin bleibend kundtun. Daher dachte man nicht lange, nachdem die verbündeten Monarchen am 10. Juli 1815 in Paris eingezogen waren und Napoleons Herrschaft endgültig beseitigt hatten, daran, die Erinnerung an die siegreiche Zeit im Bilde fortzuerhalten.

Allen voran gingen die Stände Mecklenburgs. 1816 beschlossen sie, in Rostock ein Denkmal für den Fürsten Blücher, den Sieger an der Katzbach und bei Belle Alliance, zu errichten. Sie wendeten sich an Gottfried Schadow, der seine hohe künstlerische Begabung durch mehrere hervorragende Werke bewiesen hatte. Er erschien als der rechte Mann, dem großen Feldmarschall in seiner Geburtsstadt ein würdiges Denkmal zu setzen. Nicht zum Gewinn für das Werk und im Widerspruch mit seinen realistischen Anschauungen mußte Schadow sich wegen der Ausführung mit Goethe in Verbindung setzen, und Goethes klassizistische Richtung nötigte den Meister zu einem Kompromiß, in welchem sozusagen Wahrheit und Dichtung vereinigt wurde: Blüchers Gestalt erstand unter den Händen Schadows und seines Mitarbeiters Ludwig Wichmann zwar in der Uniform des Generalfeldmarschalls, aber, um an seinen Löwenmut zu erinnern, umgetan mit einem Löwenfell, dessen Tatzen sich vor der Brust des Helden zusammenschlossen. Auf Widerspruch stießen auch die Reliefbilder, welche den Sockel der Statue zieren sollten. Die Militärs wollten ihre Uniformen sehen, Goethe stimmte auch hier für symbolische Darstellungsweise, und so sah sich auch hier Schadow zum Entgegenkommen genötigt: er schilderte zwar ganz realistisch den merkwürdigen Sturz des Feldherrn in der Schlacht bei Ligny, da Freund und Feind an dem Greise, der hilflos unter seinem erschossenen Pferde lag, achtlos vorüberjagte, aber die Stelle seines Adjutanten, des Grafen Nostitz, welcher mit gespannter Pistole bei dem Gestürzten ausharrte, vertritt Germaniens Schutzgeist, ein geflügelter Genius mit Schild und Schwert, der sich in seiner klassischen Nacktheit mitten unter den Uniformen der hinten vorbeitrabenden Ulanen wunderlich genug ausnimmt.

Ehe das Werk ausgeführt wurde, ging auch König Friedrich Wilhelm III. daran, seine tapferen Generale durch Denkmäler zu ehren. 1817 wurde eine Statue für Bülow, 1818 eine Statue für Scharnhorst in Aussicht genommen. Aber nicht Schadow wurde mit der Ausführung betraut, sondern Friedrich Christian Rauch, der der königlichen Familie besonders nahe stand. In dem Luisendenkmal hatte er einen rührenden Beweis seiner Anhänglichkeit an die früh verblichene hohe Herrin, aber auch einen nicht minder vollkommenen Beweis seiner künstlerischen Schöpferkraft geliefert. Der Ruhm Schadows, spottete der Berliner Volkswitz, begann sich jetzt in Rauch aufzulösen, denn auch bei allen folgenden Denkmalsbestellungen wurde Rauch bevorzugt. So erhielt

Rauch fast gleichzeitig auch den Auftrag zu einem Blücherdenkmal für Breslau im Wettbewerb mit Rudolf Schadow, dem Sohne des oben genannten Gottfried. Gehörte Blücher auch an erster Stelle seiner Heimat Mecklenburg an, so wollten doch die Schlesier nicht zurückstehen, da Blücher mit seinem aus Schlesiern gebildeten Heere den Sieg an der Katzbach erfochten: ‚Dem Feldherrn Blücher und dem Heere die Schlesier', sollte die Inschrift auf dem Standbilde lauten, für welches 1818 in Schlesien 25 000 Taler gesammelt wurden.

Die Statuen Bülows und Scharnhorsts schritten inzwischen der Vollendung entgegen. Sie wurden 1822, am siebenjährigen Gedenktage der Schlacht bei Belle Alliance, enthüllt. Sie zeigen zwar den modernen Soldatenmantel, aber in abnormer Weise nach Art der römischen Toga umgetan und mit einem den Werken der Antike abgesehenen Faltenwurf stilisiert. Die Reliefs der Postamente sind vollends von der Antike inspiriert: Minerva lehrt die Jünglinge das Kriegshandwerk und führt sie zum Kampfe und zum Siege. Alles in allem betrachtet, dürfen die beiden Bildwerke als äußerst gelungen gelten. Insbesondere erscheint Scharnhorst als ausgesprochen individuelle Charakterfigur: in sinnender Haltung, sich in sein Inneres vertiefend, lehnt er an einem Eichenstamm; er ist als der gewaltige Organisator gekennzeichnet, Bülow als der Schlachtenlenker. Zur glücklichen Wirkung der beiden Bildwerke trägt nicht wenig ihre Aufstellung zu beiden Seiten der von Schinkel in ausgesprochen klassizistischem Stile erstellten Hauptwache bei. Das knappe, stramme, wehrhafte preußische Wesen ist zum Ausdruck gebracht in dem gedrungenen Bau mit seinen dorisierenden Formen und den beiden ihn flankierenden Bildwerken. Helden und Haus künden die preußische Wehrhaftigkeit. Architektur und Plastik haben sich vereinigt und einander angepaßt, um die lebendige nationale Kraft auszusprechen.

Längere Zeit verstrich, bis das Breslauer Blücherdenkmal fertig wurde. Es fehlte an Geld. Denkmäler zu errichten, sah man als ausschließliche Sache des Landesherrn an, das Volk hatte bis dahin keinen aktiven Anteil am öffentlichen Leben gehabt, es wurde nur regiert. Erst allmählich erwachte im Volke das Bewußtsein, daß es seine Kraft wie im Kriege so auch in Werken des Friedens selbständig betätigen dürfe und ein Recht habe, den führenden Männern im Befreiungskampfe sich erkenntlich zu zeigen.

Aber auch Berlin sollte sein Blücherdenkmal haben. Rauch gab hier dem Feldherrn eine ruhigere Haltung als bei der Breslauer Statue. In der reichen Uniform des Generalfeldmarschalls, mit Reitermantel und Husarensäbel steht der Held da, den einen Fuß auf eine Haubitze gesetzt. So ruhig und voll von stolzem Selbstgefühl hatte er den Feind zu Boden getreten. Die oberen Reliefs des Postaments sind auch hier in antikisierendem Geiste gehalten, vielleicht beeinflußt von Goethe oder Karl August Böttiger: Nemesis übergibt Blücher das Racheschwert, eine Viktoria schreitet ihm zum Siege voran, Borussia in Gestalt der Minerva überreicht ihm den Lorbeerkranz des Sieges, eine Viktoria errichtet aus den erbeuteten Waffen eine Trophäe. Diese antiken Gestalten sind Rauch besser geglückt als die Helden, welche Porträtköpfe erhielten und unfrei und etwas theatralisch wirken. Um so wohl-

Gottfried Schadow/Apotheose der Königin Luise



Phot. F. Bruckmann A. G., München

tuender berühren die 1824 für den Fries der unteren Sockelabteilung gearbeiteten Reliefs. Sie fassen die Ereignisse der großen Erhebung von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem glorreichen Abschluß in einigen wenigen glücklich gewählten und höchst lebensvoll empfundenen Szenen zusammen. Das erste Relief schildert die Bewaffnung und den Auszug des Heeres: zwei als Freiwillige Eingekleidete nehmen von den Eltern an der Haustüre Abschied; ein Offizier trägt ihre Namen in die Liste ein; ein jüngerer Bruder, der noch nicht mitziehen kann, liest aufmerksam den Aufruf des Königs an sein Volk; eine Gruppe junger Soldaten leistet den Fahneneid; an andere Freiwillige, ihrer Kleidung nach Handwerker und Landleute, werden Waffen verteilt; Kürassiere nehmen von den Ihrigen Abschied und schwingen sich in den Sattel; das Heer zieht zum Tore hinaus; ein Hirtenknabe, an einen Baum gelehnt, sieht ihm nach. Das zweite Relief erzählt von den schweren Mühen und den kleinen Freuden des Marsches: der Zug wird von neugierigen Knaben erwartet; junge Mädchen erquicken am Dorfbrunnen die ermatteten Krieger; Ulanen traben dahin; die schlesische Landwehrinfanterie kommt mit Trommlern und Pfeifern angerückt; freiwillige Jäger schließen den Zug. Das dritte Relief führt uns nach Frankreich hinein: Weingelände erinnern an die reichen Gefilde der Champagne, seitwärts sprengende Ulanen deuten den Kampf an; eine Batterie zieht vorüber; vorn bemüht sich ein Soldat um einen Schwerverwundeten; die Mitte des Bildes zeigt Dragoner im Biwak, die einen schlafen, andere sind mit Abkochen beschäftigt. Das vierte Bild versetzt uns nach Paris: die Truppen ziehen mit klingendem Spiel durch die Porte St. Martin ein, voran eine Reihe Fahnenträger mit den erbeuteten Fahnen, vor ihnen Blücher mit dem gesamten Generalstab; Arbeiter rollen die wiedergewonnene Quadriga des Brandenburger Tores auf Walzen nach Berlin hin ab. Das geschichtliche Epos der Befreiungskriege ist hier umgewandelt in einen plastischen Siegeshymnus. Unter all den zahlreichen Werken Rauchs kommt wohl keines dem nationalen Empfinden so nahe, rührt keines so warm an die Seele des Volkes wie dieses. Die Reliefs schildern die Wirklichkeit, aber doch nicht die nackte, nüchterne Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit geläutert durch feinsinnigen künstlerischen Idealismus. Daß dieser Siegeszug der preußischen Truppen über Schlachtfelder, über Blut und Leichen hinging, ist nur ganz leise angedeutet durch die Bewegung der Massen, durch den einen Verwundeten; vom Feinde sieht man so gut wie nichts. Nur auf dem letzten Relief steht ein französischer Veteran mit verbundenem Kopf, das Abzeichen zwanzigjähriger Dienstzeit am Ärmel, sorgenvoll auf seinen Stock gestützt da und trauert, daß die Herrlichkeit seines großen Kaisers so kläglich zu Ende gegangen ist. So mischt der Künstler auch sonst sehr feinfühlig in die Hauptmomente des großen Kriegsschauspiels genrehafte Szenen ein und mildert die Kraft des Dramatischen durch diese lyrischen Episoden. Auch Züge frischen Humors erhellen die ernste Grundstimmung der Bildfolge, so z. B. wenn ein modisch gekleideter Pariser Stutzer durch sein Lorgnon die am Tor angeschlagene Proklamation liest, welche die Abdankung Napoleons und die Thronbesteigung des achtzehnten Louis meldet. Die Gegenwarts-

stimmung wird durch die zahlreichen Porträtköpfe von Mithandelnden und Miterlebenden gesteigert. Man sieht eine ganze Reihe bekannter Persönlichkeiten, Gneisenau, York, Körner, Wilhelm v. Humboldt, Schinkel, Tieck, Gottfried Schadow; auch Rauch erscheint als einer der Arbeiter, welche die Schadowsche Siegesgöttin nach Berlin befördern. Selbst Goethe, dessen antikische Grundsätze im Widerspruch zu dieser realistischen Darstellungsweise standen, sah sich doch zu dem Geständnis genötigt, daß eine solche Darstellung der Denkweise des Volkes gemäß sei, welches nicht sowohl frage, was die Figuren bedeuten, als was und wer sie seien, und sich erfreue, Porträte und nationale Physiognomien darauf zu finden; das Volk erzähle sich die Geschichte und lasse sie sich vorerzählen und finde das Symbolische, welches dergleichen Kunstwerke immer behielten, doch zuletzt erklärlich und faßlich.

Der Erinnerung an die Befreiungskriege war auch das Monument auf dem Kreuzberg bei Berlin gewidmet. Schinkel lieferte dafür mehrere Entwürfe, der König bevorzugte den in gotischen Formen. Vielleicht war er dabei durch religiöse Erwägungen geleitet. Der Gedanke an den Lenker der Schlachten sollte betont, der herrliche Sieg als Geschenk der göttlichen Vorsehung offen bekannt werden, und dazu schien allein der gotische Stil geeignet: er galt, wie auch heute noch in manchen geistlichen Kreisen, als der eigentliche Kirchenstil. Das Denkmal ist bekannt. Auf dem Grundrisse eines gleichschenkligen Kreuzes erhebt sich eine 19 Meter hohe Spitzsäule. Der Fialenaufbau gestattet in jedem Kreuzarme über dem hohen Sockel die Anlage von Spitzbogennischen mit Wimpergen darüber zur Aufnahme von Statuen. Der innere Kern jedes Kreuzarmes steigt als Mittelpfeiler empor, erhält eine Fiale mit Spitzdach, welche in halber Höhe von vier Nebenfialen flankiert wird. Die zwölf Nischen, die sich so ergaben, wurden mit Statuen gefüllt, welche entscheidende Schlacht- und Siegestage personifizieren sollten. Wieder lieferte Rauch die Statuen, unterstützt von seinem Mitarbeiter Friedrich Tieck und seinem Schüler Ludwig Wichmann. Die Statuen sind teils männlich, teils weiblich mit Porträtköpfen geformt. So erhielt der Genius der Stadt Paris die Züge der Königin Luise, der Genius von Belle Alliance die der Kaiserin Alexandra Feodorowna. Es mangelt ihnen allen an genügender Charakterisierung: es geht über das künstlerische Vermögen hinaus, eine Statue gerade als Genius der Schlacht bei Großbeeren, eine andere als den der Schlacht an der Katzbach usw. zu kennzeichnen.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm IV. die Errichtung von Standbildern für York und Gneisenau geplant. Ludwig Wichmann hatte 1831 unmittelbar nach dem Tode Gneisenaus die Erlaubnis erbeten, eine Statue des Verstorbenen anfertigen zu dürfen, war aber abgewiesen worden. Ganz gelegentlich war es Rauch gelungen, York bei seinem vorübergehenden Aufenthalte in Oels in Ton für eine Büste zu modellieren. Ein Ehrendenkmal für York, den wagemutigen Unterzeichner der Konvention von Tauroggen, hatte 1831 auch der ostpreußische Provinziallandtag angeregt und für Königsberg erbeten; 1834 zogen die Stände ihre Bitte wieder zurück, erbauten zu Ehren Yorks ein neues Tor und nannten eine Straße nach ihm. Dabei war es geblieben. 1842 trat Friedrich Wilhelm IV. seinem alten Plane näher, aber infolge der politischen

Wirren wurden die Denkmäler erst 1850 bei Rauch zur Ausführung bestellt. Sie sollten ihren Platz zu beiden Seiten des Blücherdenkmals erhalten. Das wirkte bestimmend auf ihre Gestaltung ein. Auf seinen Säbel wie auf sein gutes Recht gestützt steht York da, der Mann mit dem Stiernacken, sicher und fest. Die ganze Energie seines Charakters spiegelt sich in seiner Stellung. Es ist, als hätte er soeben jene denkwürdige Konvention mit Diebitsch unterzeichnet, da er eigenmächtig mit seinen Truppen zum Zaren übertrat, um gegen den französischen Unterdrücker zu kämpfen, in der felsenfesten Überzeugung, daß sein König den Schritt gutheißen werde und müsse; er steht da wie einer, der weiß, was er will, wie einer, der überzeugt ist, daß die große Not des Vaterlandes nur durch Eisen gebrochen werden kann, und der bereit ist, für seinen Wagemut auch den Tod auf dem Sandhaufen zu erleiden. Gneisenaus Gestalt erscheint in elastischer Bewegung. Offen schaut der von Kampfesfreude erhellte schöne Kopf ins Weite. Der rechte Arm weist scharf vor der Brust vorbei nach links, in etwas theatralischer Pose, aber Rauch, der mehr die statuarische Ruhe liebte, mußte sich dem Willen des Königs fügen, und dieser hatte immer die drei Statuen als Ganzes im Auge. Im Zusammenhalt mit der kriegerischen kampfbereiten Haltung des Blücherbildes sollten die neu hinzukommenden Statuen die vorbereitenden Momente der Überlegung des Schlachtenplanes und die endgültige Anordnung des Kampfes andeuten.

Mit diesen Bildwerken hat Rauch der modernen Plastik neue nationale Bahnen gewiesen. Freilich bleibt er Klassizist, er steht auf den Schultern von Canova und Thorwaldsen, aber von beiden trennt ihn doch eine große Kluft. Was Canova angeht, brauchen wir nur neben dessen schöne Pauline in der Galleria Borghese die mild im Todesschlafe verklärte Königin Luise Rauchs zu stellen, um den Unterschied beider Künstler an einem schlagenden Beispiel uns zu vergegenwärtigen. Canova schwankt fortwährend zwischen Antike und Rokoko, zwischen Einfalt und Hoheit der lauteren Natur und prickelnder Koketterie. Die Werke Thorwaldsens erwuchsen in ihrem inneren Gehalt ausschließlich aus dem Kreise antiker Kunst- und Weltanschauung heraus. Dem nach Welschland verpflanzten Dänen verflüchtigte sich die Vaterlandsliebe zum allgemein menschlichen Ideal, das Ort und Zeit nicht kannte; als eigenstes Ideal seiner Gebilde tritt uns von Anfang an Eros entgegen. Nichts ist für ihn charakteristischer, als daß er sechzig Amorgestalten geschaffen hat, nichts charakteristischer für Rauch, als daß er dreißigmal die Viktoria neben dem deutschen Krieger gebildet hat. Die innigen Beziehungen zur königlichen Familie hinderten Rauch, den kosmopolitischen Standpunkt Thorwaldsens einzunehmen. Er hatte ihre tiefste Verdemütigung und ihr herbstes Leid gesehen. Diese schmerzensreiche Zeit war die Geburtsstunde des preußischen Nationalgefühls geworden. Bei den Besten und so auch bei ihm war die Vaterlandsliebe zur hellen Flamme aufgelodert. Aus diesem lebendigen Patriotismus heraus war sein erstes großes Werk entstanden, das Denkmal für die entschlafene Königin Luise. Sein Herz hatte bei dem Bilde mitgearbeitet, die im Leben Besiegte erschien jetzt im Tode als Siegerin verklärt, und an dem Marmorbett der hehren Dulderin entflammte sich das Vaterlandsgefühl des befreiten Volkes immer wieder aufs neue.

Diesen nationalen Zug hat die ganze von Rauch begründete Berliner Schule mehr oder weniger treu bewahrt. Ganz klar tritt er zutage bei seinen unmittelbaren Schülern, angefangen von Rauchs getreuem Gehilfen Christian Friedrich Tieck, und auch als der vorwiegend monumentale Stil durch Rietschel und Drake mehr ins lyrische umgestimmt und aufs romantische und religiöse Gebiet übertragen wurde, hat er sich nicht ganz verloren. Als Reinhold Begas der naturalistischen Richtung größere Zugeständnisse machte und die Periode der malerischen Plastik eröffnete, wurde zwar den Werken der Rauchschen Schule das gebundene, etwas steife und trockene Wesen abgestreift, aber auch die neueren Vertreter der Berliner Plastik, Rudolf Siemering, der vor kurzem aus der Reihe der Lebenden geschieden, Erdmann Encke, Fritz Schaper u. a. haben in maßvoller Weise die ernste, gehaltvolle Richtung Rauchs zu nicht geringem Teile bei nationalen Vorwürfen bis auf unsere Tage fortgeführt.

Da die meisten Denkmäler mit Rücksicht auf die rauhe nordische Witterung in Erz gegossen wurden, erlebte auch die Kunst des Erzgusses neuen Aufschwung. Rauch hatte seine ersten Studien im Erzguß in Paris gemacht. Seine in Berlin mit Hilfe einiger geschickten französischen Gießer begründete Gießhütte war bald imstande, so kolossale Werke wie das Friedrichsdenkmal unter den Linden zu erstellen. Eine Tochter der Berliner Gießhütte ist die Münchener Gießhütte. Rauch ging nach München zunächst, um das Denkmal für König Max Joseph zu fertigen. Sein Gehilfe dort, der frühere Goldschmiedlehrling Stiglmaier, führte die Hütte weiter fort. Nach Studien in Italien gelang es ihm, das von Benvenuto Cellini beschriebene Gußverfahren mit Bewahrung des Originalmodells wieder anzuwenden. Das Verfahren ist zwar an sich nicht so vollkommen wie der Guß à cire perdu, gestattet aber allein die Herstellung großer Werke, weil es die Möglichkeit gibt, das Erzbild stückweise zu gießen und in den einzelnen Teilen zusammenzusetzen. Stiglmaier, der bis zu seinem Tode mit Rauch in beständigem Austausch seiner technischen Erfahrungen stand, hat sein Andenken in München durch den Obelisken auf dem Karolinenplatz, mehr noch durch die Bavaria auf der Theresienwiese lebendig erhalten. Sein Neffe Ferdinand Miller, welcher bereits in den letzten Jahren Stiglmaiers die Oberleitung der Gießerei hatte, erhob seine Werkstatt zu der berühmtesten des ganzen Erdkreises. Die Riesenmonumente, welche in der Gießerei für Städte Amerikas bestellt wurden, trugen den Ruhm deutscher Kunst und deutschen Gewerbefleißes über den Ozean hinüber.

So läßt sich eine Fortentwicklung der Kunst nach den Befreiungskriegen und getragen von der durch die Kriege geweckten nationalen Bewegung nicht verkennen. Indessen übersehen wir nicht, wie diese Kunsttätigkeit doch verhältnismäßig nur klein und auf einen außerordentlich engen Kreis eingeschränkt war. Diese ganze Kunst war Hofkunst, abhängig vom Willen des Monarchen, der so seine Generale ehrte. Aber welche Gedanken erweckten diese Dankesbezeigungen in den Herzen des Volkes? Fühlten auch die Künstler selbst aus eigenem Antriebe sich gedrängt, die ruhmreiche Zeit der Erhebung im Bilde festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern? Griff der Maler begeistert zu Pinsel und Palette, um in farbenfreudigen Bildern von den vielen Tausenden zu erzählen,

die auf heimatlichem Boden oder draußen in Frankreich und Belgien ihr Blut für das Vaterland vergossen hatten? Freilich machten die große Armut des Landes, die außerordentlichen Anstrengungen, die notwendig waren, um das gestrandete Staatsschiff wieder flott zu machen, die Schöpfung größerer Kunstwerke fast unmöglich. Aber es blieben doch immer noch die weniger kostspieligen künstlerischen Reproduktionsweisen, die Malerei, der Holzschnitt, der vor kurzem erfundene Steindruck. So konnte selbst die bescheidene Wohnung des Landmanns und Handwerkers noch ein Abglanz jener großen Zeit durchleuchten, und wenn der Sohn oder Enkel diese unscheinbaren Bildchen betrachtete und dessen gedachte, was Vater und Großvater in heißem Kampfe erstritten hatten, mochte ihre Brust höher schwellen und ihr Herz in gleicher Vaterlandsliebe erglühen.

Für den ersten Blick ist es auffällig, daß sich von einer solchen allseitigen Entwicklung der nationalen Kunst nichts beobachten läßt. Die Fortentwicklung bleibt zunächst auf das Gebiet der Plastik beschränkt und bekundet nur hier ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der nationalen Bewegung. Die Malerei und der Holzschnitt wandeln andere Wege. Freilich wurde versucht, die wichtigen Ereignisse jener Tage zumeist in Zeichnungen, Radierungen, Holzschnitten festzuhalten, aber der Wert dieser Bilder eines Heinrich Dähling, Ulrich Ludwig Wolff, Karl Friedrich Zimmermann, Joh. Adam Klein, Joh. Gottlieb Böttcher, Joh. Christian Albert Schule, Joh. Peter Krafft, Daniel Berger und mancher anderen liegt nicht so sehr auf künstlerischem als vielmehr auf geschichtlichem Gebiete. Das Beste sind die Porträts, welche uns die Männer der Zeit mit ziemlicher Naturtreue, frisch und lebendig wiedergeben, und das Allerbeste verdanken wir in dieser Hinsicht dem freilich etwas späteren Franz Krüger. Aber im großen und ganzen verraten die Bilder der Periode recht wenig von Kunstgefühl. Sie wissen nur von einem bedenklichen Tiefstande der Kunst zu erzählen. Es fehlte ihr an der notwendigen Lebenskraft und Lebenswärme. Sie kam der Volksseele nicht genug entgegen. Die Schwingungen der Volksbegeisterung fanden in ihr keinen geeigneten Resonanzboden. Darum vermochte sie nicht neue Begeisterung zu wecken. Und das alles darum, weil sie nicht bodenständig genug, zu wenig originell, zu sehr aus der Reflexion hergeleitet war.

So sehr auch das Bestreben der führenden Künstler anerkannt werden mag, eine Läuterung der Formen innerhalb der antiken Formenwelt, in der sie sich bewegten, zu erzielen, so vermochte doch ihre ganze im Zeichen des Hellenismus stehende Kunst das Herz des Volkes für diese in griechische Gewänder gekleideten Gestalten nicht recht zu erwärmen. All diese Mantelfiguren, welche nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr die Plätze und Straßen besonders von Berlin bevölkerten, erweckten schließlich Überdruß und Langweile. Und doch war schon lange auf das Übel, an dem die Kunst krankte, hingewiesen worden. Ein Aufsatz Goethes in den Propyläen, welcher einen flüchtigen Überblick über den damaligen Stand der Kunst in Deutschland bot und dabei den in Berlin sich bemerklich machenden prosaischen Zeitgeist mit seinen Forderungen der Wirklichkeit und Nützlichkeit angriff, erfuhr eine sehr energische Abwehr durch Gottfried Schadow. Dieser stellte das nationale und reale Element als unerläßliche Forderung der Kunst hin. Goethe hatte geklagt, Poesie werde

durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Handlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeuge man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehörten wie alles Gute der ganzen Welt an und könnten nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und uns bekannt sei, gefördert werden. Schadow dagegen wies darauf hin, wie nützlich es wäre, wenn die deutschen Künstler endlich einmal einen charakteristischen Kunstsinn besäßen; dann würden sie Kunstwerke hervorbringen, in welchen man sie selbst sähe; schon zu lange wären die Wälschen und Franzosen und Graeculi nachgeahmt. Anstatt eigenes zu geben, quälten sie sich, Fremdes nachzuäffen. Darum drang er auch auf Porträtähnlichkeit, denn auch die Griechen und Römer hätten Brustbilder wirklicher Menschen mit offenbarer Wiedergabe des Modells gearbeitet. Selbst die Götterbilder der Alten hätten nichts allgemein Menschliches, wären keine bloße Abstraktion, sondern hätten alle ihre bestimmte Physiognomie, seien durch Statur, Bekleidung, Attribute als eine bestimmte Gottheit gekennzeichnet. Er erinnerte an die holländischen Meister, welche, obwohl sie vielfach in Italien lebten, doch ihre nationalen Eigentümlichkeiten nicht erstickten, sich nicht durch Poussinaden irre machen ließen und darum selbst von den Italienern geschätzt würden. Im Vaterländischen, so betonte er, liegt das allgemein Menschliche, aber umgekehrt liegt nicht im allgemein Menschlichen das Vaterländische. Wenn die Deutschen das Vaterländische darstellten, dann würden sie auch Schule machen. Alle echte Kunst sei stets patriotisch, alle schätzbaren Kunstwerke bezeugten das Vaterland ihrer Künstler. Nur unsern neueren deutschen Arbeiten fehle dieser patriotische Stempel, und die jungen Künstler, die nach Italien zögen, wollten alle nur Maler der großen Historie werden und Götter, Heroen und Geschichte der alten Griechen und Römer darstellen, und doch würde mancher von ihnen ein brauchbares Porträt oder ein Tier- oder Frucht- oder Blumenstück oder eine Landschaft und ein Stilleben malen. Es sei ja schön, ein Homeride zu sein, wie das Goethe sein wolle, ‚aber wahrlich,‘ so schloß er mit einem Erweis seiner Hochachtung für den großen Meister, ‚wahrlich, das ist hart geredet gegen die ihm innewohnende vortreffliche Gabe der Dichtung und des Gesanges. Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!‘

Schadow hatte ganz recht. Anstatt daß die bildenden Künstler selbst die künstlerischen Werturteile prägten, machten sie sich abhängig von den Männern der Theorie, beugten sich vor Winckelmann, welcher in Italien an den originalen Renaissancewerken und an den Resten der echten Antike achtlos vorüberging, aber sich für Kopistenarbeit begeisterte, beugten sich vor Lessing, welcher, ohne den Laokoon jemals auch nur im Gipsabgusse gesehen zu haben, kardinale Kunstgesetze aus ihm ableitete. Aber selbst Schadow ist seinem künstlerischen Glaubensbekenntnis nicht immer treu geblieben. Auch er verstand sich zu Konzessionen und ließ sich durch Goethes antikisierende

Anschauungen seinen Rostocker Blücher verderben. Die Tendenz, zu antikisieren, beherrschte zu mächtig die Gesellschaft; immer wieder lenkte man in die ausgetretenen Gleise ein und trennte die Kunstschöpfung von der lebensvollen Wirklichkeit. Auch Rauch hat sich von dieser Richtung nur für Augenblicke und nur in beschränktem Maße freizumachen gewußt. Auch bei ihm überspült das gräzisierende Bad die nationale Eigenart. Nachwirkungen der von ihm bewunderten süßlichen Grazien Canovas werden sich selbst in seinem edlen Luisendenkmal nachweisen lassen. Von seinen Viktorien in der Walhalla sagt Ludwig Pietsch: ‚Sie sind zierlich, elegant, charmant, voll Adel, Schönheit und guter Erziehung, mit bewunderungswürdiger Feinheit geschaffen, aber jedenfalls nur Siegerinnen in kleinen, nicht in großen Kämpfen: Das überwältigend Triumphierende fehlt; sie haben sehr viel mehr Tee getrunken als Blut, was auch ganz in der Ordnung ist, um so mehr, als sie ja vorzugsweise Siege auf geistigem Gebiete, nicht nur Siege in der Schlacht versinnbilden sollen.‘

Darum spielt auch in dieser ganzen Periode die Bekleidungsfrage eine so wichtige Rolle. Man weiß nicht, was für eine Gewandung man den Statuen geben soll, ob antike oder nationale Tracht. Bei jedem neuen Werke wird die Frage aufgeworfen und erweckt ein Hinundher von Meinungen, und auch heute sind die Künstler sich darin noch nicht klar geworden, und so erhielten wir denn einen Beethoven im Badesessel sitzend und einen Richard Wagner im Bademantel wandelnd, würdige Brüder des ersten Napoleon, der im Hofe der Brera ein Sonnenbad nimmt.

Der Künstler, welcher den Schadowschen Forderungen am meisten entsprach und mit geschärftester Aufmerksamkeit die Wiedergabe des Gegenwärtigen und Wirklichen erstrebte, war Chodowiecki. In der Schilderung des bürgerlichen Kleinlebens und Familienlebens im nördlichen Deutschland erscheint er oft unübertrefflich. Indem er ähnlich, wie es Diderot und Lessing in der Literatur getan, die eigene Erfahrung verwertete, vermochte er die feinsten Züge der Natur abzulauschen und oft mit schalkhafter Grazie wiederzugeben. Wenn seine Kunst nicht tiefer in das Volk eindrang, so rührte das daher, weil auch er den literarischen Größen seiner Zeit huldigte. Er nahm die Motive seiner Radierungen vielfach aus deren Werken her, reflektierte über ihre Reflexionen und lieferte so eine große Anzahl reizender Illustrationen zur Literatur des In- und Auslandes, zu Lessings Minna, Schillers Räubern, Kabale und Liebe, Goethes Werther, Hermann und Dorothea, zu der Luise von Voß, aber auch zu Dramen von Shakespeare, Schriften von Voltaire, Rousseau, Lafontaine, Goldsmith u. a. Auch seine Kunst war nicht immer dem wirklichen Leben nahe genug gerückt. Vielleicht daß er uns ähnliche bunt bewegte Bilder von dem Treiben während der Freiheitskriege gezeichnet hätte, wie sie uns Fritz Reuter in seinem Ut de Franzosentid bietet, hätten seine Tage in jene Zeit hineingereicht. Aber er starb schon 1801. Als dann später wieder ein so großer Wirklichkeitsmaler erstand, Adolf Menzel, lag die Zeit der Befreiungskriege schon zu weit zurück, und der Meister nahm lieber, wie das auch schon Chodowiecki getan hatte, die Geschichte des großen Friedrich zum Vorwurf seiner Schöpfungen.

Indessen auch nicht allein den niederen Stand der Kunst dürfen wir dafür verantwortlich machen, daß die Befreiungskriege so wenig befruchtend auf die Entwicklung der bildenden Kunst einwirkten. Auch einen anderen Umstand werden wir berücksichtigen müssen. Freudig waren die Massen des Volkes dem Rufe des Königs zum Kampfe gefolgt, aber nicht so sehr aus deutschnationalen Gründen als vielmehr aus Anhänglichkeit an die Dynastie und im Überdruß ob der unerträglich gewordenen Fremdherrschaft. Das Volk war dem wirtschaftlichen Ruin nahegebracht. Die bittere Notwendigkeit, die Sorge um das tägliche Brot zwang es, das Joch abzuschütteln. Der Nationalitätsgedanke, welcher mit der wiedererlangten Freiheit einen Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einem einheitlichen festen, staatlichen Gefüge wollte, hatte seine Anhänger nur bei den Wenigeren, in den gebildeten Kreisen, und die Not des Lebens hinderte für geraume Zeit das Vordringen des Gedankens in die breiteren Schichten der Bevölkerung. Mannhaft hatte das Volk im Glutofen der Trübsal ausgeharrt, mit eisengepanzerter Hand hatte es die Türen seines Kerkers gesprengt, jetzt sollte ihm im goldenen Lichte der wiedergewonnenen Freiheit ein neues, besseres Leben entstehen. Es würde zu weit führen, den einzelnen Ursachen nachzugehen, welche jahrzehntelang Preußens Aufblühen niederhielten, bis das Volk 1850 eine Verfassung erhielt. Weder der erste noch der zweite Pariser Frieden, nicht der Wiener Kongreß noch auch die heilige Allianz brachten ein einheitliches deutsches Reich, vielmehr war in jener schweren Zeit der Fremdherrschaft das letzte einigende Band, welches wenigstens äußerlich noch die verwirrten und einander vielfach entfremdeten deutschen Stämme zusammengehalten hatte, zerrissen worden. Kaiser Franz II. hatte auf die deutsche Kaiserkrone verzichtet. Herrenlos lag das ehrwürdige Kleinod im Staube, und die Besten des Volkes standen tränenden Auges daneben und rangen die Hände, da sie des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gedachten, als noch die deutschen Stämme geeint waren unter dem starken Szepter eines mächtigen Herrschers. Gerne hätten sie die Krone aufgehoben, aber welchen Herrscher sollten sie mit ihr schmücken, mit welchen Rechten ihn ausstatten? Und je weniger die Gegenwart bot, was sie begehrten, desto sehnsüchtiger blickten sie zurück in die ruhmreiche Vergangenheit, da sie groß und geachtet im Rate der Völker dastanden, zurück von Jahrhundert zu Jahrhundert bis ins ferne Mittelalter, wo bereits ein Kranz anmutiger, zu Herzen sprechender Sagen die geschichtliche Wahrheit umrankte, und hier verweilten sie am liebsten und versenkten sich träumerisch in die glanzvolle Zeit. Der klar blickende Freiherr vom Stein forderte ein einziges selbständiges Deutschland, einen mächtigen Staat, der alle Elemente der Kraft, der Kenntnisse und einer gemäßigten und gesetzlichen Freiheit in sich faßte, mit einer Verfassung, begründet auf Einheit, Kraft und Nationalität, ein Reich, welches alle sittlichen und physischen Bestandteile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthielt. Dieses Ideal sah er im Mittelalter des zehnten bis dreizehnten Jahrhunderts.

Die Niederschläge dieser hochfliegenden Phantasie des deutschen Volkes auf dem Gebiete der Literatur und der bildenden Kunst sind uns unter dem

Namen der Romantik bekannt. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat die Bewegung trotz manches Mangelhaften, das sie zutage förderte, doch das Gute gehabt, daß sie den deutschen Gedanken ungeachtet aller Widrigkeit der Zeit lebendig erhielt und populär machte. Allen fremdländischen Einflüssen gegenüber wollten die Romantiker echt deutsch sein. Sie waren feurige Patrioten. Deutsche Kunst, deutsche Ehre, deutsches Volkstum ging ihnen über alles. Das muß immer wieder zu ihrer Ehre betont werden. Und ihr Patriotismus war nicht bloß ein Schwärmen in Gefühlen und Worten, wir finden sie als Männer der Tat in Lützows wilder verwegener Jagd wie in den Heeresreihen, die die Schlachten schlugen. Seine festeste Stütze fand dieser Patriotismus in dem religiösen Ernst, der die ganze Periode durchdrang und nirgends so klar und lauter zutage trat wie bei den Klosterbrüdern von San Isidoro. Mochten diese Meister auch in der formellen Bearbeitung ihrer religiösen Motive mit Vorliebe auf Raffael und die großen Meister des Quattrocento und Trecento zurückgehen und sich den Spottnamen der Präraffaeliten zuziehen, so war doch diese Anlehnung an die großen Renaissancekünstler keine rückhaltlose, erhielt vielmehr eine spezifisch deutsche Färbung; neben Raffael trat als ihr Ideal je später je mehr auch unser guter, biederer Albrecht Dürer, und gerade wegen dieser deutschen Note fanden damals und finden auch heute noch ihre Werke bei unserem christlich gläubigen Volke ohne Unterschied der Konfession so großen Beifall. Und mochten andere Meister wie die zahlreichen Münchener Corneliusschüler sich in die Vergangenheit des Volkes vertiefen und diese in inhaltsreichen Geschichtsbildern vorführen, mochten andere noch weiter zurückgehen und aus dem Born der deutschen Heldensage, der Legende, des Märchens ihre Stoffe schöpfen, es war doch immer die heiße Liebe zum Vaterland, welche diese Bilder durchzittert. Deutsch sind die Eichenwälder, deutsch die Berge und Täler und Flüsse, in welchen Elfen und Feen und Nixen geheimnisvoll leben und weben, deutsch die Städte, deutsch die Recken, welche um den Besitz des Rheingolds ringen, deutsch die Kaiser und Könige und Herzoge und Grafen, die Städte gründen oder Schlachten schlagen, die Unschuld schützen oder Freveltat ahnden.

So betrachtet haben die Befreiungskriege einen überaus nachhaltigen und weitgehenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Kunst ausgeübt. Dieser Einfluß ist freilich kein unmittelbarer mehr, die Kunstbetrachtung blieb nicht bei dem Kriege selbst und bei seinen Helden stehen, sie drang über die Grenzen Preußens und über seine Geschichte in fernere und weitere Vergangenheit hinaus. Das ganze Deutschland sollte es sein. Aber die Liebe, die Hingebung, die schwärmerische Verehrung, mit welcher jene Meister die vaterländische Vergangenheit umfingen, war doch großgezogen und gestählt worden im Kanonendonner von Leipzig und Waterloo.

Bulgarien einst und jetzt* / Von Karl Dieterich



Das geographische und ethnographische Bild der Balkanhalbinsel zeigt mehrere merkwürdige Übereinstimmungen mit dem der ihm auf der anderen Seite Europas gerade gegenüberliegenden skandinavischen Halbinsel. Hier wie dort ein stark gegliedertes Gebirgsmassiv mit scharf herausgearbeiteten Küstenbildungen, das ebenso die Bildung von Berg- wie von Seevölkern begünstigen mußte. Hier wie dort ergab sich aus der Natur des Landes ein trotzig individualistischer Kantongeist, der sich äußert in der politischen Zersplitterung des Gebietes in mehrere Staatsgebilde, die, erfüllt von stamm- und kulturverwandten Völkern, doch einer staatlichen Zusammenschließung widerstreben. Und hier wie dort eine Fülle patriarchalisch-urwüchsigen Volkstums, das seine Wurzel in einem kraftvollen, freien Bauernstande hat, der schon rein numerisch überwiegt, und dem weder ein allmächtiger alter Großgrundbesitz noch ein ebenso allmächtiger junger Industrialismus gegenübersteht, höchstens eine kleine, beschränkte Bourgeoisie, wie wir sie auf skandinavischer Seite aus Ibsens Dramen kennen. Daher auch endlich hier wie dort ein maßvoller, gesunder Demokratismus, der sich ungehemmt entfalten kann, weil ihm keine überalten historischen Mächte, kein staatlich-kirchlicher Despotismus in die Zügel fällt.

Hier allerdings beginnen die Linien etwas auseinanderzugehen: die Völker Skandinaviens waren nie die Sklaven einer fremden Macht, die des Balkans aber beginnen erst seit hundert Jahren sich von derjenigen Macht zu emanzipieren, die seit einem halben Jahrtausend auf sie gedrückt, und die sie in der allgemeinen Meinung zu Sklavenvölkern, zu Rajahs gestempelt hat, die aller Menschenwürde bar sind. Es hieße aber, sich von dem türkischen Despotismus sowohl wie von dem Charakter der christlichen Balkanvölker eine völlig falsche Vorstellung machen, wollte man auf beide etwa das Verhältnis anwenden, wie es zwischen den tatarischen Eroberern und den einheimischen Unterworfenen in Rußland bestand; hier flossen beide Elemente in eine gleichartige Masse zusammen, die geknetet und geknechtet wurde von *ihren* Herren, den allmächtigen Zaren und deren Kreaturen.

Ganz anders auf dem Balkan. Es war ein Glück für diese Völker, daß der türkische Eroberer nicht so weit in den Bann von Byzanz geriet, um das Christentum anzunehmen; dann wäre die Halbinsel heute ein zweites Rußland. Der Islam aber hielt die Scheidewand zwischen Eroberern und Eroberten allezeit aufrecht; und seine Tyrannei war nicht so schwer wie die, welche der christlich-byzantinische Klerus im Namen seiner mohammedanischen Herren ausübte auf die verhaßten slawischen ‚Brüder‘. Diese wollte der christliche Phanar um jeden Preis gräzisieren, während es der türkischen Pforte nicht gelungen war, sie zu türkisieren. So viele Christen auch in der Zeit türkischer Machtfülle gewaltsam zum Islam

---

* Die nachstehende Studie beruht vorwiegend auf folgenden Quellen, auf die hiermit zugleich zur genaueren Orientierung über einzelne Punkte verwiesen sei: C. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, Wien und Leipzig 1891. — Bulgaria of today. Official edition of the Bulgarian Ministry of Commerce and Agriculture, London 1907. — W. Nikoltschoff, Das bulgarische Bildungswesen, Leipzig 1910. — H. Gelzer, Geistliches und Weltliches aus dem griechisch-türkischen Orient, Leipzig 1900.

belehrt wurden, so viele sich ihm freiwillig zuwandten um ihrer persönlichen Sicherheit willen, wie z. B. die isoliert dastehenden Sekten der Bogomilen, — den Kern des heimischen Volkstums hat das nicht treffen können, und die Balkanhalbinsel blieb, was sie seit dem Untergang der antiken Kultur und dem Einbruch der Slawen im 6. und 7. Jahrhundert geworden war, ein von städtischer Kultur stark entblößtes, von gemischter Bevölkerung slawisch-griechisch-albanischen Stammes bewohntes Bauernland, das dem Türken Tribut leistete.

Von einer Türkisierung im ethnischen Sinne konnte aber schon aus numerischen Gründen keine Rede sein; denn waren auch die Türken früher nicht so stark in der Minderheit wie jetzt, so saßen sie doch nirgends in so dichten Massen beisammen, um die eingesessene Bevölkerung zu verdrängen. Eher lag eine Gräzisierung im Bereich der Möglichkeit; denn die Griechen behaupteten schon durch ihre ältere Kultur, ihre politische Hegemonie unter Byzanz und ihre geistige Rührigkeit immer eine Vormachtstellung auf der Halbinsel. Mindestens durfte man erwarten, daß es ihnen gelingen würde, dasjenige Volk sich zu assimilieren, das am stärksten ihrem Einfluß ausgesetzt war, die Bulgaren.

I. Das erstorbene Bulgarien.

Verfolgt man die Geschichte dieses Volkes seit seinem Auftreten auf der Balkanhalbinsel, so steht da ein historisch und ethnisch höchst merkwürdiges Problem vor uns: ein jugendlich wildes Volk, das im 7. Jahrhundert n. Chr. in die Balkanhalbinsel einbricht, sich mit den dort sitzenden Slawen vermischt und ihre Sprache annimmt, hierauf in die byzantinische Kultursphäre gerät und von Byzanz religiöses und literarisches Leben empfängt, von ihm aber auch zugleich seinen alten starken Eroberungsdrang neu belebt sieht, ein großes Reich gründet, dessen ganze Stoßkraft es nun gegen seinen Kulturbringer richtet, mit dem es jahrhundertelange schwere Kämpfe führt, bis es zwar (1018) politisch unterliegt, aber ethnisch das Griechentum verdrängt, dann im Bunde mit walachischen Hirtenstämmen ein zweites großes Reich errichtet (1285), das aber bald von den erstarkten Serben vernichtet wird (1330), bis auch diese der großen türkischen Überflutung erliegen, die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts über die Halbinsel hereinbricht und alles selbständige nationale Leben erstickt — dieses Volk, vor dem einst Byzanz erzitterte, bleibt auch dann wie verschollen, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts Serben und Griechen sich gegen die türkische Herrschaft erheben und mit Europas Hilfe einem Teil ihres Volkes die Befreiung bringen. Man fragt sich: was war aus ihnen geworden? — Ausgerottet waren sie nicht, ebensowenig wie die übrigen unterworfenen Völker des Balkans. Wenn sie sich nicht mit ihnen aufrafften, so war es darum, weil ihr nationales Bewußtsein noch nicht wiedererwacht und erstarkt war. Einer der besten Kenner der Balkanhalbinsel, der französische Geologe Ami Boué, schilderte noch zu Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts die Bulgaren als gut, sparsam und fleißig, es fehle ihnen aber jeder Mut und jenes starke Nationalgefühl, wie es nur ihre Brüder im westlichen Balkan und in Mazedonien bewahrten, und er wundert sich darüber, wie diese jetzt so sanften Bulgaren vor tausend Jahren so gefürchtete Krieger waren, während sie jetzt geneigt

sein würden, sich mit den Serben zu verschmelzen. Ebenso äußern sich gleichzeitige englische und deutsche Reisende, z. B. der Engländer Walsh, der 1828/29 durch Bulgarien reiste, sagt: ‚Die heutigen Bulgaren haben ganz den militärischen Charakter verloren, der ehemals ihre Vorfahren auszeichnete: es ist durchaus ein Hirtenvolk.' Und der österreichische Minister des Auswärtigen, Frhr. v. Stürmer, der 1816 als Gesandter nach Konstantinopel reiste, schrieb in seinen Reiseerinnerungen: ‚Die Grenzen Bulgariens sind (aber) lange verwischt; seine meisten Städte von Türken eingenommen, und selbst die Bulgarer wissen kaum mehr, daß sie in Bulgarien sind.' Auch er hebt hervor, daß sie, die einst ein so kriegerisches Volk waren, jetzt in Dürftigkeit, Demut und politischer Erschlaffung leben.

Wenn man nach den Gründen fragt, die eine solche Lethargie erzeugt haben, so wird man sie in dem doppelten Druck zu suchen haben, dem die Bulgaren jahrhundertelang ausgesetzt waren, einmal, indem sie dem Machtzentrum der Türkei näher waren als Serben und Griechen, und sodann, indem außer dem starken politischen und sozialen Druck der Türken der zwar kulturfreundliche, aber nationalfeindliche geistige Druck der Griechen auf ihnen lastete.

Einige Beispiele mögen den Einfluß dieser doppelten Fremdherrschaft erläutern. Zunächst der türkische Einfluß. Wenn man weiß, wie sehr die Türken als ein Steppenvolk alle Ebenen der eroberten Balkanhalbinsel besetzten, und wenn man ferner weiß, daß das ganze östliche Bulgarien und ein großer Teil Thraziens weite Ebenen bilden, und daß diese Ebenen zur Zeit der türkischen Eroberung verödet waren, so wird man begreifen, daß diese Gebiete für die türkische Kolonisierung völlig freien Raum boten. So wurde schon unter Murad I. (1359—89) das ganze Gebiet von Philippopel und Zagora, unter Bajazid I. (1389—1402) das zwischen Philippopel und dem Balkan gänzlich neu kolonisiert, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bildeten die Türken in der Maritzaniederung die Majorität der Bevölkerung, wie noch heute die Orts- und Flurnamen bezeugen. Im östlichen Teil Thraziens, zwischen Kirkkilisse und Konstantinopel, saßen noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts überhaupt keine Bulgaren. Langsamer ging die türkische Okkupation im östlichen Donaubulgarien vor sich. Hier scheint das Bulgarentum längeren Widerstand geleistet zu haben, mußte aber schließlich teils durch Übertritt zum Islam, teils durch freiwillige Auswanderung den Eroberern weichen. Nur in der Gegend von Schumla, Sliven und Kotel hielten sie sich bis heute. So wurde fast das ganze heutige Königreich Bulgarien eine Beute der Türken, und die Bulgaren wurden in die Gebirge des Balkan und der Rhodope sowie nach Mazedonien zurückgedrängt. Hier siedelten sich die Türken nur in den Städten an, während das Land bulgarisch blieb, hier hat sich daher auch der Kern des Volkes rein erhalten, und von hier ging später die Wiedereroberung des flachen Landes aus. Einstweilen aber war Bulgarien ein türkisches Land geworden, und die Spuren davon ließen sich noch lange nach der politischen Befreiung beobachten, nicht nur in der Sprache mit ihren vielen noch heute erhaltenen türkischen Wörtern, sondern auch in den sozialen Verhältnissen. In der Türkenzeit bildete sich nämlich eine höhere Klasse von Grundbesitzern und Kaufleuten heraus, die

sogen. Kodžàbaši (d. h. ‚Großmeister'), die zwischen der türkischen Regierung und dem Volke vermittelten. Dabei eigneten sie sich von den Türken deren hochfahrenden Herrenton an und beuteten das arme Volk durch Wucher aus, so daß sie schließlich nicht weniger als die Türken selbst gehaßt wurden und in den kleinen Städten eine Spaltung des Volkes in Aristokraten und Demokraten hervorriefen, die in dem Parteiwesen des jungen Staates noch lange nachwirkte. Trotzdem war die Macht dieser christlichen Herrenklasse nicht so stark wie bei den Serben und Griechen, wo sie auch politisch eine Rolle spielte.

Eine schwere nationale Gefahr lag ferner in dem türkischen Latifundiensystem in Verbindung mit der feudalen Lehnsverfassung, die beide wieder aus der byzantinischen Zeit übernommen sind. Zwar hat der türkische Großgrundbesitz nie den ungesunden Umfang angenommen wie der russische und rumänische, auch gab es für den bulgarischen wie überhaupt für den christlichen Bauern auch in der Türkenzeit keine Leibeigenschaft, das alte türkische Recht vor den Reformen Mahmuds II. (1839) kannte aber außer den Privatgütern noch Krongüter, geistliche Güter und Lehensgüter; diese letzten waren zwar zunächst nicht erblich, wurden es aber mit dem Verfall des türkischen Lehnswesens im 17. Jahrhundert, und da die Inhaber dieser Lehen, die sogen. Spahis, von den Bauern des ihnen überwiesenen Lehens den Getreidezehnten sowie Naturalabgaben erhoben, begann jetzt eine Zeit rücksichtsloser Aussaugung der christlichen Bauernbevölkerung, die am stärksten in den westlichen Teilen, im oberen Mazedonien, sich fühlbar machte. Hier war etwa ein Drittel des bebauten Bodens in türkischem Besitz, obwohl die türkische Bevölkerung nur eine kleine Minderheit bildete; denn die Spahis hatten sich hier eigenmächtig zu erblichen Grundbesitzern gemacht, woran die schwache und indolente türkische Regierung sie nicht hindern konnte (oder wollte). Jedenfalls war es ein Glück für die Bulgaren, daß im Donaugebiet und in Thrazien die alte Lehenswirtschaft seit den vierziger Jahren völlig zerfiel; denn nun wurde nach dem Fall der Türkenherrschaft die Parzellierung und Aufteilung dieser Güter unter die einzelnen Bauerngemeinden ohne Mühe durchgeführt und die Bildung eines freien Bauernstandes ermöglicht.

Wie die Türken auf wirtschaftlichem und sozialem, so hielten die Griechen das Land auf geistigem und kirchlichem Gebiete nieder. Um das zu verstehen, muß man sich erinnern, daß ja die Bulgaren ebensowenig wie die übrigen Südslawen jemals eine eigene nationale Kultur hervorgebracht hatten, vielmehr darin stets von Byzanz abhängig blieben, ja man kann sagen, daß sie intellektuell und religiös durchaus gräzisiert waren. Von Byzanz dem Christentume zugeführt, erhielten sie von dort auch ihre ganze geistige Nahrung, sowohl die geschriebene Literatur, die sich auf kirchliche und chronistische Werke beschränkte, wie die mündliche volkstümliche, die in Märchen und Sprichwörtern noch jetzt die griechische Herkunft nicht verleugnet, wie überhaupt das Volksleben der Balkanvölker eine auffallende Familienähnlichkeit zeigt. Nur die religiöse Sekte der Bogomilen, die in Bulgarien im Mittelalter festen Boden gefaßt hatte, brachte mit ihrer dualistischen Lehre einige originelle Züge hinzu, die noch in der bulgarischen Volkssage ihre Spuren hinterlassen haben, an die sich

aber keine religiösen Neubildungen ansetzten. Ja, die Bulgaren wurden nach der türkischen Eroberung erst recht wieder die Sklaven des griechischen Klerus und seines Oberhauptes, des Patriarchen in Konstantinopel. Dieser betrachtete ja die sämtlichen christlichen Völker der Halbinsel als Griechen, weil sie sich zur griechischen Kirche bekannten, und ließ bei ihnen keine nationalen Regungen aufkommen, am wenigsten bei den Bulgaren, den alten Rivalen des Griechentums. Ihre Städte wurden jetzt, seit dem 16. Jahrhundert, im stillen Einverständnis mit der türkischen Regierung, mit einem dichten Netze griechischer Schulen überzogen und einer neuen großgriechischen Idee unterworfen. Bald war die ganze bulgarische Intelligenz gräzisiert, die ihre Muttersprache als ein rohes Bauernidiom verachtete und stolz darauf war, griechisch zu sprechen. Die bulgarischen Schulen konnten gegen die griechischen nicht aufkommen, am wenigsten in den Städten, wo in der Zeit von 1750 bis 1800 nur ganze vier bulgarische Schulen entstanden, während es in den Dörfern, die dem griechischen Einfluß entrückt waren, immerhin 23 waren. Daneben bestanden noch mehrere Kirchen- und Klosterschulen privaten Charakters. Von einer wirklichen Volksbildung konnte bei einer so geringen Zahl von Schulen natürlich keine Rede sein, und fremde Reisende aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts berichten denn auch übereinstimmend, daß der Unterricht in den bulgarischen Schulen griechisch sei, daß die Bulgaren selbst weder Kirchen noch Schulen noch Bücher haben, und daß fast niemand lesen und schreiben könne.

Hand in Hand mit dieser imperialistischen Schulpolitik der Griechen ging ihre Kirchenpolitik. Nachdem im Jahre 1767 der Patriarch Samuel Handjeris durch einen Bestechungsakt die beiden selbständigen bulgarischen Bistümer in Mazedonien, Ochrida und Ipek, an das Patriarchat gebracht hatte, wurden alle Bischofsstühle selbst in ausgesprochen slawischen Gegenden mit Griechen besetzt, die mit wenigen rühmlichen Ausnahmen ihr geistliches Amt nur zur eigenen Bereicherung benutzten sowie zur Niederhaltung alles nationalen Bildungsstrebens. Als die bulgarische Gemeinde in Nisch (Serbien) eine Schule bauen wollte, meinte der griechische Metropolit, dadurch würden nur ungläubige Ketzer erzogen; man solle lieber Geld zum Bau von Kirchen sammeln, das seien die besten Schulen! Die Wut des griechischen, noch ganz von byzantinischen Traditionen erfüllten Klerus in Bulgarien ging selbst so weit, daß man sich nicht scheute, kostbare altslawische Handschriften systematisch zu vernichten, ein deutlicher Beweis, daß es nicht einen Kampf gegen die bulgarische Kirche galt, sondern einen Kampf gegen die bulgarische Nationalität.

II. Das wiedererwachende Bulgarien.

Wie gelang es nun dieser so tief darniederliegenden Nation, soweit zu erstarken, daß sie sich ihres doppelten Feindes nicht nur zu erwehren, sondern ihn ihrerseits zu demütigen und zu schwächen vermochte? — Zwei Faktoren wirkten auch bei dieser Wiedergeburt des bulgarischen Volkes zusammen: seine inneren Anlagen und die äußeren Umstände.

Die ganze Art, wie die Bulgaren wieder in die Geschichte eintreten, ist bezeichnend für ihren Charakter: still und geräuschlos, ohne alle Sensation, be-

reitet sich ihr Befreiungswerk vor. Ehe noch Serben und Griechen sich in offener Revolution gegen den Erbfeind erheben, haben die Bulgaren begonnen, in friedlichem Kampfe das Land ihrer Väter wiederzuerobern. Wir Europäer, die wir über die Dinge am Balkan nur zu schlecht orientiert sind, stellen uns die Befreiung Bulgariens lediglich vor als ein Werk Rußlands, das mit seinem Zauberstabe das versteinerte Volk wieder ins Leben rief. Rußland hat aber nur den Taufakt an dem Neugeborenen vollzogen, ans Licht hat es sich, wie alle organischen Wesen, selbst hervorgedrängt.

In dem Maße, wie die Zahl der Türken infolge der fortwährenden Kriege und der dadurch bedingten Verödung der Lehnsgüter zurückging und nicht wieder ergänzt werden konnte, drangen die Bulgaren aus dem Schutze der Gebirge wieder in die Ebenen hervor. Dieser Neubesiedelungsprozeß vollzog sich in mehreren, immer häufiger aufeinander folgenden Etappen. Er begann mit der Ansiedlung bulgarischer Bauern auf türkischen Lehnsgütern vereinzelt schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, nahm dann im 17. Jahrhundert einen größeren Umfang in der thrazischen Ebene an, die von den Kriegsstürmen weniger heimgesucht war als das nördliche Bulgarien, und die daher viele flüchtige Bauern aufnahm. Der Hauptstrom der bulgarischen Ansiedler ergoß sich in der Zeit zwischen den beiden großen Kriegen von 1829 und 1877/78 von den Nordabhängen des Balkans in das verödete Donaubulgarien, das heutige Königreich, wo er um 1860 seinen Höhepunkt erreichte. Soweit kann man von einer friedlichen Kolonisation sprechen. Ihre Feuerprobe bestand diese aber erst in dem russisch-türkischen Kriege 1877/78. Jetzt wurde das türkische Element erst systematisch verdrängt; drei Jahre noch nach dem Frieden von San Stefano dauerte der Abzug der türkischen Flüchtlinge an, und man hat berechnet, daß bis 1890 über 100 000 Türken aus Bulgarien ausgewandert sind. Dieser türkischen Auswanderung entsprach denn eine nicht weniger starke bulgarische Einwanderung. So sind im Winter 1878/79 allein aus Südthrazien gegen 50 000 Bulgaren und aus dem nördlichen Mazedonien 20 000 in das Fürstentum eingewandert. Weitere Rückwanderer kamen aus Bessarabien und Rumänien, selbst aus Kleinasien. So zählte man 1881 in Bulgarien 40 000 neue Ackerbauer, und von den 338 christlichen Dörfern im Bezirk von Varna und Schumla wurden 135 nach dem Kriege völlig neu besiedelt. Wenn trotzdem noch 1908 fast eine halbe Million Türken in Bulgarien lebten (1888 waren es noch fast 700 000), besonders im Osten nach dem Schwarzen Meere zu, so zeigt das nur, wie groß die Gefahr einer völligen Türkisierung des Landes gewesen wäre, wenn sich die Volkskraft der Bulgaren schließlich nicht doch als stärker erwiesen hätte.

Wie sich aber diese Volkskraft physisch gegenüber den Türken durchsetzte, so auch geistig gegenüber den G r i e c h e n. Die Zeit von 1835 bis 1870 bezeichnet den Emanzipationskampf der Bulgaren gegen die griechische Vorherrschaft in Schule und Kirche; jene beiden Jahre bezeichnen zwei Marksteine in diesem Kampfe: die Gründung der ersten nationalen Schule und die Gründung einer nationalen Kirche. Beides bedeutete nichts Geringeres als die Emanzipierung der modernen nationalen Sprache teils von dem toten Kirchen-

slawisch, das bisher in den Schulen gelehrt wurde, teils von dem nicht weniger toten byzantinischen Kirchengriechisch, in dem bisher die Messe gelesen wurde. Jener verhängnisvolle Kampf um das Recht der Volkssprache, wie er in Rumänien bis in die 70er Jahre, in Griechenland bis heute geführt wird, blieb Bulgarien erspart, weil man hier praktisch und volkstümlich zugleich dachte.

Von dieser Erneuerung der Volkssprache datiert auch die Belebung der Volksbildung, zumal auf dem Lande. Im Jahre 1835 gab es im ganzen Lande, wo Bulgaren wohnten, 156 Dorfschulen, 1850 waren es 432, 1860: 730, 1870: 1132, 1878: 1575. Ihre Zahl hatte sich also in 43 Jahren verzehnfacht. Nicht so schnell wuchs, wie begreiflich, die Zahl der Stadtschulen. 1835 waren es 33, 1850: 56, 1860: 67, 1870: 72, 1878: 73. Ihre Zahl hat sich also nur etwas mehr als verdoppelt. Dieses Verhältnis entspricht der ganzen Kulturstellung der Bulgaren als Bauernvolk, dann aber auch ihrem ganzen volkstümlichen Bildungsstreben und ihrem demokratischen Sinne. Für diesen ist namentlich bezeichnend die Art, wie die Schulen unterhalten wurden. In jedem Ort wurde eine gemeinsame, von einem Ausschuß verwaltete Kasse gegründet, zu der jeder Bulgare eine Art Schulsteuer zu entrichten hatte — freiwillig, denn ein staatlicher Zwang existierte ja nicht — und aus der die Kosten bestritten wurden. Dadurch wurde nicht nur ein reger Wetteifer unter den Gemeinden entfacht, sondern auch der Grund gelegt zu der jetzt allgemein durchgeführten Unentgeltlichkeit des Unterrichts.

Früh trat man auch für die Bildung der Mädchen ein, ein Beweis für die Vorurteilslosigkeit der Bulgaren in dem an Vorurteilen gerade den Frauen gegenüber so reichen Orient. Freilich bedurfte es eines Vorkämpfers wie Fotinoffs (1785—1858), des Begründers der ersten bulgarischen Zeitschrift (1844), um die geistige Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne nachzuweisen, dann aber dauerte es nicht lange, so wurden die ersten höheren Mädchenschulen eröffnet, in Stara-Zagora (1857) und in Gabrovo (1862). Letztere Stadt ist überhaupt die Pflanzstätte der höheren Schulbildung in Bulgarien; hier wurde nämlich 1835 die erste höhere national-bulgarische Knabenschule eröffnet, die von reichen Kaufleuten in Odessa und Bukarest unterhalten wurde und in der zuerst die sog. Bell-Lancester-Methode des wechselseitigen Unterrichts eingeführt wurde. Sie war zugleich die erste Lehrerbildungsanstalt des Landes. Später wurde sie zu einer Realschule erweitert und eine ebensolche in Philippopel (1851) gegründet. Daneben gab es noch mehrere Stadtschulen in Schumla, Rustschuk, Sofia u. a. Von der Errichtung von Gymnasien, die doch nur ein vorzeitiges gelehrtes Proletariat herangezogen hätten, konnte man um so eher absehen, als eine internationale Bildungsstätte ersten Ranges außerhalb des eigentlichen Bulgarien sich bot in dem noch jetzt bestehenden, bei Bebek am Bosporus herrlich gelegenen Robert-College, von einem Amerikaner 1863 zu dem Zweck gegründet, ‚den verschiedenen Nationalitäten des Türkischen Reiches eine vollkommenere Erziehung zu verschaffen‘; aus ihm sind auch viele der jetzigen geistigen Führer Bulgariens hervorgegangen, ein rühmliches Denkmal amerikanischen Weitblickes.

Nicht so früh wie die Befreiung der Schule gelang den Bulgaren die



Gottfried Schadow/Blüchers Sturz bei Ligny



Phot. F. Bruckmann A. G., München

der Kirche. Fast hundert Jahre lang hatte das Volk die byzantinische Hab- und Herrschsucht des griechischen Klerus seufzend ertragen, bis sich endlich 1860 eine allgemeine Bewegung erhob, die es nach zehnjährigem, mit echt bulgarischer Zähigkeit geführten Kampfe gegen das Patriarchat in Konstantinopel endlich unter russischem Nachdruck bei der Pforte durchsetzte, daß den Bulgaren eine eigene Nationalkirche zugestanden wurde, die unter einem in Konstantinopel ansässigen Oberhaupt, dem sog. Exarchen, steht und sämtliche Bulgaren, sowohl die des Fürstentums, wie die der Türkei, umschließt. Diese letztere Maßregel macht dem politischen Scharfblick der Bulgaren alle Ehre; denn sie vermieden damit den Fehler der Griechen, die 1850 die Kirche ihres Landes vom Patriarchat in Konstantinopel trennten und damit nur zu ihrer Schwächung beitrugen. Diese kirchliche Emanzipierung der Bulgaren war ein schwerer Schlag nicht nur für die griechische Kirche, sondern für das gesamte Griechentum der europäischen Türkei, vor allem des so heiß umstrittenen Mazedoniens; denn nun konnten die Bulgaren die Schafe von den Böcken sondern und in einer offiziellen Statistik v. J. 1896 den Beweis liefern, daß daselbst die Zahl der bulgarischen Exarchisten viermal so stark war als die der Patriarchisten, daß also der nationale Gedanke schließlich auch hier den Sieg errungen hat. Denn daß dieser kirchliche Kampf nicht etwa ein Kampf um Dogmen war, sondern ein Kampf um nationale Ideale, das versteht man erst, wenn man weiß, daß in der Türkei die Oberhäupter der orthodoxen Kirchen nicht das sind, was der Papst für die katholische Christenheit ist, also ein rein kirchlicher Oberhirte, sondern vielmehr das, was in Mitteleuropa die Kultusminister sind: ihnen untersteht Kirche und Schule ihrer Nation; sie schreiben nicht nur die Organisation der Schulen vor, sondern haben auch die Oberaufsicht über ihre Verwaltung und die Sorge für ihre Unterhaltung. Der Kampf um die Kirche ist also im christlichen Orient zugleich ein Kampf um die Schule, und damit um die Nationalität. Daher die Leidenschaft, mit der diese Kämpfe geführt wurden. Die Bulgaren haben sie jedenfalls nicht umsonst geführt: in den von Bulgaren bewohnten Gebieten der Türkei, also in Mazedonien und Thrazien, gab es 1907/08 1700 bulgarische Schulen (1894/95: 667), in denen 63 174 Kinder (1894/95: 36 623) von 1635 Lehrern und Lehrerinnen (1894: 946) unterrichtet wurden, außerdem 753 Kindergärten mit 19 214 Kindern. Diese Schulen waren natürlich fast ausschließlich Volksschulen, nur 66 davon auch Bürgerschulen, ferner zwei höhere Mädchenschulen (in Monastir und Üsküb), zwei Mädchengymnasien (in Saloniki und Adrianopel), ein Knabengymnasium (in Monastir), zwei Realgymnasien (in Saloniki und Adrianopel), zwei Lehrerseminare (in Serres und Üsküb) und ein Priesterseminar (in Konstantinopel). Die Feststellung dieser bulgarischen Schulokkupation ist im gegenwärtigen Moment besonders wichtig, und man wird vielleicht einmal in Bulgarien mit noch mehr Recht sagen, als wir es von uns 1866 gesagt haben, daß der bulgarische Schulmeister bei Kirkkilisse und Lüle-Burgas gesiegt hat. Hatten so die Bulgaren ihr Land und ihre Nation im Laufe von fünfzig Jahren ethnisch und geistig wieder gewonnen, nachdem sie beides 500 Jahre lang entbehrt hatten,

so war ihre mit russischer Hilfe durchgesetzte politische Befreiung nur die notwendige Konsequenz der bisherigen Entwicklung, zugleich aber auch der Prüfstein für ihre staatsbildende Fähigkeit. Den Beweis für diese Fähigkeit hatten sie eigentlich schon durch ihr zähes und zielbewußtes Kolonisierungstalent erbracht; denn wenn sie auch fünfzig Jahre später die Freiheit errungen haben als Griechen und Serben, so haben sie diese Verspätung dadurch wieder wettgemacht, daß sie infolge jener friedlichen Eroberung gleich daran gehen konnten, ihr neues Haus wohnlich einzurichten, während jene Völker nach ihrer Befreiung nur rauchende Trümmerhaufen vorfanden und jahrzehntelang damit zu tun hatten, die Spuren der Verwüstung und Verwahrlosung auszutilgen, ehe sie an den staatlichen Aufbau denken konnten. Dazu kommt, daß Griechen und Serben zu sehr von historischen Traditionen erfüllt waren, die, an sich noch so verehrungswürdig, für junge Völker leicht verhängnisvoll werden können, weil sie sie daran hindern, die Gegenwart und die Wirklichkeit fest und mutig ins Auge zu fassen, zumal, wenn diese Gegenwart dem ersehnten Ideal so wenig entspricht. Nur zu leicht stellt sich dann Unstetigkeit und Unsicherheit sowie ihr Komplement, die Eitelkeit, ein.

Von allen diesen Gefahren waren die Bulgaren frei. Sie hatten sich aus ihrer Vergangenheit nur die physische Kraft bewahrt; die Erinnerungen an die großen Zeiten Symeons und Samuels hatten sie — man darf sagen glücklicherweise — vergessen; denn die Kultur dieser Zeit war keine selbsterworbene, sondern eine erborgte und unverarbeitete. Und in ihrem neueroberten Lande, worin nur wenig noch an die Vergangenheit erinnerte, mußten sie sich fühlen wie etwa die englischen Kolonisten in Amerika — sie hatten es ja erst mühevoll kolonisieren müssen. So fühlten sie sich, die ohnedies wenig romantisches Empfinden besitzen, mehr als ein unhistorisches denn als ein historisches Volk. Ja, man kann sagen, die Bulgaren sind das einzige Volk der Halbinsel, das sich völlig als Gegenwartsvolk fühlt, das alle Vergangenheitsschlacken ausgeschieden, allen sozialen und geistigen Atavismus überwunden hat. Genau genommen haben sie ja auch keine Geschichte wie die Türken und die Ungarn, mit denen sie ursprünglich stammverwandt sind. Wie diese sind auch sie ein Mischvolk, das an Habitus, Sprache und Sitte ganz den Balkanvölkern angehört, an Ausdauer und Tapferkeit mit den alten Türken, an Aufsaugungskraft, freilich manchmal auch an Gewalttätigkeit, mit den Ungarn wetteifert.

Vielleicht hat an ihrer physischen und geistigen Energie auch die einzigartige klimatische Mischung ihres Landes ihren Anteil. Der Balkan nämlich, der Bulgarien in eine nördliche und eine südliche Hälfte scheidet, in das ursprüngliche Fürstentum und in die 1885 annektierte Provinz Ostrumelien, bildet zugleich eine Klimascheide: während das nördliche Bulgarien, wie Rumänien, durchaus kontinentaleuropäischen, und zwar Steppencharakter und entsprechende Vegetation hat, zeigt das südliche bereits den Charakter der Mittelmeerländer; dort gedeihen in den Ebenen Getreide und nordische Obstarten, die Gebirge sind mit dichten Eichen- und Buchenwaldungen bedeckt, hier dagegen findet man schon eine Flora, wie sie nur auf der südlichen Balkan-

halbinsel und in Kleinasien vorkommt, von wildwachsenden Pflanzen besonders den charakteristischen Kirschlorbeer, von Kulturpflanzen Wein, Maulbeerbäume, Tabak, Reis und Baumwolle, besonders aber die Rose, deren Kultur zum Zwecke der Rosenölgewinnung in Kazanlyk schon Moltkes Bewunderung erweckt hat. So vereinigt Bulgarien die Vorzüge nördlicher und südlicher Natur, wie sie sonst nur das alte, noch nicht entwaldete Griechenland zeigte, in der Gegenwart wohl nur Nordamerika zeigt, und es wäre wunderbar, wenn diese wohltuende Mischung nicht auch ihre Wirkung auf den Volkscharakter geübt haben sollte. In Amerika liegt diese Wirkung deutlich zutage, aber auch in Bulgarien, wo ja die Bevölkerung beider Landesteile ebenfalls stark durcheinandergerüttelt ist, ist sie nicht zu verkennen. Überhaupt kann man nach allem die Bulgaren als die Nordamerikaner der Balkanhalbinsel bezeichnen: wie diese sind sie ein unhistorisches Volk, ein Kolonialvolk, ein Mischvolk, ein demokratisches Volk, ein nüchternes Volk und ein arbeitsames und fortschrittsfreudiges Volk. Dieser Vergleich drängt sich aber auch auf, wenn wir uns zu vergegenwärtigen suchen, was dieses jugendstarke Volk aus seinem der türkischen Verkommenheit verfallenen Lande in dem einen Menschenalter seiner staatlichen Selbständigkeit gemacht hat.

III. Das befreite Bulgarien.

Mit dem Doppelpanier der nationalen Schule und der nationalen Kirche taten die Bulgaren im Jahre 1878 den ersten Schritt in die wenn auch rechtlich und räumlich noch stark beschränkte Freiheit hinaus. Aber wie ein Stuhl nicht auf zwei Beinen stehen kann, sondern wenigstens drei haben muß, so auch ein Staat. Dieser dritte Fuß aber ist das Recht. Damit stand es nun freilich schlecht; denn rechtlich war ja Bulgarien bis zur Stunde seiner Befreiung immer ein Bestandteil des türkischen Staates gewesen und somit auch den türkischen Gesetzen in Recht und Verwaltung unterstellt. Die Türkei hatte nun zwar, als sie auf dem Pariser Kongreß (1856) unter die europäischen Großmächte aufgenommen worden war, ihre Zugehörigkeit zu Europa dadurch zu dokumentieren gesucht, daß sie ein Straf- und ein Handelsgesetzbuch nach französischem Muster offiziell einführte, sowie Zivilgerichtshöfe, die sogen. Mahkémé-Nizamié (Gesetzhöfe), während ja bisher alles türkische Recht auf dem Koran beruhte. Unter Midhát-Pascha wurde 1867 diese Zivilgesetzgebung auch im Donauvilajet, dem nachmaligen Bulgarien, eingeführt. Es ging aber damit wie mit allen Reformen in der Türkei: sie blieben auf halbem Wege stehen, indem die Rechtsprechung der Richter (Kadis) sich in den alten gewohnten Bahnen weiter bewegte, so daß schließlich niemand mehr nach den neuen Gesetzhöfen fragte und alles beim alten blieb: die Verwaltungsbehörden waren zugleich Rechtsprechungsorgane, die Polizeibehörden zugleich Gerichtshöfe, die ohne jedes Prozeßverfahren ihre Entscheidungen fällten. Ein öffentliches Leben war dabei nicht denkbar, zumal bei den noch sehr patriarchalischen Volkssitten, dem Mangel an Verkehrsmitteln, an Handel und Industrie sowie an allem höheren geistigen Leben.

In diesem Zustand fanden die Russen das Land, als sie 1877 darin

einrückten, und ihr erstes Ziel war, ihm eine Verwaltungsorganisation zu geben. Diese Aufgabe fiel dem General Fürst Donbukoff zu, der alsbald einen Verwaltungsrat von sechs Mitgliedern einsetzte, die den späteren Ministern entsprachen. Auf Veranlassung des Justizchefs, Lucanoff, wurden zunächst von einer eigens ernannten Kommission die ‚Provisorischen Gesetze für die Organisierung des Rechtswesens in Bulgarien' ausgearbeitet und im August 1878 in Philippopel veröffentlicht. Sie bildeten die Grundlage für das bulgarische Rechtswesen und sind durchaus nicht etwa, wie man wohl erwarten könnte, in dem Geiste russischer Zentralisierung gehalten, sondern den Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner angepaßt. Eine besondere Merkwürdigkeit ist die Errichtung getrennter konfessioneller Gerichtshöfe für Orthodoxe, Mohammedaner und Juden, sowie die ausdrücklich hervorgehobene Toleranz gegen die Mohammedaner, die ja noch einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung bildeten. Ferner sollten die Gerichte möglichst die lokalen und nationalen Traditionen und Gebräuche der verschiedenen Nationalitäten schonen.

Auch der neue Verfassungsentwurf, den die provisorische Regierung auszuarbeiten hatte, war ursprünglich das Werk eines russischen Juristen, Gradovsky, und wurde im Februar 1879 der konstituierenden Versammlung in Tirnovo unter dem Titel ‚Organisches Statut' unterbreitet. Wenn auch Gradovsky von der serbischen und belgischen Verfassung beeinflußt war, so ist es doch sicher, daß viele der liberalen Institutionen, die jetzt in die Verfassung aufgenommen sind, nicht in dem ursprünglichen Entwurf standen, sondern erst der Initiative der Nationalversammlung ihre Aufnahme verdankten. So sollte z. B. nach dem Entwurf die gesamte Legislative dem Fürsten und der Regierung vorbehalten bleiben und die gesetzgebende Körperschaft von dem Recht, Gesetzesvorschläge einzubringen, ausgeschlossen sein. Nicht alle ihre Mitglieder sollten ferner aus allgemeinen Wahlen hervorgehen, sondern der Fürst das Recht haben, eine bestimmte Anzahl Abgeordneter selbst zu ernennen, während der Exarch, die Bischöfe und die Gerichtspräsidenten kraft ihres Amtes Mitglieder der Versammlung sein sollten. Endlich sah der Entwurf die Schaffung eines Staatsrates vor, der die Regierung bei Vorbereitungen von Gesetzentwürfen zu beraten hatte, als oberstes Verwaltungsgericht fungieren, Streitigkeiten zwischen den Gerichts- und Verwaltungsbehörden schlichten, außerordentliche Ausgaben und Gemeindeanleihen genehmigen und Enteignungen zum öffentlichen Nutzen sanktionieren sollte. Dieser Entwurf wurde noch einem Komitee von 15 größtenteils aus einheimischen Notabeln bestehenden Mitgliedern überwiesen, die ihn auf die Stufe des heutigen preußischen Wahlrechtes herabdrücken wollten, indem sie dieses an den Besitz eines bestimmten Vermögens knüpfen wollten. Die Versammlung aber, die größtenteils aus jüngeren, mit den westeuropäischen liberalen Ideen vertrauten Männern bestand, lehnte nicht nur diesen Zusatz, sondern den ganzen Entwurf in seiner russisch-reaktionären Fassung ab und gestaltete ihn im Sinne einer parlamentarischen Verfassung um, die sich trotz vieler schweren Stürme und Krisen in dreißig Jahren bewährt hat. Man sieht hieraus, wie unverständig es ist, Bulgarien als russischen Vasallenstaat zu bezeichnen, einen Staat, in

dem jeder Abgeordnete das Recht hat, Gesetzvorschläge einzubringen, und jeder Bürger das Recht, Petitionen an die Nationalversammlung zu richten!

Nachdem so Verfassung und Verwaltung auf einen modernen Fuß gestellt waren, mußte es die nächste Sorge der neuen Regierung sein, die ökonomischen Kräfte des Landes zur Entwicklung zu bringen, zunächst durch Anlegung von Eisenbahn- und Telegraphenlinien und durch die Förderung des Postwesens. Es müssen hier zur Kennzeichnung des gewaltigen Fortschrittes im Verkehrswesen einige vergleichende statistische Übersichten genügen*.

Wenn bereits von den Türken mehrere größere Verkehrsstraßen angelegt wurden, so geschah das natürlich zu strategischen Zwecken; auch kosteten sie die Türkei nichts, weil sie von der Bevölkerung im Frondienst gebaut wurden.

Um Eisenbahnbauten kümmerten sich die Türken natürlich gar nicht, und bis zum Jahre 1888 verfügte Bulgarien nur über eine eigene Bahnlinie, die 1866 erbaute Strecke Rustschuk—Varna von 222 1/2 Kilometer; denn die im ersteren Jahre eröffnete Durchgangsstrecke Tzaribrod — Mustapha-Pascha (466 Kilometer) gehörte der Orientbahn, von der übrigens ein Teil von Bulgarien gebaut wurde, und wurde erst 1908 verstaatlicht. 1893/98 kamen 193 Kilometer hinzu, dann allein in den Jahren 1899/1900 fünf größere Strecken in einer Länge von 680 Kilometer, d. h. in zwölf Jahren wurden zusammen 1250 Kilometer Eisenbahnen gebaut. Dazu kamen in dem Jahrzehnt von 1901/11 noch weitere 900 Kilometer, so daß jetzt etwa 2000 Kilometer Bahnlinien im Betrieb sind, sämtlich Staatsbahnen. Bulgarien verfügt also bereits über ebensoviel Kilometerlänge Bahnen wie die ganze so viel größere bisherige europäische Türkei (1990 Kilometer), deren Bahnen noch dazu Privatbahnen englischer, französischer und deutscher Gesellschaften sind.

Noch augenfälliger ist die Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens. Als die neugeschaffene Postdirektion an die Stelle der russischen Verwaltung trat, übernahm sie von dieser 27 Postämter und 1630 Kilometer Telegraphenlinien, die schon von der Türkei wiederum zu militärischen Zwecken angelegt waren. Im Jahre 1888 gab es bereits 108 Postämter und 4400 Kilometer Telegraphen, von 1888 bis 1900 stieg die Zahl der Postämter auf 1280, die Länge der Telegraphen auf 9000 Kilometer, und 1910 hatte das neue Königreich 2200 Postämter und 12 650 Kilometer Telegraphen. (Dagegen gab es in der ganzen europäischen Türkei 1907 wieder nur 1300 Postämter.) Noch erstaunlicher ist die Steigerung in der Zahl der beförderten Briefe: während es 1890 nur 4 Millionen waren, waren es 1895 schon über 16, 1900 fast 30 und 1910 gar 62 Millionen.

Auch der Ausbau des Telephonnetzes wurde seit den neunziger Jahren energisch in Angriff genommen, und schon 1894 gab es 173 Kilometer Stadttelephonlinien, die 1905 auf 900 Kilometer stiegen. Außerdem wurden die beiden wichtigsten Städte Sofia und Philippopel schon 1895 telephonisch ver-

* Dabei ist zu beachten, daß Bulgarien bei einem Umfang von 96 000 qkm i. J. 1910 4 1/4 Millionen Einwohner hatte.

bunden, später auch Sofia mit Rustschuk, und Rustschuk mit Varna. In der europäischen Türkei waren Telephone bis 1908 überhaupt verboten.

Bezeichnend für die Hebung des Postverkehrs ist es auch, daß, während 1894 noch ein Defizit von 230 000 Fr. vorhanden war, dieses sich 1904 in einen Überschuß von 213 000 Fr. verwandelte. Absolut genommen steigerten sich die Posteinnahmen in derselben Zeit von 2 300 000 Fr. auf 3 375 000 Fr. Ein gutes Zeugnis stellt es auch der bulgarischen Postverwaltung und ihrer Organisation aus, daß schon in den neunziger Jahren die fremden Postämter in den größeren Städten aufgehoben werden konnten, während sie bekanntlich in der Türkei noch immer bestehen.

Der Aufschwung des Verkehrswesens ist natürlich nur eine Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs. An ihm ist Landwirtschaft, Handel und Industrie in gleicher Weise beteiligt.

Der Hauptproduktionszweig Bulgariens ist die Landwirtschaft, und zwar die in freiem Bauernbetrieb, da ja, wie bemerkt, aller Großgrundbesitz in Bauernland verwandelt worden ist und jeder Besitzer sein Land selbst bewirtschaftet*. Darum ist man auch sehr auf die Vervollkommnung des landwirtschaftlichen Betriebes bedacht, und es ist bezeichnend, daß die Mehrzahl der im Auslande studierenden jungen Bulgaren sich dem Studium der Landwirtschaft widmet (in Leipzig z. B. waren es im letzten Wintersemester 50 von 100). Daher sind auch die Landwirtschaftsprodukte am stärksten an der Ausfuhr beteiligt, also Getreide, Vieh, Mehl, Eier, Käse. In den Jahren 1890/94 belief sich der Export dieser Produkte auf etwa 65 Mill., 1895/99 auf 63 Mill. und 1900/04 auf 80 Mill. Dabei ist zu beachten, daß diese Steigerung nicht so sehr den Rohprodukten als vielmehr den verarbeiteten Produkten zu verdanken ist, wie Weizenmehl, Kokons, Rosenöl, Tabak, Ziegenkäse usw. — Von den Rohprodukten hat die Ausfuhr von Eiern (1895/99: $1^1/_4$ Mill. Fr., 1900/04: $5^2/_3$ Mill.), Hafer (1895/99: 200 000 Fr., 1900/04: $2^2/_3$ Mill.) und Gerste (1895/99: $1^1/_2$ Mill. Fr., 1900/09: $5^2/_3$ Mill.) eine besonders starke Zunahme erfahren. Die Gesamtausfuhr belief sich 1895/99 auf 73 Mill., 1900/05 auf 101 Mill., 1906/10 auf 105 Mill. Fr. Davon macht allein Weizen und Mais die Hälfte aus. Mustert man die bulgarische Ausfuhr für 1900/04 nach ihren Absatzgebieten, so nimmt die erste Stelle Belgien ein mit 23 Mill. Fr. (= 23%), die zweite die Türkei mit einem Anteil von $22^2/_3$ Mill. Fr. (= $22^1/_2$%), die dritte England mit $18^1/_4$ Mill. Fr. (= 18%), die vierte Deutschland mit $9^1/_3$ Mill. (= 9,2%), die fünfte Österreich-Ungarn mit 9 Mill. (= 8,9%), die sechste Frankreich mit $6^1/_2$ Mill., die siebente Griechenland mit $3^1/_2$ Mill., die achte Italien mit 3 Mill. Am stärksten gewachsen ist die Ausfuhr nach Belgien, die sich in 10 Jahren fast verzwanzigfacht hat, nach Griechenland, die sich fast verneunfacht, und nach Österreich-Ungarn, die sich fast verdreifacht hat. Stark zurückgegangen ist nur die Ausfuhr nach Frankreich (von 17 auf $6^1/_2$ Mill.), wohl infolge der gesteigerten Ausfuhr nach Belgien.

* Etwa $3^1/_2$ Mill. Hektar gehören 546 000 eingesessenen Eigentümern, und nur 600 000 Hektar 253 500 Eigentümern, die nicht auf ihrem Besitz leben.

Nahmen die erste Stelle in der Ausfuhr die Cerealien ein, so sind es in der Einfuhr die Textilien (1900/04 für 28½ Mill.), die allein über ein Drittel der gesamten Einfuhr ausmachen, sodann Metalle und Metallwaren (7½ Mill. = 9,5%), an dritter Stelle Maschinen und Instrumente (5½ Mill. = 7%), an vierter Kolonialwaren (5¼ Mill. = 6,6%), an fünfter Felle (5 Mill. = 6,4%), an sechster Öle, Fette, Salben usw. (3¼ Mill. = 4%), an siebenter Holzwaren (2¼ Mill. = 2,8%), an achter Papierwaren (2 Mill. = 2,6%), an neunter Steingut und Glaswaren (2 Mill. = 2,6%), an zehnter Färbstoffe (1½ Mill. = 1,8%). Es sind also fast ausschließlich Industrieprodukte, welche eingeführt werden müssen. Wenn trotzdem die Einfuhr mehrerer solcher stark zurückgegangen ist, wie besonders von Spirituosen (1890/95: 4 Mill., 1900/04: 480000 Fr.), Holzwaren (1890/95: 4 Mill., 1900/04: 2¼ Mill.), Kolonialwaren (1890/94: 8 Mill., 1900/04: 5¼ Mill.) und selbst von Maschinen (1890/94: 6⅔ Mill., 1900/04: 5½ Mill.), so ist das ein Beweis für die Entwicklung einer heimischen Industrie. Jedenfalls ist es ein gutes Zeichen für die wachsende Produktivität des Landes, daß die Gesamteinfuhr von 1890/94 bis 1900/04 um fast 7 Mill. Fr. zurückgegangen ist, nämlich von 86½ Mill. bis auf 79¾ Mill. — Am stärksten ist an der bulgarischen Einfuhr beteiligt Österreich-Ungarn, das allein 27% der gesamten Einfuhr liefert, an zweiter Stelle England mit 17,5%, an dritter und vierter die Türkei und Deutschland mit je 14%, an fünfter Italien mit 7%, an sechster Frankreich mit 6%, an siebenter Rußland mit 5%, an achter Rumänien mit 3%, an neunter Belgien mit 2,8%. Italien, Deutschland, Frankreich und Belgien haben eine Zunahme ihrer Einfuhr zu verzeichnen, Österreich-Ungarn und England eine starke Abnahme, obwohl sie noch immer die erste Stelle behaupten.

Zusammenfassend läßt sich über das Wachstum von Ein- und Ausfuhr folgendes feststellen: die Einfuhr wuchs unter starken Auf- und Abwärtsbewegungen in der Zeit von 1879 bis 1903 von 32 Mill. auf 82 Mill., die Ausfuhr in dem gleichen Zeitraum von 20 Mill. auf 108 Mill. Fr. Dabei ergaben sich erst seit 1900 beständigere Überschüsse, die 1903 26¼ Mill. betrugen, dann aber wieder zu Unterbilanzen führten, 1910 z. B. 39 Mill.

Eine einheimische Industrie ist erst im Entstehen begriffen und beschränkt sich größtenteils auf die Wollweberei, die seit alter Zeit als Hausindustrie geübt wurde und über die Grenzen des Landes hinaus einen Ruf genoß. So lieferten mehrere Städte in türkischer Zeit Stoffe für die Kaiserliche Armee, und in Serbien, Bosnien und Griechenland war große Nachfrage danach. Im Jahre 1880 ging man zuerst in Gabrovo und Sliven daran, diese Hausindustrie in moderne Fabrikbetriebe umzuwandeln, und bald zählte man 26 solcher Betriebe in 6 Städten, davon allein 21 in den beiden genannten, die 3000 Arbeitskräfte beschäftigen. Die Ausfuhr bulgarischer Wollenstoffe stieg denn auch von 1893 bis 1904 von 51350 Kilogramm auf 127230 Kilogramm, die Hauptabsatzmärkte waren die Türkei und Serbien.

Noch stärker als die Textilwarenproduktion war die von Futterstoffen und der Brauerei; hierfür bestanden Ende 1907 bereits 57, fast die Hälfte sämtlicher Betriebe. Dann folgten in weitem Abstand chemische (15) und Leder-

fabriken (13), je 8 Möbelfabriken und Hüttenwerke, 6 Tonwarenfabriken, 3 Bergwerksbetriebe und 1 Papiermühle, das sind im ganzen 166 industrielle Betriebe mit 6150 Arbeitskräften. Nur 25 davon beschäftigten mehr als 50 Arbeiter bezw. Arbeiterinnen; denn 50% der Arbeitskräfte sind Frauen und Kinder, und aus diesem Grunde wurde 1905 ein Arbeiterschutzgesetz erlassen zur Regelung der Frauen- und Kinderarbeit. Andererseits war das „Gesetz zur Förderung des bulgarischen Handels und der Industrie", das ebenfalls 1905 in Kraft trat, dazu bestimmt, industrielle Unternehmungen durch Erteilung verschiedener Privilegien zu erleichtern.

Sonstige Industriezweige werden oder wurden doch bis vor kurzem in mehr oder weniger primitiven Betrieben gepflegt, z. B. die Färberei und Gerberei, die in den Dörfern geübt wird, die Müllerei der zahlreichen einheimischen Wassermühlen, die Glasbläserei am Südabhang des Balkans, besonders in Kazanlyk, zur Herstellung der kleinen Fläschchen für das Rosenöl, usw. Doch werden auch diese veralteten Methoden allmählich verdrängt durch die Heranbildung einer neuen Generation in den neu errichteten Gewerbeschulen, wie der in Sofia für Maschinenbau sowie für Holz- und Eisenindustrie (1883), in Stara Zagora für Metalltechnik, in Kazanlyk für Tischlerei, in Sliven für Textilgewerbe; speziell den landwirtschaftlichen Interessen dienen zwei Ackerbauschulen, eine Obst- und eine Weinbauschule.

Landwirtschaft, Handel und Industrie sind in den letzten zwanzig Jahren auch erheblich gefördert worden durch verschiedene Organisationen zur Vertretung ihrer Interessen, zunächst durch Errichtung eigener Ministerien für Handel und Landwirtschaft (1893), von denen letzteres im Verein mit der Bulgar. Landwirtschaftsbank (1903) und der Nationalen Landwirtschaftsgesellschaft besonders die Einführung vervollkommneter Maschinen, die Verbesserung der Viehzucht und des Fruchtertrages erstrebt, ersteres durch Errichtung von vier Handelskammern in Sofia, Philippopel, Varna und Rustschuk (1894) sowie mehrerer Handelsmuseen (1902) den Handel zu heben sucht durch Maßregeln, wie Informationserteilungen über Kredite einheimischer Händler und die Produkte des Landes, Beurteilungen eingesandter Warenmuster und Vorschläge zu ihrer Verbesserung, Nachweise von Käufern für besonders gute Artikel, Gewährung von Darlehen an kleine Kaufleute, Ankauf bestimmter Erzeugnisse der lokalen Industrie auf eigene Rechnung usw.

Am Schlusse dieser flüchtigen Skizzierung der wirtschaftlichen Verhältnisse des neuen Bulgarien sei noch einer segensreichen Einrichtung gedacht, der im Jahre 1885 eingeführten Sparkassen. Bei jedem Postamt des Landes kann man auf Grund eines kostenlos verabfolgten Sparkassenbuches Beträge von 1—2000 Fr. einzahlen, die dem Besitzer mit 4% verzinst werden. Diese Einrichtung erfreut sich seit der Konsolidierung des bulgarischen Wirtschaftslebens großer Beliebtheit. Im Jahre 1903 betrug die Zahl der ausgegebenen Bücher 17 786 und die eingezahlten Summen 10½ Mill. Fr., 1904 die der Bücher bereits 24 000, die Summen 14¾ Mill. und 1905 die der Bücher 26 190, die Summen 18 Mill. Fr. Im Jahre 1906 betrug die Zahl der Einzahler 154 521, an denen am stärksten beteiligt waren Handwerker (14½%),

Beamte (14 %), verheiratete Frauen ($12^1/_2$ %), Dienstmädchen ($9^1/_2$ %), Studenten ($8^1/_2$ %), Soldaten (6 %), Lehrer (5,8 %), Kaufleute (5,7 %), Bauern (5,6 %), Schulkinder (5 %). 76 % Einzahler waren Männer, 24 % Frauen.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die geistige Entwicklung, auf Volks-, Mittel- und Hochschulbildung, während dieser Periode der Freiheit Bulgariens, so sehen wir die erste kräftig auf dem Wege weiter schreiten, den sie schon in der Zeit des Wiedererwachens eingeschlagen hatte, d. h. auf dem Wege einer möglichst weitgehenden Demokratisierung und Säkularisierung des Elementarschulwesens durch Schulzwang vom 7. bis 14. Jahre, in Verbindung mit völliger Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Nur das unentschuldigte Fehlen eines Kindes wird mit einer Geldstrafe geahndet. Charakteristisch für die bulgarische Elementarschule ist vor allem die völlige Trennung von Schule und Kirche (diese untersteht dem Ministerium des Äußern) und die Durchführung des amerikanischen Prinzips der Koedukation, das zunächst jedoch aus rein ökonomischen, nicht aus pädagogischen Erwägungen eingeführt wurde. So bestanden im Jahre 1907/8 im ganzen 4576 Elementarschulen für Knaben und Mädchen, und zwar 373 städtische und 4203 ländliche Schulen. Nur in 84 Schulen wurden Knaben und Mädchen getrennt unterrichtet. Die Zahl sämtlicher Elementarschulen betrug also 4660. Darunter waren jedoch 1341 Privatschulen, so daß 3320 öffentliche Elementarschulen vorhanden waren, d. h. 1672 mehr als im Jahre 1878, wo es, wie wir sahen, nur 1575 waren. Ihre Zahl hat sich also in 30 Jahren mehr als verdoppelt. Diese Schulen wurden von 430 111 Kindern besucht (262 394 Knaben und 167 717 Mädchen) und beschäftigten 9421 Lehrkräfte (5905 Lehrer und 3516 Lehrerinnen)*. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung kommen 12,4 Schüler auf 100 männliche und 8,2 Schülerinnen auf 100 weibliche Einwohner. Entsprechend diesem Verhältnis ist auch die Zahl der Analphabeten in beständiger Abnahme; machten diese 1890 noch 65 %, 1897 52 % der Rekruten aus, so sank diese Zahl schon 1902 auf 31,7 % und 1907 auf 25,2 %. Auf die gesamte männliche Bevölkerung berechnet, ergibt sich allerdings immer noch ein starker Überschuß von Analphabeten, und zwar 1907 im Verhältnis von 3:2 (1893 noch 5:1). Immerhin ist das Bildungsverhältnis Bulgariens unvergleichlich besser als das der übrigen ost- und südosteuropäischen Länder (außer dem von Griechenland). Es verdient das um so mehr Anerkennung, als es der jüngste europäische Staat ist. Die Summen, die für das Elementarschulwesen aufgewendet werden, sind auch nicht gering; sie betrugen 1907 12 Mill. Fr., von denen der Staat $5^1/_2$ Mill. leistete. Das Gehalt eines Lehrers beginnt mit 1440 Fr. und steigt bis 2400 Fr. — für die billigeren Lebensbedingungen in den Balkanländern eine nicht viel schlechtere Honorierung als in Mitteleuropa. Wichtig ist auch, daß die Volksschullehrer nach dem neuen Schulgesetz von 1909 nicht mehr direkt aus der Bürgerschule in das Pädagogische Seminar übergehen, sondern daß zwischen beide drei Klassen mit dem Lehrplan des Gymnasiums eingeschoben werden, so daß der Schüler

* Diese letzteren beziehen das gleiche Gehalt wie die Lehrer und dürfen auch nach ihrer Verheiratung weiter unterrichten.

sich erst im 17. Jahre für den Lehrerberuf zu entscheiden braucht, und nicht in einem Alter, wo eine selbständige und freie Entscheidung schwerlich zu erwarten ist. Außerdem wird dadurch auch die soziale Bildung des Volksschullehrers gehoben, weil der schroffe Unterschied der Vorbildung wegfällt.

Damit haben wir uns bereits dem Mittelschulwesen genähert. ‚Das Charakteristische in der Einrichtung der bulgarischen Mittelschulen ist dies, daß sie alle nicht auf der von der Elementarschule geschaffenen Grundlage weiterbauen, sondern daß die Schüler noch einen allgemeinen dreijährigen Kursus absolvieren müssen, ehe die Gliederung des höheren Schulwesens erfolgt‘ (Nikoltschoff). Dieser Kursus, früher Bürgerschule, jetzt (seit der Reform von 1909) Progymnasium genannt, entspricht also etwa unserem gemeinsamen Unterbau und bildet eine Zwischenstufe zwischen niederer und höherer Bildung. Der Besuch derselben ist zwar nicht obligatorisch, aber ebenfalls unentgeltlich und der Unterricht in der Hälfte dieser Schulen (273) für beide Geschlechter gemeinsam. Die Progymnasien wurden 1909/10 von über 46 000 Schülern besucht.

Auf diese Zwischenstufe folgt das eigentliche Gymnasium, das nun, nach der Abtrennung des Progymnasiums, fünf Klassen umfaßt, und zwar ist sein Lehrgang nicht einheitlich, sondern spaltet sich in drei Teile, die unserem Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule entsprechen und bezeichnet werden als klassisches, halbklassisches und Realgymnasium. Genau derselbe Lehrplan wie für die Knaben- gilt seit 1909 für die Mädchengymnasien, zwischen denen früher bedeutendere Unterschiede bestanden. Anfang 1910 gab es 17 Knaben- und 10 Mädchengymnasien mit zusammen gegen 10 000 Schülern. Das Schulgeld beträgt jährlich 20 Fr., von dem jedoch Kinder von Unbemittelten, sowie von Veteranen aus dem Freiheitskampfe (1876/77) befreit sind. Das Gehalt der Gymnasiallehrer steigt von 3000 bis zu 5000 Fr.

Einer höchst nachahmenswerten Schuleinrichtung sei hier noch gedacht, nämlich der seit 1903/04 an mehreren höheren Schulen angestellten Gesundheitslehrer. Sie haben nicht nur, wie unsere Schulärzte, die Aufgabe, den Gesundheitszustand der Schüler zu überwachen, sondern erteilen selbst Unterricht in Hygiene, Anthropologie, Sanitätswesen usw. Daneben haben die Bezirksärzte die Aufsicht über die Gesundheitsverhältnisse der Gemeindeschulen.

Ähnlich wie das Handels- und Landwirtschaftsministerium ein Handelsmuseum errichtet hat, ist mit dem Unterrichtsministerium ein sog. Unterrichtsmuseum verbunden, das den Zweck hat, Material für eine bulgarische Schulgeschichte zu sammeln, den Lehrerstand über die heimische und fremde pädagogische Literatur zu informieren und Anschauungsmaterial zur Erzielung der besten Lehrmethoden herbeizuschaffen. Zugleich dient es als Auskunftsstelle über alle Erziehungsfragen und enthält eine reiche pädagogische Bibliothek von 8000 Bänden, die u. a. aus wertvollen Schenkungen des Leipziger Verlagsbuchhändlers F. Dürr besteht (1906).

Auch für die von der Schule unabhängige Volksbildung ist bereits viel geschehen, besonders für die Errichtung von Gemeindelesezimmern in den kleineren Städten und den Dörfern, deren Zahl etwa 1000 beträgt und die eine hohe volkspädagogische Bedeutung haben (öffentliche Bibliotheken

gibt es nur in Sofia und Philippopel mit zusammen etwa 100 000 Bänden). Sie sind von den zahlreichen Volksbildungsvereinen ins Leben gerufen, die schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bestehen. Zur Unterhaltung dieser Lesehallen muß jede Gemeinde jährlich wenigstens 50 Fr. beisteuern.

Es ist begreiflich, daß in einem Staate wie Bulgarien, dessen Kräfte noch zu stark von den Bedürfnissen der Volksbildung in Anspruch genommen werden, das Hochschulwesen noch im Stadium der Entwicklung steht. Die einzige Hochschule des Landes ist die 1888 begründete, 1893 erweiterte und 1904 zu einer Universität mit drei Fakultäten (der histor.-philologischen, der physikal.-mathematischen und der juristischen) erhobene Hochschule in Sofia mit 64 Dozenten und 1500 Studierenden, darunter 280 Frauen (1909). Die relativ niedrige Zahl der Studierenden erklärt sich daraus, daß die einigermaßen bemittelten Bulgaren ausländische Universitäten besuchen, besonders Moskau, Wien, Leipzig, Montpellier u. a.

Das ist wohl auch der Grund, warum die bulgarische Regierung noch nicht an die Gründung technischer und landwirtschaftlicher Hochschulen sowie Kunstakademien gegangen ist. Ihre Stelle nehmen bisher noch die Kunstgewerbeschule in Sofia (1896) und das Technikum (1909) ein.

Von sonstigen höheren Kulturinstitutionen seien noch genannt die rein wissenschaftlichen Zwecken dienende, 1869 auf rumänischem Boden gegründete Literarische Gesellschaft, die eine vortreffliche, dem russischen Journal des Ministeriums für Volksaufklärung nachgebildete Zeitschrift herausgibt und als Keim für eine künftige Akademie der Wissenschaften zu betrachten ist, sowie zwei Museen in Sofia, ein als Nationalmuseum (1893) bezeichnetes archäologisches Museum mit einer bedeutenden Münzsammlung, und ein Ethnographisches Museum zur Erhaltung der Denkmäler des bulgarischen Volkstums.

Überblickt man die vorstehend skizzierten Ergebnisse, die die Bulgaren im Laufe von 30 Jahren auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und geistig-sozialen Kultur erzielt haben, so wird man, wenn man nicht gerade der in Deutschland leider noch immer grassierenden Turkomanie verfallen ist, zugeben müssen, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn oben von einer amerikanischen Entwicklung dieses jungen Volkes gesprochen wurde. Wenn man dieses Volk wiederholt als die Preußen des Balkans bezeichnet hat, so können wir darin keinen Widerspruch mit ihren amerikanischen Eigenschaften erblicken. Versteht man unter Amerikanertum die denkbar größte Entwicklungsmöglichkeit des Individuums, und unter Preußentum die denkbar größte Selbstverleugnung und Disziplinierung des Individuums im Dienste der Staatsidee, so scheinen die Bulgaren bestimmt, das noch unverwirklichte Ideal einer Vereinigung dieser westöstlichen Gegensätze der Erfüllung näher zu bringen, allerdings nur dann, wenn es ihnen gelingt, ihre nicht zu leugnenden imperialistischen Tendenzen aufzugeben und bei der Festsetzung ihrer neuen Grenzen nicht über das hinauszugehen, was durch das Nationalitätsprinzip als berechtigt anerkannt ist und zugleich als unerläßliche Bedingung für eine friedliche Weiterentwicklung aller Balkanvölker zu gelten hat.

Kleine Bausteine

Zur Frage der modernen Kirchenmusik

Von Eugen Schmitz

Unter den musikalischen Jubiläen, die das Jahr 1913 bringt, darf auch die zehnte Wiederkehr des Jahrtages nicht vergessen werden, da Papst Pius X. durch den Erlaß jenes denkwürdigen ‚Motu proprio' eine Neuregelung der katholischen Kirchenmusik in die Wege zu leiten bestrebt war. Großenteils handelte es sich dabei ja mehr um eine kirchliche als eine künstlerische Angelegenheit, und auch soweit künstlerische Dinge in Frage kamen, lagen diese in erster Linie auf historischem Gebiet, wie die Reinigung und Verbesserung des alten Choralgesangs, die Neubelebung kirchlicher Vokalwerke aus der Zeit der klassischen A-cappella-Musik (Palestrina und Umgebung) u. dgl. Trotzdem wandte sich das Motu proprio auch an die lebendige Kunst der Gegenwart: ‚Auch die neuere Musik ist in den Kirchen zugelassen, wenn sie ebenfalls Kompositionen von solcher Güte, Ernsthaftigkeit und Würde darbietet, daß dieselben in keiner Weise der liturgischen Verrichtung unwürdig sind.' Mit dieser freilich ziemlich reservierten Bemerkung ist, im Prinzip wenigstens, das moderne musikalische Schaffen ebenfalls zur Mitarbeit an den neuen kirchenmusikalischen Aufgaben berufen. In dem Moment freilich, wo das Motu proprio erschien, war an modernen Musikwerken, die seiner Tendenz entsprachen, nur äußerst wenig vorhanden, und heute, zehn Jahre später, ist es um nichts besser: Die schöpferische Betätigung der Moderne auf dem Felde liturgisch brauchbarer katholischer Kirchenmusik bleibt nach wie vor minimal. Von den führenden Meistern hat keiner der Gattung tieferes Interesse entgegengebracht. Wohl treten hie und da beachtenswerte kleinere Talente — wir nannten im ‚Hochland' gelegentlich P. Hartmann, Perosi, Diepenbrock, P. M. Ortwein — mit wertvollen Arbeiten hervor, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Rolle, die die katholische Kirchenkomposition heute spielt, im Gegensatz zu der der weltlichen Kunstgattungen wie Lied, Oper, Instrumentalmusik eine ganz geringe ist.

Das erscheint um so bedauerlicher, als die katholische Kirchenmusik ohnedies durch ihre retrospektive Natur der Gefahr reaktionärer Entwicklung mehr als jede andere Kunstgattung ausgesetzt erscheint. Mit der kompositorischen Wirksamkeit des ‚Cäcilienvereins' ist sie dieser Gefahr sogar bereits erlegen. Es wird niemanden einfallen, die eminenten kulturellen und musikalischen Verdienste des deutschen Cäcilienvereins verkennen zu wollen; aber diese liegen auf organisatorischem Gebiet: durch seine rastlose fruchtbringende Arbeit für Neubelebung der klassischen A-cappella-Kunst des 16. Jahrhunderts hat sich der Cäcilienverein einen Ehrenplatz in der Geschichte unserer großartigen modernen Musikrenaissance gesichert. Eine gänzlich verfehlte Idee aber war und ist es, nun von möglichst getreuer Nachahmung dieses Stils einer vergangenen Epoche moderne, selbstschöpferische Bereicherung zu erhoffen.

Einer Musik, die nicht die Sprache ihrer Zeit, sondern das angelernte Idiom einer fremden Zeit spricht, wird stets der Charakter der inneren Wahrheit mangeln. Wenn Palestrina seine Messen schrieb, gab er sich selbst; wenn ein moderner Musiker Palestrinastil schreibt, erscheint er in einer Maske, die man ihm, mag er sie auch noch so gewandt tragen, nicht glaubt. Drum fehlt der selbstschöpferischen Betätigung der Cäcilianer, bei allem Respekt vor ihrer idealen Tendenz und ihrem bedeutenden Können, das wirkliche künstlerische Leben. Sie kann bei Beantwortung der Frage nach ‚moderner Kirchenmusik' nicht in Betracht kommen.

Daß nun aber die lebendige moderne Musikerwelt dem Genre der katholischen Kirchenmusik gegenüber sich so ablehnend verhält, ist kein Zufall, hat vielmehr seinen Grund zunächst in der Unterschätzung, die unsere Zeit jeder Gattung ‚dienender' Kunst überhaupt entgegenbringt. Auf den hiemit berührten Unterschied zwischen ‚dienender' und ‚freier' Kunst hat neuerdings wieder Hermann Kretzschmar in seinen ‚Musikalischen Zeitfragen' hingewiesen. Die Musik ‚dient' überall, ‚wo sie sich außerkünstlerischen Zwecken unterordnet, sich ins öffentliche und bürgerliche Leben einfügt'; sie ist ‚frei', wo ‚das Kunstwerk, von allen äußeren Interessen gelöst, rein und allein wirken soll'. Musik als ‚freie' Kunst ist das Ideal unserer Zeit, denn nur ‚in Freiheit' kann die Musik ihre höchsten technischen und geistigen Möglichkeiten erreichen; sowie sie ‚dient', sind ihr Schranken der Entfaltung gezogen, die ihre Ausdrucksfähigkeit beengen und gegen die sich darum der moderne Geist sträubt*. Gerade bei der vornehmsten Gattung der dienenden Musik aber, bei der kirchlichen Tonkunst, sind diese Schranken formal wie geistig ganz besonders eng, bedingt durch die absolute Unterordnung unter die Liturgie. Somit steht das Genre der liturgischen Musik im Widerspruch zum Grundzug unserer modernen Kunstanschauung, wodurch sich seine Vernachlässigung nunmehr von selbst erklärt. Man mag es bedauern, ja sich darüber entrüsten: Die Tatsache bleibt dennoch bestehen, daß im allgemeinen für den modernen Musiker Kompositionen zu liturgischen Zwecken von vorneherein Kunst untergeordneter Art bedeuten.

Daß diese Abneigung gegen ‚dienende Kunst' nun gerade auch im Falle der Kirchenmusik besteht, daß hier nicht der erhabene Zweck des Dienens den Schaffenden die beengenden Schranken in Kauf nehmen läßt, das hat freilich seinen letzten Grund nicht auf künstlerischem, sondern auf allgemein geistigem Gebiet: im Rückgang des religiösen, speziell des kirchlich religiösen Empfindens unserer Zeit überhaupt. Die hierin ganz andere Sachlage in früheren Jahrhunderten, wo Religion und Kirche im Mittelpunkt alles öffentlichen wie privaten, inneren wie äußeren Lebens standen, ließ damals die Kirchenmusik nicht nur als besonders vornehm, sondern geradezu als ‚die' Erscheinungsform der Tonkunst überhaupt gelten. Definieren doch die Musiktheoretiker noch bis weit ins Bachzeitalter hinein die Musik schlechtweg als die ‚Kunst, Gott in Tönen angemessen zu preisen' oder so ähnlich, so daß also die kirch-

* Im modernen Lied und Musikdrama muß sich ja die Musik allerdings auch dem Text unterordnen, aber nur zu rein künstlerischen Zwecken. Darum sind diese Gattungen auch von jeher zum Genre der ‚freien' Kunst gerechnet worden.

liche Musik als das Grundlegende, die weltliche dagegen absolut nebensächlich und für die Begriffsbestimmung unwesentlich erscheint. Schrittweise läßt sich verfolgen, wie mit Beginn der ‚Aufklärung' im 18. Jahrhundert diese Anschauung mit all ihren praktischen Konsequenzen sich wandelt und schließlich ins Gegenteil verkehrt. Die Not der modernen Kirchenmusik ist darum keine Sondererscheinung, sondern nur ein Teil der modernen religiösen Frage überhaupt.

Ein wirklich bedeutendes musikalisches Kunstwerk kann nur entstehen, wenn die Seele des Schaffenden voll und ganz von seinem Vorwurf erfüllt ist. Dies wird aber, sofern es sich um katholisch liturgische Kirchenmusik handelt, beim modernen Musiker nur in den allerseltensten Fällen zutreffen. Damit ist natürlich gar nichts gesagt über die tatsächliche positive oder negative Religiosität der in Frage kommenden Kreise. Es liegt absolut kein Grund vor, zu bezweifeln, daß es auch unter den bedeutenden modernen Musikern positiv Gläubige gibt oder gegeben hat. Aber es kann einer sehr wohl ein überzeugungstreuer, den Geboten seiner Kirche gehorsamer Katholik sein und trotzdem mit seinem Fühlen und Denken nicht so intensiv und ausschließlich in religiösem Empfinden wurzeln, daß er auch als Künstler sich in dieser Richtung auszusprechen gedrängt fühlt. Ohne solchen inneren Drang kann aber, wie gesagt, kein wahres Kunstwerk entstehen. Es ist darum kein Zufall, daß die zwei einzigen, die von den modernen Großen als katholische Kirchenkomponisten in Frage kommen, Liszt und Bruckner gerade auch durch ihr persönliches Verhältnis zur Religion sich von allen ihren Kunstgenossen unterschieden. Welche Rolle in Liszts geistiger Entwicklung die schwärmerische Neigung zur katholischen Kirche spielte, von frühester Jugend an bis zu dem Moment, wo er durch Aufnahme in den geistlichen Stand Erfüllung seines Sehnens fand, ist bekannt. Und nun gar Bruckner, der Zögling des katholischen Stifts St. Florian, war durch die kindliche Naivität seiner Frömmigkeit, die ihn mit ‚seinem lieben Gott' wie mit einem vertrauten Freund verkehren ließ, eine in der Geschichte großer Geister der neuesten Zeit seltene Erscheinung. Bei diesen beiden Meistern bildete der Sinn für katholische Religionsübung eine Grundlage ihres ganzen Wesens: Darum wußten sie Werke, wie ihre berühmten, bei mächtigster Kunstentfaltung doch der Liturgie dienenden Messen zu schaffen. Daß sie in ihrem Verhältnis zur Religion unter den großen modernen Kunstgenossen augenscheinlich noch keine Seitenerscheinung gefunden haben, ist der Grund, warum sie auch als Musiker auf diesem Gebiete vorläufig noch isoliert stehen.

Eines aber haben die Werke Liszts und Bruckners jedenfalls gezeigt: daß sich auch mit modernen musikalischen Mitteln eine würdige und liturgisch brauchbare katholische Kirchenkomposition gestalten läßt. Es ist auch absolut nicht einzusehen, warum der Stil der modernen Musik an sich gerade zu dieser Aufgabe untauglich sein sollte. A. Möhler hat in seiner sonst recht empfehlenswerten ‚Ästhetik der katholischen Kirchenmusik' (Ravensburg 1910) anlehnend an das seiner Zeit berüchtigte Richard Strauß-Pamphlet G. Göhlers (in Hardens ‚Zukunft') aus einem Hinweis auf ‚Salome' den Schluß gezogen, daß

solche ‚äußerst seltsame‘ und ‚schwer genießbare‘ Musik für den liturgischen Gottesdienst schwerlich ‚brauchbar und wünschenswert wäre‘. Das heißt aber das Problem von ganz verfehltem Standpunkt aus ins Auge fassen! Natürlich wäre Musik à la ‚Salome‘ in der Kirche unmöglich; aber es würde auch keinem modernen Komponisten, am wenigsten einem so geistreichen, vielseitigen Könner wie Strauß einfallen, derartig für liturgische Zwecke zu schreiben. Ein künstlerischer Hauptvorzug der modernen Musik ist ihre große Anpassungsfähigkeit des Ausdrucks an Situationen jeder Art; es ist dies eine Errungenschaft, die sie sich in der Schule des Musikdramas und der Programmusik angeeignet hat. Er wird sie auch nicht verlassen, wenn sie sich einmal dem Gebiet katholischer Liturgie zuwendet. Dabei braucht sie auch in diesem Fall ihre wesentlichen Stileigentümlichkeiten nicht zu verleugnen. Weder die technischen noch die geistigen. Was erstere anlangt, so ist z. B. die moderne Harmonik mit ihren modulatorischen Kühnheiten und Dissonanzenwirkungen in der Kirche keineswegs unmöglich. Waren derartige Effekte der Kirchenmusik doch selbst in ihrer klassischen A-cappella-Zeit nicht fremd. Jeder Kenner z. B. von Orlando di Lassos Motetten weiß, welch wichtiges Ausdrucksmittel gerade diesem Meister die Dissonanz war, und Erscheinungen wie der ‚deutsche Palestrina‘ Jakob Handl, genannt Gallus, erhalten ihr historisches Relief geradezu durch die Neigung zu seltsamen harmonischen Effekten. Eine Stelle wie nachstehende aus Handls Motette ‚Mirabile mysterium‘:



mit dem unmittelbaren Nebeneinander von H-dur- und B-dur-Dreiklang klingt auch für moderne Ohren noch sehr auffallend. Im Durchschnitt natürlich erscheinen diese dissonanten und modulatorischen Effekte der alten Musik den unseren gegenüber harmlos genug; relativ aber wirkten sie zu ihrer Zeit ebenso scharf wie auf uns unsere modernen Mittel dieser Art, und prinzipiell beweist ihr Vorkommen, daß man auf sie auch in der Hochblüte kirchenmusikalischen Empfindens nicht verzichten zu müssen glaubte. Was sodann die moderne Orchesterkoloristik anlangt, so hat sie sogar eine ihrer geschichtlichen Quellen gerade in der katholischen Kirchenmusik, und zwar in den Werken einer Gruppe konservativ empfindender Meister der neapolitanischen Schule, die, um sich vom verflachten Modestil der Neuneapolitaner, wie er beispielsweise in manchen darob viel angefochtenen Messen Haydns und Mozarts lebt, freizuhalten, bewußt auf sorgfältigere Ausgestaltung des Orchesterparts hinarbeiteten. Verwendung von koloristischen Effekten wie dem mehrfach geteilten sordinierten Streichkörper, dem verschleierten Klang des ‚modernen‘ Englischhorns gibt den Messen solcher Komponisten, z. B. des Mozart befreundeten Wiener Hof-

kapellmeisters Giuseppe Bonno (gest. 1788) einen Charakter, der wie eine musikalische Parallele zu der Stimmung goldstrotzender, von farbigen Lichteffekten mystisch erhellter Barockkirchen erscheint*. Von solchen Werken führt eine direkte entwicklungsgeschichtliche Linie zur Romantik und von da weiter zur Moderne. Moderne koloristische Orchesterwirkungen bedeuten in der liturgischen Musik also ebenfalls keine Neuerung, sondern nur die Weiterführung eines bereits von der Vergangenheit in gutem Sinne erprobten Gedankens. Und wie bei den harmonischen, so ist auch bei diesen orchestralen Effekten zu bedenken, daß das, um was die unseren jene früheren überschreiten, nur ein relatives, durch die Weiterentwicklung der musikalischen Auffassung im ganzen bedingtes Mehr ist. — So wenig nun wie der technische ist der geistige Charakter der modernen Musik, der sich mit einem Schlagwort als stärkstens gesteigerter Subjektivismus kennzeichnen läßt, dem Wesen katholisch-liturgischer Musik zuwider. Auch da könnte man wieder auf die Vergangenheit verweisen, die mit die deutlichsten Vorahnungen dieses modernen Subjektivismus gerade auch auf kirchenmusikalischem Gebiete zeigt: man denke etwa an die Messen und Motetten der Spanier — voran Ludovico da Vittorias — aus der Palestrinazeit. Doch hat von den zwei großen modernen Meistern der katholischen Kirchenmusik ja Liszt bereits durch die Tat gezeigt — und da ist vor allem seine ‚Graner Messe‘ zu nennen** — wie sehr subjektiv brünstig-fromme Textauffassung gerade dem Gemüt des modernen Menschen die heilige Handlung näher zu bringen vermag. Daß aber diese Ausdrucksphären an sich der Subjektivität des modernen Künstlers im allgemeinen keineswegs ferne liegen, lassen die zahlreichen Meisterwerke moderner geistlicher Musik ersehen, die als nahe Vorstufe der liturgischen Kirchenmusik gelten können: man denke an Wagners ‚Parsifal‘ oder an Hugo Wolfs religiöse Gesänge. Und gerade solche Werke zeigen auch, daß es mit der sogenannten ‚Schwerverständlichkeit‘ der modernen Musik als Hinderungsgrund für liturgische Zwecke nichts auf sich hat. Sind die Gralsszenen aus ‚Parsifal‘ oder die Gesänge des religiösen Teils von Wolfs ‚Spanischem Liederbuch‘ für die Allgemeinheit schwerer verständlich als etwa eine Palestrinamesse? Im Gegenteil, dem Laien werden sie sogar viel leichter verständlich erscheinen, weil sie die musikalische Sprache der Gegenwart reden und bei der Auffassung kein historisches Stilgefühl voraussetzen. Schwerverständlich ist die moderne Musik in gewissen hier nicht weiter zu untersuchenden Fällen als reine Instrumentalkunst, ferner wenn sie sich in Verbindung mit dem Wort Ziele gesteckt hat, die, wie die tonliche Untermalung der psychischen Wirrnisse und Rätsel eines Salome- oder Elektradramas, sie auf Grund ihres Vorwurfs auf komplizierte Bahnen lenken müssen. Hat sie es aber mit Gemeingefühlen und Gemeinvorstellungen — und dazu gehören doch auch die religiösen — zu tun, dann wird sie, eben ihrer früher erwähnten Anpassungsfähigkeit zufolge, auch von selbst gemeinverständlich. Das hat z. B. Richard Strauß

* Vgl. E. Wellesz, Gius. Bonno. (Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft, Jahrg. XI Heft 3.)

** Vgl. des Verfassers Aufsatz ‚Zur musikalischen Behandlung des Messentextes‘, Hochland, Jahrg. IX, Heft 2.



G. Schadow/Blücherdenkmal in Rostock



Chr. Rauch/Blücherdenkmal in Berlin



Chr. Rauch/Denkmal Gneisenaus in Berlin



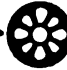
Chr. Rauch/Denkmal Scharnhorsts in Berlin

Zu dem Aufsatz „Die Befreiungskriege und die bildende Kunst“



Phot. Dr. F. Stoedtner, Berlin

— um gerade ihn wieder zu nennen — mit seinen sozialen Gesängen, wie dem berühmten ‚Steinklopferlied‘, gezeigt. Ich habe es in einer tausendköpfigen sozialdemokratischen Versammlung vortragen hören, und es hat auf die in Aufnahme ‚schwerverständlicher‘ Musik gewiß nicht gewandten Proletarier faszinierend gewirkt, stärker als die schwungvollste Agitationsrede. Und woher diese Wirkung? Weil Strauß hier mit vollster Hingabe als für die Idee und Tendenz der Henckellschen Dichtung Begeisterter zu Werke ging und darum, ohne seinem modernen Musikempfinden irgendwelche Schranken aufzuerlegen, genau das Richtige traf. Und ebenso würde er oder sonst ein bedeutender Künstler mit modernen Mitteln und im modernen Stil den richtigen Ton für ein liturgisches katholisches Kirchenwerk treffen, wenn er diese Ausdruckswelt mit gleicher innerer Begeisterung umfaßt wie jene. Nicht auf musikalischem, sondern auf religiösem Gebiet ist darum, um es nochmal zu sagen, die Lösung der Frage der modernen Kirchenmusik zu suchen.



Die Ceder

Ich wachse langsam. Meine Zeit
ist eine lange Geduldigkeit.
An jedem wuchs ich, was mir ward,
kein Reif zu jäh, kein Frost zu hart.
Ich wachs am Dunkel, daraus ich stieg,
ich wachs am Licht, darin ich mich wieg',
ich wachs am Wurm, der an mir nagt,
ich wachs am Sturm, der durch mich jagt.
Verwandelnd zwing ich jede Kraft,
hinauf zu dehnen meinen Schaft.
Ich dulde Blitz und Glut und Guß,
ich weiß nur, daß ich wachsen muß.
Und schau ich hoch auf alle Welt,
und kommt die Stunde, die mich fällt:
Schmück' Tempel ich und Paradies
des Gottes, der mich wachsen hieß.

Ernst Bertram.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Es ist mir ebenso gegangen wie vielen andern. Man wurde kühl gegen den Dramatiker Hauptmann, fand in seiner Dichtung keine lebendigen, fortzeugenden Werte mehr, und schließlich sah man auch den Menschen Hauptmann demaskiert, was kein erfreulicher Anblick war. Und obendrein las man hie und da, daß Hauptmanns neuer Roman ‚Atlantis' ein überaus schwaches und eigentlich gänzlich mißlungenes Werk sei, und der Kritiker einer großen Zeitschriften-Gemeinde schrieb sogar, das beste an dem Roman sei die Schilderung eines Dampferunterganges, aber zu solcher Schilderung sei mehr als eine europäische Reporterfeder fähig. Nun, sagte man sich, es ist also ein allgemeiner Zusammenbruch. Es kann nicht ausbleiben, daß man selber nach alledem mit einer gewissen kalten Unlust an die Lektüre des Romans geht. Aber seltsam, mit jeder Seite, die ich las, erstaunte ich mehr, und als ich das Buch zuschlug, war ich gänzlich verwirrt. Denn das, was ich gelesen, war ja nicht nur eine Höhe im Schaffen Gerhart Hauptmanns, nein, wenn nicht alles täuschte, war diese Höhe auch ein Aussichtspunkt, von dem man tatsächlich deutlich einen zukünftig zu schaffenden, zum Epos gewordenen Roman liegen sah! Und da sich in den Wochen, die mir seit der Lektüre verstrichen, dieser Eindruck nicht änderte, bin ich gehalten, für den Dichter Hauptmann und seinen ‚Atlantis'-Roman Zeugnis abzulegen.

Mir scheint, man hat an diesem Roman nur seine dürftige Fabel gesehen. Freilich ist es richtig: daß ein Mann von der Leidenschaft für eine lasterhafte Fünfzehnjährige geheilt wird (denn das ist der ‚Inhalt' des Romanes), ist weder neu noch weltbewegend. Aber schon, daß man weiß, dieser Zug nach ‚dort unten' ist nicht nur eine Episode im Leben des Herrn von Kammacher allein, sondern es ist ein ans Leben gehender Konflikt im dritten, vierten Jahrzehnt manches geistig hochstehenden Menschen (ein Konflikt, der nur zu oft tragisch endet), — nun dadurch schon ist es nicht mehr allein der Einzelfall, der uns interessieren soll. Hauptmann wiederholt hier das Motiv seiner ‚Kaiser Karls Geisel', wiederholt, vertieft und führt es zu einem bedeutsamen Ende, wozu er (was das wichtigste ist) damals, als er ‚Karls Geisel' schrieb, nicht fähig war. Zudem läßt er die Leidenschaft für das verdorbene Kind in ‚Atlantis' nicht einen auf dem Höhepunkte seiner geistigen Macht stehenden Menschen anfallen, sondern Herr v. Kammacher erliegt ihr erst, als alle seine guten Kräfte ins Wanken gerieten, so daß man sagen kann, Mephisto habe ihn erst mürbe gemacht, ehe er es wagen konnte, ihn am Bande eines unsauberen Triebes zu gängeln. Friedrich v. Kammacher ist Arzt; er hat als Bakteriologe einen Namen gehabt, zudem hatte er glänzende Familienbeziehungen, die es ihm ermöglichten, eines Tages eine wissenschaftliche Rolle zu spielen, wie man so sagt. Aber er hat bei einem Versuche Unglück; es heißt, er habe statt des Milzbranderregers Fäserchen im Farbstoff untersucht, und es läßt sich denken, wie die Kollegenschaft über ihn herfiel. Dazu brach die Krisis in seiner Familie aus; seine Frau, ein armes, erblich belastetes Wesen, verfällt nach einer achtjährigen, nicht gerade glücklichen Ehe dem Wahnsinn, — also, um es gerade heraus zu sagen: die

---

* Gerhart Hauptmann, ‚Atlantis'. (S. Fischer, Berlin. M 5.—.) Leonore Frei, ‚Das leuchtende Reich'. (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart M. 4.—.) Selma Lagerlöf, ‚Der Fuhrmann des Todes'. (Albert Langen, München, M. 2.—.) Julius Havemann, ‚Eigene Leute'. (Carl Reißner, Dresden, M. 3.50.) Derselbe, ‚Der Ruf des Lebens'. (G. K. Sarasin, Leipzig, 2 Bde. M. 8.—.) Helene Raff, ‚Der Findling vom Arlberg'. (Südd. Monatshefte, München, M. 3.50.)

beiden Stützen, die ein Mann im Leben hat, sein Beruf und seine Familie, brechen, und der nun Haltlose gerät in den Bannkreis eines halben Kindes, einer Tänzerin, der mehr als einmal die Schmutzwellen über dem Kopf zusammengeschlagen sind. Da ihm zum Überfluß der Aufenthalt in Europa (wo seine irrsinnige Frau ist, wo seine hohnlächelnden Kollegen sind) verleidet ist, folgt er um so leichter der Tänzerin, die zur Absolvierung eines Engagements nach Amerika reist. Der Dampfer geht unter, Kammacher mit Ingigerd, der Tänzerin, und einigen anderen Menschen rettet sich in einem Boot, wird von einem Frachtdampfer aufgenommen und in New-York ausgeschifft. Schon die seelische Marter des Schiffsunterganges hat ihn aufgerüttelt, je näher er unvermeidlich dem Mädchen kommt, desto lebhafter regen sich — zuweilen — seine gesunden Kräfte; die Bekanntschaft mit einem zielbewußten, geschlossenen, runden Menschen, einer englischen Bildhauerin, läßt ihn zuerst wohl nur seine haltlose Natur erkennen, regt aber zugleich die schon geweckten Kräfte zur Betätigung an. So entfernt er sich von dem reizenden Dämon Ingigerd immer mehr, bis draußen auf dem Lande ein schweres Fieber die schon erschütterte Faulheit in ihm gänzlich wegfrißt und er als ein lebenbejahender, zukunftsfroher Mensch (auch seine Frau ist gestorben) mit der Engländerin zusammen wieder nach Deutschland kommt.

Es ist also eine versunkene Welt, über die die Fluten gingen (‚Atlantis'), die wieder auftaucht; es ist das Gute und Gesunde in der Menschenseele, das von ärgster Verschüttung sich wieder frei macht, es ist die Erlösung eines Menschen aus den Banden der Dumpfheit und der Sünde. Und das ist nicht so nebenher abgetan, sondern in den Mittelpunkt des ganzen Hauptmannschen Romans gestellt, so daß man sieht: darauf kam's ihm an. Daß ein moderner Autor diesen (um es banal zu sagen) Sieg des Guten über das Böse darstellt, ist an sich schon bemerkenswert, aber daß Hauptmann, gerade Hauptmann, dem die Zerbrechenden und Träumer in den letzten Jahren den ganzen Lebenswert seiner Arbeiten verpfuschten, diesen Sieg mit einem schönen und würdigen, nie schwankenden Ernst gestaltet, das ist wider alles Erwarten. Und es bedeutet ein völliges Verkennen des künstlerisch Notwendigen, wenn der schon oben erwähnte Kritiker (sein Name ist gleichgültig, nennen wir ihn Dryasdust nach Carlyleschem Muster) sagt, vor allem sei die Lasterhaftigkeit Ingigerds nicht genügend deutlich, Einzelheiten, Herr Hauptmann, Einzelheiten! Nun ich sehe in der Verschweigung dieser Einzelheiten, die Kammacher anzogen, künstlerische Weisheit. Wollte Hauptmann seinem Friedrich v. Kammacher die endliche Sympathie seiner Leser sichern, so durfte ihnen der üble Geruch nur andeutungsweise in die Nase steigen, was für den, der nicht gerade von einer ruchlosen Neugier besessen ist, zur Genüge wahrnehmbar geschieht. Daß es zudem Hauptmann nicht darum zu tun war, nach den Lorbeeren der Wedekind und Landsberger zu greifen und einen exakten Beitrag zur Psychopathia sexualis zu geben, sondern seinen Kammacher gleichsam in ein dämonisches Zwischenreich versinken zu lassen (daher auch vorher das Wegbrechen der Stützen, die ihn im hellen, tatkräftigen Leben halten!), geht nicht nur aus dem von Kammacher selbst gebrauchten Vergleich seines Schicksals mit dem ‚Spinnentanz' Ingigerds, sondern auch aus dem Traum- und Ahnungsleben hervor, das er den Arzt auf dem Schiff und bis zu seiner Heilung führen läßt. Ein Traumleben, das Kammacher sehr ernst nimmt — solange er im Banne des Mädchens ist, und das völlig hinter ihm versinkt, sobald er von neuem zum Leben und zur Zukunft sich bekannt hat. Als er endlich wieder den Boden Deutschlands betritt und ihm ein posthumer Bericht über den Tod seines Freundes übergeben wird, interessiert es ihn nicht einmal mehr, zu erfahren, ob die Stunde des Todes, die ihm sein Freund selbst im seherischen Traum offenbarte, mit der Todesstunde auch wirklich übereinstimmt. ‚Es kam ihm gar nicht in den Sinn,' sagt Hauptmann.

Was so nebenher in dem Romane steckt, ist auch nichts Gleichgültiges. Ich denke nur der überraschenden Fülle von lebendigen Menschen, mit der Hauptmann den Ozeandampfer erfüllt. Hier ist wirklich eine Schöpferhand am Werke gewesen: der armlose Artist, die Skatspieler, der Kapitän, der Barbier, das Dienstmädchen Rosa — wo hier aufhören? Sie stehen bis ins tiefste lebendig da. Von der so künstlerisch schlichten und trotzdem erschütternden Schilderung der Schiffskatastrophe will ich gar nicht reden, da Dryasdust herausgefunden hat, daß Hauptmann wenigstens nach der ‚Titanic'-katastrophe noch Einzelheiten in sein Werk hineingeflickt habe (Dryasdust versteht sich auf die Psychologie des künstlerischen Schaffens!); ich möchte lieber auf die meisterhafte Schilderung des amerikanischen Parteilebens hinweisen, das absichtslos in einer Verhandlung vor dem New-Yorker Bürgermeister deutlich wird. Die ‚Liga gegen Kindermißhandlungen' hat das Auftreten Ingigerds in Amerika untersagt; bei der Berufungsverhandlung vor dem Bürgermeister erhebt sich erschreckend die allgemeine Heuchelei, Käuflichkeit und grinst aus den Augen jedes der Beteiligten. Eine kurze Szene, die mit ihrer Schlagkraft ein ganzes Buch aufwiegt.

Und das alles ist in einem Stil des Vortrags gehalten, der in seiner Ruhe und Wärme, seiner bei aller (freilich nicht zum Selbstzweck gewordenen) Farbigkeit reinen Schlichtheit, mir als einer der wenigen modernen Versuche einer epischen Darstellung erscheint. Inwieweit ich recht habe, wird die Zukunft zeigen; ich habe meiner Pflicht zur Ehrlichkeit genügt.

* * *

Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister. Es schweift da in unserem Wesen eine Fülle verderblicher Mächte; es ist wirklich, als lauerten sie nur auf den rechten Augenblick, und leise hörend stürmen sie hinauf. Dem in der vollen Kraft des Leibes und der Seele atmenden Menschen vermögen sie nichts anzuhaben, mangelt's aber hier oder da, so geht's ihm wie Friedrich von Kammacher, oder schlimmer wie Daniel Achilles von Thielen in Leonore Freis Roman ‚Das leuchtende Reich'. Ach, jene verderblichen Geister zeigen sich nicht selten in einer strahlenden und erwärmenden Schönheit. Ist es nicht, als ob der junge Thielen in einem immerwährenden duftenden Schönheitsrausch lebe? Und es fehlt doch nicht viel, daß er, von ihm umnebelt, in fürchterliche Verbrechen tappe, und wenn er auch schließlich davor bewahrt bleibt: ihn selbst vernichten die Geister. Wie das kommt? Nun, es ist da ein Professor Weitmüller, der mütterlicherseits den Stammesnamen Achilles führt. Das Auffinden einer alten Chronik regt Träume in dem guten Professor an, und es währt nicht lange, so glaubt er an seine Abstammung aus griechischem Fürstengeschlecht, aber dieser Glaube hat die Gestalt einer ungefährlichen Marotte, er wirkt ein wenig komisch, dieser gute Professor Weitmüller. Seinen Traum verpflanzt er in seine Tochter Hermione; schon in den Kinderjahren umspinnt er sie mit seinen Worten und Werken und entzündet ihre Phantasie. Doch während ihm der Traum nur das Hirn ein wenig verrückte, macht sie der Traum lebensfremd, still und stolz. In der Ehe mit dem Gutsherrn von Thielenhof rettet sie sich immer tiefer in ihre Traumwelt, und in ihrem Sohn Daniel Achilles bricht das Unheil endlich aus. Geheimnisvolle Ahnungen, hellseherisch gefundene Lebenszusammenhänge, seltsame Erlebnisse lassen in dem Jüngling den unerschütterlichen Glauben reifen, daß er des Tantalos' Geschlecht entstamme, und als in seiner Familie ein Schicksal einbricht, in dem das erhitzte Gemüt Analogien zu Aeschylos' ‚Orestie' zu finden meint, wirft das sein letztes Bischen gesunde Lebenskraft über den Haufen, und wenn er, Orest, auch seine Mutter Klytämnestra und ihren Aegisth nicht tötet — er gleitet in einem letzten klaren Augenblick an der Tat vorbei —, so umstriden die Geister ihn nun selbst desto fester und ziehen ihn hinunter in ‚das leuchtende Reich'.

Einen solchen Roman so zu schreiben, daß auch der Leser halbwegs in den Traum mit verstrickt wird und zuweilen selber nicht mehr weiß, was Spuk ist, was Wirklichkeit, das ist sehr schwer. Ich muß gestehen, daß Leonore Frei die großen Schwierigkeiten solchen Werkes bewältigt hat. Der Gutshof der Thielens und das Schloß der Atriden, Gegensätze, die nie als Gegensätze erscheinen. Alle Geschehnisse sind geheimnisvoll umwittert; die Dichterin hat so suggestive Kraft, daß man kaum zu aufbegehrenden Fragen kommt, und dabei erzählt sie so ruhig, so weitab von dem spürbaren Willen mitzureißen, so ohne Künstelei, daß man zugeben muß, es ist letzten Endes ihre eigene Dichterkraft, die auf uns wirkt. Dadurch allein schon nimmt Leonore Frei eine Sonderstellung in der Literatur ein. Solche, nicht durch Wortkunst, raffinierte Psychologie oder Brutalität, sondern durch das reine Ingenium wirkende Kraft ist selten.

Es ist seltsam, aber es scheint, als sollten wir in diesem Referat nicht so rasch von den Geistern loskommen. Freilich wirken die Geister nicht immer verderblich, oder vielmehr: es gibt böse Geister und gute Geister. Es ist da eine neue Erzählung von Selma Lagerlöf, ‚Der Fuhrmann des Todes', in dem der Traum rettet. Stofflich berührt diese Erzählung sich eng mit Zschokkes ‚Abenteuer einer Neujahrsnacht'. Der Unterschied ist lediglich der, daß Zschokke sein Thema rhetorisch nahm, während die Lagerlöf es dichterisch ausschöpfte. Es gibt eine alte nordische Legende, nach der der letzte Tote eines Jahres das Amt eines Fuhrmanns des Todes übernehmen muß. Ein Jahr lang muß er auf einem alten Karren in der Welt herumfahren, muß an allen Totenbetten stehen und die scheidenden Seelen erwarten, bis für ihn die Ablösung in der Neujahrsnacht kommt. Die Reihe kommt nun auch an David Holm, den Säufer, einen Menschen, der böse sein will. Mit dem Glockenschlage zwölf der Neujahrsnacht stirbt Holm an den Folgen einer Schlägerei in den Anlagen der Kirche. Und sofort kommt sein Freund Georg, der in der vorigen Neujahrsnacht starb, auf dem Karren des Todes und nimmt ihn mit sich. Was David Holm oder vielmehr David Holms Seele nun erlebt, ist entsetzlich. Es ist die erste dichterische Darstellung dessen, was die Abgeschiedenen durchleben müssen, wenn sie, frei von den Banden von Zeit und Raum, nicht mehr betört vom Rausch des Lebens, die Saat in Blüte und Frucht stehen sehen, die sie selbst Zeit ihres Lebens gesät. Diesem Gefühl kann nichts vergleichbar sein; das Gefühl, nichts wieder gut machen zu können, muß die Seele zerreißen. So geht es auch David Holm. Am Totenbett der armen Heilsarmeeschwester, die in überirdischer Liebe seit Jahren um Holms Seele gerungen hat, in der Kammer seines Weibes, als er, seinem Amte gemäß, darauf wartet, daß sie sich selbst und die Kinder umbringe, — das und andere Erlebnisse dieser Neujahrsnacht, verbrennen in Holm das Böse bis zum letzten Rest. Er fleht seinen Begleiter Georg an, ihn noch einmal ins Leben zu lassen, damit er wieder gut machen kann. Und das Wunder ist möglich. Er erwacht in den Anlagen an der Kirche und schleppt sich in sein Haus, wo er gerade zur rechten Zeit kommt, um den Selbstmord seines Weibes und den Mord seiner Kinder zu verhüten. Die gewaltige Kraft Selma Lagerlöfs macht das alles zu einem erschütternden, aufrüttelnden und heiligenden Erlebnis. Wer ‚Wunder des Antichrist' und ‚Jerusalem' kennt, weiß, wie die Dichterin das Überweltliche zu gestalten vermag. Aber mir scheint, als sei das Können in ‚Der Fuhrmann des Todes' noch verdichteter.

* * *

Man muß, wenn man nun nach einer Lagerlöf den jungen Lübecker Julius Havemann nennen will, sein Urteil dem genau Entgegengesetzten gewöhnen. Tut man das, so findet man auch hier ein starkes Talent, das sich zukünftig wohl behaupten wird. Man kann das daraus schließen: Havemann hat einen Novellenband geschrieben, ‚Eigene Leute', in dem neben einem etwas täppischen, forcierten Humor (‚Der

große Mann') zwei Stücke vorkommen ('Manöver' und 'Scherbengericht'), die in ihrem aufdringlichen Naturalismus das ablehnende Mißbehagen wecken, das wir auch bei den besseren Sachen der Viebig nicht los werden. Lediglich eine gewisse derb zupackende Jugendlichkeit im Vortrag würde so etwas wie Hoffnung aufkeimen lassen. Diese Jugendlichkeit, scheint mir, rettet dann Havemann auch. Denn diese Jugendlichkeit bedeutet Vorwärtsstürmen, Erkämpfen und damit Wachsen. In einem zweibändigen Roman aus der Zeit der Befreiungskriege, 'Der Ruf des Lebens', den Havemann jetzt erscheinen läßt, ist nun tatsächlich das Wachsen offenbar. Schon darin, daß das Buch ruhiger und — wenn man so sagen kann — abgeklärter ist. Der gewollte Humor ist in einem Rudiment freilich noch da; auch — wieder in einem Rudiment — der nackte Geschlechtswillen, aber daneben steht ein unbedenklich groß zu nennender dichterischer Reichtum, der sich vorderhand freilich weniger in der Lebensechtheit der Figuren, als in der Lebensechtheit der Situationen zeigt. Zunächst also mehr ein Darstellen wie ein Schaffen. Da man aber auf jeder Seite den ehrlichen Künstlerwillen merkt (heutzutage nichts Geringes), so darf mit berechtigter Hoffnung von diesem Autor gesprochen werden. Indem so Havemanns Absicht in Gegensatz zu dem Literatenehrgeiz von heute tritt, muß man zu gleicher Zeit aber einen Vorbehalt machen. Havemann ist auch nicht unberührt vom Zeitgeist geblieben, und sein 'Ruf des Lebens' hat für ihn einen bitteren und skeptischen Klang. Er glaubt zu wissen, daß es sich eigentlich kaum lohnte, dem Ruf des Lebens zu folgen, und nur mühsam ringt er sich den Lebenswillen ab, mit dem er eine Nebenfigur des Buches beschenkt: 'Das Leben doch leben.'

Den eigentlichen Helden des Romans, Christian Holthusen, hatte das Leben zum Tode gerufen, er kam nie recht zum Handeln, für seine Braut hatte das Leben zur Resignation gerufen und für die Lützowsche Freischar zu dem schmählichen Ende bei Kitzen. Und trotzdem der Volkssturm von 1813 kaum in der ersten Hälfte des Buches rechten Ausdruck findet, läßt die ganze Arbeit eine Enttäuschung nicht aufkommen. Wenn dieser Roman auch nicht dasjenige Buch der Freiheitskriege ist, das im Herzen des Volkes weiterleben wird, so ist es doch ein Stück künstlerisch gesehenen Lebens aus den Freiheitskriegen, ein Stück, das von dem stillen Dorfe in der Lüneburger Heide, über den Kleinkrieg bis zum vielfältigen Getriebe der Großstadt Leipzig reicht. Am lebenswahrsten und mit echtem Humor gesehen erscheint mir die Darstellung eines Wandertheaters mit seinen köstlichen Figuren, und in der Charakterzeichnung möchte ich fürs ganze Buch einer Gestalt dieses Schmierenmilieus den Vorzug geben: der 'Tschossesin'. Während bei der von Havemann zweifellos mit besonderer Liebe gepflegten Figur des Kasseler Schneiders mir die Absicht, um jeden Preis humoristisch zu sein, die Freude verdirbt. Der Humor eines Dichters entfaltet sich an den unaufdringlichsten Gegenständen immer am feinsten, was leider meist nicht beachtet wird. Alles in allem: Hier sind viele verschiedenartige Keime; an Julius Havemann ist es, sie zu entwickeln.

* * *

Zum Schluß noch einige Worte über die neue Erzählung von Helene Raff, 'Der Findling vom Arlberg'. Daß diese Erzählung eine starke Wirkung ausübt, verdankt sie lediglich ihrem Heinrich, eben dem Findling. Da geht ein kräftiger Lebenswillen sieghaft ins Zeug und baut auf der Paßhöhe des Arlberg für die Winterwanderer ein Hospiz, damit nicht, wie sonst zur Schneeschmelze, die Gebeine so vieler Umgekommener aufgedeckt werden. Ein Dienst für die Menschheit, und auch das Leben selbst wird der Menschheit zum Opfer gebracht. Diese Opfergröße gibt dem Buche eine schöne und nachhallende Melodie, denn es ist nun einmal so: es ist ein erfreulicherer Anblick, einen Helden noch im Untergang triumphieren zu sehen ('Leb' wohl, Welt, ich gesegne

dich, ich fahr' dahin gen Himmelreich"), als Menschen zu sehen, die verbittert am Leben hinsiechen. Um dieser einzigen Gestalt, des vom Hütebuben zum Genossen von Fürsten sich emporringenden Heinrich, sei Helene Raff vieles vergeben. Denn es ist nötig, daß sie sich einen Fürsprech gestellt hat: die ganze Erzählung krankt an der gewollt-naiven, etwas altertümelnden, treudeutschen Weise, die seit ‚Ekkehard' fast allen Geschichten aus dem Mittelalter zum Verhängnis wird. Dazu dürfen dann auch die altbewährten und bekannten Figuren nicht fehlen: der milde, patriarchalische Schloßherr, der hochmütige, stolze Jungherr, das reizende Jungfräulein, das mit dem Hütebuben spielt und nachher den Bösewicht heiratet.

Kurd von Schlözer / Von Johannes Mumbauer

Schlözer hat als preußischer Gesandter beim Hl. Stuhle — 1882—1892, wo es sich um den Abbau der Kulturkampf-Gesetzgebung handelte — in der neueren Kirchenpolitik eine bedeutende Rolle gespielt, deren Einzelheiten begreiflicherweise noch im dunkeln liegen. Wenn daher jetzt sein Neffe Karl von Schlözer in einem starken Bande ‚Römische Briefe'* von der Hand des verstorbenen Diplomaten veröffentlicht, so könnte man von vornherein denken, aus ihnen wichtige Aufschlüsse über die interessanteste Periode der Beziehungen Bismarcks zu der römischen Kurie und den deutschen Katholiken zu gewinnen. Dem ist jedoch nicht so. Denn die hier vorgelegten Briefe, zwanglose Aussprachen mit der Mutter und dem Bruder, stammen aus den Jahren 1864—1869, in denen von Schlözer, unter Willisen und Arnim, Legationsrat an der preußischen Gesandtschaft beim Päpstlichen Stuhle war. Trotzdem scheint mir die Veröffentlichung wertvoll und ergebnisreich — auch in politischer und kirchenpolitischer Hinsicht.

Als angehender Vierziger (eine dem Buche beigegebene Porträtzeichnung aus der betreffenden Zeit zeigt ihn mit Zügen ‚heiterer Entschlossenheit', gepaart mit jenem Skeptizismus, den das Diplomatenhandwerk bedingt, und der seinen Adepten schließlich wohl ansteht) schaute von Schlözer, der von der St. Petersburger Gesandtschaft herkam und dort zum Teile noch unter Bismarck gedient hatte, mit offenen, unvoreingenommenen Augen in die Welt und war als fein kultivierter Geist von der Art der Diplomaten des 18. Jahrhunderts und historisch gebildeter Mann aufnahmefähig für alle Erscheinungen des großen und kleinen Lebens in Politik, Gesellschaft, Kunst und Natur. Und gerade indem er sich frei von jedem offiziellen Zwange, natürlich ohne amtliche Geheimnisse zu verraten, in ungeniertem Plaudern mit Vertrauten ergeht, versetzt er durch seine bunten ‚Arabesken zur Zeitgeschichte' wohl am lebendigsten in die Atmosphäre des päpstlichen Rom der Sechsziger-Jahre, zeichnet er durch charakteristische Ausschnitte scharf das Milieu, in dem der Syllabus entstand und das débâcle des Temporale sich vorbereitete. Es ist das Bild des untergehenden Kirchenstaates, das vor uns aufgerollt wird, wie ihn Cavours ‚blocus de civilisation' immer unentrinnbarer umklammert, während die kuriale Politik, die nicht immer gerade eine imponierende Figur macht, sich kurzsichtig sträubt, den anachronistischen klerikalen Feudalstaat dem modernen Rechtsstaat anzupassen, und während Louis Napoleon hinter dem täuschenden Vorhang seiner ‚division d'occupation' die Rolle des zweideutigen Freundes spielt. So kleinlich dieses Getriebe uns oft scheinen mag, so stimmt doch

* Römische Briefe von Kurd von Schlözer, 1864—1869. XII und 379 S. Gr.-8°. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1913.

unwillkürlich wehmütig der Gedanke, daß alles so kommen mußte, und ob es so kommen mußte — wobei sich dann Parallelen zur Gegenwart einfach aufdrängen.

Zum Charakterbilde führender Persönlichkeiten liefern die Briefe manchen neuen Zug; wenn dabei der eine oder andere geistliche Würdenträger mit einer gewissen sarkastischen Irreverenz behandelt wird, so muß man das dem nordischen Protestanten zugute halten, der im allgemeinen eine anerkennenswerte Vorurteilslosigkeit bekundet. Das gilt insbesondere für die Person des Papstes Pius IX., der auch hier als wenig weitblickender und noch weniger geschickter Politiker, aber als Mensch und Priester untadelhaft, als liebenswürdig, innerlich vornehm, fromm und verehrungswürdig erscheint. Auch sein im Urteil der Geschichte noch schwankender Staatssekretär Antonelli tritt in eine menschlich freundlichere Beleuchtung, als man sie ihm gewöhnlich zugesteht; es wird z. B., was für einen Italiener viel heißen will, seine Unempfindlichkeit gegen Lob und Tadel hervorgehoben. Im übrigen wird bestätigt, daß sein Verhältnis zu Pius IX. (im Gegensatz zu der konventionellen Auffassung) ‚kein sehr rosiges' war, daß er sich vielmehr gegen die Kabalen des Kriegsministers, des intriguanten Monsignore Mérode nur mit Aufbietung aller Kunstgriffe schützen konnte, bis es ihm gelang, den Rivalen unschädlich zu machen. Das würde dann wieder jenen durch von Schlözer hervorgehobenen rückständigen Charakter der Politik Antonellis teilweise erklären und entschuldigen.

Von den Qualitäten der Durchschnittsdiplomaten seiner Tage, die in einer Zeit, wo die tiefgreifendsten Krisen im Gange waren, sich mit lächerlichen Etikettenfragen herumschlugen, hat der Briefschreiber überhaupt nicht die höchste Meinung. ‚Die Welt ahnt noch gar nicht,' schreibt er einmal, ‚wie groß der diplomatische Tiergarten ist' — nun, heute ahnen wir schon allerhand, wir wissen aber auch, daß es neben unfähigen viele fähige Diplomaten gibt, wofür Schlözer eben selber ein Beleg ist. Das beweist schon sein mehr oder minder deutlich eingestandener Respekt vor der Größe ‚Roms' und seine Bewunderung für die Unwandelbarkeit der Grundsätze im katholischen Kirchenregiment. Er unterläßt dabei in seiner kaustischen Art nicht hervorzuheben, daß dies Prinzip auch zu grotesken Auswüchsen führe, und zitiert dafür den von ihm sehr geschätzten Consalvi, der gern von der Unmöglichkeit gesprochen habe, der römischen Kurie in irgend einer Hinsicht einen neuen Kasus vorführen zu können: ‚Er meinte, daß die Kurie stets einen ähnlichen als Vorgang nachweisen könne aus ihrem großen Hauptbuch der diplomatisch-historischen Traditionen, in dem seit Jahrhunderten alle Fälle, die in Rom zur Sprache gekommen, verzeichnet seien; dort schlage man nach; dort finde man immer ein ähnliches Vorkommnis, und dann — setzte der Kardinal witzelnd hinzu — wird sklavisch so verfahren, wie vor so und so viel hundert Jahren; so sklavisch, daß, wenn z. B. Petrus nach Rom käme, er ganz gewiß wieder gekreuzigt werden würde, weil er vor achtzehnhundert Jahren auch gekreuzigt worden ist.' Darum seien auch in ‚Rom' eigentliche Reformen unmöglich, wie Monsignore Mérode das drastisch ausdrückte: ‚Parler réforme à Rome est aussi ridicule, que de vouloir nettoyer une pyramide avec une brosse à dents!' Oder wie der biedere Herr Commeter aus Hamburg es variierte, der auf die besorgte Bemerkung Schlözers bei einer Erkrankung Pius IX., daß, falls der Papst stürbe, doch wohl eigene Dinge passieren könnten, trocken erwiderte: ‚Ne, da passiert gar nichts; sie wählen man bloß en neuen. Da passiert gar nix, Herr Doktor!' Nun, inzwischen ist ja doch wohl allerlei ‚passiert'.

Es läßt sich denken, daß bei der Erwähnung und Beurteilung spezifischer Catholica manche Schiefheiten unterlaufen, und man könnte eine hübsche Liste spaßhafter Schnitzer aufstellen. Es mag noch passieren, wenn das Chorgebet der Kanoniker in der Lateran-

kirche eine ‚Frühmesse' und die Komplet eine ‚Litanei' genannt wird, oder wenn von dem ‚Salvam fac reginam' (statt der Antiphon ‚Salve regina') und dem ‚Deus vobiscum' (statt ‚Dominus vobiscum') die Rede ist; aber das Märchen von den Giftmorden der Kardinäle und seine naiven Vorstellungen von einem Konklave hätte Schlözer sich schenken können, desgleichen das ‚Fräulein Margaretha Maria Alacoque', die er eine ‚Jüngerin des Bischofs Franz von Sales' nennt; auch hätte er wissen können, daß es keinen ‚hl. Fidelius' von Sigmaringen', wohl aber einen Fidelis gibt, u. dgl. Neben den nicht sehr würdigen Witzen über das kirchliche Kanonisationsverfahren werden wohl seine abschätzigen Bemerkungen über das Collegium Germanicum in katholischen Kreisen am meisten Widerspruch finden.

Die Schlözerschen Briefe bewegen sich natürlich keineswegs ausschließlich auf dem Gebiete der hohen Politik und der vielfach minder hohen Diplomatie, sondern enthalten auch sonst eine Menge interessanter Aperçus, die den intellektuell hochstehenden, kulturell und literarisch fein gebildeten (Schlözer hat z. B. historische Essays geschrieben), künstlerisch empfindenden Mann verraten. Wir begegnen da Naturschilderungen aus der italienischen und römischen Landschaft, namentlich der Campagna (ich erwähne z. B. die wundervolle Stelle über die Villa Madama), welche klassisch zu nennen sind, daneben finden sich zahlreiche geschichtliche Reminiszenzen von eigenem Reiz, zu denen dem historisch sehr interessierten Diplomaten wohl vor allem der gern kultivierte Umgang mit Gregorovius Anregung bot. Ich erwähne da z. B., wie er aus den Revelationen der hl. Birgitta die merkwürdige Vision von einem künftigen Papste hervorhebt, dessen Besitz auf das Gebiet zwischen Vatikan, Engelsburg und S. Spirito, also die leoninische Stadt, beschränkt sein werde: ‚der soll mit seinen Beisitzern diesen Ort einnehmen, um zwangloser und ungestörter seine Ratgeber berufen zu können.' Dann die pikante Mitteilung über die Schicksale der Gebeine der beiden spanischen Borgia-Päpste Calixtus III. und Alexander VI., die tatsächlich — man denke, in der Stadt der Päpste — jahrhundertelang in einer elenden Holzkiste in einem Nebengelaß der spanischen Nationalkirche S. Maria di Monserrato aufbewahrt und erst 1889 daselbst in einem bescheidenen Grabmale beigesetzt wurden! Ferner einige Aphorismen über den Aufenthalt Goethes in Rom, u. a. daß der Dichter dort im Auftrage der österreichischen Regierung überwacht wurde — eine Tatsache, auf die übrigens schon Sebastian Brunner in seiner ‚Theologischen Dienerschaft' (156 ff.) aufmerksam gemacht hat. Die auch von Schlözer gläubig weiter erzählte Fabel von der römischen ‚Goethe-Kneipe' ist leider durch Fr. Noack endgültig zerstört worden. Recht lustig ist auch die Anekdote, wie der ahnenstolze, aber liberale Fürst Caetani-Sermoneta mit einem Emporkömmling seinen Spaß trieb. Der Principe hatte den Sarkophag des aus seinem Geschlechte stammenden großen Papstes Bonifazius VIII. in den Grotten von St. Peter öffnen lassen. ‚Zu jener Graberöffnung seines Vorfahren lud er auch Torlonia (den neugebackenen Herzog) ein und bemerkte zu Visconti: Je vais inviter ce cher Torlonia, pour lui faire voir quelque chose qu'il n'a pas dans sa famille.' Auch bei solchen historischen Notizen laufen verschiedene Ungenauigkeiten unter, von denen einige vermerkt sein mögen. Der als Verfasser einer Chronik erwähnte Deutsche Theodorich ist nicht ‚von Nismes', sondern kein anderer als der berühmte Theodorich (oder Dietrich) von Niem (Nieheim im Paderbornischen), nebenbei der eigentliche Gründer der Nationalstiftung der Anima. Der Palazzo Venezia wurde nicht von ‚Venedig im 13. Jahrhundert', sondern vom Kardinal Barbo, dem späteren Papst Paul II., 1455 erbaut und erst 1564 von Paul IV. der Republik Venedig abgetreten. Der berühmte Archivar P. Theiner kann doch nicht wohl als ‚ultramontan' angesprochen werden. Die Villa d'Este in Tivoli war niemals im ‚Besitz' des

Prinzen Kardinal Hohenlohe, sondern von diesem nur gemietet. Pius IX. hat sein Grab nicht in S. Maria Maggiore, sondern in S. Lorenzo fuori le mura herrichten lassen. Derartige Inkorrektheiten hätte der Herausgeber unbedingt, wenigstens in Anmerkungen, richtig stellen müssen.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die ganze internationale Fülle der in den Briefen auftretenden Gestalten vorzuführen, so viele interessante Menschen (es sei z. B. nur noch an eine Reihe köstlicher Züge aus dem intimen Verkehre Schlözers mit Liszt erinnert) treten in unseren Gesichtskreis, fast alle zum Greifen deutlich nach dem Leben fixiert. Wenn Friedrich Noack einmal — quod est in votis — eine zweite Auflage seines prächtigen Buches ‚Deutsches Leben in Rom' vorbereitet, dann wird er in den Schlözer-Briefen noch manche willkommene Ausbeute machen können. Was uns an dieser Veröffentlichung noch besonders angenehm berührt, ist ein zweifacher Zug, der diese ganze Korrespondenz gemütswarm durchweht und den im allgemeinen natürlich, sachlich und persönlich reservierten Diplomaten auch als Menschen ein wenig erschließt: die Anhänglichkeit an die Heimat, die alte Hansestadt Lübeck, und die Liebe zur Mutter. Wer der Heimat und der Mutter so treu ist, der ist ein edler Mensch; von Schlözer ist noch etwas anders: er ist auch ein Schriftsteller von Qualität. Es ist zumeist ein ästhetischer Genuß, die Sprache und Darstellungsart dieser intimen Äußerungen, die zum Teil literarische Meisterstücke sind, auf sich wirken zu lassen. So kühl und objektiv referierend fast alles klingt, so ist es doch stets durch ein Temperament, freilich ein künstlerisch und ethisch gehaltenes, geschaut. Man nehme beispielsweise nur den einen von dem Briefschreiber geprägten Ausdruck, wo er im Hinblick auf die meist traurigen persönlichen Erlebnisse der dort residierenden Gesandten (von dem tragischen Schicksal Harry von Arnims konnte man damals noch nichts ahnen) den Palazzo Caffarelli ‚eine Art Pelopidenburg' nennt: welche Prägnanz und welche Intuition liegt in dem Wort! So ist in dem ganzen Buche ein Reichtum von Bonmots für Feinschmecker. Die Briefsammlung ist freilich keine einwandfreie Geschichtsquelle, aber an wichtigen Aufschlüssen ist sie nicht arm, sodaß man bestimmt voraussagen kann, daß die historische Forschung noch öfter auf sie zurückgreifen wird. Sie läßt zugleich vermuten, welch eine Fülle von Material erst zu hoffen wäre, wenn auch aus den zehn Jahren, während deren Kurd von Schlözer später als preußischer Gesandter beim Vatikan in Rom weilte, ähnliche Briefe vorhanden wären und der Öffentlichkeit übergeben würden. Wir haben sie aus begreiflichen Gründen wohl kaum zu erwarten, ebensowenig wie etwa die ergänzenden Korrespondenzen eines Kardinals Kopp oder Prälaten de Montel — es sind ja nicht alle Leute so unvorsichtig, ihre diplomatischen Aufzeichnungen vertraulichster Natur in die Hände journalistischer Neffen gelangen zu lassen, wie der gute Kardinal Galimberti, der im vorigen Jahre eine seltsame Auferstehung feiern mußte. Indessen auch diese nichtoffiziellen Aufzeichnungen von Schlözers von 1864—1869 sind wertvoll genug; denn was später, sei es zum Segen oder zum Unheil, reifte, das wurde in jener Zeit zumeist gesät.



Hochland-Echo

Menschliche und praktische Bildung.

Man streitet heute vielerorts und lebhaft darüber, ob für den heranwachsenden Zögling unserer Mittelschulen ein ‚humanistischer' oder ‚realistischer' Bildungsgang vorzuziehen sei. Gewöhnlich denkt man dabei nur an die konkrete Wahl zwischen humanistischem Gymnasium und höherer Realschule, so wie beide sind oder zu sein pflegen. Oder gar man stellt der humanistischen Lehranstalt, so wie sie geschichtlich geworden ist, eine realistische Idealschule gegenüber, die erst noch der Verwirklichung harrt. Kein Wunder, wenn bei dieser ungerechten Vergleichsmethode zwischen Wirklichkeit auf der einen, Ideal auf der anderen Seite die Wagschale nur allzu rasch zugunsten des Ideals sich senken will. Um aber gerecht zu sein, muß man auf beiden Schalen ein Bildungs*ideal* in Erwägung bringen, das humanistische Bildungsideal nach seinem eigentlichen und ursprünglichen Sinn mit dem realistischen vergleichen. Dann wird die ganze Fragestellung sofort eine ganz andere. Oskar H. Schmitz hat das unter dem Titel ‚Monismus und Humanismus' (Österreichische Rundschau, zweites Februarheft 1913) mit treffenden Gründen klargelegt:

‚Die Frage, ob die humanistische oder die reale Bildung die wertvollere sei, ist falsch gestellt, denn jede wahre Bildung ist humanistisch. Bildung heißt mehr als Kenntnisse erwerben, nämlich Formung. Geformt wird aber ein Mensch nur, indem er mit den Manifesten des höchsten Menschentums in Berührung gebracht wird, d. h. mit Religion, Philosophie, Dichtung, Kunst, Geschichte und Sprachen. Außerdem gibt es noch sehr viele nützliche Kenntnisse, die man sich aneignen kann, die aber einen unmittelbaren Einfluß auf die Formung der Persönlichkeit nicht haben. Jede Bildung ist also menschlich, humanistisch, d. h. sie handelt vom Menschen und dem, was er, sich über sich selbst erhöhend, Großes hervorgebracht hat. Damit ist nun nicht gesagt, daß Naturforscher und Techniker ungebildete Menschen seien, aber soweit sie gebildet sind, werden sie es nicht durch Mikroskop oder Zirkel, sie sind dann auch humanistisch gebildet, denn eine andere Bildung gibt es nicht. Sie können, ohne humanistische Gymnasien besucht zu haben, Humaniora in sich aufgenommen haben, ebenso wie einer, der sich auf dem humanistischen Gymnasium ausgezeichnet hat, nicht einen Hauch jener höheren Menschlichkeit empfangen zu haben braucht, die dort erworben werden soll. Wenn ich mich also auch für die humanistische Bildung als die einzige einsetze, so stehe ich doch dem humanistischen Gymnasium von heute mit derselben Skepsis gegenüber wie die meisten Männer meiner Generation, wenn auch aus ganz anderen Gründen wie Wilhelm Ostwald, der Führer der deutschen Monisten, der die humanistische Bildung an sich verachtet.

Realbildung gibt es nicht, sondern nur Kenntnisse von Realien. Ein scharfer Kenner der Differentialrechnung kann ein ganz ungebildeter Mensch sein; wer aber den Faust oder die Orestie auch nur einigermaßen versteht, hat damit einen gewissen Grund von Bildung in sich gelegt. Ihm werden die höchsten Gipfel, die das Menschentum erreicht, mindestens von ferne sichtbar, und wenn er weiterschreitet, vielleicht erreichbar. Nun kann man ein sehr braver und nützlicher Mensch sein,

ohne diese Bildung zu besitzen, es ist sogar nicht einmal wünschenswert, daß jeder, ja daß die Mehrzahl sie erstrebt; für viele ist sie gewiß ein unnötiger Umweg zum Beruf, der ihr Hirn, ihre Zeit und ihre Kasse unnötig angreift. Dagegen kann man eine möglichst große Verbreitung naturwissenschaftlicher und technischer Kenntnisse durchaus wünschen. Sie sind für die meisten viel wertvoller als die humanistische Bildung, die doch bei der Mehrheit nicht lebendig werden kann und oft verwirrt. Praktisch ist also gar nichts gegen die reinen Realschulen zu sagen, solange sie und ihre Zöglinge in ihren Grenzen bleiben und die nötigen Distanzen zu dem halten, was nicht zu ihnen gehört.'

Schmitz verkennt die Bedeutung eines nur realistischen Bildungsganges für viele praktische Berufe also keineswegs; aber er bestreitet die Möglichkeit, allein auf dieser Grundlage auch schon die volle geistige Bildungshöhe und namentlich eine die letzten Menschheitsanliegen befriedigende Weltanschauung zu gewinnen:

„. . . Daß die Naturwissenschaft und die Technik niemals imstande sind, die Welträtsel zu lösen, daß sie bei all ihrer staunenswerten Entwicklung heute der Erklärung der letzten Geheimnisse nicht um einen Schritt nähergekommen sind als Buddha, die Evangelien, als Goethe oder Nietzsche, ist sicher. Ohne diesen Anspruch aber würden die Naturwissenschaften ihren Hauptreiz auf die Geister verlieren. Dann wären sie einfach nur nützliches Fachwissen oder Hilfswissen für eine Philosophie, die nach größeren Zusammenhängen sucht. Der Versuch, das Beherrschen naturwissenschaftlicher Kenntnisse als Bildung zu betrachten, ist nicht nur mißglückt, er hat vielmehr auch eine neue Art der Verbildung hervorgebracht. Wie sehr auch Geister wie Goethe, Nietzsche, Tolstoi im einzelnen auseinandergehen, einig werden sie sich wohl alle darin sein, daß sie jene ungeistige Weltanschauung, die Ostwald Monismus nennt, ablehnen. Hier treffen sich die Priester aller Religionen mit den Künstlern jeder Richtung und den intuitiv schaffenden Gelehrten in einem vollkommenen Consensus omnium.'

Die unmittelbare, praktische Lebensnützlichkeit, so wenig sie vernachlässigt werden darf, kann doch nicht der eigentliche und letzte Maßstab sein, an dem der Wert eines Schulsystems gemessen wird. Das humanistische Gymnasium zumal, sofern es dieses Namens wirklich wert ist und nicht etwa zur Karikatur seiner selbst erstarrt ist, gibt mehr als Kenntnisse, die man da und dort einmal verwerten kann, es gibt jene Bildungsgrundlagen, aus denen sich für das ganze Leben eine höhere Daseins- und Denkweise aufbauen läßt. Nur indem man diese eigentliche dauernde Bedeutung der humanistischen Geistesschulung verkannte und statt dessen die unmittelbare Berufsvorbereitung oder auch die spezialisierte Gelehrsamkeit zum einzigen Maßstabe nahm, konnte der einseitig realistische Schultyp zum höchsten und führenden erhoben werden:

‚Nur aus dieser Verwirrung in Erziehungsfragen, die seit Jahrzehnten in unserem Lande herrscht, ist eine Erscheinung wie Wilhelm Ostwald zu erklären. Er selbst hat noch das humanistische Gymnasium besucht, und zwar in einer Zeit, wo es nicht mehr Bildung, sondern vorwiegend unnütze Kenntnisse übermittelte. Da er ein ausgesprochen für die exakten Wissenschaften begabter Geist ist, griff er nicht daheim nach den Klassikern und suchte nicht aus ihnen selbständig das zu saugen, was ihm die Schule versagte, nämlich wahre Bildung, sondern seine Veranlagung trieb ihn zu den Naturwissenschaften. Wäre nun in unserer Zeit jene genaue Abgrenzung der Erziehung zur Bildung von der Erziehung zu praktischen

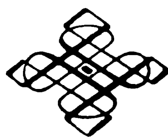
Tätigkeiten vorhanden, so würde ein Knabe, wie es Ostwald war, wahrscheinlich niemals auf das humanistische Gymnasium gekommen sein, sondern frühzeitig eine Realschule besucht und sich später den exakten Wissenschaften gewidmet haben, nur ohne das ihm heute anhaftende Mißverständnis der Humaniora und ohne den Hochmut, selbst in seinen Realkenntnissen etwas wie eine wahre Bildung zu besitzen. Er würde erfahren haben, daß deren Quelle wo anders fließt, und niemals den Monismus als Weltanschauung auf den Thron gesetzt haben. Er besäße jene in keiner Weise schändende Unwissenheit des auf ein bestimmtes Fach konzentrierten Mannes, der sagen würde: Ich habe mein Leben dazu benützt, auf einem Gebiete mein Bestes zu leisten, die Angelegenheiten der humanistischen Bildung sind mir immer mehr oder weniger fremd geblieben, ich habe mich ihnen gegenüber höchstens als dankbares Publikum verhalten. Statt dessen aber hat er infolge der Fehlerhaftigkeit unserer Bildungsanstalten die doppelte Unwissenheit erworben, von der Plato spricht. Sie besteht nicht nur darin, daß man etwas nicht weiß, sondern, daß man nicht einmal weiß, daß man etwas nicht weiß. Die Grenzen der eigenen Unwissenheit bleiben diesen doppelt Unwissenden unbekannt. So ist Wilhelm Ostwald nicht der bedeutende Naturforscher geblieben, der Philosophie, Kunst, Literatur und Geschichte als andere ihm fremde Fächer betrachtet, sondern in seiner doppelten Unwissenheit ist er vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zum Bilderstürmer gegen den Humanismus geworden und die große Schar der Halbgebildeten in Deutschland folgt ihm auf diesem Weg. Aber er ist für diese doppelte Unwissenheit entschuldbar; er hat das Abiturium auf einem humanistischen Gymnasium gemacht und man kann es ihm nicht übelnehmen, wenn er daraufhin glaubt, über Humaniora reden zu dürfen. Daß er es nicht kann, ist weniger seine Schuld, als die des humanistischen Gymnasiums, wie es zu seiner Zeit war und heute noch vielerorts ist.'

Schmitz führt an einer Reihe von treffenden Beispielen aus, wie Ostwalds gänzliche Verkennung der höchsten menschlichen Bildungsziele im Grunde einer rein praktisch-technischen, ‚amerikanistischen' Denkweise entspringt, die überall Mittel und Zweck verwechselt und schließlich auch die Naturwissenschaft selbst zur bloßen Dienerin der Technik herabwürdigt. Die Entwicklung der Technik allein bedeutet aber für die Menschen unserer Zeit noch lange keine Bereicherung ihres eigentlichen, inneren Lebens:

‚Der technische Fortschritt ist gewiß angenehm, daß jemand, der früher Wochen zu einer Reise nach Amerika brauchte, sie heute in 6 Tagen erledigt, dabei aber soll man nicht vergessen, was früher ein Amerikafahrer auf einer wochenlangen Segelfahrt an äußeren Eindrücken und innerer Vertiefung gewann. Ostwald scheut sich nicht zu betonen, wieviel reicher die Welt dadurch wird, daß er heute nicht mehr gezwungen ist, seine monistischen Sonntagspredigten mühsam auf Papier zu schreiben, sondern je eine in einer guten halben Stunde in die Diktiermaschine sprechen kann. Die wesentliche Frage, was seine monistischen Sonntagspredigten überhaupt wert sind und ob sie durch die Diktiermaschine im Werte gesteigert werden, läßt unser nur an das Mittel denkender stets den eigentlichen Zweck, d. h. das Wesentliche und Positive vergessender Realphilosoph vollkommen außer acht. Gewiß ist das Telephon nicht zu verachten, aber im Augenblick, wo man es eine Bereicherung der menschlichen Werte nennt, ist doch zuerst zu untersuchen, ob das, was sich die Menschen heute durchs Telephon sagen, an sich wertvoller ist, als das, was sie sich früher nur bei seltenem Zusammentreffen oder in langen, sorgfältig geschriebenen Briefen mitteilten. Nichts soll gegen diese Erfindungen gesagt werden,

ich selbst bin ein eifriger Gebraucher von ihnen allen; nur darf man sich nicht einbilden, daß damit die Menschheit, welche die griechische Tragödie, die italienische Malerei und die deutsche Dichtung hervorgebracht hat, irgend etwas für ihre letzten Zwecke Wesentliches gewonnen hat.'

Der Feuereifer, mit dem Schmitz das humanistische Bildungsideal gegen Ostwalds wohlfeile Anfeindungen verteidigt, mag hie und da übers Ziel hinausschießen und die auch einem realistischen Wissen bei hinreichender Vertiefung innewohnenden Bildungswerte unterschätzen. Schmitz hätte gut daran getan, die Allseitigkeit des humanistischen Bildungsideals noch stärker zu betonen, vermöge deren es auch jede Fülle realer Kenntnisse in sich aufzunehmen und praktisch nutzbar zu machen vermag. Aber in der Grundabsicht wird man ihm gewiß zustimmen. In der Ablehnung jener rein praktisch-beruflichen Auffassung des Schulzwecks, als gälte es, der Jugend nur nützliche Kenntnisse anzulernen, und nicht vor allem, tüchtige Menschenkinder heranzubilden. Und dieses ideale Ziel vermag — auch darin hat Schmitz gewiß recht — im humanistischen Gymnasium seinen höchsten und reinsten Ausdruck zu finden, und darum wird diese Schulform, so hoffen wir, auch stets den ersten Rang unter allen Bildungsanstalten behaupten. Aber schließlich ist es nicht die Form, sondern der Geist, welcher lebendig macht. Und jener humanistische Geist, wie ihn Schmitz befürwortet, jenes Ideal der menschlichen und damit notwendig der sittlich-religiösen Geistesbildung, muß nicht nur dem humanistischen Gymnasium, sondern letzten Endes allen Bildungsanstalten, von der elementarsten Volksschule an, die höchsten Impulse geben. In diesem Sinne muß, wenn unsere Generation nicht jenem monistisch verflachenden Nützlichkeitsgeiste noch mehr zur Frone dienen will, auch jede realistische Bildungsanstalt in der eigentlichen Absicht eine humanistische sein; denn auch sie muß ihren Zöglingen nicht nur den Weg zu praktischem Wissen und Können, sondern zu menschlicher Bildung eröffnen. r.



Rundschau

Philosophie

Psychologie und Philosophie im Kampf ums Dasein. Wer dem letztjährigen Berliner Kongreß für experimentelle Psychologie beigewohnt hat, der konnte aus manchen Reden hervorragender Fachvertreter und dem demonstrativen Beifall, mit dem sie aufgenommen wurden, den Eindruck gewinnen, als müsse nun bald für die junge Spezialwissenschaft der Experimentalpsychologie in Deutschland das goldene Zeitalter anbrechen. ‚Die Bedeutung der Psychologie für die übrigen Wissenschaften und die Praxis' wurde so nachdrücklich betont, ihre hilfswissenschaftliche Unentbehrlichkeit für alle anderen Fächer und Fakultäten mit so zahlreichen Beispielen unterstrichen, daß sich schon hieraus die Forderung eigener Psychologieprofessuren ganz naturgemäß und notwendig ergeben mußte. Bisher nun hat sich aber die Psychologie diese selbständige Stellung im akademischen Lehrkörper noch nicht errungen, sondern ihre Vertretung ist überall mit einer der Philosophieprofessuren verbunden geblieben. Die Unhaltbarkeit dieser Zusammenschweißung ist nun in letzter Zeit und aus bestimmten Einzelanlässen von Vertretern beider Fächer, der Psychologie wie der Philosophie, in ernstbegründeter Weise behauptet worden. So schrieb einer der führenden Vertreter der experimentellen Psychologie, Oswald Külpe, am Schlusse seiner Schrift ‚Psychologie und Medizin' (Leipzig 1912, Verlag W. Engelmann), in der er gerade auch auf die Wichtigkeit seines Fachs als Hilfswissenschaft des Arztes und namentlich Irrenarztes hinweist:

‚Die Verbindung einer einzelwissenschaftlichen Psychologie mit der Philosophie übersteigt allgemach die Arbeitskraft, das Talent und die Neigung eines Menschen. Wir Älteren sind in diese Situation hineingewachsen und können noch zur Not mit ihr fertig werden. Dem neu heranwachsenden Geschlecht aber wird es geradezu unmöglich, beiden Herren zu dienen, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen, falls sie nicht zum Dilettantismus und zu oberflächlicher Betriebsamkeit herabsinken wollen. Kein Wunder daher, wenn die psychologischen Spezialisten überhand nehmen und zur Philosophie nur in ein äußerliches Verhältnis treten. Und so wird es begreiflich, daß sich die Philosophen gegen die Invasion solcher Spezialisten zu wehren beginnen und ihrem Unmut darüber einen mehr oder weniger geschmackvollen Ausdruck geben. Möchten die Philosophen, die in dieser Weise gegen die Psychologen vorgehen, sich mit ihnen in der Bemühung um eine selbständige Vertretung der einzelwissenschaftlichen Psychologie an den Universitäten vereinigen.'

Schon aus den letzten Sätzen ergibt sich, daß auch die andere Seite, also die Vertreter der Philosophie im alten Sinne, sich gegen die bisherige Verbindungsweise beider Fächer, namentlich aber gegen die etwaige Auslieferung irgend einer Philosophieprofessur an reine Fachpsychologen zur Wehr setzen. Zu Beginn des Jahres 1913 erschien eine von 106 Philosophiedozenten des deutschen Sprachgebiets unter der Führung von Eucken, Husserl, Natorp, Rickert, Riehl, Windelband unterzeichnete Erklärung, deren Inhalt und Absicht einer der Unterzeichner, Heinrich Rickert, unlängst in der ‚Frankfurter Zeitung' dahin zusammengefaßt hat, daß sie ‚sich gegen die Besetzung philosophischer Professuren mit Vertretern der experimentellen Psychologie wendet... Als Vertreter der experimentellen Psychologie werden ausdrücklich solche Gelehrte bezeichnet, „deren Tätigkeit zum größten Teil oder ausschließlich der experimentellen Erforschung des Seelenlebens gewidmet ist". In Übereinstimmung mit angesehenen Psychologen haben wir außerdem die Pflege

der experimentellen Psychologie durch eigene Lehrstühle verlangt, damit nicht der Schein entstehe, als richte die Kundgebung sich etwa gegen die experimentelle Behandlung des psychischen Seins.‘

Man könnte nun zunächst der Ansicht sein, diese innerakademischen Meinungsverschiedenheiten und Besetzungsschwierigkeiten, obwohl man sich zu ihrem Austrag immer häufiger der Tagespresse bedient, entbehrten eigentlich des allgemeinen Interesses, und die endgültige Regelung könne, wenn erst der Unmut über diesen oder jenen Einzelfall sich gelegt hat, mit philosophischem Gleichmut abgewartet werden. Aber in Wahrheit handelt es sich dabei doch um weit mehr als die akademische Laufbahn einzelner. Die Philosophieprofessuren sind — mag es auch im einzelnen oft an überragenden Persönlichkeiten gebrechen — im großen und ganzen immer noch diejenigen Lehrstühle, von denen in besonderem Maße ein tiefer und weitreichender Einfluß auf die ganze Gesinnungsform der akademischen Jugend ausgeht. Gegenüber dem Überwuchern des Spezialistentums und des von vornherein nur praktisch orientierten Brotstudiums an unseren Hochschulen muß man eher wünschen, daß die philosophische Geistesausweitung in ihrem erzieherischen Einfluß verstärkt als gemindert werde. Deshalb erscheint jede Auslieferung eines philosophischen Lehramtes an reine Spezialisten vom Übel, mögen es nun Fachpsychologen oder einseitige Erkenntnistheoretiker oder ausschließliche Ästhetiker oder Philosophiehistoriker oder was sonst immer sein. Gewiß wird auch jeder Philosoph stets seine besonderen Interessenrichtungen haben und pflegen; aber sofern er darin aufgeht, taugt er nicht zur Anleitung und Lehre philosophischer Denkweise bei anderen. Es ist also wirklich ein Kampf der Philosophie ums Dasein, wenn sich ihre akademischen Vertreter gegen solche Verdrängung zur Wehr setzen.

Aber führen nicht auch die Psychologen einen Kampf ums akademische Dasein oder eigentlich erst ums Daseinsrecht, wenn sie besondere Psychologieprofessuren verlangen? Die Meinungen hierüber sind offenbar unter den berufensten Beurteilern noch sehr geteilt; sonst hätte nicht gerade der Altmeister der experimentellen Psychologie, Wilhelm **Wundt**, in einer Schrift ‚**Die Psychologie im Kampf ums Dasein**‘* für die grundsätzliche Beibehaltung der bisherigen Personalunion beider Fächer eintreten können. Schon der von ihm gewählte Titel besagt eigentlich, daß Wundt das akademische Daseinsrecht der Psychologie gerade durch diese philosophischen Aufgaben ihrer Vertreter für gesichert und bei deren Preisgabe für gefährdet hält. Leicht könnte sonst die bisherige Überbürdungsklage der Psychologen ‚in die entgegengesetzte über Beschäftigungsmangel umschlagen‘. Denn was sollte der Fachpsychologe, soferne nicht etwa nach amerikanischem, keineswegs nachahmenswerten Muster eine enge Verbindung mit der Pädagogik geschaffen würde, ein jedes Semester lesen, in welchem klarbestimmten Stoffkreis — zumal beim gegenwärtigen Entwicklungsstadium seiner Wissenschaft — examinieren:

‚Niemand würde unter einer solchen Trennung mehr leiden als die Psychologen und durch sie die Psychologie. Was heute, wie man wohl sagen darf, manche Philosophen irrtümlich gegen sie einwenden, sie sei mehr eine technische als eine rein wissenschaftliche Disziplin, das könnte in erschreckendem Maße zur Wirklichkeit werden. Sollte es dazu kommen, daß sich dann noch gar infolge der fortschreitenden Arbeitsteilung der eine der Psychologen etwa mit Gedächtnisversuchen und den zweckmäßigsten Methoden des Auswendiglernens, der andere mit Reaktionsversuchen und ihren individuellen Verschiedenheiten, der dritte mit der Bestimmung von Unterschiedsschwellen, ein vierter mit Denkexperimenten ausschließlich beschäftigte, dann wäre die Zeit wirklich da, wo sich die Psychologen in Handwerker, aber nicht gerade in Handwerker der nützlichsten Gattung verwandelt hätten.‘

Aber noch wichtiger sind die inneren, sachlichen Bedenken gegen eine solche Tren-

* Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1913. Brosch. M. 1.–

nung. Das Experiment bedeutet, so betont Wundt als Gründer des ersten und heute noch mustergültigen Laboratoriums in Deutschland, in der Psychologie viel, aber nicht alles*. Es gibt ganze Zweige in der Psychologie, wo es fast gar nicht anwendbar ist — wie die Völkerpsychologie —, und bei anderen läßt sich die Verbindung mit philosophischen Nachbardisziplinen gar nicht aufheben; so bei der ‚Denkpsychologie' mit der Sprachlehre, bei der Religionspsychologie mit Religionsphilosophie, bei der Psychologie der Sitte mit der Ethik usw.

‚Gerade darin, daß die Psychologie eine Teilwissenschaft der Philosophie und zugleich eine empirische Geisteswissenschaft ist, liegt ihr Wert für beide Teile, für die Philosophie wie für die empirischen Einzelwissenschaften, die hauptsächlichste Vermittlerin zwischen beiden zu sein. Leicht könnte es daher kommen, daß, wenn den heute in dem gleichen Wunsch nach Scheidung vereinigten Parteien dieser erfüllt würde, sie sich in der Lage des Ehepaares in dem Märchen von den drei Wünschen befänden und auf das sehnlichste den alten Zustand wieder herbeiwünschten.'

Die isolierte Psychologie würde im Gesamtorganismus der Forschung und Lehre notwendig ‚zu einem Nebenfach werden', und zwar nicht nur aus den äußeren Schwierigkeiten im Daseinskampf der Einzeldisziplinen, sondern mehr noch — die Hervorhebung dieses Argumentes ist bei Wundt zu vermissen —, weil gerade die experimentelle Psychologie ihre grundlegenden Fragestellungen und Forschungsziele stets aus philosophischen Antrieben gewonnen hat und zu ihnen, sofern sie mehr als Handlangerdienste tun will, auch immer wieder sich hingeführt findet. Gerade die neuere Entwicklung der Psychologie als Erfahrungswissenschaft, so wurde an dieser Stelle schon bei manchem Anlaß dargetan, führt eher zur Philosophie hin als von ihr hinweg. Dr. Max Ettlinger.

* Verfasser darf hierzu auf seinen früheren Hochlandaufsatz ‚Das Experiment in der Psychologie' verweisen, der nunmehr an der Spitze seines Buches ‚Philosophische Fragen der Gegenwart' (Kempten und München 1911, bei Kösel) steht.

Bildungsfragen. Dem im vorletzten Jahre von Professor Baumhauer im Hochland (Augustheft 1911, S. 610) ausführlicher besprochenen Werke ‚Große Männer' hat Ostwald in kurzer Zeit zwei weitere Bände* folgen lassen, von denen das an zweiter Stelle aufgeführte, von dem Genfer Botaniker De Candolle verfaßte und 1873 zum erstenmal erschienene Werk von Ostwald nun in 2. Auflage herausgegeben wurde, während der erste der genannten Bände, der ebenfalls schon in 2. Auflage vorliegt, eine Reihe von Aufsätzen enthält, die zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Anlässen niedergeschrieben wurden. Der Sammlung ist das Wort Goethes vorausgeschickt: ‚Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt sogleich, was an dir ist.'

‚Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.' Die Forderung des Tages schien aber Ostwald, nachdem er sich aus Gesundheitsrücksichten vom Lehramt als Chemiker zurückgezogen hatte, die Förderung der Naturphilosophie, des wissenschaftlichen Internationalismus, schließlich aller Arbeiten, die, um Ostwalds eigene Worte zu gebrauchen, auf das allgemeine Kulturziel der Verbesserung des energetischen Güteverhältnisses hinausführen. So ist ein Buch entstanden, dessen Inhalt an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Nur von einigen der 45 Aufsätze, die das Buch ausmachen, mögen hier die Überschriften genannt werden.

Zur modernen Energetik, das System der Wissenschaft, die Technik des Erfindens, die Schicksale des Atoms, Theorie des Glücks, zur Biologie des Forschers, Kunst und Wissenschaft, der fliegende Mensch, Kultur und Duell, die Weltsprache, naturwissenschaftliche Forderungen zur Mittelschulreform, Universitätsfragen, Chemische Lehrbücher usw.

* Wilhelm Ostwald, Die Forderung des Tages. Akademische Verlagsgesellschaft. Leipzig 1910. Preis geb. 10 M. 20 Pf. De Candolle-Ostwald. Zur Geschichte der Wissenschaft und der Gelehrten. Ebenda 1911.

Das Band, das alle diese Aufsätze scheinbar so heterogenen Inhaltes einigt, ist die Idee Ostwalds: daß die Energie das einzig Reale ist und sein daraus hervorgehendes Bestreben, den physikalischen Energiebegriff zur Grundlage einer Weltanschauung zu machen. Das ist natürlich nur möglich, wenn man mit Ostwald auch die weitere Annahme macht, daß auch die psychischen Vorgänge denselben Gesetzen unterworfen sind wie die physikalischen und chemischen, d. h. wenn man mit ihm geistige Energie als ein Äquivalent von physikalischer oder chemischer auffaßt.

Aber auch wer, wie der Referent, diese Anschauungen nicht teilt, wird zwar keinen Aufsatz ganz ohne Widerspruch, manche aber, wie z. B. den über Kultur und Duell mit vielem Vergnügen, keinen aber lesen, ohne wenigstens einige Anregung empfangen zu haben.

Das Buch von De Candolle schließt sich wieder enger an Ostwalds ‚Große Männer' an. Während dort an der Hand von Biographien untersucht wird, welche äußeren Umstände der Entwicklung eines Genies günstig sind, untersucht De Candolle nach naturwissenschaftlichen und statistischen Methoden, ähnlich denen, die Mendel bei Ableitung seiner Vererbungsgesetze anwandte, den Einfluß, den insbesondere die Abstammung auf die Entwicklung bedeutender Persönlichkeiten ausübt. Das wichtige Hilfsmittel des Experimentes blieb ihm allerdings selbstverständlich versagt. Er selbst schildert seine Methode folgendermaßen: ‚Man wählt, ohne irgendwelche vorgefaßte Idee und ohne Rücksicht auf Verdienst und Begabung, eine so große Anzahl von Personen, als man finden kann, an denen man ihre besonderen Züge kennt, sowie die ihrer Eltern und womöglich auch ihrer Großeltern, so daß man feststellen kann, welche Züge in den Generationen übertragen worden sind, und welche nicht. Da gewisse Besonderheiten, insbesondere der Gesundheit, sich erst im vorgeschrittenen Alter zeigen, so ist es nötig, zwei oder gar drei Generationen auch im Alter zu kennen, wodurch sich die Auswahl sehr verengt.

Die zu untersuchenden Eigenschaften sind: 1. Die äußeren Formen und die physische Erscheinung. 2. Die innere Beschaffenheit, soweit man sie ohne Autopsie beurteilen kann. 3. Die instinktiven Dispositionen, welche die Neigungen, Gefühle und Instinkte bilden, die selbst beim Kinde erkennbar sind, wenn Erziehung und Beispiel sie noch nicht stark beeinflußt haben. 4. Die intellektuellen Begabungen.

Man muß die Extreme in Betracht ziehen, durch welche das einzelne Individuum gekennzeichnet wird. Denn die mittleren Eigenschaften kommen der Rasse und der Unterrasse zu, und niemand zweifelt an ihrer Vererbung. So haben alle Menschen Gedächtnis; aber ein sehr starkes oder sehr schwaches Gedächtnis ist ein kennzeichnendes Merkmal.'

Die Auswahl des Materials war natürlich nicht leicht. Ausführliche Biographien von sämtlichen Mitgliedern einer Familie, wie sie für die De Candolleschen Untersuchungen nötig waren, liegen doch nur in sehr geringer Zahl vor. Ein Versuch, die souveränen Familien zu studieren, über die ja ziemlich ausführliche Nachrichten vorliegen, führte zu keinem befriedigenden Resultat. Schließlich wandte sich De Candolle ihm bekannten Genfer Familien zu, Namen sind natürlich nicht genannt. Nur gelegentlich wird auch auf historische Persönlichkeiten, über die genügend Nachrichten vorliegen, zurückgegriffen.

Als Resultat der Forschung ergibt sich u. a.: Ein wesentlicher Faktor, der einem Volke die Erzeugung hervorragender Männer ermöglicht, ist in erster Linie die Rasse als die Trägerin der vererbbaren Eigenschaften für große Zeiträume; einen weiteren bilden die allgemeinen Kulturbedingungen, unter denen das Genie sich entwickeln soll. Zu diesen Kulturbedingungen gehören die sozialen und klimatischen Verhältnisse des Landes, die innere Anteilnahme des Volkes selbst an dem Streben nach Fortschritt und die Aufgaben, welche der Konkurrenzkampf der Nationen untereinander den einzelnen Völkern aufgibt. Als praktische Aufgabe er-

gibt sich aus dem Gesagten die Beschaffung der Bedingungen, welche der Entwicklung großer Männer günstig sind.

Bei der Durchführung seiner Aufgabe mußte De Candolle eine große Reihe von Fragen, besonders auch der Erziehung, berühren, so daß das Buch an Vielseitigkeit des behandelten Stoffes der ‚Forderung des Tages' wohl nicht viel nachgibt. Eben diese Vielseitigkeit macht auch ein Referat in dem zur Verfügung stehenden Raum fast unmöglich. Erwähnt sei, daß die Erfüllung mancher Forderungen De Candolles, so z. B. die Verbesserung des in früherer Zeit herzlich langweiligen Zeichenunterrichtes, im letzten Jahrzehnt in Angriff genommen wurde, ohne daß man dabei wohl an De Candolle gedacht hat.

Vom Frauenstudium oder besser gesagt von der Bedeutung der Frauen als Forscher hält De Candolle ebenso wenig wie Ostwald.

Von den Einzelfragen, mit denen De Candolle sich beschäftigt, mögen die folgenden erwähnt sein. Es wurde festgestellt, daß von 100 auswärtigen Mitgliedern der Pariser Akademie (es werden nur die Auswärtigen berücksichtigt, weil bei ihrer Wahl zu Mitgliedern der Akademie der Einfluß der Vetternschaft usw. weniger zu befürchten ist als bei den Einheimischen) 41 aus aristokratischen oder wenigstens reichen Familien stammten, 52 aus dem Mittelstand und nur 7 aus der Klasse der Handwerker, Landleute usw. Es ist dieses Resultat um so auffallender, weil die dritte der angeführten Kategorien, die nur einen kleinen Teil der Akademiker liefert, den größten Teil, die erste Klasse aber nur einen sehr kleinen Teil der Bevölkerung ausmacht. Die französischen Mitglieder der Londoner Royal Society und der Berliner Akademie stammen dagegen nur zu 28 Prozent aus reichen oder adeligen Familien; 47 Prozent stammen aus dem Mittelstand, 25 Prozent aus der Klasse der Handwerker und Bauern. Wie Ostwald feststellt, fehlen aber im höheren Adel Frankreichs und Deutschlands wenigstens — in England ist es anders — die großen Forscher vollständig. Die Erklärung, welche Ostwald von dieser Tatsache und der auffallend geringen Beteiligung der niederen Stände gibt, kann man in dem oben erwähnten Aufsatz von Baumhauer finden.

Internationale wissenschaftliche Kongresse sind in letzter Zeit sehr in Mode gekommen. Was De Candolle über ihre Nutzlosigkeit dort sagt, wo es sich nicht um Prüfungen internationaler Fragen, sondern nur um Entgegennahme von Vorträgen handelt, die ebenso gut an anderen Orten gehalten werden können, scheint mir sehr beherzigenswert.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man sich auch von anderer Seite, vielleicht unter Benützung des in dem De Candolleschen Buche niedergelegten Materials mit den vielen dort angeregten Fragen beschäftigt. Manche Forscher werden dann, besonders wenn sie auch noch über reicheres Material verfügen, bezüglich des Einflusses der Erziehung, der Religion, der Familientradition und der politischen Verhältnisse vielleicht zu anderen Schlüssen kommen als De Candolle. Das Verdienst, diese Fragen überhaupt erst in wissenschaftlicher Weise in Angriff genommen zu haben, wird ihm aber immer bleiben.

Univ.-Prof. Dr. A. Godel.

Gott und Palingenesie. Nach 70 Jahren erscheint in deutscher Sprache eine zweite Auflage des kritischen Sendschreibens an Michelet von dem größten polnischen Denker August Cieszkowski*, der im Jahre 1842 auf Veranlassung von Michelets Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele diese Schrift veröffentlichte.

Da wir hier eine der gründlichsten Auseinandersetzungen über die konkrete Persönlichkeit haben, die gegenüber dem abstrakten Idealismus geltend gemacht wurde, lohnt es sich wohl, auf die Schrift des polnischen Philosophen gerade jetzt die Aufmerksamkeit zu richten, wo das Problem der Per-

* Graf August Cieszkowski, Gott und Palingenesie, 2. Ausgabe, Posen bei T. Leitgeber & Co. 1911.

sönlichkeit so viele bedeutende Geister beschäftigt.

Cieszkowski (geb. 1814, gest. 1894) ist zweifellos der größte slavische Denker, ein bedeutender und selbständiger Nachfolger Hegels, der auf Hegel zwar baut, aber zugleich auch Hegel mit seinen eigenen Waffen bekämpft und widerlegt, indem er in allen seinen Schriften die Übereinstimmung der Ergebnisse des kritischen Denkens mit dem überlieferten Dogma der Kirche auf die tiefsinnigste Weise seinen Lesern beweist. Ganz besonderen Nachdruck legt er auf die Persönlichkeit Gottes und auf die Unsterblichkeit der Seele in seinem großen Werk ‚Ojcze Nasz'* (Vater unser), worin er seine ganze Philosophie im Anschluß an das von Christus gelehrte Gebet des Vaterunsers darstellt. Nach Cieszkowski enthält jede Bitte des Vaterunser eine Verheißung ihrer Erfüllung, da Christus uns nicht unerfüllbare Bitten empfehlen würde. Daraus ergibt sich ihm eine Geschichtsphilosophie und ein Bild der Zukunft der Menschheit in logischer Entwickelung. Die Philosophie des Cieszkowski, obgleich sie in Polen sehr hoch geschätzt wird, ist noch nicht allgemein bekannt, da sein Hauptwerk nicht vollendet wurde und das hinterlassene Manuskript bisher nur teilweise in vier Bänden erschienen ist.

In deutscher Sprache hat Cieszkowski einige Schriften veröffentlicht**, worunter die wichtigste und grundlegende Schrift gerade uns hier beschäftigt. Sie zerfiel ursprünglich in einen kritischen und einen konstruktiven Teil. Veröffentlicht wurde nur der kritische Teil, worin der Verfasser nachweist, daß in der Hegelschen Schule und in jeder Art von absolutem Idealismus kein Raum für die wirkliche Persönlichkeit Gottes und für die Unsterblichkeit der Seele bleiben kann.

Der konstruktive Teil oder das zweite Sendschreiben an Professor Michelet war mehreren Zeitgenossen bekannt, wurde aber nicht veröffentlicht und galt für verloren. Nun hat aber der Sohn des Philosophen bei der vorliegenden Herausgabe des deutschen Textes von ‚Gott und Palingenesie' einen Anhang beigegeben, worin er aus Michelets Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes, die 1852 erschienen ist, die Rede ‚des östlichen Freundes des Teleophanes' abdruckt. Zugleich weist er darauf hin, daß Michelet selbst in dem Werk ‚Wahrheit aus meinem Leben' klar angegeben hat, daß unter ‚dem östlichen Freund des Teleophanes' Graf Cieszkowski zu verstehen ist.

Den naheliegenden Schluß, daß die von Michelet dem Cieszkowski zugeschriebene Rede von Cieszkowski selbst geschrieben wurde, zieht der Herausgeber nicht selbst. Aber für den aufmerksamen Leser drängt sich dieser Schluß auf als eine psychologische Notwendigkeit. Der Stil, die ganze Gedankenentwickelung verraten in unzweideutiger Weise die Hand des polnischen Philosophen. Es ist doch ganz unwahrscheinlich, daß Michelet, an den Cieszkowski sein kritisches Sendschreiben gerichtet hatte, nicht auch den zweiten konstruktiven Teil desselben in einer Abschrift gehabt hätte. Und hatte er diese Abschrift, wie konnte er sie nicht benutzen, wenn er es unternahm, Cieszkowskis eigene Ansichten über die tiefsten Probleme der Philosophie darzustellen, — zumal die von ihm angeführte Rede des östlichen Freundes gerade ihrem Inhalt nach ganz genau dem entspricht, was wir in dem zweiten konstruktiven Teil von Cieszkowskis Sendschreiben an Michelet erwarten könnten.

So erscheint es als im höchsten Grad wahrscheinlich, daß wir bei Michelet den echten Text der für verloren gehaltenen Schrift Cieszkowskis finden, und wir müssen dem Herausgeber sehr dankbar sein, daß er uns diesen Schatz mitteilt, obgleich er selbst auf die große Bedeutung seines Fundes die Aufmerksamkeit des Lesers nicht lenkte.

Die Bedeutung der Schrift liegt aber darin, daß wir in der Polemik zwischen Michelet und Cieszkowski einen typischen Fall des Gegensatzes zwischen deutschem

* Unlängst ist der erste Band in französischer Übersetzung erschienen: Notre Père. Paris 1910.

** Prolegomena zur Historiosophie, Berlin 1838 — Gott und Palingenesie, Berlin 1842 — und kleinere Artikel in Zeitschriften.

Idealismus und polnischem Spiritualismus haben. Seine Ansicht nennt Cieszkowski den absoluten Spiritualismus — in dem Werke eines Geisteserben von Cieszkowski heißt sie Eleutherismus*. Dieser slavische Eleutherismus, der in Cieszkowski seinen bedeutendsten Vertreter hat, will den Schlüssel zum Verständnis auch der politischen Gegensätze zwischen Slaven und Germanen bieten. Es fehlt sogar nicht an Enthusiasten, die hoffen, daß der slavische Eleutherismus auch unter deutschen Denkern ein Übergewicht über alle Formen des Idealismus erlangen könne. Mag man darüber denken, wie man will. In jedem Falle ist die Veröffentlichung dieser Schrift von Cieszkowski ganz besonders zeitgemäß, und es wäre sehr erwünscht, daß diese Veröffentlichung seitens der deutschen Denker gebührende Beachtung fände.

Der Kampf um die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele dauert ja noch immer. Die Gegner dieser zwei christlichen Grundwahrheiten sind zahlreich und auch einflußreich. Wer nun in diesem Kampf mitkämpfen will und seinen Nächsten einen persönlichen Gott und eine unsterbliche Seele mit reinen Vernunftgründen offenbaren möchte, der wird in der interessanten und überaus klar geschriebenen Schrift des polnischen, so durchaus christlichen Denkers die gründlichsten Argumente finden, um seinen Standpunkt zu behaupten. Der erste kritische Teil der Schrift wendet sich mehr an die Fachphilosophen, aber der zweite, konstruktive, der bei weitem wichtiger ist, kann leicht von jedem Gebildeten verstanden werden.

Man findet darin einen Beweis der Unsterblichkeit, ohne daß der Verfasser irgendwie den in Polen so verbreiteten Glauben an die Präexistenz berührt, — und alle Scheinunsterblichkeiten, alle Surrogate der wahren Unsterblichkeit werden gründlich widerlegt. Er ergänzt den spekulativen Begriff der Fortdauer mit der mystischen Intuition, die zu einer klaren Vorstellung des künftigen Lebens führen soll. Dabei ist es sehr wichtig, daß er auf rein philosophischem Wege die Notwendigkeit und Richtigkeit der katholischen Lehre von dem Fegfeuer begründet, indem er seine Achtung für die kirchliche Tradition in den klaren Worten kundgibt (S. 22): ‚Es ist unmöglich, daß die ganze Menschheit in ihrer Religion — und das Christentum ist die allgemeine Religion der Humanität — im Irrtum befangen sei. Dante hat diese ewige Gestalt der Wahrheit in seiner göttlichen Komödie dichterisch geschildert. Indem auch ich sie jetzt zu schildern unternehme, kann ich nicht umhin, dir, o Teleophanes, zu bemerken, daß du die christliche Lehre nicht immer ganz richtig aufgefaßt hast, wenn ich dir auch die Berechtigung nicht absprechen will, sie auf deine Weise zu deuten, denn dies Recht vindiziere ich mir ja selber.‘

Da hier unter Teleophanes Michelet selbst zu verstehen ist und sein idealistisch-pantheistischer Standpunkt widerlegt wird, so muß man die Unparteilichkeit, mit der Michelet diese Rede in sein Werk aufgenommen hat, anerkennen. Das erklärt uns die hohe Achtung, die alle Freunde von Cieszkowski für seine geniale Intelligenz hatten. Der Eindruck, den er machte, war überwältigend, wie viele noch lebende Zeugen einstimmig zugeben. Die vor kurzem veröffentlichten Briefe des großen Dichters Krasinski an Cieszkowski geben uns ein lebhaftes Bild des Philosophen, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit widmete.

Dr. Hans Mann.

* W. Lutoslawski, Volonté et Liberté. Paris, Alcan 1912.

Literatur

Führer durch die deutsche Literatur

des 20. Jahrhunderts. Max Geißler hat sich an die nicht nur auf den ersten Blick ungeheuerliche Aufgabe gewagt, dem deutschen Volke einen Führer durch seine zeitgenössische Literatur zu schreiben. Da, wo die Literaturgeschichte aufhört, setzt er ein; nicht Zusammenhänge zu geben, stellte er sich als Aufgabe, sondern jeden Schreibenden in einer knappen Charakteristik zu würdigen. Er füllte mit an die 2700 solcher Charakteristiken einen Band von

750 Seiten (Verlag Alexander Duncker, Weimar, M. 7,50, gebd. M. 9,—), und nach reiflicher Prüfung dieser Arbeit darf ich sagen, daß er mit seinem ‚Führer‘ dem deutschen Volke einen unschätzbaren Dienst geleistet hat. Kunstwerte sind ihm nicht denkbar ohne Lebenswerte, und so lehnt er mit Schärfe und folgerichtiger Energie alles Dekadente, Artistische und Naturalistische ab. Er tritt damit naturgemäß in bestimmten Gegensatz zum Zeitgeist, und das wird der Grund sein, weshalb der Zeitgeist sein Werk als eine Herausforderung betrachten und es entweder leidenschaftlich bekämpfen oder totschweigen wird. Um so mehr haben wir, die wir fast auf derselben kritischen Linie wie Geißler stehen, Grund, nachdrücklichst auf seine Arbeit hinzuweisen. Die Dinge liegen doch so, daß heute eine allgemeine Urteilsverwirrung herrscht. In den großen Zeitungen und zum Teil auch in den Zeitschriften sind unreife Köpfe am kritischen Werk, die, von gewissen Cliquen inspiriert, das schreiben, was von den Häuptlingen als Parole ausgegeben wird. Nicht selten auch nehmen sie nur deshalb den Mund recht voll, um in den meist wenig orientierten Redaktionen die Meinung zu erwecken, daß sie etwas maßlos Bedeutendes propagierten. Infolgedessen werden die Artikel aufgenommen und honoriert, was ja hauptsächlich bezweckt war. Hundert Zeilen bringen zudem mehr Honorar als fünfzig, Grund genug für die Schmocks, eben hundert zu schreiben. Der Leser sagt: es muß doch etwas daran sein — und stolpert immer tiefer in die Wildnis des Irrtums hinein. Und der Schriftsteller, in dessen Namen alles dies geschieht, ist nicht zuletzt auch ein wenig eitel; selbst wenn er die Zusammenhänge kennt, wird er sich von den berauschenden Melodien des Lobes einwiegen lassen und selbstbewußter auf seinen Wegen weitergehen. Denn es ist nichts so töricht und verworren, was heute nicht propagiert werden könnte; wer den ‚Wiltfeber‘-Rummel mit angesehen hat (‚seit Goethe, ja seit Homer ist solch ein Mann nicht dagewesen‘, schrieb einer), der weiß den frischen Sturm zu schätzen, der mit dem Geißlerschen Buch in die dicken Nebel fährt. Wer von den Literaturfreunden erschöpfend und gesund beraten werden will, wird sich in Zukunft an den ‚Führer‘ halten müssen, und auf dem Ladentisch des Buchhändlers wird der ‚Führer‘ zu ständigem Gebrauch für alle die offen liegen müssen, die einen Autor kaufen wollen und nicht wissen, wer es ist, für den sie ihr Geld ausgeben. Die Kritik, die wir im ‚Hochland‘ üben, kann sich naturgemäß nur auf einzelne Bücher beschränken, und so lebhaft wir bemüht sind, die Übersicht der Neuerscheinungen möglichst erschöpfend zu gestalten, so hat der ‚Führer‘ den Vorzug, in jedem Fall sofort gebrauchsfertig zu sein und alphabetisch geordnete Charakteristiken des Gesamtschaffens zu geben, die bei jeder Neuauflage nach dem jeweiligen Stand der Produktion berichtigt und ergänzt werden. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Geißler nicht etwa auch wieder eine Clique vertritt: er zeigt das Gute auf, wo er es findet, und selbst die wenigen ihm persönlich Nahestehenden wertet er ohne Voreingenommenheit. Immer sucht er das Gesunde; was innerhalb des Kunstmäßigen nationales, religiöses, ethisches Empfinden offenbart, ist ihm besonders lieb. Die Literatur hängt für ihn nicht in der Luft, sondern ist mit dem Volkstume untrennbar verbunden. Die Bezeichnung ‚volkstümlich‘ stellt für ihn das höchste Lob dar, das es gibt; es braucht nicht betont zu werden, daß er ‚Volk‘ in seiner Gesamtheit meint.

Seiner Grundanschauung gemäß hat er für die Lebenswerte vertretenden katholischen Schriftsteller viele Sympathien, vielleicht geht er sogar hie und da zu weit. Und damit kommen wir zu den Ausstellungen, die auch wir naturgemäß an einem so umfangreichen, zum erstenmal erscheinenden Werke zu machen haben. Wenn er bei M. Herbert ihr ‚tiefes Gedanken- und Gemütsleben‘ hervorhebt, andererseits gesteht, daß sie ‚nicht die Energie gedanklicher Durchdringung des Stoffes‘ habe, wenn er z. B. die ‚Michelangelogeschichten‘ als ‚geboren aus dem Glauben an das Göttliche im Menschen‘ bezeichnet, wenn sie auch ‚nicht immer ohne Konvention als Kunst‘ seien, so

kann man dem im allgemeinen beipflichten. Dagegen wird man bei dem Urteil über Isabella Kaiser nicht ohne Bedenken sein. Er sagt: ‚Ihre Romane sind von religiöser (katholischer) Färbung und sind wohl zu dem Zwecke geschrieben, die Kirche als Siegerin zu feiern. Das gibt ihren Erzählungen etwas Lebensfremdes, Einseitiges und ihrer Kunst den Stempel der Bescheidung mit dem Anfange des Weges.' Das Urteil ist weder umfassend noch gerecht, umsoweniger, wenn andere katholische Schriftstellerinnen fünften Ranges viel besser wegkommen. Einen so guten Willen der ‚Führer' zweifellos hat, den Katholiken gerecht zu werden, so zeigt er doch zuweilen noch Vorurteile, die zu tilgen wären. So sagt er z. B. über Anna von Krane: ‚All ihren Schöpfungen, die literarisch deshalb gerechterweise sich nicht werten lassen, sind durch die konfessionelle Prägung der Stoffe Grenzen gezogen, die, bewußt respektiert, auch die künstlerische Durchdringung nur innerhalb des Grenzgebietes gestatten.' Es ist umsoweniger richtig, daß ‚konfessionelle Prägung' künstlerische Durchdringung nur bedingt gestatte, als der ‚Führer' bei Rosegger diese Bemerkung nicht macht, ihn sogar als des Nobelpreises würdig bezeichnet. Das ist nicht böser Wille, sondern die auch bei Geißler noch zuweilen durchbrechende Voreingenommenheit. Katholische Anschauung ist nie ein Grund für mangelhafte künstlerische Fähigkeiten. Sind künstlerische Mängel da, nun wohl, so liegen sie eben im Talent, nicht in der Weltanschauung. Hier also dürfte der ‚Führer' in Zukunft einer gewissen Korrektur bedürfen.

Dagegen sind viele andere Charakteristiken von geradezu mustergültiger Klarheit; ich nenne die über Wedekind (strikt ablehnend), Sudermann, Trojan, Böhlau, Huch, Dehmel. Auch die über Nanny Lambrecht, die hier folgen mag.

‚Starke, innerlich reiche Persönlichkeit, die leider nicht immer in jene freien Höhen sich zu finden wußte, in die der Kampf des wirren Tages nicht dringt. So blieb in den meisten Fällen Tendenz in ihren Büchern und ein trotziges Aufbäumen gegen Anfeindungen, denen ihre Kunst nur der äußere Vorwand war. Darüber ward die gerade Linie der Entwicklung vielfach unterbrochen und vielleicht starb manch köstliche dichterische Blüte unter dem Mehltau der Verbitterung. Der ruhevolle epische Fluß fehlt ihren Werken jedenfalls bis 1912. Aber die Größe der Stoffe, die Kraft, die an der Gestaltung ist, bestechen; könnte man doch auch sagen: die Erkenntnis dessen, was Kunst, Konfession, Sozialpolitik usw. ist . . . aber diese Erkenntnis trübt der kampfliche Zorn. Und darüber ging ihr der epische Stil verloren — eigen ist er, Stil ist er auch, aber episch ist er nicht. Das ist ein Mangel, und an diesem Mangel kann ein Leben reichen Schaffens scheitern.'

Auch dem Urteil über Schönherr dürfte nichts Wesentliches beizufügen sein:

‚Wurzelt im Naturalismus und kommt als echt volksmäßiges Talent weder in seiner Welt- und Lebensauffassung noch in seiner künstlerischen Darstellung über die Grenzen volksmäßigen Gestaltens hinaus. Aber seine Kraft erweitert sie, und innerhalb dieser Grenzen ist er schöpferisch. Wenn er sie überspringt, um zum stilisierenden Drama erotischer künstlerischer Kultur zu gelangen, versagt ihm sein Talent den Dienst. Er hat das Volksstück großen Stils über Anzengruber hinaus entwickelt. Er ist ohne Zweifel ein starkes dramatisches Talent, aber er ist weniger Dichter als Gestalter, und nur die weiblich bekannte Suggestion des Volkes und der Kritik, die jeder Sensationserfolg verursacht, ließ nicht erkennen, wie weit die ‚Mache' in ‚Glaube und Heimat' ging. Prophezeien ist eine üble Sache, aber da die dichterischen Werte bei Schönherr zurückstehen, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß eine dauernde Bereicherung unseres Schauspielrepertoires von ihm nicht kommen wird: er ist hart, ist dramatisch, aber von einer dichterischen Durchleuchtung seiner Werke kann keine Rede sein, und die Charakterisierung ist bei ihm starr und ohne Entwicklung.'

Beistimmen muß man auch des ‚Führers'

Gesamturteil über A v e n a r i u s: ‚Nicht seine dichterische, sondern seine Bedeutung als Herausgeber des Kunstwarts und der Kunstwartunternehmungen hat diesen Autor bekannt gemacht. Diese Herausgeberschaft verdient in einer Epoche nationaler Wurzellockerheit Anerkennung, wird aber ihre Einschränkung auf das gebührende Maß der Schätzung zu erfahren haben. Der vorwiegend geschichtliche Charakter seines Werkes ist in seiner Zeit jedenfalls übersehen worden. Man steckte die Grenzen des Verdienstes Avenarii um die Wende des ersten Jahrzehnts zu weit; so schießt auch der sonst besonnene Bartels in seiner Einschätzung des Kunstwartherausgebers als Lyriker weit über das Ziel, wenn er die Mischung der Stile in der Dichtung A.'s nicht worthaben will. Seine Gedichte sind außerdem viel zu stark mit Reflexionen beladen, als daß sie eine künstlerische Wirkung sich erzwingen könnten. Sie sind frostig. Die „Erfindung" der „großen lyrischen Form", die A. in seiner Dichtung „Leben" gemacht zu haben glaubte, erwies sich als nicht lebensfähig.'

Seiner begründeten Selbständigkeit halber mag auch das Urteil über P a u l E r n s t hier stehen:

‚Sein dramatischer Ehrgeiz fand in keinem Erfolge Befriedigung. Wohl haben einige Bühnen um 1911 den Versuch gemacht, seinem Streben größere Anerkennung zu erringen, aber der Versuch mißlang. Das hat nicht seinen Grund in einer Form und einem Gehalte seiner Dichtungen, die über die Aufnahmefähigkeit weiter Kreise hinausgingen, sondern in dem Mangel dramatischen Lebens, der durch ein stark konstruktives Element oft geradezu den Eindruck der Hölzernheit erweckt. Ernst wird früher oder später zu dem Felde seiner Begabung gelangen, die auf dem Gebiete des Kunstessays liegt, und auf dem der Erzählung im größeren Rahmen weit eher als im Drama. In seinem Roman ‚Der schmale Weg zum Glück' schuf er ein zwar sehr breit angelegtes und stark mit Reflexionen überladenes Lebensbild, das seine Befähigung für die entwicklungsgeschichtliche Darstellung aber dennoch unverkennbar bekundet. . . . ‚Artistentum' — so lautet das Urteil der einen. Die anderen aber sehen in ihm künstlerische Qualitäten von höchster Bedeutung, so z. B. Kunstkritiker wie Scheffler, Schur u. a. In jedem Falle hat diese Kunst ihre Lebensfähigkeit noch zu erweisen; dagegen ist sein ‚Weg zur Form' eins der besten Bücher seiner Art, die wir 1913 besitzen.'

Daß man bei vielleicht zwanzig Autoren anderer Ansicht sein muß als der ‚Führer', fällt bei einer Gesamtzahl von 2700 nicht sehr ins Gewicht. Mit einigen Bedenken sei aber der Sache wegen nicht zurückgehalten. Verschiedentlich wird der ‚Führer' gut tun, das Lob etwas zu modifizieren. So sagt er zu dem Roman von A l f r e d B o ck, ‚Die Oberwälder': ‚Der Roman ist ein Meisterstück der Darstellung von Land und Leuten und erhebt Bock zu dem klassischen Schilderer des Vogelsgebirges und seiner Leute.' Geißler lasse sich versichern, daß in diesem Roman gerade die v i e l e n zur Charakteristik hessischer Eigenart eingestreuten Schwänke aus Witzblättern übernommen und zurechtgemacht sind. So arbeitet kein Autor mit künstlerischen Absichten. Hie und da sind auch die letzten Bücher der Autoren nicht beachtet. Ich meine nicht etwa die erst 1913 oder Ende 1912 erschienenen Bücher. Zuweilen würde die Kenntnis solcher Erscheinungen sicher das ganze Urteil geändert haben. Ich nenne J o h a n n e s H o e f f n e r, den der ‚Führer' als gefälligen Unterhalter, keinen Dichter kennzeichnet. Hoeffners Novellenbuch ‚Der scharfe Weingesang' beweist das strikte Gegenteil. Von J o s e p h R e i n h a r t kennt der Führer l e i d e r nur die Dialektschriften. Daher urteilt er: ‚Für ein an das Schriftdeutsch gewöhntes Auge sind schon die Wortbilder unbeutsam und der Sinn der Geschichten in noch höherem Grade. I n s S c h r i f t d e u t s c h l a n g t e d i e K u n s t R.s w a h r s c h e i n l i c h n i c h t.' Reinharts Novellenband ‚Heimwehland' würde, wenn er Geißler bekannt gewesen wäre, dieses Urteil über den Haufen geworfen haben. Bei H e r m a n n W a g n e r sagt der ‚Füh-

rer': „... er ist ein Dichter, von dem 1920 ganz Deutschland wissen wird.' Da muß energisch widersprochen werden, denn Geißler kennt Wagners neuen Roman ‚Das dunkle Tor' nicht, eine mühselige, öde Arbeit von ermüdender Nüchternheit. Hier wird eine neue Auflage sicher Abhilfe schaffen, sie wird auch die peinliche Tatsache auslöschen müssen, daß Leute wie Dolorosa und Schlichtegroll, Standardautoren des berüchtigten ‚Leipziger Verlag', nicht in ihrer schamlosen Perversität gekennzeichnet sind. Auch das ungewöhnlich günstige Urteil über Eilhard Erich Pauls wird, wenn nicht der ‚Führer' selbst, so die Zeit korrigieren. Der Kuriosität halber mag noch das Urteil über Spillmann S. J. angeführt werden; das zeigt, wie gründlich zuweilen vorbeigehauen wird.

„‚Tapfer und treu" und „Um das Leben einer Königin" sind zwei Romane, die innerlich zusammengehören. Spillmann erweist sich darin als überlegener Gestalter historischer Stoffe. „Um das Leben einer Königin" führt nach Paris zur Zeit der Schreckensherrschaft. Eine Fülle von Stoff ist künstlerisch klar gruppiert, und der Verf. darf nach diesen Werken als einer der besten Vertreter des historischen Romans gelten.' (!)

Wenn P. Spillmann nicht schon tot wäre, würde er wohl selbst über diese Einschätzung den Kopf schütteln.

Diese Ausstellungen sollen gemacht sein, gerade weil die prinzipielle Bedeutung des ‚Führers' für mich ohne jeden Zweifel ist. Ein solches Werk muß bei seinem ersten Erscheinen noch Mängel aufweisen. Eine nie abbrechende Arbeit, die Geißler unbedingt leisten wird, hat eben für die immer wachsende Vollkommenheit der späteren Ausgaben zu sorgen. Aber schon jetzt muß man das Werk als ein ungewöhnliches und, will das deutsche Volk, auch als ein segensreiches bezeichnen. Gerade weil Dekadenz und Artistentum über den ‚Führer' mit aller Erbitterung herfallen wird, um ihn unschädlich zu machen, ist es Pflicht der um das Heil unseres Volkes und seiner Literatur besorgten Kreise, nachdrücklichst den Geißlerschen ‚Führer' zu propagieren.

Franz Herwig.

Kunstdichtung und Dichtkunst in Rußland. Seit der Verleger Georg Müller den Plan einer Gesamtausgabe der russischen Epiker ins Auge gefaßt und nach Überwindung der bedeutenden Schwierigkeiten ihn in die Tat umzusetzen begonnen hat, vermögen wir endlich die Konturen des schwer zugänglichen Gebietes der russischen Literatur mit sicherem Griffel zu zeichnen und den dichterischen Goldgehalt des merkwürdigen Landes zu heben.

Auch hier liegt das Gold nicht an der Oberfläche. Man muß geduldig schürfen und darf vor den Bergen aufgehäufter Erde nicht erschrecken, will man das Edelste gewinnen.

Freilich, sein âge d'or hat Rußland bereits hinter sich. Die Großen, Überragenden gehörten dem vergangenen Jahrhundert an; aus ihm leuchten die Namen Gogol, Turgenjew, Schtschedrin.

Unser Säkulum ist noch zu jung, um mit seinen großen Söhnen paradieren zu können; doch erscheint, durch die klare Luft der Entfernung gesehen, Kuprin als der Bedeutendste. Zwischen ihm und Kusmin bewegt sich die Linie, welche Dichtkunst und Literatur der modernsten, ins Deutsche übertragenen Russen verbindet.

Unter den Literaturen der neuesten Zeit hat keine für das Empfinden des Westeuropäers einen so durchaus pathologischen Grundzug wie die russische. Kaum eine Gestalt ist zu finden, die nicht die Merkmale schwerer Neurasthenie an sich trüge; den einen hüllt sie in dumpfe, tatenlose Schwermut; beim andern lodert sie in den Ausbrüchen des Verfolgungswahnes und der Tobsucht, oder sie treibt ihr Opfer in die grauenhaften Fangarme des delirium tremens. Kein Wunder das, in einem Lande, wo die schroffsten Gegensätze beständig sich berühren und die Existenzbedingungen nur zu oft auf den nackten Trieb der Selbsterhaltung reduziert sind. Die beständige Überspannung der Lebensenergien, welche die

Schranken der Besonnenheit mehr und mehr verwischt, legt naturgemäß die innersten Kammern des Herzens bloß. Die Bindungen der Geschehnisse offenbaren sich als die blinde, unersättliche Gier der Selbstzerfleischung, welche langsam und unerbittlich ein Volk zugrunde richtet.

So kann man denn Kusmins ‚Geschichten' als Flucht aus der Wirklichkeit betrachten. Kusmin ist Literat und strebt nichts anderes an, als literarisch zu sein. Sein Schaffen bedeutet eine Steigerung insoferne, als es sich vom Heimatlichen loslöst und eine internationale Färbung annimmt; der Wert der Steigerung ist aber durchaus negativ; denn Kusmin folgt den schlüpfrigen Pfaden der alten Erotiker romanischen Sprachstammes und gibt nichts dazu als seine Perversität.

Zwischen Kusmin und Sollogub besteht keine Wahlverwandtschaft. Sollogub denkt russisch und gibt russische Literatur. „Der kleine Dämon" ist die Geschichte eines Säuferwahnsinns. Was Kusmin an Literatur gewinnt, verliert er an innerer Wahrhaftigkeit, ohne die allmählich die Kunst in der Form erstarrt. Sollogub dagegen ist wahr; so wahr, wie nur ein russischer Schriftsteller es sein kann. Trotzdem — seine Wahrheit hat keine Größe, denn ihr fehlt die Liebe. Nur die Liebe kann der Wahrheit das königliche Siegel leihen, das ihr die Tore des letzten Verstehens sprengt. — Ob sie mit zärtlichem Auge verborgene Schönheit sucht, zürnend oder traurig die Ohnmacht ihres Schmerzes begreift: immer muß Liebe die Kraft sein, die ins Dunkle leuchtet und das Gesehene gestaltet. Sollogub verachtet die Menschheit. Auch seine Verachtung ist reines Intelligenzprodukt; sie bebt nicht etwa in der Resonanz einer tiefen Enttäuschung. Ihm teilt sich der Begriff Mensch in die zwei Elemente: Verstand und Trieb. Für den Verstand sorgt der Schnaps, dem Trieb schafft Sollogub die Willkür. So entsteht das grauenvolle vertierte Leben, das uns durch den Zynismus seiner Ehrlichkeit fesselt.

Artzibaschew hat leuchtende Töne auf seiner Palette. In ihm pulst die Leidenschaftlichkeit des rücksichtslosen Genießers. Auch in seinem neuen Buche ‚Am letzten Punkt' bekennt er sich zu Nietzsches Herrenmoral. Aber Artzibaschew ist zu sehr Dichter, um nur das brutale Recht des Stärkeren zu proklamieren. Er anerkennt sogar die verinnerlichende Kraft der körperlichen Krankheit und findet den Kranken und Sterbenden feine, geläuterte Worte. Artzibaschew liebt Leben und Tod; seine Menschen sind gut und böse; sind Menschen, die bewußt leben, leiden und sterben, die sich von ihren Leidenschaften treiben lassen, nicht weil sie nicht anders können, sondern weil sie nicht anders wollen. Ihr Wollen ist die Kraft, durch welche sie das Leben behaupten oder verlieren. ‚Am letzten Punkt' aber, Aug' in Auge mit der furchtbaren Gewißheit der Ewigkeit, werten sich wieder die Werte um; denn der Tod kennt keinen Stärkeren als sich selbst.

Kuprin bedeutet die letzte Steigerung der hier gezogenen Linie. Er ist der Objektivste, er hat zu den Tatsachen die größte Distanz. Seine Werke sind von erschütternder, dichterischer Gewalt. ‚Die Gruft' ist das russische Bordell. Ohne Pathos, ohne Sentimentalität, ohne Grinsen ist das Problem des Dirnentums gepackt. Die Schwäche, die es zur Notwendigkeit gestempelt, ist mit derselben unbeschönigten Offenheit zugegeben, wie die verhängnisvolle Veranlagung, welche die Dirne zwingt, Dirne zu sein. Verhaltene Trauer weht durch das Buch — der Schmerz des Dichters, welcher die Wunden der Menschheit sieht, ihre Ursachen begreift und doch kein Mittel hat, sie zu heilen. Ihm entspringt der hohe Ernst, der dem Autor erlaubt, dieses Buch ‚den Müttern und der Jugend' zu widmen. Freilich müssen es tapfere Mütter und eine tapfere, gestählte Jugend sein, wenn sie das Buch verstehen sollen. Denn der Schrei beschimpften Menschentums schrillt aus ihm.

Kuprins Novellenband ‚Das Granatarmband' gehört zum Besten und Schönsten der modernen Literatur. Der den Russen eigentümliche fatalistische Zug, der sie das Leben nehmen läßt, genau so wie es

ist, geht auch durch dieses Buch. Aber, sehen wir bei Kusmin das Tändeln einer verderbten Phantasie, bei Sollogub die kalte, fast höhnisch-geflissentliche Ignorierung jeder besseren und großen Regung, bei Artzibaschew die Stärke und Schwäche der im Ich verfangenen Individualität, so umfaßt Kuprin mit Phantasie, Intellekt und Leidenschaft das Leben überhaupt und durchdringt es mit der unabweisbaren, großen und herben Wahrheit, die der Liebe eigen ist. Durch die Novellen, in denen in kühner Steigerung das Problem der persönlichen, sozialen und Vaterlandsliebe sich zum sonoren Dreiklang fügt, zittert die Inbrunst des Gläubigen: treibt Liebe in jeder Gestalt auch in Tod und Verderben, so ist doch sie es, die die Seele zur Bewußtheit weckt, die Fesseln der Tierheit lockert, und mit einem glücklichen Lächeln sterben lehrt.

Die gedrängte Kraft des stets bedrohten Lebens, welche alle Impulse steigert, alle Keime entwickelt und alles Gesunde zerstört, braust durch die russische Dichtung. Wer keine Schreie hören und kein Blut sehen kann, lasse die Hand davon. Wer aber die Kunst sucht und weiß, daß sie mit Leben durchtränkt sein muß, um lebendig zu werden, der greife zu den Russen*!

Maria C. L. Baader.

Theater

Berliner Theater. Das ‚Theater an der Königgrätzerstraße‘, das einst unter dem stolzeren Namen ‚Hebbeltheater‘ ins Leben gerufen wurde, dann diesen aber seines Spielplans wegen abänderte, sucht nun wieder Terrain zu gewinnen und ernste künstlerische Leistungen aufzurichten unter der Direktion ‚Meinhardt und Bernauer‘. Vorläufig teilt es seine Kräfte noch, wohl aus finanziellen Gründen, und so wechselt denn auf dem Spielplan mit Röslers ‚Fünf Frankfurtern‘ Ibsens erschütternde Eisgedankentragödie ‚Brand‘, die unbegreiflicher- und doch bezeichnenderweise das Ibsentheater Brahms wie auch den Peer Gynt nie herausbrachte. Daß aber dies herbe und sittlich grausame Stück schon zum fünfundzwanzigsten Mal in Szene ging, kann als ein Zeichen der Zeit gedeutet werden, für ein Bedürfnis nach einer Auseinandersetzung mit den letzten Problemen, die jeden von uns mehr angehen als alles andere, und auf die man nur in geeigneter Form weisen muß: tritt der Prophet mit der Flammenzunge vor uns, so hört die Menschheit ihm schon zu. Und während diese Zeilen niedergeschrieben werden, wird am gleichen Theater vor ausverkauftem Hause ‚Macbeth‘ gespielt, dem wir leider nicht beiwohnen konnten, mit Wegner in der Titelrolle, den die Direktion den Reinhardttheatern fortengagierte, um einen männlichen Partner für die Triesch und ihre Rollen zu haben; er wird gewiß eine Leistung gegeben haben, ebenbürtig jener in Strindbergs ‚Totentanz‘, von der an dieser Stelle die Rede war.

Als das Frühwerk Ibsens zur Aufführung gelangte, konnte man mehrfach der Auslassung begegnen, die Hingabe der Direktion gerade an dieses Stück sei zwar lobenswert, doch habe sie im Grunde nur einen historischen Wert, da alle Ansätze darin vom gereiften Dichter auf eine höhere, aussichtsreinere Stufe entwickelt seien. Dieser Auffassung kann ich ganz und gar nicht zustimmen; auch spricht gegen sie der Erfolg der Vorführung. Es dürfte heute unmöglich sein, eins der späteren Dramen Ibsens fünfundzwanzigmal hintereinander zu spielen. Im Herbst wohnte ich in München einer Solnesaufführung bei und konnte kaum bis zum Schluß ein ungeteiltes Interesse aufrecht halten; so gleichgültig lassen uns jetzt schon diese Eintagsprobleme, die der nordische Dichter teils aus den gesellschaftlichen Zuständen, teils aus den Gebieten der Individualpsychologie in der späteren Periode seines Schaffens behandelte. Hier hingegen, im Überschwung des Gedankensturmes der ersten Mannesjahre griff er jenes ewige Problem des mit Gott ringenden Menschen auf, in dem wir alle bis zum Tode stecken (das manchem in

* Alle besprochenen Werke sind bei Georg Müller, München und Leipzig erschienen. Ihr Preis bewegt sich zwischen 3 und 5 Mk. das broschierte, 4 und 6 Mk. das gebundene Exemplar.

unserer aufs Äußerliche gerichteten Zeit erst in der letzten Stunde aufgehen mag), und das deshalb nie für uns veraltet. Daß der Dichter es freilich in einer für uns befriedigenden Weise gelöst hätte, möchten wir nicht behaupten. Brand, der nur Opfer verlangt, mehr als er gibt, der den Willen zur strengsten Hingabe über die tätige Liebe selbst setzt, ist der fanatische Erstgeborene des selben Denkers, der später in jenen symbolischen Gestalten die gesellschaftlichen Zustände seiner Tage auflöst, ohne einen positiven Ausweg anzugeben, ohne der Krankheit das Heilmittel zu verordnen. Des Fanatikers Brand Wegspuren sind mit eichen Kreuzen gezeichnet, und wenn, als die Lawine ihn verschlingt, aus der Höhe die Worte tönen: Deus caritatis, so versöhnen sie unser zermartertes Herz nicht über all dem Leid, das er verursachte und hinterließ. Wir sagen uns, er hat Gott nicht begriffen, sonst hätte er gezeigt, daß die Macht der Liebe aufbaut, nicht zerstört wie seine Gottestheorie, in der noch ein Stück Judaismus steckt, daß sie lindert, heilt, vergoldet. Brand ist ein falscher Prophet (wenn auch nicht wider besseres Wissen), und wenn er zum Schluß, nachdem er seinen Doktrinen zum Lohn — denn eine Wirksamkeit gewahrt man kaum, es wird, wie stets bei Ibsen, geredet — Kind und Weib in den Tod getrieben, die Bevölkerung des Ortes vom häuslichen Herd fort in die Gletscherwüste lockt, einem leeren Phantom nach, so geschieht ihm recht, wenn er dafür gesteinigt wird, denn die gesundere Lebensanschauung ist entschieden auf seiten des Landvogts, der die Leute beizeiten mit dem angekündigten Heringsschwarm zurückruft. Ein Fehler des Dichters liegt deshalb darin, dem Fanatiker Brand, der seine Anhänger seinem Gott opfert, statt sie zu erziehen, mit dem Blick auf das Ewige zu schaffen und zu wirken, in der Gestalt des Probst den seichten Kompromißler gegenüberzustellen, statt den Mann der schöpferischen, fruchtbringenden Tat, von dem wir immerhin noch eine Spur in der Figur des Landvogts finden, wenn ihr auch, zumal in der Gegenüberstellung zu Brand und dessen kalten Idealen ein Zug unfreiwilliger Komik anhaftet. Eine Disputation zwischen diesen beiden Extremen ist überhaupt nur bei Ibsen denkbar. Ein wirklich im Leben stehender und heilsam handelnder Brand würde sie vollends ausschließen. Die Formulierung solcher Grundzüge in scheinbar typischen Gestalten, die Skelett ohne Fleisch sind, ist das Resultat des doktrinären Denkers, der mehr Moralist als Dichter ist. Dieser Zug in der Geistesanlage Ibsens mischt uns im Hinblick auf seine Gestalten heute schon fast etwas Tragikomisches in seine Erscheinung: mit ungeheurem Ernst werden die Grundprobleme des Daseins und menschlichen Lebens aufgegriffen, die Art und Weise aber, wie sie unter den Aspekten einer allzu individualistischen und materialistischen Zeit formuliert werden, verleiht der Inszenierung etwas von der Marionettenbühne: dem finstersten Ernst folgt das Groteske auf der Ferse, was zum Teil seine Ursache darin hat, daß Ibsen wie gedanklich die Zeit, so in der dichterischen Empfindung die Enge des Heimatmilieus nie überwand. Man stelle sich vor, Goethe hätte den Faust in Weimarer Verhältnisse gesetzt. Ein parodistischer Gedanke. Wenn ich daher den Brand mit dem Landvogt in seiner goldbetreßten Zollinspektorsuniform lokale Duodezangelegenheiten verhandeln höre, so ist mir, als läse ich den Simplizissimus. Der Dichter hat in ‚Wenn wir Toten erwachen' eine traurige Bilanz seines Schaffens gezogen; wir denken heute: wie war es möglich, daß ihn im sonnigen Süden, in Rom, die Lust anwandelte, Gestalten zu schaffen, die nur in den Gedankenspitälern der Gegenwart eine Heimat haben. So ist jeder Dichter und Denker der Sklave seiner Mission, deren Kette er schleppt; schon in Ibsens eigenem Typus lauert ein Zug von Karikatur. Trotzdem bricht von Szene zu Szene die verhaltene Kraft des großen Dramatikers, des größten seiner Zeit, durch, und es war keine angenehme Empfindung, während man, erschüttert bis ins Innerste, seine Beziehungen zum Ewigen übersann, die Berliner Literaturschächter die Aktschlüsse verhandeln

oder das Rascheln der Konfektdüten zu hören. In diesem Sinne gehört Brand nicht auf's Theater, es sei denn in ein Weihefestspielhaus. —

Reinhardt hat im ‚Deutschen Theater' mit der Aufführung von Tolstois nachgelassenem Werk ‚Der lebende Leichnam' einen großen Kassen- und bei einem breiteren Publikum noch größeren ideellen Erfolg zu verzeichnen. Die Aufführung ist gewiß nicht ohne Reiz, das Stück fesselnd, doch vermögen wir uns einem begeisterten Lob nicht anzuschließen. Ohne jede dramatische Wirkung im Aufbau — die schlagendste, die Katastrophe-herbeiführende Mitteilung geht wie die Vorlesung einer Zeitungsnotiz vorüber — ist das Szenengemälde in breiter Behaglichkeit von der Hand eines gewandten Romanciers vor uns aufgerollt, um jene Novellenpointe herum gruppiert, daß ein Ehemann, der von seiner Frau scheiden möchte und doch nicht kann, um ihr die Heirat mit einem andern zu ermöglichen, Selbstmord fingiert und nach Jahren, unfreiwillig, als Verkommener, durch seine der Polizei denunzierte Existenz zerstörend in die neue Ehe des glücklichen Paares eingreift, das der Bigamie beschuldigt wird. Diese Typen selbst sind uns jedoch vom ersten bis zum letzten gänzlich gleichgültig, und auch der Held gar, jene Verkörperung der russischen sentimental-idealistischen Willenlosigkeit, die ihren Träger in den Sumpf führt, ohne seine Seele angeblich zu beschmutzen. Wir glauben nicht recht an die Möglichkeit von Heiligen in solcher Fusel- und Läuseatmosphäre; keine Heiligen der Tat, solche der Phrase vegetieren dort höchstens, denn zu niemandem mehr als zum Heiligen gehört Sauberkeit, solche des Leibes und des Geistes.. Wir kennen diese Gestalten aus hundert russischen Romanen und begreifen nicht, warum der berühmte Tolstoi sie uns noch einmal auf die Beine stellt, da weder ihr Vorhandensein noch ihr Handeln uns eine neue Richtlinie in die für uns verbindlichen Grundzüge des Menschenlebens wies, wie etwa die Hauptszene in Strindbergs schauerlichem ‚Totentanz'. Neu und existenzberechtigt an diesem Stoff ist einzig die Pointe; die aber reicht nicht für ein Drama aus, sie hätte einem Dichter Anlaß für eine wirkungsvolle Novelle gegeben. Wenn das Werk nun doch zu fesseln und allabendlich das Haus zu füllen vermag, so hat es seinen Grund einmal wohl in der anreizenden Inszenierung Reinhardts, dann darin, daß ein Dichter wie Tolstoi auch das Hergebrachte mit Überlegenheit vorzutragen weiß. Derartige Stücke wären ein geeigneter Anlaß, einmal ausführlicher darzutun, warum das ‚bloß Moderne', das sich im Grunde nur mit dem Einzelfall befaßt, das so rasch Veraltende ist, und warum Goethe in diesem Sinne nicht modern und darum ewig lebendig ist. Was die Inszenierung angeht so ging man an einigen Stellen in der Charakterisierung des Russischen willkürlich etwas zu weit: im selben Auftritt trug der eine Sommerkleider, der andere einen Pelzmantel. Treffend aber war die Kaschemmenszene. Sie erinnerte uns zudem daran, auf welcher Höhe die Durchschnittsschauspielkunst heute in Berlin steht. Wir haben heute keine Kainz und Mitterwurzer, aber wir haben gute Durchschnittsschauspieler. Freilich vermögen diese nicht mehr hinzureißen (doch wo in der modernen Kunst fände sich noch etwas, das zur Begeisterung, zur Andacht, zur Ehrfurcht zwänge!); ist in solch rührseligem Stück der Beifall zumeist nicht am Platz, so ist das Bedürfnis dazu bei Menschen von Geschmack noch geringer. Wie entfesselte Kainz bis zuletzt unseren begeisterten Zuspruch. In dieser Rolle war Moissi am Platze und v. Winterstein mit seinem moralsteifen Philisternacken gleichfalls; er ist für solche Rollen geradezu geschaffen. Die Bertens, sonst vorzüglich, erreichte hier den nötigen Grad der Vornehmheit der russischen Grandedame nicht. Rudolf Klein-Diepold.

Musik

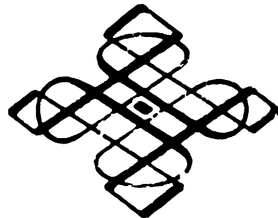
Felix Dräsecke †. Ende Februar 1913 starb in Dresden der Komponist Felix Dräsecke. Sein Name war in den letzten Jahren mehrfach und meist in wenig freund-

lichem Sinne als der des Verfassers einer Streitschrift ‚Die Konfusion in der modernen Musik‘ genannt worden. Tatsächlich hat Dräseke mit dieser inhaltlich wie formal gleich verfehlten Kundgebung eine böse Ungeschicklichkeit begangen, die kaum weit hinter dem berüchtigten Manifest zurücksteht, das ein halbes Jahrhundert vorher Joseph Joachim mit Brahms und zwei anderen obskuren Kunstgenossen gegen die neudeutsche Schule Liszts und ihre Anhänger erließ. Allein über diesen Streich, den dem alternden Dräseke eine an sich leicht begreifliche Verbitterung über die Zurücksetzung, die ihm zuletzt seitens der Öffentlichkeit in unberechtigtem Maße zuteil wurde, spielte, darf man die hochachtbaren schöpferischen Leistungen des verstorbenen Künstlers nicht vergessen. —

Felix Dräseke wurde am 7. Oktober 1835 in Koburg als Sohn des dortigen Hofpredigers geboren. Gleich dem Vater zur evangelischen Theologie bestimmt, vertauschte er dieses Studium bald mit dem der Musik. Der konservative Geist der Leipziger Musikschule, die er anfangs der fünfziger Jahre bezog, sagte ihm wenig zu; die Kompositionen Liszts und Wagners zogen ihn mehr und mehr in ihren Bann, und bald war er einer der radikalsten Vorkämpfer der neudeutschen Schule geworden. Mit Liszt verband ihn auch intime persönliche Freundschaft. Nach längerem Aufenthalt in der Schweiz war seit 1876 Dresden sein bleibender Wohnsitz; dort erhielt er 1884 eine Lehrerstelle für Komposition am Konservatorium und wurde später durch die Verleihung der Titel Hofrat und Geh. Hofrat ausgezeichnet. —

Dräsedes Kompositionen umfassen so ziemlich alle Formgattungen; die verhältnismäßig größte Verbreitung und Bedeutung haben aber seine Chor- und Orchesterwerke erlangt. Der Stil derselben zeigt eine ganz merkwürdige Mischung moderner Elemente Lisztscher Provenienz mit schwerer archaistischer Kontrapunktik und Formalistik. Dadurch erhält Dräsedes Musik den Charakter ernster Gediegenheit, zugleich aber auch etwas merkwürdig Herbes, schwer Zugängliches; das ist der Hauptgrund, warum sie es zu wirklich populären Erfolgen nie gebracht hat. Immerhin war zeitweise des Künstlers dritte Sinfonie in C-moll (‚Sinfonia tragica‘) in den meisten deutschen Konzertsälen heimisch, wie auch sein Requiem in H-moll von ernst strebenden Chorvereinen gelegentlich gerne hervorgeholt wurde: eine Tondichtung, getragen von edlem Wohllaut und doch beschattet vom Geist tiefster Schwermut. Das letzte größere Werk, mit dem Dräseke Aufsehen erregte, war sein Mysterium ‚Christus‘, ein vier Abende umfassender Oratorienzyklus, dessen Dresdener und Berliner Aufführungen stürmischen Erfolg fanden. Es zeigt die Herbheit der Dräsedeschen Muse in zunehmendem Maß, verdient aber doch wegen seiner idealen Tendenz hohe Achtung. Auch als Lehrer war Dräseke sehr angesehen und hat in seinem Buch ‚Der gebundene Stil‘ (Kontrapunkt und Fuge) ein wertvolles, bleibendes Denkmal seines musikpädagogischen Wirkens hinterlassen.

Dr. Eugen Schmitz.



:: Neues vom Büchermarkt ::

Diese nach Möglichkeit immer weiter auszugestaltende Liste soll dem Leser mit der Zeit eine erschöpfende Übersicht der belletristischen Neuerscheinungen in knappster Form geben.

Algenstaedt, Luise, ‚Ums Land der Väter‘. (Edw. Runge, Berlin-Lichterfelde, M. 3.50.)

Schildert die Erlebnisse jüdischer Auswanderer in Palästina, im Stofflichen ungewöhnlich interessant; die Technik des Erzählens ist gediegen. Ein aufrichtiger Ernst macht das Buch sympathisch.

Bock, Alfred, ‚Die Oberwälder‘. Roman. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 3.—.)

Der Roman erweckt zuerst die Meinung, daß hier ein vorzüglicher Kenner des ‚hohen Vogelsberg‘ erzähle. Später merkt man, daß die eingestreuten Schnurren und Anekdoten angelesen sind. Immerhin ist der Kampf des Dorflehrers um die von ihm gegründete Genossenschaftsbank gut zu lesen, wenn die Niederlage des Lehrers auch nicht durchaus mit Naturnotwendigkeit erfolgt.

Frey, Adolf, ‚Die Jungfer von Wattenwil‘. Historischer Schweizerroman. (J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart, M. 5.—.)

Zweifellos war hier ein Dichter am Werk, der uns aber die Darstellung der radikalen Charakteränderung Katherinas von Wattenwil schuldig bleibt. Man kann nur erraten, wie es gekommen ist. Im übrigen ein erschreckendes Bild der bornierten Engherzigkeit schweizerischer ‚Reformierter‘.

Graebener, Hermann, ‚Utz Urbach‘, ein Bauernkrieg-Fries. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., M. 5.—.)

Der Roman ist in jeder Beziehung Machwerk. Da die Gestaltungskraft nicht ausreicht, muß ein geschwollener, jedem Sprachgefühl Hohn sprechender Stil Originalität vortäuschen.

Haupt, Antonie, ‚Unter dem Kreuzesbanner‘. Erzählungen. (F. W. Cordier, Heiligenstadt, M. 1.50.)

Gutgemeinte, harmlose Sächelchen, die aber zuweilen allzusehr das elementarste Zeit- und Stilgefühl vermissen lassen.

Heyse, Paul, ‚Plaudereien eines alten Freundespaares‘. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart. M. 4.—.)

Zeugnisse einer hochentwickelten, dabei höchst einfachen Erzählungskunst. An dieser kann man Freude haben, nicht aber an der mangelhaften Psychologie und der auf jeder Seite deutlichen Ablehnung aller gefestigten Sitte.

Huldschiner, Richard, ‚Der Tod der Götter‘. (Albert Langen, München, M. 4.50.)

Ein dialogisierter Roman, der ohne Flauberts ‚Versuchung des heiligen Antonius‘ nicht denkbar wäre, ohne deshalb nachempfunden zu sein. Ein würdiger künstlerischer Ernst beherrscht das Buch. Jedoch gibt es sich offen christenfeindlich, ja es läßt, verleitet durch die Ähnlichkeit einiger Gebräuche, das Christentum aus dem Isiskult erwachsen sein! Wer das Huldschinersche Buch liest, möge Kardinal Newmans Worte vor Augen haben: ‚Unsere Gegner sagen: diese Dinge finden sich im Heidentum, darum sind sie nicht christlich. Wir sagen: diese Dinge finden sich im Christentum, darum sind sie nicht heidnisch!‘

Jüngst, Antonie, ‚Gebeugt, nicht gebrochen‘, Erzählung. (Heinrich Schöningh, Münster i. W., M. 3.—.)

Ein sympathisches Buch aus der Zeit des großen Bauernaufstandes; es genügt den Ansprüchen, die man an eine volkstümliche Erzählung gewöhnlich stellt.

Karlweis, Marta, ‚Der Zauberlehrling‘. Eine Erzählung. (Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München, M. 1.80.)

Die Geschichte eines einsamen und heimatlosen Jünglings. Schmerzen und Nöte der modernen haltlosen Jugend zittern hinein. Freilich hat sich die Verfasserin Tieferes zu sagen vorgenommen, als ihr Talent — vorläufig wenigstens — erlaubt.

Michel, Robert, ‚Das letzte Weinen‘. Novellen. (Deutsch-Österreichischer Verlag, Wien, M. 2.—.)

Es sind Geschichten von geheimnisvollen Tiefen der menschlichen Seele, mit wohltuender Schlichtheit vorgetragen. Die echte Gestaltungskraft aber fehlt.

Neurath, Karl, ‚Das Domgut‘. Die Geschichte einer Familie. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., M. 4.—.)

Ein Talent ist hier am Werk, das noch zu wenig gereift ist, um der Fülle der Gesichte Herr zu werden. Immerhin verlangt Neurath Beachtung, die Charakterfigur eines rheinhessischen ‚gebildeten‘ Bauern, die er vorführt, verfehlt nicht eines gewissen Eindrucks.

Stockert-Meynert, Dora, ‚Und sie gingen in ihr Königreich‘. Roman. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, M. 5.—.)

Auch ein Anfängerbuch ohne Ökonomie, das die Fähigkeit zeigt, vertiefte Unterhaltungslektüre zu schreiben. Das Problem der unehlichen Mutter ist gesund an-

gefaßt; jede Verherrlichung ist ausgeschaltet. Freilich war das Mädchen, von dem die Verfasserin erzählt, von Beginn an weit entfernt vom Willen zum ‚Ausleben‘.

Torrund, Jassy, ‚Mit Gott und gutem Wind!‘ Erzählung. (Fredebeul & Koenen, Essen, M. 3.—.)

Die Verfasserin hat ein frisches Erzählertalent, das keinen andern Ehrgeiz hat, als gut zu unterhalten. Man liest diese Erzählungen mit freundlicher Anteilnahme.

Billinger, Hermine, ‚Der Herr Stadtrat‘. Roman. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart, M. 3.—.).

Ein Buch, das man mit hellem Vergnügen lesen wird. Man kann den Roman als das Muster einer Erzählung ‚mit gutem Ausgang‘ bezeichnen. Eine sonnenhelle Freudigkeit und Gesundheit lebt darin, ein unerschütterlicher Glaube an die Wirksamkeit guter Handlungen. Steinbell.



Unsere Kunstbeilagen

bilden die anschauliche Ergänzung des Aufsatzes ‚Die Freiheitskriege und die bildende Kunst‘ von Univ.-Professor Dr. Joseph Kolberg. Noch besonders sei aufmerksam gemacht auf die geschichtschronische Bedeutung des Bildes ‚Parade auf dem Opernplatz‘ von Franz Krüger, das in einer Unzahl von Porträten die allerdings schon etwas spätere Berliner Gesellschaft, darunter auch die in dem Aufsatz behandelten Künstler Gottfried Schadow, Christian Rauch und Franz Krüger, den Maler des Bildes selber, sowie weitere bekannte zeitgenössische Künstlerpersönlichkeiten zur Darstellung bringt. Ein Schlüssel zu diesem Bilde findet sich in dem 2. Bande des großen Katalogwerks zur deutschen Jahrhundertausstellung Berlin 1906 von F. Bruckmann, München.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Hans Holbein d. J./Madonna



Zeichnung aus dem Jahre 1519



Zehnter Jahrgang Mai 1913

Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

III. Staat und Kirche

Die Wahrheiten, die Görre[illegible] äußert: über das Zusammenleben der Menschen [illegible] der Gesellschaftskräfte zueinander, über das [illegible] zum Volke, über die Volkstümlichkeit der Regierungen [illegible] die Freiheit, die den Zügel nicht von sich wirft, sondern die Notwendigkeit der Führung anerkennt, sind nicht nur für seine Zeit ausgesprochen.

Nur aus dem Gleichgewichte seines ganzen Charakters läßt sich auch das [illegible]leichgewicht seiner Auffassung des Gesellschaftslebens und der Beziehung zwischen [illegible]che und Staat, d. h. sein Ideal einer Kultur, er[illegible]ren: dieses kommt hier nicht [illegible]s einem Mangel an Menschenkenntnis, mit dem ja [illegible] die Neigung zur idea[illegible]schen Schönfärberei verbunden ist, sondern aus der Ein[illegible] in den [illegible] Zusammenhang zweier Welten, von denen die [illegible] [illegible]stehen ohne die fortwähren[illegible]den Wirkun[illegible] [illegible]wöhnlich unter Menschenkenntnis verhanden [illegible] [illegible]e eine gewisse Art von Pessimismus [illegible]en, so hat er doch einen Ersatz dafür in dem Gleichgewichte [illegible] vom Menschen und in seinem allgemeinen Wirklichkeitsgef[illegible]le. [illegible] und Menschen nicht aus Büchern, sondern aus teuern Erfa[illegible] [illegible]en in seiner Jugend. Erfährt doch jeder, was Welt und Men[illegible] seinem angeborenen Charakter: wie im Leben behielt Görres sein [illegible]wicht auch in der Beurteilung des Lebens und der Menschen. Er [illegible] Gute wie auch das Böse,



Hans Holbein d. J.



Zehnter Jahrgang Mai 1913

Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

III. Staat und Kirche.

1.

Die Wahrheiten, die Görres über die menschliche Gesellschaft äußert: über das Zusammenleben der Menschen im Staate, über die Beziehung der Gesellschaftskräfte zueinander, über das Verhältnis der leitenden Kreise zum Volke, über die Volkstümlichkeit der Regierungen und über die Freiheit, die den Zügel nicht von sich wirft, sondern die Notwendigkeit der Führung anerkennt, sind nicht nur für seine Zeit ausgesprochen.

Nur aus dem Gleichgewichte seines ganzen Charakters läßt sich auch das Gleichgewicht seiner Auffassung des Gesellschaftslebens und der Beziehung zwischen Kirche und Staat, d. h. sein Ideal einer Kultur, erklären: dieses kommt hier nicht aus einem Mangel an Menschenkenntnis, mit dem ja stets die Neigung zur idealistischen Schönfärberei verbunden ist, sondern aus der Einsicht in den festen Zusammenhang zweier Welten, von denen die niedere gar keine Fähigkeit hätte, zu bestehen ohne die fortwährenden Wirkungen der höhern. Mag ihm das, was gewöhnlich unter Menschenkenntnis verstanden wird, d. h. jene Menschenkenntnis, die eine gewisse Art von Pessimismus voraussetzt, auch abgehen, so hat er doch einen Ersatz dafür in dem Gleichgewichte seiner Anschauung vom Menschen und in seinem allgemeinen Wirklichkeitsgefühle. ‚Ich kenne Welt und Menschen nicht aus Büchern, sondern aus teuern Erfahrungen,‘ schrieb er schon in seiner Jugend. Erfährt doch jeder, was Welt und Mensch ist, gemäß seinem angeborenen Charakter: wie im Leben behielt Görres sein Gleichgewicht auch in der Beurteilung des Lebens und der Menschen. Er sieht das Gute wie auch das Böse,

glaubt aber an das endgültige Übergewicht des Guten: ‚Sieben Schalen der Narrheit sind über den Planeten ausgegossen, aber eine auch voll Weisheit; es laufen die Brunnen vom einen und vom andern warm und kalt nebeneinander. Trinken mag jeder, woraus es ihm beliebt, aber dort trinkt er den Tod und hier allein ein rechtes Leben,‘ schrieb er in der Zeit der Befreiungskriege. Dieser zwiefache Quell des Guten und des Bösen ist ja eigentlich die menschliche Wirklichkeit, und in dem Ineinandergreifen so verschiedener Mächte besteht das eigentliche Lebensgeheimnis. Ist doch gerade die Frage, wie die Menschen auf eine gewisse Höhe der Einsicht, der Innerlichkeit, der Feinheit und der Güte in der Beziehung zueinander geführt werden sollen, das Rätsel, an dem sich aller Menschenwitz zuschanden gedacht hat. Görres nennt einmal die Kunst, den Menschen Menschenverstand beizubringen, das größte Zauberwunder, die weiße Magie, der keine Stätte auf Erden gegönnt sei, wogegen die schwarze Magie, die Teufelei, in Blüte stehe.

Wenn sich Görres bei den Eigenschaften der menschlichen Natur auch nicht aufhält, da deren Darstellung gar nicht in das Bereich seiner Begabung gehört, so sieht er über die Schattenseiten der menschlichen Wirklichkeit doch nicht hinweg. Er hat die Menschen in ihrem politischen Zusammenleben und in der Beziehung der Parteien zueinander nahe beobachtet. Er kennt die unerklärliche Macht der Parteiparolen, auf die selbst die zu schwören gewohnt sind, die durchaus rechtschaffen und keineswegs dumm sind; er weiß, daß viele gescheite Menschen dumm werden, sobald sie ‚zusammensitzen‘. Er hat bisweilen feinsinnige Worte zur Charakterisierung der Schattenseiten der menschlichen Natur; so sagt er von den Neidischen: ‚Ein wundersames Volk! Wäre der Himmel so neidisch, die Sonne schiene nur alle Jahr zu Ostern einmal einem einzigen Menschen ins Haus, bei dem die übrigen dann ihren Lichtbedarf fürs ganze Jahr abzunehmen hätten.‘

Er hatte von Jugend auf genug Gelegenheit, die Massen zu beobachten in ihrer Abhängigkeit von unberechenbaren Luftströmungen des politischen Lebens, um zu wissen, wie schwer es ist, ‚mehrere Menschen ohne Stock und Subordinationsgesetze zu einem Zwecke zu lenken, den sie selber nicht einsehen‘. Nicht umsonst sagte er einmal zu Perthes, daß alles Gute auf Erden ein Kunstprodukt sei, und daß bloß das Schlechte von selbst gedeihe. Nur die angeborene Glaubenskraft seines Charakters konnte ihn vor jeder Verallgemeinerung dessen, was sich um ihn her abspielte, und vor jeder Schwarzseherei bewahren. Es gehörte dazu der Glaube, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und daß an den Verzerrungen dieses Bildes der Mensch selbst schuld sei. Das beträchtliche Stück geschichtlichen Lebens, das Görres genau gesehen und woran er selbst mitgearbeitet hat, war nicht darnach, ihn immer hoffnungsfreudig zu stimmen; es mußte ihn vielmehr durch den Wirrwarr der Widersprüche und der Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur bisweilen verstimmen und jedenfalls zum tieferen Nachdenken über die menschliche Gebrechlichkeit im Gegensatze zu der unverrückbar im geheimen wirkenden Macht der Vorsehung führen. Aus diesen Erfahrungen heraus schreibt er einmal, nachdem er die Fünfzig schon überschritten hatte: ‚Wo die Geschichte anschlägt,

klingt's hohl und leer, und sie findet alles von innen ausgeblasen und von außen mit lügnerischen Farben angekleckst. Ist irgendwo ein Teufel ausgejagt, gleich kommen neun andere und beziehen ganz lustig das leere Quartier, und man muß große Jagdliebhaberei bei sich führen, um das Hallo anhaltend mitzumachen.'

Bei aller Unerschütterlichkeit seines Charakters, die bisweilen nach außen an Kühle grenzen konnte, war doch seine Teilnahme für die Menschen und ihre Geschicke zu aufrichtig, als daß ihm die mannigfachen Torheiten und Ungerechtigkeiten des öffentlichen Lebens nicht nahe gegangen wären: trat doch der Widerspruch zwischen seiner hohen Vorstellung von den Aufgaben menschlichen Zusammenlebens und der herrschenden Phrase sehr scharf hervor. Im Jahre 1830 bemerkt er in einem Briefe: ‚Ich bin noch immer so dumm wie früher und kann mir, was ich auch tun mag, das Verwundern und Erstaunen gar nicht abgewöhnen, weil ich immer von dem falschen Standpunkt ausgehe, der Mensch sei doch als eine vernünftige Kreatur geschaffen, und von da aus mir die Dinge betrachte, was natürlich zu nichts führt.' Diese Selbstironie eines Menschen, der mit voller Kraft für unbedingte Gerechtigkeit in allen Lebensverhältnissen einstehen will, ist bei Görres freilich nur ein leiser Ton, der die vollen Töne seiner unerschütterlichen Überzeugung nur aus der Ferne begleitet. Der Grundton seines ganzen geistigen Charakters ist der Glaube an die Gerechtigkeit, woraus ihm auch die Kraft der Selbstbehauptung und der inneren Berufung zuströmt. Von jeher lebte in ihm die unerschütterliche Überzeugung, daß der endgültige Sieg doch stets nur dem Rechte und der Wahrheit gehöre, und daß nichts gegen die selbstbewußte Rechtschaffenheit aufzukommen fähig sei. Diese Überzeugung, die tief in seinem ganzen Wesen wurzelt, ist seine größte Kraft und wirkt mit innerster Notwendigkeit aus allen seinen Worten über das Zusammenleben der Menschen im Staate.

Die Gerechtigkeit sieht er förmlich ‚mit Sternenschrift am Himmel angeschrieben', und sie ist für sein Bewußtsein noch weit stärker als alle Naturgesetze. Das tiefe Gefühl für die unausbleiblichen Wirkungen der noch so geringen Überschreitung des höchsten Gesetzes ist der Grund, auf dem alle seine Einsichten in das Wesen des menschlichen Lebens und die Aussichten auf die künftige Entfaltung des Menschengeschlechtes beruhen. Ohne dieses Gefühl der Gerechtigkeit und den damit verbundenen Glauben an den unüberwindlichen Gehalt des Guten und Edeln hat ja unser Leben keinen Sinn, und folgerichtiger Pessimismus müßte sich dort einstellen, wo dieses Gefühl, dieser Glaube nicht vorherrschte. Gewiß gibt es hienieden mehr als genug Veranlassung dazu, an dem Sieg des Guten zu zweifeln, aber der Glaube an den Sieg des Guten ist doch aufs engste mit der Liebe zum Guten verbunden und gehört somit zum eigentlichen Charakter der Rechtschaffenheit und des Edelsinns. Der Zweifel tritt in Görres innerm Leben niemals trübend, geschweige denn verwirrend auf: dazu ist sein angeborenes Gleichgewicht zu fest und die daraus entstehende Tatkraft zu sicher. Er selbst hat in den vorgerückteren Jahren die Grundstimmung seines geistigen Charakters gezeichnet: ‚Es kommt alles darauf an, wie man's tut, nicht, wie's genommen wird; die besten Lecker-

bissen sind ja aus Dreck gemacht, kein Wunder, wenn die besten Handlungen außen auch wieder zu Dreck werden; Form und Fasson bleibt uns doch immer, und wenn die aus guter Gesinnung hervorgegangen, vergeht sie niemals.' Es ist dies ein Idealismus, der feste Wurzeln im Boden der Wirklichkeit hat: liegt doch in Görres Charakter eine gewisse Urwüchsigkeit, die ihm niemals erlaubt, die wirkliche Zusammensetzung des Lebens außer acht zu lassen und sie nur in der Sphäre des reinen Gedankens zu betrachten. Die Art, wie er sich mit dem öffentlichen Leben verbunden fühlt, hat bei aller Schwungkraft seines Ideals doch einen festen Grund in der Wirklichkeit, wenn auch nicht in einem engen Kreise der Wirklichkeit.

2.

Die publizistische Begabung ist eine der ausgeprägtesten unter allen Fähigkeiten, die ihn auszeichnen. Er selbst bemerkt einmal, er sei nicht so beschaffen, sein Leben ‚über einem engen Ideenkreise zu verbrüten'. Er bewegt sich in verschiedenen Kreisen geistigen Lebens, und überall fast mit der gleichen Kraft und jedenfalls aus der gleichen innern Notwendigkeit. Die Politik kann er nicht als ein abgeschlossenes Gebiet betrachten: sie ist für ihn aufs innigste mit dem ganzen Leben verbunden, ja der unmittelbarste Ausdruck menschlichen Zusammenlebens. Sein starkes Gefühl der Gerechtigkeit führt ihn in die Öffentlichkeit, denn er fühlt den Beruf zu reden, wo ‚so viele schweigen, die reden sollten'. Es ist ihm ein unüberwindliches Bedürfnis, auszusprechen, was er von dem unverrückbaren Standpunkte seines Gerechtigkeitsgefühls zu sagen für geboten hält. Er ist Publizist aus innerster Berufung und bleibt darin vielleicht unübertroffen: überall in seinen politischen Schriften spricht die innerste Notwendigkeit, aus der sie entstanden sind, der tiefe Ernst des Empfindens, der alles leichte Spiel mit Dingen, die die Menschheit so nahe angehen, völlig ausschließt. Und da ihn auch dort, wo er zu polemisieren genötigt wird, der angeborene Edelsinn und das starke Gerechtigkeitsgefühl keinen Augenblick verläßt, so teilt sich seinem Ernst eine gewisse Wärme mit. Man spürt beim aufmerksamen Lesen seiner politischen Schriften aus den verschiedenen Abschnitten seines Lebens, daß er sie so geschrieben habe, wie der echte Dichter seine Dichtungen schafft: das öffentliche Leben wirkt auf ihn wie die Außenwelt auf den Kunstschöpfer, die angesammelten Eindrücke verlangen von ihm gebieterisch nach einem Ausdruck, und er gehorcht diesem Gebote seines Innern, weil er gar nicht anders kann. Er selbst bemerkt einmal darüber in einem Briefe an die Brüder Grimm, er habe für sein Teil wieder vom Herzen weggeredet, was sich seit Jahr und Tag angesammelt hatte, und habe nun wieder Luft und Freiheit. Und sechzehn Jahre später bemerkt er über seinen Athanasius: ‚Aber das Gebot lautete peremtorisch: Nimm die Feder zur Hand und schreibe, was dir gesagt werden wird! Und so habe ich denn kein weiteres Federlesen gemacht und habe geschrieben und geschrieben vier Wochen lang . . . Wie ich es jetzt seit zwei Tagen gedruckt vor mir sehe und mich so hineinlese, um über allenfallsige Druckfehler mich zu ärgern, verwundere ich mich bisweilen selber, wie die Sache ausgefallen, und die Gedanken

sehen mich auch ihrerseits verwundert an. Das ist indessen nicht das erstemal, und ich sehe daran, daß es so hat sein müssen.'

Görres will, daß in der Politik der Charakter eines Menschen in seiner ganzen Unbestechlichkeit und unbeugsamen Rechtschaffenheit hervortreten soll. Es ist das gerade Gegenteil von dem, wozu die Berufspolitiker die Politik gemacht haben. Auch faßt Görres die publizistische Tätigkeit als das gerade Gegenteil von dem auf, wozu sie der neuere Journalismus gemacht hat. Den großen Stil verleugnet Görres nirgends in seinen politischen Aufsätzen: es ist der Stil einer hohen Anschauungsweise; eher betrachtet er kleinere Dinge von einem zu hohen Standpunkt, als daß er große und wichtige Dinge von unten betrachtete. Seine Sprache ist nicht auf Nebensächliches und Vergängliches gerichtet. Sie wendet sich an die gesteigerten Gefühle, an die besten Seiten des Menschen: sie kennt nur den Ausdruck für die höchsten Ziele, für die erhabensten Güter und weckt die Schlummernden, ermutigt die Zagenden, begeistert die Kämpfenden. Nur mit Mühe kann sie sich ihrer Gehobenheit begeben. Für die ‚Wahrheit, die warm überfließend aus dem Herzen kommt', findet sie den geeigneten Ausdruck.

Die ‚laue, kühle, nüchterne Langeweile', die Görres in der deutschen Publizistik vorgefunden hat, war ihm ein Greuel; auch in keinem andern Lande fand er eine Publizistik, die seinen Anforderungen entsprochen hätte, denn selbst die in England sagte ihm trotz aller ihrer Kühnheit und Freimütigkeit schon deshalb nicht zu, weil sie doch über ein gewisses Mittelmaß, über ‚eine gewisse natürliche Linie', nicht hinausging. Der Publizist galt ihm von jeher als einer, der es versteht, im Herzen des Volkes zu lesen und dessen berechtigte Forderungen mit aller Unerschrockenheit des guten Gewissens und der wahren Rechtschaffenheit zu verteidigen, als ein Leiter der öffentlichen Meinung, der dem Volke das klar zum Bewußtsein bringt, was es selbst fühlt, aber nicht richtig ausdrücken kann. Daher auch die verantwortungsvolle Aufgabe des echten Publizisten. ‚Dem hohlen, gedunsenen, nichtigen Wesen der Journale', ihrer Apathie, Unselbständigkeit und Charakterlosigkeit, die ihn noch im Jahre 1810 bis zur Verzweiflung betrüben konnten, setzte er seine hohe Vorstellung von der publizistischen Tätigkeit entgegen, eine Vorstellung, die weit über seine Zeit hinausging und daher für alle Zeiten ist. Die öffentliche Meinung war noch für diese Auffassung wenig vorbereitet, was Görres selbst im Jahre 1817 so deutlich empfand, als er an Jakob Grimm schrieb: ‚Ich habe ihnen freilich den Rheinischen Merkur als ein spanisch Fliegenpflaster wieder angetragen, aber die Haut ist so zart und weich und empfindlich, daß sie's nicht vertragen können; sie sagen und winken Ja mit den Augen, aber wie ich nahe komme, wehren sie ab mit den Händen, daß ich vor Ungeduld ihnen den Quark ins Gesicht werfe.'

Die beredte Art, die politischen Dinge von der Höhe aus darzustellen, die Politik zur Angelegenheit aller ernsten Menschen und zur verantwortungsvollen Aufgabe des daran teilnehmenden Volkes zu machen, stand noch vereinzelt da: sie stand und fiel mit der Persönlichkeit des ernsten und begabten Publizisten, an den Cl. Brentano damals schrieb: ‚Die Politik kann nicht so schlecht sein,

daß sie nicht eine Passion für euch kriegte, Ihr redet ja wie ein berauschter Liebhaber, die Geschichte muß euch Schäferstunden geben.‘ Die Begeisterung war es, wodurch Görres auf ganz verschiedene Menschen wirkte; seine besondere Fähigkeit, an die politischen Dinge heranzutreten, sie zu beleuchten und darzustellen, war es, worin selbst der Politiker von Beruf eine unerhörte Macht sehen mußte. Den einen, wie z. B. dem Bischof Sailer, sagte das Gemüt zu, das aus Görres politischen Aufsätzen schon aus der Zeit des Rheinischen Merkurs so wirksam, rein und deutlich redete, den andern, wie z. B. den Brüdern Grimm, die aufrichtige Liebe zum Volke, und wieder andern, wie z. B. dem General Karl von der Groeben, neben dem Ernst der Auffassung die Kunst der Darstellung. Seine ganze publizistische Tätigkeit, die ihn durch alle Abschnitte seines Entwicklungsganges begleitete, war voller Anregungen und sittlicher Ermahnungen, mit denen er sich an seine Zeit von einer Höhe aus wandte, die über die Zeit hinausragte. Sie kann somit, wie er selbst sich einmal ausdrückt, eine ‚Appellation der besseren Gegenwart an die Nachwelt‘ heißen. Er glaubte fest daran, daß die Zukunft vieles davon erfüllen werde, wofür die Gegenwart noch kein Verständnis gehabt habe oder was sie nur halb habe verstehen können. Er hatte den Glauben, daß Ideen, die aus der Notwendigkeit des ganzen menschlichen Lebens herauswachsen, wenn auch langsam, sich doch zur vollen Reife entfalten müßten. Für die Idee der deutschen Einheit oder für die der einheitlichen christlichen Kirche trat er mit seiner ganzen Person ein. Der Realpolitiker, der sich ja mehr der Einzelheit zuwendet und in ihrer Erfassung seine Stärke findet, muß doch die Niedrigkeit seines eigenen Standpunktes fühlen der höheren und vollen Wahrheit gegenüber, womit Görres an das politische Leben herantritt. Das fühlte Friedrich Gentz ganz deutlich, als er über Görres ‚Europa und die Revolution‘ an den Publizisten Adam Müller schrieb, das Buch sei zur Widerlegung ebensowenig geeignet wie die Dichtungen Miltons oder Ariosts, er selber werde sich nie an die Kritik eines solchen Buches wagen, und wenn Adam Müller vielleicht der einzige in Deutschland sei, der imstande wäre, mit Görres anzubinden, so würde er doch auch ihn nicht ohne Zittern in diesen Kampf gehen sehen.

3.

In seiner ganzen publizistischen Tätigkeit blieb sich Görres, trotz seinen immer stärker hervortretenden kirchenpolitischen Ansichten, im wesentlichen immer gleich: diese Ansichten lagen zum Teil schon deutlich in seiner Auffassung der Gesellschaft, die sich im Rheinischen Merkur kundtat. Es war nur die Entfaltung seines eigentlichen Charakters, was ihn zu einer immer stärkeren Betonung der Bedeutung der Kirche für das gesellschaftliche Leben führte. Es liegt eine gewisse Wahrheit in den Worten, die ein Bekannter von Görres, der auf einem ganz andern Boden stand, schon im Jahre 1820 in einem Briefe an Tieck schrieb: ‚In Straßburg sah ich den auswandernden Görres. Die alte Welt hilft ihm die neueste ertragen und tragen.‘ Gegen die Widersprüche und Unzulänglichkeiten, gegen die herrschende Ungerechtigkeit in den obern Kreisen und gegen die Phrase des falschen Liberalismus erkannte Görres kein anderes Heilmittel als die unerschütterliche Gerechtigkeit, und das bedeutete

für ihn gerecht sein der Vergangenheit und der keimenden Zukunft gegenüber, und zwar ohne vorgefaßte Meinungen, ohne jede Spur von konservativer und liberaler Phrase. Hinter der einen wie auch hinter der andern sah er deutlich das Scheusal der Gewalttätigkeit, eine Erstickung der echten Lebenskeime, eine Ablenkung der europäischen Menschheit von dem ihr durch das Christentum gewiesenen Wege. Alles mechanische und jede Einmischung des durch seine Saftlosigkeit ganz unfruchtbaren Rationalismus war in seinen Augen eine unverantwortliche Hemmung in der vielseitigen Entfaltung der Volkskräfte, die ja alle aus einem Mittelpunkt kommen und auf eine Höhe gerichtet sein sollten. Die Reaktion wie auch der Liberalismus entsprang aus einer ganz unvolkstümlichen, mit dem Verstande zurechtgestutzten Erfassung der Lebenskräfte. Beide erschienen ihm vernichtend durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre ganz falsche Ansicht von dem, was ein Volk ist und was einem Volke nottut. Ist doch der Anhänger der Reaktion wie auch der Anhänger des politischen Radikalismus, ob er es weiß oder nicht, stets auch ein Anhänger des büreaukratischen Systems. Dieses Bureaukratische ist ja geradezu das charakteristische Merkmal der neueren Zeit, die trockene Frucht des dürren Rationalismus, der das ganze Leben mit radikaler Willkür aus einem vorgefaßten Gedanken heraus aushöhlen und dies als Fortschritt bezeichnen möchte. Die Regierungskunst wurde zu einer Art ausgeklügelter Mechanik, die in diplomatische Berechnung ausläuft. So mußte alle Urwüchsigkeit und jede echte Volkstümlichkeit aus dem Leben des Staates verschwinden, und das Bureaukratische und der gewalttätige Rationalismus mußten sogar in das Familienleben eindringen und das meiste dazu beitragen, auch hier alle Wärme und alle Schönheit, die ja immer das Gegenteil von Rationalismus und Berechnung sind, zu vernichten.

Der falsche Konservatismus und der falsche Liberalismus sind einander verwandter, als sie selbst es glauben: sie sind beide auf den gleichen Ursprung zurückzuführen, und beiden ist die gleiche Furcht vor der Urwüchsigkeit und Volkstümlichkeit eigen. Napoleon war doch nur der höchste Ausdruck des rationalistischen und bureaukratischen Staatsgedankens und zugleich der damit verbundenen Willkür und Gewalttätigkeit. Nur die volkstümliche Kraft konnte dieser Willkür als fester Damm entgegengesetzt werden, an dem sie sich auch gebrochen hat. Görres selbst faßte auch seine publizistische Tätigkeit in der Zeit der Befreiungskriege als einen Kampf für das Volkstümliche gegen jede Willkür und Despotie auf: ist doch der Despotismus in allen seinen Gestalten, in der reaktionären wie auch in der radikalen, und in allen seinen Schattierungen nur die Frucht des abstrakten Gedankens, der sich auf die Gewalttat stützt. Statt mit dem despotischen Rationalismus zu brechen, und aus den Grundsätzen der französischen Revolution und Napoleons, die ja beide gleichen Ursprungs sind, die richtige Lehre zu ziehen, wurden jene Grundsätze, nur in etwas abgeschwächter Gestalt, nach wie vor gehegt und für lebenfördernd gehalten: die reaktionäre Staatskunst hatte eine stille Bewunderung für Napoleons Despotismus und suchte ihn fortzusetzen, wenn auch verbrämt mit Redensarten, die aus einer andern Sphäre stammten, und die Gegner der Reaktion bewunderten im stillen die Maximen und die Taten der französischen Revo-

lution und betrachteten sich als die rechtmäßigen Erben einer radikalen Gewalttätigkeit, die sich den Namen Freiheit beilegte.

Daß Görres der Sache genau auf den Grund schaute und mit gesundem Instinkt und starkem Gerechtigkeitsgefühl aller Einseitigkeit, die doch stets nur Willkür ist, auswich und sich durch nichts von seinem Ideale der Volkstümlichkeit ablenken ließ, darin äußerte sich der tragische Gegensatz seiner politischen Ansichten zu denen seiner konservativen und liberalen Zeitgenossen: Görres schaute weiter und tiefer als sie, wenn sie ihm auch aus der engen Wirklichkeit heraus, an die sie, die Konservativen wie auch die Liberalen, sich einseitig anschlossen, politischen Idealismus oder gar Schwärmerei vorwarfen. Mag auch der Ausdruck, in den Görres seine gesunden Ansichten vom politischen Leben hüllte, bisweilen überschwenglich sein, und mag er auch oft, besonders dort, wo das Mittelalter ihm im Gegensatze zur neueren Zeit in einem zu hellen Lichte erscheint, die Dinge im Lichte der Romantik sehen, so hat er doch, wo es das Wesentliche, die Volksseele und ihre Bedürfnisse, gilt, nicht nur tiefere, sondern auch richtigere und gesündere Ansichten als die konservative oder liberale Realpolitik.

Die Phrase des Liberalismus, wie wohlmeinend und aufrichtig sie in der ersten Zeit auch war, durchschaute Görres schon kurz nach den Befreiungskriegen, wenn er auch damals die größere Gefahr in der reaktionären Phrase sah und hauptsächlich gegen diese ins Feld zog. Schon im Jahre 1819 schreibt er aus seinem Straßburger Exil: ‚Wie in Deutschland, ist auch in Frankreich das Gute in der Masse tief vom Bösen verschlackt; im Innern schäumen die schlechtesten Leidenschaften, während der Mund weise Reden hält; hölzerne Andachtshände heben sich betend zum Himmel auf, während unter dem Mantel die wirklichen Diebeshände den Nachbar bestehlen und bemausen. Welche Partei auch siegen mag, man wird sich zugleich freuen und betrüben müssen. Die Jugend wächst gegen das Alte in einem Hasse auf, den die Schufte und Toren, die in dessen Verteidigung sich teilen, jeden Tag mehr rechtfertigen, und so wird vor Ablauf der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kein Stein mehr auf dem andern bleiben.‘ Nicht der Staatsgedanke, sondern das Volk, das Volksbewußtsein stand in Görres Gesichtskreise: er fühlte sich immer mit dem Geiste des Volkes verwachsen. Stets faßte er das Volk als einen lebendigen Organismus auf, als den Boden, auf dem alles Echte und Gediegene wächst, denn das Volk kennt keine Phrase: diese kommt erst durch die Ablösung vom volkstümlichen Boden auf.

Selbst in seiner ersten Jugendzeit zeigte Görres ein ausgesprochenes Stammesgefühl und sah genau den Unterschied zwischen dem nationalen Charakter der Franzosen und dem der Deutschen: er fühlt im deutschen Charakter etwas, das er im französischen nicht findet, und bezeichnet es als die dritte Dimension, als die Tiefe, die im französischen Charakter einen Ersatz in der Elastizität, Beweglichkeit, Entzündbarkeit, Leichtblütigkeit des Temperaments und Expansivität der Mitteilung, in einer helleren Leuchtkraft hat. Wenn er auch gegen die Charaktermängel der Deutschen keineswegs blind ist, so fühlt er sich doch mit ihren guten Eigenschaften aufs innigste verbunden, mit

,ihrem frommen Sinn, ihrer freien Genialität, ihrer unverfälschten Natur, ihrem Organ für allen Einfluß von oben her und ihrem redlichen Streben nach Gründlichkeit in allen Dingen'. Er möchte, daß sein Volk die angeerbte Stammesart, ,die natürliche Billigkeit', die er schon im Rheinischen Merkur als die vom deutschen Charakter nicht zu trennende Eigenschaft bezeichnet, ja nicht aufgebe. Es ist, als wenn Görres die Überzeugung gehabt hätte, daß, wenn der Deutsche nicht an den Grundeigenschaften seines Charakters, an dem Ernst der Gesinnung und an der Wärme des Gemütes, festhielte, er dann das Höchste und Beste, das ihm zuteil geworden ist, preisgeben würde: ,Nur in Treue und Gerechtigkeit handelt der Deutsche seiner Natur gemäß, alles, was er außer ihr unternimmt, ist ungeschickt, dumm und ohne Segen.' Er wollte, daß innerhalb des deutschen Volkes auch jede Stammeseigenheit unverloren bleibe: setzt sich doch aus den einzelnen Eigenheiten der volle Charakter einer Nation zusammen, die wirklich dieses Namens würdig ist, und erst durch die Zugehörigkeit zu einem kleineren Kreise, der sich aus innerster Verwandtschaft dem ganzen Volke anschließt, sind wir auch von innen heraus mit einem Volke verbunden. Die Eigenheiten der einzelnen Stämme verwischen, hieße doch früher oder später den Baum, der frei und üppig wachsen soll, seiner Säfte berauben. Auch hier sollen wir das Besondere und das Allgemeine in einem unsichtbaren Mittelpunkte vereinigen, ja nur aus dem Besondern, das nicht eigensinnig und spröde ein selbstisches Leben führen will, kann auch auf naturwüchsige Weise die lebendige Gemeinschaft entstehen. Die Einigung der Deutschen stellte sich Görres als ,eine ethische Eidgenossenschaft' auf dem Boden einer starken öffentlichen Meinung und eines entwickelten Gefühls der Zusammengehörigkeit vor: sie sollte nichts erzwungenes sein, sondern aus dem reifen Bewußtsein der einzelnen Teile des Volkes hervorgehen. Er sah in dem nationalen Bewußtsein eine Kraft, die sich durch das Geheimnis des ganzen geschichtlichen Lebens auswachse und dann durch nichts in ihrem Streben aufgehalten werden könne.

Selbst in den stürmischen Jahren seiner Jugendzeit wohnte seiner Auffassung der Demokratie ein gesunder volkstümlicher Zug inne, und jede Art von Anarchie empfand er schon damals als einen Zustand, worin der Mensch notwendig der Barbarei verfallen müsse. Wenn er die alte Form der Monarchie für überlebt hielt, so war es, weil sie seinem Empfinden so unvolkstümlich wie nur möglich erschien. Der gesunde Kern seiner Auffassung von der Wohlfahrt und der sittlichen Hebung des Volkes verleugnete sich auch hinter aller Überschwenglichkeit des Republikaners nicht. Was ihn am alten Regime abstieß, war ja die demoralisierende Wirkung der unfähigen Bureaukratie und eines kleinlichen Beamtentums, die Hohlheit des deutschen Reiches, die sich einen so mächtigen Namen beigelegt hatte, die Zersetzung hinter der großtuenden äußern Form, die träge Aristokratie, die das Bewußtsein von ihren eigentlichen Aufgaben verloren hatte. Görres hatte damals den Gedanken gefaßt, einen Bund der Rheinlande zu begründen, dem auch Belgien und das Elsaß beitreten sollten, eine Art von Binnenstaat zwischen Deutschland und Frankreich ins Leben zu rufen, der sich später Deutschland angliedern sollte. Der

General Hoche, den Görres nicht nur als den ritterlichsten, sondern auch als den verständnisvollsten und rechtschaffensten aller französischen Generale bezeichnet, war schon für die Sache gewonnen, da er dadurch einen Rückhalt gegen das ihn befehdende Direktorium gewinnen konnte. Aber gerade als die entscheidende Zusammenkunft der an der Angelegenheit Beteiligten in Aachen abgehalten werden sollte, da starb General Hoche in Wetzlar. Als Görres nun seinen Gedanken vereitelt sah, da das Direktorium inzwischen beschlossen hatte, die Rheinlande zu annektieren, blieb ihm und seinen Anhängern nichts anderes übrig als der hartnädige innere Widerstand. Er selbst erzählt darüber in einem Briefe an den Freiherrn vom Stein, er habe gegen die Franzosen auf alle Weise, besonders aber mit der Feder, einen heftigen Kampf geführt, über ein Jahr lang habe er nur bewaffnet aus dem Hause treten können, wiederholt sei er mit Säbeln und Bajonett angegriffen und einige Male sogar ins Gefängnis geworfen worden. Daß Elsaß und Lothringen ein Bestandteil Deutschlands bleiben müßten, sprach er später aufs deutlichste im ‚Rheinischen Merkur' aus.

Des Unterschiedes zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden und der daraus sich ergebenden Schwierigkeiten für die Einigung der deutschen Staaten war er sich, bei allem schwungvollen Glauben an die Möglichkeit der Erfüllung seiner Forderungen, doch genau bewußt, wie auch des fast unüberwindlichen Hemmnisses, das der Verwirklichung der deutschen Einheit Österreich in den Weg legen würde. Schrieb er doch im Jahre 1814: ‚Österreich ist freilich seinem Wesen nach eine hemmende Macht, dem Neuen abgeneigt, und nicht zum Begründen eines neuen Systems, wohl aber für die Erhaltung des einmal Gegründeten gemacht.' Aber er hing an dem geschichtlichen Rechte zu treu, als daß er mit deutlichster Entschiedenheit das Recht des morschen deutschen Kaiserreichs hätte preisgeben können. Auch stellte er sich die Einigung Deutschlands zu ideal vor, als daß er in die Ablösung Österreichs vom Deutschen Reiche gewilligt hätte: in seiner ganzen Auffassung der deutschen Einheit ging er von der deutschen Art und nicht von dem modernen Staatsgedanken aus, wiewohl er im einzelnen die wirklichen Bedürfnisse des neueren Staates und die Bedingungen seines Gedeihens gut kannte, vielleicht besser als die meisten Realpolitiker seiner Zeit.

Von Anfang an drang er auf die Schaffung eines starken Wehrstandes, damit Deutschland sich Achtung bei den umgebenden Mächten erwerbe, und er verlangte im Rheinischen Merkur, daß die allgemeine Volksbewaffnung den ersten Artikel der deutschen Verfassung bilden solle. Er wollte, daß jeder Deutsche die Waffen ebenso zu führen fähig sei, wie er lese, schreibe und rechne. Auch hier ist ihm alles Mechanisierende ebenso zuwider wie im politischen Leben der Nation: ist doch der oft überflüssige Drill im Heereswesen aus dem gleichen Quell entsprungen wie die Bureaukratie im Staatswesen. Der Gamaschendienst ist ihm geradezu ein Greuel, denn er sieht die Entsittlichung der Mannschaft wie auch ihrer Führer als die notwendige Folge davon: ‚Wie die pedantischen Grammatiker, die des Zweckes der Sprache vergessend, an das bloße Werkzeug alle ihre Kräfte setzen, so erheben

sich dann die pedantischen Exerzitienmeister, und weit die Linie der zum Kriege notwendigen Fertigkeit überspringend, zersplittern sie in elenden Künstlichkeiten all die schöne Kraft, die zuvor verbunden so Herrliches gewirkt, und die kostbare Zeit, werter als welche dem Menschen kein anderes Gut sein sollte; da nur allzubald in solcher bloß mechanischer Fertigkeit der Geist ertötet wird, so findet nun auch sogleich die gemeine Gesinnung sich herzu, die den Friedens- und Garnisonssoldaten so oft auszeichnet.' Der Zynismus, der sich besonders in der Beziehung des Garnisonssoldaten zum andern Geschlechte kundgibt, ist für Görres die ekelhafteste Ausgeburt: Diese erscheint ihm als die notwendige Folge des Drills, der nur auf äußere Fertigkeit ausgeht und für den der ganze sittliche Mensch gar nicht vorhanden ist. Daher verlangt Görres von den Berufsoffizieren wahre Bildung, geistige Interessen und hohe sittliche Kraft, damit sie durch ihre Gesinnung und ihr Beispiel auf das ganze Heer wirken und nicht ‚den Wachstubengeist', sondern vielmehr ‚den freien Welt- und Bürgersinn, wie er einem bewaffneten Volke zukommt, das der Kriegsgefährte seiner Anführer ist und in keiner Weise ihr Helote und Lakai', im Heere verbreiten. Die Worte, mit denen er die Grundlage der von ihm geforderten Verfassung bezeichnet, sind freilich von einem romantischen Geiste angehaucht, ebenso wie seine Einteilung des Volkes in den Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, worin er die drei Säulen einer ständischen Verfassung sieht. Aber auch hier verleugnet er im einzelnen keineswegs einen gesunden Sinn für die Wirklichkeit.

Görres stellte sich die künftige Verfassung als die reife Frucht des Volksbewußtseins vor, aus den Bedürfnissen des Volkes herausgewachsen, nicht als verstandesmäßig nach gewissen Beispielen von Rechtsgelehrten in ihren Studierstuben schön zugestutzt und dem Volke aufgedrängt, sondern die ganze Volkskraft in belebender und durchgeistigender Weise in sich tragend. Hat doch eine Verfassung nur als ein organisches Gebilde ihren wirklichen Wert. Görres ist kein Freund des oberflächlichen Parlamentarismus, der ‚parlamentarischen Komödie', wie er sie einmal nennt, bei der die Kammern von dem Koteriewesen der Hauptstadt und dem Geschreibe der Zeitungen abhängig sind, und die das unaufhörliche Spiel mit dem Stürzen der Ministerien treibt, so daß diese sich förmlich auf Seiltänzerkünste verlegen müssen, um sich in ihren schwankenden Stellungen halten zu können. Er war überzeugt, daß aus den fruchtbaren Kräften des deutschen Volkes eine Verfassung entstehen müsse, die den Bedürfnissen und dem Selbstbewußtsein der Deutschen, das jedoch kein Eigendünkel sein soll, ebenso entsprechen würde wie die englische Verfassung den Bedürfnissen des englischen Volkes. Die neuere Zeit, die sich fortwährend mit Verfassungsentwürfen abgibt, scheint beinahe verlernt zu haben, was die Volkstümlichkeit in einer Verfassung bedeutet, was Eigentümlichkeit und Charakterkraft dabei zu sagen haben. Görres meint, es gebe keine alte deutsche Städteverfassung, die nicht mehr Lebenskraft gehabt hätte als alle neueren Verfassungsversuche, denen doch dieselben verwaschenen Züge eigen seien, wie man sie in den oberen Ständen antreffe. Eine Verfassung ohne geschichtlichen Hintergrund, ohne tiefe und feste Wurzeln, ‚unbefestigt durch

freie Institutionen und starke, in sich wohlbegründete Korporationen', ist doch ein vergänglicher Schatten und eines charaktervollen Volkes unwürdig.

Überall, wo Görres vom deutschen Volke und einer seiner würdigen Verfassung spricht, zeigt sich seine Liebe zu den urwüchsigen Einrichtungen des deutschen Mittelalters: er möchte auch, daß bei der Einberufung des deutschen Reichstags echte Kenner des alten Deutschlands nicht übergangen würden, um ‚den übrigen Ständen den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen zu stellen'. Kannte doch die alte deutsche Gesetzgebung keine abstrakten Rechtsbegriffe, denn sie war ein echtes Kunstwerk des Volks, aus dem innersten Bedürfnis des Volks entstanden, und konnte daher auch nicht im geringsten irgend eine Forderung des Lebens verwischen, so daß sie ‚aus dem Gebiete eines bloßen Chemismus wirklich in das einer höhern Lebensregung' erhoben wurde: alle Gegensätze seien dabei naturwüchsig zur Geltung gekommen, da man das gesunde Bewußtsein hatte, daß ihr innerer Streit notwendig zum Leben gehöre, daß aber zugleich eine höhere Kraft darüber stehe, die das Ganze zusammenhalte. Nur im engsten Zusammenhange mit dem Volksbewußtsein können sich auch echte Persönlichkeiten behaupten, deren Merkmal doch keineswegs Berechnung, diplomatische Geschicklichkeit und eine lavierende Klugheit, sondern die makellose Rechtschaffenheit, die Unschuld des Geistes und Herzens sind. Und so ruft Görres am Vorabend der Befreiungskriege aus, da sein Glaube an die Zukunft Deutschlands noch durch keine schlimmen Erfahrungen getrübt war: ‚Noch ist die Menge rechtlicher Menschen im Volke groß, die mitten in der weltklugen Zeit ihre Unschuld sich bewahren und aus dem äußerlichen Sturm ihre Überzeugung in innerer Seele gerettet haben. Es brennt in ihnen fort das ewige Feuer der heiligen Lampe, das im öffentlichen Leben zu erlöschen droht. Die frühere Einfalt hat in ihnen eine Stätte sich erhalten, und die alten Formen haben zu ihnen sich geflüchtet.'

4.

Die unbeschränkte Achtung vor der Vergangenheit, die bei Görres aufs engste zusammenhing mit dem Gedanken des ungehinderten Wachstums der volkstümlichen Formen, die Liebe zum Alten und zugleich zu dem organisch damit verbundenen Neuen, mußte vielen unter seinen denkenden Zeitgenossen als etwas Unbegreifliches erscheinen; denn diese höhere Art politischer Gesinnung, der doch das Zeichen der Freiheit eingeprägt war, konnte in keine Schablone gebracht und mit keinem landläufigen Ausdruck erschöpft werden, weshalb auch Görres in einem Briefe aus seinem Straßburger Exil einmal bemerkt: ‚Hier können sich die Leute noch nicht von der Bewunderung erholen, in die sie über einen Liberalismus geraten sind, der sich wie der meinige mit dem Adel und dem Papste verträgt.' In jedem aus dem geschichtlichen Leben herausgewachsenen Stande sah er ein zur Bereicherung des Lebens notwendiges Gebilde, das jedes andere Gebilde der Gesellschaft mit Achtung und Liebe zu seiner eigenen Ergänzung wünschen sollte, denn die Nivellierung der Stände würde ja nur Kahlheit des gesellschaftlichen Lebens mit sich bringen. Nichts war Görres so widrig als die hohle, aufgeblasene und dünkelhafte Art eines

Adels, der diesen Namen gar nicht verdient, und der notwendig an seiner eigenen Hohlheit zugrunde gehen muß, dagegen hatte er eine sehr hohe Vorstellung von einem echten Adelstande, der sich durch Tüchtigkeit, wahre Würde und adelige Gesinnung auszeichnen sollte und für die höchsten Stellen, wo sich sonst Plattheit und Gesinnungslosigkeit wie zu Hause fühlten, wirklich geeignet wäre. In einem Briefe aus dem Jahre 1811 an den jüngsten Bruder des Fürstprimas von Dalberg bemerkt Görres: ‚Ich kenne wohl die unsägliche Hohlheit unseres Adels und der Fürsten, und daß man einem von ihnen schon Dank wissen muß, wenn er sich aus der Leerheit nur herausarbeitet.‘ Und etwa drei Jahrzehnte später sagt er über den Erzherzog Maximilian: ‚Ein Prinz, der geistreich ist und mit nicht affektierter, sondern natürlicher Wärme von höheren Dingen redet, ist ein seltener Vogel, der nicht gar oft hier zu Lande gefunden wird.‘ Verschliffene Höflinge, die ihre Flachheit und Unbedeutendheit förmlich als ihr Vorrecht betrachten und ihre Nichtigkeit wie ein Studium und Geschäft betreiben, könne fortan ein Volk, das etwas auf seine Würde hält, nicht dulden, es verlange zu seinen Führern nur solche Menschen, die Welt und Leben kennen und die wahre Kunst des Herrschens üben, auch bedürfe ein reifes Volk keiner Feldherren, denen ihre äußern Insignien als das Höchste auf Erden gelten und deren ganze Kraft in Dressur aufgegangen sei; auf allen Gebieten verlange es nach sittlich hochstehenden, gewandten und lebenskundigen Menschen, die genug Geist haben, um den Ansprüchen der Zeit zu genügen und die äußern Formen nach ihrem Wert zu schätzen und nicht sklavisch ihnen zu dienen.

Stets sollten wir darauf achten, daß im gesellschaftlichen Leben das Beharrende von dem Vergänglichen geschieden werde: vieles in den Formen des Staates und in der Zusammensetzung der Bestandteile der Gesellschaft muß sich ja notwendig überleben, denn jede Zeit hat ihre eigenen Bedürfnisse, und überlebte Formen lassen sich niemals auf Wunsch und Befehl ihrer Anhänger wieder ins Leben rufen. Kann doch der wahre Menschenkenner, selbst wenn er manche Gebilde früherer Zeiten denen der Gegenwart vorziehen muß, niemals ein einseitiger Lobredner der Vergangenheit sein, denn in der Nähe muß sich jede Zeit nicht nur mit ihrem Lichte, sondern noch deutlicher mit ihren Schatten zeigen, oder wie Görres es einmal ausdrückt: ‚Der ganze Planet mit allem Schmutz und Gift und allen Wüsten und Einöden geht als eine leuchtende Kugel glorreich durch den Himmel; wie eine ferne Marmorstadt mit allen ihren Türmen und Kuppeln und Obelisken liegt die Vergangenheit im warmen Abendlichte hinter uns. In der Gegenwart aber, wo wir zu Hause sind, wissen wir recht gut Bescheid um alle Winkel, krumme Wege, schlechtes Bauwerk und jede Unbequemlichkeit.‘ Kämpft ja in jeder Zeit das Gute mit dem Schlechten, wobei das Schlechte niemals auf die Dauer Bestand haben kann und der gesunden sittlichen Kraft früher oder später weichen muß mit derselben Notwendigkeit, wie der Nebel von der Sonne aufgelöst wird.

Gerade in dem Unverständnis, womit das Alte den sich regenden neuen Kräften gegenübersteht, sieht Görres eines der großen Übel des gesellschaftlichen Lebens der letzten Jahrhunderte, denn er ist überzeugt, daß gerade dadurch

das Alte allmählich ‚verstockt, verdummt, starr und ungelenk' werde: er ist kein Freund der ‚Enthusiasten der Vergangenheit', die im Staatsregiment eine in ihren Köpfen zurechtgelegte Einheit, die doch nur Nivellierung sein kann, herstellen möchten; er sieht genau die Verschiedenheit der Lebenskräfte, die nicht durch einen Erlaß von oben, nicht durch verstandesmäßige Dekrete geeinigt werden können, sondern nur ‚durch die überlegene geistige Beherrschung der Entzweiung'. Alle Kopfprodukte eines falschen Konservatismus sind in seinen Augen ebenso schädlich wie die Kopfprodukte eines Radikalismus, der sich einen falschen und daher schädlichen Begriff vom Fortschritt gemacht hat. Gewiß läßt sich die Tatsache, daß die Menschheit fortschreitet auf ihrer Lebensbahn, nicht in Abrede stellen, aber nur das abstrakte Denken kann darauf verfallen, diese Tatsache in den Mittelpunkt einer Lebensansicht zu stellen und sie in willkürlicher und daher gefährlicher Weise zu verallgemeinern. Gibt es ja nichts Abstoßenderes als eine Theorie, die willkürlich mit den Lebenskräften schaltet. Görres sagt einmal von dieser Neigung des radikalen Denkens: ‚Die Theorie ist scharf wie Schwertesschneide und wie Feuersflamme fressend; alles Menschliche aber ist aus Entgegengesetztem gemischt und in milden Übergängen temperiert, und seine Natur haßt wie Gift alles Unmäßige.'

Fortschritt kann ja nichts anderes bedeuten, als daß wir an Tüchtigkeit und sittlicher Kraft unsere Vorfahren übertreffen sollten. Sind wir nun wirklich in allen Lebensgebieten gesünder, tüchtiger, sittlicher, geistiger und freier? Und was ist die Freiheit, auf deren Erlangung wir so stolz zu sein scheinen? Gibt es denn eigentliche Freiheit ohne Selbstbeherrschung und ohne eindringliches Verständnis für das Wichtigste im Leben? Görres tritt überall für die echte Freiheit ein, nicht für die radikale Redensart von einer Freiheit, die im Grunde doch bloß despotische Willkür ist. Wahre Freiheit kann nur als die höchste Errungenschaft eines ihrer würdigen Volkes gelten, und wer ihrer nicht würdig ist, kann sie auch gar nicht festhalten. Und doch wie viele gibt es gerade in der neuern Zeit, die mit der Phrase der falschen Freiheit die Welt betören. Görres charakterisiert sie in einem seiner Vorträge über Weltgeschichte: ‚Kenne ich denn diese Thyrsusschwinger nicht, die von frostiger Begeisterung und begeistertem Frost getrieben vor der betörten Menge herziehen, und selber leer, die Leeren mit leeren Phrasen besprechen und beschwören, und hat auch einer von den Gauklern allen irgend je die Prüfung eines echten Geschicks bestanden? Von ihrem mutigen Freisinn machen sie uns, wie von allem, viel Reden, aber nie läßt einer von ihnen sich da betreten, wo es gilt, wirklich freien Sinn mit Mut zu verteidigen; sie finden es bequemer, überall sich an die herrschende Macht zu hängen und unter ihrem Stempel ihre falsche Münze auszuprägen. Nimmer mag echter und rechter Freisinn auf anderer Unterlage als auf einem unerschütterlich festen religiös sittlichen Grunde gedeihen, weil er allein jeglicher Tat im Entstehen sichern Ausgangspunkt und Halt gewährt, mit dem geordneten Maße sie umschreibt, und sie nicht eigensüchtigen Zwecken, sondern dem rechten Ziele zulenkt.'

Nicht die Ablösung vom Boden der Wirklichkeit, von den volkstümlichen Sitten, von der Vergangenheit, von der geistigen Gemeinschaft mit dem Volke

und seiner Religion kann Freiheit heißen, sondern nur die innere Errungenschaft einer höherr Welt auf dem festen Boden der volkstümlichen Wirklichkeit. Bei Görres selbst war das Gefühl der Gemeinschaft nicht nur mit seinem ganzen Volk, sondern auch mit seiner engeren Heimat so stark entwickelt, daß er aus dem Exil im Jahre 1826 an seine Tochter schreiben konnte: ‚In den ersten anderthalb Jahren, als ich hier war, kam mir häufig in der Nacht in dem Augenblicke zwischen Schlaf und Wachen vor, als schwebe ich ohne Halt und Wurzel ausgerissen über der Erde.' Wenn er sich im Exil immer mehr seiner heimatlichen Kirche zuneigte und sich immer fester auf den kirchlichen Boden stellte, so war es keineswegs eine plötzliche Wandlung, sondern nur der Ausdruck seines Verlangens nach einem Zusammenhange mit den tieferen Bedürfnissen des Volkes, daneben auch die Äußerung seiner Einsicht in die Aufgaben kirchlichen Lebens und seines eigenen religiösen Bedürfnisses. Nicht äußere Einflüsse haben ihn auf den Standpunkt gebracht, den er seit seinem Straßburger Exil offen und deutlich einzunehmen begann: er wurde dazu gerade von seiner innern Unbefangenheit geführt. Fremd war ihm jedes Verlangen, eine Führerrolle zu spielen, und was er im Jahre 1804 in der Vorrede zu seinen Aphorismen über die Kunst sagt, daß er keinem Parteiführer unbedingt huldigen und auch selber kein Parteiführer werden möge, da er für das eine zu stolz und für das andere zu wenig eitel sei, war eine der Grundwahrheiten seines Lebens. Wonach er aus dem Grunde seines Charakters verlangte, war eben das Gleichgewicht zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft, die ganze Fülle des Lebens, der sicherste Boden für die Freiheit. Auf kein einziges der üblichen Schlagwörter konnte er sich beeidigen lassen, sich keiner einzigen politischen Strömung anvertrauen. Gerade im Exil, wo er über den Kampf der politischen Parteien in Frankreich eindringlich nachdachte und sah, daß die gleichen Parteikämpfe später notwendig auch in seinem Vaterlande hervorbrechen würden, konnte in ihm die Überzeugung reif werden, daß für seine Art Freiheitsgefühl und für seine Auffassung der Gerechtigkeit und des Volksbewußtseins niemals eine Partei mit einer einseitigen Forderung an den Staat und mit einer beschränkten Parole eine geeignete Stätte abgeben könnte. Schon im Jahre 1823 bemerkt er über den Kampf der französischen Liberalen mit ihren entschiedensten Gegnern: ‚Aber das Nötigste von allem entgeht ihnen durchaus, eben wie den Ultras, nämlich die Unbefangenheit. Sie lassen nur heran, was ihren vorgefaßten Meinungen dient, und ihre Geschichte ist daher ein Freskobild nach den Regeln aus ihrem Standpunkte gemalt, und darum auf ihrem Standpunkte allein auch richtig und recht, auf allen andern schief. Obgleich sich manches Bessere zu rühren anfängt, ist der ganze Liberalismus vorderhand nicht mehr als Enzyklopädismus in die Politik übergetragen, wie der Ultrakram ein potenzierter Jesuitismus aus dessen schlechtester Zeit heraus.' Schon früher in seiner Schrift über die heilige Allianz und die Völker hatte er den französischen Enzyklopädismus und den materialistischen Aufklärungsgedanken, diesen unmittelbaren Vorgänger der Revolution, als einen sehr nahen Verwandten der Gedanken vom Staate, die an den verschiedenen Höfen Europas herrschten, als ‚die abgezogenen Theorien der hofüblichen Praxis' erkannt: die aufgeklärten Geister hätten diese Praxis

,nur nach ihrer Weise ausspintisiert und in ihren Kolben chemisch aus dem gelieferten Material übergetrieben'.

Was Görres anstrebt, ist der höhere Zusammenklang der einander widerstreitenden Kräfte der Gesellschaft, denn jede dieser Kräfte hat doch ihre Berechtigung nur im engsten Zusammenhange mit den andern und muß zerstörend wirken, sobald sie für sich bestehen will und sich auf Kosten der andern behauptet. Freiheit und Selbstbeherrschung, Selbstbestimmung und die volle Anerkennung einer Autorität müssen miteinander gehen; denn beide kommen sie aus der gleichen Lebenswurzel, ebenso die Tradition und das Neue. Kann man sich denn unser Leben ohne die Vergangenheit, aus deren Schoße es entstanden ist, und ohne eine Zukunft, die im Schoße der Gegenwart liegt, auch nur vorstellen? Deshalb müssen wir durchaus Achtung vor der Vergangenheit und auch wahre Teilnahme für die Entwicklung unserer Zukunft haben: geht doch durch alle Zeiten ,eine große Bindung vom Ursprung her', sind doch die Geschlechter miteinander aufs engste verknüpft, so daß die Überlieferung geradezu die Grundlage menschlichen Zusammenlebens bildet. Darin besteht ja die Bedingung wahren Lebens, daß das Neue unmittelbar aus dem Alten hervorwachse, und beide sich gegenseitig durchdringen sollten. Deshalb sollte auch die Autorität, gerade weil sie auf der Überlieferung von Jahrhunderten, auf der Erfahrung und der Weisheit der Reife beruht, die Keime des Neuen richtig zum Wachsen bringen und sich ja keine Unlauterkeit, geschweige denn ein Unrecht zuschulden kommen lassen, sondern unparteiisch ,den Antagonismus der Tätigkeiten' überschauen und überwachen. Immer wieder drängt Görres darauf, daß alle fruchtbaren Kräfte voll zum Gedeihen gebracht werden möchten.

5.

Aus seiner Vorstellung von der Einheit aller schöpferischen Kräfte in der Gesellschaft kommt seine hie und da zu weit gehende Liebe zum Mittelalter, da er dort im Gegensatze zu der neueren Zeit die ganze Fülle der Kräfte in freier Entfaltung sieht. Auf alle Weise suchte er die Vorurteile, mit denen das Zeitalter der Aufklärung einer gerechten Auffassung des Mittelalters entgegenarbeitete, zu heben: er bewunderte den starken Aufbau der Institutionen jener Zeit, die alte deutsche Gesetzgebung, die so urwüchsig aus der vollen Einheit der damaligen Lebensansicht hervorging, die damalige Kunst, das damalige Gewerbe und die Erzeugnisse der Dichtkunst, ja selbst die Auswüchse des scharfsinnigen Denkens, die Schlagfertigkeit und Eindringlichkeit einer Philosophie, mit der das langsame Denken der neueren Zeit, hinsichtlich der Beweglichkeit und des Scharfsinns der Gedanken, gar nicht verglichen werden dürfe. Aus den auf uns gekommenen Denkmälern des Mittelalters schließt er auf die lebendige Fülle einer Kultur, über die der flache Rationalismus wahrlich kein Recht gehabt hätte, mit kaltem Spotte hinwegzugehen: wie armselig müßte sich die Antwort unserer Zeit ausnehmen auf die Frage, die das Mittelalter an sie über den wahren Wert und den tieferen Gehalt ihrer schöpferischen Kräfte richten wollte. Görres läßt nun das Mittelalter der sich überhebenden neueren Zeit sagen: ,In keinem Dinge haben wir eine wirklich schaffende Kraft an dir ver-

Hans Holbein d. J./Madonna mit Kind, Basel



Nach einem Kohledruck von Braun u. Cie., Dornach i. E.

spürt, die Quelle aller wahrhaft bildenden Triebe ist in dir versiegt; jeder stillen, gesammelten Innigkeit, die aufs Erhalten geht, hast du abgesagt; dagegen ist eine fressende Flamme in dich eingekehrt, zerstörend ist dein ganzes Wesen, und Niederreißen allein ist deine Stärke.' Ist doch nicht nur die neuere Kunst, sondern auch das Wissen der neueren Zeit auf die Sinne und auf ein Vergängliches zurückgeführt, auf ein Spiel mit Atomen in der Welt der Elemente. Auch das ganze politische Leben der neueren Zeit, das ja mit der veränderten Lebensansicht aufs engste verbunden ist, beruht doch vorwiegend auf einer materiellen Grundlage und will auch auf keine andere zurückgeführt werden.

Mag Görres in dieser Charakterisierung mit zu starken Pinselstrichen verfahren, aber das tiefere Nachdenken über die verworrenen Kräfte im Leben der neueren Gesellschaft kann im ganzen keine zu große Übertreibung darin sehen, daß Görres diese Kräfte bezeichnet als ‚eine gärende Bewegung ohne Resultat, ein ehrloses Verhüllen, Vertuschen und Belügen, ein Bemänteln und Betrügen, ein Hadern ohne Kraft und Würde, eine stille Übereinkunft in wechselseitigem Lug und Betrug bis zu den geringsten Lebensgeschäften herab'. In der modernen Staatskunst liegt ja eine Unehrlichkeit, die sich hinter diplomatischen Formen verborgen hält und sich zu ihrem eigenen Wesen nicht bekennen will, der moderne Staat sucht ja seine Macht sogar auf Gebiete auszudehnen, die ihm gar nicht zugehören, und das Netz seines Polizeisystems sogar auf das Familienleben auszuwerfen, alles persönliche Leben zu vernichten, ja selbst das kirchliche Leben sich untertänig zu machen und bloß zu einem Mittel bei der Erreichung seiner materiellen Zwecke herabzuwürdigen. Der Gedanke eines vollkommen durchgeführten Polizeistaates muß die notwendige Folge der ganzen neueren Ansicht von den Aufgaben des Staates sein: er ist die reife Frucht des neuen Heidentums, das sich von dem frühern Heidentum durch die Sucht der Gleichmacherei und durch Kahlheit unterscheidet, und ganz besonders durch die Sucht nach Geld und Erwerb, durch ‚die Buhlerei mit dem Golde, das als die eine und alleinige wägbare Idee im öffentlichen Leben umläuft und vom Fürsten der Gnomen zum Gott der Menschen erhoben ist, vor dessen Altären sie nun Huren- und Baalsdienste treiben'. Im engsten Zusammenhange damit steht auch die ganze Selbstsucht der neueren Staaten und der Parteien im Staate, die Lieblosigkeit und Flüchtigkeit gegen das Wichtigste im Leben. ‚Könnte jemand zu ihrem Golde noch die Lebensessenz hinzufügen und sie damit von der einzigen letzten unabwendbaren, drückenden Angst befreien, er würde ihnen der Gott der Götter sein, und nach jenem würden sie ferner mit keinem Auge sehen' — so schrieb Görres schon im Jahre 1815, zu einer Zeit, wo der Industrialismus sich erst zu regen anfing. Und zwanzig Jahre später charakterisiert er die industrielle Grundlage und die Geldsucht, worauf die neuere Zeit eine Kultur aufzubauen gedenkt: ‚Da hat denn der Zwergkönig Alberich der Heldensage seine Puxen, Gnomen und Kobolde durch alle Adern der Erde ausgesendet, daß sie emsig arbeiten in den Schachten, und kundige Schmiede das Metall ausschmieden, damit Goldes Glanz und Silbers Schein das Licht der Sonne überstrahle, und der verführerische Schimmer die Sterblichen betöre und verführe.

Die Salamander sind ausgesendet, daß sie arbeiten in den Feuerskräften, damit ihre verzehrende Glut in alle Adern sich ergieße, und die sinnliche Natur wieder in aller Lust entbrenne. Die Nixen und Wasserleute müssen in ihrem Elemente untertauchen und vom Grunde herauf Perlen und Korallen bringen, damit in kleinlicher Eitelkeit aufs neue sich das Leben zerstreue, und in Gier und Lust und Eitelkeit soll das höhere bessere Leben sich verstricken und sich mehr und mehr verfangen, bis es endlich, getroffen von dem Banne, gänzlich versteinert und erstarrt.'

Von der äußeren Unruhe kann man wohl auf die innere Zersetzung und von der hastigen Unsicherheit auch auf die krampfhaften Spannungen der Seele des neueren Menschen schließen. In seiner Schrift über die heilige Allianz und die Völker findet Görres im Wesen der neueren Zeit ,ungemeine, reife, glänzende, durchdringende Verstandeskraft, bei mattem, schlaffem Lebensmute, und ausgelassene Begier bei hinfälliger, welker und darum reizbarer Sinnlichkeit, dabei durchgängig eben so entschiedene Unvernunft, wie früher wohl gleicher Unverstand herrschend gewesen'. Die neuere Zeit hat die früheren festen Gebilde zersetzt und muß sie noch weiter zersetzen, denn weder kann sie rückwärts schreiten, noch auf dem einmal eingeschlagenen Wege Halt machen, bis sie vor ihren eigenen Schlußfolgerungen zurückschrecken und die Richtigkeit ihrer Ideale einsehen wird, die sie auf die Macht des Geldes und der Industrie gegründet hat. Beruht ja die ganze Geldwirtschaft der neueren Zeit nur auf einem ,feineren, zahmeren Faustrecht', trotz allen Verhüllungen und hochfliegenden Vorstellungen, womit die nackte Brutalität der Geldmacht umhüllt wird. Die Macht des Geldes bezeichnet Görres als die Verkörperung der unterirdischen Kräfte: ,Aller Reichtum ist unterirdischer Natur und stammt aus den Finsternissen.' Die ,gnomische Natur' des Geldes steht in einem entschiedenen Gegensatze zu allen höheren Kräften und ist daran zu erkennen, daß sie den Menschen an den Stoff bindet und daher erniedrigt: wo das Geld herrscht, kann sich niemals das Höhere entfalten. Schon in der Zeit der Befreiungskriege sagt Görres in einem Briefe an Jakob Grimm, daß alles Gute jetzt kaum toleriert werde in der Welt, und etwa ein Jahrzehnt darauf in einem Briefe an Sulpiz Boisserée: ,Das ist nun freilich die wundersame Gewalt des Geldes, das jetzt als Surrogat für alles fehlende andere einstehen muß, und Begeisterung, Eifer, Treue, Liebe, alles durch ein künstliches Ferment und eine Art von Düngsalz ersetzt, mit dem man dem kältesten, kärgsten Boden seine Frucht abzwingt.'

Der Radikalismus und der despotische Cäsarismus stehen mit den herrschenden Kräften der neueren Zeit in einem engeren Bunde, als es auf der Oberfläche scheinen könnte. Es ist ein willkürliches Ineinanderwerfen und Entwurzeln von Erscheinungen und ein unruhiges Verhalten zu den fruchtbaren Lebenskräften, ein Verkennen aller Gediegenheit und eine Zerstörungssucht, die mit den tiefsten Regungen der menschlichen Seele, mit Treue, Pietät und Liebe schaltet, als wenn sie Luftgebilde, und mit den festesten Beziehungen des Lebens, als wenn sie Schachfiguren wären. Der Hochmut und die Willkür sind dem Radikalismus und dem Cäsarismus gleichermaßen in ihr kaltes Gesicht ge-

schrieben: beide wollen sie die Fülle der Lebenskräfte einem vorgefaßten, nivellierenden Gedanken opfern, beide sind sie von Grund aus habsüchtige Tyrannen, denn, wie Görres sich einmal ausdrückt, ‚wer alles allein für sich haben will und dem andern nichts vergönnt, sei es Stand, Person oder Körperschaft, ist ein Tyrann und folglich auch ein Sklave; die Freiheit in der Mitte aber will nicht bloß liberal im Nehmen, sondern auch im Gestatten sein‘.

6.

Die Entfaltung der höheren Kräfte, die von Anbeginn ihr Gepräge der Kirche aufgedrückt haben, ist es, wofür Görres nicht nur in der Zeit seiner vorwiegend kirchenpolitischen Tätigkeit, sondern schon im Rheinischen Merkur mit aller Entschiedenheit eintrat: von jeher sah er in dem ganzen Verhalten des despotischen wie auch radikalen Rationalismus zur Kirche nicht nur die Ungerechtigkeit eines verwerflichen Hochmuts, sondern auch eine niedere Gesinnung, die sich auf Kosten der ehrwürdigsten Institution behaupte und aus der Beschränktheit ihrer eigenen Auffassung eine Tugend mache, ihre eigene Tyrannei für Freiheit des Geistes, und was sich dieser Tyrannei nicht unterordnen will, für Unfreiheit und pfäffisches Gelüste halten möchte.

Die Berührungspunkte und die innerste Verwandtschaft des Radikalismus und des Cäsarismus stellt Görres immer wieder in ein helles Licht, denn in dieser Einsicht wurzelt geradezu sein eigentliches politisches Bekenntnis. Schon als junger Mensch faßte er eine tiefe Abneigung gegen das französische Direktorium, das ‚hohnsprechend allen Maximen des Rechts und der natürlichen Billigkeit‘, Menschen und Völker wie leblose Dinge, wie ‚Marmorblöcke‘ betrachtete, um daraus das Gebäude eines kalten Despotismus zu errichten. Und war denn die Politik Napoleons, dieser ausgeprägteste Ausdruck des Cäsarismus, nicht zugleich die schärfste Äußerung der radikalen Willkür, für die es nichts Heiliges gibt, und die mit Eiden und Verträgen schaltet, als wenn sie selbst sich an die Stelle der Gottheit gesetzt hätte? Hat denn der Cäsarismus wie jeder andere Radikalismus nicht ein fertiges Prokrustesbett, in das er das menschliche Leben hineinzwängt und seinem despotischen Schema untertänig macht, so daß er alles, was in dieses nicht hineinpaßt, vernichten oder dem Boden gleichmachen will? Haben sie denn nicht beide eine niedere Vorstellung vom Volke, das sie mit dem Pöbel für gleich halten, und doch zur Erreichung ihrer Zwecke sich mit Vorliebe auf den Pöbel stützen?

Gerade die Volkstümlichkeit, die hohe Auffassung vom Volke hält Görres davon ab, sich zu der landläufigen Demokratie zu bekennen, denn auch in der Demokratie sieht er die despotische Herrschsucht der radikalen Menge, die keinen festen Mittelpunkt, keine Höhe und keine Anerkennung für den Geist haben kann. Gegen die Herrschaft der Menge hatte Görres von jeher eine nicht mindere Abneigung als gegen jede andere Despotie. Heißt es doch schon in seiner Schrift über die Resultate seiner Sendung nach Paris: ‚Wenn das Feuer vom Himmel statt nur das dargebrachte Opfer zugleich den Altar mitverzehrt, dann erhebt sich die losgelassene Menge, höhnt was sie anbetete und stürzt das Idol, nicht weil sie von seiner innern Unstatthaftigkeit über-

zeugt ist, sondern weil es sie drängt, weil sie einmal zwanglos zu rasen wünscht. Ein Abgrund verschlingt dann Mißbräuche und heilige Grundsätze, Moralität und Trug. Das lehrt die Geschichte und ein scharfer Blick in unsern Busen und die Verhältnisse der gegenwärtigen Menschenwelt.' Und ein Jahrzehnt darauf sieht er, wie die Menge betört und verführt werden könne und gerade für den besten Willen nur Tadel und für das Schlechte nur Lob finde, so daß die öffentliche Meinung nur zu ‚einem verworrenen nichtswürdigen Getöse' werde. Das Volk ist für ihn die organische Zusammensetzung aller Stände, die höchste Lebenseinheit, die alle Lebenskräfte einschließt und ‚nur den Pöbel aller Art von seinem Begriff ausschließt'. Volkstümlichkeit ist ja nur durch die Einigung aller Schichten der Bevölkerung möglich, und wo das Volkstümliche keine Stätte finden kann, dort herrscht immer radikale Verbildung oder die sich klug dünkende Schriftgelehrsamkeit, die sich hoch erhaben über dem Volke vorkommt, und die dabei nicht merkt, wie nieder dieser Dünkel ist.

Auf den wesentlichen Unterschied zwischen Volkstümlichkeit und künstlich großgezogener Demokratie legt Görres den Nachdruck seines politischen Denkens immer deutlicher und stärker. Während seines Straßburger Exils bemerkt er in einem Briefe, die demokratische Form erscheine ihm keineswegs als die allein vernünftige, ja sie komme ihm sogar ganz unvernünftig vor, wenn er ihr auch die Verständigkeit nicht absprechen könne: ‚Ich leugne keineswegs, daß nicht der Fortschritt der Kultur seit einem Jahrhundert und länger gegen die Demokratie hingeführt, ich glaube aber, daß wie die Magnetnadel, wenn sie zur äußersten Abweichung gekommen, wieder rückgängig, so auch in unserer Zeit der Punkt der höchsten Ausweichung entweder schon erreicht, oder wenigstens nahe ist, und daß alsdann eine gewisse Kompensation eintreten wird.' Darin besteht die Eigentümlichkeit seines politischen Denkens, daß er sich aus den scharfen Widersprüchen des modernen Lebens nicht in irgend einen konservativen Traum begibt, sich auch nicht mit dem beschränkten Wirklichkeitsgefühl des aus der Hand in den Mund lebenden Realpolitikers begnügt, noch auch mit den falschen Hoffnungen der von dem Boden der Volkstümlichkeit abgelösten Theoretiker etwas gemein hat. Da er von der Fülle des Lebens ausgeht, so sucht er über den Widersprüchen einen festen Halt, dem die zersetzende Kraft nichts anhaben könnte: er rechnet mit allen Erscheinungen der neueren Zeit, die ja mit Notwendigkeit ins Leben getreten seien, und daher zu ihrer Überwindung einen Standpunkt erfordern, von dem aus eine Übersicht über die gesamten Lebenskräfte möglich wäre. Vielleicht hat ja auch keine Zeit solche Anforderungen an die Geisteskraft des Menschen gestellt als die neuere, weshalb auch der einzelne Mensch es jetzt geradezu als seine Pflicht betrachten muß, seinen Blick für die volle Wirklichkeit zu schärfen und stets wachsam zu sein inmitten der widereinander streitenden Kräfte der Überlieferung und der unaufhaltsam heranrückenden Neuerungen, die ja auch nicht alle zurückgewiesen werden dürfen. Gerade inmitten so starker Gährungen ist die Verantwortung reifer Menschen gegen Vergangenheit und Zukunft unermeßlich, und jeder gewaltsame und unvorsichtige Schritt von unabsehbaren Folgen.

Wiewohl Görres der mittelalterlichen Kultur den Vorrang zugesteht,

so setzt er sich doch gewissenhaft mit allen Notwendigkeiten der Gegenwart auseinander: die frühere Kultur wäre ja nicht dahingeschwunden, wenn nicht das Leben mit neuen Notwendigkeiten herangerückt wäre, denen sie keinen Widerstand leisten konnte, wie ja auch die Antike vor der mittelalterlichen Kultur hat weichen müssen. An uns ist es nur, den höhern Willen der Vorsehung zu erkennen, der aus den einander ablösenden Zeiten spricht. Auch die Übel der neueren Zeit haben einen tieferen Grund, und wenn Vernunft und Gefühl jetzt auseinandergehen und wider einander streiten, so bezweckt doch die Vorsehung damit zweifelsohne eine höhere Einigung. Deshalb läßt er die neuere Zeit ausrufen: ‚Sieht auch der Bau, an dem mein Geist schon drei Jahrhunderte gebaut, in der Anlage einem Wirtschaftsgebäude gleich, und hat der Satan manchen Stein dazu herbeigeschleppt, er wird doch zuletzt ein Gotteshaus.' Görres ist überzeugt, daß die Vorsehung die Menschheit niemals von der festgegründeten Mitte der Wahrheit so weit abirren lassen könne, daß der Weg dahin nicht mehr gefunden würde, denn die Lebenskräfte greifen so ineinander, daß die schöpferischen doch immer über die zerstörenden siegen, ja zuletzt geht sogar alles Negative willig in den schöpferischen Kräften auf: ohne den Sieg dieser könnte die Menschheit gar nicht bestehen, ohne die feste Mitte, wo die Wahrheit ruht, wäre alles nur Schwanken und Vernichtung.

Die Eigenschaft des schöpferischen Geistes im Gegensatze zu jeder Art von fertigem Schema ist, daß er ein Gleichgewicht zwischen dem unzerstörbaren Gehalte der Überlieferung und den Forderungen der Zeit nach Verjüngung und nach Anpassung dieses Gehaltes herzustellen weiß. Alles Echte ist unabhängig von den Schwankungen des Zeitgeistes und gelangt notwendig zur Geltung trotz allen Hindernissen, die sich ihm entgegenstellen, wie die Gerechtigkeit, die ja auch unbeirrt in der Geschichte der Menschheit waltet. Das war auch die tiefste Überzeugung bei Görres. Noch kurz vor seinem Tode rief er aus: ‚Das Recht aber bleibt ungekränkt, gestern wie heute, immer dasselbe und unwandelbar.' Sein ganzes Leben lang war er nicht müde, diese Überzeugung auf alle Weise zu wiederholen und mit seiner ganzen Person zu vertreten. Ein friedliches Gedeihen der menschlichen Gesellschaft kann auf keiner andern Grundlage ruhen als auf dem Verlangen der einzelnen Menschen und der einzelnen Gemeinschaften, einander durchaus gerecht zu sein, und so muß auch das Alte dem Neuen Gerechtigkeit widerfahren lassen, damit das Neue ihm ebenfalls gerecht werden könne. Die ganze Geschichte der Menschheit spricht so laut von den Folgen der geringsten Ungerechtigkeit, geschweige denn der bewußten und angreifenden, und doch fahren die Menschen fort, darauf nicht zu hören, wiewohl schon die Selbsterhaltung ihnen dies laut gebieten sollte: jede Überschreitung eines moralischen Gesetzes, jeder Eingriff in die Rechte des andern, jede Vergewaltigung muß sich notwendig in der Geschichte rächen. Solange die menschliche Gesellschaft die einfachen moralischen Wahrheiten nicht ebenso anerkennt wie die Gesetze der Physik und glaubt, das Recht auf Gewalt aufbauen zu können, nicht auf einer höheren Autorität, die sich zu der Menschheit verhält wie das Licht zu der Finsternis, kann sie noch keineswegs Anspruch darauf erheben, eine gesittete Gesellschaft zu heißen. Die moralischen Gesetze,

die alle aus dem obersten Gesetze der Gerechtigkeit fließen, sind stärker als alle irdischen Gewalten. Steht doch die Gerechtigkeit in unmittelbarer Nähe Gottes, der auch gar nichts anderes von den Menschen fordert und jede Abweichung von seiner Forderung oft langsam, aber nur um so sicherer sühnt.

Im Grunde wissen auch die Menschen gut, was Gerechtigkeit ist, wenn sie mit offenen Augen einherwandeln und sich nicht von der Verworrenheit ihrer Triebe gefangen nehmen lassen. Die Moral im Leben des einzelnen ist auch die der Gesellschaft. Pflichten und Rechte sind die unerschütterliche Grundlage des Zusammenlebens, und keineswegs ist die Gewalt eine solche Grundlage. Durch die Verwirrung der klaren Vorstellungen von Recht und Pflicht, durch die Verherrlichung der Gewalt und der Willkür, sei es in ihrer radikalen, sei es in ihrer despotischen Gestalt, muß die ganze Politik mit allen ihren Klügeleien immer wieder nach angestiftetem Unheil zerschellen. Görres charakterisiert einmal die europäische Politik: ‚Aber so allerwärts seit Jahrhunderten nur die bloße Gewalt, gegründet auf treulose Politik. Die Idee, auf der sie selbst ruhen sollten, untergrabend, nichts kultivierend als Dummheit und Kraftlosigkeit, also in allen Lebensteilen dekrepit geworden, wird es ihnen zu gar nichts helfen, als daß die ganze Bank miteinander bricht.‘ Die Überzeugung von dem ‚Sturze des ganzen morschen europäischen Staatsgebäudes‘, die er schon im Jahre 1820 hatte, bekundete er sein Leben lang im Anblick der Willkür von oben, der ja als notwendiger Widerhall die Willkür von unten antwortet, und bisweilen entfuhren ihm in Entrüstung harte Worte über den europäischen Machiavellismus. ‚Alle wirtschaften wie ein Haufe desperater Landsknechte am Abend vor einer großen Mordschlacht,‘ sagte er im Jahre 1840 über die politische Lage Europas. Schon etwa ein Vierteljahrhundert zuvor hatte er das Wort von Gruterus angeführt, daß alle auf Machiavelli schelten und doch alle ihn üben. Ist es doch so mit der europäischen Politik bestellt, als wenn das Christentum noch gar nicht in die Welt gekommen wäre. ‚Die Kabinettspolitik und das Gesandtenspürwesen‘, d. h. die europäische Diplomatenkunst, ist doch reinster Machiavellismus. Schon im Rheinischen Merkur charakterisierte Görres die Politik des Machiavellismus, die Napoleon nur mit größerer Kühnheit und Rücksichtslosigkeit übte, als ihre andern Vertreter, die seit dem westfälischen Frieden an allen Höfen maßgebend wurden: ‚In jeden Frieden weiß sie mit Taschenspielerkünsten den Samen eines neuen Krieges hineinzuwerfen, den sie in ihrer verräterischen Ruhe begießt und pflegt, bis ein Giftbaum, hoch aufgeschossen, sie erfreut und labt; wie Wasser anspült an den Fuß der Dämme, bis es sie unterhöhlt, so nagt sie an ihren Schwüren und Gelöbnissen, bis sie zusammenstürzen, und dann die Fluten ihrer frechen Gewalt über die Völker von neuem sich ergießen.‘ Und in seiner Schrift über die heilige Allianz und die Völker findet er Worte der gerechten Entrüstung über die Politiker aus der Schule Machiavellis, die die Gewalttätigkeit und den diplomatischen Betrug förmlich zum Grundsatz der Staatskunst erhoben haben und jede andere Ansicht für gefährliche Torheit eines überspannten Gewissens halten, so daß nur ‚die Künste der Pfiffigkeit, der List, des aufs feinste ausgesponnenen Betruges und der kalkulierenden Selbstsucht, deren die Schelmenzunft in prahlender Groß-

tuerei sich rühmt, und wie die Richelieus, die Alberonis und hundert andere sie geübt', als das Heil der Staaten und Völker gepriesen werden.

Was kann auch aus der Vergewaltigung des einen Volkes durch das andere und aus der diplomatischen Schlauheit Gutes hervorgehen? Görres steht nicht an, auf Grund der bitteren Erfahrungen des deutschen Volkes in der Zeit der napoleonischen Kriege, seiner Überzeugung aufs entschiedenste Ausdruck zu geben, daß alles, was die Gewalttat sich aneignet, nichts als Raub, und der Krieg, den die Gewalttat entfesselt, nur Straßenräuberei heißen könne: ‚Alle sogenannten Reunionen, wo ein fremdes Volk ein Land mit Mann und Maus verschlingt, und das Fremdartigste sich anzueignen strebt, sind an sich nichtig und dauern vor dem Rechte nur so lange, als die Gewalt, die sie erzwungen hat.' Ist doch jedes Volk wie jeder einzelne Mensch etwas Unverletzbares, und wenn der einzelne Mensch auf einer hohen Stufe die ihm angetane Vergewaltigung verzeihen dürfe, so dürfen es die Völker schon deshalb nicht, weil es ihre Pflicht sei, ihre Besonderheit und ihre damit verbundenen Rechte zu wahren, und die Preisgebung dieser Rechte von einer Schwäche zeugen würde, die sich nicht nur an ihnen selbst, sondern nicht minder an den Vergewaltigern früher oder später rächen müßte. Daher sieht auch Görres in der Teilung Polens den Höhepunkt des Machiavellismus, den deutlichen Ausdruck der die europäischen Völker beherrschenden ‚heidnischen Politik'. Er verlangt, daß das Recht selbstbewußt, erhobenen Hauptes und sogar geharnischt einhergehe und vor keiner Gewalt weiche. Deshalb meinte er schon während der Befreiungskriege, die Religion sei nicht etwas, das in die gesellschaftliche Ordnung so wenig wie nur möglich einzugreifen habe, und die Kirche nicht ‚eines der Raspel- und Haspelhäuser, aus denen sich der Staat zusammenbaut'. Die Religion mit ihrem höhern Gebote der Gerechtigkeit, das nicht etwa das Ergebnis ethischen Denkens, sondern die Grundlage unseres Lebens, der Sinn und die Sanktion der Beziehungen zwischen den einzelnen und den Völkern ist, müsse aufs engste mit dem Leben verbunden sein. Hat doch das Christentum die Gleichheit der Menschen vor Gott verkündet und dadurch die Gewalttätigkeit und jeden sklavischen Sinn vernichtet. Gewiß hat die wahre Freiheit nicht auf einmal die Gewalttätigkeit verdrängen können, aber durch die Verkündigung der Wiedergeburt und der Liebe hat das Christentum die Menschen inniger aneinander geknüpft, und die Menschheit wird auch nicht eher ruhen, als bis sie den von oben verkündeten Geboten der Gerechtigkeit immer näher gekommen sei.

7.

Auf der Höhe seiner patriotischen Begeisterung sah Görres schon die Notwendigkeit der Einigung der einzelnen Völker durch eine feste höhere Vorstellung innerster Zusammengehörigkeit ein: bei allem patriotischen Gefühle darf sich doch kein Volk zur Selbstüberhebung hinreißen lassen, denn es gibt keine vollkommenen Völker, wie es keine vollkommenen einzelnen Menschen geben kann; jedes Volk hat etwas mitbekommen, was dem andern mangelt. Über den Völkern und den Staaten muß versöhnend und verknüpfend das Christentum stehen — das war Görres schon im Jahre 1810 vollkommen klar. Er

empfand zwar damals die ganze Schwierigkeit für den vom Boden der Überlieferung abgelösten Menschen der neueren Zeit, sich dem in der Kirche verkörperten Christentum aufs engste anzuschließen, aber er bewunderte die Festigkeit, womit die Kirche an der Überlieferung hielt und allen Ansturm der sie bedrohenden Wellen ruhig zurückwies. Schon damals mag ihm die Einsicht gekommen sein, daß die Kirche ‚die große Weberin der Zeiten' sei.

Von jeher erschien ihm die Vorstellung des Priestertums als mit dem gesellschaftlichen Leben, mit den Anfängen und der Blüte der Kultur aufs engste verknüpft: seine Studien zur Mythengeschichte führten ihn weit ab von allen vorgefaßten Meinungen, mit denen das Zeitalter der Aufklärung an Religion und Kirche herantrat. Aber gerade weil er eine hohe Vorstellung vom Priestertum hatte, konnte er sich mit den Mängeln, die ihm damals an dem Priesterstande entgegentraten, nicht leicht abfinden; nur bei wenigen unter den Vertretern der katholischen und der protestantischen Kirche fand er wahre Begeisterung: ‚Was ist aus der Flamme geworden, die wie ein klarer, heller Blitz über den Häuptern der Apostel schwebte? Sie suchen immerdar etwas, das sie verloren, aber nicht über sich im Himmel, unten auf der Erde irrt ihr Blick, von irdischem Interesse festgehalten; wenige möchten das Beispiel dessen, der würdig an ihrer Spitze steht, nachahmen wollen. Und wie sie von dieser Seite sich geben, hat das Volk sie genommen und betrachtet sie kaum mit größerer Achtung als irgendeinen andern der gewerbetreibenden Stände aus seiner Mitte. Emsig hat ein großer Teil desselben, besonders unter den Protestanten, am Aufklärungsgeschäft geholfen; die trägere Masse, vorzüglich unter den Katholiken, hat in leeren Formen sich versponnen, und ihnen ist das lebendige Wort im Munde erstarrt.' Wirkte doch der Rationalismus im achtzehnten Jahrhundert unter den hohen Würdenträgern der katholischen Kirche vielleicht noch zersetzender als unter den Vertretern des Protestantismus, denn sie schauten auf die wahre Frömmigkeit, die nach wie vor in der untern Geistlichkeit lebte, als auf etwas Überwundenes herab, woran nur Unbildung teilnehmen möge. Schon im Rheinischen Merkur stellte Görres den Satz auf, daß die Kirche entweder in ihrem Wesen ganz anerkannt, oder ganz ausgetilgt werden müsse, d. h. daß es der Kirche gegenüber keine Halbheit geben könne. Zugleich trat ihm die Kirche als das Bollwerk gegen die zersetzenden Widersprüche der neueren Zeit, als der festeste Schutz der wichtigsten Überlieferungen entgegen.

Das Papsttum als Institution, die seit der ersten Zeit des Christentums alle Jahrhunderte beherrscht, konnte er von seiner Vorstellung der Kirche nicht trennen; er konnte ein Gefühl der Entrüstung gegen die Aufklärer nicht unterdrücken, die mit größter Ehrfurcht ein altes Pergament aufbewahren und studieren, gegen die Kirche aber sich wie zerstörende Vandalen benehmen. Obschon er die Schattenseiten und Menschlichkeiten in der Kirche genau beobachtete, so trennte er doch immer den Geist von dem irdischen Stoff, denn von jeher war er von der Überzeugung durchdrungen, die sich in ihm mit der Zeit nur befestigte, daß der Geist von oben die Kirche baue ‚nicht in Steinen, sondern in Menschenherzen'. Wo der Staat sich die Kirche untertänig machen will, dort tritt Görres mit aller Kraft gegen den Staat für die Kirche ein. Aber er ist

weit davon entfernt, dem Staate seine natürlichen Rechte und sein irdisches Gebiet irgendwie zu schmälern. Stets behält er die sich ergänzenden Kräfte des Lebens im Auge; wenn er an die untern Kräfte denkt, so läßt er keinen Augenblick die höheren außer acht. Er ist bereit, die Kirche auf ihr höheres Gebiet zurückzuweisen, wenn sie sich die ihr nicht zukommenden Rechte anmaßen wollte, aber dem Staate hält er stets die Pflichten entgegen, die der Staat, um sich selbst treu zu bleiben, der Kirche gegenüber auf sich zu nehmen hat. Beide müssen sie ganz selbständig sein und ihr nach außen abgegrenztes Gebiet durchaus wahren, wobei der Staat den Geist, der in der Kirche verkörpert ist, als unentbehrlich, ja als den Ursprung seiner eigenen Existenz und die Bedingung seiner Fortdauer anerkennen muß. Jede Überschreitung der nach außen fest gezogenen Grenzen muß sich notwendig sowohl an der Kirche rächen, wie in der Zeit ihres Machtgelüstes, die auf den Papst Gregor VII. gefolgt war, als auch an dem Staate, wie in der neueren Zeit.

Kirche und Staat sind einander beigeordnet. Der große Fehler der Reformation zeigt sich gerade darin, daß sie die Kirche abhängig vom Staate gemacht hat, und daß somit das Christentum die ganze Errungenschaft, wodurch es sich in jahrhundertelangen Kämpfen vom Heidentum befreit hat, wieder preisgeben muß. Als Verkörperung des christlichen Geistes kann die Kirche niemals ein Anhängsel des Staates sein, und wer sich ruhig damit abfindet oder sogar diese Abhängigkeit anstrebt, der arbeitet an der Erniedrigung des Geistes und keineswegs an seiner Erhöhung. Wahrt die Kirche nicht mit aller Wachsamkeit und Entschiedenheit die Unabhängigkeit ihres Gebietes, so muß sie unwillkürlich in den Dienst des Staates treten und von den Machthabern, die sich so oder anders im Zusammenhange mit dem Zeitgeiste behaupten, stets zu ihren Zwecken ausgenützt und erniedrigt werden. Die Menschheit kann auch gar nicht den von ihr ersehnten Frieden erlangen, solange die Kirche und der Staat in ihrer Stellung zueinander nicht das Gleichgewicht gefunden haben, aus dem ja allein die schöpferische Kraft des allseitigen Gedeihens hervorgehen kann. Vielleicht kann gerade aus den tief in den Verhältnissen der neueren Zeit begründeten geistigen Kämpfen das Gleichgewicht immer deutlicher hervortreten, noch deutlicher als die Vorstellung, die Karl der Große davon hatte, in der sämtliche Bedürfnisse des Lebens berücksichtigt waren, so daß damals auch die Vorstellung vom Staate weit erhabener und vielseitiger war, als später, wo der Staat sich seiner eigenen Schwachheit bewußt war und daher hochmütig wurde. Alle vernichtenden Kämpfe, in die der Staat und die Kirche des Mittelalters verwickelt waren, kamen nur aus der Störung dieses Gleichgewichtes: das Band der geistigen Einheit des Lebens war durchschnitten, die gebundenen Kräfte wichen von ihrem Mittelpunkte und stürzten sich aufeinander, oder, wie Görres es in der Zeit, wo er seinen kirchenpolitischen Standpunkt schon fest behauptete, einmal bildlich ausdrückt: ‚Neigungen zu der Geißel von der einen Seite und zur Knute von der andern forderten gegenseitig sich heraus.‘ Das Machtgelüste der Menschen trat in der Kirche nicht minder stark hervor als im Staate, und wie das Kaisertum oft mit seiner despotischen und nivellierenden Macht auf den Völkern ge-

drückt, so hat auch das Papsttum gewisser Jahrhunderte, das Görres in seiner Einleitung zu den Schriften Susos von einem gerechten Standpunkt zu charakterisieren sucht, durch seine Ablösung von dem Geiste der Kirche und dadurch, daß es zu sehr auf Menschenklugheit baute, Unordnung und Verwirrung in die Welt hineingetragen: ‚Der Habsucht nach Gütern hatte sich bald auch die Habsucht nach Macht beigesellt, und in ihr erstarrte das innere Kirchenregiment mehr und mehr in den Grundsätzen absoluter Herrschaft des geistlichen Oberhauptes.‘

Die richtige Auffassung von den Aufgaben und dem belebenden Geiste der Kirche bei Tauler und seinen Schülern, die ja mit Entschiedenheit gegen den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt aufgetreten waren und ‚mutig sich der Ungebühr widersetzt‘ hatten, konnte zwar in der heillosen Zerrissenheit jener Zeit nicht viel ausrichten, aber doch aus der Kirche niemals mehr verschwinden. Die Strafe für dieses Machtgelüste der Kirche konnte nicht ausbleiben, und die Reformation war der Ausdruck dieser Rache, wie die Revolution der Ausdruck der Rache für das Machtgelüste des von der Einheit des Lebens abgelösten Staates war. Luther, der ‚kühn ein Jahrtausend aus ihrer Geschichte riß, um es den Flammen hinzugeben, und seine gute Überzeugung hart neben die Untrüglichkeit auf den Stuhl hingesetzt‘, war nur ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung, und von den Folgen der Reformation hat die christliche Menschheit eine Lehre zu ziehen wie von denen der Revolution. Es war auch nicht reiner Zufall, daß die Reformation gerade vom deutschen Volke ausging, in dessen Geiste Schwere, aber zugleich auch Tiefe liegt. Wäre es der menschlichen Natur gegeben, auf der schiefen Ebene rechtzeitig Halt zu machen, so hätte man dem Ausbruch der Reformation noch gut vorbeugen können, aber sobald die menschlichen Leidenschaften, Rechthaberei und Lieblosigkeit, auf beiden Seiten ihr Haupt erhoben, war keine Besinnung mehr möglich, und die Bewegung unaufhaltsam. Der feste Mittelpunkt, der in der einheitlichen Kirche von Anfang an gegeben war, wurde von der Reformation verlassen, die Kräfte tummelten sich nun ohne Zusammenhang: man wollte Wunden heilen und Mißbräuche entfernen und verkannte dabei die tieferen Ursachen des Übels, und anstatt wirklich zu heilen, ließ man die Wunden weiter bluten. Die Reformation wollte eine Kirche neben der Kirche bilden, und so konnte durch die Zersplitterung der Kräfte weder in der neuen Kirche der heilende Geist erstehen, noch in der alten Kirche dieser Geist in aller Fülle auf die europäische Menschheit wirken. Die Reformation als Protest des Nordens gegen den Süden trug von Anfang an den Abfall von der höhern Einheit in sich, der ja, wie jeder Abfall vom einheitlichen Leben, stets der ‚zweite Sündenfall‘ ist, auf den notwendig die Sühne folgen muß, denn die Menschheit kann in der Zersplitterung nicht verharren. Der Dreißigjährige Krieg war äußerlich die Strafe dafür, wie innerlich die Unruhe und der Verlust der Glaubenskraft bei der neueren Menschheit.

Der Dreißigjährige Krieg beunruhigte Görres von jeher in seinem patriotischen Gefühle. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre bemerkt er über das entsetzliche Schauspiel, das ihm in Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges entgegengetreten ist: ‚Mord, Brand, Graus, Entsetzen und Elend

überall, alle gesellschaftlichen Bande gelöst und die Völker in Horden zerfallen, die einander aufreiben. Willkür und Gewalttätigkeit herrschend, alles das hat mich tief verwundet.' Zehn Jahre darauf wird er von dem Ereignis des Dreißigjährigen Krieges und seinen vernichtenden Folgen für Deutschland tief ergriffen, denn er sieht darin eine Strafe für die Spaltung des kirchlichen Lebens, und doch sieht er auch in der Reformation ein Ereignis, das nicht ausbleiben konnte, da dessen Anfänge weit hinter Luther liegen. Nun muß der Protestantismus notwendig die Folgen der Spaltung auf sich nehmen und die Spaltung selbst zum Prinzip erheben, d. h. das ganze religiöse Leben in Subjektivität auflösen. Den protestantischen Gottesdienst empfand Görres als einen Widerspruch des protestantischen Geistes mit sich selbst. Im Jahre 1820 schreibt er, nachdem er eine Predigt eines protestantischen Pfarrers im Basler Münster gehört hatte, die Predigt sei zwar recht gut gewesen, aber es habe ihm doch nicht in den Sinn wollen, was die Säulen, der schöne Vorchor und die Bogenfenster dabei zu tun hätten, da ja der ganze Gottesdienst ebensogut auf dem Markte oder im Walde abgehalten werden könnte.

Durch die Spaltung hat im Grunde niemand etwas gewonnen, sondern vielmehr haben alle dabei verloren: durch die Reformation wurde der alten Kirche vieles entzogen an Geist und Tatkraft, aber was ihr entzogen worden war, konnte sich doch auch nicht zu etwas Ganzem gestalten, weil es gar nicht im Wesen der spaltenden Kraft liegt, als Ganzes zu wirken, Versöhnung und Einheit ins Leben zu rufen. Die Reformation berief sich auf die Heilige Schrift als auf die Grundlage, auf der sie sich der alten Kirche gegenüber zu behaupten gedachte, aber dadurch wurde unwillkürlich die Heilige Schrift abgelöst von ihrem schützenden Behälter, ausgeschieden aus dem organischen Zusammenhange des Lebens: sie wurde in die Reihe anderer Bücher gerückt, und das Christentum sank nun auf die Stufe einer Wissenschaft, einer ‚neuen Scholastik' herab, mit der sich die protestantische Schriftgelehrsamkeit befaßte. So entstand auch die allen Geist ausdörrende Kritik, diese Frucht der rationalistischen Aufklärung, die ihrerseits nur das Ergebnis der Ablösung der einzelnen Teile des Lebens von dem festen Mittelpunkte sein konnte.

Die rationalistische Kritik, die ja gar nicht weiß, was aus ihrer zerstörenden Kraft entstehen soll, war Görres von je zuwider, und ‚die kritischen Nagetiere' erschienen ihm unschöpferisch und oft geradezu vernichtend in ihrer Beziehung zu den Menschen und Werken. Schon im Jahre 1811 bemerkte er in einem Briefe an die Brüder Grimm, daß auf dem negativen Wege der neuern Kritik auch die ganze Geschichte annulliert werden könnte, und daß wer die Denkmale der Geschichte nicht geistig in sich aufnehme, niemals ihren innersten Gehalt nur mit dem äußern Auge zu schauen fähig sei; diese Kritiker seien wie die Blinden, die die Dinge nur durch Betasten unterscheiden, und wenn die Farbe vom gebrochenen Sonnenlichte und nicht vom groben Pigment komme, nichts mehr begreifen und daher alles leugnen, zum Erstaunen der Sehenden, die für die Evidenz keine Beweise finden können. Und fünfzehn Jahre später bemerkt er, die negierende Kritik habe von dem Wesen der Tradition und der Sage nicht die mindeste Ahnung, weshalb

sie auch diese in grober Weise mißhandle dort, wo sie ihr in der Bibel, in der Kirche und in der Geschichte entgegentreten. Solchen zersetzenden Wirkungen müsse der Protestantismus, um sich selbst treu zu bleiben, Tür und Tor öffnen.

Den Protestantismus nimmt Görres als eine geschichtliche Tatsache, über die sich hinwegzusetzen niemand das Recht habe. Er fordert die Katholiken auf, dem Protestantismus geschichtlich gerecht zu werden, und zugleich die Protestanten, dem Katholizismus volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ihren intellektuellen Hochmut aufzugeben und über den ältern und stillern Bruder nicht vorlaut und anmaßlich abzuurteilen: der jüngere Bruder möge doch nicht außer acht lassen, daß die Freiheit, nach der er gestrebt habe, zu sehr irdisch gewesen sei, weshalb er auch irdischer Dienstbarkeit habe verfallen müssen. Wenn Görres die Ergebnisse der Geschichte seit der Reformation überschaut, so faßt er sie in der Verteidigung seines Athanasius in die Worte zusammen, daß Gott dabei nichts gewonnen und der Teufel auch nichts verloren habe. Bei all seiner irenischen Gesinnung wollte er aber, daß die Unterschiede ja nicht verwischt würden: der Gegensatz der Konfessionen erschien ihm in der neuern Zeit durchaus notwendig und von der Vorsehung bestimmt, so daß er in seinen letzten Lebensjahren die Frage um die Gestaltung des Verhältnisses der christlichen Bekenntnisse als die eigentliche Lebensfrage bezeichnet.

8.

Bei der energischen Verteidigung seines Bekenntnisses suchte er stets auf dem höheren Standpunkte zu bleiben, wohin keine Gehässigkeit und Abneigung dringen kann. Seine Abneigung galt der Sinnlosigkeit, der Zersetzung und der Ungerechtigkeit, der Verfolgungssucht, wovon er in seinen Aphorismen über die Kunst schrieb: ‚Abscheulich ist für meinen Sinn diese Verfolgungssucht, diese hämische Feindseligkeit, diese Erbitterung und Leidenschaftlichkeit, mit der die Menschen über Gegenstände sich entzweien, die doch über alle Leidenschaft erhaben scheinen.‘ Schon im Rheinischen Merkur trat er zu wiederholten Malen gegen den Hader der Konfessionen auf, der doch auf der gemeinsten Schlechtigkeit der menschlichen Natur begründet sei, gewiß setze die starke Liebe auch die verteidigende Kraft voraus, aber die wahre Frömmigkeit kenne die Verfolgungssucht nicht und nehme den Hader nicht mit in die Kirche. Die Protestanten möchten den Katholiken ja nicht den Vorwurf der Verfolgungssucht machen, da doch die Geschichte lehre, daß die Protestanten, wenn sie die Macht in Händen haben, mindestens ebenso verfolgungssüchtig seien als die Katholiken. Damals bemerkte er auch in einem Briefe an die Brüder Grimm, daß Leute, die im großen und ganzen einverstanden seien, sich ja nicht veruneinigen sollten über Einzelheiten, da man doch ohnedies kaum Waffen genug habe, gegen das Gemeine und Schlechte zu kämpfen, und im Jahre 1822 schrieb er an Jean Paul, daß die menschlichen Überzeugungen wie die Cartesianischen Wirbel miteinander und gegeneinander ohne Schaden gehen würden, wenn sie nur in dem einen und wichtigsten eins wären. Deshalb bemerkte er auch in jener Zeit, wo er seinen spätern Standpunkt schon mit vollem Bewußtsein ein-

zunehmen begann, über Christian Brentanos Einseitigkeit und Ungerechtigkeit in der Beurteilung Luthers, diese sei so zu nehmen wie das ‚dumme Geschwätz' in den Urteilen der Protestanten über den Katholizismus; in der neueren Zeit müsse sich alles, bevor es sich miteinander vertragen soll, erst miteinander gemessen haben: ‚Die Reihe ist nun am Katholizismus, darum muß er exklusiv auftreten; hat er erst sein Recht, dann wird er sich auch seinerseits billig finden lassen.' Und einige Jahre darauf in einem Briefe an den spätern Bischof Räß, er wünsche, daß alle die, die für das Gute streiten, zuvor das Gute des Gegners von dem andern trennen und auf die Seite bringen sollten, dann würden sie nur mit dem Schlechten zu tun haben. Werde nun alles in Bausch und Bogen verworfen, dann würden sich nun viele an dieses Gute hängen und sich gegen alles Wahre auf der Gegenseite verschließen.

Es ist geradezu der hervorstechende Zug in Görres geistigem Charakter, daß er jeder Art von Sekte, jeder Trennung und Ablösung von der Allgemeinheit tief abgeneigt war. Im Jahre 1839 schrieb er, der Partikularismus könne es nicht über sich gewinnen, die Dinge aus einem allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten, jeder sehe die Dinge nur aus seinem Augenwinkel und wolle dabei auch gar nicht bedenken, daß der andere nebenan auch seinen eigenen Gesichtswinkel haben könne. Die Schönfärberei war ihm bei den Katholiken nicht minder zuwider als bei den Sektierern verschiedener Observanz, weshalb er auch darauf bestand, daß die Geschichte des Papsttums, in die ja, wie die menschliche Natur nun einmal beschaffen ist, so viel Gewalttätigkeit und Machtgelüste hineinspielt, auf katholischer Seite mit objektiver Wahrheit dargestellt werde.

Vom katholischen Klerus erwartete er Unvoreingenommenheit in seiner Beziehung zu den Forderungen der Zeit, die Ausweitung seines Gesichtskreises, die Abstreifung alles kleinlichen, die Furchtlosigkeit dem fortwährenden Ansturm der Wellen der neuen Zeit gegenüber und unbeschränktes Vertrauen auf den unzerstörbaren Inhalt der Wahrheit und der kirchlichen Überlieferung, das ausgeprägte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Gegenwart, für die der Klerus ja seine erzieherische Arbeit zu verrichten hätte: jede Starrheit müßte durch echte Begeisterung und Vertrauen auf die gute Sache schwinden, jeder Obskurantismus auf seinen dumpfen Ursprung zurückgeführt und als eine störende, schädigende Erscheinung zurückgewiesen werden. Er hat eine so hohe Vorstellung von den Aufgaben der Kirche und einen so unverwüstlichen Glauben an den höheren Geist, der darin waltet, daß er von allen denen, die in ihrem Dienste stehen, ebenfalls nur das Höchste fordern zu können glaubt. Gerade weil er verlangt, daß die Religion ja nicht in den Schmollwinkel des Herzens eingeschlossen werde und sich mit vollem Selbstbewußtsein in der Außenwelt behaupte, daß der Staat das kirchliche Leben für höher als sein eigenes halte, und daß die Kirche ihre Einheit mit voller Kraft und ohne jedes Schwanken verkünde, will er auch, daß sie geeignete Menschen zu dieser Verkündigung finde, d. h. hervorbringe, Menschen, die den unzerstörbaren Gehalt des Christentums in der Kirche unmittelbar auf die Zeitverhältnisse wirken ließen und ein feines Ohr für die Bedürfnisse der Zeit hätten. In der Vorrede zu seines

Sohnes Schrift über die Jungfrau von Orleans bemerkt er daher: ‚Aber andere Zeiten, andere Weise; andere Menschen, anderes Tun; andere Vorkommnisse, andere Fügungen; ungleiche Not, verschiedene Hilfe.‘ Weil er eben wollte, wie er sich kurz vor seinem Tode darüber äußerte, daß in der Kirche ‚neben dem Gekreuzigten weder Politik noch Nationaleitelkeit als Gegenstände der Verehrung aufgestellt‘ würden, weil eben seine Auffassung vom Katholizismus sich mit der Fülle des ganzen geistigen Lebens deckt, möchte er auch allen überflüssigen Zwang und jede Engherzigkeit aus dem kirchlichen Leben entfernt sehen, denn gerade der deutsche Charakter könne am wenigsten unmotivierbaren Zwang ertragen. Die Auffassung von der Einheit der Kirche darf ja nicht unwirksamer Buchstabe sein, sondern sie muß in den Herzen ihrer Bekenner frei leben und mit allen Mitteln des Geistes ihren Gegnern gegenüber verteidigt werden. Noch im Jahre 1837 beklagte sich Görres über den Mangel an solchen Verteidigern, da der Klerus, ‚uneingedenk dessen, was ihm früher Augustinus, Thomas von Aquin oder auch nur Tauler zugemutet, etwas zu bequem geworden‘ und in seiner Bequemlichkeit außer acht gelassen habe, daß es fernerhin nicht mehr ‚mit Ignorieren oder bloß oberflächlichem Notiznehmen‘ getan ist. Görres charakterisiert in einem Briefe aus jener Zeit die von ihm beobachteten Vertreter der katholischen Kirche: ‚Was gut und christlich ist, steht den einen als ein Vorwurf gegenüber, weil sie es ganz und gar nicht sind. Die andern taufen und firmeln und ölen an ihrem Papier und ihren Akten herum, und meinen, damit sei alles getan, und damit müsse auch Gott sich zufrieden stellen. Bei noch andern ist es die pure Einfalt, die sich vor Jahren einmal das Ränzel mit guten kurrenten Vorurteilen und Borniertheiten gestopft, und es nun durchs ganze Leben trägt.‘*

Als Görres in seinem Straßburger Exil an Jean Paul schrieb, er habe nach reiflicher Überlegung es für besser gefunden, an dem alten Baue des Katholizismus mitzuarbeiten, statt ‚auf eigene Faust aus Stroh und Goldpapier ein eigenes Schwalbennest‘ zu errichten, war er schon davon überzeugt, daß der Protestantismus nicht das mindeste Recht habe, auch in geistiger Hinsicht auf den Katholizismus herabzuschauen. Etwa fünfzehn Jahre später gibt er dieser Ansicht in der Einleitung, die er zu einer alten Legende geschrieben hat, Ausdruck: ‚Das protestantische Deutschland hatte sovielmal und so selbstbewußt auf das katholische verächtlich hingeblickt, daß dieses endlich auf sich selbst aufmerksam wurde, alle seine Habseligkeiten ängstlich überzählte und nun auf die Entdeckung kam, neben solchem Reichtum, wie er dort ausgelegt sei, wolle der Bettel diesseits gar nichts bedeuten. In der Tat, es war nicht ganz ohne, aber nicht aus natürlicher Armut, sondern weil man den angeerbten

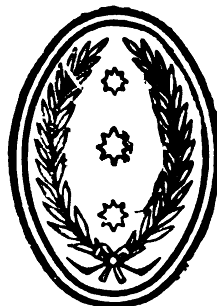
* Beklagte sich doch nicht lange vorher der spätere Kardinal Melchior Diepenbrock in einem Briefe an Görres über die Unkenntnis der tiefsten Werke des katholischen Mittelalters, die er bei den Geistlichen wahrgenommen habe, so daß ein katholischer Recensent die tiefsinnige mittelalterliche Schrift von der deutschen Theologie nur deshalb als ein ‚protestantisches Machwerk‘ in unqualifizierbarer Weise abgefertigt habe, weil die neue Ausgabe dieser Schrift mit den Vorreden Luthers und Arndts versehen und von einem Protestanten veranstaltet worden war.

Reichtum hatte verkommen lassen, während die andern den Notpfennig also auszuhämmern gewußt, daß er Roß und Reiter bedeckte.' Erst allmählich begann man ja auch den bewundernswerten Werken der christlichen Kultur, die mit der mittelalterlichen Kirche aufs engste verbunden waren, Gerechtigkeit zu zollen und dadurch überhaupt Einsichten in das Wesen einer einheitlichen Kultur zu gewinnen. Für die unverrückbaren Ideale einer einheitlichen Kultur zu kämpfen, betrachtete Görres als seine Lebensaufgabe. Daß diese Ideale ohne die Anerkennung des christlichen Geistes, der sich in der Kirche verkörpert hat, niemals verwirklicht werden können, das war seine uneingeschränkte Überzeugung; zugleich war er vollkommen davon überzeugt, daß die Entwicklung der christlichen Menschheit wieder notwendig bei der Einheit der christlichen Konfessionen anlangen müsse, und daß der Protestantismus, nachdem er seine geschichtliche Mission erfüllt haben wird, durch die Vorsehung, die ja alles zum besten der Menschheit lenkt, mit dem Katholizismus zusammentreffen werde, der dann seinerseits keine Veranlassung mehr dazu hätte, sich einzuschränken und abzuschließen und die Zügel zu straff zu spannen. Auch der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, an dem einstweilen, wie Görres es noch in den vierziger Jahren meinte, durchaus festgehalten werden müsse, da der Frieden der Welt daran gebunden sei, so daß einstweilen Staat und Kirche nur in einer höhern Ordnung zu gemeinsamem Gedeihen versöhnt werden könnten, würde dann notwendig verschwinden.

Die Annäherung der verschiedenen christlichen Konfessionen muß ja früher oder später stattfinden, weil dies zweifelsohne in dem Willen der Vorsehung begründet ist. Und mag auch Görres anfangs die Annäherung und Einigung der Konfessionen in einem zu hellen Lichte gesehen haben, in engster Verbindung mit der Einigung zwischen der Religion und den Wissenschaften, so ist doch der Gedanke selbst, an dem er sein ganzes Leben lang, wie ein Schiff inmitten der stürmischen Wellen an dem Anker, festhielt, durchaus von der Wirklichkeit selbst eingegeben. Dieser Gedanke ist von der Vorstellung der universellen Kirche nicht zu trennen: wer sich zum Grundsatz bekennt, der muß ja notwendig sich auch zu den Folgerungen bekennen, denn, wie Görres bei einer andern Gelegenheit bemerkt, die meisten Torheiten auf Erden sind bloß aus dem Bekennen des einen, beim Ableugnen der andern, hervorgegangen.

Görres fühlte sich als den berufenen Anwalt des Katholizismus, weil seine ganze Lebensansicht in die Vorstellungen einmündete, auf denen die Universalkirche, zu der die christliche Menschheit gelangen müsse, trotz allen zeitlichen Trübungen und zeitweiligen Einschränkungen, beruht. Er lehnte zwar den Beinamen des katholischen Luther ab, da die Kirche keines solchen Stürmers bedürfe, aber manches von der deutschen Art, die sich doch in Luther verkörpert hat, kommt in der Entschiedenheit und Energie zum Vorschein, womit Görres die katholische Sache, sei es im Zusammenhange mit dem Bewußtsein des katholischen Volkes, sei es aus dem Geiste des Katholizismus selbst, auf alle Weise verteidigt. Gerade weil er die Universalität nie aus dem Auge verliert, kann er in seinen politischen Forderungen niemals ungerecht und übertrieben sein, weshalb er auch kurz vor seinem Tode schrieb: ,Wir sehen mit vollkommener

Ruhe der Zukunft entgegen, da wir nie etwas Besonderes in Anspruch genommen, sondern heute wie gestern nur Recht und Gerechtigkeit für uns wie für jeden andern verlangt.' Für die Katholiken verlangte er nichts anderes als die Freiheit, das zu sein, was sie sein wollen und müssen, ungestörte Ausübung aller ihrer Kräfte im kirchlichen Leben, fern von jeder Einmischung des Staates. Katholiken und Protestanten, sagt er einmal, hätten beide in ihren Vätern gesündigt, und sie weben nun fort am Gewebe des menschlichen Irrsals; das Gebot der Gegenwart aber bestehe darin, daß sie sich von nun an miteinander vertragen sollten. War er doch immer überzeugt, daß das Gute auf Erden sich niemals austilgen lasse, und daß gerade eine Zeit, worin die zerstörenden Mächte am unheilvollsten zu wirken scheinen, eine Wendung zum Bessern in sich trage. Deshalb ruft er auch einmal aus: ,Die Wintersonnenwende scheint jetzt vorüber; der grimmige Frost, der so lange die Gemüter gebunden, beginnt sich zu lösen; ein milderer Hauch, der über die Eismassen hergefahren, hat da und dort einzelne Tropfen hervorgelockt, und so rührt sich dann auch in den Bäumen wie in den Menschen lind und leise wieder das erstarrte Blut. Da der Welt nach ihrem Willen geschehen, und sie ihren Lüsten gebüßt, fängt sie an, einzusehen, daß dieser Wille verkehrt gewesen, und beginnt wieder einzulenken.'



Hans Holbein d. J./Madonna Selbdritt



Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

III.

Ja, in die Marschen ist der Herbst schon eingekehrt. Landeinwärts aber, in der Geest, da fliegen noch ein paar Blaumäntelchen. Da zittert mittags noch mit heimlichem Feuer und glänzendem Gespinst der Altweibersommer über den Sand- und Mergelbrüchen. Jetzt gerade steht die blasse Mondsichel am Firmament; mein Schimmel, auf dem ich über die Heide reite, geht ruhig, mit dem Kopfe nickend, und längs des Weges, von Wacholder- zu Wacholderbusch, begleitet mich schon geraume Weile ein unbekannter Vogel, der die Luft mit einem leisen und süßen Gezwitscher erfüllt.

Meine Gedanken sind bei dem kranken Heidjer, von dessen Besuch ich eben komme. Ein Pferd hat ihn gegen die Brust geschlagen. Ich sehe die strohköpfige Kinderschar, die in der engen Stube um das Bett gelagert ist, und den tränenden Blick des jungen Weibes, das sich abermals in guter Hoffnung befindet. Und es lastet plötzlich wie eine Angst auf mir, daß der Mann sterben könnte. Fast muß ich mich zwingen, kalten Blutes die Rezepte, die ich geschrieben habe, zu rekapitulieren und die Möglichkeiten der nächsten Tage ins Auge zu fassen.

Dann aber fällt diese Wirklichkeit von mir ab. Ob das Gezwitscher des geheimnisvollen Vogels, der bald hinter, bald vor mir in den Wacholdersäulen rastet, daran schuld ist, daß ich plötzlich an den alten Vogel Angelus erinnert werde und den kleinen Leib mit dem Purpur- und Goldgefieder wieder vor mir sehe, wie er damals in seinem ahornenen Särglein erstarrt lag? In diese Kindheitsszene jedoch — wer kennt die Gesetze, wonach die menschlichen Gedanken sich aneinanderreihen? — drängt sich ein Bild aus einer anderen Zeit. Es ist eine Spätnachmittagstunde auf dem Dampfer Guahyba, der zwischen St. Paul und den Kap Verde-Inseln — aber schon näher den letzteren — die Flut durchschneidet. Sie und ich, Senhora, befanden uns im Musiksalon allein. Der schöne Bechsteinflügel zitterte noch leise in seinen Tiefen nach. Denn Sie hatten gespielt — deutsche Musik. Wenn ich mich recht entsinne, war es eine Phantasie von Schubert. Aber nicht die Stimmen des knospenden Wienerwaldes waren mir daraus erschollen. Die Musik ist eine weitherzige Kunst, die den schweifenden Träumen und Gesichten alle Freiheit beläßt, und so hatte ich schon bald gemeint, Urwaldstimmen unter Ihren Händen flüstern zu hören, Tropenbäume hatten die großen, flammgelben Blüten gewiegt, und durch ein Goldgitter von Sonnenstrahlen, das um verschlafene Akanthusblätter hing, waren mir Vögel mit brennenden Brüsten — lauter kleine Vögel Angeli — gehuscht.

Die biedere Schubertphantasie war mir zur sonata exotique geworden.

Gedenken auch Sie dieser Stunde noch, Senhora? Sie waren plötzlich von Traurigkeit befallen. Es war jene rätselhafte Traurigkeit und grundlose Schwermut, die ganz unvermittelt nach einem heiteren Gespräch, nach einem neckenden Scherzwort von unserem Herzen Besitz nimmt. Mit verschleierter Stimme kamen Sie auf Jose Menino und das große, weiße Haus zu reden, das dort zwischen Bambusgebüsch, Palmen und Begonien träumt. Und Sie sprachen von Ihrer Schwester, der süßen kleinen Godiva, die mit ihren gelähmten Füßen in der Hängematte lag und manchmal geeistes Laranjadha trank und Zeit hatte, auf die Stille, die ungeheure Stille in dem Garten zu lauschen. O, diese Stille in Jose Menino — sie konnte einem in die Ohren dröhnen! Kein Blattgesäusel, kein Vogelgezwitscher — nur heiße, zitternde Luft! Wenn nicht manchmal das Meer seine Schaumflocken ein wenig stärker an die granitene Küste würfe, man könnte zu sterben vermeinen an dieser Leere und sonnebrütenden Stille in Jose Menino. Freilich gibt es noch ein paar andere Geräusche, die Abwechslung bringen. Da ist zum Beispiel die Mauleselbahn — die schreckliche Mauleselbahn — die von Zeit zu Zeit am Garten vorüberklappert und eine Wolke weißen Staubes hinter sich läßt. Oder man hört nebenan in dem Billardzimmer des Hotel Internacional die Elfenbeinkugeln zusammenprallen und mit trockenem Ton die kleinen Boulekegel durcheinanderpurzeln. Oder ein Volk von den sperlinggroßen, grünen Papageien braust plötzlich mit schrillem Gezeter über die Baumwipfel daher. Das ist alles. Das große Ereignis des Tages aber ist die Abenddämmerung. Da kommt Leben in Garten und Haus. Senhor João Luiz Brandão pflegt auf die Sekunde pünktlich aus Santos heimzukehren. Er stürzt sich in ein Bad, um die Kontoratmosphäre der Rua Sto. Antonio und den Geruch der bediensteten Caboclos von sich abzuwaschen. Er stürzt sich in die Stille, die ihm grün und köstlich wie Quellwasser deucht nach dem quirlenden Lärm in der Bleihitze der Kaffeestadt. Auf der Terrasse wird gespeist. Negerinnen mit knatternden, weißen Schürzen und Spitzenhäubchen warten auf. Dann bringt Carlos, der alte Hausmeister, gravitätisch, was zu Senhor Brandãos Bequemlichkeit und abendlichem Bedarf nötig ist: Zigaretten, Wachsstock, ein seidenes Käppchen, europäische Zeitungen, geeistes Laranjadha und Liegestuhl. Zwischen zwei Graten des Küstengebirges leckt noch eine letzte heiße Sonnenzunge herauf und färbt die Hauswand granatrot. Dann kommt die Nacht. Sie hat es eilig, sie folgt der Dämmerung dicht auf dem Fuße und wirft eine schwüle, blaudunkle Finsternis über den Garten.

Ach, warum waren Sie und Dona Godiva so einsam — warum hatten Sie keine Mutter mehr?

Und dann sprachen wir von Dona Dolores, Ihrer verstorbenen

Mutter. In Ihren Augen stand ein feuchter Glanz. Ich nahm Ihre Hand und fragte teilnehmend: ‚Entsinnen Sie sich noch an Ihre Mutter, Dona Leocadia?‘

Solche Zwiegespräche sind gefährlich für Liebende. Sie schmelzen das letzte Eis, sie färben die Stimme dunkel und machen sie leise vibrieren. Und ehe man es denkt, löst sich aus dem Herzen eine Träne und tritt verräterisch unter die Wimpern.

Ja, Sie konnten sich noch an Dona Dolores, Ihre Mutter, entsinnen. Nicht sehr deutlich; das meiste kannten Sie vom Hörensagen. Eine zarte, schöne Frau, schlank und ein wenig größer als der Vater, immer kostbar gekleidet, mit einer Freude an Wohlgerüchen, an edlen Steinen und schimmerndem Gold. Wie ein holdes Traumbild ging sie leise und geräuschlos durch Senhor Brandäos arbeitsreiches Leben. Er trug beständig eine kleine, schmale Photographie von ihr in der Tasche. Wenn er auf der Plattform der Mauleselbahn stand, dann betrachtete er das Porträt heimlich unter dem Zeitungsblatt; es lehnte, während er im Kontor saß und schrieb, vor seinem Auge an dem dicken Hauptbuch und es machte ihm die dämmernden Warenräume hell, wenn er die Reihen der wohlgefüllten Kaffeesäcke abschritt, die dort, grau an grau, in Parade standen. Und jeden Abend, wenn Senhor Brandäo aus Santos heimkam, geschah es, daß er sich tief und fast feierlich vor seiner Göttin neigte und ihr die Hand küßte, die so fein geformt und bleich und so geschmückt war. Manchmal auch — das war gar kein Geheimnis — manchmal kniete er vor ihr.

Und während Sie so wie mit ferner Stimme erzählten, da ruhte Ihr und mein Blick wie von ungefähr auf Ihrer eigenen Hand, die, auch feingeformt und mit Ringen geschmückt, statt der Blässe einen tiefen, köstlichen Elfenbeinton aufwies. Durch eine lange Pause, in der mein Herz immer rascher schlug, verfolgte ich mit dem Auge jede Aderlinie dieser strahlenden Hand und berauschte mich an dem Gedanken, daß Ihr Herzblut in diesen feinen bläulichen Bächen strömte. Und dann — ja dann geschah es. Ich war auf einmal wie von Sinnen. Ich kniete vor Ihnen, ich bedeckte Ihre beiden Hände mit Küssen und stammelte, beteuerte, daß ich Sie liebte, namenlos und ohne Grenzen liebte — daß ich nichts mehr denken könnte als Sie — daß Sie mein Weib werden oder mich töten sollten — auf der Stelle töten — oder ich müßte dies selber tun — ich würde tot sein auf jeden Fall —

Diese Worte schrie ich fast. Aber es war mir wie eine Erlösung. Und dann schwieg ich, am ganzen Körper zitternd vor Seligkeit und Qual.

Sie aber — Sie waren vom Sessel aufgestanden — nein, aufgefahren mit einer harten, stolzen Bewegung. Als hätte ich Ihnen Schimpf

angetan, so war Ihre Hand aus der meinen gezuckt — ach, wie ich deutlich fühlte, eine eiskalte Hand! Wie Marmor war Ihr Antlitz, ohne Blutstropfen. Und Ihre Augen gingen an mir vorüber, starr und feindlich, um auf dem dunklen Glanz des Bechsteinflügels zu verweilen. Trotz meines Zustandes besaß ich in diesen Sekunden die verzückte Künstlerbesonnenheit, Ihr Profil zu beobachten — die feine Nase, die sich in fast gerader Linie an die Stirn anschloß und mir immer wieder den Traum von hellenischer Schönheit verwirklichte — die schwellend weiche Plastik der Lippen, die Trotz und Bitterkeit jetzt gar herb gemeißelt hatten. Und nun lösten sich, schwer und mit dumpfem Klang wie Metalltropfen, von diesen Lippen die Worte: ‚Es ist genug, Senhor. Sie haben lange gezögert, mir dieses zu sagen, und ich weiß wohl, warum. O, wir wissen es beide: Sie dürfen sich nicht also vergessen. Daß Sie mich lieben — gut. Aber ich befehle Ihnen, nicht an mich, sondern an Ihre Heimat zu denken — an — an Dona Marte — Schlichte — groll —‘

Da erhob ich mich. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn. Aber ganz ruhig, fast überlegen sagte ich: ‚Teure Senhorita — was geht Sie und mich, wenn wir uns lieben, meine Heimat — was geht uns Marte Schlichtegroll an?‘

Da überlief Sie ein Zittern. Als hätte die Kraft Sie verlassen, so sanken Sie auf den Sessel nieder, bedeckten Ihr schönes Antlitz und weinten leise.

Und ich stand vor Ihnen, die Lider gesenkt wie ein Schuldbewußter — aber das Haupt erhoben wie ein Sieger —

◆ ◆ ◆

In dem Augenblick ging die Tür auf, und Lord Hexham trat herein. Er grüßte Sie, tat über unsere Haltung betroffen, maß mich mit einem feindlichen Blick und nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen gewohnten Platz ein. Dort saß er, während wir zwei am Flügel, so gut es gehen wollte, ein Gespräch über Schubert improvisierten, mit verschränkten Armen in der Dämmerung, die hagere Nase, die von Tag zu Tag spitzer geworden war, wie witternd erhoben. Ich mußte unwillkürlich an ein gewisses mir nur zu wohlbekanntes Bild denken, auf dem der Knochenmann mit Sense und Stundenglas zwei Liebende belauscht, und hatte den Einfall, daß es eigentlich eine Ironie gegen mich selber war, wenn ich täglich mit allem Aufwand von ärztlicher Kunst dieses erlahmende Uhrwerk, das immer mißtöniger in mein Leben hineinschlug, zu weiterem Gang aufzog.

Als jetzt — es war fast dunkel geworden — durch den offen gebliebenen Türspalt sich etwas Weißes hereinschmiegte und dem stummen Mann in der Ecke mit lautlosem Sprung auf die Knie glitt, da empfanden auch Sie ein Unbehagen. ‚Kommen Sie, Senhor Doktor,‘ schlugen

Sie vor. ‚Ich glaube, Alles ist oben an Deck, um den Sonnenuntergang zu genießen.‘

Während ich die Tür hinter uns schloß, fiel mein Blick noch einmal in den Raum zurück. Da war die Gestalt des Lords ganz im Schatten untergetaucht; nur zwei Sterne, so deuchte mir, sah ich bläulich durch den Dämmer glimmen. Oder waren es nicht vielmehr zwei Augen, die ich aus aller Kindheit her kannte? Zur gleichen Zeit vernahm ich einen leise ächzenden, würgenden, unseligen Laut. Er kam — das konnte ich schwören — aus keines Mannes Kehle — er kam aus der leeren Luft — oder von unsichtbaren, blassen Mädchenlippen —

Aber mein Herz blieb verhärtet.

◆ ◆ ◆

Um Masten und Rahen tanzten rosige Funken. Alle Gesichter an Deck schienen gerötet. Wie eine glühende Majolika lag der Abendhimmel spiegelnd im Meere.

Man promenierte, man plauderte und lachte. Professor Buddäus hatte den Schmetterlingsdoktor untergefaßt und schien mit ihm an der Hand einiger gedruckter Blätter die politischen und sozialen Endziele der Menschheit zu beraten. Neben Komtesse Stanislawa ging der brustkranke Mynheer van Hoste; sie redeten miteinander so verhalten und feierlich, wie es zwei Heiligen geziemt, und ein wenig hinter ihnen trollte Graf Haddik mit seiner ebenhölzernen Flöte. Fräulein Brigitte Cyrus hielt sich feindselig allein und zog ihren Mops an einer seidenen Schnur hinter sich her; der Dichter des unvollendeten Romans ‚Irrwische‘ aber lehnte an der Reling und stritt mit der transkaspischen Ärztin gerade wieder über den Wert oder Unwert von Ozeanschiffen als schwimmenden Sanatorien für Nervenleidende; und immer da, wo jeweils das Bruchstück einer Arie oder ein neckischer Übungstriller durch die dunkelnde Luft schwang, befand sich gewiß gerade Signor Emilio, den Herr Livius Meyer, aller Romantik bar, seit einiger Zeit den ‚Crimmitschauer Emil‘ nannte, oder auch sein minder berühmtes musikalisches Echo, Herr Max Muschkatblatt, von der Firma Muschkatblatt & Söhne, Kammgarn und Buckskin, Hamburg.

‚Meine Herrschaften‘, sagte Kapitän Sarrazin und zog den Wind durch die Nase, ‚wir bekommen ein Nachtgewitter. Die Luft riecht förmlich danach.‘

Er gab einen kurzen Befehl in den Heizraum hinunter und kehrte dann zurück.

Dona Zaïda war wie elektrisiert. ‚Ein Nachtgewitter, Senhor? — Und vielleicht gar auch ein bißchen Sturm?‘

Aber Herr Livius Meyer gewahrte den triumphierenden Seitenblick

seiner Freundin und Feindin nicht, so vertieft war er in die Blätter eines Manuskriptes, das seinen Vortrag für den heutigen Abend enthielt.

‚Ich bitte: freveln Sie nicht, Kind!‘ verwies mit mütterlicher Miene Dona Juaquina die wildblütige Advokatentochter. Wie eine Königin stand sie wieder in der Mitte des Kreises. Sie trug das goldene Haarband und den meergrünen Schleier und am Arm das Täschchen aus Silberbrokat. Die Hand, die den Fächer schweben ließ, war kostbar geschmückt. Von dem Busen der Dame aber, als ob dort das ganze gewaltige Abendrot in einem kleinsten Brennpunkt gesammelt wäre, glühte das winzige, funkenschimmernde, dick in Gold gefaßte Köpfchen und Hälslein eines Kolibri.

Seitdem wir in den Ring getreten waren — Sie und ich, Senhora — da ruhte das lebhafte dunkle Auge der Tante immer wieder von neuem auf Ihnen. Prüfend und forschend, wie mir schien. ‚Sie sollten den Schal umtun — a senhora está um pouco pallida, Sie sind ein wenig blaß, mein Kind.‘

Dann aber glitt der Blick zu mir. In seiner milden Nacht war es wie Wetterleuchten. ‚Spiele nicht länger!‘ drohte der Blick.

◆ ◆ ◆

Inzwischen war es wieder einmal Zeit geworden, daß sich die ozeanische Akademie unten versammelte. Kein Geringerer als Herr Livius Meyer sollte an diesem Abend sprechen. ‚Über das romantische Element in dem modernen Zeitalter‘ hieß das Thema.

Während wir uns in den Musiksalon hinunterbegaben, nahm Dona Juaquina meinen Arm und sprach leise zu mir: ‚Sagen Sie, was ist dem Kinde nur, Senhor Doktor? Ich komme wieder auf meine Besorgnis von neulich zurück —‘

Aber es war, als redete die Dame noch mit einer anderen Zunge. Und die sprach nicht minder deutlich: ‚Du seltsamer, unbegreiflicher Mensch — hüte dich! Willst du das Kind, das du liebst, kaltherzig zu Tode quälen?‘

So und ähnlich ließ sich diese geheime Stimme vernehmen, bis sie von Herrn Livius Meyer übertönt ward. Der Vortrag hatte begonnen. Ich merkte schon bald, daß er gegen Dona Juaquina Cintra gemünzt war, gegen die Verehrerin Eichendorffs, Moritz' von Schwind und des Kätzleins Spiegel; daß er eine feine Rache bedeutete, die der kritische Ephorus der ozeanischen Akademie an deren schönsinniger Protektorin nahm dafür, daß sie ihm trotz brillanter Leistungen in der Vortragkunst hartnäckig den erwünschten prix de vertu vorenthielt.

Mit merklich metallener Stimme sprach Herr Livius Meyer über die Umwertung der Werte auch auf dem Gebiete des Schönen: über die

neu heraufblühende Romantik des technischen Zeitalters. Abgetan sei die Großmutterpoesie der Postkutsche; man lebe in dem Zeichen des Dampfes und der Elektrizität. Was Wiesenbächlein, was Burgruine, was Mondschein in krummen Gassen! Man solle nur die Augen aufmachen, um zu sehen! Über den großen Städten, den schwindelhohen Brücken, den Eisenhämmern und wirbelnden Rauchschwaden — überall, wo der lebendige Menschengeist in die starre Materie projiziert sei — da schwebe erst die rechte Phantastik, die Romantik einer neuen Schönheit, deren Wesen nichts anderes sei als die zielbewußte Zweckmäßigkeit.

Es war ein seltsam rauh und guttural klingendes Lied, das Herr Livius Meyer vor den Ohren der ozeanischen Akademie zum Preise der schweißtriefenden Arbeit sang. Kein Zweifel, für Dona Juaquina Cintra war es ein mißtöniges Lied!

Inzwischen kämpfte die Guahyba mit hartem Kolbenschlag gegen eine schwerer werdende See an. Wiederholt verließ Kapitän Sarrazin den Musiksalon, um sich an Deck zu begeben, und jedesmal, wenn er zurückkehrte, trug er ein paar Schaumflocken im Bart. Das Schiff begann zu stampfen. Jetzt erklomm es den steilen Kamm einer Woge — jetzt glitt es tief in ein Wellental nieder. Alles im Raum, was beweglich war, klapperte und klirrte, durch die Kerzen strich ein unruhiges Flackern, und zuweilen war es, als erbrauste der Bechsteinflügel in der Tiefe seiner Saiten geisterhaft wie eine Äolsharfe.

Dona Zaïda hatte wieder ihr mokantes Lächeln. Sie schüttelte die rabenschwarzen Locken, ließ ihre etwas hart glänzenden Augen schweifen und beschaute häufig die kleinen bläulichen Halbmonde an der Wurzel ihrer rosigen Nägel. Man sah ihr an, daß sie gern einmal an Deck hinaufgehuscht wäre, um aus nächster Nähe den Brecher gegen die Schanzung donnern zu hören; aber eine innerliche Freude und ein Stolz auf Herrn Livius Meyer, dessen revolutionäre Trutzrede ihr harmonisch mit dem Aufruhr der Elemente zusammenklang, mochte sie zurückhalten.

Der Vortrag hatte geendet. Herr Livius Meyer machte eine etwas ironische Verbeugung und nahm kampfgehörnt seinen Platz an Dona Zaïdas Seite wieder ein. Es war freilich nur ein Achtungserfolg, den die Leistung errang. Dona Juaquinas Lippen lächelten zwar, aber ihr Antlitz blieb marmorn, und man sah leicht, daß zum mindesten für diesen Abend das Tafeltuch zwischen ihr und dem ketzerischen Ephorus der Akademie zerschnitten sein sollte.

Die schöne Komtesse Stanislawa betrachtete die in der Luft liegende Feindseligkeit wie etwas ihrem Wesen Fremdes durch eine langgestielte Lorgnette, aus deren goldenen Rähmchen sich ihre kühlblauen ovalen Augen wie zwei stille Mirakelbilder abhoben.

Zum Glück für einige Damen, die schon der Seekrankheit zu verfallen drohten, ließ die Dünung bald wieder nach, und so fand Monsieur Maurice Chapelain im Laufe des Abends Gelegenheit, ein von ihm selbst verfaßtes Triolett vorzutragen, dessen Verse die Reize der berühmten Tragödin Artémise Casque d'or besangen.

Wie ein Protest gegen Herrn Livius Meyers fortschrittliche Ästhetik mutete es hierbei an, daß der liebentbrannte Dichter sich in die Rolle eines mittelalterlichen Troubadours gedacht hatte, der, am dornumblühten Burgwall stehend, die Laute schlägt und mit der ‚Dame Goldhelm', die vom Söller niederwinkt, gar zärtliche Zwiesprache hält. Fräulein Brigitte Cyrus war entzückt, etliche Damen klatschten, aber die Mehrzahl der männlichen Mitglieder schaute mit gläsernen Augen, und Herr Livius Meyer, der noch immer den Metallenen spielte, warf einen Blick auf den Dichter und zitierte mit dumpfer Stimme aus ‚Hamlet': ‚O welch ein edler Geist ist hier zerstört!'

Nachdem Komtesse Stanislawa sodann eine schwermütige Slawenmelodie, bei der es einen abwechselnd kalt und heiß überlief, auf dem Cello gestrichen und ihr Vater, der Graf, den hohen Manen Haydns und Mozarts auf der Flöte geopfert hatte, trat Herr Nikodemus Goldammer, der wackere Heldenvater und Regisseur, vor und ließ baßstimmig des Dichters Chamisso herrliche Terzinen rollen:

‚Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten...'

Mit heiliger Ergriffenheit lauschten alle dem, was die drei Schiefertafeln von dem schiffbrüchigen Einsiedler auf dem öden, von Vögeln überflatterten Felseiland kündeten, und tief in den Mantel seiner Träume gehüllt, zuweilen nur leise mit dem Kopfe nickend, saß Herr Dr. Manfred Sökeland, der Zoologe, als müßt' er der Koralleninsel und des feuerspeienden Berges gedenken fern im Indischen Ozean.

◆ ◆ ◆

Wer Ihre edle, wahrhaftige Natur nicht kannte, Senhora, der hätte Sie an jenem Abend für kokett halten müssen. Ich weiß aber, es war nur der Widerstreit der Gefühle, der Kampf zwischen Zweifel und Liebe, der Ihre sammetbraunen Augen flackern und Ihr Wesen so seltsam schillern machte. In dem kurzen Zeitraum einer Stunde durchliefen Sie die ganze Skala der Temperamente. Sie waren kindlich heiter — ausgelassen — witzig — sarkastisch — heftig — todtraurig — Sie waren alles — nur nicht die gehaltene Dona Leocadia Brandão, die wir anbeteten. Jetzt hätschelten Sie fast zärtlich die große, weiße Katze, die Sie sonst mieden — jetzt plauderten Sie wie vertraut mit dem Mann im Nanking-

anzug, der Ihnen wohl Mitleid, aber fast mehr noch ein Grauen einflößte — ja, jetzt sündigten Sie gar gegen Ihre Natur und ließen sich mit Herrn Livius Meyer in einen spitzfindigen Wortstreit ein —

Das alles machte Sie freilich sehr verführerisch, und in Lord Hexhams sterbenden Augen funkelte es wie ein Rausch. Wissen Sie noch? Er saß Ihnen gegenüber und erzählte von einem Jagdabenteuer, das er im alten Punt, dem Weihrauchlande gegenüber der Küste von Südarabien, vor Jahren bestanden hatte. Sie waren so lebhaft, bekundeten für jede Einzelheit Interesse und sind in einem gewissen Sinne vielleicht niemals schöner gewesen als an jenem Abend, da Sie das tiefblaue Atlaskleid und um die Schulter den karmesinfarbenen durchsichtigen Voile trugen.

Vorübergehend war es, als ob ein ödes Weh mein Herz durchzuckte. Ich mußte an ein anderes Kleid denken — ein lavendelblaues Tanzstundenkleid, das ein wenig verwachsen war und abgeblaßt wie nordischer Heidehimmel —

Sie fanden sich beständig von Herren umringt, und vielleicht hätte ich mich in Eifersucht verzehrt. Aber einmal — zweimal wurden Sie plötzlich ganz still, und als ich wie unversehens mich Ihnen zuwandte, da sah ich Ihre Augen, halb vom Fächer überschattet, groß und dunkel auf mir ruhen.

Diese Augen fragten: ‚Ist Marte Schlichtegroll wirklich bloß deine — Schwester?'

Und da ich mit ruhiger Kraft den Blick aushielt, fragten die Augen weiter: ‚Meinst du es ehrlich? Darf ich dir vertrauen?'

Da merkte ich an einem Seideknistern und einem Glanz, daß Dona Juaquina Cintra, meine edle Gönnerin, neben mir Platz genommen hatte. Ihre Stimme scholl — nicht bloß im Traum — an mein Ohr; sie klang wie vorwurfsvoll: ‚Sehen Sie, wir müssen etwas tun, Senhor Doktor,' mahnte sie mit einem schwer zu deutenden Ausdruck. ‚Ich fürchte, das Kind hat jetzt wirklich Fieber. Sie ist wie ein Irrlicht.'

Dann zu Ihnen gewendet, forderte die Dame auf: ‚Sie sollten etwas singen, Dona Leocadia. Wir haben Ihre Altstimme schon lange nicht mehr gehört.'

Die verständige Tante mochte wohl ein Vertrauen in die beruhigende Wirkung der Musik setzen.

Ich sah Sie einen Augenblick zaudern und dann Blässe und Glut in lieblichem Spiel Ihr sonst so ebenmäßig getöntes Antlitz überhuschen. Dann, halb zu mir gewendet, unter einer fast stürmischen Bewegung des Fächers, fragten Sie schelmisch: ‚Sie haben die Wahl — was soll ich singen, Senhor?'

Ich suchte in der Luft und fand so rasch nicht das Lied. Von links und rechts aber gingen die Wünsche durcheinander: ‚Den „Wanderer“ von Schubert, Senhorita.‘ — ‚Ich bitte: „Archibald Douglas“.‘ — ‚Nein: „Connais-tu le pays où fleurissent les orangers . . .“‘

Aber Sie schwankten schon nicht mehr. Mit einer fast feierlichen Entschlossenheit schritten Sie zum Flügel hin und sangen, — nein, jubelten in deutscher Sprache:

‚Still wie die Nacht,
Tief wie das Meer
Soll deine Liebe — deine Liebe sein . . .‘

◆ ◆ ◆

Schlaflos lag ich, mit heißen, wachen Augen, Stund' um Stunde jener Nacht. Über dem beruhigten Meer war der Mond aufgegangen. Sein breitflutender Goldschein lag draußen im Wasser, während durch meine Luke herein eine Säule zitternden Lichtstaubes fiel und die kleine Kabine ganz mit blausilberner Dämmerung erfüllte. Wie ein Kranker warf ich mich herum. Unwillkürlich glitt die prüfende Hand des Arztes an meinen Puls und zählte weit über hundert Schläge in der Minute. Dennoch empfand ich ein unsägliches Wohlgefühl. Das Fußende meines Bettes war zierlich mit polierten dunklen und helleren Hölzern ausgelegt, die dem unsicheren Auge wohl eine Klaviatur vortäuschen konnten. Da sah ich Sie wieder am Flügel sitzen, und Ihre Hände, selber wie Elfenbein schimmernd und von Steinen umblitzt, schwebten über den Tasten. Und in der schwingenden Luft hob sich und flog der feine, durchsichtige Voile, der wie abendrotes Spinnweb um Ihren Busen und auf Ihren Schultern lag, und das Atlasblau Ihres Kleides deuchte mir von der Tiefe und Leuchtkraft des Wendekreishimmels.

‚Still wie die Nacht,
Tief wie das Meer . . .‘

Die Melodie vibrierte in meinen Adern, durchzitterte mein ganzes Sein. Sie war gewaltiger als draußen die neu anschwellende Symphonie des Ozeans.

Der Kapitän hatte richtig prophezeit: Wind und Dünung waren nur die Vorboten eines Nachtgewitters gewesen. Der Mond verschwand hinter fliegenden Wolken, und gegen zwei Uhr morgens gingen ferne Donnerschläge über das Meer. Näherrollend waren sie bald wie anhaltender dunkler Trommelwirbel, bald scharf und hell wie das Abfeuern von Geschützen. Regen mit Hagel gemischt peitschte Schiff und Wasser, und zuweilen sprang eine flackernde Helle in die Koje herein, wo ich wachselig, dem Brausen des Wetters und meines Blutes hingegeben, unter der Steppdecke lag.

Endlich schlief ich ein.

Da sah ich den Schloßherrn von Malcolm-Hall im Musiksalon sitzen — finster und mit abgewendetem Gesicht wie der Dulder Odysseus, da er, an den Schiffsmast gebunden, wider den Gesang der Sirenen ankämpfte.

Dann neigte sich plötzlich eine Gestalt über mich. Sie war blaß von Angesicht, hatte flächsernes Haar. In den Augen war ein stumpfer Schimmer wie von Perlmutter. Die Gestalt legte sich mir auf die Brust — schwer — zentnerschwer — Und die zarten, weißen Finger umklammerten meine Kehle, daß ich nicht atmen konnte —

Mit einem Schrei fuhr ich empor. In der Kabine war Zwielicht. Mond und Morgenhelle kämpften widereinander.

Noch war ich halb von Sinnen. ‚Nacht — marte!‘ rief ich keuchend und schlug mit der Hand in die Luft.

◆ ◆ ◆

Der Schimmel strauchelt. Ich habe nicht acht gehabt, und so ist er mit dem Eisen, das Erven Stöver, mein Kutscher und Famulus, gestern frisch geschärft, in ein paar verdorrten Ästen des Hungermooses hängen geblieben. Der Zaubervogel, der mich begleitet hat, ist verstummt. Aber der Wind ist wach geworden. Leise singt er über die Heide und bewegt die Wacholdersäulen, daß sie sich neigen und seufzen wie schlanke, dunkel verschleierte Frauen. Ganz dicht vor meines Pferdes Huf huscht eben ein Heidehamster vorüber. Er will wohl — der Schlucker — seinem wohlhabenden Vetter drüben in der Marsch noch einen Abendbesuch abstatten und dann später auf dem Heimweg durch die Fennen noch eine kleine Nachlese in Wicken und Bohnen halten. Die Nacht ist monddämmerig und warm. Wie mit feinstem Silberstift hingehaucht heben sich die Konturen einiger Laubbäume und der niedrigen Heidehügel kaum von dem lichtbewölkten Himmel ab. Eine Windmühle schlägt mit ihren dunklen Flügeln lautlos und gespenstig in die Luft. Weiter in der Ferne kann ich Deich und Siele sehen, dahinter wie einen metallenen Spiegel das Haff und von einer kleinen, halb überfluteten Hallig die glitzernden Schlickstreifen.

‚Guten Abend, Herr Doktor,‘ sagt Erven Stöver. Er hat eine seltsam tiefe, gleichsam schattenhafte Stimme. Stöver Wiebken, die die Toten wäscht und kleidet, ist seine Mutter, und in Bubenjahren ist es seines Amtes gewesen, beim Abenddämmern neben der Grämlichen herzulaufen und ein geflochtenes Körbchen mit Schwamm und Tüchern zu tragen.

Ich schwinge mich, von meinem Hund begrüßt, aus dem Steigbügel und werfe dem Burschen die Zügel hin. ‚Ist warm geworden, Herr

Doktor,' sagt er, und beklopft das Fell des Schimmels. Und während er mit dem Tier nach dem Stalle zu tappt, redet er noch ein Weiteres. Aber die Nachtluft und das fallende Laub der Walnußbäume ist stärker als seine Schattenstimme.

Die Lund hat den Tisch gedeckt und den Dreiarm mit Wachskerzen angezündet. Ich gestatte mir den Luxus, mein einfaches und einsames Mahl bei Kerzenlicht zu halten. Dann begebe ich mich an den Schreibtisch, auf dem ein später Strauß Thymian und Heidekraut duftet.

Zwei Briefe sind angekommen. Der eine steckt in blauem Geschäftskouvert, bedruckt mit der Firma: ‚Klodwig Uhlenhut, Export und Import, Hamburg'.

Meinen alten, bärbeißigen Onkel Klodwig, der es vom einfachen Kontorschreiber zum vermögenden Großkaufmann gebracht hat, ich schätze ihn sehr. Aber im Augenblick gelüstet mich weder nach einem Bericht über die neuesten Schwankungen der Kurse noch nach einem halb humoristischen Gestöhn über Rheuma und Gicht, noch endlich nach der hartknöchernen Junggesellenweisheit, die Onkel Klodwig all seinen Briefen an mich gern in einem wunderlichen Postskriptum anzukleben pflegt.

Auch der andere Brief, der das griechische Postzeichen und Harre Bluds Handschrift aufweist, bleibt für jetzt uneröffnet. Was soll mir der Traum von Architravbalken, Amphoren und heiligen Gefäßscherben? Ich werde niemals wieder im Musiksalon des Dampfers Guahyba stehen, niemals mehr über die schimmernde Schönheit einer versunkenen Welt Vortrag halten — ich, der Landdoktor von Heydkrug! Wind und Staub der Straße und die dumpfe Luft der Krankenstuben sind mein Element, darin ich gleichwohl freudig wirken muß. Arbeiten am Wohle von Menschen, die mir nur halb danken; tätig sein aus Menschenliebe, aus Pflicht.

Und doch ist in mir heute eine Unruhe, die etwas von Reisefieber hat. Die Worte meines Magnus klingen immerfort mir in der Seele nach: ‚Denn auch dich, Olaf, hat das Schicksal zum Wanderer bestimmt, und ich weiß, du schauest schon tagtäglich wieder hinaus auf den schimmernden Ozean.'

Und als könnte mir dort eine Brücke in die Ferne winken, so gleitet unwillkürlich mein Auge über das Bücherregal und verweilt auf dem dicken Band, der neulich von Leipzig gekommen ist und über die Schlafkrankheit handelt. In den letzten Wochen hab' ich fast täglich darin studiert und mich schon über der Vorstellung ertappt, daß ich im leinenen Tropenanzug hantierend zwischen allerhand schwarzen Landsleuten schreite. Das Lazarett ist ein langgestrecktes, flaches Wellblechhaus, über dem ein paar Fächerpalmen notdürftig Schatten spenden. Die Sonne zerschmilzt in dem Dunst eines blaßglühenden Himmels; die Luft ist feucht-

schwül wie von nahen Sümpfen und durchschwirrt von dem leisen Summen der tödlichen Fliege.

Wirklich, verehrte Freundin: ich träume von unseren deutschen Kolonien in Afrika — ich spiele mit dem Gedanken, Herrn Dr. Sökelands Rat, den er mir in jener Nacht vor zwölf Jahren auf dem Brasiliendampfer gegeben hat, zu befolgen.

Nein, ich spiele nicht bloß mit dem Gedanken, ich beschäftige mich zuweilen allen Ernstes damit.

Aber wie ich jetzt, um mich wieder einmal hinein zu vertiefen, den Band über die Schlafkrankheit vom Gestell nehmen will, da greift meine Hand fehl und erfaßt ein nicht sehr abgenutztes Heft, dessen marmorierte Schalen durch schmale Streiflein Schweinsleder zusammengehalten sind.

‚Schicksalslaune!‘ denke ich und schlage das alte Krankenjournal auf, das ich damals als Schiffsarzt auf der Guahyba geführt habe. Ich hege die unbestimmte Hoffnung, etwas, das mich erheitert, zu lesen. Und wirklich trifft schon mein erster Blick auf eine Seite, die unter der Rubrik ‚Besondere Bemerkungen‘ allerlei Ergötzliches birgt. Da wird zunächst von einem Mißgeschick berichtet, das eines Tages die liebenswürdige Institutsvorsteherin Fräulein Brigitte Cyrus betroffen hatte. Erinnern Sie sich noch an den kleinen, gelbbraunen Affen — species Meerkater — den die Matrosen zu ihrer und der Passagiere Belustigung auf dem Schiff hielten? Dieses Tier — sonst zahm und oft zutraulich — war eines Tages mit boshaftem Gekreisch der würdig wandelnden Dame auf die Schulter gesprungen, hatte ihr das Toupet nebst Unterlagen vom Haupte gerissen und war unter Gefletsch und Augenfunkeln mit seiner Beute in die höchste Spitze des Fockmastes geflüchtet, wo das gezöpfte Haarkunstwerk wohl eine gute halbe Stunde lang mit den Schiffswimpeln um die Wette flatterte. Dies war aber nur das eine Malheur. Ein anderes bestand darin, daß just am selben Tage noch Lord Herhams ungefüge weiße Katze und des Fräuleins Mops über ein Stück Hahnenflügel in eine Meinungsverschiedenheit gerieten, nach deren blutigem Austrag der feiste Vertreter des Hundegeschlechts für tot vom Platze geschleppt wurde. Zum Glück erwies sich, daß die Wunden das Mopsleben nicht gefährdeten; schlimmer war, daß meine transkaspische Kollegin nicht verfehlte, bei dem Tierlein beginnende Tabes festzustellen. Schließlich freilich einigte ich mich mit ihr auf eine schwere Neurasthenie. Das Schlimmste aber kommt noch. Fräulein Brigitte Cyrus raste. Sie war nicht mehr Institutsvorsteherin, sondern Harpyie. Sie verlangte, das Riechfläschchen in der Hand, mit einer nicht menschenähnlichen Stimme von Kapitän Sarrazin ‚als Ritter und Ehrenmann‘, daß ‚beide Biester‘, Kätzin und Meerkater, mit Haut und Haar auf ein Brett geschnallt und in den Fluten

ersäuft würden. Sogleich — auf der Stelle! Als der ergraute Seemann sich auf die Kommandobrücke flüchtete, verlangte Fräulein Brigitte Cyrus das Beschwerdebuch und tobte mit weithin hörbarem Federkratzen ihr Leid auf ungefähr zehn Seiten Folio aus. Aber ihrem Zorn wuchsen, wie einst der Lernäischen Schlange, immer neue Köpfe. Fräulein Cyrus begann meine Schiffsapotheke um Gift zu bestürmen; die gemeingefährlichen Tiere sollten sich den Tod an den Hals fressen. Als ich Widerstand leistete, bekam die Dame Asthmaanfälle und verfiel zuletzt in einen apathischen Zustand. Ich verbrauchte Stramonium und Atropin in Menge; schließlich setzte ich mich mit Signor Emilio Panstili in Verbindung und erreichte, daß der große Sänger sich herbeiließ, den nervensiechen Mops auf seine Knie zu nehmen und mit zartsäuselnder Stimme das Fräulein in ein Gespräch über die göttliche Kunst zu ziehen. Und dieses Orpheusmittel half. Die Dame bekam plötzlich wieder Luft, sie verzieh sogar nicht ohne Rührung den gemeingefährlichen Tieren und wurde, von des Maëstros Hauch belebt, schließlich so munter wie ein Maikäfer, den eine warme Menschenhand aus der Starrheit des Frostes erlöst.

Am Schlusse dieses Tages sang, sein Friedenswerk krönend, Signor Panstili: ‚O du mein holder Abendstern —‘

◆ ◆ ◆

Ein Krankenbesuch bei Monsieur Chapelain! Der große Dichter — ‚poeta et arbiter elegantiae zur See‘, welches ehrende Prädikat ihm Herr Livius Meyer, der Ephorus, neuerdings verliehen hat — der Dichter erwartet mich mit verhüllter, leidender Miene in seinem kleinen Salon. Die Hand, in der eine lange Herzegowina-Zigarette glimmt, hängt wie kraftlos über die Fauteuillehne von rotem Plüsch herunter und scheint leise zu vibrieren. Eine bleiche, müde, schöne Hand, der es, auch wer nicht Arzt ist, ohne weiteres ansehen müßte, daß sie in unzähligen schlaflosen Stunden auf einem von Leidenschaft kranken Herzen geruht hat.

‚Ah — monsieur docteur! — Je vous remercie beaucoup que vous êtes venu. Je suis de nouveau très malade — très malade‘, wiederholt er düster.

Ich erkundige mich näher nach Monsieur Chapelains Umständen und Befinden. Ja, er hat wieder einmal — trotz Valerianatropfen und Veronal — nicht geschlafen. Fast die ganze Nacht nicht geschlafen. Dennoch beantwortet er meine Frage nach seinem Appetit und etwaigen sonstigen Krankheitssymptomen schweigend in der Weise, daß er mit einer unendlich müden und doch geschmeidigen, ja zielsicheren Bewegung nach einem Blatt heliotropfarbenen Papiers auf dem Tische hascht. Von

diesem Blatte strömt ein Parfüm aus, dessen zarte Seele mit der heliotropenen Farbenseele in einer geheimnisvollen Harmonie schwingt. Alle Kinder seiner lyrischen Muse schreibt Monsieur Chapelain auf dieses leuchtende Papier, während er für Romane schilf- oder sumpfgrün und für dramatische Arbeiten einen gewissen kräftigen Eisenton bevorzugt. Ich weiß also, daß Petrarca in der verflossenen Nacht trotz meines Verbotes wieder einmal seine Laura besungen hat. Ich weiß ferner, daß ich es dem gegenwärtigen Zustand meines Patienten schuldig bin, mich weder durch List noch durch Gewalt einer Vorlesung dieser Gesänge zu entziehen. Es ist das melodische Geplätscher von drei Sonetten zum Preise der goldgelockten Tragödin Artémise Casque d'or, das mich während der nächsten Minuten wie ein schwülduftender Kaskadenstaub einhüllt, umnebelt und als Arzt gleichsam außer Gefecht setzt.

Ich benutze etliche Gedankenpausen, die der Dichter um der erhöhten Wirkung willen eintreten läßt, dazu, mich in dem Salönchen umzuschauen, das Herr Livius Meyer despektierlich ‚die Leichenkammer' getauft hat. Es verdient aber keineswegs diese Bezeichnung, sondern ist ein recht eigenartiges Raritätenkabinett voll seltener Stücke, mit denen ich zum Teil von früheren Besuchen her schon leidlich bekannt bin. Auf jenem Konsolchen, unter der Glaskuppel, weckt ein seltsam verwittertes, braunschwärzliches Ding immer von frischem meine Neugier. Es ist auf ein Kissen von kupferfarbenem Sammet gebettet und hat die Form und Größe einer Kindes- oder zarten Frauenhand. Wer könnte wohl ohne weiteres erraten, daß dieses lederartig runzelige Gebilde nichts anderes sei als die von Balsam und Mastix durchtränkte Mumienhand einer ägyptischen Prinzessin Rê, Kousine des zweiten Ramses — eine Hand, die vor nun länger als dreitausend Jahren in schimmernder Schönheit Wasserrosen aus dem Nilschilf gebrochen, um sie kosend in dem schwarzen Haar der nubischen Lieblingssklavin zu befestigen? Dicht neben dem Altertum blinkt — ein leichtfertiges Kind des Rokoko — eine Pendule à la Pompadour, die mit einem hastigen, genießerischen Ticken gleichsam durch die Zeit hintänzelt, als wollte sie von den goldenen Augenblicken des Lebens keinen einzigen versäumen. Dem Uhrwerk aber gegenüber, in dem Halbschatten der Ecke, grinst als grausige Nachbarschaft ein beinweißer Menschenschädel, dem der Dichter, der die grotesken Scherze liebt, eine von den langen Herzegowinas zwischen die Zähne geklemmt hat. Die Hirnschale weist in der Schläfengegend ein klaffendes rundes Loch auf, das nach Monsieur Chapelains Vermutung von einer Preußenkugel herrührt; hat er doch mit eigener Hand den Schädel auf dem Schlachtfeld von Waterloo aufgelesen und verwahrt ihn seitdem in der maßgeblichen Annahme, daß er eben jenem schnauzbärtigen Korporal zu eigen

gehört habe, der damals zuerst geschrien: ‚Die Garde stirbt — aber sie ergibt sich nicht!‘

‚Wie dem auch sei,‘ pflegt Monsieur Chapelain mit einem Lächeln zu sagen, ‚les soldats aiment le tabac.‘

Neben dem Schreibtisch erhebt sich ein zierliches Tischchen, dessen Tafel ein Schachbrett darstellt. Selbes ist mit einem Gewimmel roter Tonfigürchen übersäet, die der Bildhauer Auboussier — Télémach Auboussier, der sich nachmals in einem Anfall von Geistesverwirrung hängte — die dieser große Künstler einst im Auftrag des Dichters geknetet hat, die aber nicht bestimmt sind, dem Schachspiel zu dienen, sondern die Vollendung des Romans ‚Irrwische‘ wirksam unterstützen sollen. Denn so gestaltenreich ist dieses Kunstwerk und das Labyrinth seiner Handlung so verschlungen, daß Phantasie und Gedächtnis des Dichters der augenfälligen Nachhilfe durch diese kleinen Puppen nicht wohl entraten können. In einem nur dem Blick des Schaffenden selbst entwirrbaren Schlachtgedränge durcheinander gewirbelt, heute hierhin, morgen dorthin gestoßen, zeigen diese Herzoginnen und Grafen, diese Diplomaten und Militärs, Grisetten, Loretten und Midinetten, Künstler und Sängerinnen mit der Präzision eines sinnvollen Uhrwerkes immer gerade den jeweiligen Stand der Fabel, die zu jeder Zeit schwebenden Verwickelungen, sowie die freundschaftlichen oder feindseligen Beziehungen unter den Irrwischen an. Und so oft der letzteren einer sein Schicksal erfüllt hat und — bildlich gesprochen — im Sumpfe verschwunden ist, nimmt auch die Dichterhand eines der Tonfigürchen von dem weltbedeutenden Brett und versenkt es im Kasten.

In diesem Augenblick hat Monsieur Chapelain die Vorlesung des dritten Sonettes zum Preise der goldgelockten Casque d'or beendet, und es gelingt mir, die Frage anzubringen, ob er vielleicht an unregelmäßiger Herztätigkeit und Magenbeschwerden leide. Er haucht ein nur halbverständliches, wehmütiges ‚oui, monsieur‘, um dann sogleich seinen Blick unruhig über die zierlichen Ledermappen auf dem Schreibtisch schweifen zu lassen, worin sich die Brouillons und dichterischen Entwürfe befinden. Dort dämmert auch, in gegerbte Menschenhaut gebunden — echte Menschenhaut von der Pariser Anatomie — ein unheimliches Büchlein, in das der Dichter, wie mir bekannt, die Phantasien und Gesichte einzutragen pflegt, die ihm aufsteigen, während er, in indische Gewänder gekleidet, auf einem Tigerfell ruht und Haschisch raucht.

Monsieur Alamode ist nämlich ein Verwandlungskünstler ersten Ranges. Einmal traf ich ihn als Großvezier; mit untergeschlagenen Beinen saß er auf einem Teppich, hielt den Schlauch einer Wasserpfeife im Munde und las im Koran. Heute — gottlob! — ist er nur Mittel-

Hans Holbein d. J./Madonna von Solothurn



Nach einem Kohledruck von Braun u. Cie., Dornach i. E.

europäer. Er trägt ein Hauskäppchen von himmelblauer Seide, das ein Stück der schöpferischen Stirn und eine schwarze Haarlocke freiläßt. Die lose gebundene Krawatte ist ebenfalls himmelblau; das Jackett dunkelblau; die flanellenen Beinkleider leuchten wie junger Schnee. Ein Porzellandessin in Delfter Farben könnte nicht zarter abgestimmt sein.

Um die Aufmerksamkeit des Dichters von dem Büchlein in Menschenleder abzulenken, lasse ich die ärztliche Maske fallen und betrachte mich als Monsieur Chapelains Gast. Ich bitte um ein Gläschen Likör und eine Zigarette.

Während er zwei schlanke Stengelkelche mit der lichtgrünen Chartreuse füllt und mir ein Saffiantäschchen zuschiebt, besitze ich des Dichters ganzes Vertrauen. Den Glanz seiner schönen, neuropathischen Augen, die bald schon der Likör entflammt, voll zu mir richtend, stellt er gewagte Behauptungen auf. Zum Beispiel, daß schöner und interessanter als alle Werke, die er jemals geschaffen, das Kunstwerk seines Lebens selbst sei, das niemand geringeren als das Schicksal zum Autor habe. Monsieur Chapelain legt großen Wert auf seine künftige Biographie, und die Literaturhistoriker werden, da er bereits alle Einzelheiten sorgfältig aufgezeichnet hat, nicht allzu schwere Arbeit haben. Selbstverständlich bin auch ich mit den verschiedenen Phasen oder Stufen in des Dichters Lebenslauf schon hinreichend vertraut. Es sind deren nicht weniger als heilige sieben.

Die erste Kindheit, wie bei so vielen schöpferischen Geistern, war düster. Man denke sich ‚eine Mutter, die nicht mehr ist‘, und einen überaus rohen und geizigen Stiefvater — un beau-père très rude et avare; man denke sich eines der krümmsten und schimmeligsten Gäßchen von Altparis, wo es nicht nur viele Wasserratten, sondern auch Fledermäuse gibt, die unter den verbogenen Dachtraufen nisten, und in diesem Gäßchen einen merkwürdigen kleinen Laden, in dem sowohl alte Metallgegenstände, Holzfiguren und allerlei Trödel als auch Viktualien verkauft werden. Der Staub, den Königtum, Revolution und Empire nacheinander aus ihren Mänteln geschüttelt haben, liegt — ein feiner Pfeffer der Jahrhunderte — auch auf den Pastetchen, Käsen und rosenfarbenen Schinken. Für einen Dichter auf der ersten Stufe der Entwicklung eine ‚nicht ganz würdige, aber doch auch anregende Atmosphäre‘.

Die zweite Phase hebt in dem Augenblick an, als der Stiefvater — le beau-père très rude et avare — den halbflüggen Genius, der für die ihm zugemuteten Hantierungen in dem vielseitigen Lädchen kein Verständnis zeigt, mit roher Gewalt auf die Straße wirft. Der junge Maurice nächtigt auf einem wilden Birnbaum im Bois de Boulogne und fristet sein Leben von einigen belanglosen Diebstählen, deren Ent-

deckung ihn auf kurze Zeit in staatliche Versorgung bringt. Die Posten als Gehilfe bei einem berühmten Kammerjäger und danach als Austräger in den Markthallen sind nur von flüchtiger Dauer. Dagegen setzt das abendliche Feilbieten von Zeitungen auf den Boulevards den Jüngling schon in ein entsprechendes Verhältnis zur Literatur.

Auf der dritten Stufe ist Monsieur Maurice Chapelain, obwohl er noch nichts geschrieben hat, doch bereits Dichter. Er trägt in dieser Zeit ein leichtes Zephyrhemd von elegantem Schnitt, aber unbestimmter Farbe und wohnt bei seinem Freund, dem Bildhauer Auboussier — Télémach Auboussier, der sich nachmals gehängt hat — in dessen Atelier ‚zur Miete'. Im Laufe des Winters gesellen sich noch viele weitere ‚Mieter' herzu, die sich in dem kahlen Raum zusammendrängen wie die Spatzen auf den verschneiten Telegraphendrähten in der Ebene von St. Denis. Man friert, hungert, räsonniert und schreit, bis die Veilchen blühen, zu Ehren der neun Musen.

Vierte Stufe: Monsieur Chapelain hat einen Aufsehen erregenden Artikel geschrieben, der ihm von nun ab Ansehen und Rechte eines Kaffeehausästheten verleiht. Er trägt eine breitflatternde Krawatte und eselsfarbene Gamaschen, sieht angemessen bleich und graziös aus und empfindet lebhaften Ekel vor der Menschheit. Obwohl er bereits die höchsten Ansprüche machen kann, spielt er mit dem Gedanken, eine kleine, schwindsüchtige Blumenstickerin mit dunklen Locken zu heiraten, ‚weil die Regeneration der Gesellschaft vom Volke ausgehen muß'. Auch tritt er dem literarischen Klub der ‚Laternanzünder' bei, die tagsüber schlafen und nur bei Nacht ausgehen, um die dumpfe Welt mit ihren Gedankenblitzen zu illuminieren.

Fünfte Stufe: Monsieur Chapelain hat ein Drama geschrieben, das von der Polizei verboten wird und verschiedene Haussuchungen zur Folge hat. Er gewinnt die Liebe der schönen Schauspielerin Lou Pampoulette und verfaßt, um die Kosten dieses Bundes zu decken, im Auftrag eines geriebenen Verlegers seinen nachmals so berühmten ‚Leitfaden für das Angeln mit künstlichen Fliegen'. Weniger Glück hat er mit einer Novelle ‚Scherben', die ihm die Redaktion der Fachzeitung für Bäckerei und Mühlenprodukte nach siebzehn Monaten wortlos zurückschickt. Monsieur Chapelain verzagt nicht. Er sendet das Manuskript an die neugegründete Fachzeitschrift für Äther, Öle, Essenzen und Fruchtsäfte, die es annimmt und abdruckt, um darauf ihr Erscheinen einzustellen und dem Dichter die Anmeldung seiner Forderung zum Konkurs anheimzugeben.

Sechste Stufe: Le beau-père très rude et avare, der überaus rohe und geizige Stiefvater, ist gestorben und hat dem Sohne wider Erwarten ein Vermögen hinterlassen, dessen Zinsen sich auf zwanzigtausend Francs

im Jahre belaufen. Die Überraschung zieht dem Dichter ein Nervenfieber zu, aus dessen hitzigen Flammen ihm zum erstenmal die Gestalten des Romans ‚Irrwische‘ deutlich auftauchen. Kaum genesen, bezieht Monsieur Chapelain ein kleines, aber elegantes Stockwerk am Boulevard de Courcelles, faßt festen Fuß in höheren Kreisen und scheint, wenn er früheren Bekannten auf der Straße begegnet, auffallend kurzsichtig. Durch ein Duell, bei dem er den Marquis de Florence in die Leber schießt, gewinnt er die Liebe der schönen und berühmten Tragödin Artémise Casque d'or, deren Haar, aufgelöst, wie eine rote Goldschleppe zu Boden fällt. Er besingt dieses Zauberhaar in ungezählten feurigen Stanzen und widmet jedem der zierlichen Lilienstühle in Mademoiselle Casque d'ors Boudoir ein besonderes Sonett. Aber mitten im Glanz der Stunde verglast sein Blick und starrt gefangen auf ein unbestimmtes Etwas — wie ein dunkles Gewässer, über dem es von Irrwischen zuckt und flammt. Auf schilfgrünem Papier, das nach parfum Essbouquet duftet, wirft der Dichter die ersten Kapitel seines roman vécu: ‚des feux follets‘ hin, verzweifelt aber an der Vollendung und wird von seinem Arzt für sechs Monate auf hohe See geschickt.

In der künftigen siebenten Phase endlich erhofft Monsieur Chapelain Sitz und Stimme in der académie française. Der Roman ‚Irrwische‘ soll ihm dauernden Ruhm verschaffen, indem er eine Enzyklopädie der gesamten inneren und äußeren Welt darstellt: ‚Das vierte große Magazin menschlicher Dokumente seit Shakespeare, Balzac und Dostojewsky.‘

In diesem Augenblick erhob sich mein Patient vom Fauteuil, faßte auf dem Schachtischchen mit spitzigem Finger eine weibliche Tonfigur, die ein Krönlein auf dem Toupet trug, und ließ sie im Kasten verschwinden.

‚Die Herzogin von Montreuil,“ sagte er erläuternd. ‚Eine starre und intrigante Royalistin. Sie hat sich gestern durch Gift entleibt, die Elende, und daher nichts mehr auf dieser Schaubühne zu suchen. — Wenn ich Ihnen einmal die betreffende Stelle aus dem achten Kapitel vorlesen dürfte, monsieur docteur —‘

Ich suchte kaltes Blut zu bewahren und nickte scheinheilig. ‚Wie viele Kapitel wird denn der Roman umfassen?‘ fragte ich zugleich ablenkend.

Er machte eine Handbewegung, als wollte er die Welt umspannen. ‚Das wissen die Götter,‘ meinte er geheimnisvoll. ‚Mein Werk ist ein Kosmos —‘

Schon rauschten die Blätter des Manuskripts. Wenn ich noch einen Augenblick zögerte, so war ich verloren. Ich fuhr empor wie gestochen. ‚Haben Sie es gehört, Monsieur?‘ log ich. ‚Man ruft draußen — man braucht meine Hilfe! Vielleicht ist ein Unglück geschehen? Ich eile! — Sobald Sie meiner wieder bedürfen —‘

Damit war ich hinaus, um bald wieder oben an Deck die freie Seeluft zu atmen. Herr Livius Meyer begegnete mir. ‚Nun — Sie waren in der Leichenkammer?‘ fragte er ironisch. ‚Wie steht denn die Sache?‘

‚Die Herzogin von Montreuil ist tot,‘ versetzte ich mit dumpfer Stimme. ‚Sie hat sich gestern durch Gift entleibt, die Elende —‘

◆ ◆ ◆

Wie ich in dem alten Krankenjournal das nächste Blatt umschlage, da trifft mein Blick auf eine fremde Schrift. Oder war es etwa doch meine Hand, die das geschrieben hat — zitternd wie in einem Krampf? Hat innere Ratlosigkeit und Verzweiflung sich also in einer dunklen Stunde an des ehrlichen Ludwig Uhland schlichte Verse klammern müssen?

‚Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meer,
Wann alle Lichter längst im Schiff erloschen,
Wann auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht, vor Windesungestüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell. . . .‘

Es ist ein Gewirr von undeutlichen Federstrichen, worin der Rest der Verse verschwimmt. —

◆ ◆ ◆

Dem folgt ein weitläufiger Eintrag, der wiederum eine fast gemächliche Handschrift zeigt. Aber wenn man näher zusieht, so sind die Züge der Buchstaben merkwürdig ausgeprägt und seltsam künstlich geschwungen. Es ist, als habe da ein Mensch die Feder geführt, dessen Seelenkraft und inneres Wesen eine unnatürlich gewaltsame Steigerung hat erfahren müssen.

‚Das Meer liegt ruhig — und ich selber bin ruhig. Ganz ruhig. Der Kampf in meiner Brust ist vorüber. Dona Leokadia und ich, wir sind einander so gut wie versprochen. Ich nenne das schönste und edelste Geschöpf auf Erden heimlich Braut. Wie Pygmalion einst seinem Marmor, so hab' ich meinem Traumgebild vom idealen Weibe Leben eingehaucht — und sieh, es steht vor mir schimmernd in Fleisch und Blut!

Ob — wie von Schmerz — so auch das Übermaß von Entzücken fühllos und stumpf machen kann? Ich empfinde nicht die ganze Größe meines Glückes. Eine Art Taubheit hat sich meines Herzens bemächtigt, darin Wonne und Weh in eins zusammenfließen.

Wie wird Marte — wie werden der Senator und Magnus diese Wandelung in meinem Innern, diesen Umschlag des Schicksals aufnehmen? Doch ich bin ruhig — ganz ruhig. Der Schatten jenes düsteren Hauses hat nicht mehr Gewalt über mich — ich stehe schon mitten in der hellen Sonne — gleichsam auf der anderen Seite der Erde —

Von jeher hab' ich nach Sonne gehungert; darum kann eigentlich niemand von einer Wandelung sprechen, da ich jetzt nur mein wahres Wesen gefunden habe.

Gestern hab' ich Dona Juaquina einen Besuch in ihrem Salon abgestattet. Sie fragte mich nur, ob ich etwa schon in der Heimat gebunden sei. Nein? Dann sei alles gut. Sie werde von Hamburg aus sogleich an Senhor João Luiz Brandão in Santos schreiben und die Angelegenheit warm befürwortend in seine Hände legen. Bis ihres Schwagers Zustimmung, an der sie keinen Augenblick zweifle, eingetroffen sei, solange müsse freilich das Verlöbnis noch ein sozusagen geheimes bleiben.

Danach hat die edle Dame mich auf die Stirne geküßt und schalkhaft gefragt, ob das in Deutschland Sitte sei, daß man sich selber und ein geliebtes Mädchen so lange quäle. Wenn nicht, dann hätte ich wohl manches wieder gut zu machen. Die kleine Godiva — wie sie bei der Nachricht von dem Glück der Schwester sich freuen werde!

Dann umarmte Dona Juaquina meine Braut, die während der ganzen Rede mit einer tiefen Glut im Antlitz dagestanden, küßte sie auf den Mund, und viele, viele Tränen flossen über beider schöne Wangen. Als ich hierauf das Gemach verließ, rief die Tante noch einmal: „Mas discreção, Senhor Olaf!" und legte den Finger an den Mund.

Selbstverständlich, ich schweige wie ein Grab. Dona Leocadia und ich, wir meiden uns fast. Aber kann es auf diesem Dampfer ein Geheimnis geben? Zuerst kam Kapitän Sarrazin, pflanzte sich breit vor mich hin und meinte, nachdem er mich eine Weile von Kopf bis zu Füßen betrachtet: „Donnerwetter, Medikus — sind Sie ein Glückspilz! Am Ende werden Sie noch einmal Präsident der Republik dort unten? Ja — diese stillen Wasser!" Dann trat der Schmetterlingsdoktor zu mir dar, schüttelte meine Hand, brummte unter dem Sapeurbart etwas sehr Gerührtes und starrte danach wohl eine Stunde lang unbeweglich in das gleitende Meer hinunter. Auch die blonde Komtesse Stanislawa ging einige Male an mir vorüber, hob die Lorgnette und richtete prüfend die goldgerahmten Mirakelbilder ihrer Augen auf mich. Und so nahen sie, eines nach dem andern, alle heran und tragen auf irgendeine Weise ihre Teilnahme an meinem — an unserm verschwiegenen Glück zur Schau.

Nur Lord Lionel Hexham nicht. Er ist eisig. Als ich heute früh bei meinem ärztlichen Morgenbesuch zu ihm in die Kabine trat, legte er seine Hand, kalt und steif wie eine Totenhand, in die meine und sagte: „Thunderstorm — ich hab' da in dieser Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, Sir. Vielleicht daß Sie ihn deuten können? Ich sah Sie nämlich mit Dona Leocadia Arm in Arm in ein Haus eintreten, vor dem ein schlanker Baum sein grünes Laub wiegte. Ich glaub', es war eine Akazie. Well. Es

ging eine dunkle Stiege hinan und über den langen Korridor in eine Stube, wo heller Sonnenschein war. Dort, an den Ofen gelehnt, stand ein wunderlicher alter Mann, um dessen gichtige Füße einige Artgenossinen von dieser hier" — der Lord berührte mit der Fingerspitze das weiße Fell seiner Katze — „schwänzelten und strichen. Am Fenster aber in der Sonne saß ein flachshaariges Mädchen von großer, blasser Schönheit. Ich kann mich deutlich auf ein Kettlein besinnen, das sie um den zarten Hals trug. Es waren Steine von der geschätzten Varietät Girasole, die man auch Fischaugen oder Mondsteine nennt, von perlmutterartigem Widerschein und irisierendem Schimmer. Auf Ceylon und bei Rio de Janeiro sah ich solche Steine einst in ziemlicher Menge. Beim Eintreten war die Tür hinter Ihnen offen geblieben. Sie blickten alle eines das andere an; aber niemand sprach ein Wort. O yes, es war ein entsetzliches Schweigen in der sonnhellen Stube. — Nun, Mister Doktor, Sie sind ein nachdenklicher, junger Mann, und ich wette, Sie wissen mit meinem Traum etwas anzufangen?"

In Lord Hexhams ledergrauem Gesicht war nicht die mindeste Bewegung, als er diesen furchtbaren Hohn aussprach. Mit tonloser Stimme gab ich meine Verordnungen und empfahl mich. Aber das Herz zitterte mir noch stundenlang nach. Ich schloß mich in meine Kabine ein, wo ich bis mittag brütete. Ich weiß nicht: ob über meinem Glück oder über meinem Weh?

Ja, dieses Weh, das nicht schlafen will! Wenn ich an Marte denke, dann faßt mich ein namenloser Jammer. Alle vergangenen Stunden stehen auf und streiten wider mich. Ich höre den Baum meiner Kindheit aus der Tiefe der versunkenen Jahre rauschen; Blätter und Blüten weht der Sturm zu mir herauf. Mir ist, als müßt' ich zuvor über den zarten, zuckenden Leib meiner — Schwester hinwegschreiten, wenn ich zu dem ersehnten Glück gelangen will.

Aber mein Gewissen hat unrecht. Es ist das kranke Gewissen eines Grüblers und Träumers. Herrgott, ahnte ich denn, was Liebe, was Sonne sei — in jenen genügsamen Stunden, als ich Marte küßte und von ihrem Geplauder beseligt wurde? War ich nicht ein Blinder? Hat nicht erst Dona Leocadias Anblick mir die Augen geöffnet, daß ich nun erst die Bedeutung des Lebens mit allen Sinnen erfühle?

Jede Meile, die das Schiff zurücklegt, bringt mich der Heimat näher. Wenn ich den Boden des friesischen Landes betrete, dann muß ich mein Herz wappnen. Ich werde die Stunde der Rückkehr nicht anmelden. Ohne Geleite will ich den Weg vom Bahnhof zum Senatorhause zurücklegen. Ich seh' mich im Geiste schon an der bescheidenen Amtswohnung hinterm alten Schloß in der Platanengasse vorüberschreiten, wo mein Vater und

meine Mutter und Mödersch Ose Wodenfuß gelebt haben, die nun alle schon lange tot sind. An des Vogels Angelus kleinem Grabe führt mich die Wanderung vorbei und an Wachtmeister Tettenbooms Gärtchen mit den feuerfarbenen Zierkugeln; aber ich sehe keinen Eisbart und keine Briloner Pfeife mehr zwischen dem Laub des Frühburgunders schaukeln. Dann kommt die Priestergasse und der Markt, und schon von weitem erblick' ich zwischen dem herbstlichen Akaziengold das Glitzern der Spiegelscheibenfenster — die sonnige Stube, darin sogleich — nur eine Minute noch! — das entsetzliche Schweigen sein wird.

Ja, dann will ich mein Herz wappnen! Ruhig und gefaßt will ich dem alten Manne gegenübertreten und mit ihm reden.

Und Marte? O, ich weiß es: ein Zittern wird über ihren Körper hingehen — Aber schon halt' ich sie zärtlich in meinen Armen — der Bruder die Schwester! Und ich werde erleben, daß ich in diesem schwachen und doch so starken Geschöpf, das von Kindesbeinen an in jedem Moment des Lebens sein Blut für mich gegeben haben würde, mich niemals täuschen kann. . . . .

Genug — genug! Bin ich nicht ein irrer Musikant, der, Seligkeit und Qual im Herzen, auf den verschiedenen Saiten seines Instrumentes immer dasselbe Thema variiert? In wenigen Tagen legen wir bei Teneriffa an. Ich plane, mit Dona Leocadia und der Tante die Hafenstadt zu besuchen.'

◆ ◆ ◆

Die hundertjährigen Walnußbäume vor dem Hause rauschen wie wild im Wehen der Herbstnacht auf. Ich habe mich vom Schreibtisch erhoben und bin in die Kammer getreten. Sie ist mondlos und dunkel. Nur auf der kleinen alten Geige liegt ein Reflex von der Lampe. Die Saiten scheinen im Lufthauch zu zittern und zu tönen. Matt, wie ein großes, totes Auge, schimmert der Wandspiegel. Es ist, als ob er auf das leere Bett meines Weibes und auf die beiden Kinderbettlein niederstarrte.

(Fortsetzung folgt.)

Sören Kierkegaard / Von Johannes Mumbauer

ieser eigenartige, oder soll man sagen sonderbare dänische Denker, der eines der größten, aber auch unglücklichsten Genies aller Zeiten war, wird bei Gelegenheit der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (geb. 5. Mai 1813) zweifellos wieder viel genannt, aber schwerlich besser verstanden werden als bisher. Die Katholiken haben ihm im allgemeinen wenig Beachtung geschenkt, man hat fast den Eindruck, als ob man mit einer gewissen Scheu an ihm vorbeigehe. Äußerlich betrachtet mag dieser grandiose Ironiker allerdings ausschließlich als grimmer Gegner alles Kirchentums, ja des offiziellen Christentums erscheinen; wer aber tiefer blickt, wird sich des Empfindens kaum entschlagen, daß ihm im Grunde, wenn auch natürlich unter entstellender Umkleidung und stellenweise grotesk verzerrt, ganz katholische Züge eignen, so daß man in der Tat nicht mit Unrecht von ihm gesagt hat, an ihm sei ‚ein Heiliger verloren gegangen'. Wie dem auch sein mag, Kierkegaard nimmt in der Geschichte des religiösen Denkens einen so markanten Platz ein und übt noch heute, ja in letzter Zeit sogar in sichtlich steigendem Maße einen so tiefgehenden Einfluß auf die religiös Suchenden unter den Gebildeten aus, daß die Bekanntschaft mit seinem Wesen und Wollen sich unter allen Umständen lohnt.

Die äußere Geschichte des seltsamen, gewissermaßen rätselhaften Mannes ist furchtbar einfach. Als Sohn eines Vaters von einer düsteren Religiosität, einsam und unkindlich in Kopenhagen, wo damals der Rationalismus sich austobte, erzogen und grüblerisch veranlagt, widmete er sich dem Studium der Theologie — zwei Jahre brachte er in Berlin zu, wo er den Hegelianismus kennen lernte —, ohne jedoch jemals ein kirchliches Amt anzunehmen. Er lebte ganz seiner (übrigens außergewöhnlich fruchtbaren) Schriftstellerei, und sein Schrifttum ist im eigentlichen Sinne sein Leben. Kierkegaard ist einer jener unbequemen ‚Absoluten', die keinen Kompromiß mit den konkreten Tatsächlichkeiten kennen, sondern ein unbarmherziger Frager und Bohrer, der mit seinen höchstgeschraubten religiösen Ansprüchen zudringlich an jeden herantritt — dabei die Grenzen zwischen Gebot und Rat, Pflicht und Vollkommenheit verwischend —, und daher stets aggressiv. So ist denn auch seine ganze Schriftstellerei ein unablässiges Kämpfen oder vielmehr ein wildes Anstürmen; wenn man seine Bücher liest, hat man sofort das Empfinden: der Mann *will* etwas von *dir*, er hat es auf *dich* abgesehen, er will *deinen* Willen, ja *dein* Leben *bestimmen*, er will *dich nötigen*, die Wahrheit zu *leben*. Also ein recht unbequemer Autor! Sein Kampf gilt, wenn man in großen Linien zusammenfaßt, einem dreifachen Feinde: *der nur ästhetischen Lebensauffassung*, welcher das Leben ein Spiel und ein Genuß ist, und der er das ethische Leben der Selbstkonzentration gegenüberstellt; der *philosophischen Spekulation*, d. h. dem religiösen Rationalismus, wie er damals in Hegelscher Gestalt dominierte; endlich dem *offiziellen Kirchentum* oder Gewohnheitschristentum, wie es sich ihm in der Staatskirche seiner dänischen Heimat darstellte, — der Katholizismus, den er kaum kannte, kommt für ihn nicht in Betracht, und in all seinen vielen Schriften wird die katholische Kirche kaum genannt. Man möchte fast vermuten, daß Kierkegaard die einzelnen Phasen dieses Kampfes mit vor-

ausschauendem Bewußtsein säuberlich über die gesamte Zeit seines öffentlichen Auftretens verteilt habe; denn seine Schriften schreiten im allgemeinen ganz konsequent von der einen Plattform zur andern in der erwähnten Reihenfolge fort. Bei der außerordentlich großen Zahl seiner vielfach pseudonymen Publikationen können nur die wichtigsten und charakteristischsten derselben hier angeführt werden, vor allem im Hinblick auf die drei sich ablösenden Kampffronten.

Als eine Art Präliminare, die Art charakterisierend, wie Kierkegaard formal an die Behandlung religiöser Probleme herantritt, darf seine Magisterdissertation gelten: ‚Über den Begriff der Ironie mit beständiger Rücksicht auf Sokrates' (1840): die sich unter den verschiedensten Gestalten verbergende Gegenüberstellung des flatterhaften, ästhetisierenden, selbstzufriedenen Wissens und der existenziell lebendigen Kraft der im Unendlichen wurzelnden Persönlichkeit; auch aus dem geistreichsten Witz erhebt sich immer wieder die Frage: Wie wird man (‚der einzelne') ein Christ? Die Grundlegung zur Beantwortung dieser Frage wird versucht in ‚Entweder — Oder' von Victor Eremita (1843), einem der geistvollsten Bücher, die je geschrieben wurden. Es treten da scheinbar zwei Personen auf, ein Vertreter der ästhetischen Lebensform und ein Vertreter der ethischen Auffassung; in Wirklichkeit ist es aber jedesmal Kierkegaard persönlich, der sich nach dem geheimnisvollen Bruch seiner Verlobung vor sich selber rechtfertigt und mit den tiefsten Lebensfragen auseinandersetzt. Er beweist in geradezu überwältigend glänzender Diktion, daß ein Leben, das sich in und zu modern-ironisch-dämonischem Genusse entwickelt (‚Tagebuch des Verführers'), also das ästhetische Lebensstadium, in Verzweiflung enden muß; daß der Mensch nur ‚sich selbst nach seiner ewigen Gültigkeit wählen' könne und müsse; und nach der Wahl muß die Persönlichkeit ausgearbeitet werden, damit die ethisch bestimmte Existenzinnerlichkeit Wahrheit werde; denn ‚nur die Wahrheit, die erbaut, ist Wahrheit für dich!' Und so schließt das schwierige Buch mit der merkwürdigen Predigt über ‚das Erbauliche in dem Gedanken, daß wir gegen Gott allezeit unrecht haben'. Das Werk, welches den besten Schlüssel zu Kierkegaards innerem Ringen bietet, ist als Selbstabrechnung vielfach (auch in der Form) chaotisch und führt durch so furchtbare (auch erotische) Tiefen, daß es selbst reifen Lesern eine Gefahr werden kann, obwohl der tief sittliche Grundzug nicht zu verkennen ist. — Ein Fortspinnen des Grundgedankens von ‚Entweder — Oder' findet sich in den beiden Abhandlungen ‚Furcht und Zittern', dialektische Lyrik von Johannes de Silentio, und ‚Wiederholung', ein Versuch in der experimentierenden Psychologie von Konstantin Constantius (1843). Über die ästhetische und ethische Lebensform erhebt sich als dritte — die religiöse. Das Religiöse, so will der Verfasser zeigen, erhebt den Menschen ins Absolute, wie an der Kollision Abrahams beim Gehorsam seines Opfers dargetan und in der Form einer Liebesgeschichte, die mit Hiob ausklingt, illustriert wird. So wird das Leiden zum ‚Lebenselement des Religiösen'. Als Motiv aber bleibt: ‚Das Paradox des Glaubens ist dieses, daß der einzelne höher steht als das Allgemeine'. Wenn irgendwo, dann hat Kierkegaard hier bewiesen, daß er selbst den abstraktesten Gedanken mit Schönheit umkleiden kann und ein Sprachkünstler

ohnegleichen ist. — Die Hindernisse der sieghaften Macht des Glaubens (wie Kierkegaard ihn versteht natürlich) und den Weg zu ihrer Überwindung erörtert die Schrift ‚Der Begriff der Angst', eine simple psychologisch-wegweisende Untersuchung in der Richtung auf das dogmatische Problem der Erbsünde, von Vigilius Hafniensis (1844) — also das alte Problem Sünde und Schuld. ‚Dogmatisch' ist diese Untersuchung freilich nicht (auch der Begriff ‚Erbsünde' hat mit dem theologischen peccatum originale wenig gemein), obwohl für gewisse moderne Bewunderer Kierkegaards noch zu sehr ‚theologisch-philosophisch befangen', sondern sie ist rein psychologisch behandelt, vor allem auf Grund persönlicher Erlebnisse. Kierkegaard war von seinem pietistischen Vater durch die ‚Angst' erzogen und erschüttert worden, und nun sucht er sich die Zusammenhänge zu erklären, wobei sich schon eine aggressive Tendenz gegen das, was ihm Pseudochristentum schien, meldet. Der Gedankengang ist kurz dieser: Die Angst ist die Voraussetzung der Erbsünde, wobei von einer Erklärung des Wesens der Sünde abgesehen, diese vielmehr auf einen ebenfalls unerklärlichen ‚freien Sprung' zurückgeführt wird; die Angst ist aber auch eine Folge der Erbsünde, insofern sie ein dunkles Bewußtsein vom Wesen der Sünde geworden ist; daraus ergibt sich die Angst als Begleiterin der Sünde in ihren mit unübertrefflicher Meisterschaft geschilderten verschiedenen Formen: die Angst der Geistlosigkeit, die Angst vor dem Schicksal, die Angst vor der Schuld, die Angst vor dem Bösen, die Angst vor dem Guten, d. h. die dämonische Angst. Man muß diese wuchtige psychologische Analyse gelesen haben, um einen Maßstab für den Respekt vor diesem Genie zu erhalten. — Die ‚Stadien auf dem Lebenswege', Studien von Verschiedenen, zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von Hilarius Buchbinder (1845), sind unter erweitertem Gesichtsfeld eine Art Illustration zu ‚Entweder — Oder'. Das Problem von Ehe und Liebe wird aus dem ästhetischen in das religiöse Gebiet hinaufgehoben bis zum Opfer des Höchsten, was auf ethischem Gebiete denkbar ist. Das Ganze getränkt mit erhabener Schwermut: ‚der einzelne' allein mit Gott ‚auf 70 000 Faden Wasser'!

Mit den ‚Philosophischen Brocken', auch ein bißchen Philosophie (1844), und der dazu gehörigen ‚Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift', mimisch-pathetisch-dialektische Zusammenschrift, existenzielle Einsprache von Johannes Climacus, herausgegeben von S. Kierkegaard (1846), beginnt der Ansturm gegen die Philosophie, gegen den Versuch der Spekulation, Religion und Christentum verstandesmäßig zu begründen und zu erfassen, dem gegenüber er den ‚Glauben' in das Paradoxe verlegt. Es ist die einzige einigermaßen systematische Schrift Kierkegaards, in welcher er, der Irrationalist und Existenzialphilosoph, dialektisch im Gegensatz zu dem Objektivitätsprinzip der spekulierenden Philosophen das Axiom zu erweisen sucht: nur die Subjektivität ist Wahrheit. Für ihn ist Religiosität gesteigertste Innerlichkeit oder Individualismus im eminenten Sinne. Die Umformung der ganzen Existenz, begonnen im Ethischen, vollendet sich im Religiösen, und zwar, weil dieses nur im Paradoxen liegen kann, in dem Geheimnis des Christentums — dies bedingt also den ‚Sprung'. Hier liegt nun die Halbheit oder Inkonsequenz

Kierkegaards: anstatt daraus die Folgerung zu ziehen, daß wir also den durch die positive Offenbarung vorgezeichneten Weg gehen müssen, kennt er, indem er leugnet, daß ‚eine ewige Seligkeit auf ein geschichtliches Wissen gebaut werden kann‘, nur den ganz persönlichen Weg zur Religion. Ja, genau genommen ist sein Standpunkt der, keinen Standpunkt zu haben — wie er es an einer charakteristischen Stelle im Vorwort zu den ‚Philosophischen Brocken‘ ausspricht: ‚Welches nun mein Standpunkt ist? . . . Es frage mich niemand darum, und nächst dem, ob ich überhaupt einen Standpunkt habe, kann ja jedem andern nichts gleichgültiger sein als das, welches mein Standpunkt ist. Einen Standpunkt haben, ist mir beides, zu viel und zu wenig; es setzt Sorglosigkeit und Wohlbehagen in seiner Existenz voraus, wie wenn man in diesem Erdenleben Weib und Kind besitzen will, was ja dem auch nicht vergönnt ist, der Tag und Nacht im Zeuge sein muß, ohne doch sein gewisses Auskommen zu haben. In der Welt des Geistes ist dies mein Los, denn dazu habe ich mich ausgebildet, dazu bilde ich mich noch: allezeit leicht in des Gedankens Dienst tanzen zu können, soweit möglich zu Gottes Ehre und meinem eigenen Vergnügen, mit Verzicht auf die häusliche Glückseligkeit und bürgerliche Achtung, auf die communio bonorum, auf das Frohsein mit den Fröhlichen, welches darin liegt, daß man einen Standpunkt hat. Ob ich aber irgend einen Lohn davon habe? Ob ich, dem gleich, der am Altar dient, selbst von dem mich nähre, was auf dem Altar aufgelegt wird? . . . Das lasse man meine Sorge sein; der, dem ich diene, ist gut genug, wie die Geldleute sagen, und in noch ganz anderer Weise gut, als diese es verstehen. Wenn hingegen jemand so höflich sein wollte, mir einen Standpunkt zuzutrauen, wenn er die Galanterie gar bis zu dem Extrem triebe, diesen Standpunkt anzunehmen, weil er der meinige ist: so tut es mir leid um seine Höflichkeit, denn sie wird einem Unwürdigen zuteil, sowie um seinen Standpunkt, wenn er anders nicht einen andern hat als den meinigen. Mein Leben kann ich einsetzen, mit meinem Leben kann ich allen Ernstes spielen — nicht mit dem eines andern.‘ Dies Bekenntnis zur Subjektivität ist Kierkegaards ‚abschließende Nachschrift‘. — Und doch war er im Grunde mehr positiv christlich, als er selber ahnte und zugeben wollte. Noch 1848 schreibt er in der Einleitung zu ‚Zwei ethisch-religiösen Abhandlungen‘ von sich: ‚Es war einmal ein Mann. Er war als Kind in der christlichen Religion streng erzogen worden. Er hatte nicht viel von dem gehört, was Kinder sonst hören, von dem kleinen Jesuskinde, von den Engeln u. dgl. Dagegen hatte man ihm desto öfter den Gekreuzigten vor die Seele gestellt, so daß ihm dieses Bild das einzige und der einzige Eindruck vom Erlöser wurde, — obwohl ein Kind, war er schon so alt wie ein Greis. Dies Bild folgte ihm dann das Leben hindurch; er wurde nie jünger und kam von diesem Bilde nie weg. Wie von einem Mörder erzählt wird, daß er es in der Angst seines Gewissens nicht lassen konnte, nach dem Bilde des Ermordeten, das ihn verfolgte, zurückzuschauen, so konnte er — liebend — von diesem Bilde, das ihn an sich zog, nicht hinwegschauen — keinen Augenblick! Was er als Kind fromm geglaubt hatte, daß die Sünde der Welt dieses Opfer forderte, was er als Kind einfältig verstanden hatte,

daß die gottlose Bosheit der Juden in der Hand der Vorsehung die Bedingung dafür war, daß dieses Entsetzliche vollbracht werden konnte, das glaubte er unverändert und verstand es unverändert!' Daß ihm dies ernst gemeint war, zeigen zwei nach den ‚Brocken' entstandene Schriften, die unverkennbar aus christlich-gläubigem Herzen kamen und zur eigenen Erbauung und zu eigenem Trost geschrieben wurden. ‚Die Krankheit zum Tode', eine christlich-psychologische Entwicklung zur Erbauung und Erweckung von Anti-Climacus (schon dieses Pseudonym ist bezeichnend für das Motiv), herausgegeben von S. Kierkegaard (1849), ist eine Vertiefung des ‚Begriffes der Angst', eine tiefsinnige Auseinandersetzung über das Wesen der Sünde. Die Krankheit zum Tode ist die Verzweiflung, die Verzweiflung aber ist die Sünde. Hier bricht schon die Polemik gegen die Kirche stärker durch, welcher der schwermütige Kierkegaard vorwirft, daß sie die Sündenvergebung zu leicht vorstelle. — Noch schärfer wird die Forderung, was es ‚unabgeschwächt' heiße, Christ zu sein, aufgestellt in der am meisten praktisch-religiösen Schrift Kierkegaards ‚Einübung im Christentum' von Anti-Climacus, herausgegeben von S. Kierkegaard (1850), in welcher nicht mehr der scharfe, unerbittliche Denker, der wortgewaltige Dichter, sondern der religiöse Prophet mit einer ergreifenden Innigkeit spricht, die uns einen Einblick in sein Innerstes tun läßt. Das Buch hat zwar die Versöhnung durch Christus zum Gegenstand, aber wie beunruhigend, wie aufreizend! ‚Ein Christ zu sein, ist ein Nichts geworden, ein Narrenstreich, etwas, was jedermann ohne weiteres ist . . . wahrhaftig, es ist hohe Zeit, daß die Forderung der Idealität gehört werde.' ‚Und würde ich', sagt der Verfasser, ‚unter dem Gewichte des Maßstabes, den ich anlege, auch selbst hinsinken, und wäre ich auch selbst der erste, der dem Gerichte verfiele, und wäre ich auch der einzige — ich kann nicht anders!' So viele echt religiöse Töne er findet, so bricht doch immer wieder das Bestreben durch, ‚von hinten zu verwunden', und man darf insbesondere nicht übersehen, wie scharf der Gemeinde- oder Kirchengedanke abgewiesen wird: ‚Ein Begriff wie „Gemeinde" ist — auf dieses Leben angewendet — ein ungeduldiges Vorausnehmen des Ewigen . . . Die Gemeinde ist in Ruhe, was der „einzelne" in Unruhe ist . . . Darum hat die Gemeinde nicht in der Zeit ihre Heimat, sondern erst in der Ewigkeit, wo sie in Ruhe, wo sie die Sammlung von allen „einzelnen" ist, die in dem Streit und in der Prüfung bestanden haben.'

Zwischen diesen die geistige bezw. religiöse Entwicklung kennzeichnenden Büchern veröffentlichte Kierkegaard noch eine ganze Reihe rein erbaulicher Schriften, die bedauerlicherweise gegenüber den polemisch-ringenden Erzeugnissen seiner Feder weniger bekannt sind, die aber wegen ihres überwältigend tiefen religiösen Grundtones alle Aufmerksamkeit verdienen. Das Motiv ist immer: Die absolute Nachfolge Christi, das Leiden des ‚einzelnen' Christen der weltlichen Menge gegenüber, das Evangelium, auch die Liebe ist wesentlich Forderung; darum muß der einzelne Christ der Welt feindlich gegenüberstehen; das Christentum muß ‚angreifen', damit das Ziel, die Aufrichtigkeit vor Gott, erreicht wird; was man sagt und glaubt, muß das Leben ausdrücken! ‚Viele preisen das Christentum wie mit Engelzungen. Sehr gut — wenn ihr

Leben zeigt, daß sie, was das Christliche ist, richtig aufgefaßt haben. Das Christliche aber ist: alles um Christi willen freiwillig — aufzugeben! . . . Ja, wenn man doch nur offen bekennen wollte, daß man nicht die Absicht habe, sich vor jener Forderung zu beugen — das wäre doch Aufrichtigkeit, und man würde damit die Menschen nicht einschläfern. Wagen wir, wenn wir bedenken, daß ein Petrus „das Sichere": Stellung und Lebensunterhalt, aufgegeben hatte, um auf das Unsichere einzugehen, ja Verwandte, Freunde, Kameraden, seinen Umgangskreis, den Glauben seiner Väter, so daß er Vater und Mutter, Liebe zu Volk und Vaterland hassen mußte — wagen wir zu erklären, daß wir dasselbe zu tun willig sind? Oder wollen wir nicht wenigstens aufrichtig sein und gestehen, daß diese Forderung den meisten von uns gewiß zu schwer ist? Übrigens verlangt es ja Gott nicht unbedingt von allen; wer es glaubend und daher demütig tut, handelt christlich. Wer sich selbst demütig eingesteht, daß er es nicht tut, also demütig über sich selbst gering denkt, handelt auch christlich. In allen Fällen aber verlangt Gott vor allem Aufrichtigkeit! Nur eine Sünde gibt es, die die Gnade unmöglich macht — Unaufrichtigkeit.' Neben solchem Rigorismus begegnen uns aber auch Gedanken von einer milderen Innerlichkeit. ‚Wenn du viel liebst, wird dir viel vergeben — und wenn dir viel vergeben wird, dann liebst du viel. Siehe hier die selige Rückkehr der Erlösung zur Liebe! Christus deckt uns mit seinem Tode. In der Predigt wird sein Leben verkündigt, aber beim Altar sein Tod, wo er dir sich selbst als Schutzdecke gibt. Er gibt dir nicht Trostgründe, nicht eine Lehre, nein, sich selbst!' So steht also Kierkegaard schließlich doch am Fuße des Altares, zur Liebe zurückgekehrt und selbst den deckenden Schutz aufsuchend. Hier fand er das ‚eine, was er gewollt hatte': ‚aus der Reflexion in die Einfalt zurückgenommen'. Freilich ließen ihn die Menschen nicht in der Ruhe dieser erreichten ‚Einfalt'. Eine peinliche und heftige Polemik mit dem herrschsüchtigen Witzblatt ‚Der Korsar' reizte Kierkegaards Nervosität und Sonderbarkeit aufs äußerste, und so ward der grüblerische Einsame immer bitterer und verbitterter. Der ganze Groll des Unverstandenen wandte sich schließlich gegen das offizielle Christentum der Landeskirche und trieb ihn fast wider Willen der elementarfurchtbaren Katastrophe entgegen, die ihn selber tragisch verschlingen sollte. Der Gedanke des Martyriums wird des Verfassers alles beherrschendes Leitmotiv — das Martyrium des ‚einzelnen' in der dänischen ‚Christenheit': ‚Gott sei gelobt, daß die ganze Pöbelei über mich kam . . . beinahe hätte ich vergessen, daß ein Christ ein verachtetes Ding in der Welt ist und sein soll, wie er, mein Herr und Meister, auf den man spuckte — da half mir die Vorsehung. Darauf wurde ich aufmerksam, und jetzt stehe ich auf meinem Platz.'

Ja, nun stand der Arme in unheimlicher Entschlossenheit auf ‚seinem Platz', von dem er unerschütterlich überzeugt war, daß Gott ihn dahin gestellt habe, um seine Aufgabe der ‚Aufrichtigkeit' zu erfüllen. Bevor er aber zu seinem Berserkerschlage gegen das offizielle Kirchentum ausholte, hielt Kierkegaard den Augenblick für gekommen, sich überschauend über den Gang und Zusammenhang seiner ganzen literarischen Tätigkeit auszusprechen. Er tat es in der kleinen Schrift ‚Über meine schriftstellerische Wirksamkeit' (1851), zu

der man das bereits 1848 verfaßte, aber erst vier Jahre nach seinem Tode herausgegebene Buch ‚Der Gesichtspunkt für meine schriftstellerische Wirksamkeit‘, eine direkte Mitteilung, Rapport an die Geschichte, hinzunehmen muß. Es kommt ihm dabei vor allem auf die Feststellung an, daß seine gesamte literarische Produktion eine unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammenhängende gewesen sei, und daß er sie von Anfang bis Ende als eine religiöse aufgefaßt haben will. Wer Kierkegaard gerecht werden will, darf an diesen Bekenntnissen nicht vorübergehen. — Wie die Absicht einer letzten Warnung an das Gewohnheitschristentum nimmt sich aus das Buch ‚Zur Selbstprüfung‘, seiner Zeit empfohlen von S. Kierkegaard (1851), mit dem Nachtrag ‚Richtet selbst‘, zur Selbstprüfung, zweite Reihe (1852), der aber erst 1876 aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. Hier wird noch einmal eindringlich die Forderung der persönlichen Nachfolge erhoben gegenüber der Selbstsicherheit eines bloßen Glaubens: nur durch den Tod des Selbst wird der Geist lebendig. ‚Die Kinder unserer Zeit sind ein Paar schlecht eingefahrene Pferde, die nach dem Verstande der Pferde eingefahren sind. Es wird notwendig, daß eine höhere Hand die Zügel ergreift und sie nach höherem Verstand laufen lehrt! Daß der göttliche Geist die Herrschaft übernimmt und dann das Leben gibt!‘ Das Vorbild ist Christus, dessen unbedingte Forderung in ihrer vollen Strenge gehört werden muß — dem Verstande zum Trotz. Die entschiedene Tat muß gewagt werden, wie das Mittelalter sie gewagt hat. Darum betont die angehängte ‚Moral‘ scharf, eine etwaige Reform des Bestehenden müsse entschieden mit dem zweideutigen ‚wissenschaftlichen‘ Professorenchristentum brechen. Lieber keine Reform als ‚Pfuscherei im Reformieren‘, die verderblicher sei als das verdorbenste Bestehende: ‚Im Rechenbuche Ursins, das in meiner Schulzeit gebraucht wurde, stand, daß einem jeden ein Douceur versprochen werde, der in den Rechenaufgaben des Buches einen Fehler fände. Auch ich verspreche dem ein Douceur, der in meinen vielen Büchern ein einziges Projekt nachweisen kann, das von einer Veränderung im Äußeren redet oder davon nur eine Andeutung macht.‘ Was er will, ist unbedingte Redlichkeit! Und nun wartete Kierkegaard, wartete mehrere Jahre, bis der ‚Augenblick‘ kam, loszuschießen und einem Vulkan gleich alles herauszusprudeln, was er gegen die Kirchenmänner auf dem Herzen hatte. Die Gelegenheit war ein wenig seltsam: in der Leichenrede auf den von Kierkegaards Vater und von diesem selbst in seiner Jugend hochverehrten, tatsächlich würdigen Bischof Mynster nannte der Theologieprofessor Martensen den Verstorbenen einen christlichen ‚Wahrheitszeugen‘. Dies eine Wort wirkte wie ein Funke im Pulverfaß. Seit zwölf Jahren kämpfte Kierkegaard gegen alle Versuche, das, was er für die ideale Forderung des Christentums hielt, ästhetisch zu verschleiern oder dialektisch um- und wegzudisputieren; wenn nun der klug vermittelnde Opportunist Mynster für einen ‚Wahrheitszeugen‘ gelten durfte, dann war ja seine ganze Anstrengung ein Schlag ins Wasser gewesen — man hatte gar nicht verstanden, was er eigentlich wolle. Und so sah er denn in dem Vorfall einen Ruf Gottes, absolut deutlich zu werden. Er schrieb also einen aufregenden Artikel zum Protest dagegen, daß Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge gewesen sei, ver-

öffentlichte ihn aber erst nach zehn Monaten in der Zeitung. Natürlich erfolgten entrüstete Entgegnungen, auf die dann Kierkegaard wieder die Antwort nicht schuldig blieb. So ward aus dem Einzelfall schließlich der prinzipielle Streit um das Kirchentum, um die Lehre, aber auch um die Lehrer, d. h. für Kierkegaard um den Pfarrer, der für ihn nicht etwa bloß eine Karikatur eines Jüngers Christi ist, sondern sein trivialer Gegensatz. Wenn man ihn hört, ist das Christentum des Evangeliums überhaupt nicht mehr da. ‚Durch Zusammenstellung von zehntausend einzelnen Personen, die keine Christen sind, erhält man ein Fazit von ‚Christen', das ganz dem bekannten Prinzip des Bierwirts gleicht, als er zwar jeden Krug Bier mit dem Verluste eines Pfennigs verkaufte, aber am Anker Verdienst zu haben meinte — dem Prinzip: die Masse muß es bringen!' Der Protestantismus ist ganz einfach eine Unwahrheit, die die Welt- und Lebensanschauung des Christentums verfälscht. Mit dieser offiziellen Unwahrheit muß ein Ende gemacht werden; an die Stelle der Zweideutigkeit und der Surrogate muß die unbedingte Redlichkeit treten. ‚Und das ist diese Unwahrheit, die nach meiner Meinung das offizielle Christentum verschuldet: es macht die christliche Forderung nicht rücksichtslos bekannt, vielleicht weil es fürchtet, es würde einen schaudern, wenn man zu sehen bekäme, in welchem Abstand von ihr wir leben, und ohne daß unser Leben im geringsten ein Streben nach der Erfüllung der Forderung genannt werden kann.' In diese Gedankengänge verbeißt sich Kierkegaard immer mehr und immer aufgeregter; aus den Zeitungsartikeln werden Flugblätter, und aus diesen endlich eine Serie von Broschüren: der berühmte oder berüchtigte ‚Augenblick', der in neun Nummern von Mai bis September 1855 erschien, mit der Tendenz: ‚Die Ideale gegen den Sinnesbetrug!' Es ist unmöglich, den ‚Augenblick', der eben nur auf die agitatorische Beeinflussung des einzelnen Lesers berechnet war, im Detail zu skizzieren: er ist die, freilich unendlich geistreiche, fortgesetzte Wiederholung der vorstehenden Gedanken: der massivste, um nicht zu sagen brutalste Angriff, der je gegen das organisierte Kirchentum unternommen wurde, in einem wahren Paroxysmus der Leidenschaft hingeschrieben. Der Vorstoß war zu maßlos, als daß er direkten Erfolg haben konnte; nur ein aus dem geistigen Gleichgewicht gebrachter Mann konnte dies Wüten und Toben gegen die ‚Pfarrer' für wirksam halten. Daß Kierkegaard bei Abfassung des ‚Augenblick' nicht mehr normal war, wird auch dadurch bestärkt, daß er mitten in seinem Ansturm gegen die ‚königlich autorisierten Quacksalber' und die ‚betrügerischen Seligkeitsboutiquen' körperlich zusammenbrach. Nach kurzer Krankheit starb er einsam und fast verlassen im Hospital am 11. November 1855, nur 42 Jahre alt. Als sein Freund der Pfarrer Boesen ihn auf dem Krankenlager zu einer Milderung seiner leidenschaftlichen und bitteren Anklagen und Aussprüche zu bewegen suchte, da sie zu streng seien, erwiderte er: ‚So soll es auch sein, sonst hilft es nichts; ja freilich, wenn die Bombe platzt, muß es so sein. Meinst du, ich sollte es verschleiern, erst zur Erweckung und dann zur Beruhigung reden! Warum willst du mich darin stören?' ‚Grüße mir', sagte er weiter, ‚alle Menschen, ich habe sie allesamt sehr lieb gehabt; und sage ihnen, daß mein Leben ein großes, anderen unbekanntes Leiden ist. Alles sah wie Stolz und Eitelkeit aus, war

es aber nicht ... Ich hatte einen Pfahl im Fleische ... Dafür wurde ich die Ausnahme. Am Tage ging es in der Arbeit und Spannung, und am Abend wurde ich beiseite gelegt; das war die Ausnahme.' Der Freund frug noch: ‚Willst du nicht das heilige Abendmahl haben?' und Kierkegaard antwortete: ‚Ja — aber nicht von einem Pfarrer!' Das ist charakteristisch für ihn. Ein hoher und im tiefsten Grunde edler Geist hatte sich jammervoll verblutet.

* * *

Es wäre verkehrt, Kierkegaard nur nach seinen letzten, zweifellos ungerechten Angriffen auf das kirchliche Christentum zu beurteilen, wie manche seiner heutigen Bewunderer (aus durchsichtbarer Absicht) es tun. Dieser wilde Angriff war eine aus krankhafter Stimmung entsprungene Verirrung. Er darf beanspruchen, in seiner allgemeinen religiösen Bedeutung gewürdigt zu werden. Man hat ihn einen modernen Mystiker genannt; mir scheint das falsch, wenn er auch von pietistisch-herrenhutischen Einflüssen sich nie ganz frei gemacht hat, denn dafür war er ein zu scharfer Dialektiker. Wohl aber gehört er in die Reihe der großen religiösen Irrationalisten, etwa à la Pascal, der auch ein scharfsinniger Denker war und doch beim Glaubensakte der ‚Intuition' eine große Rolle zuteilte. So zieht sich auch durch Kierkegaards ganze Spekulation als roter Faden der lebhafte Kampf gegen die Vorstellung, daß sich — wie die sog. ‚sokratische Methode' will — die ganze Religion ‚mäeutisch' (d. h. wörtlich geburtshelferisch) aus dem menschlichen Verstande entwickeln lasse. Die Religion verlangt nach ihm notwendig den ‚Sprung' zu dem ‚Glauben' oder, wie wir sagen würden, die Mitteilung bezw. Annahme eines übernatürlichen Offenbarungsstoffes. In seiner direkt auf das Persönliche gehenden Art drückt das Kierkegaard einmal so aus: ‚Die Mitteilung vom Christlichen muß doch zuletzt mit einem Zeugnis enden; das Mäeutische kann nicht ihre letzte Form sein. Denn die Wahrheit liegt, christlich verstanden, doch nicht, wie Sokrates meinte, im Subjekte, sondern ist eine Offenbarung, die verkündet werden muß: der Mäeutiker muß Zeuge werden!' In dieser dem rationalistischen (auch dem modernen) Protestantismus verschlossenen Erkenntnis liegt m. E. die eigentliche religiöse Bedeutung Kierkegaards. Leider hat er es unterlassen, aus dieser Erkenntnis die logische Konsequenz zu ziehen: wenn man sagt Offenbarung, dann sagt man positiv Gegebenes in der Religion; und sagt man positiv Gegebenes, so sagt man Dogma; und sagt man Dogma, so sagt man auch Autorität und Kirche mit allem, was dazu gehört und davon abhängt. So weit zu gehen, daran hinderte ihn seine — trotz allem — dialektische Befangenheit. So wurde er der größte, aber auch extremste Individualist unter den religiösen Gestalten des 19. Jahrhunderts, der sich stets zwischen den beiden Leitgedanken bewegte: die Subjektivität ist die Wahrheit, und das Religiöse ist das Paradoxe (wenn auch letzteres freilich nicht in dem Sinne des Credo, quia absurdum). Auch Kierkegaards großer Geist scheiterte an der Klippe der Verwechselung von Subjektivität und Persönlichkeit. Weil ihm im Ethischen alles darauf ankommt, daß der einzelne seine ganz persönliche Aufgabe erkenne und ergreife, unbekümmert um die ganze Welt, und daß zumal in der Religion jeder einzelne mit seinem Gott zu ringen habe, verwirft er jede äußere Norm.



Madonna mit dem Baselschild (Glasgemälde)



Unbekannter Basler Meister



Hans Holbein d. J./Madonna

Entwurf zu einem Glasgemälde

Und doch liegen gerade hier die (freilich nur anfänglichen) Berührungspunkte Kierkegaards mit der katholischen Idee, nach welcher der bloße ‚Glaube‘ nicht genügt, sondern jeder einzelne so und so lange mit sich und seinem Gott zu ringen hat, bis er in der Tat und im ‚Werk‘ den Einklang mit den ewigen göttlichen Normen erreicht hat, eine christliche ‚Persönlichkeit‘ geworden ist. Der extreme Protestantismus ist der reinste Heilsmechanismus, Kierkegaards Individualismus dagegen die sich selbst auflösende religiöse Anarchie; der Katholizismus aber ist die Synthese des Positiven und des Persönlichen im Sinne der christlichen ‚Heiligkeit‘. So sehr nun aber auch Kierkegaard jede kirchliche Bindung verwirft, so hält er doch, wie betont zu werden verdient, fest an den wesentlichen christlichen Heilstatsachen und an der Autorität der Bibel, die für ihn unangreifbare Grundlagen sind. Das ist ein wenig unbequem für jene modernen Freireligiösen, die ihn so gern als Sturmbock gegen das positive Christentum gebrauchen möchten, und die ihm deshalb ‚theologisch-philosophische Befangenheit‘ vorwerfen, weil ‚das christliche Dogma mehr Einfluß, als gut sei, auf die Deutung seines originalen Erlebens gewonnen‘ habe; demgegenüber sucht sich z. B. Ch. Schrempf so zu helfen: ‚Ich glaube, man nutzt ihn am besten, wenn man seine Grundgedanken (daß die Tat immer ein Sprung ins Dunkle ist) benützt, ohne sich um das Resultat, auf das er kommen muß, zu bekümmern‘, — was allerdings sehr einfach ist, aber mehr einer Unterschlagung als einer Deutung der Kierkegaardschen Gedanken ähnlich sieht.

Um noch kurz die formelle Seite des Kierkegaardschen Schrifttums zu streifen, so ist kein Lob volltönend genug, um seinen Zauber und wundersamen Geist zu preisen. ‚Selten‘, so sagt H. Gottsched im Nachwort zu seiner deutschen Übertragung von ‚Furcht und Zittern‘, ‚wurde einem Menschen ein solcher Reichtum des Geistes verliehen wie Sören Kierkegaard. Um einer so wunderbaren Vereinigung von Dichter und Denker zu begegnen, müßte man vielleicht bis auf Plato zurückgehen. Mit dem nüchternsten Verstand ist der ganze Plan seiner Schriftstellerei angelegt und mit der eisernsten Konsequenz durchgeführt, und doch bildet er zugleich ein Kunstwerk, vor dem der Künstler selbst staunt, da er darin einen wunderbaren göttlichen Plan sieht. Kierkegaard kann in den abstraktesten Abstraktionen reden und selbst diesen ästhetische Schönheit verleihen. Und dieser wesentlich trockene Philosoph ist, obgleich er keinen einzigen Vers hinterlassen hat, zugleich nicht nur ein Sprachkünstler, der auf seiner geliebten Muttersprache wie auf einem feinen Instrument spielt und ihm die mannigfaltigsten Töne entlockt, sondern ein Dichter mit einer Leier, die mit den gewaltigsten und zartesten, den düstersten und heitersten Saiten bespannt ist. Bald schlägt er den Ton schneidender Ironie, bald fröhlichen Humors an, bald jubelt er laut auf, bald läßt er schauerliche Schwermut ahnen.‘ Allerdings ist die Lektüre Kierkegaards nichts weniger als mühelos. Die drängende Fülle der in ihm wühlenden Gedanken, verbunden mit der Hast der Niederschrift, läßt ihn oft sprunghaft werden. Charakteristisch ist auch seine Neigung zu Abschweifungen und Einschachtelungen barockster Art, ähnlich wie beim Stil Jean Pauls, dem er auch in der fortwährenden geistvollen Heranziehung von Reminiszenzen aus der Antike, der Kirchen-, Welt- und Kulturgeschichte, der

wissenschaftlichen und schönen Literatur aller Zeiten und Völker gleicht. Die Übersetzung seiner Schriften in andere Sprachen ist demnach nicht leicht. Die meisten und wichtigsten Bücher Kierkegaards sind wiederholt ins Deutsche übertragen worden, leider fast immer mit Ausschluß seiner erbaulichen Schriften. Der ursprüngliche und eigentliche deutsche Einführer in Kierkegaard ist Bärthold, der verschiedene Publikationen über sein Leben und Denken herausgegeben und einzelnes, freilich in freierer Form, übersetzt hat. Auch von G. Brandes ist eine Schrift über Kierkegaard deutsch erschienen. Eine systematische und relativ vollständige deutsche Ausgabe der bedeutsamsten und charakteristischsten Schriften Kierkegaards erscheint seit einigen Jahren in Eugen Diederichs Verlag unter dem Titel ‚Sören Kierkegaards Gesammelte Werke', die zwölf Bände umfassen soll, von denen bisher acht erschienen sind — herausgegeben von Hermann Gottsched und Christoph Schrempf. Auf diese wird man in Zukunft vor allem zurückgreifen, wie sie auch der gegenwärtigen Arbeit zugrunde gelegen hat. In formaler Hinsicht verdient sie alles Lob. Im allgemeinen wird möglichst getreue Übertragung erstrebt, doch gestehen die Übersetzer selber, daß sie sich bei gelegentlichen Schwierigkeiten gewisse Eigenmächtigkeiten erlaubt haben; und es ist nicht ausgeschlossen, daß dabei ihre religiöse Weltanschauung irgendwie abgefärbt hat. Wie bereits angedeutet, geht die Tendenz dahin, Kierkegaard vor allem und einseitig als Zertrümmerer des offiziellen Christentums erscheinen zu lassen, während seine positive Religiosität mehr zurücktritt, wie denn auch hier die eigentlich erbaulichen Schriften fehlen. Übrigens ist die Auswahl geschickt getroffen, so daß die Kierkegaardsche Schriftstellerindividualität durchaus zu ihrem Rechte kommt.

Es verbietet sich aus begreiflichen Gründen von selbst, die Beschäftigung mit Kierkegaard allgemein und unterschiedslos empfehlen zu wollen. Aber wer religionspsychologisch die Entwicklung des Geisteslebens der letzten hundert Jahre verfolgen will, wird ihm seine Aufmerksamkeit schenken müssen. Vielleicht werden wir noch am ehesten den Schlüssel zu dem Leben und Streben Kierkegaards finden, wenn wir auf ihn anwenden, was M. Susman über Jean Paul zu dessen 150. Geburtstag sagt: ‚Es ist für einen Denker so unmöglich, mit ihm über Gott und Unsterblichkeit zu streiten, wie es seinem Geiste unmöglich war, mit seinem Herzen zu streiten. Unablässig wirft sein scharfer, reifer Geist seine stauenden Bedenken in den daherrauschenden Strom der Empfindung. Aber die Antworten des Herzens gelten eigentlich gar nicht den Einwürfen des Geistes; sie schweifen über diese fort, wie das stille, sichere Lächeln eines Menschen, der die Liebe erfahren hat, über die Erörterungen eines anderen hinschweift, der ihm mit den schärfsten Gründen beweist, daß es keine Liebe gibt.'. . . Sein ‚Geist war nicht minder reich als sein Herz, und doch lehnt er jede intellektuelle Beweisführung mit der Kurzsichtigkeit unseres Intellekts gegenüber dem unendlichen Erleben unseres Herzens ab.' Das ist seine Stärke und zugleich seine Schwäche.

Gigantische Bauten / Impressionen aus Rom von Max Schwarz

Steine sprechen. Nicht bloß als Schrifttafeln und Bildwerke. In seiner eigensten Form, als lastende Masse spricht der Stein. Vergangene Jahrhunderte haben es verstanden, seinen primitiven Laut allen vernehmbar zu machen. Die Bauherrn des alten Rom haben als die letzten nach den Ägyptern und den Völkern des Ostens ihre Gedanken unmittelbar in diese Sprache gegossen. Deshalb treten sie noch heute vor jeden, der Italien besucht, als übermenschliche Wesen hin, als Giganten.

In Rom führt von der Porta Pinciana zur Porta del Popolo ein schmales, staubiges Sträßchen hinunter, außen die Aurelianische Stadtmauer entlang, die auf dieser Strecke, wo sie zugleich Substruktion eines Hügels ist, besonders mächtig gestaltet wurde. Millionen von Ziegeln sind hier lotrecht aufeinandergeschichtet, vom steinharten Pozzolanmörtel zur unbeweglichen Masse zusammengehalten. Alle dreißig bis vierzig Meter schiebt sich die Mauer turmförmig einige Schritte vor, um sofort wieder in die Linie zurückzutreten. Haushoch ragt sie auf. Kein Zierat, keine Nische belebt die ungeheuren Flächen; die Hand, die sie hinaufstrich, war zu derb, oder nur zu groß, um Details zu formen. Geht man den einsamen Weg hinunter, durch den fast nur die stadtscheuen Baufuhrwerke mit ihren tierquälerischen Lasten knarren, so fühlt man es aus der Mauer wie Druck, eine einzige abwehrende Geste. Man denkt nicht, daß der Schöpfer dieses Berges auch nur ein Mensch war; man steht einem naturhaft gigantischen Wesen gegenüber; wir schweigen vor seinem nicht an uns gerichteten, immer gleichen Summen.

Bestimmter artikuliert, aber noch vollen, originalen Tones, ist die Sprache des Steines draußen auf dem ‚Land' zwischen Rom und den Bergen im Osten. Radial auf die Stadt hin ziehen lange Mauerzeilen über die Ebene. Jede besteht aus Tausenden von Pfeilern, lauter Gußwerkmassive mit glatter Ziegelverkleidung oder bossiertem Quaderpanzer, jeder für sich ein geformter Fels. Als strömten sie ihre überschüssige Kraft nach oben aus, sendet jeder Pfeiler zum nächsten einen kurzen Bogen, der auf seinem Rücken zwischen zwei unscheinbaren Mäuerchen die kostbare Last weitergibt: in dem mit Leder ausgekleideten Rinnsal eilt das klare Quellwasser der Berge stundenweit zur Stadt. Es ist etwas Rührendes in dieser gewaltigen Veranstaltung, wie die trotzige Natur des Steines dem vergänglichen und doch in seiner Art mächtigen Element dient; der starke Riese trägt das zukunftsichere Kind auf den Schultern.

Diese Werke gehören zu dem Boden, auf dem sie stehen; sie gehören in den ungeheuren Behälter voll Luft, Farbe und Bewegung, den die Mauern Roms einer-, die Albaner- und Sabinerberge anderseits umranden. Sie gehören hinein wie das Gras, wie die tiefgefurchten Wasserläufe, wie die schwirrende und zwitschernde Schar kleiner Vögel, auf die Sonntagsjäger ihre heimtückische, und in Schraubenflügen darüberschwebende Sperber ihre ehrlichere Jagd machen. Die Einheit des Ganzen leuchtet einem als Erkenntnis unwillkürlich auf, wenn man unter der noch glühenden Sonne im Herbst auf den niederen Saummauern der appischen Straße draußen sitzt und nur die

Sinne will gewähren lassen. Die Suggestion hält der Analyse stand. Durch welche Zeichen ist denn das Verhältnis von Wasserlauf und Stein so deutlich herausgehoben, daß einem hundert Parallelverhältnisse aus dem menschlichen Kreis beim bloßen Schauen in den Sinn kommen? Durch nichts anders als durch die Reduktion des Ganzen auf die dünne, in wohlgefühlter Neigung sanft sich senkende Linie des Rinnsals und die stemmende Kraft der massiven Pfeiler, die Attribute, in denen sich das Wesen der beiden Elemente am unmittelbarsten ausspricht: Horizontale und Vertikale! Die ältesten Linien haben Flüsse in die Landschaft gezogen, die ältesten Kraftzeugen sind die Berge. Erhebt man aus den Ruinen des alten Gabii den Blick in der Richtung nach Osten, so trifft er die fast vollständig kahle Steinwand der Sabinerberge; aus ihr wächst der ungeheure Kalkstock von Quadagnolo empor. Der Berg in seiner gesetzmäßigen geologischen Schichtung, was ist er anders als der Pfeiler der Wasserleitung in der Ebene?

Daß die römischen Wasseringenieure es verstanden haben, die primitivsten Ausdrucksmittel der Natur ungetrübt, aber kondensiert zu komponieren, daß sie als gewaltige Fortsetzer des Naturschaffens vor uns treten, wenn unsere Phantasie, nach einem ihrer Grundbedürfnisse, das fest vor uns Stehende in Geschichte aufzurollen beginnt, — das ists, was ihre Gestalt ins Gigantische überhöht. Alle Werke der Natur, Berge, Flüsse, auch Wälder und Gewitterwolken wecken in uns ein tiefes Staunen, ein Gefühl, das zwischen Furcht, Bewunderung und Liebe schwebt; die Natur ist uns fremd und vertraut zugleich, sie weist uns ab und zieht uns an zugleich, sie schwätzt nicht und teilt doch sich mit. Menschenwerke, die im Sinn der Natur an sie selbst angefügt sind, wirken eben deshalb dasselbe Staunen, sind Geheimnis und Offenbarung in einem. Die Namen, die uns für ihre Schöpfer genannt werden, umkleiden sich für uns mit einem naturhaften Zauber; kaum können wir uns vorstellen, daß der alte Censor Appius Claudius, der die erste dieser Wasserleitungen in die Ebene setzte, ein Mann von unserer Leibesgröße war.

Aus den Ruinen der Gebäude, die dem öffentlichen Leben und als Wohnung ganz großer Herren dienten, erwächst uns die gleiche Vorstellung von ihren Urhebern. Einen ausgedehnten Komplex solcher Ruinen überblickt man von den Dachterrassen des alten Griechenklosters S. Saba aus. Es ist das Gebiet Kapitol-Kolosseum-Caracallathermen, das in neuester Zeit als „passeggiata archeologica“ zusammengefaßt wird. Man hat es schon von den wie Schmutz wirkenden Hütten gereinigt, die sich kleinere Geschlechter drin zurecht gerichtet hatten. Die christlichen Basiliken, die auf den Hügelrändern stehen, mag man ruhig belassen; sie stören den Eindruck so wenig, als das Kasino der Villa Mattei, das aus seinem Gartenwald herausleuchtet.

An duftigen Herbstvormittagen sieht man auch von S. Saba aus die Atmosphäre ihr Spiel mit den Ruinen treiben und man fühlt Natur- und Menschenwerk wie zu einem lebenden Ganzen verbunden. In der prallen Mittagssonne, unter der man das Fragmentarische des Vorhandenen stärker empfindet und in Gedanken die einstige Wirklichkeit rekonstruiert, stellt man staunend fest, wie sicher die Mittel für diesen Eindruck gewählt sind. Die

Bauten waren nichts als Interpretationen, Verschärfungen der geologischen Verhältnisse. Eine dem Schöpfer aller Voraussetzungen wesensverwandte Kraft hat sein Material ergriffen und geformt, um seine Absichten dem Beschauer noch deutlicher zu machen.

Das Südende des Palatin gestalteten die Palastbauten des Alexander Severus, die lange Flucht der älteren Kaiserwohnungen abschließend, zu einer mutigen, herausfordernden Felsenecke. Es stehen von dem Werk nur mehr Teile des in Ziegel ausgeführten Mauerkernes, eine unsichere, zerbröckelte Silhouette; als der Kern noch von seinen Marmorblöcken zusammengehalten wurde, muß es da eine imponierende Vertikale gegeben haben, wie ein steiler Alpenturm sie zeigt.

Zu Füßen des Hügels floß in ältester Zeit ein Campagnabach seine letzte Strecke vor der Mündung in den Tiber. Schon in jenem Zustand unberührter Natur lud das langgestreckte Terrain zur Veranstaltung von Pferderennen ein; der König Tarquinius Priscus soll es zum erstenmal architektonisch zum Zirkus zugerichtet haben. Das Begonnene langsam weiterführend, machten die späteren Bauherren ein steinernes Tal daraus, in dem statt der Bachwellen geschmeidige Tiere sich tummeln mochten.

Am Ostabhang des Palasthügels floß ursprünglich ein zweites Wässerchen herein, schon früh zur Kloake überbaut. Der Coelius, der von Süden vortritt in den rechten Winkel zwischen Palatin und Esquilin, verengte ihm den Weg, der nur an der Beugestelle, wo die drei Hügel gegeneinander abfallen, zu einem Becken sich dehnte. Die Talsohle lag damals an die zehn Meter tiefer als jetzt, und die Hänge waren von marmornen Tempeln und Wohntrakten auf gewaltigen Substruktionen lotrecht überbaut. Der Ort muß, als hier Nero in seinen lauschigen Gärten sich versteckte, eine förmliche Talschlucht gewesen sein. Da hinein nun stellten Neros Nachfolger ihr ‚Kolosseum', einen Berg zwischen drei Berge, einen vermittelnden Maßstab für diese und die über die Velia herausbrandenden Bauten des Forum Romanum. Die Berge verlieren nicht beim Vergleich, sie haben auch im Dreiklang noch den stärksten Ton.

Außer der wohlgefühlten Beziehung zur Bodenformation wirkt auch bei diesen Werken zum Eindruck der Naturhaftigkeit der Umstand, daß es dem Material verstattet ist, sein Wesen auszusprechen, die Funktionen unter Entfaltung der eigenen Form auszuüben. Das stärkste in dieser Richtung muß die elliptische Schwinge des Zuschauerraums im Kolosseum gewesen sein. Man denke sich die Mulde von 188 Meter Länge und 156 Meter Breite in rhythmisch geordneten großen Stufen von der Randhöhe nach innen fast 50 Meter tief heruntersteigend: eine ungeheure Fläche gleichmäßig aus massivem Stein geformt, nur soweit von horizontalen und radialen Linien geteilt, daß eben ein Organismus sichtbar wird. Das in der Anlage identische, nur etwas kleinere Amphitheater in Verona überrascht, im Innern besser erhalten als das Kolosseum, den Reisenden aus dem Norden schon gleich beim Betreten Italiens mit einem Nachbild dieses echt römischen Eindrucks. Man kann ihn nicht mit Worten wachrufen für den, der ihn nicht mit den eigenen Sinnen, mit dem

Tastgefühl aufgenommen; wie die übrigen Künste hat auch die Architektur Empfindungen, die sie allein bezeichnen kann; diese hier ist eine davon. Die Fließe sind als Einzelstücke schon erstaunlich; dann schieben und stützen sie sich übereinander, öfters von neuem anhebend, und biegen sich zum elliptischen Ring, der noch mehr als der kreisrunde die Phantasie in Bewegung setzt, ihr nahe legt, die ganze Landschaft als zugehörig zu empfinden und das Himmelsgewölbe als die notwendige Decke darüber, eben groß genug. Wenn einst in den Morgenstunden der Spieltage die endlosen Menschenzüge aus den Treppenmündungen, einfachen Löchern, heraustraten, wie die Wasserwellen aus den Abhängen eines Berges gurgeln, und sich als bunte Flecken auf den teilenden Stufen zu Zehntausenden in Gruppen sammelten — wie wird da der Stein in seiner alles umschließenden Kraft und in seiner unbeweglichen Festigkeit triumphiert haben über das wimmelnde Gewoge zwerghafter Gestalten! In der Münchner Neuen Pinakothek ist ein Bild von L. Willroider, die ‚Sündflut'; es zeigt von Gebirg und Meer umgrenzte Landschaft, in Sturm und Wolkenbruch; die ganze Atmosphäre scheint in Aufruhr. Erst bei längerem Zusehen bemerkt man, daß auch ein Volk von Menschen in den aufgeregten Elementen seinen verzweifelten Schmerz verkündet. Das Verhältnis von Natur und Mensch überrascht, aber es ist richtig gegeben, wie man betroffen zugesteht. Eine ähnliche Überraschung müssen die 50 000 Zuschauer geboten haben, wenn sie in dem steinernen Becken des Kolosseums, dem Verlauf eines Tierkampfes folgend, durcheinander rasten.

Der Unterbau der Schaubühne ist von Gewölben gebildet, die ungeheure Hohlräume umschließen. Man bräuchte Stunden, um sie alle zu durchwandern. Die massiven Wände mit ihren Travertinblöcken an den Kanten schüchtern heute noch den Besucher gleichsam ein — und leiden doch, daß ein lichtscheues Gesindel in ihrem Schatten seine Händel treibt und der Ruhe pflegt; der Riese ist streng und geduldig in einem wie die Natur.

Aus dürftigen Mauern, die auf der Höhe des Palatins seit langem frei liegen, kann man den Grundriß der ‚Domus Augustana' erkennen und aus den herumgestreuten Werkstücken den Aufriß mit ziemlicher Vollständigkeit rekonstruieren. Sechs große und ebenso viele kleine Räume, um einen Binnenhof gruppiert, dehnen sich mit den um die Fronten geschlungenen Hallen 80 und 150 Meter ins Geviert. Alles Kleine ist aus der Anordnung weggelassen; aller Platz, den in anderen Menschenwohnungen die Lebenspflege beansprucht, ist hier der Lebensdarstellung, der Repräsentation zugeschlagen. Hier war der Kaiser, der als Mensch im nahen älteren Palast des Tiberius hauste, nur der ‚Herr', der Diener zur Huldigung empfing und Gäste huldvoll bewirtete. Die Anlage wurde geschaffen zur Zeit Domitians, in dem der Cäsarenwahnsinn schon deutlich zum Ausbruch kam. Man mag an die Tatsache denken, während man die schier nicht endende Fläche abschreitet; aber gegenüber dem Ernst des Gebäudes, das die Architekturgeschichte aus den erhaltenen Linien und Stücken neu aufbaut, wird man sichs nur als tragische Wahrheit vorführen: daß Dynastien an innerem Wert nicht wachsen in gleichem Schritt mit der Volkskraft, die vom großen Initiator der einen und der andern geweckt, in einer

viel längeren Linie aufschwillt als die Einzelfamilie. Die Dynastie leitet die Dekadenz ein, wie sie den Aufstieg eingeleitet hat. Nicht Domitian, vielmehr der aus der naturhaften Volksmasse hervorgegangene Künstler, dem das Wort Cäsar eine ebenso reale als übermächtige Vorstellung bedeutete, hat den Herzschlag des Reiches in diese Kammern gefaßt. — Das Gebäude war ernst, wie gesagt, zeigte kaum eine Spur von Laune. Eine einheitliche Masse von der Form eines langgestreckten Blockes, nochmal so tief als breit, lag es da, streng geschlossen, trotz der nach allen Seiten herumgeführten offenen Hallen; denn aus ihnen führten mit architektonischer Betonung nur drei Portale in der Front ins Innere. Fensteröffnungen gab es nur in bedeutender Höhe, in den Schildbögen der Tonnengewölbe je eines. Ein gewaltiges Dachsystem schloß nach oben ab, von den hohen Firsten der Mittelachse nach rechts und links symmetrisch sinkend. Das Ganze mit einem Wort eine lastende drohende Masse.

Weil die Innenräume durch Ausdehnung wirken sollten, galt es, an Dicke der Wand zu sparen. Eine ungewohnte Aufgabe für die noch junge Kunst des Wölbens. Die Ruine verrät, wie der Baumeister erst an ihr scheiterte und sie dann, mit einigem Verzicht, doch löste. Er hatte nebeneinander, mit den Stirnseiten der Front zugekehrt, drei Säle, einen größeren von zwei kleineren flankiert. Nur den mittleren wollte er von vornherein mit einer Tonne überwölben, und er gab dessen Seitenmauern die Mächtigkeit, die er nach seiner geringen Erfahrung für eben ausreichend hielt. Aber sie drohten auseinander zu bersten, als die Last über dem Lehrgerüst der Tonne wuchs. Der Baumeister war gezwungen, in die Ecken des Saales mächtige Pfeiler zu setzen — sie stehen noch jetzt, ohne Ziegelverband mit den Seitenwänden — und ein Kreuzgewölbe darüber zu spannen; außerdem mußten noch die Nebensäle gewölbt werden, so daß sie den noch überschüssigen Seitendruck des Hauptgewölbes aushielten. Die Episode, die uns die Ruine erzählt, gewährt einen eindrucksvollen Blick in den Kampf des Menschen, der sich unterfing, mit seiner schwachen Hand das Material des Schöpfers zu handhaben. Sein Kampf war siegreich. Es gelang doch, den Stein auszuhöhlen, so daß er uns nicht mehr bloß nach außen entgegenruft, sondern uns aufnimmt, uns festlich und zärtlich umfängt, uns feierlich stimmt und schützt. In dem Speisesaal Domitians waren alle Wände mit geschliffenen, in der Farbe leise variierten Steinplatten belegt; sie öffneten sich auf große Flächen nach den Seitenräumen, die zu heiteren Wintergärten mit plätschernden Brunnen eingerichtet waren; in der Mitte der Anlage dehnte sich der große Hof, von weiß strahlenden Säulen weich eingefaßt; in der sog. Basilika, einem der seitlichen Frontsäle, rundete sich die Wand hinter dem Sitz des Herrschers zur Apsis: der Baublock, der nach außen sich unnahbar gebärdet, zeigt sich den Wenigen, die er einläßt, als verständnisvoller, wenn auch zurückhaltender Freund — ein Riese bleibt der Stein auch, wenn er zärtlich wird.

Wir können die Wirkungen dieser ersten Schöpfungen reiner Raumkunst nur mehr ahnen. Rom bewahrt aber auch Monumente, in denen wir die gleichen Wirkungen ohne Vermittlung der rekonstruierenden Wissenschaft direkt aufnehmen. Das Pantheon Hadrians in der Niederung des Marsfeldes und die

als Kirchen erhaltenen Reste der Diokletiansthermen auf dem Rücken des Quirinals sind solche.

Im Pantheon wird der Besucher erst, wenn er ausdrücklich darauf achtet, betroffen sein von dem ungeheuren Ragen und Tragen der acht Pfeiler, welche die über 1400 qm große Grundfläche umstehen. Es lebt in ihnen die gleiche Stemmkraft wie in den gigantischen Füßen der Wasserleitungen vor der Stadt. Aber den ersten Eindruck bestimmt das nicht. Es wiederholt sich hier nicht so ausschließlich und eindringlich wie dort der gleiche Ton. Die tiefen Schatten der die Pfeiler trennenden Nischen — breiter als die Massive — treten wie andere Wesen ablenkend dazwischen. Oberhalb des ersten Gesimsringes setzt sich die Stützbewegung der Pfeiler nur mehr andeutungsweise, in den Vertikalstegen der Kassetten fort und zwar erst recht abgeschwächt durch die beständige Wiederholung der Horizontalen. Der Stein ist in dieser Kuppel in schwebender Ruhe, Kraft und Last zugleich. Die Gegensätze durchdringen sich und heben sich deutlich auf. Der Stein ist entmaterialisiert, er umkost mit seinen gewichtlosen Flächen den Luftkörper, der dadurch bei all seiner Unsichtbarkeit als Realität zum Bewußtsein gebracht wird. Das Auge tastet nicht mehr den Stein ab, wir schweben im Raum.

Blickt man, an eine der Wände gelehnt, an einem sonnigen, wolkenfreien Tage nach oben, so sieht man durch die neun Meter weite Scheitelöffnung der Kuppel das Firmament: weich und zart, und doch klar und bestimmt, sich wie eine zweite Schale drüber wölbend. Schon im Altertum empfand man nach einer Bemerkung des Dio Cassius diesen Kuppelraum als eine Analogie zum ‚Aufenthaltsort aller Götter' und erklärte daraus den Namen des Baues. Die Analogie erschöpft sich nicht in der Form der Halbkugel. Man erinnere sich an Stunden, wie man sie wohl draußen vor Rom, an der flaminischen Straße, auf den frühlingsgrünen Rasen hingestreckt zubringt. Das Firmament steht über einem wie ein stummes Auge; eine große Stille ringsum — und doch wogt das Leben. Die Bläue droben selber lebt. Es ist ein Rätsel. Sie selber dehnt sich ja nuancenlos gleich, nur ein Akkord von Weichheit und Klarheit; und doch ists als hätte sie Stufen, durch die man sich hinaufschwingen könnte von Himmel zu Himmel. Berg und Tal rufen einander zu in ihren festen Verhältnissen; das Licht schwillt auf und ab in rhythmischen Schritten; die Luft rührt einen stoßweise an wie im Tanz — alles ein dem Gefühl leichter als dem Verstand zugängliches Symbol jener geheimnisvollen Verbindung von Ruhen und Gehen, die wir in unsern Ewigkeitsmomenten als Vollendung jeden Glückes ahnen. Einen solchen Ewigkeitsmoment — so unberechenbar vielgestaltig ihre Anlässe sind, sie selbst sind sich schließlich alle gleich, wie eine Kugel der andern gleich ist, wie die Vollkommenheit überall dieselbe ist —, der Meister des Pantheons hat einen von ihnen erlebt, hat ihn in den Ausdrucksmöglichkeiten des Baumaterials noch einmal gelebt, und seit zweitausend Jahren macht er ihn immer wieder aufleben in unzähligen Menschenseelen. Erde, Luft und Licht sprechen im Stein hier wie draußen an der flaminischen Straße. Es ist der Stempel der Gottähnlichkeit für den Menschen, daß seine Kraft ausreicht, solchen Parallelismus zu schaffen.

Zum Regentenwechsel in Bayern
Von Hermann Grauert

II.

Georg Friedrich Freiherr von Hertling, geboren den 31. August 1843 zu Darmstadt, seit dem Sommersemester 1882 o. ö. Universitätsprofessor in München, entstammt einer kurmainzisch-pfälzischen Familie, aus welcher im 18. Jahrhundert Johann Friedrich Hertling einen juristischen Lehrstuhl an der Universität Heidelberg innegehabt, als gelehrter Schriftsteller mehrfach hervorgetreten ist und durch seine Verbindung mit der kurpfälzischen Linie des Hauses Wittelsbach im Jahre 1745 die Nobilitierung von seiten des bayerischen Kurfürsten Max Josephs III. als Reichsvikars erlangt hat. Von 1739 bis 1749 war er kurpfälzischer Regierungs-Vizekanzler zu Mannheim und Kurator der Universität Heidelberg. Des gegenwärtigen bayerischen Ministerpräsidenten Urgroßvater, Johann Friedrich, ein Sohn des eben genannten Professors und Vizekanzlers Johann Friedrich von Hertling, wurde im Jahre 1790 während der Reichserledigung nach dem Tode Kaiser Josephs II. durch den Reichsvikar Karl Theodor von Kurpfalzbayern in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Als zweiter kurpfalzbayerischer Wahl- und Krönungsbotschafter hat er im gleichen Jahre 1790 den Kurfürsten bei der Wahl und Krönung Kaiser Leopolds II. in Frankfurt a. M. vertreten. Erster Wahlbotschafter war Graf Oberndorff. Von dem Kurfürsten Karl Theodor, dessen Geheimer Kanzler und Wirklicher Geheimer Staats- und Konferenzminister Frhr. J. F. von Hertling wurde, ist er im Jahre 1790 nach München als Nachfolger des berühmten Freiherrn von Kreittmayr berufen worden. Unter Kurfürst Max Joseph IV., dem späteren Könige, ist er in der gleichen Stellung verblieben und in München am 13. Februar 1806 verstorben. Im Archiv der Universität Ingolstadt-Landshut-München liegen eine Reihe kurfürstlicher, an die Universität gerichteter Entschließungen, welche von diesem Freiherrn Johann Friedrich von Hertling unterzeichnet sind. Er war nämlich zeitweilig auch Vorsitzender der kurfürstlichen geheimen Universitäts-Kuratel in München.

Einer seiner jüngeren Söhne, der Freiherr Wilhelm Hubert von Hertling, war seit 1810 und auch noch im Jahre 1813 bei Ausbruch des von Preußen gegen Napoleon unternommenen Krieges bayerischer Gesandter in Berlin (beziehungsweise Breslau)*. Ein Neffe des Kanzlers, Freiherr Franz Xaver von Hertling (gestorben 1844), war unter König Ludwig I. zeitweilig, 1837/38, bayerischer Kriegsminister. So könnte man es begreiflich finden, wenn Freunde des parlamentarisch bewährten, im Geistesleben den höchsten Erkenntniszielen zustrebenden tatkräftigen Politikers und Gelehrten Freiherrn Georg

---

* Man vergleiche die sehr interessante Artikelserie, welche Freiherr Karl von Hertling, des jetzigen bayerischen Ministerpräsidenten jüngerer Bruder, unter dem Titel ‚Aus den Papieren eines bayerischen Diplomaten 1810—1813‘ in den Historisch-politischen Blättern, Bd. 147, München 1911, veröffentlicht hat. Ebenso ist auf die ‚Geschichte der Familie von Hertling‘. Als Manuskript gedruckt. Von Karl Freiherrn von Hertling, Köln 1888 zu verweisen.

Fr. von Hertling seit 1882 gelegentlich auch dem Wunsche Raum gegeben hätten, ihn in Bayern zum Kultusminister ernannt zu sehen.

Unter dem Ministerium Lutz war daran freilich nicht zu denken, und im Jahre 1890 bewirkten besondere persönliche Beziehungen die Betrauung des damaligen Polizeipräsidenten Ludwig August von Müller mit dem Kultusportefeuille. Aber nach Herrn von Müllers unerwartet im März 1895 eingetretenen Tode hätten sich Freiherr von Crailsheim, Freiherr von Feilitzsch und Freiherr von Riedel vielleicht des zur Zentrumspartei im Reichstag gehörigen Münchener Philosophen erinnern können. Damals herrschte indessen in den leitenden Kreisen an der Isar noch ein doppelter Aberglaube: einmal, daß zur Führung eines bayerischen Zivilstaatsministeriums nur ein ‚absolvierter Jurist' berufen werden dürfe, und daß man zweitens für einen solchen Posten einen Zentrumspolitiker überhaupt nicht brauchen könne. Im Herbst 1902 nach Herrn von Landmanns Ausscheiden hatte Graf Crailsheim offenbar ein besonderes Interesse an der Aufnahme des Freiherrn von Podewils in das Ministerkollegium. Und als er am 18. Februar 1903 seine mit Zeichen höchster Anerkennung von seiten des Regenten gewährte Enthebung von seinem Ministerposten erhalten hatte und nunmehr das Kultusministerium durch Übersiedelung des Freiherrn von Podewils in das Ministerhotel am Promenadeplatz frei wurde, da weilte Freiherr von Hertling weit von Münchens Weichbild, in Berlin, um an den Reichstagsverhandlungen teilzunehmen. Glaubwürdigen Berichten zufolge ist Freiherr von Hertling durch die Nachricht von der Enthebung des Grafen v. Crailsheim völlig überrascht worden. Seine Münchener Freunde haben einige Tage lang gehofft, ihn zum Kultusminister ernannt zu sehen. Aber bereits am Vormittag des 22. Februar 1903 — es war ein Sonntag — hat der Regent in der Privatwohnung des Freiherrn von Podewils am Habsburger Platz Nr. 5, wo Herr von Podewils, für kurze Zeit durch ein Furunkelleiden ans Zimmer gefesselt, den Besuch des Regenten empfangen hatte, die Ernennung des Herrn von Wehner zum Kultusminister vollzogen. Die Tüchtigkeit bayerischer Zentrumsleute hat öfter erst in Berlin erkannt werden müssen. Der ehemalige Zentrumsabgeordnete Thomas Hauck gehörte Jahre hindurch als einfacher Bezirksamtmann von Scheinfeld in Unterfranken dem Reichstag wie dem bayerischen Landtag an. Ludwig Windthorst war es vorbehalten, in Berlin vor maßgebenden bayerischen Persönlichkeiten die Bemerkung zu machen, man müsse in der bayerischen Verwaltung an einer Überproduktion von hervorragenden Kräften leiden, wenn man einen Mann wie Hauck unbeachtet in Scheinfeld sitzen lasse. Dann erst wurde man auch in München auf diesen Mann aufmerksam, und als unter dem Ministerium Feilitzsch der Verwaltungsgerichtshof in München errichtet wurde, da ward Herr Hauck, der sich im Landtag an der Beratung des einschlägigen Gesetzes hervorragend beteiligt hatte, zum ersten Oberstaatsanwalt an diesem neuen oberen Gerichtshofe ernannt. Auch über die mangelhafte Ausnützung der Kräfte des Freiherrn von Hertling durch die maßgebenden Instanzen in München hat man sich in Berliner leitenden Kreisen jahrelang seine Gedanken gemacht. Fürst Chlodwig Hohenlohe verwendete Freiherrn von Hertling gern für die Verhand-

lungen mit dem Vatikan, welche zur Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg führten. Hohenlohes Nachfolger im Reichskanzleramte würde Herrn von Hertling eventuell auch für den Botschafterposten des Deutschen Reiches beim Vatikan in Vorschlag gebracht haben, wenn sich die Möglichkeit ergeben haben würde, eine päpstliche Nuntiatur in Berlin zu errichten. In München getraute man sich noch nicht einmal, ihn zum bayerischen Gesandten beim Vatikan zu ernennen, als Freiherr von Cetto nach langer Dienstzeit im Jahre 1905 in Rom gestorben war. Man glaubte wohl, durch Herrn von Hertlings Ernennung zum Reichsrat der Krone Bayern (1891) genug getan zu haben. So schritt Herr von Hertling im Lebensalter voran und war allmählig dem Ende des siebenten Jahrzehnts ganz nahe gekommen. Seine parlamentarische Stellung im Reichstage war eine große, weil er selbst eine wirklich überragende ausgeprägte Persönlichkeit war, und die Stellung war noch mächtig gewachsen, seitdem er als Führer des Zentrums der Vertreter von hundert Zentrumsstimmen geworden war. Da durfte er sich befriedigt fühlen auf der Höhe eines inhaltreichen Lebens. Mit dem Reichskanzler wie mit den Vertretern zum Bundesrat durfte er als ein gleichstehender Machtfaktor verhandeln. Er dachte daran, seine Gezelte in München abzubrechen, seine Lehrtätigkeit an der Universität ganz aufzugeben, sich auf sein bescheidenes Tuskulum nach Ruhpolding bei Traunstein zurückzuziehen und nur an den Sitzungen der Reichsratskammer in München wie des Reichstages in Berlin teilzunehmen. Da traf ihn der Ruf des greisen Regenten. Nicht leichten Herzens hat er demselben Folge geleistet. Prinzregent Luitpold hat selber voll die Größe des Opfers gewürdigt, welches er Herrn von Hertling zumutete, und hat ihm wie seiner Gemahlin in rührenden Ausdrücken seinen Dank bekundet.

Der Auftrag, welcher dem am 9. Februar 1912 neuernannten Staatsminister des Kgl. Hauses und des Äußern erteilt wurde, war völlig ungewöhnlich und in dieser Art im Laufe des ganzen neunzehnten Jahrhunderts in Bayern noch nicht dagewesen. Freiherr von Hertling sollte nicht nur selbst das einzelne ihm übertragene Ministerium und den damit verbundenen Vorsitz im Ministerrat übernehmen. Er wurde auch beauftragt, dem Regenten für die Besetzung der übrigen Zivilstaatsministerien geeignete Vorschläge zu machen. Als aber am 13. Februar 1912 auch der Kriegsminister Graf Horn seine Enthebung vom Dienste erbeten und mit höchst ehrenvollen Auszeichnungen erhalten hatte, da ist Freiherr von Hertling schwerlich in die Lage versetzt worden, bei der Ernennung des neuen Kriegsministers Freiherrn von Kreß mitzuwirken.

Von vornherein hat Herr von Hertling bei Vorbereitung seiner Vorschläge darauf Bedacht genommen, das neue Ministerium, wie es der Verfassung entspricht, als ein Ministerium der Krone und nicht als ein Parteiministerium zu bilden. Er selbst betrachtete sich seit der definitiven Übernahme des Allerhöchsten Auftrages als ausgeschieden aus der Zentrumspartei. Nach Lage der Verhältnisse konnte er mit bestem Gewissen so verfahren und mußte er es pflichtgemäß tun bei aller fortdauernden persönlichen Wertschätzung der probehaltigen Forderungen des Zentrumsprogramms. Im öffentlichen Leben lassen sich eben politische Fragen ganz naturgemäß verschieden beurteilen, je nach dem Stand-

punkte, von welchem man sie anschaut. Die Bilder präsentieren sich manchmal in anderer Perspektive, wenn man sie von einem Ministersessel oder aus einem Abgeordnetensitze ansieht. Der Regent hat gerade Herrn von Hertling mit der schwierigen Aufgabe der Neubildung des Ministeriums betraut, weil er ihn als überragende Persönlichkeit von selbständigem Gepräge hochschätzte. Er mutete ihm nicht eine charakterlose Verleugnung seiner politischen Vergangenheit zu. Auch der echte Historiker, welcher Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft, muß sich stark genug fühlen, bei wissenschaftlicher Beurteilung der Gegenwart wie der Vergangenheit in objektiver Würdigung der in Betracht kommenden Verhältnisse sich über das Programm der Partei zu erheben, zu welchem er selbst sich als praktischer Politiker bekennt. Den als gut erkannten Forderungen der Tagespolitik seiner eigenen Partei braucht er um deswillen nicht untreu zu werden.

So hat denn Freiherr von Hertling in den Tagen vom 9. bis zum 11. Februar 1913 vorsichtig Umschau gehalten unter den in Betracht kommenden Männern. Gewiß hat er Herrn von Miltner und Herrn von Wehner eingeladen, in das neu zu bildende Ministerium einzutreten. Nach kurzem Bedenken haben beide ihn gebeten, von ihren Personen Abstand zu nehmen. Herr von Wehner sah im kommenden Landtag Stürme voraus, welche sich mit besonderer Heftigkeit gegen jeden Minister richten würden, der an dem Vorwurf der Verfassungswidrigkeit des Vorgehens der Zentrumspartei gegen Minister von Frauendorfer aktiv teilgenommen hatte. Solchen Stürmen wollte er sich nicht ohne die Zusicherung besonderer Deckung vonseiten des Herrn von Hertling aussetzen. Mit Herrn von Thelemann, dem Präsidenten des Obersten Landesgerichtes und früheren langjährigen Personalreferenten im Justizministerium, stand Hertling durch die gemeinsame Zugehörigkeit zur Reichsratskammer in den angenehmsten Beziehungen. In Thelemann galt es, einen hervorragenden, überaus kenntnisreichen und gewandten, in der Ministerialverwaltung erfahrenen Vertreter der höchsten Beamtenschaft für das Ministerium zu gewinnen. Mit Thelemanns Zusage konnte die Lösung der immerhin schwierigen Aufgabe als nahezu gesichert gelten. Als am Sonntag, den 11. Februar, nachmittags die neue Ministerliste durch Anschlag an die Telegrammtafeln der Stadt veröffentlicht wurde, konnte man aus den davor sich bildenden Gruppen Thelemanns Namen mit beifälligen Bemerkungen aufgenommen hören. Allgemeine Überraschung dagegen rief die Ernennung des neuen Ministers des Innern, des Reichsrats Freiherrn Max von Soden-Frauenhofen, hervor. Bei näherer Überlegung versteht man es aber durchaus, wie Herr von Hertling gerade zu diesem Vorschlag gelangt ist. Er bedurfte zur Verstärkung seiner eigenen Position der Mitwirkung eines erprobten Freundes, der in den politischen Grundanschauungen ihm nahe stand und der zudem für die eine Hauptaufgabe des Ministeriums des Innern, die Fürsorge für die landwirtschaftlichen Interessen, eine hervorragende Sachkenntnis mitbrachte. Das schwierige und wichtige Kultusministerium wurde zunächst dem Staatsrat von Steiner angeboten und als dieser es abgelehnt hatte, dem jungen Ministerialrat Eugen von Knilling übertragen, welchen Freiherr von Hertling bei Gelegenheit der Beratung des

Gesetzes über die Kirchengemeindeordnung im Jahre 1911 näher kennen und schätzen gelernt hatte. Herr von Knilling bekannte sich später am 28. März 1912 im Landtag zu der Überzeugung, daß sich die Heranbildung einer sittlich tüchtigen Jugend auf dem Boden eines positiven Bekenntnisses zu vollziehen habe. Für das sehr wichtige, große Finanzressort empfahl sich der Staatsrat in diesem Ministerium, Herr von Breunig, schon aus dem einfachen Grunde, weil er das dem Landtag bereits im Herbst 1912 vorgelegte Staatsbudget, das man auch dem neugewählten Landtage wiederum in Vorlage zu bringen beschloß, als mitbeteiligt gewesener Fachmann am besten kannte. Verkehrsminister wurde Herr Lorenz von Seidlein, der bisherige Präsident der Eisenbahndirektion in Nürnberg. Auch er durfte als hervorragender Kenner seines Ressorts gelten. Der fortschrittliche ‚Fränkische Kurier' hat ihm bei seinem Scheiden aus Nürnberg ein ausgezeichnetes Zeugnis ausgestellt. Politisch, so heißt es darin, sei er als Eisenbahnpräsident in Nürnberg niemals hervorgetreten. Seine geschickte, fördernde Hand, sein praktischer Verstand und seine gereiften Erfahrungen hätten in dem ihm unterstellten außerordentlich großen Gebiete ungemein Vieles und Segensreiches geschaffen, namentlich nach der sozialen Seite hin. Bei der Begrüßung der Beamten seines Ministeriums rühmte Herr von Seidlein am 13. Februar seinen Vorgänger Herrn von Frauendorfer als genialen und erfolgreich tätigen Mann. Von sich selbst sagte er, politisch gehöre er der konservativen Richtung an, aber er werde kein Parteiminister sein.

So erhielt Bayern unter dem greisen Regenten Luitpold in den Tagen vom 9. bis zum 11. und 13. Februar 1913 ein völlig neues Gesamtstaatsministerium. Prinz Ludwig hat sich am 5. und 6. Februar bei wiederholten Aussprachen mit seinem erlauchten Vater mit der Berufung des Freiherrn v. Hertling einverstanden erklärt. Auf die Auswahl der übrigen Minister hat er keine Einwirkung ausgeübt. Noch vor der Entscheidung ist er zu den Vermählungsfeierlichkeiten in der Familie des Erzherzogs Friedrich nach Wien abgereist. Den zurückgetretenen Ministern wurden selbstverständlich Beweise der Huld und dankbaren Anerkennung von seiten des Regenten zuteil, vornehmlich dem Grafen v. Podewils. Freiherr v. Hertling, welcher die Vorschläge zur Neubildung des Ministeriums dem Regenten unterbreitet hatte, wurde dadurch nicht eigentlicher Ministerpräsident. Die bayerische Staatsverfassung kennt ein solches Amt nicht. Freiherr v. Hertling hatte sein eigenes Ressort zu leiten und im Ministerrat den Vorsitz zu führen. Erschwert wurde dem neuen Ministerium seine Wirksamkeit durch die Notwendigkeit, den Landtag mit der am 5. Februar neugewählten Kammer der Abgeordneten alsbald einzuberufen zur Durchführung der unaufschiebbaren Budgetberatung. Am 27. Februar wurde der Landtag tatsächlich eröffnet, und zwar vom Regenten in eigener Person, der zu diesem Zwecke die Reichsräte und Abgeordneten in die Kgl. Residenz berufen hat. Am 5. März hat sich Freiherr von Hertling zum ersten Male als leitender Minister in der Kammer der Abgeordneten mit einer programmatischen Ansprache vorgestellt.

Man muß die schwüle Atmosphäre, die reizbare Stimmung, die gespannte

Situation zu verstehen und würdigen suchen, welche in der zweiten Kammer herrschte. Die liberale Partei fühlte sich gleich im Beginn der Landtagsberatungen neuerdings verletzt, da die Majoritätspartei des Zentrums ihr bei Besetzung des Kammerpräsidiums nicht den geforderten ersten Vizepräsidentenposten, sondern nur den zweiten überlassen wollte. Verstimmt wies sie diesen zweiten bezw. dritten Posten zurück und verzichtete auf eine Vertretung im engeren Präsidium. Die von Freiherrn von Hertling ausgesprochene sehr bestimmte Ablehnung einer Gesetzesvorlage, welche das erst im Jahre 1906 verkündigte Landtagswahlgesetz abzuändern den Zweck gehabt haben würde, verschärfte die Unzufriedenheit der Linken. In diesem Punkte aber mußte jede vorsichtig und vernünftig zu Werke gehende Staatsregierung die Erfahrungen weiterer Landtagswahlen abwarten. Ohne eine durchgreifende Verschiebung der Parteigruppierungen in der zweiten und auch in der ersten Kammer des Landtags hätte sich ein neues Wahlgesetz auf völlig veränderter Grundlage überhaupt nicht durchbringen lassen. Bei alledem mußte jeder realpolitisch gerichtete, nüchtern und besonnen zu Werke gehende Staatsmann sich sagen, daß ein wirklich ideales, absolut vollkommenes Wahlgesetz bisher nirgendwo ausfindig gemacht worden sei. Durchaus zutreffend und der Sachlage völlig entsprechend war auch Freiherrn von Hertlings Erklärung, das unter seiner Mitwirkung neu gebildete Ministerium sei kein Parteiministerium, vielmehr ein Ministerium der Krone. Im Sinne der obigen Andeutungen konnte er mit bestem Gewissen ausführen, im Augenblicke seiner Ernennung zum Königlichen Staatsminister sei er aus der Zentrumspartei ausgeschieden. Vertrauensvoll gab er der Hoffnung Ausdruck auf einträchtiges Zusammenwirken der bürgerlichen Parteien. Der Widerhall, welchen seine Worte fanden, war freilich zunächst nur beim Zentrum und bei der freien Vereinigung der konservativen Landbündler ein freundlicher. Bei den übrigen Parteien äußerte sich mehrfach eine gereizte und unzufriedene Stimmung.

In diese Situation schlug nun Ende März die Kunde von einem neuen Jesuitenerlaß der bayerischen Staatsregierung einer Bombe gleich ein, weit über Bayerns Grenzpfähle hinaus neue und heftige Erregung entfachend. Das angeblich klerikale bayerische Ministerium stand monatelang im Mittelpunkte einer lärmenden Preßkampagne, von welcher selbstverständlich auch der deutsche Reichstag, das preußische Abgeordnetenhaus und der bayerische Landtag nicht unberührt blieben. Durch den bayerischen Vorstoß gegen die Reichsgewalt sollte eine der heikelsten Lagen seit dem Bestehen des Deutschen Reiches geschaffen worden sein. Als der Reichskanzler von Bethmann Hollweg am 13. April 1912 auf der Rückreise von Korfu über Nauheim nach Berlin sechs Stunden lang in München weilte, um sich beim preußischen Gesandten, Herrn von Treutler, etwas zu erfrischen, da fuhr er beim Ministerium des Äußern vor, um für Freiherrn von Hertling seine Karte abgeben zu lassen, und der letztere erwiderte den Besuch alsbald mit der gleichen Förmlichkeit. Aber gesprochen haben sich die beiden Staatsmänner damals nicht. Laut redete man in der Presse von der beklagenswerten Unstimmigkeit, welche durch die leidige Jesuitenangelegenheit in den sonst so vorzüglichen Beziehungen

zwischen den obersten Regierungsstellen in Berlin und in München herbeigeführt sein sollte. Einige wollten bereits den Reichskanzler in seiner Stellung wanken sehen. Der Gesamtvorstand des Evangelischen Bundes erließ auf seiner Ostertagung zu Eisenach eine scharfe Protestkundgebung gegen den Jesuitenerlaß des Ministeriums Hertling. Dieser Erlaß hatte seine sehr interessante Vorgeschichte, welche in den Begleiterscheinungen wurzelte, die bei der indiskret erfolgten Veröffentlichung des früher erwähnten von Wehnerschen Jesuitenerlasses vom 4. August 1911 seit dem Ende des Jahres 1911 hervorgetreten waren.

Wie bereits kurz angedeutet wurde, hat sich noch Herr von Wehner mit dem Gedanken getragen, die Handhabung der für die Ausführung des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 (des Jesuitengesetzes) maßgebenden Vollzugsvorschriften für Bayern zu mildern. Dabei kam als richtunggebende Norm die auf Bundesratsbeschluß zurückgehende Reichskanzlerbekanntmachung vom 5. Juli 1872 in Betracht. In ihr war den Jesuiten und Mitgliedern verwandter Orden und Kongregationen die Ausübung einer Ordenstätigkeit untersagt. Was aber unter dieser Ordenstätigkeit zu verstehen sei, war nicht unbedingt klar und einleuchtend. Minister v. Lutz hat, wie Herr von Knilling im bayerischen Landtage mitteilte, diesen dehnbaren Begriff bereits im Jahre 1872 mit skeptischen Glossen begleitet. Darauf gründete sich schon Herrn von Wehners Anschauung, man könne nunmehr, zu Beginn des Jahres 1912, dem Begriffe der verbotenen Ordenstätigkeit eine einschränkende Interpretation zuteil werden lassen. Von dieser seiner Absicht hat Herr von Wehner zwei bayerischen Bischöfen vertraulich Mitteilung gemacht. Auf Wehners Ersuchen hat dann Graf Podewils als zuständiger Minister des Äußern mehrere der zumeist beteiligten Bundesregierungen von dieser Absicht des bayerischen Kultusministers in Kenntnis gesetzt und sie zugleich um Kundgabe ihrer Ansicht ersucht. Die Note des bayerischen Ministeriums des Äußern ist am 23. Januar 1912 abgegangen. Am 5. Februar reichte das Ministerium Podewils beim Regenten sein Gesuch um Entlassung ein. Als die Antworten der von München befragten Bundesregierungen, darunter auch der preußischen, an der Isar einliefen, war das Ministerium Podewils bereits durch das Ministerium Hertling ersetzt. Die Antworten sprachen sich der geplanten neuen bayerischen Interpretation gegenüber in ablehnendem Sinne aus. Herr von Wehner hat später als inaktiver Staatsminister in einem an Freiherrn von Hertling gerichteten Schreiben Wert darauf gelegt, festzustellen, daß er sich die Hände noch nicht gebunden habe*. Er hätte also wohl nach Einlauf der Antworten den früher ins Vertrauen gezogenen Bischöfen abermals vertraulich mitgeteilt, er habe sich alle Mühe um die neue mildere Interpretation gegeben, aber der Ablehnung der gefragten Bundesregierungen gegenüber sei es ihm nicht möglich, sie in Bayern in Kraft zu setzen.

Das Ministerium Hertling sah sich hier in einer neuen und schwierigen

* Man vergl. Stenograph. Bericht über die Verhandlungen der Kammer der Reichsräte. Fünfte öffentliche Sitzung v. 30. Mai 1912 p. 70 BC.

Lage. Es hatte das Gefühl, einer noch nicht erledigten Erbschaft gegenüberzustehen. Machte es seinerseits den Bischöfen die Eröffnung, die von Herrn von Wehner geplante neue Aktion ließe sich nicht durchführen, so mußte es fürchten, in den Augen der Eingeweihten zaghafter und härter zu erscheinen als das zurückgetretene Ministerium Podewils. So entschloß sich also das neue Ministerium, die schon vom Staatsminister von Wehner geplante neue Interpretation des Begriffes der Ordenstätigkeit mit einer immerhin bemerkenswerten Erweiterung in der Form eines Erlasses der beiden Staatsministerien des Innern vom 11. März 1912 an die Regierungspräsidien der acht Kreise des Königreichs Bayern hinausgehen zu lassen. Missionen, so hieß es in diesem neuen Erlaß, müßten im Hinblick auf das ausdrückliche Verbot der Reichskanzlerbekanntmachung vom 5. Juli 1872 auch fernerhin der den Jesuiten untersagten Tätigkeit zugerechnet werden. Wesentlich verschieden von den Missionen seien aber die sogenannten Konferenzen, welche hauptsächlich Vorträge apologetischen oder sozialen Inhaltes zum Gegenstande hätten. Solche in profanen Räumen schon bisher unbedenklich zugelassenen Konferenzvorträge würden in den vom Verbote betroffenen Wirkungskreis auch nicht einzubeziehen sein, wenn sie in kirchlichen Räumen abgehalten würden, und wenn mit ihnen Gelegenheit zum Empfange der Sakramente verbunden werde. Der hier gesperrte Passus war von den beiden Staatsministerien des Innern in Bayern in dem Erlaß vom 11. März 1912 neu hinzugefügt worden.

Bei der am 1. Mai 1912 im bayerischen Landtag einsetzenden Beratung über die liberalerseits eingebrachte Interpellation über diesen neuen bayerischen Jesuitenerlaß vom 11. März 1912 konnte Freiherr von Hertling mit vollem Rechte auf den zu Gunsten des Ordens der Gesellschaft Jesu seit dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 eingetretenen Umschwung hinweisen. Derselbe sei auch reichsgesetzlich zum Ausdruck gekommen durch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872, wie er durch Reichsgesetz vom 8. März 1904 erfolgt sei. Die hier verfügte Beseitigung der schärfsten und wirksamsten Anordnung zur zwangsweisen Durchführung des § 1 des Jesuitengesetzes konnte nach der Meinung der bayerischen Staatsregierung nicht ohne Rückwirkung bleiben auf den Vollzug der einschlägigen Bestimmungen.

Die Kgl. Bayer. Staatsregierung hätte aber auch auf einen gewissen Umschwung der Anschauungen innerhalb der streng wissenschaftlich gerichteten theologischen, evangelisch-protestantischen Kreise hinweisen können. In dem groß angelegten, von protestantischen Gelehrten bearbeiteten, bei Mohr in Tübingen erscheinenden Handwörterbuch ‚Die Religion in Geschichte und Gegenwart', herausgegeben von Schiele und Zscharnack, ist im dritten Bande 1912 ein sehr bemerkenswerter Artikel ‚Jesuiten' aus der Feder des bekannten Professors Walter Köhler, früher an der Universität Gießen, jetzt an der Universität Zürich, erschienen. Nach dem Vorspruche ‚Ein jeder lebt's, nicht jedem ist's bekannt' geht Köhler hier von den vielerorten gegen den Jesuitenorden bestehenden Vorurteilen aus, nach welchen der Jesuit der Typus priesterlicher Gemeingefährlichkeit sein soll, welcher die Lehre verkündige: ‚Der

Hans Holbein d. J./Madonna mit einem knienden Ritter



Zweck heiligt die Mittel' und ‚Der Tyrannenmord ist erlaubt'. Nachdem der Reichstag, so heißt es hier Sp. 342, mit einer Majorität von Zentrumsstimmen und Sozialdemokraten wiederholt auch die Abschaffung des § 1 des Jesuitengesetzes beschlossen, habe sich der Bundesrat ebenso oft geweigert, diesem Beschluß seine Zustimmung zu verleihen. Das Bedauerliche an dieser Jesuitenfrage sei danach lediglich der Kuhhandel, der hier mit einer heiligen Sache getrieben werde. Die Ausschließung des Jesuitenordens, der nun einmal eine Einrichtung der katholischen Kirche sei, trage dem modernen Staat das Odium der Imparität zu. Sie schaffe ein Ausnahmegesetz, das mit dem Motive der Staatsgefährdung keineswegs glatt gedeckt werden könne, zudem als solches eher geeignet sei, seinerseits Staatsgefährdung zu erzielen. Habe aber die Staatsraison keine zwingenden Motive zur Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes mehr, so sei auf Seite der evangelischen Christen die Jesuitenangst Kleinmut, der man das Wort entgegenhalten müsse: ‚Wer für seinen Glauben fürchtet, hat keinen.' In diesem Sinne hätten auch Vorkämpfer des Evangelischen Bundes sich für die gänzliche Aufhebung des Jesuitengesetzes ausgesprochen.

Gewiß überwiegen in der protestantischen Welt die Anschauungen, welche in dem Jesuitenorden die höchste Gefahr für den friedlichen Bestand der protestantischen Kirchengemeinschaften erblicken. Der Bundesrat hat demgemäß in seiner auf Anrufen der bayerischen Regierung* erfolgten authentischen Interpretation des Begriffes der nach der Verordnung vom 5. Juli 1872 den Jesuiten verbotenen Ordenstätigkeit folgenden Spruch gefällt: ‚Verbotene Ordenstätigkeit ist jede priesterliche und sonstige religiöse Tätigkeit gegenüber anderen, sowie die Erteilung von Unterricht. Unter die verbotene religiöse Tätigkeit fallen nicht, sofern nicht landesherrliche Bestimmungen entgegenstehen, das Lesen stiller Messen, die im Rahmen eines Familienfestes sich haltenden Primizfeiern und das Spenden der Sterbsakramente. Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren. Die schriftstellerische Tätigkeit wird durch das Verbot nicht betroffen.'

Triumphierend wies die liberale Presse auf die schwere Niederlage hin, welche das Ministerium von Hertling durch diese Entscheidung erlitten habe. Tatsächlich ist auch der bayerische Jesuitenerlaß vom 11. März 1912 von den beiden Abteilungen des zuständigen Ministeriums des Innern bald danach formell außer Wirksamkeit gesetzt worden. Der Reichskanzler hat im Reichstage seinerseits erläuternd erklärt, eine Verschlechterung der Praxis zuungunsten der Jesuiten solle durch die Entscheidung des Bundesrates vom 28. November 1912 nicht eingeleitet werden. Tatsächlich hörte man auch nach diesem Termine gelegentlich von religiösen Vorträgen, welche in Preußen innerhalb wie außerhalb von Kirchen durch Jesuiten abgehalten wurden. Da mag sich denn die bayerische Staatsregierung nachträglich mit dem Gedanken trösten, sie habe mit ihrem Erlaß vom 11. März für Bayern nur das sanktionieren wollen, was in Preußen seit längerem tatsächlich geduldet worden. Hätte aber die bayerische

* Sie wandte sich dieserhalb bereits im April 1912 an den Bundesrat.

Staatsregierung, die sich bei ihrem Vorgehen vom 11. März von einem gewissen, auch dem Reich gegenüber durchaus loyalen Optimismus leiten ließ, auch nur von weitem das Übermaß von Unruhe und Erregung voraussehen können, das durch ihren Erlaß vom 11. März hervorgerufen wurde, so würde sie zweifellos andere Mittel und Wege gefunden haben, um der in Preußen bestehenden milderen Praxis auch in Bayern eine gewisse Duldung zu sichern. Im Hinblick auf den greisen Regenten, welchem das neue Ministerium nach den starken Erregungen der letzten Monate des Jahres 1911 und der ersten Wochen von 1912 politisch ruhigere Tage zu sichern redlich bestrebt war, mag das zeitweilige Versagen der hier gehegten Hoffnungen immerhin beklagt werden. Das Ministerium Hertling war vom Beginne seiner amtlichen Tätigkeit darauf hingewiesen, die Sphäre der ihm folgenden Politiker über die Kreise der Zentrumspartei hinaus zu erweitern. Es kam darauf an, dem Ministerium auch in der protestantischen Bevölkerung bei den konservativ gerichteten Parteigruppen und selbst in den gemäßigt liberalen Kreisen politische Sympathien zu sichern. Bereitwillig sind ihm solche zunächst auch entgegengebracht worden in Bayern wie außerhalb der blau-weißen Grenzpfähle. Als aber Ende März 1912 sich die Kunde von dem neuen bayerischen Jesuitenerlaß durch die Presse verbreitete, da fiel es einem kalten Reife gleich auf die zarten Knospen und die sprießende Blütenpracht der konservativen und gemäßigt liberalen Sympathien. Unter den bei manchen Bedenken nicht irre gewordenen Wortführern der bayerischen Reichspartei möge Freiherr Wilhelm von Pechmann in München, der Direktor der Bayerischen Handelsbank, auch an dieser Stelle mit allem Nachdrucke genannt werden. Freiherr von Hertling konnte am 1. Mai 1912 in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten bei Beratung der liberalerseits eingebrachten Jesuiteninterpellation freimütig erklären, die bayerische Regierung habe bei Hinausgabe ihres Erlasses vom 11. März geglaubt, lediglich von der den Einzelstaaten zustehenden Bewegungsfreiheit für den Gesetzesvollzug Gebrauch zu machen. Im Tone tief begründeter Entrüstung durfte er die Insinuation zurückweisen, als habe die bayerische Regierung das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 umgehen, oder gar einen Angriff führen wollen gegen die Einheit, ja selbst gegen den Bestand des Reiches. Jeder aufrichtige Freund des Reiches hätte es in der Tat als eine überaus schädliche Wirkung beklagen müssen, wenn namentlich im Auslande die völlig unzutreffende Vorstellung sich verbreitet hätte, als zeige das feste Gefüge des Reichsturmes an irgend einer Stelle bedenkliche Risse. Davon konnte auch nicht einmal mit dem leisesten Scheine von Berechtigung gesprochen werden. Freiherr von Hertling und seine Kollegen im Ministerrate sind bis auf den Grund ihrer Herzen gut bayerisch, aber ebensosehr auch gut deutsch, deutsch-national im besten Sinne des Wortes gesinnte Männer.

Wenn man für ihr Vorgehen in Sachen des Jesuitenerlasses eine Parallelerscheinung aus der Geschichte des Deutschen Bundes während des 19. Jahrhunderts heranziehen darf, so möge an den Versuch der badischen Regierung unter dem liberal-konservativen Staatsrat und Minister des Innern, Ludwig Georg Winter, erinnert werden, die streng reaktionäre, auf den Karlsbader Beschlüssen beruhende Bundespreßverordnung vom September 1819 durch das neue

badische Preßgesetz vom 1. März 1832 zu mildern. Die badische Regierung folgte dabei dem starken Drucke, welcher von der ganz liberalen im Jahre 1831 neu gewählten zweiten Kammer des Landtags ausging. Hier galten Männer wie Adam von Itzstein, Karl Wenzeslaus von Rotteck und der Freiburger Jurist Karl Theodor Welcker als Apostel der Volksfreiheit. Welcker hatte schon im Jahre 1830 durch seine Broschüre ‚Die vollkommene und ganze Preßfreiheit' vom Bundestage gefordert, was der Titel besagte. In der Eschenheimer Gasse in Frankfurt a. M. wehte aber der politische Wind scharf aus dem Osten. Was hier nicht zu erlangen war, glaubte der volksfreundliche badische Minister des Innern, Ludwig Georg Winter, für Baden bewilligen zu dürfen. So kam das freiheitliche Preßgesetz am 1. März 1832 für Baden zustande. Bei der Beratung des Welckerschen Antrages hatte Rotteck in der Zweiten Kammer zu Karlsruhe erklärt: ‚Nicht auf dem Boden des teutschen Bundesstaatsrechts stehen wir, wenn wir Preßfreiheit fordern, sondern wir fordern sie stehend auf dem Boden des vernünftigen Rechts und der badischen Verfassung.' Selbst die Erste Kammer hatte sich nach Anhörung eines Berichtes des Freiherrn von Wessenberg für den Welckerschen Antrag erklärt. In dem Gesetz vom 1. März 1832 wurde die Zensur im allgemeinen aufgehoben; die polizeilichen und strafrechtlichen Maßregeln im Hinblick auf Verleger, Drucker, Herausgeber, Autoren, sowie die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens genau umschrieben. Nur für die Erörterung von Angelegenheiten des Deutschen Bundes und einzelner anderer Bundesstaaten sollte die Zensur innerhalb bestimmter Schranken fortdauern. Jubelnd begrüßten die Freiburger Liberalen das Sicherungsmittel der jungen badischen Volksfreiheit. Welcker erhielt seine Lorbeerkrone, auf dem Schloßberge flammten die Freudenfeuer und Welcker hielt noch nach Mitternacht eine Ansprache an die vor seinem Hause versammelten Studenten und feierte darin das einige und das freie Deutschland*.

Scharf hebt sich von diesen Sympathiekundgebungen für die freiheitliche Entwicklung die ablehnende Haltung der Liberalen von heute ab, welche Freiherrn von Hertlings Ministerium lebhaft bekämpften, als es darauf Bedacht nehmen wollte, die im Reichsgesetz gegen die Jesuiten vorgeschriebenen polizeilichen Beschränkungen im Rahmen der Vollzugsgewalt der Landesverwaltung zugunsten einer innerhalb der gesetzlich gezogenen Grenzen etwas freieren Betätigung der Jesuiten wohlwollend zu mildern. Aber auch nach einer anderen Richtung hin läßt sich der große Wandel erkennen, welcher seit 1832 sich durchgesetzt hat. Seit dem Herbste des Jahres 1831 waren die Staatsmänner zunächst der deutschen Großmächte unter Metternichs Führung in Bewegung, um die Dämme gegen die hereinflutende Revolutionsgefahr zu befestigen. Als das Hambacher Fest vom 27. Mai 1832 einem Fanale gleich die in demokratisch radikalem Sinne gärende Volksstimmung im südwestlichen Deutschland grell beleuchtet hatte, da waren die Geister vorbereitet. In Preußen war der für Metternich schwärmende ehemalige protestantische Theologe Herr von Ancillon als Leiter der auswärtigen Politik an die Stelle des schwer leidenden Grafen Christian Bernstorff

* Man vergleiche Alfred Stern, Geschichte Europas seit 1815 Bd. IV p. 303 f., 308.

getreten. Österreich und Preußen verständigten sich über die sogenannten sechs Artikel, welche am 28. Juni 1832 am Bundestage zu Frankfurt a. M. einstimmige Annahme fanden. Am 5. Juli 1832 aber ging vom Bundestage die ‚mächtige Sturzwelle außerordentlicher Sicherheitsmaßregeln' aus. ‚Alle politischen Vereine wurden verboten, desgleichen alle Volksversammlungen und Volksfeste ohne besondere Erlaubnis, ebenso die Freiheitsbäume und die deutschen Kokarden. Zugleich wurden die Gesetze über die Universitäten wieder in Erinnerung gebracht, die Regierungen zu strenger Handhabung der Polizei ermahnt, der badische Hof endlich aufgefordert, binnen vierzehn Tagen sein bundeswidriges Preßgesetz außer Kraft zu setzen.'*

Mit dieser kategorischen Auflage vergleiche man die ohne irgendwelches äußere Druckmittel hinausgegebene authentische Interpretation des Begriffes der verbotenen Ordenstätigkeit, welche der gegenwärtige Bundesrat in Berlin unter dem 28. November 1912 erlassen hat.

Die bayerische Regierung darf sich da dem trefflichen Minister Ludwig Georg Winter in Karlsruhe und den Zeitverhältnissen von 1832 gegenüber wirklich der Verfeinerung und Verbesserung der politischen Sitten herzlich erfreuen, welche im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts im Bundesrate Platz gegriffen haben. Sie hatte aber wirklich auch allen Anspruch auf Schonung, da sie selbst bereits im April 1912 die Entscheidung des Bundesrates angerufen hatte.

Inmitten der lebhaften Preßerörterungen über den bayerischen Jesuitenerlaß ist während des Sommers 1912 mehrfach auf die schweren Gefahren hingewiesen worden, welche in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus den Verwicklungen der in der Schweizer Eidgenossenschaft aufgeworfenen Jesuitenfrage für die Ruhe der Eidgenossenschaft und für den Frieden Europas in bedrohlichster Gestalt hervortraten. Der Große Rat des Kantons Luzern hatte am 24. Oktober 1844 trotz der Warnungen des bekannten konservativen Staatsschreibers Bernhard Meyer einen Vertrag genehmigt, welcher den Jesuiten das Seminar, die theologische Lehranstalt sowie die Pfarrfiliale der Kleinstadt in Luzern einräumte. Auch der Schultheiß Konstantin Siegwart-Müller hatte sein Ansehen für diese Berufung eingesetzt.

Auf der Tagsatzung der Eidgenossen hatte kurz vorher der Aargauer Augustin Keller den freilich abgelehnten Antrag gestellt, die Jesuiten aus der ganzen Schweiz auszuweisen. Die Ruhe Luzerns wurde wiederholt durch Freischarenzüge bedroht; auch in andern Kantonen kam es zu Volkserhebungen. Die Jesuitenfrage ward sehr bald in den Brennpunkt hochpolitischer, innerschweizerischer Gegensätze und Spannungen gerückt, welche eine Einwirkung ausübten auf die europäischen Großmächte. Im Dezember 1845 trat der Sonderbund der von Luzern geführten sieben katholischen Kantone ins Leben. Zur Wahrung ihrer Souveränitäts- und Territorialrechte jedem Angriffe gegenüber schlossen sie sich zusammen, ‚gemäß dem Bundesvertrag vom 7. August 1815, sowie gemäß den alten Bünden.' Durch die Schweiz ging ein tiefer Riß und die zunächst-

* Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. Bd. IV, 271 f.

stehenden leitenden Staatsmänner von Österreich und Frankreich, Metternich und Guizot, waren sich über die Behandlung der kranken Eidgenossenschaft keineswegs einig. Noch viel entschiedener sonderte England unter Palmerston von dem europäischen Konzert aus diesem Anlaß sich ab. Der Sonderbundskrieg besiegelte im Herbst 1847 die Niederlage der konservativen Kantone und die Sprengung des Sonderbundes. Alle Sympathien, die man ihm in Wien, Berlin und St. Petersburg entgegenbrachte, hatten ihn nicht am Leben zu halten vermocht. Der Sonderbundskrieg war aber zugleich der Vorbote des großen Umsturzes in der Europäischen Staatenordnung, wie er in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 hervortrat. Den in der Jesuitenfrage verborgenen politischen Zündstoff kann man hier in der Tat in einer seiner gefährlichsten Wirkungen erkennen. Auch Fürst Metternich hat bereits am 23. Februar 1845 in einem Privatschreiben an den österreichischen Botschafter in Rom, den Grafen von Lützow, erklärt, es wäre besser gewesen, den Schweizer Radikalen mit der Rückberufung der Jesuiten nach Luzern keinen Vorwand zum Losschlagen zu geben. Deutlich glaubte er zu erkennen, daß es sich in diesen schweizerischen Gegensätzen nicht um den Gegensatz der Konfessionen handle, sondern um den großen und tiefgreifenden, auch in unserer Gegenwart unmittelbar wirksamen Gegensatz zwischen Gottesglauben und Atheismus, zwischen der Herrschaft vernünftiger Staatsgesetze und der zum Prinzip erhobenen Anarchie*. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen aber schrieb am 4. Dezember 1847 seinem getreuen Gesandten in London, Christian Josias von Bunsen: ‚In der Schweiz handelt's sich für uns, für die Großmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um die Frage, ob die Verfassung von 15 (1815) von diesen und jenen gefährdet oder falsch interpretiert wird, gar nicht um Verhütung des Bürgerkrieges an sich, sondern allein darum, ob die Seuche des Radikalismus, das heißt einer Sekte, welche wissentlich vom Christentum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Sekte die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Tränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht.‘**

Die Sache der Freiheit dagegen sah der aus Deutschland flüchtig nach England gegangene Freiligrath in den Gegnern des Sonderbundes verkörpert. Ihnen widmete er seine zornsprühenden, von barrikadenfreudigen Freiheitshoffnungen durchwehten Verse:

Im Hochland fiel der erste Schuß.
. . . .
Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!

---

* Man vergl. Alfred Stern, Geschichte Europas seit 1815 Bd. VI p. 470—525, 614 f.

** Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen in L. v. Ranke, Sämtl. Werke Bd. 49, 50 p. 439.

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam ins Rollen*!

Den Jesuiten freilich hatte die neu erstehende Helvetia keine Freiheitsgaben zu spenden. Jede kirchliche Wirksamkeit blieb ihnen in der neuen Schweiz untersagt. Auch Freiligrath erfreute sich in seinem revolutionären Jubelsang, den er am 25. Februar 1848 in London niederschrieb, des ersten Schusses im Hochland, weil er fiel ‚wider die Pfaffen!' Vielleicht aber wird im mächtigen, auch innerlich starken Deutschen Reiche, welchem der bayerische Jesuitenerlaß vom 11. März 1912 keinerlei Beschwerden bereiten sollte, der Geist der Verständigung und des Friedens unter den Söhnen unseres wahrhaft großen Volkes in fortschreitendem Maße sich ausbreiten. Wenn dann der Tag nicht fern sein sollte, an welchem die aufsteigende Freiheitssonne auch den deutschen Jesuiten leuchtet, so soll das Vaterland darüber nicht in Not und Gefahr geraten. Denn das Reich, wie die Bundesstaaten, werden jederzeit stark genug sich fühlen, mit den Machtmitteln des gemeinen Rechtes jede Störung des inneren Friedens auch auf religiösem Gebiete hintanzuhalten oder zu ahnden.

Das Ministerium Hertling aber hat die langwierigen und mühevollen Beratungen des bayerischen Landtages, welche bis zum 30. Oktober 1912 sich hinzogen, ebenso alle Angriffe der Presse und sonstige Zwischenfälle glücklich überstanden. Hie und da hervortretende Versuche, das Verhältnis des Regenten zum Ministerium als ein getrübtes hinzustellen, erwiesen sich als plumpe Erfindungen. Auch seine amtlichen, wie persönlichen Beziehungen zum Reichskanzler, wie zum Staatssekretär Delbrück, der für die Jesuitenangelegenheit von Reichswegen nach dem Reichskanzler zunächst zuständig war, konnte Freiherr v. Hertling in dem vielbesprochenen Ruhpoldinger Interview mit dem Vertreter des Berliner Tageblatt Mitte September 1912 als gute bezeichnen**.

Das körperliche Befinden des greisen Regenten war seit dem Mai 1911 starken Schwankungen unterworfen. Lästige Schwellungen an den Händen und an den Füßen hinderten die Beweglichkeit. Von Mitte Dezember 1911 bis nach Neujahr 1912 mußte der Regent das Zimmer hüten. Müdigkeit trat auch am Tage häufiger hervor und die Hörkraft ließ nach. Soweit es möglich war, bewegte er sich auch in der letzten Lebenszeit an schönen Nachmittagen gern im Park des Nymphenburger Schlosses. Am Sonntag, den 8. Dezember 1912 ist er zum letzten Male dorthin gefahren. Die Schwellungen an den Füßen waren auf Wassersucht zurückzuführen; Punktionen brachten vorübergehende Erleichterung. Aber auch Blasenbeschwerden meldeten sich an. Seit Anfang Oktober 1912 wurden Gäste nicht mehr zur Tafel des Regenten geladen. Am Montag, den 9. Dezember machte der Regent seine letzte Spazierfahrt zum

* F. Freiligraths Sämtl. Werke in zehn Bänden, Bd. VI p. 19 ff. Alfred Stern a. a. O. p. 524 f.

** Der in mehreren Punkten unzuverlässige Bericht im Berliner Tageblatt Nr. 474 vom 17. September 1912 rührt von Dr. Joachim Friedenthal her, der inzwischen auch als Tänzer eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Kleinhesseloher See im Englischen Garten. Nachmittags stellten ernste Anzeichen sich ein. Mittwoch vormittags (den 11. Dezember) konnte man Freiherrn v. Hertling mit sorgenvoller Miene aus der Residenz in sein Ministerhotel zurückkehren sehen. Um die Mittagsstunde dieses Tages wurde ein ärztliches Bulletin bekanntgegeben, welches offen eine Verschlechterung im Befinden des Regenten feststellte, als Folge eines Bronchialkatarrhs, einer gichtischen Affektion der rechten Hand und unregelmäßiger Herztätigkeit. Im Herbst 1912 hatte der Regent noch den Schmerz erlebt, seinen um mehrere Jahre jüngeren Beichtvater, Exzellenz Stiftspropst Jakob von Türk ins Grab sinken zu sehen. Als Beichtvater trat der neue Stiftspropst von Hecher an die Stelle des Vorgängers. Der Regent hatte einen wahrhaft erbaulichen, christlichen Lebenswandel geführt und durch einen solchen vornehmlich sich vorbereitet auf einen guten Tod. Am 11. Dezember konnten Näherstehende das fromme Stoßgebet: ‚Ach Gott, erbarme dich meiner!‘ seinen Lippen sich entringen hören. Abends spendete Stiftspropst von Hecher dem Schwerkranken die Sterbesakramente. In der Frühe des Morgens am 12. Dezember 1912 um 4 Uhr 50 Minuten hatte der christliche Streiter ausgerungen. Neben dem getreuen Leibarzte Obermedizinalrat von Kastner weilten auch die Tochter Prinzessin Therese, der Sohn Prinz Leopold, der Enkel Prinz Rupprecht und andere nahe Verwandte am Sterbelager.

Der älteste Sohn aber, Prinz Ludwig, war einige Tage zuvor, als eine Katastrophe noch nicht zu befürchten war, abgereist nach Sárvár, auf seine ungarischen Besitzungen. Sofort wurde er telegraphisch verständigt von dem Ableben seines erlauchten Vaters. Alle, die den Verstorbenen näher gekannt haben, rühmen neben der Güte, der Schlichtheit und Ritterlichkeit seines Wesens nicht zuletzt auch die Klarheit und Sicherheit seiner Auffassungsgabe und seines natürlichen ungekünstelten Menschenverstandes. Das Wort: Salus publica suprema lex esto galt ihm als Leitmotiv seines öffentlichen Wirkens.

(Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Hans Holbeins Madonnendarstellungen
Von Martin Wackernagel

Holbeins künstlerisches Lebenswerk ist uns nur in sehr verstümmelter Gestalt überliefert und vertraut. Einer der bedeutendsten Teile, seine Wandmalereien (in Basel, Luzern, London) ist gänzlich zerstört und nur auf Grund einzelner Skizzen und unzulänglicher Kopien ahnungsweise zu rekonstruieren; Holbeins Zeichnungen für das Kunstgewerbe, für Goldschmiedekunst und Glasmalerei sind zwar, nachdem die danach ausgeführten Arbeiten fast ausnahmslos verloren gingen, noch in großer Zahl erhalten, aber doch wohl nur den Besuchern der Kupferstichkabinette von Basel und London näher bekannt, da nur wenige Nachbildungen davon allgemeiner zugänglich und verbreitet sind. Nicht viel anders steht es mit seiner umfangreichen Tätigkeit auf illustrativem und buchkünstlerischem Gebiete.

So kennt man schließlich Holbein nur als den Meister einiger vorzüglicher Porträts und als Urheber des, neben Dürers Aposteln, wohl bedeutendsten Kirchenbildes der deutschen Malerei, der ‚Madonna des Bürgermeister Meyer' in Darmstadt. Was er aber außerdem an kirchlicher Malerei hervorgebracht hat, dürfte wiederum, außer den Besuchern des Basler und Solothurner Museums, nicht allzuvielen bewußt sein.

So wollen denn die folgenden Ausführungen darzulegen versuchen, wie die Entwicklung des Madonnenmalers Holbein sich vollzogen hat, wie sein Stil, von dem ersten jugendlichen Versuch eines mit 17 Jahren gemalten Muttergottesbildes an, sich an immer wiederholten Bearbeitungen des Madonnenthemas, einer Reihe von Zeichnungen und einzelnen Gemälden, stetig weitergebildet und heraufgeläutert hat bis zu der reifen Höhe und Vollendung der Darmstädter Madonna, dem Werk des annähernd 30jährigen Meisters.

Jenes eben erwähnte Madonnenbild des 17jährigen Malergesellen (datiert 1514) ist das früheste erhaltene Malwerk Holbeins überhaupt, ausgeführt offenbar auf der Wanderfahrt zwischen Augsburg und Basel, in der Nähe von Konstanz, wohin die darauf angebrachten Familienwappen weisen, und wo die kleine, wohl als Hausaltärchen bestimmte Tafel vor einer Reihe von Jahren aufgefunden worden ist.

Wüßten wir nichts von Holbeins Herkunft und künstlerischem Lehrgang, so könnte uns dies Bildchen allein schon deutliche und zutreffende Auskunft darüber geben. Es ist ausgesprochen augsburgische Kunstart, was uns hier, namentlich in der dekorativen Umrahmung der Figuren, entgegentritt. In Augsburg haben zuerst nördlich der Alpen die italienischen Renaissanceformen Eingang gefunden; schon im ersten Dezennium des 16. Jahrhunderts beginnt hier die einheimische Kunstweise, unter der Führung Hans Burgkmairs namentlich, mehr und mehr dem Vorbild der italienischen Kunst sich anzupassen; Augsburg

wird der eigentliche Vorort, die vorzüglichste Pflegestätte der deutschen Frührenaissance. Holbein aber, der im Jahre 1497 dort geboren ist, wächst gerade in diese Entwicklung hinein. Seine ersten Kunsteindrücke sind Bilder seines Vaters, Hans Holbeins des Älteren, der seit etwa 1510 gleichfalls sich bemüht, seine bisherige Ausdrucksweise allmählich nach dem neuen südländischen Geschmacke umzugestalten. Den siegreichen Abschluß solcher Bemühungen, den großen Sebastiansaltar von 1515/16 (München, Pinakothek), hat der Sohn nicht mehr entstehen sehen; er weilte dazumal schon in Basel. Sein eigenes, auf der Wanderschaft gemaltes Madonnenbild aber ist noch durchaus ein Erzeugnis der Übergangszeit, reich aufgeputzt mit den frisch übernommenen klassischen Ziermotiven (gemalter Architekturrahmen, Kandelaberornamente, Putten, Girlanden und Lapidarinschrift in humanistischem Latein), die aber nur halb verstanden und zum Teil noch ganz in der fröhlichen Naturalistik der vorausgegangenen sogen. Spätgotik ausgebeutet sind. Besonders bezeichnend sind die kleinen Engelbübchen, die aus ihren dekorativ gedachten, festen Standpunkten in den Pilasterfüllungen sich ganz ungeniert herausbewegen und ihre Inschrifttäfelchen wie zum Spielen dem Christkind entgegenstrecken. In solcher frischen Wiedergabe momentaner lebensvoller Bewegung spricht sich aber überhaupt das künstlerische Temperament des jungen Meisters schon hier am deutlichsten aus. Die Madonna selbst als Typus ist wohl noch recht konventionell und schwächlich, aber wie viel selbständige, unmittelbar intime Naturbeobachtung liegt in der Darstellung des Christkindes und der es liebkosenden mütterlichen Hände!

Aus den folgenden zwei Jahren des ersten Basler Aufenthaltes ist keine Madonnendarstellung Holbeins auf uns gekommen; ein in dieser Zeit entstandenes, gegenständlich verwandtes Bild, der Kopf einer weiblichen Heiligen (Basel, Kunstsammlung), offenbart im Vergleich zu der Konstanzer Madonna ein merklich gesteigertes Verständnis für die plastische Konsistenz der Formen, eine freier erstarkte bildnerische Ausdrucksfähigkeit.

Holbein ist dann bekanntlich noch einmal auf die Wanderschaft gegangen, hat eine Zeitlang in Luzern gearbeitet und von hier aus höchstwahrscheinlich auch eine Studienfahrt über den Gotthard, hinunter in die Lombardei, angetreten, und hat da die idealen Vorbilder seiner ersten Augsburger Lehrzeit, die Werke italienischer Kunst, in originalen Beispielen und in ihrem eigenen Milieu vor Augen bekommen.

Holbeins Arbeiten aus den nächsten Jahren — seit Herbst 1519 war er in Basel fest ansässig — verraten unverkennbar ein starkes Nachwirken dieser italienischen Kunsteindrücke, zugleich aber hat der junge Künstler sich auch den imposanten Vorbildern der zwei bedeutendsten Maler der oberrheinischen Nachbarschaft, des Hans Baldung und des Matthias Grünewald, nicht entziehen können. Wie sich nun in der Folge dieses heimatlich deutsche mit dem italienischen Wesen in Holbeins Kunst auseinandersetzte, und wie schließlich aus den nur äußerlich widerstreitenden Elementen der geläuterte, spezifisch Holbeinsche Stil seiner Reifezeit ans Licht trat, davon gibt kaum ein anderes Gebiet von Holbeins Schaffen so anschauliche Vorstellung, wie seine Madonnendarstellungen. Hier, wo das Thema in seiner idealistischen Tendenz und selbst in der äußeren

Anordnung sich stets mehr oder weniger gleich bleibt, werden wir an Hand der verschiedenen gemalten und zeichnerischen Ausführungen, die in diesen letzten Jahren vor dem Durchbruch der Reformation noch entstanden, den Gang der stilistischen Entwicklung des Künstlers mit aller Klarheit und Zuverlässigkeit verfolgen können.

Als Hauptstücke dieser Gruppe stehen da zwei große Altarbilder: die Solothurner Madonna aus dem Jahre 1522 und die 1525/26 gemalte Madonna des Bürgermeister Meyer (in Darmstadt); beides gleichsam Schlußpunkte paralleler Entwicklungsreihen von zeichnerischen Variationen über das Thema der thronenden und der als aufrechte Standfigur gegebenen Madonna.

Eine graziöse Madonnenzeichnung im Leipziger Museum, 1519 datiert, der zwei wohl wenig später entstandene, verwandte Blätter der Basler Sammlung zur Seite treten, können in diesem Sinn als Vorstufen zur Komposition der Solothurner Altartafel gelten.

Es sind fröhliche, anmutvolle Genreszenen, was Holbein hier gibt, die Figuren durchaus deutschen Charakters, — besonders nahe an Baldungs Typen erinnert das malerisch flatternde, offene Lockenhaar der Madonna und die Auffassung des etwas derben Christusknaben in seiner ausgelassenen Lustigkeit — die Faltengebung ein schier unerschöpfliches krauses Linienspiel und Wellengekräusel, aus dem aber doch, wenigstens in den etwas entwickelteren Basler Zeichnungen, die Gliedmaßen der Gestalt in plastisch klaren Formen sich hervorheben. Auf dem dunkelgrau oder rötlich abgetönten Papiergrund ist die Modellierung mit getuschten Schraffen und Schattentönen und pikant aufgesetzten Lichtern in Deckweiß mit ganz miniaturhafter Sorgfalt und Liebe sehr wirkungsvoll durchgeführt.

Ähnlich wie bei dem Madonnenbildchen von 1514 kommt auch hier der italienische Einschlag nur in der architektonischen Ausstattung der Szenerie zur Erscheinung: der Madonna ist eine monumentale Steinbank zum Sitz gegeben, die auf der Leipziger Zeichnung mit Renaissanceprofilierung und Marmorgeäder ausgestattet ist, auf dem größeren der Basler Blätter aber (wo der Madonna noch die hl. Mutter Anna sowie die Heiligen Joseph und Joachim zugesellt sind) von einem prunkhaften portalartigen Aufbau voll prächtigster ornamentaler Zieraten, im Stil der oberitalienischen Frührenaissance, umschlossen wird.

Das große Madonnenbild, das Holbein im Auftrag des Basler Stadtschreibers Joh. Gerster für das Ursusmünster in Solothurn gemalt hat und das jetzt im dortigen Museum prangt, bringt jenen Zeichnungen gegenüber etwas grundsätzlich Neues, ein erstes entscheidendes Weiterschreiten auf der Bahn der Renaissance-Entwicklung.

Nicht mehr wird die Darstellung nur äußerlich aufgeputzt und durchsetzt mit entlehnten Einzelmotiven italienischer Provenienz, wie dies das Verfahren der ersten Phase der deutschen Frührenaissance innerhalb Holbeins eigener Entwicklung wie bei seinen Zeitgenossen gewesen ist; vielmehr gibt Holbein hier eine den ganzen Bildaufbau beherrschende *italienische Komposition*.

In der Bildmitte thront die Madonna in reiner Frontalansicht auf einem

erhöhten teppichbehangenen Sitz, symmetrisch flankiert von zwei wuchtigen Heiligengestalten; ein ganz schlichter, auf schweren romanischen Pfeilern ruhender Bogen verleiht den Figuren die wirksamste Folie und schließt zugleich das ganze Bild wie zu **einem**, gleichsam architektonisch fest gefügten Organismus zusammen.

Vergeblich würden wir in der übrigen zeitgenössischen Malerei Deutschlands eine Komposition von ähnlich monumentaler Einheit und Strenge suchen: Es ist, wie schon gesagt, die italienische Kunst, deren in so manchem „Santa-Conversazione"-Bild gegebenen Beispiel Holbein hier mit einem ganz einzigartigen Verständnis zu folgen sich entschlossen und vermocht hatte*.

Dieser Anschluß an italienische Vorbilder erstreckt sich aber kaum über den kompositionellen Aufbau hinaus, in der Gestaltung der einzelnen Figuren, namentlich der zentralen Hauptgruppe, ist auf eine ideale Steigerung der Erscheinung im Sinne der Renaissance verzichtet; Mutter und Kind sind zwar reizvolle und lebendig beobachtete, aber doch durchaus kleinbürgerliche, alltägliche Gestalten. Nur durch den schweren, blauseidenen Mantel, dessen Faltenfülle sich über die Thronestrade hinab in weichem, prächtigem Linienfluß ausbreitet, ist der Gottesmutter eine gewisse Feierlichkeit des Eindrucks verliehen**.

Das Solothurner Altarbild bedeutet innerhalb der Entwicklung des jungen Holbein — er stand erst im 25. Lebensjahr, als er es malte — doch nur einen ersten Höhepunkt, über den hinaus er an Hand des formalen Parallelthemas der stehenden Madonna dann freilich in wenigen Jahren zur reifen klassischen Meisterschaft des Darmstädter Madonnenbildes sich emporarbeitet.

Wir haben auch hier, als vorbereitende Lösungen der formal entsprechenden Aufgabe, eine Gruppe von Zeichnungen, meist Entwürfe zu Glasgemälden, sogenannte ‚Scheibenrisse', die zunächst betrachtet werden müssen, um die abschließende Vollendung des am Ende stehenden großen Madonnenaltars gebührend würdigen zu können.

Wie manche andere Künstler seiner Zeit hat auch Holbein die namentlich in der Schweiz ungemein viel in Anspruch genommene Glasmalerei durch Ausführung zahlreicher Scheibenrisse kirchlichen wie profanen Gegenstandes gefördert. Eine praktische Trennung, selbst eine grundsätzlich andere Bewertung des ‚Kunsthandwerks' und der ‚freien Kunst' (um die moderne Klassifizierung anzuwenden) kannte jene glückliche Zeit ja noch nicht; so war es für Holbein nur natürlich, sich in weitestem Umfang mit derartigen kunstgewerblichen Arbeiten einzulassen, und auch dieser Gattung hat er, sobald er sich nur mit ihr einließ, als wahrhaft origineller, schöpferischer Künstler eine Fülle neuer Möglichkeiten und Ausdrucksmittel eröffnet.

Es ist sehr instruktiv, eine im ausgeführten Glasbild erhaltene Basler

---

* Vielleicht lag eine aus Italien mitgebrachte Reiseskizze nach einem Altarbild dieser Art zugrunde. Dieselbe Anordnung der Figuren von Madonna und flankierenden Heiligengestalten hatte Holbein schon gleich nach der Rückkehr aus Italien für die Vorzeichnung eines Holzschnittes verwendet, der bereits 1520 in einer Folioausgabe der Statuten der Stadt Freiburg i/B. erschien.

** Diese prächtige Bildtafel war lange verschollen; erst in neuerer Zeit ist sie von einem Solothurner Altertumsfreund in einem Bauernhaus der Umgebung zur Schranktür degradiert (!) aufgefunden und nach geschickt vollzogener Restauration — die auch die Signatur des Meisters und das Datum ans Licht brachte — wiedererkannt worden.

Madonnenscheibe von 1519, deren Entwurf auf einen anonymen Zeichner von handwerklich konventioneller Art zurückgeht, zu vergleichen mit dem Entwurf einer Madonnenscheibe, den Holbein wohl um dieselbe Zeit ausgeführt haben mag.

Die Madonna der Scheibe von 1519 wirkt im Aufbau der Gestalt auffallend unreal, unkörperlich, wie eine gotisch geschwungene Arabeske, die stark bewegten Kurvenzüge der Gewandfalten, fast ohne Rücksicht auf Lage und Proportionen der darunterliegenden Gliedmaßen geführt, beherrschen allein die Erscheinung, der denn auch eine glaubhafte Standfestigkeit und plastisch-räumliche Illusionskraft durchaus abgeht.

Gerade das unbedingt Überzeugende der plastischen und räumlichen Erscheinung ist es aber, was Holbeins Scheibenriß schon für den ersten Eindruck charakterisiert. Statt der rein planimetrisch teppichartigen Bildanlage der Madonna von 1519 gibt er eine weiträumige, perspektivisch klar gebaute Bildbühne, eine prächtige offene Pfeilerhalle, in der seine Madonna zu wandeln scheint (das Architekturbild findet in dem gleichfalls erhaltenen Entwurf einer rechts anstoßenden Pendantscheibe seine symmetrische Ergänzung). Dieselbe plastisch-räumliche Klarheit ist Holbein bemüht, seiner Madonnengestalt zu verleihen. Freilich ist auch sie noch mit üppigen Gewandmassen behängt und steht (für den Eindruck) gleichfalls nicht allzufest auf den Füßen; aber die Füße sind doch unter dem Gewandsaum sichtbar gemacht und fixieren die räumliche Stellung der Gestalt im Bildganzen, und all das wulstige Gefält läßt doch den Körper in seinen hauptsächlichen Umrißformen und Artikulationen deutlich in Erscheinung treten. Das alles sind Vorzüge formal-künstlerischer Natur; hinzu kommt dann aber das unvergleichlich lebensvollere und tiefere Erfassen der Bildaufgabe, ein Herausarbeiten des menschlich seelischen Ausdrucks, das über die etwas puppenhafte ‚Hübschheit' der Glasbildmadonna von 1519 weit hinausführt.

Zunächst scheint jedoch Holbein vor allem die weitere Ausbildung des formalen Problems beschäftigt zu haben, die Aufgabe, einer einzelnen Hauptfigur im Bilde — sei es die Madonna oder eine andere Heiligengestalt — eine immer mehr plastisch geklärte und zugleich im Bewegungsausdrucke bereicherte Erscheinung zu verleihen. In einer ganzen Reihe von Heiligendarstellungen in Scheibenrissen und Holzschnitten dieser ersten 1520er Jahre läßt sich dies Bestreben verfolgen, das dann in dem prächtigen Scheibenriß einer Madonna im Strahlenkranz, die ein kniender Ritter verehrt (zirka 1523 entstanden), seine vollkommenste Ausprägung findet.

Die Gestalt hat im Gegensatz zu den etwas schwerfällig untersetzten Proportionen der oben besprochenen Madonna mit dem Wappenschild eine vornehme geschmeidige Schlankheit gewonnen, die durch das unter die Füße geschobene Sockelglied gesteigert und durch den edelgeformten Nischenhintergrund aufs wirkungsvollste umrahmt und zusammengehalten wird. Alle spielerisch müßige Fülle ist jetzt aus den Gewändern verbannt, die sich jetzt dem Körper in allen seinen Hauptformen möglichst eng anschmiegen. Prächtig reich und klar artikuliert im ganzen Verlauf ist jetzt die Bewegung des Körpers, der von der schönen Neigung des Kopfes herab bis zu dem schräg gestellten Fuß des

gebogenen ‚Spielbeins' von einem einheitlichen Linienschwung durchzogen und wahrhaft aus einem Guß konzipiert und gestaltet ist. Die Füße, als die wichtige Basis des von so schwungvollem Leben durchströmten Körperbaus sind, um recht elastisch wirken zu können, von aller verhüllenden Gewandung befreit und nur mit Sandalen beschuht.

Aus dem Strahlenkranz, der auch der Glasbildmadonna von 1519 beigegeben, dort wie eine gestreifte Goldfläche die Figur bandartig umzieht, wird bei der Holbeinschen Madonna, die selbst lauter gedrängte plastische Kraft und elastischer Schwung ist, ganz stilgemäß dieser Kranz einzelner sensenartig gebogener massiver Strahlen.

In formaler Hinsicht bedeutet die Madonna mit dem Ritter einen bedeutenden Fortschritt gegenüber der etwa drei Jahre früher entstandenen Madonna in der Pfeilerhalle; doch wird man finden, daß der Künstler, allzu ausschließlich von der Aufgabe der formalen Läuterung und Wirkungssteigerung beherrscht, seinem neuen Gebilde nicht mehr dieselbe feine seelische Belebung und Innigkeit des Ausdrucks mitgeteilt habe, wie sie jenen älteren Scheibenriß und die vorher besprochenen Zeichnungen der sitzenden Madonna auszeichnete.

Es entspricht diese Beobachtung einem typischen Phänomen der künstlerischen Stilentwicklung: man kann auch bei andern Künstlern, z. B. bei Dürer, einzelne Übergangsperioden beobachten, wo das Ringen um irgendein formalkünstlerisches Ziel die bildnerische Gestaltung völlig beherrscht und in Anspruch nimmt; dann erst, wenn die erstrebte Lösung gefunden, werden wieder Kräfte frei für eine unmittelbare seelische Durchgeistigung des Bildwerks, oder besser gesagt, jene formalen Wirkungs- und Steigerungsmittel werden nun nicht mehr als Selbstzweck gesucht, sondern der nun von neuem erstrebten seelischen Steigerung des Bildausdrucks dienstbar gemacht.

Kaum vier Jahre nach der Solothurner Madonna malte Holbein sein berühmtestes und vielleicht allein allgemeiner bekanntes Kirchenbild, den großen Madonnenaltar, der bald nach seinem jetzigen Aufbewahrungsort Darmstadt, bald nach seinem Besteller, dem darauf im Kreise seiner Familie mitabgebildeten Basler Bürgermeister Jakob Meyer, benannt wird. Eine Komposition, die bei unmittelbarem Anschluß an die Bildanordnung der ‚Madonna mit dem Ritter' die dort noch vermißte seelische Durchdringung, im Zusammenhang mit der höchsten Steigerung aller formalen, kompositorischen Wirkungsmittel zu vollendetstem Ausklang bringt.

Das besondere Thema dieses Andachtsbildes ist das einer sogen. ‚Schutzmantelmadonna', von dem uns aus der übrigen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts zahlreiche Beispiele überkommen sind. Die Besteller — oft ist es eine vielköpfige Körperschaft oder die Vertretung einer ganzen Stadtgemeinde, die durch solch eine Bildstiftung ihrer Devotion zur Gottesmutter besondern Ausdruck verleihen, sich ihrer Fürbitte recht angelegentlich empfehlen wollten — pflegen hier meist in kleinen Bildnisfigürchen zu Füßen einer mächtig groß gebildeten Madonna, und von ihrem weit ausgebreiteten Mantel überdeckt, zu erscheinen, wie Küchlein unter den schirmenden Fittichen der Henne. Daß Holbeins gereiftere Kunstanschauung der etwas naiven Drastik solcher Gruppie-

rung ausweicht, ist begreiflich: er dürfte sich begnügen, das allbekannte Mantelmotiv nur diskret (über der Schulter des Bürgermeisters) anzudeuten. Aber als ein erstaunliches Wagnis muß es gelten, daß er die Schutzflehenden in gleicher Größe, als physisch gleichartige Gestalten und auf gleichem Niveau mit der Madonna — auch ein erhöhter Standpunkt für diese ist nicht angeordnet — darstellt. Und das erstaunlichste ist, daß gleichwohl die Erscheinung der Himmelskönigin zwischen ihren menschlichen Verehrern eine so dominierend mächtige, unmittelbar überzeugende Eindruckskraft gewonnen hat.

Möglich wurde solches nur durch wohlüberlegte feinfühlige Anwendung gewisser kompositorischer Wirkungsmittel, die zu analysieren im Folgenden versucht werden soll.

Daß die Madonna allein im Bilde steht, daß ihr allein Frontalansicht reserviert ist, würde nicht so viel bewirken; das Entscheidende ist die Art, wie die Figuren untereinander verknüpft und wie sie eingerahmt sind. Warum diese schweren Konsolen (die in der Originalumrahmung eine plastische, geschnitzte und vergoldete Archivolte trugen)* unmittelbar über den Köpfen der knienden Hauptfiguren, und warum sind diese vom Bildrand so stark überschnitten? Offenbar damit diese sekundären Gestalten in ihrer körperhaften Wirkung gebührend eingeschränkt, zurückgedämpft werden. Die Madonna aber ragt, durch nichts beengt, hinauf in die ruhige, schöngeformte Folie der Muschellünette, die mit dem Gold des Archivoltenrahmens ihr Haupt wie mit einem weiten Glorienschein umgibt. Ebensowenig ist es zufällig, in welchen Distanzen und Divergenzen die Hauptfiguren im Bildraum zueinander stehen. Bei näherem Zusehen finden wir, daß der Madonnenkopf die Spitze eines verhüllt zugrunde liegenden gleichseitigen Dreieckes bezeichnet, dessen Fußpunkte durch die Köpfe des Bürgermeisters und seiner beiden Frauen markiert sind, die Schenkellinien aber einerseits durch das Ärmchen des Christkindes, in seiner, sonst schwer begreiflichen, Bewegung und andererseits durch den Kontur des Mantels von der Madonna zum Bürgermeister hinüber angedeutet werden. Diese rhythmische Bindung und Ordnung der Komposition greift auch in die untere Hälfte der Bildtafel hinüber. Die Köpfe des Bürgermeisters und der beiden Knaben sind gleichsam durch eine durchlaufende schräge Achsenlinie zusammengehalten, eine zweite, etwas steilere Schräglinie verbindet die Köpfe der vordern Frau und der Tochter und schneidet sich in ihrer Verlängerung mit der ersten am untern Bildrand in einem schrägliegenden spitzen Winkel, dessen Mittelachse, durch das Bild hinauf fortgeführt, zusammenfallen würde mit der Schrägrichtung des Oberkörpers der Madonna.

Eine solchermaßen in allen ihren Teilen unverrückbar festgefügte Komposition gewährleistet denn auch erst die intensivste einheitlichste Steigerung des Ausdrucks. Aus dem enggeschlossenen Bildaufbau sind alle leeren oder mit müßigem Dekor ausgefüllten Zwischenräume verbannt; die Figuren sind dementsprechend so groß wie möglich gebildet, füllen den ganzen Bildraum fast

* Zufolge der von H. A. Schmid versuchten Rekonstruktion. (Mitteil. der Kunstgeschichtl. Gesellschaft, Berlin 1896.) Auch auf desselben Verfassers gehaltreichen Aufsatz ‚Holbeins Darmstädter Mad.‘ (Graph. Künste 1900), an den obenstehende Ausführungen zum Teil anknüpfen, sei hier verwiesen.

bis zum Rande und es ergibt sich ein Gesamteindruck von einer ganz ungewöhnlichen gedrungenen Wucht und Einheitlichkeit*. Das Bild teilt sich dem Betrachter nicht, wie fast alle älteren Kompositionen, stückweise und allmählich, vielmehr in einem einzigen gesammelten Eindruck mit, statt einer lockeren Melodie klingt uns ein mächtiger, vieltönig ausdrucksreicher Akkord entgegen.

Aber welches ist nun der seelische Charakter dieses Bildes? Als es gemalt wurde, im Jahre 1526, stand Basel kurz vor der Reformation. Schon hatte die neue Lehre eine fühlbare Majorität für sich, namentlich unter dem niederen Volke, das mit der kirchlichen zugleich eine politische Emanzipation erhoffte. Das ungestüme Drängen dieser Menge nach immer weitergehenden Zugeständnissen wußte der noch vorwiegend altgläubige Rat kaum mehr zu bändigen. Wie eine schwüle Gewitterstimmung lag es über der Stadt. In diesen Zeiten ließ der alte Bürgermeister, der Führer der katholischen Partei und bis zuletzt ein eifriger Verfechter des angestammten Glaubens, das große Schutzmantelbild für sich und die Seinen malen, eine monumentale Verbildlichung gleichsam der Gebetsworte: Sub tuum praesidium confugimus, sancta dei genitrix; für uns aber ein eindrückliches menschlich seelisches Dokument aus jener drangvoll erregten Zeit. Nicht mehr die harmlos selbstverständliche Marienandacht des Solothurner Altarbildes, vielmehr eine leidenschaftliche Devotion, deren Madonnenideal, gütig fürsorgende Mutter und machtvolle Himmelskönigin zugleich, hier seine stärkste, vollkommenste Verkörperung gefunden hat. Nur noch einmal hat Holbein danach eine Madonna darzustellen bekommen: damals, als er die Flügeltafeln für die Orgel des Basler Münsters malte, was, wie es scheint, erst nach seiner Rückkehr vom ersten englischen Aufenthalt im Spätherbst 1528, unmittelbar vor dem Ausbrechen des Bildersturms, geschehen ist. Der Typus der Madonna ist noch ziemlich derselbe wie auf dem Darmstädter Bild, nur daß hier entsprechend der anderen Malweise — Holzfarbe, braun in braun, in Nachahmung des wirklichen hölzernen Schnitzwerkes an der Orgel — und dem hohen Standort die Formengebung eine erheblich gesteigerte plastische Geschlossenheit und Breite erreicht hat; dazu eine innerhalb einfachster Silhouette ungewöhnlich reich kontrastierte Körperbewegung, die bei der definitiven Bildausführung (im Basler Museum) noch um einen weiteren Grad verstärkt worden ist.

Holbein, dessen Namen wir gewohnt sind in einem Atem mit Dürer zu nennen, tritt zu jenem, auch was die Madonnendarstellung betrifft, in einen markanten Gegensatz, einen Gegensatz, der sich zum Teil schon aus der verschiedenen religiösen Anschauung der beiden Künstler ergibt. Dürers Natur hat sich bekanntlich seit Anfang der 1520er Jahre der Wittenberger Reformation zugewendet; Holbein dagegen gehörte in Basel zu denjenigen, die noch 1530, ein Jahr nach der offiziellen Einführung des neuen Glaubens, obrigkeitlich gemahnt und genötigt werden mußten, sich endlich zum Empfang des protestantischen Abendmahls herbeizulassen. Es scheint danach begreiflich, daß in

* Diese Eigenschaften sind bei der ‚Dresdener Madonna' einer früher als Holbeinisches Original angesehenen Kopie dieses Bildes aus dem 17. Jahrhundert zugunsten einer, im Sinne des Kopisten eleganteren Schlankheit und Luftigkeit der Komposition aufgegeben.

Dürers Madonnendarstellung stets nur die menschlich mütterliche, genrehafte Auffassung gepflegt wird, während es Holbeins Streben ist, vielmehr das Übernatürliche und Feierliche der Erscheinung, also die ausgesprochen kirchlich katholische Auffassung, in Wirkung zu setzen.

Der italienischen Kunst verdankte Holbein gerade für seine Madonnendarstellungen sehr wesentliche Anregungen; im Gegensatz zu den charakterlosen, manierierten Italisten des späteren 16. Jahrhunderts hat er es aber verstanden, jene fremden Kräfte so mit seinem eigenen Wesen zu verschmelzen, daß dieses nicht etwa verflaut, sondern im Innersten bereichert und gestärkt die herrlichsten Früchte deutscher Malerei zur Reife bringen konnte.

Zum 100. Geburtstag Richard Wagners

Von Eugen Schmitz

Das Jahr 1913 bringt zwei bedeutsame Wagnergedenktage auf einmal: am 13. Februar den dreißigsten Todestag und am 22. Mai den hundertsten Geburtstag des Meisters. Grund genug für die berufenen und unberufenen musikalischen Leitartikler jeder Art von Presse, sich in einer Flut von Gedächtnisartikeln, Erinnerungen, ästhetischen, historischen, kulturpolitischen Betrachtungen, Ermahnungen usw. die obligate Jubiläumsbegeisterung wieder einmal so recht mit Herzenslust vom Leibe zu schreiben. ‚Hochland‘ braucht diese Kampagne ins Gebiet gedächtnistrunkener Wagnerjournalistik nicht mitzumachen; denn in unserer Zeitschrift waren wir, unabhängig von allen äußeren Anlässen, stets bestrebt, durch fortgesetzte Kleinarbeit uns in Wagners Lebenswerk zu vertiefen und die in ihm schlummernden Geistesschätze ‚zu erwerben, daß wir sie besitzen‘. Wir glauben damit mehr getan zu haben, als sich mit einem, sei es auch noch so schönen und gehaltvollen Gedächtnisartikel erreichen läßt. Trotzdem wollen auch wir die bedeutungsvollen Daten des Jubiläumsjahres nicht ganz vorübergehen lassen, ohne ihrer wenigstens in Kürze in unserer Weise zu gedenken. Denn auch abseits von dem den Stimmungen des Augenblicks dienenden Tagesjournalismus gilt es wieder einmal künstlerische Gewissenserforschung über unsere Stellung zu Wagner zu halten. Es wäre falscher Optimismus, derartiges für unnötig zu erachten, etwa mit dem Hinweis, daß ja die tatsächliche künstlerische Herrscherstellung Wagners zur Genüge zeige, wie restlos und gut der Meister heute verstanden werde. All' der äußere Glanz unserer Wagnerpflege und internationalen Wagnerbegeisterung kann vielmehr nicht darüber hinwegtäuschen, daß die volle Erkenntnis dessen, was des Bayreuthers Schaffen ist und sein wollte, noch immer durch starke Mißverständnisse verdunkelt wird. Diese Mißverständnisse werden klar zutage treten, wenn wir die Frage stellen und zu beantworten versuchen: ‚Was ist uns heute Wagner und was könnte oder sollte er uns sein?‘

Die Antwort darauf lautet in knappster, alles zusammenfassender Kürze:

Hans Holbein d. J./Madonna des Bürgermeisters Meyer



Wagner ist uns — d. h. der kunstgenießenden Allgemeinheit — heute in erster Linie der große Musiker, sollte uns aber der große Dramatiker sein. — Daß die ungeheuere Popularität, deren sich Wagner heute erfreut, von seiner Musik ausgeht, wird von niemand bestritten werden und ist durch unzweideutige Tatsachen belegt. Fragt einmal die Besucher einer ‚Ring'-Aufführung nach ihren künstlerischen Eindrücken: zwei Drittel davon werden mit Begeisterung von dem klangprächtigen Feuerzauber und Walkürenritt, dem gewaltigen ‚Trauermarsch' erzählen, sie werden davon schwärmen, wie prachtvoll Wotan den ‚Abschied', Siegmund das Liebeslied, Siegfried und Brünnhilde ihre Duette ‚gesungen' haben, wie klangschön das Orchester die ‚Rheingold'-Einleitung oder das Waldweben ‚herausbrachte': — aber von dramatischen Wirkungen wird kaum die Rede sein. Und wie viele Wagnerfreunde namentlich aus breiteren Volksschichten kennen den Meister überhaupt nur aus Konzertaufführungen — nicht zuletzt aus den Bier- und Gartenkonzerten unserer Militärkapellen — also aus einer Sphäre, die von vornherein nur den Musiker Wagner vermittelt. Und nicht minder klar wie die Popularität des Musikers tritt die verhältnismäßige Nichtachtung des für den Dramatiker grundlegenden Dichters Wagner hervor. So verhält sich die zünftige Literaturforschung, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, durchaus ablehnend gegen den ‚Opernkomponisten', in unseren literargeschichtlichen Schulbüchern fehlt der Name des größten Nibelungendichters, und das Publikum der Fest- und sonstigen Aufführungen begnügt sich meist mit ziemlich allgemeiner Anerkennung der ‚Geschicklichkeit' des Meisters, sich zu der schönen Musik auch noch die ‚Texte' ‚selbst zu machen', und glaubt genug getan zu haben, wenn es diese ‚Texte' vor der Vorstellung oder im Zwischenakt flüchtig einmal durchliest. Natürlich fehlt es auch heute bereits nicht an Eingeweihten, die ahnen, daß hinter diesen ‚Texten' schließlich doch etwas mehr steckt als ein bloßes Wortgerüst für Komposition, und daß es sich bei Wagners Kunst eigentlich um mehr als reine Musikaufführungen handelt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Allgemeinheit die Gesamterscheinung Wagners als Dichter-Musiker noch nicht richtig erfaßt hat.

Der Hauptgrund dafür ist ein ziemlich banaler, den man mit den Worten Wotans aus der ‚Walküre' andeuten könnte: ‚Stets Gewohntes nur magst du versteh'n: doch was noch nie sich traf, darnach trachtet mein Sinn.' — Gewiß wird es niemanden im Ernste einfallen wollen, Wagner als eine entwicklungsgeschichtlich isolierte Erscheinung aufzufassen. Dank der modernen Forschung können wir heute bis ins einzelnste verfolgen, wie der Meister als Dichter mit der literarischen, als Komponist mit der musikalischen Romantik zusammenhängt, welche Fäden ihn mit der französischen Oper und Programmmusik, mit Gluck, Spontini, Berlioz verknüpfen usw. Aber in *einem* Punkt steht er wirklich einzig da: im Grad seiner Doppelbegabung, die das, was man bei kleineren Geistern — wie etwa E. Th. A. Hoffmann oder Peter Cornelius — als Talent antrifft, in die Sphäre des Genies erhoben zeigt. Weil aber nun Wagner als Gesamtkünstler so absolut vereinzelt ist, weil ein Genie, das nicht nur mit den Großmeistern der Musik (Mozart, Beethoven, Bach), sondern zugleich auch mit denen des Dramas (Shakespeare, Schiller) in eine Reihe

gehört, vorher ‚noch nie sich traf‘, noch nie da war, deshalb meint man seine Existenzmöglichkeit überhaupt ablehnen zu müssen und bequem die Augen schließen zu dürfen vor der unabweisbaren Tatsache: ‚Heut' hast du's erlebt!‘

Diese Ablehnung der richtigen Auffassung Wagners als dramatischen Dichter-Musikers vollzieht sich um so leichter, da man in der an ihre Stelle gesetzten einseitigen Hinnahme des Meisters als Musiker eine Einschätzung gefunden hat, die nicht nur dem Herkommen entspricht, sondern auch einer gewissen tatsächlichen Berechtigung nicht zu entbehren scheint. Insoferne nämlich, als Wagner der Musiker äußerlich genommen wirklich eine unvergleichlich viel prominentere Erscheinung ist wie Wagner der Dichter.

Man hat Wagner wohl gelegentlich mit früheren Reformatoren der Oper, mit Monteverdi, speziell mit Gluck verglichen. Mag sich aber auch der Bayreuther Meister mit diesen älteren Künstlern in einigen Momenten seines künstlerischen Zieles und manchen einzelnen Gedanken treffen: im Umfang und Maß seiner Wirkung überragt er sie unvergleichlich weit. Glucks Reform beispielsweise war eine Bewegung, die sich eng im Rahmen der italienischen und französischen Oper hielt und darüber hinaus für das Musikleben der Zeit kaum von irgendwelcher Bedeutung geworden ist. Ganz anders Wagner. Obwohl ebenfalls von der Oper ausgehend und als Schaffender so gut wie ausschließlich auf musikdramatischem Gebiete tätig, ist er doch der Führer der gesamten Zeitgenossenschaft und Zukunft in allen, auch den entlegensten Formen der Komposition geworden. Nicht nur im Musikdrama selbst hat er eine Schule von internationaler Ausbreitung hinterlassen, auch im Lied von Jensen bis Wolf, in der Kirchenmusik seit Liszt, in der Programmusik, ja sogar in der absoluten Instrumentalmusik (bei Bruckner) begegnen wir den bahnweisenden Spuren des Gewaltigen. Er ist musikalisch nicht weniger als der Schöpfer des Stils einer ganzen Epoche geworden, der Schöpfer des Stils der modernen Musik, die mit all ihren technischen wie geistigen Merkmalen (Harmonik, Instrumentation, Subjektivismus) in seinen Werken Ursprung und Wurzel hat, so daß ganz unmöglich auf musikalischem Gebiete heute eine irgendwie bedeutende Erscheinung hervortreten könnte, die nicht wenigstens in einzelnen Punkten auf Wagner fußte. —

Ganz im Gegensatz zu diesem einzigartig imponierenden Bild, das eine gesonderte Betrachtung Wagners als Musiker bietet, steht der erste äußere Eindruck, den wir vom Meister als Dichter empfangen. Hier taucht gleich anfangs ein gewichtiges prinzipielles Bedenken auf: Ist ein zur Komposition bestimmter und erst von ihr seine endgültige Wirkung erhoffender Text überhaupt als Kunstwerk von literarischer Qualität ernst zu nehmen? Bei einer vor noch nicht allzu langer Zeit ergangenen Rundfrage ‚Halten Sie Richard Wagner für einen bedeutenden Dichter?‘ sind gerade von diesem Gesichtspunkt aus viele verneinende Antworten gegeben worden. Es bedarf erst eindringender ästhetischer Deduktion, um dieses Vorurteil, das sich historisch unschwer aus der tatsächlichen literarischen Minderwertigkeit der Vorwagnerschen Opernlibrettistik erklärt, als solches zu entlarven und sich darüber klar zu werden, daß ein prinzipieller künstlerischer Unterschied zwischen gesprochener und gesungener Dichtung nicht gegeben,

mithin durch die Tatsache, daß ein Drama zur Komposition bestimmt ist, noch gar nichts weder für noch wider seinen literarischen Wert ausgemacht erscheint. Mit der Beseitigung dieses Vorurteils ist aber nur der erste Schritt zur Würdigung Wagners als Dichter getan, insofern man den Meister zunächst einmal als literarisch prinzipiell ernst zu nehmen erkannt hat. Nun kommt aber erst noch das Entscheidende: die tatsächliche künstlerische Einschätzung seiner Werke. Auch diese fällt nicht leicht. Wagner der Dichter gibt sich nicht stets in bequem eingänglicher Form: nach Stoffwelt, philosophischem Gedankengehalt, sprachlicher Diktion erfordern seine Werke liebevolles Entgegenkommen und vertieftes Eindringen, um in ihrem dichterischen Wert voll erkannt zu werden. Wegen dieser ihrer reservierten Natur haben sie auch auf dichterische Umgebung und Zukunft nur bescheidenen Einfluß ausgeübt, und ihre Nachfolgerschaft hat sich in bedeutungslosem Dilettantismus verloren. —

Resümieren wir also: Wagners Gesamterscheinung hat als etwas noch nie Dagewesenes die historische Vermutung wider sich. Darum hält man sich bei des Meisters Einschätzung an die Einzelsparten seines Schaffens, und von diesen hat die musikalische vor der dichterischen an äußerlich und unmittelbar Eindrucksvollem so viel voraus, daß das irrtümliche Gesamtresultat ‚Wagner der Komponist‘ statt ‚Wagner der dramatische Dichtermusiker‘ leicht erklärlich erscheint.

Die Gründe eines Irrtums aufdecken heißt bereits den ersten Schritt zu seiner Berichtigung tun, und an dieser ‚Berichtigung‘, d. h. an der Fundierung einer das wahre und volle Wesen des Meisters begreifenden Wagnerauffassung fortzuarbeiten, dazu soll uns das Jubiläumsjahr mit seinen Anregungen und Erinnerungen ein neuer Ausgangspunkt sein. Wagnerpublikum und Wagnerinterpreten müssen dabei Hand in Hand gehen; jenes, indem es sich willig belehren und die Zeit, die es der Vertiefung seiner Kunstbildung widmet, sich nicht gereuen läßt, diese, indem sie unverdrossen schrittweise den Weg ins künstlerische Neuland weisen. Auszugehen ist dabei nicht von einer detaillierten separaten Betrachtung des Dichters Wagner, wie sie die fachmännische Wagnerliteratur mit einseitigster Übertreibung kultiviert*, sondern von dem, was der Allgemeinheit bereits vertraut ist, also vom Musiker Wagner, dessen Wirkungen man als in dichterischen Absichten wurzelnd und durch sie erst zum letzten Höhepunkt ihrer Wirkung emporgehoben klarlegen muß. Wie ausgesprochen bei Wagner der Musiker im Dichter wurzelt, das zeigt in auffälliger Weise schon die persönliche Entwicklung des Künstlers. Denn nicht wie andere große Komponisten — selbst dramatische wie Mozart und Weber — hat der junge Wagner als Musiker begonnen. Nicht Klavierstücke, Lieder u. dgl. stehen am Anfang seiner Künstlerlaufbahn, sondern dichterische Versuche, als deren bedeutendster sich ein großes Ritterdrama ‚Leubald und Adelaide‘ darstellt. Der Gymnasiast wollte damit seiner Begeisterung für Shakespeare, Kleist und Goethes ‚Götz von Berlichingen‘ Ausdruck verleihen, und so unreif die Arbeit in ihrer knabenhaften Phantastik auch ist: als entwicklungsgeschichtliches Dokument

* Vgl. des Verfassers Aufsatz ‚Zur Wagnerliteratur‘ in Hochland X 6, Rundschau. An gemeinverständlichen orientierenden Skizzen einschlägiger Art darf es freilich auch nicht ganz fehlen. Verfasser hat versucht, eine solche mit seinem Aufsatz ‚Wagner als Dichter‘ (Über d. Wassern, Maiheft 1918) zu bieten.

für die ursprüngliche dramatische Neigung Wagners erscheint sie um so mehr von Bedeutung, als sie auch dem jungen Dichter Anlaß zur Verflechtung von Poesie mit Musik bot. In den Leipziger Gewandhauskonzerten lernte Wagner damals Beethovens Werke kennen und begeisterte sich namentlich für die Egmontmusik so sehr, daß er beschloß, auch sein Drama ‚Leubald' ähnlich kompositorisch auszustatten. ‚Wie ich von jeher zu dichten versucht hatte,' sagt der Meister in seiner Autobiographie, ‚mußte ich nun notwendig auch zu komponieren versuchen; da es sich aber hier um die Erlernung eines selbständigen technischen Komplexes handelte, hatte es damit größere Schwierigkeiten als bei dem scheinbar so leicht glückenden Versemachen, und diese Schwierigkeiten waren es, welche bald meinen Lebenslauf dahin bestimmten, daß er den Anschein (!) des Lebenslaufes eines „Musikers" gewann, welchem der „Kapellmeister" und „Opernkomponist" einst das spezielle gangbare Gepräge aufdrücken sollten.' So hat also Wagner den Weg zur Musik als Umweg über das Drama gefunden; das Verlangen nach Vertiefung der dramatischen Wirkung seines jugendlichen Dichtungsversuches wurde ihm zur Veranlassung, die Schwesterkunst zu Hilfe zu rufen. Und nur weil sich das ihm hiemit aufgegangene, auf dem Zusammenwirken von Dicht- und Tonkunst fußende dramatische Ideal lediglich vom Standpunkt des ‚gelernten' Musikers aus verwirklichen ließ, wurde er dieser Karriere zugeführt. Noch der Schöpfer des ‚Parsifal' aber hat betont, daß er sich stets nur insoweit mit Musik zu befassen getraue, als er dadurch dramatische, dichterische Eindrücke verwirklichen zu können hoffen dürfe.

Und in der Tat hat all das, was wir an Wagner dem Musiker bewundern und für sein musikalisches Charakterbild kennzeichnend finden, seine Quelle im Dichterischen. Das Streben, die Tonsprache zu immer gefügerer Dienerin des Wortes, zur möglichst differenzierten Trägerin des dramatischen Ausdrucks zu machen, führte den Meister allgemach zu jenen Neuerungen, durch die er zum Begründer des modernen Musikstils wurde. Daher stammt seine die engen Schranken der Überlieferung sprengende grandiose Erweiterung der Formgebung, für die als neues Prinzip des Aufbaues die Technik leitmotivischer Entwicklung sich ergab. Und diese zeugte wieder eine eigenartige Neugestaltung der orchestralen Melodik als Pendant zu dem in kühner Freiheit der Wortdeklamation folgenden Sprachgesang. Die weitere Schattierung des dramatischen Ausdrucks führte dann zur fortschreitenden Bereicherung der Harmonik in modulatorischer Hinsicht wie in Verwendung der Dissonanz und endlich zu einer bis dahin ungeahnten Verfeinerung und Steigerung der koloristischen Mittel des Orchesters. Wie stark gerade jene beiden letzten Momente von Wagners Tonsprache, die Harmonik und die Orchesterbehandlung — die, nebenbei bemerkt, Alpha und Omega des modernen Musikstils überhaupt darstellen — in dichterischen Voraussetzungen wurzeln, hat Wagner selbst immer wieder betont, am schärfsten in seinen Aufsätzen ‚Über das Dichten und Komponieren', ‚Über das Operndichten und Komponieren im besonderen' und ‚Über die Anwendung der Musik auf das Drama' (Band X der Ges. Schr.), die zu jenen Äußerungen des Theoretikers Wagner zählen, mit denen sich jeder nach wirklichem Verständnis des Meisters Strebende vertraut

machen sollte. Um ein Beispiel zu geben: eine der frühesten Stellen, in denen sich Wagner als originell neuer Harmoniker kund tut, ist die ob ihrer kühnen Modulation berühmte Kantilene Elsas in der Szene vor dem König („Lohengrin" erster Akt):

Mit züchtigem Gebah - ren gab Tröstung er mir

ein; des Rit - ters will ich wahren, er soll mein Strei - ter sein.

Dieses eigentümliche Nebeneinander der entferntesten Tonarten in engstem Rahmen (D-dur und A-dur inmitten einer As-dur-Phrase) hat sich Wagner, wie er erklärt, als natürliches musikalisches Spiegelbild der dramatischen Situation — Schwanken Elsas zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen sanfter Trauer und schwärmerischer Zuversicht — ergeben. Hier sehen wir den musikalischen Effekt also unmittelbar aus der dichterischen Vorstellung erzeugt. Und genau ebenso entstehen auch die Wunderwirkungen des Wagnerschen Orchesters stets als Verlebendigung dramatischer Situationen: Feuerzauber, Walkürenritt, Waldweben usw. mußten zunächst als dichterische Vorwürfe, als szenische Bilder von der ihnen eigenen grandiosen Wirkung geschaffen sein, ehe der Musiker daran denken konnte, sie nachzutönen. In diesem Sinne kann man ganz allgemein von Wagners Kunstwerken sagen, daß in ihnen der gedankliche, inhaltliche Kern stets durch die Dichtung gegeben ist, und der Musik nur die weitere Ausführung und letzte Vollendung des Ausdrucks vorbehalten bleibt.

Daraus folgt aber zweierlei. Zunächst, daß der, der Wagner als Musiker genießt, seinen Genuß indirekt und unbewußt doch auch dem Dichter verdankt. Denn wären in den Dichtungen nicht jene großen poetischen Gedanken gegeben gewesen, die in ihnen Wagners Dichtergenius tatsächlich gab, dann hätte der Musiker sie auch nicht herausholen und ausgestalten können. Mag darum der Welterfolg Wagners äußerlich sich noch so ausgesprochen auf den Musiker gründen: indirekt spricht er doch auch für die eminente Bedeutung des Dichters. Zweitens aber ist nun offensichtlich, welch' eminente Steigerung des Eindrucks sich ergeben muß, wenn an Stelle dieses in der Musik an sich mitgegebenen ‚unbewußten' Genießens des Dichters Wagner ein bewußtes Genießen tritt, das

in jedem Moment das Zusammenwirken des poetischen und musikalischen Ausdrucks empfinden läßt. Eine ganz neue Welt von künstlerischer Schönheit und geistiger Tiefe erschließt sich dann da, wo der Blick vorher geblendet achtlos vorüberglitt. Dichtungen von einer Gedankentiefe wie die des ‚Rings', des ‚Tristan' oder ‚Parsifal', von einem so herzerquickenden Humor wie die ‚Meistersinger', von einer szenischen Schlagkraft und Wirksamkeit wie ‚Tannhäuser' oder ‚Lohengrin' begegnen in der dramatischen Weltliteratur nur wenige, man muß, wie gesagt, an die größten der Großen, an Shakespeare, die griechischen Tragiker, an Schiller oder an Goethes ‚Faust' denken, um Vergleichspunkte zu finden. Erst wenn diese Schätze für das Empfinden der Allgemeinheit gehoben sind, dann darf man von einem wirklichen, unmißverständlichen Sieg der Wagnerschen Kunst sprechen, erst dann kann man auf unsre eingangs gestellte Frage: ‚Was ist uns Wagner und was könnte und sollte er uns sein'? die befriedigte Antwort geben: Wagner ist uns das, was er uns sein soll und kann: der einzige große Dramatiker der Menschheitsgeschichte, dem Ton und Wort in gleicher Macht zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen zu Gebote standen. — Wollen wir hoffen, daß wir diese Antwort beim nächsten Wagnerjubiläum mit gutem Gewissen geben können. —



Kritik

Paul Claudel und das neue Drama

Von Pierre Paulin

Was dünkt euch von Claudel? Allen Ernstes kann man diese Frage auch bei uns aufwerfen, da nun der französische Dichter in Deutschland eingeführt ist und sein neuestes dramatisches Werk diesen Sommer in Hellerau bei Dresden in deutscher Übersetzung aufgeführt werden soll. Nicht allzu lange nach der Pariser Uraufführung am Theater l'Oeuvre ging das neue Drama ‚L'Annonce faite à Marie' in Frankfurt am Main (31. März) und in Straßburg (2. April) in französischer Sprache über die Bühne. Ganz unbekannt war Claudel bei uns nicht, hatte doch schon vor einigen Jahren der Münchener Hyperionverlag sein Drama ‚Partage de Midi' als ‚Mittagswende' in deutscher Sprache gebracht*; außerdem war Claudel in der gleichnamigen Zeitschrift des eben genannten Verlages mit Beiträgen vertreten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die ‚Nouvelle Revue Française', deren hervorragendster Mitarbeiter der Dichter ist, und die wie die ‚Cahiers de la Quinzaine' in literarischen Elitekreisen großen Anklang findet, in dieser Beziehung nach Deutschland herübergewirkt hat, wo man mit seltenem Eifer und Spürsinn die gegenwärtige literarische Entwicklung verfolgt. Eine magere Berliner Revue ‚Neue Blätter' bringt sogar seit vorigem Herbst fast in jeder Nummer Übersetzungen von Dichtungen Claudels, und es mutet einen sonderbar an, im Texte eines dieser fliegenden literarischen Blätter der freigeistigen Intelligenzstadt des Dichters herrliche ‚Hymne an das Altarssakrament' zu finden. Was dünkt euch von Claudel? Wir lesen momentan so viel über ihn, und seine Freunde halten begeistert den Lorbeerkranz des Ruhmes über seine Stirne. Er dichtet nun schon seit zwanzig Jahren, und nie hat man viel Wesens von seinem Namen gemacht. Nun taucht er plötzlich aus einem mystischen Halbdunkel auf, und von heute auf morgen wird sein Name ein *Programm*. Claudel gilt als dramatischer Neuerer, und mit Spannung treten wir in die Welt ein, die er mit kühner Phantasie geschaffen. Seine ‚*Annonce faite à Marie*'** hat uns zum ersten Male die Kunst dieses Dichters auf der Bühne schauen lassen, und wir können nicht umhin, zu gestehen, daß ein gewaltiger Gesamteindruck in uns geblieben ist. Schon lange nicht mehr sind wir so dem Alltag entrückt worden als in diesem Drama, das zwischen Himmel und Erde eine mystische Brücke baut, auf der wir zwar nicht unbekannte, aber ungewohnte Schritte gehen. Ohne das Gefühl der greifbaren Wirklichkeit zu verlieren, stehen wir doch über dem Schablonenhaften des Alltags, worin des Lebens Zufälligkeiten wie leblose Puppen auf und ab gezogen werden. Wir spüren die Hand Gottes, die in weiser Fürsicht menschliche Schicksale lenkt, ohne daß jedoch die göttliche Macht wie ein ‚deus ex machina' in die irdischen Vorkommnisse eingreift. Dieses in Gott bedingte Leben, dessen Verständnis nur in glaubensinnigen Seelen fühlbar werden kann, hat das inbrünstige Mittelalter als Hintergrund. Die Fabel des Stückes, das sich seines Inhaltes wegen ‚mystère' nennt, ist einfacher als der Titel, der ein ausschließlich religiöses Drama vermuten läßt, während er nichts anderes als den ‚Angelus' bedeutet. Nur dürfen wir

---

* Jetzt im Verlag Kurt Wolff, Leipzig, wo auch ‚der Tausch' erschienen ist.

** Paul Claudel. L'Annonce faite à Marie, Mystère en quatre actes et un prologue. Nouvelle Revue française. Rue Madame 35/37. Paris. Fr. 3.50. Im Verlag der ‚Neuen Blätter', Berlin, ist soeben eine Übersetzung des Werkes unter dem Titel ‚*Verkündigung*' erschienen.

den ‚Angelus‘ nicht allein als das materielle Glockengeläute auffassen, sondern müssen ihn als Symbol nehmen, das wie bei der Jungfrau Maria die Inkarnation Gottes im Menschen andeutet. So sind wir von vorneherein auf den inneren Zusammenhang hingewiesen, in dem die Personen des Dramas in ihrem Handeln zu Gott stehen.

Auf dem Hofe Combernon, unweit des Klosters Monsanvierge, lebt Anne Vercors mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern, Violaine und Mara. Jacques Hury, ein junger Bauer aus der Umgegend, steht seit manchen Jahren dem alternden Herrenbauer in der Verwaltung des ausgedehnten Gutes bei. Ein häufiger Gast des Hauses ist der Steinmetz und Baumeister Pierre de Craon, der schon viele herrliche gotische Kirchen zur Ehre Gottes erbaut hat. Der Prolog des Mysteriums führt uns nun ohne weitere Vorbereitung in den Kreis dieser Menschen ein. Pierre de Craon, der sich in sündhafter Weise Violaine hatte nähern wollen, ist von Gott mit dem Aussatze bestraft worden; er will nun vor Tagesanbruch den Hof verlassen. Violaine vertritt ihm den Weg und sagt ihm, daß sie ihm verziehen habe. Sie liebt den jungen Jacques Hury und weiß, daß sie ihn nach dem Wunsche des Vaters heiraten soll. In ihrer reinen, überquellenden Herzensfreude kann sie den unglücklichen Pierre nicht trostlos fortziehen sehen und küßt ihn deshalb aus Barmherzigkeit auf den Mund. Dieser unglückselige Kuß wird ihr nun zum doppelten Verhängnis, das sich in den folgenden vier Aufzügen abspielt. Im ersten Akte tritt uns der alternde Bauer entgegen, der aus heiligem Opfergeiste der schlimmen Zeiten halber — es war die Zeit der Jungfrau von Orleans — nach Jerusalem pilgern will. Vor seiner Abreise übergibt er Jacques Hury den Hof und verlobt ihm Violaine an. Mara, die jüngere Schwester, liebt ebenfalls den jungen Bauer und versucht nun in bitterer Scheelsucht ihre Schwester zu verleumden. Ungesehen hatte sie den barmherzigen Kuß erlauscht, den Violaine an jenem Morgen Pierre de Craon gegeben hatte. Sie erzählt im zweiten Akte das Begebnis Jacques Hury, der ihr keinen Glauben schenkt. Violaine ist sich aber unterdessen der schrecklichen Folgen jener liebreichen Handlung bewußt geworden und verlangt Jacques außerhalb des Hauses zu sprechen. In eine kostbare, golddurchwirkte, mit roten und blauen Blumen bestickte Dalmatika gekleidet, einen glänzenden Zierreifen im Haar, tritt sie vor Jacques hin. Die Klosterfrauen von Monsanvierge dürfen diese Gewandung im Chor tragen, ‚la dalmatique du diacre qu'elles ont privilège de porter, quelque chose du prêtre, elles même hosties‘ (p. 83), und auch die Frauen von Combernon haben das Recht, diese zweimal anzulegen, erstens am Tage ihrer Verlobung und zweitens ihres Todes. Violaine weiß sich als Opfer und nimmt nun in dieser symbolischen Gewandung vom Leben und von Jacques Abschied, der ahnungslos dem Unfaßbaren gegenübersteht. Noch einmal quillt in tiefer lyrischer Erregung die Liebe der beiden jungen Menschenkinder zueinander empor, bis Violaine das angedeutete Geheimnis offenbart. Jacques kann zwar nicht mehr an ihre Unschuld glauben, liebt sie aber trotzdem noch. Bevor sie sich nun nach dem Gesetze in das Haus der Aussätzigen zurückzieht, nimmt sie Abschied von ihrer Mutter, die ihr in trostreichen Worten die Stellung andeutet, die sie als Opfer für andere einnimmt. Im dritten Akte begegnen wir der Unglücklichen wieder, weil sie berufen ist, von neuem in das Leben ihrer Verwandten einzugreifen. Wieder ist sie dazu da, das Leiden der andern auf sich zu nehmen, und wieder ist es das Leiden Maras, das sich in ihr in mystischem Geheimnis auslöst. Die kleine Aubaine, Maras Kind aus der Ehe mit Jacques, ist gestorben, und Mara kommt nun zu der seit acht Jahren Verbannten und erbittet von ihr in verzweiflungsvoller Vermessenheit ein Wunder. Es ist in der heiligen Weihnacht, und durch Violaines Fürbitte dringt das vermessene Flehen der unglücklichen Mutter zu dem göttlichen Kinde. Und siehe!

Während Mara auf Geheiß ihrer erblindeten Schwester bei dem Kienspanfeuer der Aussätzigenhütte Weihnachtslektionen liest, gebiert Violaine auf wunderbare Weise das Kind Jacques' aufs neue. Zu ihrem Erstaunen entdeckt aber Mara, daß das Kind nun blaue Augen hat. Aus Rache stürzt sie ihre Schwester in eine Sandgrube, aus der sie Pierre de Craon zufällig errettet und sie als Sterbende in das Haus von Jacques Hury bringt. Hiemit beginnt der vierte Akt, in dem kurz darauf auch Anne Vercors nach jahrelanger Abwesenheit zurückkehrt. Violaine ist nach einer letzten Unterredung mit Jacques, den sie noch immer liebt, gestorben. Nun sind alle, Pierre de Craon, Jacques Hury und Mara, noch einmal um den Greis versammelt, der so viel verändert gefunden hat. Er tröstet sie, und Jacques verzeiht seiner Frau das Verbrechen an Violaine. Alle stehen unter dem Eindrucke göttlichen Wirkens, das sich Violaine zum Werkzeuge ausgesucht hat. In symbolischen Worten weist Pierre de Craon, der zuerst diese göttliche Einwirkung gefühlt hat, auf den mystischen Zusammenhang mit Gott hin. Auch Mara beginnt das Opfer ihrer Schwester zu ahnen, und als während des Gespräches in Monsanvierge der Angelus läutet, fühlen sich aller Seelen mit Violaine in Gott vereint. Auf verschiedenen Wegen sind sie alle zu dieser hohen Einsicht des Lebens in und durch Gott gekommen, und wenn diese sich auch nicht restlos in den einzelnen Personen auslöst, ist sie doch sogar bei Violaine vor dem Sterben noch sehr von irdischer Anhänglichkeit begleitet, so bildet sie doch einen herrlichen Schlußstein in dem Gewölbe dieses symbolischen Baues.

Es ist nicht zu leugnen, daß Claudels dramatische Art sowohl an die Schauspieler wie an das Publikum hohe Anforderungen stellt. Die Dekoration ist verhältnismäßig einfach und weist so das Publikum schon von Anfang ganz auf das Stück und seine Interpreten selbst hin. Dieses nun ist der äußeren Handlung fast bar, die ihrerseits ja durch die geringe Zahl der handelnden Personen beschränkt ist. Die geläufige Theatertechnik versagt hier völlig, und von einem klaren Ineinanderlaufen steigender und sinkender Momente ist keine Rede. Die Exposition fehlt ebenso wie Verwicklung, Höhepunkt und Katastrophe im gewöhnlichen Sinne. Um so reicher ist die innere Handlung, wir meinen die mystische Motivierung des Dargestellten. Claudel ist ja aus dem Symbolismus hervorgewachsen, und die Sprache, in der er schreibt, verleugnet diese Zugehörigkeit nicht. Nicht aus bewußtem menschlichen Handeln und Gegenhandeln entsteht der Konflikt, sondern aus dem Eingreifen der göttlichen Macht, die greifbar, ohne künstliche Mittel wie im mittelalterlichen Mysterium, die auftretenden Menschen gleichsam gegen ihren Willen leiden läßt. Der springende Punkt dieses neuen Dramas ist also nicht mehr die Handlung in ihrer bedingenden Ursache und Wirkung, sondern das Sichunterstellen unter Gottes Willen und das Bedingtseinlassen unseres Lebens durch die göttliche Macht. Wie passen wir uns in unseren Handlungen dem Willen Gottes an, wir Menschen mit verschiedenen Neigungen und Zielen, so fragen wir uns. In diesem Bedingtsein sind natürlich unter den Menschen starke gegenseitige Reibungen nicht ausgeschlossen, die sich in gewaltigen seelischen Emotionen auf der Bühne auslösen. Gewiß, Pierre de Craon hat nicht unrecht, wenn er im Prologe sagt: ‚Es ist nicht Sache des Bausteins, sich seinen Platz zu wählen, sondern Sache des Werkmeisters, der ihn erwählt hat.‘ Das Wissen darum schließt deshalb nicht in uns das oft widerstrebende Gefühl aus, da wir in diesem mystischen Gottesbau trotz aller ahnenden Erkenntnis oft nur armselige Menschen bleiben, die allzusehr am Irdischen haften. Dadurch aber, daß Claudel das Übernatürliche vorausbestimmend mitwirken läßt, kommt er — von jeder Technik abgesehen — der tragischen Auffassung der Antike nahe, die durch den Chor diesem Göttlichen in uns Ausdruck gibt. Zwar enträt Claudel dieses technischen Mittels, aber der Gedanke ‚Gott wirkt in uns‘ begleitet

fühlbar das ganze Drama. Unter diesem Gesichtspunkt, der das Leben in seinen dunkelsten Tiefen, in seinem unmittelbaren Verhältnis zu Gott zu fassen sucht, sind denn auch die seelischen Reize zu werten, die Claudel auf den Zuschauer auszuüben versucht. Das gleichsam Unfaßbare, Gott im Menschen, tritt uns durch den Glauben näher. Durch ihn allein rücken wir im Verständnisse den Ereignissen nahe, die wir sonst als rein äußerliche Zufälligkeiten deuten müßten. Violaine und Pierre de Craon sind Gott am nächsten; darum sind auch die Bewegungen, die von ihnen beiden ausgehen, die tieferen. Wohl nicht minder stark ist bei dem alten Anne Vercors die Annäherung an Gott. Wo nun diese drei Personen im Widerspiele mit den andern minder einsichtigen mithandelnden Menschen sind, wird die Handlung von seltener tragischer Kraft, weil die mindere, sozusagen noch verhüllte Einsicht in den klaren ‚Enthusiasmus' des andern beim Zuhörer eine gewaltige, menschlich bedingte zwiespältige Erregung hervorruft. Der plötzliche Abschied des alternden Anne Vercors von den Seinen, um nach Jerusalem zu pilgern, das Zwiegespräch Violaines mit Jacques Hury, die Wunderszene zwischen der Aussätzigen und ihrer Schwester Mara sind solche Höhepunkte mystischen Erlebens. Von katholischer Seite hat man nicht ohne Unrecht den Ausgang des Dramas bemängelt, der nach der völligen Entsagung und nach der Mirakelszene Violaine uns in ihrer nicht erstorbenen Liebe zu Jacques wieder menschlich nahebringt. Betrachten wir Violaine als eine Heilige, so mag dieser Vorwurf zu Recht bestehen. Wir glauben aber nicht, daß die Wunderszene uns dazu vollauf berechtigt. Als solche hat sie uns der Dichter nicht zeichnen wollen, sondern nur als Typus der Menschheit, die Gott im allgemeinen näherkommt, ohne daß sie gerade die Stufe der Vollkommenheit ersteigt. Sonst wäre ja das Wunder der Neugeburt und die neuen blauen Augen des Kindes zwecklos, wodurch eben Jacques und besonders Mara die Größe des Opfers und dessen Wohlgefallen vor Gott bedeutet werden soll. Wohl darum hat der Dichter Violaine der Menschlichkeit nicht ganz entkleidet, um Mara vor allem zu höherer Einsicht zu führen. ‚Violaine, rette deine Schwester, oder willst du sie wirklich zugrunde gehen lassen?' Diese Worte der Mutter am Ende des zweiten Aktes mögen wohl auf diesen Zusammenhang hinweisen.

So hat Claudel in dieser äußerlich armen Handlung bewegende Momente geschaffen, die in erster Linie der mystischen Grundlage entspringen. Diese seelischen Erregungen bedürfen aber des Ausdrucks, denn alle Mystik wäre dürftig ohne die entsprechende Sprache. Die Gefühlstiefe der Mystik tritt nun aber bei ihrer Äußerung notwendigerweise in das Gebiet der lyrischen Poesie. Daher hat auch das Drama Claudels einen wesentlich lyrischen Charakter der Sprache. Der Stimmung und der Sprache nach kann man es sogar als ‚lyrisches Drama' bezeichnen. Einzelne Teile lesen sich wie reine Prosalyrik, um so mehr, als der Dichter eine farbenreiche, symbolistische Palette besitzt, aus der er seinen Gedanken ein prunkendes, malerisches Kleid aufträgt. Dazu ist Claudel auch wie alle Symbolisten auf die Musik der Worte bedacht, die neben dem gedanklichen Inhalt der Rede und Widerrede auf den Zuhörer wirken soll. Claudel hat hierüber den Schauspielern besondere Anweisungen gegeben. ‚Nach der seelischen Wirkung ist für mich die Musik das Wichtigste. Eine angenehme deutlich sprechende Stimme und die verständliche Harmonie, die sie mit den anderen Stimmen im Zwiegespräch bildet, sind für den Geist eine schon fast genügende Ergötzung, sogar unabhängig vom abstrakten Sinne der Wörter.' Um diese Musik herzustellen, teilt Claudel die Rede und Widerrede in Verse ein, die nicht auf logischer, sondern emotiver Einheit beruhen. Die Grundlage dieser neuen Verseinheit ist die Atmungstätigkeit, die in ihrer bedingten Dauer nur eine gewisse Anzahl von Wörtern sprechen kann. Diese kadenzierte Prosa begründet der Dichter mit folgenden Worten:

‚Lauscht man einer sprechenden Person, so hört man, daß an einem veränderlichen Punkte, etwa in der Mitte des Satzes, die Stimme sich hebt und sich nach dem Ende zu senkt. Dies sind die beiden Zeiten und die vermittelnden Tonübergänge, die meinen Vers darstellen.‘

Claudel wendet diesen rhythmischen Vers nicht allein in seinem Drama an, sondern auch in seinen Hymnen. Wir dürfen es nicht vergessen, daß Claudel ja im Grunde genommen Lyriker ist. Eine Gefahr liegt in diesem symbolischen Lyrismus: er kann ohne die nötige Mäßigung langatmig und ermüdend wirken, und dies um so mehr, je ärmer ein solches Drama an äußerer Handlung ist. Diese Schwäche machte sich in dem vorliegenden Stücke besonders zu Anfang und zu Ende etwas geltend. Andererseits liegt darin bei kluger Einschränkung eine seltene sprachliche und dramatisch-emotive Stärke, die bei der vorgesehenen einfachen, aber vornehmen Dekoration an antike Tragik gemahnt und an seelischer Verdichtung nichts zu wünschen übrig läßt. So darf denn Claudel immerhin trotz mancher willkürlicher Mängel als ein ernsthafter Neuerer im Drama gewertet werden. Wenn er sich auch in dem technischen Apparat des Dramas möglichst freien Spielraum läßt, so darf er ihn doch nicht allzu willkürlich behandeln. Neuer Wein tut auch in alten Schläuchen gut, und die musikalisch erregende Wirkung seines Gestaltens kann auch darin ihre volle Kraft behalten. Gewiß, die Form tut viel zur Sache, doch ist die tiefe Gedankenwelt an sich auch machtvoll, in uns ein klingendes Echo zu wecken.

Claudel ist Katholik, und dieses letzte Werk ist eine Frucht seines religiösen inneren Erlebens. Es ist darum kein unbedeutendes Zeichen der Zeit, daß ein solches katholisches Werk in Paris und sodann an zwei deutschen Bühnen eine günstige Aufnahme fand.

Claudel lebt momentan als französischer Konsul in Frankfurt a. M., nachdem er lange Jahre in Ostasien und dann in Prag zugebracht hat. Neben seiner dramatischen Tätigkeit hat er in den letzten Jahren besonders einige bemerkenswerte Oden und Hymnen geschrieben, von denen vor allem die ‚Hymne du Saint Sacrament‘ an Schönheit überreich ist und in glaubensinnigen Worten und Bildern den menschgewordenen Gott besingt. Er freut sich nun in seinen Werken seines katholischen Glaubens, nachdem er lange in der Irre war. ‚Je sais que vous n'êtes pas le dieu des morts, mais des vivants‘, ‚ich weiß es, du bist nicht der Gott der Toten, sondern der Lebendigen!‘ ruft er in einem anderen Gesange aus, und so ist er denn im besten Sinne des Wortes ein katholischer moderner Dichter geworden, der uns aus eigener innerer Erfahrung den Weg zum Leben in Gott zeigen will.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Wenn man zwischen einem Dutzend Bücher unserer ‚beliebten Erzähler‘ ein Buch von Jacob Wassermann liest, so ist man geneigt aufzuatmen. Im Vergleich mit dem üblen Niederungsdeutsch unserer beliebten Modeerzähler wirkt Wassermanns gepflegte Sprache zunächst bestechend. Und das bleibt sie auch — wenn man eben nur ein Ohr für den sauberen Wohlklang der Sprache hat. Nur wird dieser Wohl-

* Jacob Wassermann, ‚Der Mann von vierzig Jahren‘. (S. Fischer Verlag, Berlin, M. 3.—.) Hermann Stegemann, ‚Die Himmelspacher‘. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 4.—.) Meta Schoepp, ‚Slepp uhn Struhn‘. (F. Fontane & Co., Berlin-Dahlem M. 6.—.) Irene Forbes-Mosse, ‚Der kleine Tod‘. (S. Fischer, Berlin, M. 3.—.)

klang nach hundert Seiten ein wenig eintönig, und ist man auf der zweihundertsten Seite, so vernimmt das Ohr nur noch ein holdes Plätschern, und man merkt zum Schluß: das ist eine künstliche Sprache, eine Geburt des Willens und des Verstandes, sie ist nicht elementarer und gebändigter Ausdruck einer schaffenden Persönlichkeit. Dies auszusprechen bin ich verpflichtet, denn ich bin mir bewußt, irgendwo einmal Wassermanns ‚Masken des Erwin Reiner' gelobt zu haben. Vielleicht verleitete mich zu diesem Fehlurteil der erfreuliche Anblick eines moralisch gewordenen Herrn Wassermann, denn, wie man sich vielleicht entsinnt, erzählte er in jenem Buch von dem Sieg eines keuschen und starksinnigen Mädchens über einen Wüstling. Und ich unterhalte mich lieber mit einem anständigen Menschen als mit einem Ferkel. Wobei ich heute hinzufügen muß, daß Wassermann sich dennoch immer gleich bleibt, ob er nun die unsauberen Wege der ‚jungen Renate Fuchs' nachgeht oder Herrn Reiners unsaubere Absichten an Renate Fuchsens Widerspiel scheitern läßt. Letzten Endes ist bei Wassermann alles eben nur ein Spiel mit literarischen Problemen, und selbst hievon abgesehen, braucht er bei einem ‚moralischen Ende', bis etwa zu den zehn letzten Seiten, seiner Liebe für das Kühl-Triebhafte keinen Zwang anzutun. Denn nie gibt er die besinnungslose Leidenschaft, die darzustellen allein den Künstler reizen könnte, sondern immer den künstlichen Naschtrieb kleiner Naturen, den darzustellen es einen Pornographen oder — einen Artisten braucht.

Auch in seinem neuen Roman ‚Der Mann von vierzig Jahren' scheint zunächst ein moralisches Exempel statuiert zu sein. Sylvester, ein fränkischer Gutsbesitzer, verläßt eines Tages Frau, Kind und Heim, weil er meint, daß er sich ausleben müsse, und fürchtet, sonst bei der Schwelgerei zu spät zu kommen. Es mag schließlich stimmen, daß im reifen Mann Stimmungen erwachen können, die ihm zuraunen: dein Leben geht zu Ende, und nie hast du recht aus dem Vollen gelebt! Es können da im Mann noch Kräfte unverbraucht schlummern, die in der gegenwärtigen Lebenslage nicht geweckt und zur Wirksamkeit geführt werden können. Schön und gut: mag dieser Mann sich ausleben. Mag er sein Leben an eine neue Sache wagen, mag er auswandern, um in Südwest Kulturpionier zu werden, mag er Parlamentarier werden, um seinem Volke zu dienen — Ziele, große Ziele locken den nach Ausleben sich sehnenden reifen Mann in Fülle. Überall liegt noch viel Acker der Menschheit brach und harrt der unverbrauchten, überschießenden Manneskraft jedes einzelnen, und in jedem Mann steckt ein Stück Heinrich Faust, der seinen stolzen Kräften immer weitere Bahnen zeigt: ‚zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.'

Wassermann freilich dürfen wir mit solchen Lebenszielen nicht kommen. Für Wassermann und für seinen Mann Sylvester gibt es nur einen Ort des Auslebens: den Alkoven. Und dieser Schauplatz wird denn auch während der ganzen Erzählung festgehalten, Sylvester lebt sich ergiebig aus, und ob auch Irrsinn oder Tod seine Opfer umnachten, er sieht sich nicht einmal nach ihnen um und taumelt von einem Weib zum andern. Nun stößt er freilich zwischendurch auf eine Sängerin, mit der, wie es heißt, ihn echte Liebe verbinden soll. Tatsache ist nur, daß er bei ihr nicht zu seinem Ziele kommt, und daß sie ihm ein Langes und Breites von den unlösbaren Banden seiner Ehe erzählt. Was bei ihr ungefähr diesen Sinn hat: ich kann dir nicht angehören, solange du noch eine rechtmäßige Frau hast. Worauf Sylvester nach Hause fährt und sich von seiner Frau scheiden lassen will. Es heißt nun in der Verlegerankündigung, daß Sylvester das entscheidende Wort nicht wagte, weil er seine Frau ‚über sich moralisch hinausgewachsen fand'. Die moralische Höhe dieser Frau zeigt sich jedoch lediglich in einer selbstverständlichen Selbstachtung: sie macht keinen Skandal und umwirbt den Zurückgekehrten nicht, aber sie kann nicht mehr vertrauen. In dieser Zeit nun erreicht Sylvestern die Nachricht von der Verheiratung der Sängerin, nachdem er

schon vorher zu der Erkenntnis gekommen ist, daß er von seiner Frau nicht lassen könne. Und nachdem sie ihm zu verstehen gegeben, daß sie nur dann den verlorenen Glauben an ihn wiedergewinnen könne, wenn er sich in den Dienst einer großen Idee selbstlos stelle, tritt er (es ist 1870) in das deutsche Heer ein, wird verwundet, und aus einigen verheißungsvollen Schlußworten läßt sich entnehmen, daß dieses für die Allgemeinheit vergossene Blut Sylvesters Ehe wieder zusammenkittet. Es läßt sich nicht bestreiten, daß das alles möglich ist. Aber die beiden Frauen, zwischen denen Sylvester schwankt, bleiben unklare Schatten, und wie man es kühl hinnimmt, daß der Mann sich zu seiner Frau hinneigt, ebenso kühl würde man es hingenommen haben, wenn er zu seiner Sängerin gegangen wäre. Es ist keine Notwendigkeit in dem Buch, es ist kein Hinabsteigen in Seelentiefen darin, alles bleibt Spiel, das so und auch anders sein könnte. Wassermann hat weder die Fähigkeit noch den Ehrgeiz, ein künstlerisches Erlebnis, zu vollem Leben erweckt, auf uns loszulassen, er berichtet kühl und sachlich über irgendein merkwürdiges Vorkommnis und das ist eben der schlimmste, der tödliche Mangel des Buches: die Schöpferkraft fehlt. Und da meint nun Wassermann, der ‚Stil' ersetze das Leben, und, wie das so kommt, spottet er seiner selbst, ja, spricht sich in seinem Buche selbst das Urteil, wenn er nämlich Sylvesters Frau von einem Briefe ihres Mannes sagen läßt: ‚Er wußte seine Mitteilungen in einen anmutigen Stil zu kleiden; es war seine vorzügliche Gabe von jeher gewesen, aber nie früher und nie mit solchem Recht hatte Agathe dieser Gewandtheit so tiefes Mißtrauen entgegengesetzt; die glatten und schmuckhaften Wendungen erschienen ihr wie Lügen …' Und wie eine versteckte Selbsterkenntnis mutet ein Wort der Sängerin an, sie will der Öffentlichkeit Adieu sagen, sie hat das Gefühl, ‚daß ich gegeben habe, was ich zu geben vermochte und daß alles übrige eine Fertigkeit und höchstens Kunst ist'. Wobei Kunst im Zusammenhang mit Fertigkeit eben Künstlichkeit bedeutet. Mag das Ende des Romans ‚moralisch' sein (die Liebe zur Allgemeinheit höher als die Eigenliebe), es wittert um das Ganze ein Geruch, der auch den bescheidenen Wert des Schlusses wieder in Frage stellt. Nichts Echtes, nichts Gesundes, nichts Kraftvolles ist in dem ganzen Roman, und vielleicht ist das gerade der Grund, weshalb eine gewisse Presse uns Wassermann als einen bedeutsamen Dichter aufreden will. Wogegen ein Mann wie Hermann Stegemann, in seiner lebensstarken, charaktervollen Gesundheit, die sich immer höhere künstlerische Ziele steckt, kühl übergangen wird.

Man braucht Stegemann nun nicht auf den Schild zu erheben und einen Götzen an Stelle eines anderen zu setzen. Er ist durchaus kein Genie, das neue Bahnen geht und in Form, Problem, geistiger Durchdringung Unerhörtes leistet. Aber augenblicklich tun uns Kräfte wie er wirklich not. Unsere Romanliteratur ist so in flachste Unterhaltung und lebenfernes Artistentum versunken, daß jedes kräftige, gesunde Talent heute eine erhöhtere Beachtung finden sollte als irgendwann. Kommt noch, wie bei Stegemann, ein stetiges Vorwärtsschreiten, eine folgerichtige Selbstzucht hinzu, so hat man alle Ursache, nachdrücklichst darauf hinzuweisen. Hier ist nichts Spielerisches und Kränkliches; jede Seite strömt Gesundheit und kühne Standhaftigkeit aus, und wenn Stegemanns Roman ‚Theresle', den ich vor Jahren an dieser Stelle besprach, schon fortzeugende Werte in sich barg, so ist sein neuer Roman ‚Die Himmelspacher' dem früheren Roman in mehr als einer Hinsicht noch überlegen. Es ist die Geschichte von der Treue eines Knechtes. Lächelt man nicht —? Die Treue eines Knechtes als Vorwurf für einen Roman? Wärs nicht — zeitgemäßer, von einem Knecht zu erzählen, der, gestützt auf seine Menschenrechte, in einen Kampf mit seinem Brotherrn tritt? Ein Knecht, der sein Leben für den Hof hingibt, der ihm nicht gehört! — Unten in den Vogesen, auf dem Himmelspacher Hof, der ‚zu allen Winden' heißt, ist dieser Knecht alt geworden. Am Sterbelager gibt er

der alten Frau die Hand darauf, daß er zum Hof und zu der Gritt Sorge tragen wolle. Der junge Himmelspacher hat wohl ein junges, lebensprühendes Weib, aber kein Kind; des Hofbauern Schwester Gritt wäre die Erbin, wenn das langerwartete Kind ausbliebe. Und es bleibt aus. Und nun sorgt und wirkt in seiner wortkargen, spröden Art der alte Knecht. Er schützt die Gritt vor dem Haß der jungen Frau, und diese wieder schützt er davor, sich einem jungen, frischen Mäher an den Hals zu werfen. Indessen aber geschah schon das Unglück mit der Gritt: an den Mäher, der ihr vor dem Altar der kleinen Marienkapelle Liebe und Treue geschworen, schenkt sie sich, naiv, ohne eigentlich recht zu wissen, was sie tut. Und doch wieder ist es der Knecht, der auch das Unheil wieder zum Guten führt. Von ihm beraten, überläßt sie ihr Kind dem Bruder, damit der Hof ‚zu allen Winden' einen Erben habe, und folgt selbst der Werbung eines ehrenwerten Mannes. Denn der fremde Mäher ist tot. Der Knecht schwört es ihr zu, der es freilich am besten weiß, hat er doch selbst den heimtückischen Burschen im Hochwald erschlagen. Und nachdem der Knecht das Versprechen, das er der sterbenden Bäuerin einst gegeben, eingelöst hat, stirbt er selber leicht. — Diese einfache Handlung würde nicht allzuviel bedeuten, wenn nicht die Art, wie sie gestaltet ist, alles Lobes würdig wäre. In diesem Buche ist kaum ein Wort zu viel, es ist eine Darstellung, die groß und echt anmutet; alles ist auf die einfachste Linie gebracht und erhebt sich damit weit über eine Bauerngeschichte hinaus: es wird heldisch, es wird Dichtung, eine Dichtung von Stolz und Mannentreue, es ist etwas Urweltliches, Zeitloses darin: eine Begebenheit ist aus einem merkwürdigen Einzelfall in ein Symbol verwandelt. Das ist das Beachtenswerte an Stegemanns Roman.

* * *

Man braucht nur diese beiden Romane, den von Wassermann und den von Stegemann, nacheinander zu lesen, damit die wuchtende Fülle des bodenständigen Elsässers den jüdischen Artisten erdrücke. Nicht anders ist es mit Meta Schoepps Roman ‚Skepp uhn Struhn'. Wie dünn die Erfindung, wie armselig die Psychologie, wie kühl und flach der Stil des ‚Mannes von vierzig Jahren', gegen die tiefgrabende Handlung, die geschaffene Menschenfülle, die starke, mätzchenlose Sprache von ‚Skepp uhn Struhn'! Zwar wird dieser spezifisch (in Charakteren, Stil, Mache) norddeutsche Roman den süddeutschen Lesern zunächst nicht leicht zu gewinnen sein. Aber mir scheint, der Süden müsse sich doch nun endlich dazu bequemen, auch den norddeutschen Autoren näherzurücken; die Norddeutschen haben es umgekehrt ja schon von jeher getan. Wie hart und gesund sind Bücher wie das Schoeppsche, wie gediegen und einfach in der dichterischen Arbeit, wie echt deutsch! Um so mehr hat Süden und Norden Grund, solche Begabungen zu pflegen, als das Wassermannsche Buch von vornherein in einer Auflage von 10 000 Exemplaren gedruckt ist, während für ‚Skepp uhn Struhn' der Verleger — 1000 für ausreichend ansah. So etwas ist beschämend; es heißt die originalen Talente vernichten, wenn das Publikum sich auf seine Pflicht, das Gute zu hegen, nicht bald besinnt.

‚Skepp uhn Struhn' ist ein Titel, über dessen Bedeutung ich mir freilich nicht recht klar geworden bin. Nur soviel habe ich herausbekommen, daß die Helgoländer mit dem Ruf ‚Skepp uhn Struhn' die Insel alarmieren, wenn ein Schiff aufgelaufen ist. Denn dieser Roman ist ein Helgoländer Roman, und Helgoland selbst ist sein Held. Zwar steht auch ein Mensch im Mittelpunkt der Handlung, ein Schiffbauer Andresen, der in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts auf der Düne die Badeanstalt gründete und damit den Helgoländern Wohlstand brachte. Aber die Insel spielt doch in jedermanns Geschick eine so starke Rolle, daß beim Lesen auf jeder Seite des Buches der rote Fels aufragt. Was auf diesem roten Fels lebt, hat Meta Schoepp alles in ihr

Buch gezwungen, vom englischen Gouverneur, über preußische Flüchtlinge, den Pastor, Lotsen, Armenhäusler bis zu den schwarzen Schafen, die vom Winde zerzaust zwischen den niedrigen Häusern sich verkriechen. Und jedes Geschöpf, das da oben lebt, bis zu den unfreiwilligen Gästen, den Schiffbrüchigen, steht in einer wundervollen Plastik da, die für die Schöpferkraft der Dichterin vollgültiges Zeugnis ablegt.

Freilich hat diese Schöpferkraft nicht bis zum Ende durchgehalten. Im letzten Drittel des Buches wird die Faust, die den Zügel führt, schwach, und wenn die Pferde auch nicht gerade durchgehen, so liegt es daran, daß es gut gezogene Pferde sind und zur Not auch selber in den Stall finden. Besonders in dem Geschick Andresens tauchen Lücken und Nachlässigkeiten auf. Gewiß beabsichtigte die Dichterin, den Propheten zu schaffen, der in seinem Vaterland nicht erkannt wird, den Märtyrer der Idee, der seiner Heimat Wohlstand und Glück schafft und der in der Fremde und im Elend sterben muß. Aber gerade im Schaffen dieser Tragik hat Meta Schoepps Kraft ein wenig versagt, gerade genug, damit das Geschick Andresens dem Leser nicht mehr ans Herz packe. Ähnlich steht es mit der Liebe der preußischen Aristokratin zu Andresen. Die Dichterin hat die reine und volle Liebe dieser Frau zu überzeugend gestaltet, als daß ihr Abwenden vom Geliebten (sie vermeint, nicht auf Helgoland leben zu können) nicht befremdend wirkte. Liebe zum Mann und Liebe zur Heimat im Kampf — da pflegt das starkfühlende Weib eher die Heimat zu lassen als den Mann. Freilich — möglich ist wohl das Gegenteil, aber dieses Gegenteil überzeugend zu machen, darin versah es eben Meta Schoepp. Vielleicht auch hätte sie gut daran getan, in dem Reichtum an Nebenfiguren (so köstlich er ist) ein wenig ökonomischer sich zu zeigen; der hält durch bis zuletzt, während die Hauptfiguren verblassen.

Aber diese Ausstände können den eigentlichen Wert des Romans nicht tödlich treffen. Die Dichterin zeigt sich so auf der Höhe meisterhafter Darstellung von Mensch, Zeit und Land, daß über diesen Roman die Zeit nicht so leicht hinweggehen kann.

Man hat Meta Schoepp männlich genannt und ihre Kunst männlich. Ich möchte für männlich stark sagen. Denn männlich als Bezeichnung für eine Frau hat immer einen üblen Beigeschmack, man denkt da an forziert, draufgängerisch, was beides für die Schoepp nicht zutreffen würde. Aber es kann zugegeben werden, daß die neue Zeit, die das Weib selbständiger machte, auch ihre Dichtung selbständiger machte. Das, was wir früher als weiblich ansahen: das Schmiegsame, Träumerische, Spielerische — wo ist das? Merkwürdig, daß doch zuweilen mitten in dem stolzen Lärm der Neuzeit sich derartiges hörbar macht in einer holden Melodie. Und es ist nun einmal so, daß solche Töne überhört werden; man muß von der Landstraße abgehen, in den Wald, dorthin, wo er noch märchenhaft ist, um solche Stimmchen zu hören. Irene Forbes-Mosse ist so ein Vögelchen im Märchenwald. Wie entzückend heimlich, ein wenig traurig und warm war ihr Novellenbuch ‚Berberitzchen'. Ihr neues Buch ‚Der kleine Tod' hat denselben Ton. Eine kleine Frau schreibt für ihren geliebten Mann Erinnerungen auf, damit, wenn sie tot ist, er die Aufzeichnungen liest und die Tote bedauert. Das heißt, so den richtigen Tod will sie nicht sterben, nur den ‚kleinen Tod', ‚wo man sich über's Geländer beugen und die Leidtragenden zählen kann, ihnen eine kleine Grimasse macht oder einen Kuß zubläst . . . je nachdem'. Schon in dieser Absicht zeigt sich das Wesen dieser Frau, die sich bedauert wissen, gehätschelt wissen will, die sich so gern anlehnt und die Augen zumacht, träumt . . . und träumt. Und diesem Wesen entsprechen auch die zusammenhanglosen Aufzeichnungen, die hie und da aus der Erinnerung gepflückt und zu einem eigenwilligen, kapriziösen Strauß zusammengebunden sind. Ein ganz nervöses Frauchen, mit dem der Durchschnittsmann nichts anzufangen wüßte. Und wie ihrer Frau Hilaria, so wird es auch der Dichterin selbst gehen. Nur wenige werden ihr Liedchen verstehen, und noch wenigere werden es lieben.

Hochland-Echo

Das deutsche Heer als Kulturfaktor

‚Können Krieg und Kriegswesen als Kulturfaktoren gelten? Sind sie es gewesen — oder darf man sie auch heute noch als wichtige Erscheinungen, als Elemente des Kulturlebens ansehen im Zeitalter der Schiedsgerichte, der Abrüstungsvorschläge, der Friedenskonferenzen, der Weltfriedensliga? Und erscheint im Hinblick auf diese Äußerungen weitreichenden Friedensbedürfnisses die Behauptung nicht vermessen, daß Krieg und Kriegswesen noch auf unabsehbare Zeit hinaus Kulturfaktoren bleiben werden, untrennbar verbunden und in steter Wechselbeziehung stehend mit allen anderen Äußerungen fortschreitenden Kulturlebens?

Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß viele der edelsten Geister aller Kulturvölker des tiefinnerlichen Glaubens leben, daß Krieg und Kriegswesen nur als negative Erscheinungen des Kulturlebens, als Vernichter allgemeiner, positiver Kulturwerte einzuschätzen sind. Sie sind der festen Zuversicht, daß diese Überzeugung, sobald sie erst Allgemeingut der Völker geworden, unweigerlich das Verschwinden des Krieges und seiner Unterlagen nach sich ziehen werde; daß es nur ein zurzeit noch unvermeidliches Übel menschlicher Unvollkommenheit ist, wenn zur Abwehr fremder Gewalt und zum Schutz eigener, mühsam errungener Kulturwerte wieder der Krieg die einzige Möglichkeit bietet.‘

In diesen fragenden Sätzen sind Sorgen und Hoffnungen zusammengefaßt, die gerade in der augenblicklichen Lage der Dinge jedem Deutschen sich aufdrängen. Und doch stehen diese Sätze an der Spitze eines Werkes über die ‚Technik des Kriegswesens‘, welches schon durch seine Einreihung in die groß angelegte Enzyklopädie ‚Die Kultur der Gegenwart‘* besagen will, daß Heer und Flotte zu den positiven Kulturfaktoren unseres Vaterlandes gehören. Die technische Ausbildungshöhe allein, welche das Kriegswesen in unseren Tagen erreicht hat, würde freilich noch nicht genügen, um diesen Anspruch und Ehrentitel zu rechtfertigen. Denn mag auch das Maß geistiger Arbeit noch so erstaunlich sein, welches auf die Vervollkommnung der Kriegswerkzeuge und der gesamten Kriegsorganisation verwendet worden ist, so bleibt all dieser geistige Aufwand zunächst doch nur Mittel zum Zweck; und grundsätzliche Gegner des Militarismus werden sogar mit der Anklage nicht zögern, daß wohl auf keinerlei Werkzeuge so viel Scharfsinn und Mühe verwendet wird, als auf diese Werkzeuge der Zerstörung und Tötung. Und doch ist schon dieser Vorwurf voreilig und ungerecht; denn im gleichen Schritt mit der Vervollkommnung der Angriffswaffen vollzieht sich auch die Verbesserung der Verteidigungsmittel. Und schließlich ist auch die Zweckbestimmung aller Angriffswaffen — bei den Kulturvölkern wenigstens — letzten Endes nur die, Mittel zur Verteidigung und Sicherung aller übrigen errungenen Kulturgüter und der gesamten gewonnenen Kulturhöhe zu sein. Solange es nationale

* Als Teil IV, Band 12. Leipzig 1913, Verlag B. G. Teubner. Geb. M. 26.—. Unter Redaktion von Generalmajor M. Schwarte von neun hervorragenden militärischen Fachmännern bearbeitet.

Hans Holbein d. J./Madonna mit dem Kinde

von Engeln gepriesen



Flügeltafel für die Orgel des Basler Münsters

Niveauverschiedenheiten im Kulturfortschritt gibt, und solange es widerstreitende Interessen der Völker in der Aneignung der Kulturgüter gibt, ebensolange wird auch der Krieg das letzte und äußerste Mittel zur Schlichtung der immer wiederkehrenden, durch keine Schiedssprüche auszugleichenden Gegensätze bleiben:

‚Gewiß werden Streitfragen untergeordneter Art in Zukunft öfter als bisher durch den Spruch eines Dritten geschlichtet werden. Die Summe der Kulturwerte und des in ihnen begründeten Lebensgenusses ist so groß, daß unbedeutenden Ursachen zuliebe kein Volk, kein Regierender den Krieg entfesseln würde, der auch dem Sieger schwere Wunden und große Verluste bringt. Der gleiche Versuch aber wird sofort scheitern, sobald die vitalen Interessen eines Volkes auf dem Spiele stehen oder ernstlich bedroht erscheinen. Kein Staatswesen wird es einem Schiedsrichter überlassen dürfen, Entscheidungen über Fragen zu fällen, von denen sein Wohl und Wehe, von denen die Möglichkeit seiner Weiterentwicklung abzuhängen scheint. . . .

Daran vermag der Hinweis nichts zu ändern, daß auch Regierungen und Staatshäupter als beredte Verkünder des Weltfriedens auftreten. Immer wird man bei ihnen offen oder versteckt die reservatio finden, daß ihnen vor Abschluß der Friedensverträge die Existenzbedingungen garantiert werden, welche ihnen das dauernde Übergewicht über den als gefährlich erkannten Gegner gewährleisten. Charakteristisch hiefür ist jene Stelle aus der Gedächtnisrede des englischen Premierministers auf seinen verstorbenen König, dessen „schönstes Ziel das Vermächtnis des Friedens gewesen sei, das er als Erbe den Völkern hinterlassen, nachdem er seinem Volke das Element gesichert habe, das es mit ganz besonderem Stolz als sein ausschließliches Eigentum anzusehen gewohnt sei".‘

Einem jeden Volke sind die gewonnenen Kulturwerte nur solange sicher zu eigen, als es für ihren Besitz und zu ihrer Verteidigung und Mehrung auch mit allen Daseinskräften einzutreten bereit ist; wenn es sein muß, auch mit den schwersten Opfern an Gut und Blut. Und das Schwinden dieser Bereitschaft wäre der sicherste Maßstab, daß das betreffende Volk nicht mehr im Aufstieg oder auf gesicherter Höhe, sondern im Niedergang begriffen ist.

Ist also das deutsche Heer ein Kulturfaktor nur in dem beschränkten Sinne, daß es ein unentbehrlichstes Schutz- und Sicherungsmittel aller übrigen Kulturgüter darstellt? Dann könnte man, von den wirtschaftlichen und geographischen Sonderbedingungen unserer Lage zunächst absehend, in der Theorie auch ein Söldnerheer oder Miliztruppen für die ausreichende Schutzwehr halten, so wie dergleichen für England oder die Schweiz genügen mag.

Aber schon ein Blick auf alle unsere Großmachtnachbarn, Freund wie Feind, reicht hin, um solchen Illusionen sofort ein Ende zu machen. Bei sämtlichen führenden Nationen des europäischen Festlandes hat sich längst die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht als eine unbedingte Lebensnotwendigkeit erwiesen.

Gerade die allgemeine Wehrpflicht, zu deren folgerichtigerer Durchführung sich unser Volk nunmehr genötigt findet, gibt dem Heerwesen sofort ganz neue, höhere und positive Kulturbedeutung über die Rolle eines bloßen Abwehrmittels hinaus. Das ergibt sich schon ohne weiteres aus dem engen Zusammenhang, in dem die allgemeine Wehrpflicht mit den sonstigen bürgerlichen Pflichten und Rechten eines konstitutionellen Staatswesens steht:

‚Die allgemeine Wehrpflicht wurzelt nur in den Staaten sicher, in denen Rechte und Pflichten aller Staatsbürger gleich sind. Nur diese Gleichheit der

Pflichten vor dem Gesetz läßt die Angehörigen der verschiedenen sozialen und kulturellen Schichten in vollster Gleichheit nebeneinander in Reih und Glied die Schulung gewinnen, die sie befähigen soll, in der Stunde der Gefahr in gemeinsamer blutiger Arbeit als gleiche Glieder des gleichen Volkes den Gegner niederzuringen. Die geschichtliche Entwicklung des Heerwesens zeigt den Grundsatz der allgemeinen Wehr- und Dienstpflicht nur dort, wo der Gedanke der gleichen Rechte für alle gilt; er schwindet, wenn die soziale und kulturelle Entwicklung stärkere Unterschiede in den Rechten und Pflichten im Volke eintreten läßt. Daß es höchste Pflicht und ehrenvollstes Recht jedes einzelnen ist, sich für das Wohl des Ganzen zu opfern, kann nur ein Ausfluß der Erkenntnis sein, daß dies Opfer von allen ohne Ansehen der Person erwartet wird.'

Schon diese in der allgemeinen Wehrpflicht verkörperte Opferwilligkeit aller einzelnen Staatsbürger für die Wohlfahrt des Ganzen gibt dem Heerwesen eine außerordentlich hohe, volkserzieherische Bedeutung. Und dieser Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht ist zuerst beim deutschen Volke zum Durchbruch gekommen; er hat am allermeisten dazu beigetragen, es aus seiner Zersplitterung zur nationalen Einheit und Freiheit zu führen.

Gerade im Wesen der allgemeinen Wehrpflicht liegt es aber auch naturgemäß, daß an Stelle des äußeren Drills innerlich gleichgültiger Söldnertruppen immer mehr der eigentliche erzieherische Einfluß treten muß, an Stelle des nur mechanischen Gehorsams der auf Einsicht und Opferwilligkeit beruhende.

Dieser innere Fortschritt ist für die Schlagfertigkeit unseres Heeres von noch größerer Bedeutung als alle nur technischen Vervollkommnungen des Kriegswesens. Und daß man sich dessen an den führenden Stellen immer deutlicher bewußt wird, zeigen gerade die Schlußabschnitte des oben zitierten Werkes, über den ‚Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur':

‚An keiner Stelle tritt der Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur ausgeprägter hervor als auf erziehlichem Gebiet. Unsere Reglements sind auf den Kampf gerichtet. Ein unbeugsamer Wille soll auf dem Schlachtfelde trotz der individuellen menschlichen Schwächen die Vorwärtsbewegungen durch Feuerkraft und Massendruck erzwingen, nicht nur siegen, sondern erbarmungslos verfolgen. Dieser Wille begnügt sich nicht mit eleganten Manövern, nicht mit der Behauptung einer Stellung oder Gewinnung von Terrain. Er bevorzugt grundsätzlich die strategische und taktische Offensive, bindet sich in der Aktion nicht an Beispiele, Regeln und Doktrinen, sondern erstrebt unausgesetzt sein Endziel, die möglichst totale Vernichtung des Gegners. Der Krieg ist für ihn nur eine Kette von Handlungen, durch die er sich durchsetzt und dem Feinde sich aufzwingt. Zum Siege sind daher vor allem willensstarke Charaktere nötig, die Bequemlichkeit und Beliebtheit, Gesundheit und Leben der Pflicht zu opfern bereit sind und die Herrschaft über die vielen übernehmen sollen, die, sich selbst überlassen, nur einen wertlosen Haufen bilden, aber, richtig geführt, zu jedem Tüchtigen brauchbar werden. Solche Charaktere zu entwickeln ist die vornehmste Aufgabe des Kriegswesens. In diesem Sinne hat man die modernen Heere als Erziehungsanstalten zu betrachten, die der Staat mit der Blüte seiner Jugend beschickt. . . .

Die Kardinalaufgabe der militärischen Erziehung ist die Gewöhnung an die Disziplin, die den Gehorsam zur bleibenden Eigenschaft des Soldaten macht. Der Gehorsam muß in Fleisch und Blut übergehen, zur zweiten Natur werden; von seiner Notwendigkeit muß jeder innerlich überzeugt sein. Daß sich, wenn er erst

im Gemüte ist, auch die Liebe einstellt, wollen wir wünschen, jedenfalls wird mit bloßem Zwange nichts erreicht. Ein gewisser Drill kann zwar nicht ausgeschaltet werden, weil er für die Anleitung zur Treue im Kleinen ein unentbehrliches Hilfsmittel ist; er darf aber niemals zum Selbstzweck ausarten. Zu einem Heere, das die besten Elemente des Volkes in seinen Reihen birgt, paßt nur eine Disziplin, die bei aller Strenge human bleibt und nie das Wohlwollen vermissen läßt. Wir wollen unserer Soldaten selbst dann sicher sein, wenn ihnen angesichts des drohenden Todes die Führer fehlen und sie ohne deren Aufsicht und Befehle nur auf sich selbst gestellt Ehre und Pflicht höher einschätzen sollen als das Leben. Unsere Disziplin sei daher innere Freiheit und nicht Knechtsinn und Geistlosigkeit, genau wie Hansjakob das echte Christentum sich wünscht, und der Gehorsam unserer Soldaten sei der Gehorsam denkender und selbstbewußter Männer. Nur einen solchen Gehorsam will Schiller als des Christen Schmuck bezeichnen. Mit ihm steht und fällt unser heutiges Kriegswesen, auf ihm gegründet kann es auf religiösen und völkischen Fanatismus ebenso wie auf ein brutales Strafrecht verzichten. Zu ihm erzogen wird der deutsche Soldat die eingesetzten Autoritäten auch im bürgerlichen Leben stützen und tragen, jeder Zivilbeamte, Fabrikleiter, Gutsherr oder Betriebsführer wird einen derartigen Gehorsam des einzelnen als eine heilsame Leistung des Kriegswesens dankbar empfinden.'

General A. Kersting, der Verfasser dieser eindrucksvollen Schlußabschnitte, scheut sich durchaus nicht, auch den sittlichen Gefahren ins Auge zu blicken, welche die militärische Ausbildung für viele mit sich bringt, und mit Nachdruck auf deren möglichste Abstellung zu dringen; und er spricht hierbei auch hinsichtlich des Offizierstandes manches offene Wort, das nur im Punkte des Duellunwesens noch einer Ergänzung bedürfte.

Aber in den grundsätzlichen Voraussetzungen, auf die sich der erzieherische und damit kulturelle Wert des Heerwesens stützen muß, bleibt keine erhebliche Unklarheit; und diese Grundsätze gelten für Offiziere und Mannschaft gleichermaßen, deren innere Einheit zum Wesen der allgemeinen Wehrpflicht gehört:

,Unsere militärische Erziehung soll eine Fortsetzung der Volksschule bilden, sie ist daher nur auf religiösem Boden denkbar. Die Frage, ob Protestant oder Katholik, ist in ihr nach Möglichkeit auszuschalten, weil sie dem Einheitsgedanken widerstrebt, vielmehr sind die Soldaten beider Konfessionen übereinstimmend dahin zu beeinflussen, daß die christlichen Tugenden und nicht die Dogmen die Angelpunkte ihrer Lebensführung bilden. Die Erziehung muß also vom praktischen Christentum, aber immer vom Christentum durchdrungen sein. Daß es durch die Militärgeistlichkeit offiziell vertreten wird, genügt nicht. Ihr Wirken ist im wesentlichen auf die Garnisonkirchen beschränkt, dem einzelnen vermag sie — abgesehen vom Beichtstuhl — nur in Ausnahmefällen näherzutreten. Um so mehr haben sich die Truppenbefehlshaber, insonderheit die Kompagniechefs, so zu verhalten, daß ihr eigenes Christentum in den Augen der Leute nicht in Frage gestellt wird, vor allem müssen sie jeden Einfluß fernhalten, der die Achtung ihrer Mannschaften vor der Religion erschüttern oder zu Gewissenskonflikten führen könnte.'

Je vollkommener solche Grundsätze durchgeführt werden, desto besser wird es um das deutsche Heer bestellt sein, desto mehr wird es sich als ein Faktor deutscher Kultur in guten und schlimmen Tagen bewähren. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Universitäten ohne theologische Fakultät? Es ist noch nicht lange her, da ging durch die radikalgesinnten Kreise der deutschen Hochschullehrer eine lebhafte Bewegung auf Abschaffung der theologischen Fakultäten. Zunächst hatte man dabei, aus Anlaß des Modernisteneides, die katholisch-theologischen Fakultäten im Auge. Aber schon damals wurde von verschiedenen Stimmen, so z. B. in der ‚Frankfurter Zeitung‘, folgerichtigerweise auch der Wegfall der protestantisch-theologischen Fakultäten gefordert.

Vorläufig ist es beim Fordern geblieben. Daß aber die damals hervorgetretene Stimmung keineswegs verflogen ist, zeigt der Gleichmut oder die offensichtliche Befriedigung, womit man vielerseits bei zwei Gründungsplänen neuer Universitäten das gänzliche Fehlen einer theologischen Fakultät hingenommen hat. Es bestehen zwar bisher schon mancherlei Unterrichtsanstalten mit Hochschulcharakter, deren begrenzte Bestimmung für besondere Berufszweige den Wegfall einer oder mehrerer Fakultäten, und darunter häufig gerade der theologischen, zur Folge hat. Es genügt, an die technischen Hochschulen oder an die Akademien in Posen und Braunsberg oder aber auf der anderen Seite an die bayerischen Lyzeen zu erinnern.

Aber das Wort und den Begriff Universität hatte man bisher nur für solche wirklich universellen Hochschulen vorbehalten, deren Lehrkreis sämtliche Wissensfächer umspannte oder wenigstens bei künftigem weiteren Ausbau miteinzubeziehen bestimmt war. So hieß es z. B. auch 1848 im Gründungsplan einer Allgemeinen deutschen freien akademischen Universität in Frankfurt, daß diese ‚durch Schrift und Lehrvortrag den philosophischen Organismus der Wissenschaften darzustellen‘ habe*. Und zum Organismus gehören naturgemäß alle lebenswichtigen und lebensfähigen Glieder, nicht zuletzt dasjenige, welches einstens unbestritten als das Haupt gegolten hat. Heute aber hat man bei den neuen Universitäten in Frankfurt und Hamburg, obwohl sie der theologischen Fakultäten entbehren, anscheinend zunächst kaum den Rumpfscharakter empfunden.

Erst in jüngster Zeit und eigentlich schon im letztmöglichen Augenblick sind Stimmen gegen dieses kurzsichtige Verfahren laut geworden. Im Aprilheft der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ fordert der bekannte Herausgeber der ‚Christlichen Welt‘, der liberalprotestantische Theologieprofessor Martin Rade ‚Theologische Fakultäten auch für Frankfurt und Hamburg‘, und zwar in der Hauptsache mit der folgenden bemerkenswerten Begründung:

‚Die theologische Fakultät ist ganz gewiß nicht mehr wie einst der Kopf der Universität. Aber nur Unkenntnis und vorgefaßte Abneigung kann leugnen, daß sie als vollberechtigtes, unentbehrliches Glied zu ihr gehört.

Dies gilt sogar von den katholischen Fakultäten. In dem Sinn: besser eine katholische Fakultät als gar keine. Ihre Daseinsberechtigung liegt zunächst in der Geschichte begründet. Unsere Universitäten sind geschichtliche Gebilde und müssen so verstanden werden. Man könnte ja in Frankfurt oder Hamburg einen ganz neuen Gedanken von Hochschule verwirklichen. Aber genau wie vor hundert Jahren in Berlin: man will „Universitäten“. Die Abweichungen vom historischen Typus sind minimal. Ich bin bereit, das mit zu beklagen. Warum nicht etwas Neues neben dem guten und zum Teil doch auch so ungenügenden Alten? Aber das steht hier

* Vgl. K. Hoeber, Das deutsche Universitäts- und Hochschulwesen, S. 150. Sammlung Kösel Nr. 54. Geb. M. 1.—.

nicht zur Diskussion. Man will die historische Universität.

Diese hat eben um ihrer Geschichte willen neuerdings noch in Straßburg die Schaffung einer katholischen Fakultät und in Münster die Entfaltung einer katholischen Fakultät zur Universität ertragen (!). Ich rede hier nicht von der praktischen Vernunft, die der Staat darin beweist, wenn er für seine Katholiken theologische Fakultäten erhält. Ich stelle mich auf den Standpunkt des Universitätsganzen selber und wiederhole: besser eine katholisch-theologische Fakultät als keine. Denn die Bindung der katholischen Dozenten an ihre Kirchenlehre ist zwar groß, mit oder ohne Modernisteneid. Aber innerhalb dieser Schranken ist ein guter Teil gelehrte Arbeit zu tun, die sonst niemand tut. Scholastik, Kirchenväter, Geschichte der kirchlichen Kämpfe und so weiter. Die Historiker und Philosophen, die evangelischen Theologen müssen das bezeugen. Sie sind immer in der Lage, von ihren katholischen Kollegen zu empfangen und zu lernen. Nicht von allen. Aber das gilt in jedem Fach.

Die Entscheidungsschlacht um die Zukunft der theologischen Fakultäten wird auf protestantischem Boden geschlagen. Um die evangelische Fakultät handelt es sich auch in Frankfurt und Hamburg. Und es handelt sich für mich hier um die These, daß ohne eine evangelisch-theologische Fakultät diese beabsichtigten Gründungen keine Universitäten sind. Weshalb ist leicht gesagt: Um sie entbehren zu können, ist erstens ihr Gegenstand zu wichtig, und zweitens zu viel Arbeit in ihr getan.

Ihr Gegenstand ist die Religion. Und von Religion ist unsere Zeit voller denn vergangene Zeiten. Dagegen wiegt nichts die Skepsis, die Gleichgültigkeit, die Verachtung und Feindschaft, die ungezählte einzelne, ja ganze Gruppen und Schichten unter den Gebildeten oder im Volk der Religion entgegenbringen. Zum Teil ist es nur Widerspruch gegen Erscheinungsformen der Religion, der vielleicht von solchen am meisten geteilt wird, die selber lebendige Religion haben. Oder es ist individuelle Gleichgültigkeit, die auch dann noch nichts gegen die Wichtigkeit des Gegenstandes beweist, wenn sie massenhaft auftritt. Denn gleiches Los begegnet auch anderen unerläßlichen Gegenständen der Wissenschaft. Genug, daß die Bedeutung der Religion als öffentliche Größe heute mit geradezu überwältigender Wucht sich dem aufdrängt, der nur erst einmal seinen Sinn dafür öffnet.'

Dann hebt Rade noch im einzelnen die Unmenge von wissenschaftlicher Facharbeit hervor, die bisher von den theologischen Fakultäten getan worden ist, und mit der man unmöglich die philosophischen Fakultäten unter dem Titel ‚Religionswissenschaft' neuerdings belasten kann. ‚Man sollte die philosophische Fakultät entlasten, statt sie immer toller zu bepacken.' Andere Gründe, die Rade aus der inneren und äußeren Politik und aus sonstigen praktischen Erwägungen hernimmt, können hier übergangen werden.

Beachtung verdient aber noch der von Rade zunächst nur anmerkungsweise vertretene und künftig näher zu begründende Vorschlag, in Frankfurt eine jüdisch-theologische Fakultät einzurichten, welche, ‚wie die Dinge liegen, nur in Anlehnung an eine protestantische möglich' sei. Bisher freilich hat dieser Gedanke noch keine rechte Gegenliebe gefunden. Daß man sich mit ihm aber auch an Stellen, wo bisher für katholische und protestantische Fakultäten wenig Neigung bestand, immerhin zu beschäftigen beginnt, beweist eine Erwiderung auf Rades Aufsatz in der ‚Frankfurter Zeitung' Nr. 97 vom 8. April, worin man eine gewisse Rückzugsneigung nicht verkennen wird:

‚Was die Frankfurter Universität angeht, so wäre die theologische Fakultät zunächst eine Geldfrage. Diese Universität wird, wie bekannt, aus Stiftungen errichtet, und es handelt sich vor allem jetzt darum, die nicht geringen Bedürfnisse der andern Fakultäten daraus zu befriedigen; für eine theologische Fakultät, gleichviel welcher Konfession, wäre eben vor allem kein Geld da . . . und es müßte erst welches beschafft werden, was nicht immer so einfach ist.'

Dann kommt in der ‚Frankf. Ztg.' eine mehr grundsätzliche, kurze Entgegnung des Inhalts, daß die Theologie trotz ihres historischen Platzes unter den Fakultäten doch eigentlich keine reine Wissenschaft sei, sondern eine ‚Zwitterstellung' einnehme. Und zum Schlusse der offenbar wieder als schlagkräftiger empfundene, praktische Beweisgrund: ‚Es ist auch praktisch zu berücksichtigen, daß die Gründung neuer Universitäten auch der Überfüllung abhelfen soll; die theologischen Fakultäten sind aber nicht überfüllt.'

Nun ließe sich zwar diese praktische Bedürfnisfrage auch für andere Fakultäten als die theologische und für gar manche Einzelfächer, vielleicht sogar für die ganze Frankfurter Hochschule mit dem gleichen Rechte stellen, und von vielen wird ein Bedürfnis nur für wissenschaftliche Forschungsinstitute zugestanden. Aber wenn man schon einmal in Frankfurt eine eigentliche Universität haben will, dann — so sollte man meinen — müßte gerade für eine jüdisch-theologische Fakultät das Geld nicht allzuschwer zu beschaffen sein.

Aber mit derartigen mehr *praktischen* Erwägungen für und wider kommt man in der ganzen Angelegenheit überhaupt nicht zum Ziel; sondern es handelt sich hinsichtlich der theologischen Fakultäten, soferne man überhaupt einmal zu neuen Universitätsgründungen entschlossen ist, in erster Linie um eine *grundsätzliche* Frage. Das hat — bei verwandtem religiösen Standpunkt — in noch treffenderer Weise als Rade der Leipziger Historiker *Karl Lamprecht* erkannt. Er kritisiert anläßlich eines neuen Dresdener Planes in den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' Nr. 91 vom 3. April unverhohlen die unzulänglichen Nützlichkeitserwägungen, von denen man sich bei Universitätsgründungen neuerdings leiten lassen möchte:

‚*Höchst charakteristisch für dieses kurzsichtig-ökonomische Wesen der neuen Universitäten ist das Fehlen der theologischen Fakultät* in allen Fällen. Sollte man in den so opferbereiten Gründerkreisen dieser Universitäten ein wenig der Überzeugung leben, die Theologie sei eigentlich ein bißchen veraltet? Es wäre ein verwunderlicher Kurzblick! Hohe Kulturen können bei dem ausgesprochenen Individualismus der in ihnen lebenden Einzelpersonen, wenigstens der führenden Schichten, allerdings nicht unter einem System von Dogmen stehen, so wenig, wie unter einem System ausgeklügelter, angeblich ewig vorhandener Moralbegriffe: dazu ist die Differenzierung des Lebens zu groß. Sie bedürfen vielmehr eines persönlichen Beispiels von unbedingter sittlicher und religiöser Höhe, von dem sie sich in jedem Falle ihres verwickelten Lebens mit Bestimmtheit sagen können: hier hätte mein Ideal so oder so gehandelt. Das ist die große Individualisierung der Religion, die im heutigen Europa mit dem Zeitalter der aufkommenden Neuzeit seit dem 14. und 15. Jahrhundert begonnen hat, und die uns schon ganz in ihren Anfängen die Imitatio Christi, die Regelung unseres Lebensganges nach dem Beispiel der Person Christi, brachte. Und in diesen Zusammenhängen ist es begründet, wenn alle großen Religionen hoher Kulturen Offenbarungsreligionen — Religionen großer stiftender Einzelpersonen — gewesen sind.

‚Und nun will man so allgemeine Zusammenhänge, die für eine Zeit sittlichen Umschwungs wie die unsere doppelt gelten und dreifach wichtig sind, einfach leugnen, indem man die theologischen Fakultäten ignoriert?! Ich weiß wohl, was man sagen wird: diese Fakultäten entsprächen den Aufgaben keineswegs, die mit dem von mir gezeichneten Ideale gegeben seien. Gut: so modle man sie dahin um! Man hat das bei Gründung von neuen Universitäten ja in der Hand! Man begünstige die praktischen Fächer der Theologie, entwickle vor allem ihre sozial-hilfreiche Seite, wozu in den großen Städten tausendfach Gelegenheit gegeben ist; man sorge dafür, daß der erwachsenen Jugend studentischen Charakters, gleichviel welcher Fakultät, in Christus ein großes Lebensideal kräftig und allgemein vor Augen gestellt werde: man

greife ein in die Forterhaltung von Kirche, Bekenntnis und Sittlichkeit. . . .

Noch nie ist in Deutschland eine Gruppe von Universitäten aus so niedrigem Gesichtskreise geschaffen worden, und der Effekt einer Froschperspektive ist ihnen sicher . . . Man wird mir sagen, ich hätte eine sehr persönliche, sehr spezifische Ansicht von den Aufgaben des Christentums und der Theologie in der Gegenwart, und ich versuchte, diese in die Aufgaben der neuen Universitäten hineinzutragen. Gewiß: meine Ansicht ist persönlich. Aber ich exemplifiziere nur. Es gibt tausend mehr oder minder voneinander abweichende Ansichten; sind sie religiös, so werden sie aber alle darin übereinkommen, daß für eine theologische Fakultät an neuen Universitäten neue Aufgaben von außerordentlicher Bedeutung winken und zur Durchführung gestellt werden müssen.'

Wo man noch unlängst um das Weiterbestehen der theologischen Fakultäten in Sorgen war, dürfte man solche nachdrückliche Fürsprache mit einiger Genugtuung aufnehmen. Es zeigt sich im Ernstfalle denn doch, daß diese Fakultäten viel unlöslicher mit dem Universitätsganzen verwachsen sind, als manche auftauchenden Trennungsgelüste vermeinen ließen. Und es steht zum mindesten dahin, ob die neuen Hochschulgründungen, die der theologischen Fakultäten vorläufig entbehren zu können glauben, diese Lücke nicht erst schließen müssen, ehe sie den angestrebten Universitätscharakter vollkommen aufrechthalten können.

Es handelt sich hier beim Hochschulwesen im letzten Grunde um eine ganz ähnliche Frage, wie sie hinsichtlich des Mittelschulwesens unlängst das Hochland-Echo ,Menschliche oder praktische Bildung?' erörterte. Mag sein, daß sich neben der alten humanistisch-allseitigen Universität ein neues realistisch-fachliches Hochschulwesen noch kräftiger als bisher entwickelt. Es hat sicher für manche Berufszweige, die heute noch ganz auf die Universitätsbildung angewiesen sind, auch seine Vorzüge. Aber den Vorrang als eigentliche Hochschulen des Geistes werden doch die Universitäten im alten Sinne behaupten, die Universitäten einschließlich der theologischen Fakultät.

M. E.

Philosophie

Innere Freiheit. Unter diesem Titel ist unlängst in französischer Sprache* ein geradezu herrliches Werk erschienen, das eine bedeutende Frauenseele in ihrem inneren Ringen nach wahrer Freiheit uns nahe bringt. Sie lehrt ihre Leser, auf die innere Stimme zu horchen und den Begierden zu entsagen; sie zeigt, wie unsere einzelnen Gedanken und Gefühle, selbst wenn sie keine unmittelbare äußere Wirkung ausüben, dennoch stets edlere Gedanken und Gefühle vorbereiten und allmählich auch das äußere Leben umgestalten. Der Gegensatz zwischen dem gesellschaftlichen Schein und der Seelenwirklichkeit, die Gott kennt, wird in mannigfacher Weise dem Leser illustriert. Das Verhältnis zwischen Gesetz und Gewissen wird richtig bestimmt, und die Überlegenheit des positiven Schaffens über jede auch zutreffende bloß kritisch-zersetzende Tätigkeit wird verteidigt. Die Verfasserin schreibt eine klare Sprache, die ihre eigenen Gedanken auf das vollkommenste ausdrückt; man lese z. B. folgende Sätze:

,Wer aufrichtig und mit Einsicht das Leben betrachtet, um es zu begreifen, stößt auf Rätsel; manchmal scheint uns die Tugend zu lähmen und die Pflicht zu bedrücken, während Fehler Mut und edle Gefühle verraten. Wer hat nicht solche Menschen gekannt, die jahrelang ein kleinliches und vorwurfsfreies Leben führten, während ein Fehltritt ihnen vielleicht Größe verliehen hätte? Sollen wir nun glauben, daß im Angesicht des höchsten Ideals nicht unsere Fehltritte gerechnet werden, sondern die Hauptrichtung unseres Lebens? Lächelt nicht Gott über unsere Ungeschicklichkeiten, wenn er unseren wahren Wert bestimmt? Was kommt darauf an, ob ein Fall oder ein Sieg uns die Tore öffnet — wenn sie nur weit offen stehen, damit die Seele über die menschlichen Beschränkungen hin-

* Jeanne de Viebinghof, La liberté intérieure. Paris, Fischbacher, 1912.

ausgehen könne; wenn sie nur einmal die Gelegenheit bekommt, in einer edlen Gebärde zu wachsen und eine Welt zu umfassen; sie wird dann ihre so erworbene Größe behalten und nie mehr an dem Kleinlichen hängen. Denn diese Größe, welche sie gesteigertem Leiden, mehr Einsamkeit und Gefahren aussetzt, gewöhnt sie auch, nur die Höhenluft zu atmen, nur in Schönheit zu ruhen und mit Wahrheit sich zu nähren.'

Sehr treffend sind die Erwägungen der Verfasserin über die Stellung der Frau, das Verhältnis der Geschlechter und der Liebe.

‚Nicht Worte noch Zärtlichkeiten vereinigen am innigsten die Liebenden, sondern die Berührung der unsichtbaren Kräfte, welche die Seelen beherrschen. Es gibt kein volleres Glück, als eine solche Liebe. Sie verwandelt die Wüste in das fruchtbarste Land, die Todesangst in einen Lebensquell und jeden Stein auf unserem Wege in eine Stufe, die zu den Höhen führt. . . .' ‚Bedauern wir diejenigen, welche dies Glück nicht gekannt haben, und noch mehr diejenigen, die es nicht geträumt haben. Denn es reicht vielleicht hin, es gewollt, gesucht, verstanden zu haben, um am Abend des Lebens ebenso reich zu werden wie der, der es genossen. Die große Liebe hängt weniger ab von der Person, die sie einflößt, als von der, die sie erlebt.'

‚Je mehr sich die Seele entwickelt, desto mehr bedarf sie der Liebe. Man kann sich keine Vollkommenheit ohne Liebe denken. Wer den Fortschritt will, muß auch Liebe wollen.'

Am Schluß kommen Betrachtungen über den Willen Gottes:

‚Das Leiden würde uns von Gott entfernen, wenn es nicht die Aufgabe hätte, die Seele auf mehr Glück vorzubereiten.'

‚In den schwierigsten Zeiten, wenn das Glück und die Gewißheit uns verlassen, schreiten wir am meisten vorwärts; da wir uns verlassen fühlen, strengen wir uns mehr an: es steigert sich unser Glaube, und wir erlangen mehr Tatkraft.'

‚Wo sind meine Ketten? Ich fühle nicht mehr ihren eisernen Druck, ich kann meine Arme ausstrecken nach allem, das mir lieb ist; ich fühle nicht mehr die Last meines Körpers, der im Staub sich wälzt, sondern die Leichtigkeit der Schwingen, die mich durch den Raum tragen. Ich frage keinen Menschen um Rat, denn ich habe Anteil an Gottes Weltplan. Ich wußte nicht, daß die Welt so groß ist, und daß es so lieb ist, nach Hause zurückzukehren. Ich wußte nicht, daß die Freiheit so notwendig ist und daß die Rückkehr zu sich selbst so einfach ist.'

Man sieht jeder Seite des Buches an, daß hier Tieferlebtes in ungesuchten Worten aus einer reichen Seele strömt. Das Buch verdient es, oft gelesen zu werden, und wird viele Leidende trösten, wenn sie es im richtigen Augenblick lesen, das heißt gerade dann, wenn sie das gleiche oder ähnliche zu erleben reif sind und ihnen die Entdeckung einer verwandten Seele die größte Freude bereitet.

Die Verfasserin ist erst vor drei Jahren mit ihrem ersten Buch aufgetreten* und zeigt durch das vorliegende Werk, daß sie das Rätsel ihres Lebens trefflich gelöst hat — sie kennt den Weg, der zu Ruhe und Glück führt, auch wenn sie vielleicht noch selbst nicht alles erreicht hat, was sie ahnt.

W. Lutoslawski.

Literatur

Umschau. Eine kluge und anregende Arbeit über die Möglichkeiten des Kino schrieb Ulrich Rauscher im ‚Kunstwart' (1. Aprilheft 1913.) ‚Für den Film', sagt er, ‚eignet sich alles, was sich für die Ballade eignen würde! Das Tempo der Ballade, ihre scheinbare Zusammenhangslosigkeit, die sich im Verlauf als eine höhere, folgerichtige Ordnung der Vorgänge erweist, ihre rasche Andeutung, ihr Vor- und Zurückgreifen: all das hat auch der Film. Danach nun wären die Stoffe für den Kino auszusuchen, und zwar meiner festen Überzeugung nach, vom Dichter, vom Lite-

* Impressions d'âme, Paris, Fischbacher, 1909.

raten auszusuchen.' Ferner dürfe man, meint Rauscher, vom Kino nicht Unmögliches verlangen, nicht Dinge, die er nicht geben kann. ,Er kann, mit den rechten Leuten, die alte, schöne Fabulierkunst neu und eigenartig aufleben lassen, die wir, dank einer Überschätzung des Psychologischen, fast verloren haben. Ein Dumas des Films fehlt uns, einer mit der glücklichen Gabe, das Tatsächliche glühend zu verehren, der erzählen kann, spannend, unterhaltend, phantasievoll, und der diese schöne Erde mit Abenteuern belebt, statt die Menschen nach den Würmern ihres Unbehagens schon bei lebendigem Leib zu durchwühlen. Die Verachtung, die unsere Literaten für den frischen, unterhaltsamen Erzähler haben, hat sich auf den Film übertragen, der nur diese Gabe hat. Unsere Gebildeten fürchten sich, bei einer heiteren oder ernsten, spannenden, geschickt verschlungenen Vortragsweise Behagen zu empfinden, und so schelten sie auch snobistisch den Kino, nicht nur ihn, wie er heute ist, sondern auch wie er sein könnte.'

Mit schöner Aufrichtigkeit fragt Adolf Bartels (,Friedrich Hebbel u. die Nachwelt', Westermanns Monatshefte, März 1913): ,Ist nun aber das Durchdringen Hebbels wirklich schon entschieden, hat die Nachwelt die feste und bestimmte, nicht mehr zu verändernde Stellung zu ihm gewonnen? — Ich möchte auf diese Frage, ein so großer Verehrer Hebbels ich bin, nicht mit einem unbedingten Ja antworten. Der Widerstand, auf den Hebbel bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode gestoßen ist, war so heftig, und von den natürlich vorhandenen Ausnahmen abgesehen, so allgemein, daß man ihn nicht, wie es sonst üblich, aus dem Unverstand der Menge und der Abneigung auch weiter gebildeter Kreise gegen alles Neue, geschweige denn aus dem selbstverständlich hier und da zutage tretenden Neid der weniger begabten Mitstrebenden erklären darf, sondern unbedingt tieferliegende Ursachen annehmen muß. Sind aber solche vorhanden gewesen, so können sie, da sich der Charakter des deutschen Volkes seit den Tagen Hebbels schwerlich verändert hat, immer wieder einmal wirksam werden.' Und den Grund dafür, daß Hebbel nicht allgemeines und tiefes Verständnis findet, sucht Bartels in Hebbels Rasseneigentümlichkeit. Bartels setzt den Rassencharakter der Dithmarscher so ziemlich dem der Isländer gleich, und da finde man das germanische Grundwesen, da finde man Männer und Weiber der stolzen und wilden Art, die im Grunde auch in Hebbel war, da finde man auch die schweren Probleme und Konflikte, die in seinen Werken leben. ,Seine Menschen sind größtenteils Reflexionsmenschen, wie es ja die nordischen Naturen in der Tat vielfach sind. Daß es auch andere, naivere Menschen im Norden gibt, hat die Dichtung Kleists bewiesen.' Und ,eine Vereinigung von Hebbel und Kleist, das wäre wohl der deutsche Idealtragiker.

Ein Brief Hebbels an Adolf Stern (mitgeteilt in Lemmermayers ,Neuen Hebbeldokumenten') regt Oskar Walzel (,Deutsche Rundschau', Märzheft) an, die ersten Schritte auf einem neuen Wege zu Hebbels Kunst und Persönlichkeit zu machen. Hebbel hatte geschrieben: ,Endlich würde ich Ihnen raten, am längsten bei meiner Gedichtsammlung zu verweilen und sie zu charakterisieren, denn diese ist die Quelle aller anderen Ströme.' Und Walzel gesteht: ,Der Hebbelforschung und Hebbeldarstellung wird hier ein Weg gewiesen, den zu gehen es wohl lohnte. Noch hat in größerem Umfange meines Wissens niemand versucht, Hebbels Schaffen und seine ganze dichterische Persönlichkeit mit den Forschungsmitteln, die uns heute zur Verfügung stehen, aus Hebbels Lyrik abzuleiten.' Walzel macht einen wertvollen Versuch in dieser Richtung. An Hand der Hebbelschen Lyrik kommt er dann folgerichtig zu dem Schlusse: ,Der Jüngling Hebbel hatte den Schlaf der Welt zu stören gewagt. Der reife Mann versagte sich und andern, an diesen Schlaf zu rühren; er hatte sich geprüft und dabei erkannt, daß er nicht stark genug sei, die halb wachgerüttelte Welt zu binden, nicht reich genug,

ihr Höheres zu bieten. Darum gab er als reifer Mann es auf, den Grund zu lockern, der auch ihn trug.'

Im Januar- und Februar-Heft des 'Gral' sucht Margareta Hiemenz im Anschluß an ihre bei Herder kürzlich erschienene Biographie, Dorothea Veit, die spätere Gattin Friedrichs von Schlegel von der Meinung zu befreien, als sei sie das Urbild der 'Lucinde' und als habe sie mit Schlegel in einem anderen als freundschaftlichen Verhältnis gestanden. Freilich stellen die vorzüglich geschriebenen Ausführungen keinen schlüssigen Beweis dar. Denn, daß einige Zeitgenossen an ein intimeres Verhältnis nicht glaubten, und daß Friedrich und Dorothea vor Dritten sich 'siezten', will wenig heißen.

Das 'Literarische Echo' (Heft 10, 1913) bringt Erinnerungen Georg Hermanns an Peter Hille, die diesen merkwürdigen Menschen als bedeutenden Dichter zeigen wollen. Freilich mag sein sonderbares Wesen (die Zahl der Anekdoten, die an Berliner Literatur-Stammtischen über ihn im Umlauf sind, ist Legion) nicht wenig daran schuld sein, daß er im Gedenken der meisten als ein tragikomischer Pierrot fortlebt. Hermann dagegen bekennt: 'Es ahnen nur wenige bis heute die tiefe Heiligkeit der dichterischen Weihen, die auf seinem Haupt und seinem Herzen ruhten, und die ihm geschaffen wurden, nicht aus irgend einer Kunstüberlieferung heraus, sondern aus tiefster Intensität des Lebensgefühls.' Und: 'Engste Familienähnlichkeit verbindet diesen Dichter mit einem anderen, dessen Namen wir heute nur mit Ehrfurcht aussprechen: mit Novalis. Und mit der gleichen Ehrfurcht wird von späteren Generationen vielleicht der Name Peter Hille genannt werden.'

Heinrich Federer erfährt im 'Literarischen Echo' (Heft 13, 1913) von C. Ch. Bry eine wenig erschöpfende Würdigung, so preziös in der Aufmachung sich der Aufsatz gibt*. Das Beste ist noch, was Bry über Federers Stil sagt: 'er ist kein literarischer Stil, kein Stil, der vom Wort ausgeht, der im Wort an sich einen Wert sieht: kurz, es ist kein bewußter Stil.' Aber wenn dann fortgefahren wird: 'Und diese ganz wundervolle symphonische Einheit in Federers Stil wirkt über das bloß Stilistische weit hinaus: sie wird, wie jeder große Stil, Ausdruck einer Weltanschauung' — so verwirrt sich Bry dann in seinen Folgerungen derart, daß, wie man vermuten darf, Federer selbst in seiner autobiographischen Skizze im gleichen Heft lebhaft protestiert haben würde, wenn er Brys Aufsatz gekannt hätte. Bry behauptet nämlich: 'Federer ist Jungkatholik. Er ist gottesgläubig wie der Omlis (in 'Pilatus'): Gott, an den er glaubt, thront nicht mehr über der Welt richtend, herrschend, leitend; er ist in der Welt, und die Welt ist in ihm.' Scherzhaft ist es dann auch, wenn Bry den 'Aar' als eine — 'jungkatholische Zeitschrift' bezeichnet, jungkatholisch in dem oben charakterisierten Sinne offenbar, wogegen der 'Aar' wohl ein wenig lebhaft protestieren dürfte.

In der 'Deutschen Rundschau' (Aprilheft) gibt Heinrich Moser einen guten Überblick über das bisherige Schaffen Alfred Huggenbergers, des schweizerischen Bauerndichters, dessen 'Bauern vom Steig' ja auch kürzlich im 'Hochland' von Herwig eingehend gewürdigt wurden. Moser sagt, Huggenberger wolle für seine Bauern weder Prediger noch Richter sein, sondern Kamerad. 'Seine Bücher umfassen schon jetzt fast alle Lebensströme des Dorfes — des inneren Lebens, des äußeren noch nicht. Ob er den Mann der Öffentlichkeit in seinen Konflikten mit der Welt einmal schildern oder von den großen, drängenden Problemen, die die heutige Bauernschaft bedrohen, welche aufgreifen wird? . . . Zunächst scheint ihn jedoch die individuelle Psyche mehr zu interessieren als die der Masse.'

Steinbeil.

* Eine Würdigung von Federers gesamtem Schaffen ist für Hochland längst im Werk und wird noch im laufenden Jahrgang erscheinen. D. R.

Legenden-Neuausgaben. Vieles von dem, was die bibliophile Bewegung der letzten Jahre an Neudrucken hervorbrachte, hätte uns erspart bleiben können. Nicht immer war es das Beste, das in neuer Gestalt erschien, ja öfters segelte unter der Flagge des ‚kulturhistorisch Interessanten' manche bedenkliche Fracht. Erst spät, nachdem man die Werke aller Literaturen auf ihre Rentabilität für Neuausgaben hin durchsucht hatte, erinnerte man sich daran, die unerschlossenen Brunnen unseres eigenen volkstümlichen Schrifttums zu ergraben. Da erstanden wieder in alter Frische die schalksfrohen Schwänke, die meisterweisen Volksbücher, nun folgte beiden die ernste Schwester, die Legende.

Es ist der Zugang zur Legende als Dichtung nicht leicht. Die wir von der leichtflüssigen Prosa unserer Tage herkommen, wir finden uns nicht so rasch hinein in den Geist jener alten Sprache, deren Wort- und Satzgefüge uns oft so eigensinnig vorkommen will, als die Knitterfalten einer gotischen Heiligenfigur. Und nicht allein an die Sprache müssen wir uns erst gewöhnen, auch die Technik der Erzählung befremdet zunächst. Die Heiligenleben sind einzeln betrachtet alles andere eher als in sich abgeschlossene Kunstwerke. Das sollten sie auch nicht sein. Man kann ihre Technik wohl am ehesten mit dem Aufeinanderreihen einzelner Perlen an einer Schnur vergleichen. Wie Perle an Perle, so fügt sich Wunder an Wunder in der Erzählung eines Heiligenlebens. Die schönen Einzelzüge sind es vor allem, die uns die Legende als Dichtung reizvoll machen.

Die Sprache ist knapp, referierend, nicht schildernd. Es bleibt also der Phantasie des Lesers noch viel übrig, mitzuhelfen und auszumalen, sich einzuleben in jene Wunderwelt, bis sie uns klar vor Augen steht, wie Dürer des heiligen Hieronymus trautes Gehäus, wie Grünewald St. Pauli Waldeinsamkeit. Bemühen wir uns, so selbst mitzuarbeiten, dann blüht es auf aus diesen Geschichten, wie aus tausend Knospen. Dann gewinnen die Welten, durch die die Legende uns führt, Gestalt und Farbe.

Richard Benz, der feinsinnige Erneuerer unserer deutschen Volksbücher, gab 1910 bei Eugen Diederichs einen Band: Altdeutsche Legenden heraus. ‚Rein unter dem Gesichtspunkt des Dichterischen' wurden diese zwanzig Heiligengeschichten ausgewählt. Man könnte dem Buche keine schönere Ausstattung wünschen. Das große Format erlaubte zweispaltigen Druck, und über der derben Schwabacher Type steht jeweils zu Beginn einer Legende ein kräftiger Holzschnitt.

Weit reichhaltiger ist die zweibändige Ausgabe von: Der Heiligen Leben und Leiden, genannt das Passional, das Severin Rüttgers im Inselverlag herausgab. Wie bei Benz erfreut auch hier das Taktgefühl, das den Herausgeber bei der sprachlichen Erneuerung des alten Textes leitete. Kam es Benz darauf an, das Beste und Schönste auszuwählen, so wollte Rüttgers ein möglichst getreues Bild eines alten Passionals geben. So stand für ihn als Prinzip der Anordnung fest, die Heiligenleben ‚in den festgefügten Kreis der Jahresfeste zu verschlingen'. Es ist für beide Ausgaben kein Schaden, daß sie nicht wissenschaftlich sind. Sie führen keinerlei Ballast an Fußnoten und Anhangsverweisen, wofür wohl mancher Leser dankbar sein wird.

Andere Absichten verfolgte Ernst Jaffé mit seiner Auswahl aus Jacobo da Voragines: Legenda aurea, die bei Julius Bard zu Berlin erschien. Von einem Kunsthistoriker herausgegeben, dient sie vor allem dazu, uns zum Verständnis der legendaren Darstellungen in der bildenden Kunst anzuleiten. Zu diesem Zwecke wurde der Sammlung ein ausführliches Register beigegeben. Doch will der reich illustrierte Band nicht nur der Belehrung dienen, er will auch ‚Lesebuch' sein.

Ganz in neuem Gewand bieten sich: Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild dar, die Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. unter Mit-

wirkung von Enrika Handel-Mazzetti, Anna Freiin von Krane, Annette Kolb, Franz Freiherrn von Lobkowitz, Kurt Martens und Franz Pocci-Enkel herausgab. Ursprünglich bei Hans von Weber erschienen, ging nun das Buch an den Jos. Kösel'schen Verlag über, der ihm in nächster Zeit weitere Bände in der gleichen gediegenen und künstlerisch ansprechenden Form folgen lassen wird.

Mit Ausnahme von ‚Ave Maria', einer selbständigen, legendare Züge frei benützenden Dichtung, ahmen diese Legenden die Erzählungsweise der alten Fassungen nach, doch nahmen sich die Bearbeiter das unbestreitbare Recht, auszuschmücken und zu kürzen, wo es der rechte Ort zu sein schien. All das Krasse, das die alten Erzählungen in den Versuchungsgeschichten und Marterschilderungen oft aufweisen, wurde ausgemerzt. Erstrebt wurde ein schlichter Ton der Erzählung, für jedermann geeignet. Die schönste Zierde des Buches bilden Franz Poccis Namensbilder, verschlungene Initialen, deren Ranken die altmeisterlichen Illustrationen zu den Legenden umrahmen.

So ist den alten, frommen Geschichten wieder ein Weg bereitet, auf ihre stille Weise zu wirken. Und wäre nicht mehr durch diese Neuausgaben erreicht, als daß man den Kalender lesen lernte, daß die Heiligennamen, die er verzeichnet, nicht Namen blieben, sondern Leben würden — Leben, mit dem man fröhlich den Tag begänne, — nicht wenig — glaube ich — wäre unserem inneren Leben dadurch gewonnen. Wilhelm Fraenger.

Musik

Erinnerungen an Liszt. Unter dem Titel ‚Akkorde' hat Felix v. Weingartner, der bekannte Dirigent, unlängst eine Sammlung seiner in verschiedenen Zeitschriften, Almanachs usw. erschienenen musikalischen Aufsätze vorgelegt. (Verlag Breitkopf & Härtel, Preis 5 M.). Der Inhalt des Buches ist ungemein reichhaltig; vom aphoristischen Musikerkalauer bis zur ausgedehnten historischen und ästhetischen Studie sind so ziemlich alle Gattungen von Musikschriftstellerei vertreten. Erzählerisch am frischesten und unmittelbarsten wirken die selbstbiographischen Partien, sei es, daß der Autor von seinen ersten musikalischen Eindrücken in der Jugendzeit berichtet, sei es, daß er Momentbilder aus seinem bewegten späteren Künstlerleben gibt. Die letzteren sind besonders dann von Interesse, wenn sie in den Bannkreis eines der Großen führen, denen zu begegnen Weingartner das Glück hatte. In dieser Hinsicht verdienen z. B. seine ‚Erinnerungen an Liszt' Beachtung, nicht weil sie etwa besonders gewichtige unbekannte Aufschlüsse über des Meisters menschliches und künstlerisches Wesen brächten, sondern weil auf diesem Gebiete auch die kleinsten neuen Details willkommen zu heißen sind.

Weingartner gehörte Anfang der achtziger Jahre einige Zeit zum persönlichen Schülerkreis Liszts in Weimar. Durch die Empfehlung des Pianisten Konrad Ansorge kam er zuerst in Berührung mit dem Meister, der alsbald, namentlich als Weingartner ihm seine Erstlingsoper ‚Sakuntala' vorgelegt hatte, spezielles freundschaftliches Interesse für ihn faßte, so daß Weingartner im Herbst 1883 dauernd nach Weimar übersiedelte. In Liszts Haus versammelten sich damals Künstler und interessante Persönlichkeiten aus aller Herren Länder. ‚Naturgemäß waren die Pianisten, von denen Friedheim, Reisenauer, Sauer, Stavenhagen und Siloti ständig in Weimar wohnten, weitaus in der Überzahl. Aber auch Sänger kamen, Cellisten, Geiger. Ein Lieblingsgast war der Harfenist Posse aus Berlin, der Liszt durch sein geniales Spiel stets hoch erfreute. Fast jeden Nachmittag,' erzählt Weingartner, ‚war Versammlung beim „Meister", wie wir Liszt kurzweg nannten. Wahl und Reihenfolge der Vorträge bestimmte er in zwangloser Weise; seine Bemerkungen waren kurz und treffend. Herzlich und rückhaltlos lobte er, wenn Bedeutendes geleistet wurde. Tadel kleidete er häufig in das Gewand des umschreibenden Sarkasmus. . . Die Unfähigkeit mußte schon sehr offen hervortreten, wenn er ungeduldig werden sollte; aber selbst dann

vermochte er mitunter ein Wort zu finden, das die Ablehnung wenigstens scheinbar milderte. Einmal spielte eine sehr hübsche junge Dame eine Chopinsche Ballade ganz dilettantenhaft. Liszt ging aufgeregt herum und murmelte: „Heiliger Bimbam! Heiliger Bimbam!" Wir alle waren begierig, was erfolgen würde. Als sie geendet hatte, ging er freundlich auf sie zu, legte die Hand wie segnend auf ihre Locken, küßte sie auf die Stirn und sagte leise: „Heiraten Sie bald, liebes Kind — Adieu!'" Weingartner selbst zählte zu den Bevorzugten, die Erlaubnis hatten, auch zu anderen als den gemeinsamen Stunden zum Meister zu kommen, und hatte durch solch intimeren Umgang Gelegenheit, so manchen interessanten Einblick in Liszts inneres Leben zu gewinnen. Dabei glaubte er u. a. die Beobachtung zu machen, daß Liszts Kunstempfinden doch auch deutliche Lücken aufzuweisen habe, z. B. daß des Meisters Sinn für das Dramatische nicht allzu stark entwickelt war. So spielte Weingartner einmal aus seiner Oper ‚Sakuntala' den Einzugsmarsch des Königs in den Tempel vor, der in eine mächtige orchestrale Steigerung ausläuft. Da sagte Liszt: ‚Diese Stelle müssen Sie zweimal bringen,' und als Weingartner erstaunt erwiderte: ‚Aber Meister, ich kann den König doch nicht zweimal auftreten lassen,' erfolgte die Antwort: ‚Das macht nichts; schöne Stellen muß man wiederholen. — Nicht zu viel reflektieren, sich mehr gehen lassen! Auch Wagner hat sich, leider oft nur sehr reflektiert, gehen lassen.' ‚Den Rat, schöne Stellen einfach zu wiederholen, gab er häufig; es dürfte nicht zu verkennen sein, daß eine Schwäche seiner Kompositionsweise vom eigenen Befolgen dieses Rates herrührt.' Mit der letzteren Bemerkung hat Weingartner zweifellos recht; denn störende tongetreue Wiederholungen finden sich zum Schaden der Wirkung kaum bei einem neueren Komponisten in dem Maße wie bei Liszt. Seltsam muß aber der Hinweis auf Liszts mangelnde dramatische Einsicht insofern berühren, als der Meister doch der glühendste Verehrer und tatkräftigste Förderer von R. Wagners Kunstwerken war. Freilich kann man auch in Liszts Briefen, wo er zu oder über Wagner spricht, manchmal zwischen den Zeilen lesen, daß es in erster Linie Wagners Musik und nicht seine dramatische Konzeption war, was ihn fesselte. Nach Weingartner soll übrigens Liszt auch für den Humor in der Musik wenig übrig gehabt haben. ‚Die besten Werke der französischen Spieloper bedachte er mit nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken, ja einmal gestand er . . ., daß ihm sogar Mozarts „Figaro" langweilig sei, während er von der „Zauberflöte" mit der größten Bewunderung sprach. Auch von sinfonischen Werken standen ihm solche ernsten Charakters unverhältnismäßig näher als die heiteren. . . Eine Ausnahme scheint sein Eintreten für den „Barbier von Bagdad" (von Peter Cornelius) zu bilden, doch hat er auch hier den Wert der gerade für den humorvollen Charakter des Werkes wichtigen Originalouvertüre so weit verkannt, daß er Cornelius veranlaßte, eine zweite, viel bombastischere, aus Themen der Oper zusammengesetzte Potpourriouvertüre zu schreiben.'

Aus pekuniären Gründen mußte Weingartner Weimar nach einiger Zeit wieder verlassen, um eine Stellung als Kapellmeister anzunehmen, so daß er fortan Liszt nur mehr vorübergehend traf. So im Frühjahr 1885 in Sondershausen, wo das dortige Konservatorium eine Feier zu Ehren des Meisters veranstaltete. Die Wogen des Enthusiasmus gingen so hoch, daß nach der offiziellen Abendmahlzeit, als Liszt zur Ruhe zu gehen wünschte, die Konservatoristen die Pferde des Wagens ausspannten, um ihn selbst nach Hause zu fahren. Dafür bekam dann am andern Tag das Konservatorium — ein Strafmandat der Polizei wegen nächtlicher Ruhestörung. ‚Was mochte sich', sagt Weingartner, ‚wohl die biedere Behörde unter dem Besuch des großen Mannes vorgestellt haben? Nicht die höchste und allerhöchste Anerkennung hätte uns so heiter stimmen können wie dieses Strafmandat, von dem wir dem Meister sofort brieflich Kenntnis gaben, damit er unser

Vergnügen teile.' Einige Wochen später trafen sich die Künstler wieder beim Musikfest in Karlsruhe. Damals führte Weingartner mit Liszt sehr anregende Gespräche über Berlioz und Wagner. Unter anderem erzählte Liszt, daß er sich mit Berlioz Wagners wegen so entzweit habe, daß er wohl noch mit ihm zusammengekommen sei, aber nicht mehr über Musik mit ihm gesprochen hätte. ‚Mir hatte', sagt Weingartner, ‚damals das Requiem von Berlioz keinen sehr großen Eindruck gemacht, und ich fand meine Meinung merkwürdigerweise von Liszt bestätigt, der diesem Werke Mangel an Zartheit der Empfindung vorwarf, während er von Berlioz' Orchesterkompositionen mit höchster Bewunderung sprach. Erst später lernte ich diese grandiose Totenfantasie besser verstehen, begriff aber auch, daß Liszts Auffassung von Kirchenmusik mit Berlioz' herber Tonsprache nicht übereinstimmen konnte.' Weingartners letzte Begegnung mit Liszt fand 1886 kurze Zeit vor dem Tode des Meisters in Bayreuth statt. Obwohl bereits schwer leidend, folgte Liszt den Festspielen doch noch mit größtem Interesse. Eben hatte dort der ‚neue Kurs' begonnen, indem Frau Cosima Wagner erstmals ihr Regietalent mit der Einstudierung des ‚Tristan' erprobte. Auf Weingartners Frage, wie Liszt mit der Aufführung zufrieden sei, gab dieser die vielsagende Antwort: ‚Ich glaube nicht, daß es unter den obwaltenden Umständen (!) besser sein könnte.' Wenige Tage darauf ist der Meister gestorben. Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Philosophie

Für das erstaunliche Anwachsen eines ernstzunehmenden philosophischen Allgemeininteresses kann neben vielem anderen die Tatsache zeugen, daß von einem Werk wie Rudolf Euckens **‚Lebensanschauungen der großen Denker'** fast Jahr für Jahr Neuauflagen nötig werden und nun deren schon die zehnte vorliegt (Leipzig, 1912, Veit & Co., gebunden M. 11.—). Immer mehr zeigt sich darin von Auflage zu Auflage die ‚Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit', wie sie uns Euckens geistige Höhenführung von Plato bis zur Gegenwart aufweisen will, durch die Problemstellungen unserer eigenen Tage bestimmt. Die Philosophiegeschichte gestaltet sich zusehends zur sachlichen Diskussion der wichtigsten Standpunkte. Selbstverständlich erscheint hierbei Euckens eigene Denkweise, die Mausbach im ‚Hochland' charakterisiert hat, als letzter Abschluß; aber gerade der provisorische Grundzug seines geistigen Strebens ermöglicht ihm auch abweichende Denkrichtungen in seltenem Maße gerecht zu werden. — Von dieser weitblickenden und doch sich selbst bescheidenden Zurückhaltung wird man weniger bemerken in der **‚Geschichte des deutschen Idealismus'**, die Max Kronenberg nun mit einem zweiten Bande zum vorläufigen Abschluß gebracht hat (München 1912, C. H. Beck; in Leinen M. 11,—, in Halbfranz M. 13,—). Hier herrscht in schwerbegreiflichem Kontrast zu der grundsätzlichen Ablehnung jeder dogmatischen Gebundenheit eine Selbstverständlichkeit und Selbstzufriedenheit des Urteils, als sei mit der dargestellten ‚Blütezeit des deutschen Idealismus' von Kant bis Goethe und Hegel eine geistige Höhe erreicht worden, die eigentlich gar nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Von der in Euckens Werk immer mehr betonten Krise unserer gegenwärtigen Kultur ist hier kaum etwas zu spüren. Für Kronenberg liegt im Grunde alles sehr einfach: Mit Kant hat der ‚Gesamtgeist der menschlichen Kultur' endgültig ‚eine neue Richtung erhalten' (Neuplatonismus), die sich zur Weltanschauung des dichterischen Klassizismus und der Romantik verbreitert (Neuspinozismus) und in Hegels Universalsystem gipfelt. Um dies Schema durchführen zu können, werden tiefgehende Unterschiede und Gegensätze verwischt, unliebsame Tatsachen nur nebenbei gestreift (Friedrich Schlegels Entwicklung z. B. ist ‚nur ein individuell und psychologisch bedingter Abfall vom Geist der Romantik') oder ganz übergangen. Kronenbergs Werk mag als Systematisierungsversuch einer neuidealistisch verschwommenen ‚ethischen Kultur' mit geistesgeschichtlichen Hilfsmitteln ihre Würdigung finden, aber als eine Geschichte der tatsächlichen Geistesentwicklung kann sie nicht gelten. Eine solche findet man mit nüchtern gezeichneten, aber zuverlässigen Grundrißlinien in der **‚Geschichte der neueren Philo-**

sophie' von Richard Falckenberg, deren siebte, bis zur Gegenwart ergänzte Auflage (Leipzig 1913, Veit & Co., geb. M. 10.—) freilich dem unübersehbaren Wirrwarr der heute nach Geltung strebenden Namen und Lehren ziemlich ratlos gegenübersteht und sogar führende Neuscholastiker wie Mercier und Willmann gänzlich übersieht; dagegen gibt das Buch für die früheren, historisch überblickbaren Zeiten eine wirkliche Klarlegung der führenden Erscheinungen und ihrer Zusammenhänge und verkennt bei aller ersichtlichen Vorliebe für die ‚antischolastische, humanistische und naturalistische' Grundrichtung der modernen Philosophie doch auch die vielfältige Begrenztheit ihres Gesichtskreises nicht.

Zu den wenigen Denkern des letzten Jahrhunderts, die wieder ernstlich einem Universalismus zustreben und darum auch die Kantsche Selbstbeschränkung in manchem Punkte überwinden, gehört Hermann Lotze. Es ist deshalb besonders erfreulich, daß auch seine Werke jetzt durch billige Neuausgaben einem weiteren Leserkreis zugänglich werden. Das gilt vor allem von seinem **‚Mikrokosmus'** (drei Bände, Verlag S. Hirzel, Leipzig, gebd. M. 12.50). Der Ideengehalt dieses populär gehaltenen Werkes, von dem nun auch ein Auszug unter dem Titel **‚Der Zusammenhang der Dinge'** erschienen ist (Berlin, Deutsche Bibliothek, gebd. M. 1,—) wird im ‚Hochland' noch eigens gewürdigt werden. Außerdem sind auch die beiden allein vollendeten Teile von Lotzes ‚System der Philosophie', seine **‚Logik'** und seine fast verschollene **‚Metaphysik'** (von 1878) in der Philos. Bibliothek (Verlag F. Meiner, Leipzig, gebd. je M. 8,50) dankenswerterweise neu herausgegeben worden. Georg Misch hat sie mit ausführlichen und sehr gründlichen Einleitungen versehen, in denen aber die Ed. v. Hartmannsche Charakteristik Lotzes als des ‚Erkenntnistheoretikers des spekulativen Theismus' zu Unrecht abgelehnt wird. Unter den sonstigen neuen Bänden der ‚Philos. Bibliothek', deren allseitiger Ausbau nur für das Mittelalter noch ganz erhebliche Lücken zu schließen hat, sei bei dieser Gelegenheit die neue Übersetzung und Erläuterung von **‚Aristoteles' Politik'** durch E. Rolfes noch rühmend hervorgehoben (ebd. gebd. M. 5,—). Wesentlich andere Absichten verfolgt die neubegründete und von Fritz Mauthner herausgegebene ‚Bibliothek der Philosophen'. Hier soll zwar von den antiken, nicht aber von den mittelalterlichen Denkern völlig abgesehen werden und neben den ‚geistig bedeutendsten Vertretern der Kirche' sollen gerade aus dem Mittelalter ‚diejenigen Ketzer, deren Nachwirkung die stärkste war', erscheinen. Daß eine Art extrem nominalistischen Geistes die ganze Auswahl beherrschen wird, lassen neben manchem Satz der Voranzeige (‚Es gibt keine endgültige Philosophie, es gibt nur Philosophen und philosophische Gedanken') auch die bisherigen fünf Bände (Verlag G. Müller, München. Subskriptionspreis gebd. je 6,50 M., einzeln um M. 1,— bis 1,50 höher) zur Genüge erkennen. Es sind dies Agrippa von Nettesheim, **‚Über die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften'**, Jacobis **‚Spinoza-Büchlein'**, Kants **‚Briefwechsel'**, die Schriften zu **‚Fichtes Atheismusstreit'**, Schopenhauers **‚Die Welt als Wille und Vorstellung'** (erster Band). Unter der Reihe wichtiger Werke, die in gleich musterhafter Buchausstattung folgen sollen, seien die Auswahl aus Thomas von Aquin und Occam, Vicos Neue Wissenschaft und Leibnizens Theodizee im voraus begrüßt.

Zur alljährlichen kritischen Sichtung der philosophischen Literatur hat Max Frischeisen-Köhler gemeinsam mit mehreren Fachgenossen (Cassirer, Messer, Spann u. a.) die **‚Jahrbücher der Philosophie'** begründet, deren erster Band nun vorliegt und im großen ganzen die Neuerscheinungen der Jahre 1910—1912 umfaßt (Berlin 1913, Verlag E. S. Mittler & Sohn; gebd. M. 9,50). Die Art der getroffenen Auswahl ist naturgemäß bei diesem ersten Versuch noch eine recht ungleichartige, der Standpunkt des Urteils durchweg ein neukantianischer. Die Absicht, auch für die wissenschaftlich gebildeten Leser anderer Fächer verständlich zu bleiben, ist im ganzen kaum geglückt und bei so weitgehender Spezialisierung und Methodendiskussion auch schwerlich durchführbar. Die Werke katholischer Philosophen werden, außer in J. Cohns Beitrag, nahezu überall ignoriert, aber auch hier fehlt z. B. sogar Geysers Lehrbuch der allgemeinen Psychologie.

Bildende Kunst

Das häufigste Kunstbuch ist die Künstlermonographie, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil die Schilderung eines Lebensganges und die popularisierende Betrachtung eines Lebenswerkes immer noch leicht ein Buch füllen, auch wenn man sich in der umfassenderen Kunstgeschichte über höhere Prinzipien nicht im klaren ist. Das schon vor einiger Zeit in der Biographiensammlung ‚Geisteshelden' erschienene Buch über **‚Dürer'** von Richard Bürkner (Berlin, E. Hofmann, 2,40 M.) ist der Art, daß es wohl-

meinend seinem Gegenstande und sich Sympathien gewinnen will, indem es auf Schärfe der Erkenntnis künstlerischer und weiterer geistiger Unterschiede verzichtend, dem freundwilligen Gefühle des Lesers zuspricht, was er gut verstehen und billig glauben mag. Wer nicht mehr wünscht als eine freundliche Bekanntschaft mit dem selber oft zu Worte kommenden Meister und seinem Schaffen, der mag darin Genüge finden. Wie sehr es aber Bürkner an geklärten Anschauungen fehlt, die er durch eine umständliche populäre, aber kernlose Beredung der Kunstfragen ersetzt, zeigt sein Bändchen über **‚Kunstpflege in Haus und Heimat'**. (‚Aus Natur und Geisteswelt', Leipzig, Teubner, 1,25 M.). Es ist darin von allem und einigem anderen die Rede, alles hübsch in die Breite getreten in Ton und Manier des Kunstwarts und seines Herausgebers Avenarius, den er bezeichnenderweise den ‚viel tüchtigeren und nüchternen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer' Langbehns, des Rembrandtdeutschen nennt. So werden eben durch das Kunstwart- und Kulturwartwesen geistige Unterschiede in nichts verschwätzt. Auch Bürkners anderes Bändchen **‚Christliche Kunst'** (‚Wissenschaft und Bildung', Leipzig, Quelle & Meyer, 1,25 M.), ein Gebiet, in dem er sich ganz besonders zu Hause glaubt, ist voller Schiefheiten, schwächlich im Ideellen und erkenntnisunfähig im Künstlerischen.

In einem eben erschienenen Bändchen der Teubnerschen Sammlung **‚Michelangelo'** (1,25 M.) gibt Edmund Hildebrandt das Biographische nebenbei und in der Hauptsache eine ‚Einführung in das Verständnis seiner Werke', wobei er mit der sixtinischen Decke zur Anspannung des populären Interesses beginnt; ein Büchlein, das mit begeisterten Worten vor die einzelnen Kunstwerke führt und auch auf eine Reihe künstlerischer Dinge aufmerksam macht, aber im wesentlichen auch flau bleibt.

Die Monographien über moderne Künstler sind die Hauptquellen der modernen Kunstgeschichte und soweit sie wirklich Quellenmäßiges enthalten, auch bleibend wertvoll. Dies trifft auf das in zweiter Auflage vorliegende Buch von Adolf Frey über **‚Arnold Böcklin'** zu, das er nach den Erinnerungen von Böcklins Züricher Freunden mit sichtbarer Vorliebe für den Schweizer Meister, aber ohne unnötige Lobspenden sympathisch zusammengearbeitet hat. Seine Aufzeichnungen, unter denen die maltechnischen Angaben vielfach besonders geschätzt werden, gehen natürlich weit über Böcklins Züricher Jahre hinaus und beschäftigen sich mit Künstler und Werk bis zurück in die Anfänge in Düsseldorf und Paris, die aus Erinnerungen des Tiermalers Koller geschöpft sind. Neben den tatsächlichen Angaben macht die gegenständliche Charakteristik und Milieuschilderung, die sich auch auf Gottfried Keller erstreckt, den Wert des Buches aus, das den schärferen künstlerischen Fragen um Böcklin fern bleibt (Stuttgart, Cotta; 4,50 und 5,50 M.).

Unsere Kunstbeilagen

Die Madonnenbilder von Hans Holbein d. J., die wir in diesem Hefte bringen, sind in dem betreffenden Aufsatz von Univ.-Professor Dr. Martin Wackernagel in ihrem kunsthistorischen Zusammenhang eingehend gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

John Constable/Landschaft bei aufziehendem Gewitter





Juni 1913

… / Eine Unterhaltung im Eisenbahnzuge …dorf und Dortmund
… Siemens

… was dort gebaut wird? Es sieht aus wie ein großer

… Ähnliches, Herr Doktor. Nur daß sich nicht … sondern Dampf. Die Hütte blies bisher … verbrauchten Dampf einfach … aber weiß man schon, daß aus dem so … machen ist. Man speichert ihn daher jetzt, … Maschinen ziemlich unregelmäßig ausgestoßen wird, …alter auf und führt ihn von dort in gleichmäßigem …ampfturbine zu. Auf diese Weise gewinnt man dem sonst Triebmittel noch eine Menge Energie ab.'

…doch gegen früher ein großer technischer Fortschritt.'

… interessant, zu beobachten, wie man überall bestrebt … des Energieprinzips praktisch durchzuführen, … …energie so gut wie irgend möglich … die unwirtschaftlichen Verluste …

…enieure drücken dasselbe … Wirkungsgrad, also … zur Verfügung stehe… … Ein Grund… … großem …





Zehnter Jahrgang Juni 1913

Der Maßstab / Eine Unterhaltung im Eisenbahnzuge zwischen Düsseldorf und Dortmund
Von Georg Siemens

B.: ‚Wissen Sie, was dort gebaut wird? Es sieht aus wie ein großer Gasometer.‘

A.: ‚Ist auch so etwas Ähnliches, Herr Doktor. Nur daß sich nicht Gas unter der großen Glocke befindet, sondern Dampf. Die Hütte blies bisher allen von den Dampfmaschinen und Hämmern verbrauchten Dampf einfach in die Luft. Seit längerer Zeit aber weiß man schon, daß aus dem sogenannten Abdampf noch viel zu machen ist. Man speichert ihn daher jetzt, weil er von den meisten Maschinen ziemlich unregelmäßig ausgestoßen wird, in einem solchen Behälter auf und führt ihn von dort in gleichmäßigem Strome einer Abdampfturbine zu. Auf diese Weise gewinnt man dem sonst verloren gehenden Triebmittel noch eine Menge Energie ab.‘

C.: ‚Das ist doch gegen früher ein großer technischer Fortschritt.‘

B.: ‚Und es ist interessant, zu beobachten, wie man überall bestrebt ist, die oberste Forderung des Energieprinzips praktisch durchzuführen, daß nämlich alle verfügbare Energie so gut wie irgend möglich ausgenutzt werden soll, wobei sich gleichzeitig die unwirtschaftlichen Verluste auf ein Mindestmaß verringern.‘

A.: ‚Wir Ingenieure drücken dasselbe gewöhnlich in der Form aus, daß wir sagen: der Wirkungsgrad, also das Verhältnis der nützlich verwerteten zur gesamten zur Verfügung stehenden Energie soll möglichst hoch sein.‘

B.: ‚Ganz recht. Ein Grundsatz übrigens, der vom physikalisch-technischen jetzt auch mit großem Erfolge auf alle möglichen anderen Gebiete

übertragen wird. Sie kennen gewiß die Ostwaldschen Anschauungen hierüber. Er will ja das Energieprinzip rückhaltlos auf den Menschen angewandt wissen, vor allem auch auf dessen seelische Funktionen. „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ Diese sinngemäße Übertragung eines physikalisch als richtig erwiesenen Grundsatzes auf das menschliche Leben scheint mir einer der glücklichsten Griffe zu sein, den je ein Naturforscher-Philosoph getan hat.‘

A.: ‚Gestatten Sie mir eine Vorfrage. Ich verstehe Sie wohl richtig, wenn ich annehme, daß Sie in Übereinstimmung mit Ostwald die Möglichkeit einer außerhalb des Kosmos liegenden Beeinflussung des menschlichen Denkens unbedingt ablehnen.‘

B.: ‚Sie meinen so eine Art metaphysischer Offenbarung? Selbstverständlich.‘

A.: ‚Nun, dann darf ich vielleicht auf folgendes aufmerksam machen: wenn man den Ausnutzungsfaktor oder Wirkungsgrad irgend einer Anlage bestimmen will, müssen zunächst die zu vergleichenden Werte gemessen und auf einen gemeinsamen Vergleichsmaßstab, Generalnenner gewissermaßen, gebracht werden. Das ist beim Menschen nicht möglich, und deshalb ist die ganze Ostwaldsche Wirkungsgrad- oder Energieverwertungstheorie in ihrer Anwendung auf den Menschen mehr oder weniger Unsinn.‘

B.: ‚Oho! Warum soll man denn die Wertelemente des menschlichen Lebens nicht messen können?‘

A.: ‚Weil es an einheitlichen Maßstäben fehlt. Was man dafür ansieht, ist viel zu verschieden voneinander, um daraus etwas allen Erscheinungen Gemeinsames ableiten zu können.‘

B.: ‚Das bestreite ich. Für jedes Ding kann man verschiedene Maßstäbe finden: man kann eine Maschine bewerten nach Preis, Kraftverbrauch, Lebensdauer, Betriebsicherheit. Trotzdem hat sie ihren Wirkungsgrad. Ebenso lassen sich auch für die Bewertung des menschlichen Tuns eine Reihe von Maßen aufstellen, und von diesen können wahrscheinlich die meisten zur Wirkungsgradbestimmung benutzt werden. Daß es solche allgemein anerkannte Maßstäbe wirklich gibt, beweisen die Gesetze der Staaten, die Anschauungen bestimmter Kreise über Ehrenhaftigkeit und Standespflichten usw. Was wollen Sie mehr?‘

A.: ‚Der Unterschied gegenüber den physikalisch-technischen Maßstäben ist eben der, daß diese allgemein anerkannt und genau festgelegt sind, während der Streit über die angeblichen menschlichen Maße nie endet. Man kann wohl über eine Reihe von Begriffen Kompromisse schließen, da ohne solche Übereinkommen das Gemeinschaftsleben der Menschen überhaupt unmöglich wäre, und wird dies um so eher tun, je mehr es sich um Dinge handelt, die nicht nach Weltanschauungsgesichtspunkten, sondern aus praktischen Rücksichten geordnet werden müssen. Aber je mehr man sich den entscheidenden Fragen der Menschheit nähert, um so weiter gehen die Auffassungen auseinander. Es ist die ewige Naivität aller Weltverbesserer, zu glauben, daß die Menschheit über die letzten Fragen des Daseins einmal einig werden würde. Wem ein sehnender und suchender Geist gegeben worden ist, wird stets eine andere

Weltanschauung und andere Moral haben als jener, dem das Genießen höchste Freude bereitet: kein Fortschritt der Naturerkenntnis wird diesen beiden je den gleichen Maßstab aufzwingen. Das wird sich schon bei Dingen äußern, die zum Handwerksmäßigen des täglichen Lebens gehören. Der reisende Kaufmann wird glauben, seine Zeit gut ausgenutzt und mit hohem Wirkungsgrad gearbeitet zu haben, wenn er stundenlang redete und womöglich das Gebärdenspiel der Hände seiner rhetorischen Aufgabe dienstbar machte; Moltke dachte bekanntlich über den Wirkungsgrad des Redens etwas anders. Wenn auch Herrn C. z. B. an der Moltkeschen Auffassung weniger liegen wird, so wird er doch zugeben, daß sich zu ihrer Rechtfertigung manches anführen läßt.'

B.: ,Das sind Temperamentsverschiedenheiten, die das Wesen der Sache nicht berühren.'

A.: ,Sie bedingen jedenfalls, und darauf kommt es an, wesentliche Unterschiede in der Bewertung der menschlichen Arbeit. Aber ein weiteres Beispiel, das schon tiefer an die Grundlagen der menschlichen Kultur rührt. Dem einen wird die Kunst stets die hehre Göttin sein, der er sich nur in Feierstunden andächtig naht, dem anderen erscheint sie als Tänzerin auf der leichten Schaubühne, gut genug, um über die Langeweile eines Abends hinwegzuhelfen. Hierin äußern sich nicht mehr Temperamentsunterschiede, sondern Verschiedenheiten des innersten Empfindens, die es von Anbeginn der Welt gegeben hat, und die keine kulturelle Entwicklung je verwischen wird.'

B.: ,Über diese Unterschiede kann man hinwegsehen, wenn die Auffassungen über den Zweck der Kultur- und der Menschheitsentwicklung sich nähern. Und das ist tatsächlich der Fall.'

C.: ,Jawohl. Das Ideal der allgemeinen Humanität und des Fortschritts ist auf dem Marsch.'

A.: ,Von der allgemeinen Humanität reden alle diejenigen, die sich oder die anderen über den Mangel eines wirklichen, tiefen Lebensideals hinwegtäuschen wollen. Nicht der allgemeinen Humanität strebt die Menschheit zu, sondern ihrem Glück. Und das Glück sieht, je nach Weltanschauung und Charakter, sehr verschieden aus. So verschieden aber die Antworten lauten, die Sie auf die Frage erhalten: „Was ist Glück", so verschieden sind auch die Maßstäbe im Menschenleben. Und einen gemeinsamen Umrechnungsfaktor, einen Generalnenner für diese Maßstäbe haben wir nicht. Sie sind immer willkürlich und strittig, und ändern sich ständig nach Zeit, Ort und Umständen.'

B.: ,Warum soll es gerade im Menschenleben anders sein als in der übrigen Natur? Für die uns umgebende Welt ohne Ausnahme geben Sie das Vorhandensein von Maßstäben zu, nur für den Menschen nicht. Das ist Willkür. Grundsätzlich unterscheidet sich doch der Mensch nicht von der übrigen Natur, er ist ein Stück von ihr. Woher also diese Ausnahmestellung?'

A.: ,Weil der Mensch das Maß aller Dinge ist, und weil das Maß sich selbst nicht messen kann.'

B.: ,Sie reden gegen Phrasen; dies scheint mir selbst eine solche zu sein. Was meinen Sie damit?'

A.: ,Der Sinn dieses Wortes des griechischen Weisen, das so viel miß-

verstanden und mißbraucht wurde, ist doch wohl gleichbedeutend mit dem obersten Grundsatze aller Erkenntnistheorie, daß wir die Welt um uns nur soweit erkennen können, als unsere — nach allen Richtungen begrenzten — geistigen Kräfte dies zulassen, und daß daher unser Weltbild stets menschlich einseitig und individuell gefärbt sein wird. In unserem eigensten Innern tragen wir die Maßstäbe, mit denen wir die Welt messen, jeder seinen eigenen, jeder einen anderen. Selbst wenn man sie alle auf ein Urmaß reduzieren könnte, wäre dies ein rein menschliches, kein absolutes Maß. Aber nicht einmal das ist möglich. Ein Urmaß für den Menschen gibt es nicht.'

B.: ‚Das ist ja der Agnostizismus in Reinkultur. Den gerade bei Ihnen vorzufinden, wundert mich sehr.'

A.: ‚Meine persönliche Stellungnahme kommt hier nicht in Frage. Ich stelle mich jetzt auf Ihren Standpunkt, der das Hineintragen eines Maßstabes von außen in die Welt hinein, den Offenbarungsbegriff, unbedingt ablehnt. Dadurch haben Sie sich, wenn Sie nicht gewaltsame logische Sprünge machen wollen, auf den Menschen als alleinigen Maßstab festgelegt. Und damit können Sie den Menschen selbst nicht messen.'

B.: ‚Ja, weshalb denn nicht?'

A.: Messen heißt vergleichen. Eine Größe mit sich selbst vergleichen heißt, einen Bruch bilden, der in Zähler und Nenner denselben Wert enthält. Das gibt immer 1, wenn die Größe nicht gerade den Wert Null annimmt. Und diesen Wert wollen wir doch, wo es sich um unser Geschlecht handelt, lieber nicht einsetzen, nicht wahr? Ich glaube nicht, daß je ein mathematischer oder erkenntnistheoretischer Fortschritt diese Tatsache beseitigen wird.

Um noch einmal zusammenfassend zu wiederholen: das Energieprinzip, auf den Menschen angewandt, verlangt eine Bestimmung seines Wirkungsgrades. Der Wirkungsgrad setzt einen Maßstab für den Menschen voraus. Einen solchen Maßstab haben Sie nicht. Folglich ist das Energieprinzip für Sie vollständig unbrauchbar.'

B.: ‚Für Sie? Sie tun jetzt gerade so, als ob Sie ein Recht hätten, mit diesem Begriff zu arbeiten. Leiten Sie das etwa aus der Annahme eines von außen in die Welt hineingereichten Maßstabs ab?'

A.: ‚Ich sagte ja eben schon, daß meine Meinung hier außer Betracht bleiben muß. Im übrigen würde ich, wenn ich mit den entsprechenden Einschränkungen mir den vernünftigen Kern des sogenannten Energieprinzips zu eigen machen wollte, für den Wirkungsgrad wahrscheinlich andere Ausdrücke vorziehen, wie Tüchtigkeit und Tugend. Entschuldigen Sie die altmodischen Worte.'

B.: ‚Sie haben den Streit auf das rein theoretische Gebiet hinübergespielt und dort durch allerlei dialektische Kniffe den Tatbestand verdunkelt. Bleiben wir lieber einmal in der Realität des Lebens. Wir haben schon Anwendungen des Energieprinzips in der Praxis. Als Ingenieur wird Ihnen z. B. das Taylorsche System der Erhöhung der menschlichen Leistungsfähigkeit bekannt sein.'

C.: ‚Was ist das, Taylor-System?'

B.: ‚Taylor ist ein in Fachkreisen sehr bekannter amerikanischer Ingenieur

und Organisator. In Europa wurde sein Name zuerst gegen 1900 in weiteren Kreisen genannt durch die Einführung des Schnelldrehstahles, der die Leistung der meisten Metallbearbeitungsmaschinen um ein Vielfaches zu steigern gestattete. Aber schon vordem hatte er sich mit der Ermittlung von neuen Arbeitsverfahren beschäftigt, die den „Wirkungsgrad" des einzelnen Arbeiters erhöhen sollten. Denn er hatte beobachtet, daß jede Hantierung, die wir ausführen, begleitet wird von einer ganzen Anzahl unzweckmäßiger Bewegungen, die eine unnötige Kraftanstrengung des Körpers bedingen und nur dazu beitragen, ihn vorzeitig zu ermüden. Zerlegt man daher irgend eine Arbeit, die regelmäßig wiederholt wird, z. B. die Tätigkeit eines Maurers beim Hochführen eines Ziegelbaues, in ihre kleinsten Einzelvorgänge, und beobachtet insbesondere, welche Zeit jeder dieser Vorgänge beansprucht, so kann man bald das Arbeitsverfahren, welches der Maurer durch Überlieferung und eigene Gewöhnung entwickelt hat, ersetzen durch ein rationelles, abgekürztes Verfahren, bei welchem alle unnötigen, zeit- und kraftverbrauchenden Bewegungen vermieden werden und die menschliche Maschine mit dem höchsten erreichbaren Wirkungsgrade arbeitet.'

C.: ,Das leuchtet mir ein, aber inwiefern ist das ein neues System? Jeder fortschrittlich gesinnte Arbeiter wird einem solchen rationellen Verfahren doch von selbst zustreben.'

B.: ,Die Erfahrung lehrt aber, daß er das nicht tut. Er kann das auch gar nicht, denn selbst wenn er den Trieb dazu haben sollte — gewöhnlich hat er den nicht — fehlt ihm die wissenschaftliche Vorbildung und der Blick dafür, auf was es bei seiner Arbeit im Rahmen des gesamten Produktionsprozesses in erster Linie ankommt. Die Ausbildung eines Verfahrens mit höchstem Wirkungsgrad muß der Leitung überlassen bleiben, die zunächst über einen längeren Zeitraum und an vielen Beispielen umfassende Beobachtungen und Messungen über die Einzelvorgänge und die von ihnen verbrauchte Zeit anstellt, dann wissenschaftliche Versuche macht, was von den störenden Nebenvorgängen und in welcher Weise es ausgeschieden werden kann, und für den Arbeiter hiernach ein neues, rationelles Arbeitsprogramm entwickelt, nach dem er sich streng zu richten hat. Bis in die kleinsten Einzelvorgänge wird ihm nun seine Arbeit vorgeschrieben: dem erwähnten Maurer z. B., wie er seine Füße stellen muß, wie oft und wie tief er sich zu bücken hat, ob und wievielmal er auf den Stein klopfen soll usw. Hand in Hand damit geht eine entsprechende Umbildung der benutzten Werkzeuge. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sich eine derartige Reorganisation der primitiveren Arbeitsverfahren selbst dort durchführen läßt, wo man es ursprünglich gar nicht vermuten sollte, und daß sie stets eine ungeahnte Steigerung der menschlichen Leistungsfähigkeit zur Folge gehabt hat.'

C.: ,Mit diesen Neuerungen wird man bei unserer Arbeiterschaft wenig Glück haben. Denn die ist doch jetzt genügend aufgeklärt und fortschrittlich gesinnt, um zu wissen, auf was das hinausläuft: der scharfmacherische Kapitalismus, insbesondere die schwere Industrie, wollen aus dem Arbeiter pressen, was drin steckt. Ein neuer Trick zur Ausplünderung der arbeitenden Klassen.

A.: ‚Das könnte ein bürgerlich radikales Blatt aus einem sozialistischen abgeschrieben haben — hat es sogar wahrscheinlich. Aber deswegen ist es doch nicht richtig. Die Absicht des Apostels des neuen Systems geht durchaus nicht dahin, die Arbeiter auszuplündern. Im Gegenteil, er betont bei jeder Gelegenheit, daß der erhöhten wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auch ein höherer Lohn entsprechen müsse; allerdings soll der Lohn nicht in demselben Maße steigen wie die „Ergiebigkeit" der menschlichen Arbeitskraft, weil Taylor der Ansicht ist, daß heute, eben durch unzweckmäßige Arbeitsweisen, vom einzelnen Arbeiter zu wenig geleistet wird im Vergleich zu den dafür gezahlten Löhnen. Daß die Ergiebigkeit noch stärker steigt als der Lohn, obwohl dieser letztere bedeutend in die Höhe geht, darin liegt eben der Anreiz für den Unternehmer, das neue System einzuführen.'

B.: ‚Und erschöpft soll der Arbeiter keineswegs werden: der Fortfall aller unnötigen und überflüssigen Bewegungen soll eben bewirken, daß er trotz der erheblich gesteigerten Leistungsfähigkeit nach getaner Arbeit sich frischer und wohler fühlt als bei den alten Arbeitsweisen.'

C.: ‚Ja, wenn die Dinge so liegen — ganz einleuchtend ist mir die Sache noch nicht, denn vorläufig erscheint sie mir doch recht schwer durchführbar zu sein — dann scheint mir tatsächlich Herr Dr. B. recht zu haben mit der Behauptung, daß das Taylor-System die praktische Anwendung der fortschrittlichen Ostwaldschen Ansichten über das Energieprinzip darstellt.'

B.: ‚Übrigens haben in letzter Zeit diese neuen Anschauungen in den Vereinigten Staaten ganz gewaltig an Verbreitung gewonnen. Die gesamte amerikanische Öffentlichkeit interessiert sich für sie, staatliche Werkstätten haben ihre Einführung beschlossen oder schon eingeleitet, und eine besondere Kommission des Repräsentantenhauses hat sich grundsätzlich mit der allgemeinsten Einführung der Taylorschen Methoden einverstanden erklärt. Kein Wunder, denn welche wirtschaftlichen Werte dadurch gewonnen werden können, davon gibt die Behauptung eines Unterrichteten einen Begriff, der vor einer Senatskommission in Washington darlegte, daß die amerikanischen Eisenbahnen allein täglich eine Million Dollar hierdurch ersparen könnten.'

C.: ‚Es gehört die ganze wirtschaftliche Rückständigkeit der europäischen Kulturwelt, besonders der deutschen, dazu, um sich diesen Fortschritt nicht sofort zunutze zu machen.'

A.: ‚Und es gehört die ganze naive Kulturlosigkeit und der fabelhafte geistige Snobismus des heutigen Amerikaners dazu, um uns derartige Greuel als nachahmenswerte Errungenschaften vorzusetzen.'

B.: ‚Aber erlauben Sie, . . .'

A.: ‚Nein, ich erlaube nicht. Sie haben recht, von einem hohen Wirkungsgrade des Menschen bei Anwendung des Taylor-Systems zu sprechen, solange Sie ihn nur als wirtschaftliche Geldverdienmaschine betrachten. Wenn Sie dagegen einmal andere Maßstäbe anlegen — Sie sehen, es ist stets wieder eine Frage des Maßstabes —, die vielleicht noch etwas mehr bedeuten wie dieser erwähnte, dann ergibt sich ein ganz anderer Wirkungsgrad, ja, ein förmlicher Zusammenbruch der Werte.'

C.: ‚Was für andere Maßstäbe? Der Maßstab der Arbeit ist das Geld, einen anderen kenne ich nicht. Ich arbeite, um Geld zu verdienen. Was ich dafür tue, ist mir ziemlich gleichgültig. Augenblicklich verkaufe ich Schienennägel und Unterlagsplatten; wenn Sie mir aber einen Artikel nachweisen, an dem ich, bei meiner persönlichen Lage, mehr verdienen kann, der für mich in finanzieller Beziehung also einen Fortschritt bedeutet, gehe ich natürlich dazu über. Auf den Artikel kommt's doch nicht an, sondern auf das, was dabei übrig bleibt. Was reden Sie da von Maßstäben?‘

B.: ‚Wenn ich mich auch nicht ganz auf diesen von Herrn C. entwickelten Standpunkt stellen möchte, so scheint mir doch das unzweifelhaft zu sein, daß der Maßstab hier gegeben ist: es ist eben der wirtschaftliche Effekt. Für den arbeiten wir doch.‘

A.: ‚Wofür Sie arbeiten, weiß ich nicht. Ich arbeite jedenfalls noch aus einigen anderen Gesichtspunkten heraus. In meinen Augen hatte die Arbeit bisher immer noch einen geistigen, einen sittlichen und einen künstlerischen Sinn.‘

B.: ‚Was verstehen Sie zunächst unter einem geistigen Sinn der Arbeit?‘

A.: ‚Nun, der Geist — ich überlasse es Ihrem Geschmack, ob Sie sich darunter ein Unsterbliches oder Schwingungen einzelner Energiezentren vorstellen wollen — hat doch bisher an jeder Arbeit, auch wenn sie noch so körperlich war, immer einen gewissen Anteil gehabt. Seine zum Teil unbewußte Arbeit ließ jene zahllosen kleinen Abweichungen in der regelmäßigen Tätigkeit entstehen, die von Taylor als Beeinträchtigungen des Wirkungsgrades empfunden werden. Dieser Störenfried soll jetzt vollkommen ausgeschaltet werden, der Mensch soll ganz automatenhaft arbeiten. Der Fellache des antiken Ägyptens, der als Lastträger bei den Pyramidenbauten der Pharaonen Dienst tat, hat gewiß keine großen geistigen Anstrengungen zu leisten brauchen, aber ganz ausschalten konnte er sein bißchen Denken doch nicht, denn dazu war die damalige Zeit noch zu primitiv, zu wenig maschinenmäßig. Erst jetzt haben wir das ersehnte Ziel erreicht, während der Arbeit den Geist vollständig und mit voller Absicht einzusperren, damit er ja keine Seitensprünge mehr machen kann. Man redet gerade in „fortschrittlich“ gesinnten Kreisen so gern von der Geistesknechtschaft vergangener Jahrhunderte: ja, wenn das hier keine Geistesknechtung ist, dann weiß ich nicht, was das Wort bedeutet. Zweckmäßig abgerichtete Schimpansen und Gorillas müßten nach dem Taylor-System eigentlich noch besser arbeiten als unsere jetzigen Leute, da sie erst gar nicht durch die Versuche des Geistes, aus seinem Käfig auszubrechen, gestört werden; nur schade, daß sie unser Klima so schlecht vertragen, weshalb die Sache vorläufig wohl noch am homo sapiens hängen bleibt.

Schon jetzt beobachten wir, daß die Leute, wenn sie ihrem täglichen Arbeitsgefängnis entronnen sind, sich mit wahrer Gier auf die neuesten Sensationen stürzen. Sehr begreiflich: der Geist hungert förmlich nach Nahrung, er hat ja den ganzen Tag noch nichts gehabt. Dieser Heißhunger schlingt wahllos alles hinunter, was vorgesetzt wird. Was soll erst werden, wenn der Mensch vollständig zum Vieh geworden ist, zum Ochsen im Göpel, der mit verbundenen

Augen stumpfsinnig im Kreise trottet? Woher sollen wir denn die Lichtspielbühnen alle nehmen, die wir brauchen, mit den zugehörigen Schauerdramen, woher Mordprozesse genug, woher genügend radikale Skandalblätter?'

B.: ‚Hm. Und der moralische Sinn der Arbeit?'

A.: ‚Nach alter, für Sie wahrscheinlich auch überwundener Anschauung war die Arbeit ja zweierlei: Fluch und Segen zugleich. Fluch, dem Menschen als Erbteil seines Geschlechtes in die Wiege gelegt, insofern sie drückt und quält, Segen, insofern sie erhebt und befriedigt. Und woraus fließt der Segen? Das Wechselspiel von Hoffnung und Enttäuschung, Erfolg und Niederlage, Anerkennung und Mißgunst, welches jede rechte Arbeit begleitet, macht den Lebenskampf erst reizvoll, ist die notwendige Vorbedingung für den Segen, den die Arbeit bringen soll. Der Bauer, der das Aussäen, Keimen, Reifen und Ernten mit allen Fasern miterlebte, der Handwerksmeister alten Stils, der zagend die Form zerbrach, noch nicht sicher, ob der Guß gelungen war, der Schiffer, der das anvertraute Gut kämpfend durch Wind und Wellen steuerte, sie alle erlebten ihre Arbeit, ihnen war sie Spiegel und Sinn des wechselvollen Lebens. Für ihr Leben galt das tiefe Wort der Schrift: Und wenn es köstlich gewesen, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Kann man das von der monotonen Tätigkeit des heutigen Fabrikarbeiters noch sagen? Und die letzten kümmerlichen Reste dieses Sinns der Arbeit, die ihm noch geblieben, die sollen jetzt endgültig ausgerottet werden. Nicht einmal mehr ein männlicher Entschluß, heute etwas Besonderes zu leisten, Verluste früherer Tage einzuholen, wird fürderhin noch möglich sein. Alles gleichmäßig nach gedruckter Vorschrift. Gemütswerte sind Ballast, verschlechtern nur den Wirkungsgrad. Das Leben wird in zwei ganz getrennte Hälften auseinandergerissen, Tretmühle und Genuß, die keine Beziehung mehr miteinander verknüpft. So ist die Arbeit nicht mehr organisches Stück des Lebens, kein seelisches Bedürfnis mehr, sondern nur noch stumpfsinniges Drehen an der Häckselschneidmaschine, ohne die es kein Futter gibt. Zu dem so Arbeitenden kann man wirklich sagen: ‚O Karl, wie arm bist du, wie bettelarm geworden . . .'

B. ‚Da legen Sie dem einfachen Manne wohl Empfindungen unter, für die er gar nicht empfänglich ist.'

A. ‚Sie glauben, der Arbeiter empfände das nicht? Dann haben Sie eben noch nie den heutigen Fabrikbetrieb als Arbeitender miterlebt. Sehen Sie sich aber einmal die Ergebnisse der kürzlich ergangenen Rundfrage an über die seelischen Bedürfnisse der Arbeiterschaft: welche hauptsächlichste Klage hallt Ihnen dort entgegen? Und wenn's einer auch nicht so aussprechen kann, was ihm fehlt, empfinden tut er's doch: diesen dumpfen Druck des seelenlosen Stumpfsinns. Auf der einen Seite predigt man die Erziehung zur Persönlichkeit, auf der anderen tut man alles, um diese Persönlichkeit zu ersticken. Einer der vielen lächerlichen Widersprüche, in welche der schematische Radikalismus der heutigen Weltanschauungsapostel und Weltverbesserer die Menschheit verwickelt.'

B.: ‚Es mag sein, daß die heutige Arbeit, insbesondere die der handarbeitenden Klassen, weniger Werte enthält für die innerliche Entwicklung

des Menschen als die vergangener Zeiten, aber das liegt nun einmal in unserer ganzen Kulturentwicklung drin und läßt sich nicht ändern. Auch unsere Arbeit ist einseitiger und maschinenmäßiger geworden. Dafür wird die Menschheit aber außerhalb ihrer eigentlichen Arbeitszeit reichlich entschädigt. Mit welcher Fülle ästhetischer Werte überschüttet z. B. unsere heutige, hochentwickelte Zivilisation schon den einfachen Arbeiter. Kunstwerke aller Art, dramatische, musikalische, malerische, plastische werden ihm im Original oder in sehr guten Nachbildungen zugänglich gemacht, von denen seine Voreltern sich nichts träumen ließen. Der Grundsatz: „Die Kunst dem Volke" wird heute praktisch durchgeführt; früher war Kunst nur das Vorrecht einiger weniger. Das Leben des Arbeiters im ganzen — die Arbeit selbst ist doch nur ein Bruchteil dieses Ganzen — ist sicher an Gemütswerten nicht ärmer geworden.'

C.: ‚Sehr richtig! Leider wird gegen dies Bestreben, die Kunst in die breiten Massen zu werfen, von allerlei Dunkelmännern noch immer gewühlt und agitiert. Aber sie werden den Fortschritt nicht aufhalten. Die Kunst ist auf dem Marsch.'

A.: ‚Nein. Die große Masse war nie dem Geist der Kunst entfremdeter als heute. Und das wird noch viel schlimmer werden, wenn die Bestrebungen, von denen wir sprechen, erst vollständig durchgeführt sind. Ich sagte schon eben: die Arbeit hat auch einen künstlerischen Sinn für den einzelnen.'

B.: ‚Wie meinen Sie das?'

A.: ‚Nun, was heißt denn Kunst? Kunst ist die Sprache der Seele. Überall, wo die Seele sich selbständig regt, etwas sagen will, da ist Kunst. Wenn der Waldbauer an der Tür seines selbstgezimmerten Häuschens einige rohe Verzierungen anbringt, dann ist das Kunst, und ich sage Ihnen, der Mann steht damit Michelangelo wahrscheinlich näher als Sie. Denn aus seinem Innersten ringt sich etwas los, das einen Ausdruck sucht. Ob das unmündige Kind stammelt oder der gefeierte Redner schwungvoll spricht, dazwischen ist kein grundsätzlicher Unterschied, beides ist Sprache. Nicht auf die Form kommt's in erster Linie an, sondern darauf, daß einer überhaupt etwas zu sagen hat. Und das hat er, wenn er in allen Lebensbeziehungen natürlich, Mensch bleibt, wenn dieser Mensch auch noch so schlicht und einfältig ist; er verliert es aber, wenn er seelisch verblödet. Dagegen helfen keine Reproduktionen und keine populären Vorträge und keine Kulturbunde. Wer das Organ hat verkümmern lassen, mit dem allein Kunst, die Sprache der Seele, verstanden werden kann, wer in seinem Innern keine Saiten mehr besitzt, die mitzuschwingen anfangen, wenn jene Tonwellen aus dem anderen Reich heranrauschen, was sollen dem noch künstlerische Volkserziehung, was aller Fortschritt in der Reproduktionstechnik? Es geht ihm wie dem Blinden im Louvre oder dem Taubstummen in der Neunten Symphonie.'

B.: ‚Ganz schön, aber was hat das alles mit der heutigen Fabrikarbeit zu tun?'

A.: ‚Es war eben früher anders als heute. Solange wir bei der Herstellung der täglichen Gebrauchsgegenstände noch keine Maschinenarbeit hatten, der individuellen Bewegungsfreiheit also noch ein ziemlich weiter Spielraum

gelassen war, solange war jeder, auch der bescheidenste Handwerker ein Künstler, der jedem Erzeugnis, und wenn's ein Hufeisen war, den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte. Und heute? Man sucht schon seit Jahrzehnten nach dem neuen Stil, der unsere Eigenart ausdrücken soll, und manche glauben ihn sogar schon gefunden zu haben. Steht aber noch immer schief darum. Wie, denken Sie wohl, sind die großen Stile, der gotische z. B., entstanden? Glauben Sie, ein paar Ästheten haben sich zusammengesetzt und die neuen Formen ausgeheckt? Nein, aus der Mitte des werktätigen Volkes, aus seiner täglichen Arbeit, aus seiner seelischen Verfassung heraus entstand von selbst als innerster Ausdruck seines Fühlens und Denkens die neue Form. Für die Mehrzahl der Menschen ist eben die tägliche Arbeit die einzige Möglichkeit, selbständige seelische Regungen zu hegen und nach einem unbewußten Ausdruck dafür zu tasten. Je unpersönlicher aber heute die Arbeit geworden ist, um so weniger Gelegenheit findet die Seele, sich auszusprechen, sie verlernt's allmählich ganz und versteht dann auch andere nicht mehr. Wann soll denn der gemeine Mann nach Ausdrucksformen für sein Empfinden suchen? Nach Feierabend? Nach Feierabend wird kein Stil gemacht! Die Kunst ist kein Zylinderhut, den der Arbeitsmann nach Jahr und Tag zur Kindstaufe aus dem Schranke holt, um zu entdecken, daß er ihm nicht mehr paßt. Kunst und Leben soll eins, und unser Leben soll die Arbeit sein, die edle Arbeit freilich, nicht die stumpfsinnige Tretmühle. Wenn diese letztere allerdings, wie das Taylor-System es beabsichtigt, zum Lebensprinzip erhoben wird, dann sind dem arbeitenden Volke auf ewig die Quellen der Kunst verschüttet. Es ist traurig, daß man solche Binsenwahrheiten noch aussprechen muß.'

B.: ‚Die pessimistische Stimmung, die aus Ihren Worten spricht, ist mir nicht ganz verständlich. Denn glauben Sie ernstlich, daß die von Ihnen befürchtete Entwicklung sich wird aufhalten lassen?'

A.. ‚Nein.'

B.: ‚Nun also, und die Entwicklung hat doch bis jetzt stets Recht behalten. Bei jeder größeren Entdeckung oder Erfindung oder politischen und kulturellen Umwälzung sind die Schwarzseher aufgestanden und haben das Ende der Welt oder zum mindesten das der wahren Kultur prophezeit. Und wenn wir jetzt rückwärts schauen? Haben wir einen Grund, unglücklich zu sein, uns die Zustände früherer Zeiten zurückzuwünschen? Das große Weltgesetz alles Werdens, das Gesetz der Entwicklung, hat sich auch im Menschenleben als das alles befruchtende Prinzip erwiesen. Ich glaube, wir dürfen ihm auch in dieser Frage vertrauen, selbst wenn wir augenblicklich noch nicht wissen, wohin es uns führen wird.'

C.: ‚Eben, der Fortschritt . . .'

A.: ‚Wenn dies schöne Vertrauen auf ein allgemeines naturwissenschaftliches Prinzip richtig wäre, dann brauchten wir uns freilich um die Zukunft überhaupt nicht mehr zu sorgen. Aber in dieser „fortschrittlichen" Betrachtungsweise scheint mir ein großer Fehler zu stecken, derselbe, den ich eben schon bei der Anwendung des Energieprinzips auf den Menschen hervorhob. Man sucht die Arbeitsweisen der exakten Wissenschaften unverändert auf das mensch-

liche Leben zu übertragen, und ebenso alle Folgerungen, die sich aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ergeben. Das führt dann zu einem etwas kindlichen Radikalismus, der für alles ein Schema, eine Formel, ein Gesetz zu finden hofft. Ihren naivsten Ausdruck hat diese Anschauung in der Hoffnung gefunden, die Laplace einmal aussprach: es werde einstens gelingen, das ganze Weltgeschehen in einer einzigen, gewaltigen Differentialgleichung auszudrücken. Sie sehen übrigens, solche Vorstellungen sind nicht gerade neu. Und ihre Wirkung ist gewöhnlich die, daß als natürliche Reaktion gegen diesen geisttötenden Radikalismus alsbald eine romantische Zeitströmung auftaucht, die mit der Formel und dem Schema auch manch nützliche Bindung über Bord wirft. Da wir augenblicklich schon merkbar in den Anfängen einer solchen romantischen Epoche drin stecken, kommt mir Ihr Standpunkt eigentlich wenig „fortschrittlich" vor.'

B.: ‚Nun, die romantische Auffassung der Dinge kann man doch nur als vorübergehende Stimmung, nicht als ernstes Gedankensystem bewerten. Als wissenschaftliche Denkweise kommt doch nur diese — nennen wir sie mathematische — Auffassung in Betracht. Was wollen Sie denn sonst dafür einsetzen?'

A.: ‚Die historische Betrachtungsweise. Also eine Anschauungsform, die nicht ein a priori konstruiertes System benutzt und in diese Formel alles hineinzwängen will, weil das Schema irgendwo anders einmal ganz brauchbar gewesen ist, sondern die alles geschichtlich Gewordene als Erzeugnis der Menschenseele in gewissem Sinne als daseinsberechtigt ansieht und zu ergründen sucht, welche Einflüsse dem geschichtlichen Entwicklungsgang gerade diesen Weg gewiesen haben.'

B.: ‚Sie stellen die mathematische der historischen Denkweise gegenüber. Dieser Gegensatz scheint mir in Wirklichkeit gar nicht zu bestehen. Ist der Gedanke des Entwicklungsprinzips nicht etwa ein durchaus historischer? Wenn die exakte Denkform das früher Dagewesene neben den übrigen die Rechnung beeinflussenden Faktoren sinngemäß berücksichtigt, dann ist sie doch zugleich historisch.'

A.: ‚Wenn sie das in der richtigen Weise täte, allerdings. Sie tut es aber nicht, und kann es nicht tun, weil sie stets den wichtigsten Faktor übersieht, der aller geschichtlichen Entwicklung eigentlich erst die Richtung weist: die Unmeßbarkeit der menschlichen Psyche. Könnte man die menschliche Seele mit den Methoden der exakten Wissenschaften behandeln und erschöpfend ergründen, dann wäre es kein Kunststück mehr, die Vergangenheit als zwangläufigen Vorgang zu erweisen; dann könnte man auch die Zukunft vorhersagen. Aber das geht nicht, weil — nun eben, weil der Mensch das Maß aller Dinge ist. Deshalb muß die historische Betrachtungsweise grundsätzlich andere Wege einschlagen wie die mathematische, sonst fährt sie fest. Und erst ein harmonisches Zusammenwirken von exakter und historischer Denkweise kann uns sagen, ob die Straße gut ist, die wir wandeln wollen, oder ob sie uns in die Irre führt.'

B.: ‚Sie kommen wieder auf Ihre Maßtheorie zurück. Deren Grund-

lagen sind doch recht bestritten. Jedenfalls werden Sie Ihre Behauptungen schwerlich durch praktische Erfahrungen oder bestimmte Beispiele stützen können.‘

A.: ‚Es kommt darauf an. Betrachten Sie nur einmal die Folgen Ihrer Anschauungsweise. Alles rein exakte Denken führt unweigerlich zum Radikalismus. Radikalismus ist eben immer Mangel an Lebensweisheit und historischem Sinn, häufig auch Mangel an Selbstzucht und Charakter. Man kann das schon in der Entwicklung des einzelnen Menschen beobachten. In der Jugend ist man fast durchweg radikal, in allen Lebenslagen. Miquel hat bekanntlich einmal gesagt, wer mit zwanzig Jahren nicht radikal sei, wäre ein Esel, und wer mit vierzig Jahren noch radikal sei, ein noch größerer Esel. Die Abkehr des Philisters von den Idealen der Jugend, sagen die einen bedauernd. Nein, das ist es nicht, sondern die allmählich heranreifende Erkenntnis, daß sich nicht alles so lösen läßt, wie die theoretische Schulweisheit es verhieß, und daß es entscheidende Faktoren gibt, die einem kein Lehrer, und wäre er selbst der klügste, vorher zeigen kann, sondern die man erst kennen lernt durch eigenes, zum Teil recht bitteres Erleben. Mit diesen Erfahrungen erwacht dann allmählich der Sinn und das Verständnis für die unmeßbaren Lebenswerte, denen man sich nur durch eine historische Betrachtungsweise nähern kann. Ähnliches sehen Sie in unserem öffentlichen Leben. Die Grundlage für alle konservativ gerichteten Kräfte, die wir nun doch einmal nicht entbehren können, ist geschichtliche Überlieferung und geschichtliches Denken; wenn wir die rein abstrakt denkenden radikalen Kräfte sich ungehindert entfalten ließen, würden wir bald Zustände in der Öffentlichkeit herbeiführen, die denen der Zeit des Konventes aufs Haar glichen. Wollen wir das? Leuten wie Ostwald und diesem ganzen kulturellen Jakobinertum fehlt allerdings das historische Organ überhaupt, und deshalb hat es auch gar keinen Zweck, sich mit solchen Naturen herumzustreiten, denn sie verstehen gar nicht, was man von ihnen will. Sie stampfen seelenvergnügt im Gottesgarten der Kultur herum und reißen alles langsam Gewachsene mit der Wurzel heraus, genau so wie ihre politischen Vorgänger vor hundert und etlichen Jahren. Da ist es nicht nur unser gutes Recht, sondern einfach unsere Pflicht, dem entgegenzutreten, wo wir können, und keine Phrase über die alleinseligmachende, unwiderrufliche Entwicklung wird mich davon abhalten.‘

C.: ‚Das sind aber doch ganz reaktionäre Anschauungen, und ich verstehe wirklich nicht, wie jemand, der selbst einem fortschrittlichen Beruf angehört, derartige Gedanken vertreten kann.‘

A.: ‚Ach was, Fortschritt. Vielleicht habe ich die beiden großen Gegensätze, die hier gegenüberstehen, noch nicht scharf genug herausgearbeitet. Wenn Sie Taylors Schriften gelesen haben, werden Sie immer wieder einen Gedanken in den Vordergrund gerückt finden: er wird nicht müde, zu betonen, daß der einzelne nichts, die Organisation alles sei. An einer Stelle sagt er direkt: „Bisher stand die Persönlichkeit an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten.“ Auch in Ostwalds Schriften findet sich auf beinahe jeder Seite die Aufforderung, nach „wissenschaftlichen“ Grundsätzen die geistige Arbeit, das Leben überhaupt zu „organi-

sieren". Hie System und Formel, dort Freiheit und Unbeschränktheit, hie alles ausgleichende Organisationsarbeit, dort individuelles Selbstbestimmungsrecht, hie demokratischer Massenbetrieb, dort aristokratisches Persönlichkeitsideal. Darauf läuft die Sache in ihren Ergebnissen schließlich hinaus.'

B.: ‚Vielleicht. Ist es aber nicht gerade ein Zeichen höchsten Persönlichkeitswertes, wenn man sich freiwillig dem Organisationsbegriff unterwirft, auf sein Selbstbestimmungsrecht verzichtet, weil man erkannt hat, daß man dadurch die Interessen des großen Ganzen, dem wir doch alle dienen wollen, am besten fördert?'

A.: ‚In gewissen Grenzen wohl. Aber Selbstaufopferung, Verzicht auf die Rechte der Persönlichkeit sind ja gerade Dinge, die von jenen Rufern im Streit nicht laut genug verdammt werden können. Ein solches freiwilliges Opfer, als sittlicher oder religiöser Wert gedacht, ist in ihren Augen das größte Unrecht. Nur wenn die Entwicklung das so mit sich bringt, daß der einzelne immer mehr, ohne es selbst zu merken, zum Herdentier wird, seine Persönlichkeit einbüßt, dann sagt man nichts dagegen. So will es die eigenartige Folgerichtigkeit jener Kulturträger. Verlangen Sie aber nicht, daß ich solche Anschauungen als Ausdruck höchsten Persönlichkeitswertes betrachte.'

B.: ‚Nun, wie dem auch sei, entscheidend ist in allen diesen Fragen doch schließlich der Erfolg. Und der wird gegen Sie zeugen. Es ist meine feste Überzeugung, daß denjenigen Völkern der Erde die Zukunft gehören wird, die den Organisationsbegriff, überhaupt die ganze von Ihnen so heiß bekämpfte Denkweise ihrem persönlichen und öffentlichen Handeln zugrunde legen.'

A.: ‚Das bleibt abzuwarten. Der bisherige Verlauf der Weltgeschichte ermutigt jedenfalls nicht zu solchen Hoffnungen. Jenes kleine Inselvolk, das in den letzten Jahrhunderten erobernd ausgezogen ist über alle Meere, und sich mit Schwert und Merkurstab einen großen Teil der bewohnten Erde unterworfen hat, scheint mir der lebendigste Gegenbeweis zu sein. Der oberste Grundsatz aller englischen Erziehungs- und Staatskunst hat stets und ständig gelautet: Men, not measures. Und der hat das Volk groß und stark und reich gemacht.'

B.: ‚Sie besitzen eine gewisse Geschicklichkeit darin, erzreaktionären Ansichten einen Mantel umzuhängen, in dem sie verhältnismäßig harmlos und vernünftig aussehen.'

A.: ‚Reaktionär? Wir Deutsche sind heute, Gott sei es geklagt, ganz schlimme Phrasenbolde geworden. Das Geschrei des großen Haufens bezeichnet jeden als rückständig, der nicht seinen Masseninstinkten schmeichelt, und vor diesem albernen Schimpfwort fürchten sich die meisten Gebildeten mehr, als sie zugeben wollen. Mich können Sie ruhig einen Reaktionär nennen, wenn Ihnen das Freude macht. Denn es kommt meiner Ansicht nach überhaupt nicht darauf an, ob man fortschrittlich oder reaktionär gesinnt ist, sondern nur darauf, ob man seine Anschauungen verantworten kann. Und ich glaube, die Ansichten, die ich Ihnen eben vorgetragen habe, die kann ich verantworten.'

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

IV.

Ich will weiter aus Olaf Haddenbrooks Jugend erzählen; aus seiner Heimat, vor deren Schatten, als wir uns Europa und den herberen Winden der nordischen Meere näherten, Dona Juaquinas empfindliche Sonnenseele erbebt ist wie eine Blüte, die ihren zarten Kelch vor der Nachtkühle verschließt.

Heilig ist die Heimat, Senhora: heilig das Kindesland, in dessen Erdreich unser Wesen und Sein — allen späteren Schicksalen zum Trotz — mit hundert feinen, aber starken Lebensfäden verwurzelt bleibt.

◆ ◆ ◆

Können Sie sich Gegensätze wie bitter und süß, zärtlich und kalt, licht und dunkel in einer Person verkörpert vorstellen? Und doch war meine kleine Gespielin solch ein Geschöpf der merkwürdigen Widersprüche, wie ich auch später, als lange schon einige Lust am Leben in der Heranblühenden erstarkt war, noch manchmal heimlich zusammengeschreckt bin. So kühl war es durch die schmale Hand, die warm in der meinen klopfte, mir plötzlich zum Herzen übergeschauert; so fremd und erdeleer blickten die Augen, die eben noch nahe Seligkeit gesucht, in eine andere Welt.

Ja, die alte Matten hatte ihre Not mit dem Kinde. Jedesmal schlugen ihr die Glieder vor Schreck, wenn sie nachts aufwachend das umgitterte Bettlein leer fand. Dann lief wohl die Getreue mit nackten Füßen und im Hemd — leise, damit der Herr Senator, polternd wie er war, nur nichts merkte! — die mondhellen Stuben ab, wo die Schatten der Fensterkreuze klar auf der Diele gemalt lagen. Und es konnte kommen, daß sie die kleine Schlafwandlerin vergebens im Wohnzimmer auf dem Podest, im Korridor und auf der Stiege suchte. Zwischen die Sonnenblumenstauden geschmiegt, im Nachttau zitternd, lag dann das Kind im Garten hinten auf der Judenmauer und starrte mit gebundenen Sinnen dahin, wo aus dem Katzenwasser die weißen Mondlilien blühten.

Knabenohren sind scharf, und daß Martes absonderliche Art — sowie der Spitzname ‚Nachtmarte' — als ein Erbstück von der Mutter her galt, hatte ich samt mancherlei Nebenumständen schon damals aus Gesprächen zwischen der Möddersch und der Hebamme Havestad aufgefangen. Denn obwohl die junge Frau Senatorin im Gedächtnis der Menschen fortlebte als ein gar helles und liebliches Weib, so hatte man in meiner Vaterstadt doch nicht vergessen, daß das, was man dort ‚die Gabe' nennt, zuweilen und meist unvermutet wie ein Blitz am Frühlingstag durch diese Heiterkeit gewittert war. Wohl hatte sich von diesem Hellen und Heiteren ein gut Teil auch auf Marte übertragen. Aber doch noch häufiger erwies sich ihr Wesen als ein lebendiger Reflex von

dem Leid jener Nächte, die die junge Frau Senatorin, während sie das Kind schon unter dem Herzen trug, an Frau Juttas langem und schwerem Sterbebette durchwacht hatte; und öfter als gut war, geistete in den perlmuttergrauen Kindesaugen ein Widerschein der Stunde, da die Schwiegertochter, kurz ehe sie gebar, der fahl und düster liegenden Greisin die offen gebliebenen Augen zugedrückt.

Schon der Havestad war es trotz ihres im Alter verschleierten Blickes nicht entgangen, daß das Neugeborene, dessen schwaches Lebensflämmchen zu betreuen ihr oblag, unter einem Anflug von Brauen hervorblinzelte, deren dunklere Färbung mit dem übrigen silberlichten Haarflaum nicht im rechten Einklang stand. Sie hatte sich auch keineswegs beruhigt, als Sanitätsrat Dr. Nootebar die Erscheinung zwar als ein monstrum naturae, im übrigen aber als belanglos begutachtete und mitleidig brummend hinzufügte: ‚Das Dinglein wird vielleicht nicht eben viel lachen im Leben. Ist hierzulande aber auch nicht Brauch. „Frysia non cantat", haben schon die Lateiner gesagt.' Vielmehr war auf diese dunkle Kundgebung hin der klugen Frau der Fall bedeutsam genug erschienen, um sich zwecks Raterholung mit Doktor Momme Wübbens in Verbindung zu setzen, dem sie in betreff Menschenhaares wohl mit Recht einen besonderen Fachverstand zutraute. Und mit leise gewichtigen Schritten — drei vorwärts, einen zurück; weder der Senator noch auch die Wehmutter, die langsam in der Kammer zum Tod hinüberdämmerte, durften etwas merken! — mit seinen besten Kunstschritten stellte der Vielgeschäftige sich eines Abends im roten Kliff ein, betupfte sachkundig mit Daumen und Zeigefinger die ominöse Stelle, wo die Brauen in zartem Flaum einander fast berührten, und gab nach genauer Untersuchung ernsthaft und verständig das Urteil ab: ‚Es ist ein richtiger Mensch, Gevatterin Havestad. Davon ziehen sieben Grauschimmel kein Haar weg. Und dem Seelenheil des Kindes steht nach meinem Dafürhalten auch nichts im Wege. Aber die besondere Schicksalsbeziehung ist doch unverkennbar, und fast hätt' ich — ei, der daus! — geglaubt annehmen zu müssen, daß es sich hier um einen Fall von Nachtmart handele, was besagen will ein weibähnliches Wesen von recht rätselhafter Artung, so die Menschen bei Nacht im Schlummer zu besuchen liebt und alsdann zu mancherlei Beklemmungen Anlaß wird; das sich aber auch, wenn es gerade gilt, in ein Mägdlein von seltsam blasser Schönheit verwandeln kann und dann ganz wie ein irdisch Weib einen Ehebund eingeht mit Priestersegen und Hochzeitsschmaus.'

‚Hm,' hatte dazu hochbefriedigt die alte Havestad gemeint und sich das arme unheimliche Leben im Steckkissen nur der Vorsicht halber ein wenig vom Leibe abgehalten, ‚es war mir auch schon gleich beigekommen,

Doktor, daß es mit dieser Sache nicht ganz geheuer sein könne. — Oder ist Sie etwa anderer Meinung, Wodenfußin? Was hat Sie denn da in Ihrer Tasche zu kramen?' fragte sie, gereizt mit ihren Augen blinzelnd, über die wie bei Geieraugen ein weißes Häutchen gezogen schien.

Die Möddersch drehte just das Stücklein Bernstein, darin die grüngoldene Fliege erstarrt saß, geruhsam betrachtend unter der Nase hin und verglich es dem silbernen Kopfflaum des Kindes, den die matt untergehende Wintersonne eben mit einem Strahl schwefelfarbenen Lichtes umleuchtete. Dann sagte sie aus ihrem Kropf: ‚Ich habe nichts gegen Doktor Momme Wübbens' Wissenschaft einzuwenden, sofern sie nämlich mit der Heiligen Schrift in Einklang steht. Und man mag eine Kreatur immerhin nach den Augenbrauen beurteilen und ausdeuten. Je länger ich aber das Härlein des Kindes betrachte, wie es sich hier in dem Schein verwandelt, so muß ich meinerseits um so mehr vermuten, daß es sich wie um eine Nachtmart ebensogut um ein kleines Meergeschöpf handeln kann. Oder hat — ich frage Sie, Güntje Havestad — hat Sie dieses arme Wurm von Anbeginn seiner Geburt etwa schon einmal schreien gehört? Hat Sie, frag' ich, einen menschlichen Laut von ihm gehört? Nein. Es ist stumm wie ein Fisch — so stumm, wie man sagt, daß die Meerweiber seien, die wohl hauchen, aber nicht sprechen können. Und wenn aus dem Kinde, sag' ich, einmal ein Mägdlein wird und gar ein schönes, so mag es dem Manne, dem sie ihr Herz zuneigt, nicht viel anders ergehen als Jan Baasch, dem Hummerfischer.'

So ratschlagten und weissagten die Drei und spannen den Schicksalsfaden des schwachen Lebens, so wie die Nornen tun, wenn sie am Brunnen neben der heiligen Weltesche sitzen. Als aber der Schritt des Senators, der von einem notwendigen Gang nach der Säge heimkehrte, im Hausflur erscholl, da fuhren sie blitzgeschwind auseinander. Langsam und ein wenig schwer, den bienenkorbförmigen Basthut, den er fast zu jeder Jahreszeit trug, in den Nacken geschoben, so kam Herr Julian die knarrende Holzstiege herauf. Er begab sich, ohne den Sägestaub abzuschütteln, in die Kammer zu seinem verdämmernden Weibe. Dort saß er lange auf einem Stuhl neben dem Bette, und während der folgenden Nacht kam und ging häufig der Sanitätsrat Dr. Nootebar, und im Kliff begab sich niemand zum Schlafen außer dem kleinen Magnus, der noch nichts verstand, und der Sterbenden. Für diese aber kam jetzt das große Schlafen, und am andern Morgen, als die Kühle des jungen Tages durch die weitgeöffneten Fenster hereinzog, ward der Gesell Gnadenbrot aus der Tischlerei heraufbeschieden. Er nahte runzelig, schweigend und fast verbissen, mit dem Zollstock in der Hand, und nahm das Maß zu dem Sarge. Danach stieg er in die Bodenkammer des

John Constable/Flatford Mill am Flusse Stour



Nach Originalaufnahme von

Kliffs hinauf und holte von dort ein ehrwürdiges Familienmöbel herunter. Es war dies eine wurmzerfressene, dreibeinige Totenlade, vollgestopft mit feinen, weißen Leinentüchern, darauf einst schon die Altvorderen des Herrn Senators mit Staatsperücke und Zopf in ihren Särgen zur Schau gelegen hatten; ein unheimlich Ding, von dem man erzählte, daß es in früheren Zeiten bei Todesfällen im Hause selbsttätig die Bodentreppe heruntergestolpert sei. Das war freilich schon lange her, und hätte der Gesell Gnadenbrot heute das störrische Dreibein nicht mit seinen langen Armen gepackt, so wäre es nicht aus der Rumpelkammer heruntergekommen. Matten aber verhängte mit den Leinentüchern Spiegel und Fenster in der Wohnstube.

◆ ◆ ◆

Und dann trug man die Tote hinaus. Langsam die knarrende Holzstiege hinunter und durch das Haustor von Eiche, das grün bekränzt gewesen war, als Frau Marte vor nicht vielen Jahren es mit leichten Brautschuhen von Atlas beschritten; über die Freitreppe unter der alten Akazie hinweg, die damals in voller Blüte gestanden hatte, wie sie jetzt im Rauhreif glitzerte; und endlich den steilen Pfad hinan und hinaus auf den verschneiten Kirchhof, wo die Winde bliesen und wo Pastor lic. Baldamus schon eine Weile wartend stand, barhäuptig, mit wehendem Haar, und im Herzen den Bibelspruch erwägend von dem heiligen und schamhaften Weibe und von der glänzenden Lampe auf dem heiligen Leuchter. Doch auch von dem klingenden Lachen der Verstorbenen drängte es ihn heute zu reden und von der großen irdischen Helligkeit ihres Wesens. Und dann — aber nur vorsichtig andeutend, denn der Herr Senator sollte die Stirne nicht runzeln — auch von ihrer fernen Heimat — vatum nutrix — dem Münsterlande, dem Lande der Seher. Das Dunkle selbst freilich mußte verschwiegen bleiben.

Und nachher kehrte man ins Kliff zurück und viele Menschen füllten das Haus. Rotspon, vom besten aus Lübeck, den Herr Chrestensen, der Apotheker, geliefert hatte, und viele Speisen standen auf dem Tische. Von der Hallig draußen waren Verwandte zu dem Begräbnis gekommen — eine hagere, blonde Frau mit Kopftuch und Silberschmuck und ein grauer borstiger Schifferbart —, die nun gar steif und unbehilflich auf dem ledernen Kanapee saßen und das Liebespaar in der Rosenlaube mit den Köpfen verdeckten. Damals lebte auch noch ein alter Onkel Fischräucherer, dessen Anwesen nach der Nordergasse hin an das Senatorgrundstück stieß und der, wie der Mond seinen Hof, so immer eine Wolke von beizendem Fisch- und Rauchgeruch mit sich herumschleppte. Er saß neben einem uralten Etatsrat, den der Tod vergessen zu haben schien, und dessen Lebensweisheit in dem ewig wiederholten Satze begründet lag: ,Das

Beste hoffen, und auf das Schlimmste gefaßt sein.‘ Ferner war der Kapitän vom Schiff ‚Norge‘, William Truckenbrodt, der beim Eintreten ins Haus immer ‚Salem aleikum‘ sagte, zur Stelle mit seiner Meerschaumpfeife und seinem Steuermann Kirkpatrick — ‚Stürmann Patzig‘, wie ihn die Möbbersch nannte —, der brandfarbenes Haar und, wie es hieß, drei Bräute in verschiedenen Ländern hatte und nur Genever trank. Und weiter kamen längs einer bis zum Podest hin angesetzten Tafel all die Nachbarn und guten Bekannten des Trauerhauses: Herr und Frau Konsul Bluck — die Frau Konsulin ziemlich nachdenklich, denn sie war schon den siebenten Monat in guter Hoffnung mit der nachmals so fröhlichen Eike —, Herr Chrestensen, Apotheker zum Leviathan, der, wie alle Apotheker, die gut gebundenen Saucen liebte, Herr Quadrupani, Kirchspielvogt, Wachtmeister Thedje Tettenboom, Möbbersch Ose Wockenfuß und meine Eltern. Mein Freund Magnus und ich aber hockten am Podest und hielten ein jeder seinen Teller auf den Knien. Obwohl wir damals noch zu klein waren, um das, was ich hier erzähle, recht zu fassen und in der Erinnerung zu behalten, so hat Möbbersch Ose doch späterhin so oft von diesen frühen Zeiten gesprochen, daß mir fast alle Einzelheiten deutlich in der Phantasie stehen. Und so seh' ich denn auch den Gesellen Gnadenbrot, wie er runzelig, schweigend und fast verbissen in der dunkelnden Stube ab und zu geht und den blauweißen Kachelofen mit Kienholz und Hobelspänen anheizt, daß die Platte über dem Jakobsbild bald mächtig zu glühen beginnt. ‚Man sollte zum Nachtisch Äpfel braten,‘ sagte der Herr Konsul und versuchte jovial zu lachen; aber niemand lachte recht mit. Und obwohl Gnadenbrot sich auf das Anheizen verstand wie keiner, so rieben dennoch von Zeit zu Zeit die Schmausenden ihre Hände, sahen einander wie befremdet an und sagten: ‚Es ist kalt heute — bitterkalt! Und schon so dunkel!‘

‚Nimm dicke Buchenscheite, Gnadenbrot!‘ befahl der Senator mit einer Stimme, die ganz anders klang denn sonst. ‚Und Matten soll die Kupferne und noch zwei andere anzünden.‘

Damit waren die Lampen gemeint; die kupferne war die große hängende über dem runden Tische.

Als eben die Lampen brannten und der Etatsrat gerade wieder sagte: ‚Das Beste hoffen, und auf das Schlimmste gefaßt sein‘ — da kam auch Pastor lic. Baldamus.

◆ ◆ ◆

Viele sagten damals, daß es dunkel und kalt geblieben sei im Senatorhause, seitdem das Lachen der jungen Frau nicht mehr die Stuben erwärmte und kein Winkel mehr hell wurde von den Sonnensträhnen ihres Haares. Nur was schattend und rätselhaft gewesen in ihr, das hatte die

Tote zwischen den Mauern zurückgelassen, und so wollte eine dumpfe Schwere, ein Grauen, das man fühlte, aber zu besprechen vermied, von den Gemütern derer im Kliff nicht weichen.

Wenn Möddersch Ose Sonntags nach der Predigt in ihrem Kleid aus malachitgrünem Seidenstoff zur Stube hereintrat, geschah es dann nicht, daß die junge Frau Senatorin auf dem Podest im Tanze der Sonnenstäubchen saß und den feinen goldenen Kopf gerade über den Stickrahmen neigte? Oder wenn Matten auf dem Dachboden zu hantieren hatte und Wäsche von der Leine abnahm, dann konnte sie wie einstmal das Weib des Lot plötzlich zu einer Salzsäule erstarren. So deutlich hatte sie erschaut, wie aus einem von den neuen Sonntagshemden des Herrn Senators eine graue Gestalt hervorgeschlüpft und in dem Gerümpel hinter dem Schornstein verschwunden war. Oder wenn der alte Gnadenbrot, der nur gewitter- und katzenscheu war, sich aber sonst vor nichts fürchtete und vielleicht dem grimmen Gevatter selbst, so er es gewünscht, mit dem Zollstock das Maß genommen hätte, wenn der Gesell nachts in seinem Alkoven neben der Sargtischlerei lag, dann hörte er oft im halben Schlafe die Werkzeuge und tannenen Bretter sich bewegen. Nur der Senator selber ging festen, wenn auch merklich schwereren Schrittes als früher durch die ungreifbaren Nebel in seinem Hause und suchte dem Grauen mit allerlei geschäftigem Wesen und sogar mit den Göttinger Korbrappieren zu Leibe zu gehen. Und Kapitän Truckenbrodt oder Marcel Grotefend, der Maler, brauchten sich nur wieder in Brinklage zu zeigen, dann ließ Herr Julian auch bei Arne Hamsun die Klingen blank fegen, und bald stand man sich auf dem Dachboden des Kliffs gegenüber und der alte Student kommandierte unter der Fechtbrille hervor:

‚Auf die Mensur, William! Auslage — los!‘

Eins, zwei, drei! — bumm — bumm — bumm!

Oder er saß mit ein paar flaumbärtigen Akademikern, die gerade in den Ferien daheim waren, in der Wohnstube beim Qualm der Briloner Pfeife und beim Tonderner Bier, und sie sangen einen dröhnenden Landesvater.

Dann spitzten wohl die alte Matten und Mödersch Ose in der Küche die Ohren und sagten: ‚Ach Gott — ach Gott —‘

Aber dieses Studentenwesen konnte doch nicht hindern, daß die Leute feststellten, der Herr Senator werde nun schier immer lateinischer, das heißt: wunderlicher. Bereits hatte die Katzenwirtschaft, die ihren Ursprung auf den schon beinahe sagenhaft gewordenen Kater Diogenes zurückleitete, im Kliff zu blühen begonnen und nahm nun überhand zum großen Herzeleid der alten Matten; der Pakt mit Nachbar Eliesser betreffs des Wasserlochs im Jüdengarten wurde geschlossen; und eines

Abends im Oktober geschah es, daß der Senator unter Beihilfe des Gesellen Gnadenbrot den Hausflur, Stiegengang und Korridor mit einer stattlichen Anzahl gleichgeformter kleiner Lämpchen erhellte.

Es war nämlich gerade der Michaelismarkt im Städtchen, und vom Kliff bis zum Hause des Konsuls Blud, vom Apothekerschild bis an den Gasthof ‚zur blühenden Schiffahrt' hin waren lauter bunte Buden aufgeschlagen. Gerad' unter der Akazie, die ihren Laubschmuck im herbstlichen Abendwind auf das Leinwanddach niederrieseln ließ, hatte ein wandernder Lampen- und Glaswarenhändler aus der Stadt Prag in Böhmen seinen Stand gemietet und, als es dunkel wurde, eine Reihe verschiedenfarbiger Lämpchen angezündet. Da sah man rubinrotes, grünes, blaues und goldtöniges Licht — ein ganzes Konzert von lauter wundersamen und magischen Lichtstrahlen.

‚Sehen Sie hier, Herr Senator,' rief der kleine Prager, der von einem beweglichen und doch sinnierenden Wesen war, ‚das ist echtes Muranoglas aus den berühmten Fabriken bei Venedig. Solche zarte Flammung finden Sie sonst nicht wieder, Signore. Derlei paßt wohl zu einem Fest mit vornehmen und geputzten Leuten. — Das hier, Sir, ist englische Manufaktur aus bestgeschliffenem Flintglas und würde wohl ein Damenstübchen artig hell machen. — Dieses Stück aber mit dem Murrinifuß möcht' ich gern für den Herrn Kirchspielvogt aufheben; der ist ein Altertumsfreund und gelehrter Kenner. — Und hier, Monsieur, haben Sie eine elegante französische Sorte. Ei, das Leben in Paris ist lustig und verlangt seine besonderen Farben. — Aber Sie brauchen wohl etwas anderes, Herr Senator,' unterbrach sich das Männchen wie bedauernd, und warf einen forschenden Blick. ‚Doch ich denke, Sie können auch das bei mir bekommen. Sehen Sie einmal diese Art Lämpchen hier. Woher die stammen? Nun, sie haben sich so in meinen Handel eingeschlichen, und ich vermag selber die Fabrik nicht mehr mit Bestimmtheit zu nennen. Aber soviel sag' ich, man kann diese Lämpchen dreist in Krankenstuben oder an Sterbebetten anzünden — so matt und ruhig, ja selbst auch stärkend und tröstlich ist ihr Schein. Ich hab' ein volles Dutzend davon, und da in dem Glasfluß einige kleine Kunstfehler sind, die man aber nicht weiter bemerkt, so erhalten Sie die ganze Serie billigst, Herr Senator.'

So war das Geschäft zustande gekommen. Es waren Lämpchen aus einem wirklich raren Opalglas, von ruhigem und mildem Licht, sehr ähnlich dem Vollmond, und sie wurden noch am selben Abend mit Öl versehen und in Gebrauch gestellt. Denn es sollte nun hell werden im Hause — ganz hell und jeder Winkel hell! Die Augen des zart und still aufwachsenden Mägdleins, das auf die Namen Elsabe Marte ge-

taufte war, — diese schon so großen, wasserklaren und ein wenig leeren Augen — mußten vor dem Dunkel des Winters und vor etwaigen Gesichten, die in seinem Gefolge daherschleichen konnten, nach Möglichkeit behütet werden.

◆ ◆ ◆

Etwas Lautloses war in ihrem Wesen. Selbst das Lachen des Kindes klang wie verschluckt und nach innen gerichtet. Die alte Matten sagte: das Schreien der ersten Monate habe gefehlt; das Schreien sei gesund und ein rechtes Kapital für die Zukunft. Als Marte aufwuchs — geschmeidig, schmächtig und zart, wie eine hochgestielte Lilie — da merkte man bald, daß sie einen leichten Sprachfehler hatte. Sie lispelte. ‚Das verliert sich, wenn sie erst dreister wird,' meinte Sanitätsrat Dr. Nootebar. Und wirklich, das Lispeln verlor sich nach dem zwölften Jahre.

Eine merkwürdige Vorliebe hatte meine Gespielin von klein auf für alles Fließende, Gleitende, Schimmernde. Als Matten ihr — zunächst nur an den Sonntagen — die Mondsteine, einen Schmuck der Mutter, den Kapitän Truckenbrodt einst von Ceylon mitgebracht, um den feinen Hals legte, da war sie beglückt und selig. Der erste Anblick des Katzenwassers war dann das nächste große Ereignis. Um seinetwillen erlernte Marte früher als andere Kinder das Erklettern einer ziemlich hohen Gartenmauer und gewöhnte sich, zwischen die Stauden hingeschmiegt, an die Geduld eines Anglers, der stundenlang mit dem Auge auf dasselbe glitzernde Stück Wasserfläche hinstarrt. Das war vielleicht kein kurzweiliges Geschäft. Durch Wochen hindurch lag das Loch mit seiner Ölschicht unverändert in dunklem Glimmern da, ohne ein anderes Leben als das der Sumpftierchen zwischen den Linsen und Halmen oder eines glotzenden Frosches. Aber eines Abends, wenn gerade die Sonne besonders fiel, verwandelte sich das schwarze Metall plötzlich in Rosenrot, in glühend Blut und Feuer, und das mochten wohl die Momente sein, in denen Marte mit ihren angelnden Augen geheimnisvolle Fische aus dem Grunde zog.

Und dann — als drittes Ereignis — das Wasser ohne Grenzen, das flimmernde Meer. Diese Kindesaugen und der silberne Luftton der nordischen Küste waren ja von vornherein eins. Wenn der Senator das Familien-Segelboot, dieses ‚alte gute Tier', aus dem Schuppen zog und mit uns Kindern und etwa einem geladenen Gaste — manchmal war es Wachtmeister Tettenboom, der Kirchspielvogt oder Mödbersch Ose, an Sonntagen auch wohl mein Vater oder der Gesell Gnadenbrot — auf das Haff hinausfuhr, dann saß Marte immer still auf ihrem Plätzchen am Heck, ganz in ein neugieriges, altkluges Schauen versunken. Die

Kräuselungen des Wassers, das Gemisch von Feuchtigkeit und Sonne in der Luft, die mannigfachen heiteren und düsteren Wolkenbildungen am Himmel mochten ihr wie ebenso viele fesselnde und spannende Neuigkeiten erscheinen. Fast niemals sprach sie während der Fahrt ein Wort; aber obwohl sie alles Leben von Wasser und Himmel wie gierig in ihre Seele trank, so gab sie doch auch scharf auf die wechselnde Stellung der Segel vor dem Winde acht und wußte mit den verschiedenen Regeln der Segelkunst bald besser Bescheid als selbst unser Techniker Magnus.

Unvergeßlich sind mir diese Abende in der frühen, süßen Kindheit, da das alte Familienboot mit leisem Schweben heimwärts strich und die Sterne sich schon in dem dunkelnden Dünenwasser zu spiegeln begannen. Das Gackern der Möven war verstummt; in den blassen Ähren des Strandhafers aber lebte noch ein geheimnisvolles Flüstern, das durch die Binsen fortlief, in das goldschwere Getreide der Marschen hinein und weiter in die blühende Heide.

Auf der Treppe unter der Akazie stand mit der Lampe die alte Matten und leuchtete uns Heimkehrenden. ‚Gott, Martekind, deine Hände sind wieder ganz kalt,‘ sagte dann wohl die Möddersch. Sie schaute in die Augen des Kindes und schien noch etwas hinzufügen zu wollen; aber sie verschluckte es weislich in ihren Kropf, denn der Herr Senator hatte schon die Stirne gerunzelt.

‚Was ist's weiter? Sie muß mehr rotes Blut bekommen; rotes Blut macht froh,‘ meinte der Sanitätsrat und schrieb einen Speisezettel: reichlich Milch, Eier, weißes Brot und gekochte Täubchen; recht viel von Jungfer Salomes rundbrüstigen Täubchen.

An den Schläfen und Händen des Kindes aber blieben die Adern bläulich sichtbar wie bei den blassen Blüten, die im Schatten wachsen.

Die Möddersch schüttelte den Kopf. ‚Rotes Blut ist schon gut. Aber wenn man auch das Blut machen kann — die Seele sitzt doch tiefer. Da kommt kein Arzt mit der Sonde hin. Und ich sage: die Seele ist's, die blanke Seele, die da nachts aus dem Bettlein aufsteht und wandelt, und der schwache Körper muß nur mit. Und diese Augen, die das Martekind von der Mutter hat, sind bloß Fenster, hinter denen die Seele steht und immer bereit ist, ins Wasser zu tauchen oder zum weiten Himmel zu fliegen. Eine unruhige und neugierige kleine Menschenseele! Die Neugier aber ist die Schicksalsneugier, daran schon die Frau Senatorin gelitten hat, und vielleicht werden wir bald noch weiteres erleben.‘

‚Was schwatzt Sie wieder, Möddersch!‘ sagte mein Taufpate, wenn er es zufällig hörte, kurz angebunden und fast grob. Hier aber stemmte wohl die alte Matten die Hand in die Hüften. ‚Geschwätz oder nicht, Herr Senator; doch ich bleibe dabei: das viele Wasserfahren ist nichts

für das Kind, und das Segelboot wird auch ohne Marte seinen Weg finden. Und die vielen Katzen im Hause wären — wenn unsereins etwas zu vermelden hätte — auch kaum das Rechte. Die Marte sollte mehr auf die Gasse hinunter und mit den Jungens spielen, wenn sie sich schon einmal aus den Puppen nichts mehr macht.'

Der Senator aber wurde erregt. ‚Üh wat!' schrie er, mit großen Schritten durch die Stube gehend. ‚Graue Spinnen, die aus Altweiberköpfen hervorkriechen! Laß Sie mich mit den Fisematentchen in Ruhe!'

Aber graue Spinnen oder nicht — die Leute in Brinklage steckten, wie sie schon bei der jungen Frau Senatorin getan hatten, doch die Köpfe zusammen. Denn Doktor Momme Wübbens begab sich, wenn er meinen Taufpaten barbiert hatte, in das Konsul Bludsche Haus, und von da in die Apotheke, und von da in ‚die blühende Schiffahrt', und er konnte überall so wenig den Mund halten als schon in der Vorzeit sein berühmter Kollege, dem das Geheimnis von den Eselsohren des Königs Midas fast das Herz abdrückte, und der darum an die Sümpfe hinausging, um wenigstens dem schwatzhaften Schilfrohr die Schande seines Herrn zuzuflüstern.

Marte hatte eine alte große Puppe besessen, an der sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing. Sie nahm sie sogar zum Schlafen ins Bett mit und trennte sich bei Tag und Nacht nicht davon. Es ändert auch nichts an dem Gefühl des Kindes, daß die Puppe zuerst die Haare, dann ein Auge und schließlich durch einen Unglücksfall sogar Arm und Nase verlor, ja daß sie infolge chronischen Verlustes von Sägemehl zuletzt am ganzen Leibe die Schwindsucht bekam. Wohl leimte der Gesell Gnadenbrot eine hölzerne Nase wieder an und fütterte den schlaff und faltig gewordenen Balg mit einem guten Tannenbrettstaub wieder schön rundlich auf; aber Matten wollte ‚das Stück Lumpen' schließlich nicht mehr im Hause sehen und fuhr damit, als einmal der heilige Weihnachtsabend dunkelte, resolut in den Ofen. Bei der Bescherung aber, eine Stunde später, lag auf Martes Platz unter dem Christbäumchen eine wunderbar schöne, funkelneue Puppe, noch größer als die vorige, mit goldenem Gelock, harten, gelenkigen Gliedern, vergißmeinnichtfarbenen Klappaugen und — o Wunder! — einem gar herzbeweglichen Stimmchen, das erscholl, so oft man auf die Brust der Puppe drückte. Das also beschenkte Kind aber warf kaum einen Blick auf die Pracht, sondern fuhr fort, in allen Stuben und Winkeln umherzulaufen und ihre alte, häßliche Puppe mit der hölzernen Nase zu suchen. Da hatte die redliche Matten etwas Schönes angerichtet! Marte weinte nicht — wie ich sie überhaupt nur selten nach rechter Kinderart habe weinen gesehen — aber sie verfiel in einen krampfartigen Zustand, und man mußte noch spät am Heiligen

Abend über den Markt laufen und den Sanitätsrat Dr. Rootebar rufen. Möddersch Ose aber löschte unter allerlei halblauten Betrachtungen die Christbaumlichter aus und konnte es für kein gutes Zeichen erachten, daß sie in dieser Weihnacht gar nicht dazu gekommen war, die Geschichte von der Geburt des Heilandes, des Immanuels, im Kliff vorzulesen.

‚Das sind so Sperenzchen; vielleicht ist auch etwas Eigensinn dabei,' hatte der Sanitätsrat beim Fortgehen zum Senator gemeint; ‚aber wie gesagt: reichlich Milch und eine leichte, gute Kost —'

Marte überwand schon am nächsten Tage den Zustand; aber sie mochte die schöne neue Puppe nicht einmal ansehen. Sie wollte überhaupt nicht mehr mit Puppen spielen, sondern wandte fortan ihre Liebe einem der Jungkätzlein zu, einem anmutig schwarz und weiß gefleckten, das sie aber ganz nach Art eines Püppchens behandelte. So nähte sie ihm bunte Röckchen und eine Haube, legte es in ein kleines Bett, trug es wiegend auf den Armen oder fuhr es mit einem Wägelchen umher.

Aber auch dieses Kätzchen verschwand. Es war mittlerweile eine Katze geworden — vom Wohlleben eine ziemlich feiste — und war vielleicht der alten Bettziechin, von der man sagte, daß sie Katzen und Igel in der Falle fing und briet, oder dem Schrotschuß eines feindlichen Nachbarn zum Opfer gefallen. Und nun kam eine Zeit, in der das stille, sonderliche Kind mit dem großen Bedürfnis, ans Herz zu nehmen, zu pflegen und zu lieben, schier ratlos auf dem Podest saß und sich kaum vom Fleck zu rühren wußte. Es war dies aber eben die Zeit, da die Mödersch begann, mich häufiger auf ihren Gängen in das Senatorhaus mitzunehmen.

‚Für einen Buben ist es zu stille bei Euch in der Platanengasse, Marie,' hatte die Alte schon manchmal zu meiner Mutter gesagt. ‚Auch wirft das Schloßdach reichlich viel Schatten hierher in die Stuben. Und dein fleißiger Mann mag nicht Hund noch Katz', ja, seit der fremde Vogel tot ist, auch nicht mal mehr einen Dompfaffen oder Kanari. Und so ein leiser Dompfaff stört doch eigentlich niemanden. Darum aber, weil es hier so still ist, mein' ich, gibt es für den Olaf bei den Schlichtegrollschen mehr Aufmunterung und Kurzweil. Die Treppe vor dem Hause ist ein prächtiger Platz für Kinder, um in der Sonne zu sitzen, und in der Akazie singen dies Jahr die Zeisige und Rotkehlchen wie lange nicht. Der Herr Senator aber wird es auch nicht ungern sehen, wenn seine beiden einen verständigen und heiteren Kameraden wie unsern Olaf bekommen. Denn was der Magnus ist, so bleibt der mir schon seit langem etwas hölzern und blöde; auch kommt er in der Schule — ausgenommen das Rechnen — nicht am besten fort. Und das Kind, die Marte —' Möddersch Ose seufzte tief — ‚nun, du weißt ja, Marie, sie hat es von der Mutter.'

Die Beziehungen der Familien Schlichtegroll und Haddenbrook zueinander waren nicht erst von heut oder gestern. Herr Leander Quadrupani, der die Geschichte des Kirchspiels geschrieben hatte, und dessen Kenntnis von großen Hochzeiten, Sterbefällen und sonstigen Vorkommnissen zu Brinklage bis weit in die hanseatischen Zeiten zurückreichte, wußte von mehr als einer Patenschaft und Verschwägerung zwischen den beiden Sippschaften zu erzählen. In den alten Amtsbüchern standen wohl auch hie und da ein Haddenbrook und ein Schlichtegroll als Miteigentümer desselben Anwesens, Gartens oder Feldgrundstücks eingetragen, und so mancher gewinnbringender Seehandel konnte aus früheren Jahren nachgewiesen werden, den Träger beiderlei Namens auf gemeinschaftliche Rechnung unternommen hatten. Was hieraus an Wohlstand, ja Reichtum entflossen, das war freilich — soweit es wenigstens meine Familie betraf — längst im Flug der Zeiten wieder verstoben wie Spreu vor dem Winde.

Es gab da aber noch ein anderes Band. Auf einem verblichenen Gruppenbild, das die Teilnehmer eines Fastnachtsfestes darstellte, konnte man Herrn Julian als Studenten — ‚den tollen Julian', wie er damals von den Leuten in seiner Vaterstadt genannt wurde — und meine Mutter als junges Mädchen, beide in kleidsamen Maskenkostümen, nebeneinander erblicken. Die schöne Marie Bagger — dies war der Jungfername meiner Mutter gewesen — hielt, ihrer andalusischen Tracht entsprechend, Kastagnetten zwischen den schlanken Fingern, während ihr Partner in einem altspanischen Phantasiekostüm, mit Degen und Haarbeutel, vielleicht als civis academicus der romantisch umwitterten Universität Salamanca hätte gelten können. Ohne daß etwas Bestimmtes darüber an mein Knabenohr gedrungen wäre, so lebt es in mir doch wie ein Gerücht fort, als ob der Schicksalsfaden, der von der Platanengasse so deutlich nach dem Senatorhause hinüberspann, durch eine in der Flut der Jahre still versunkene Jugendliebe zweier Menschen, denen ich vieles danke, nicht unwesentlich verstärkt worden sei. Wie dem aber immer war: Herr Julian lenkte zu jener Zeit jedenfalls seinen Schritt schon lange in voller Unbefangenheit hinter das alte Schloß, so wie auch meine Mutter sich mit zufriedenem Herzen darein gefunden hatte, das Los des bescheidenen Mannes zu teilen, der immer gebückt und still und ein wenig kränkelnd über seinen Rechnungsbüchern saß und ein Akten- und Werktagsmensch schien, während ihm die Brust doch voll war von Sehnsucht nach der blauen Blume, von Durst nach Sonne und Hunger nach den goldenen Lebenstischen.

Dank der Möddersch, die sich auch sonst nicht selten als kluge Lebens- und Schicksalsleiterin bewährte, hatte es sich also gefügt, daß ich kleiner Knabe frühzeitig meine kindliche Liebe zwischen dem Markt und der

Platanengasse teilen lernte. Es dauerte nicht lange, so stand in Magnus' kleinem Schlafzimmer auch für mich eine Bettstatt aufgeschlagen; denn oft wurde es über dem Spielen zu spät, als daß die alte Matten, vielbeschäftigt wie sie war, noch Zeit oder Lust gehabt hätte, mich in die elterliche Wohnung zurückzugeleiten. Bei den guten Butterbroten und den stattlichen Schüsseln im Hause meines Taufpaten gedieh ich übrigens nicht schlecht. Dem Senator aber schien es lieb, daß ein frisches Element in die Stuben kam; denn obwohl still geartet, war mein Knabengemüt doch von einer tiefen, inneren Fröhlichkeit durchglüht, und ich kann mich deß recht gut entsinnen, wie erwachsene Leute mir nicht selten über das lichtblonde Haar strichen und dabei meinten: ‚Schaut den Olaf an, was er für helle Augen hat!'

Meine arme Mutter freilich mag das Opfer, mich herzugeben, manchmal schmerzlich empfunden haben. Aber die schlaue Möbbersch tröstete: ‚Laß nur, Marie; ich denke, es ist zu seinem eigenen Besten. Denn wieviel Gehalt hat so ein kleiner Beamter wie dein Mann? Und — frag' ich — reicht das einmal zum Studieren hin? Dem Herrn Senator aber, wie ich ihn kenne, kommt es schließlich nicht darauf an, statt des einen auch zwei Jungen auf die hohe Schule zu schicken. Ob übrigens der Magnus, wie's der Herr Senator vor hat, die Medizin erlernen wird, scheint mir zweifelhaft. Denn was ein Licht ist, zeigt sich schon bei Herrn Papedissen in der Klippschule; und wenn schon das Deutsche so schwer fällt, wie soll man dann erst das Lateinische und später gar das Rezepteschreiben begreifen? — Jedenfalls: der Herr Senator hat's nun einmal mit der Medizin, und was dem eigenen Söhnlein vielleicht fehlschlägt, das kann dafür dem Patenkinde glücken. Wir aber, Marie, wollen den Kleinen und uns Allen von Herzen Glück wünschen.'

Auf solche Weise griff Möbbersch Ose Wodenfuß mit Bedacht in die Speichen des Schicksalsrades, und das Rad begann still sich zu drehen. Die Akazie über der kleinen Freitreppe blühte, welkte und blühte, die Katzen gingen auf leisen Sohlen durch die Stuben, auf der Stiege strahlten die opalenen Lämpchen, und unmerklich, aber sicher, mit heimlicher Geistergewalt zog das seltsame Patrizierhaus am Markt, darin meine Gespielin wie eine Schattenlilie aufwuchs, in dessen Mauern etwas Rätselhaftes, Düsteres und Verhehltes wie eine unausgesprochene Beschämung weste, mein junges Leben in sein Bereich.

◆ ◆ ◆

Da waren unter anderen Harre Blud und seine Schwester Eike, Timm Eiteljörge, Heike Feddersen und Klaus Klasen, Magnus, Marte und ich — die klebten zusammen wie die Kletten. Manchmal gehörte auch Heide Metzegeck, Tochter des Rektors von der Gelehrtenschule, dazu, ein

Mägdlein wie von den Bildern eines in unseren Märchenbüchern: mit sanften Rehaugen und zwei Zöpfen, deren lichter Glanz an das Goldbraun des reifen Weizen erinnerte. Oder auch als geduldete Mitläuferin die kleine Röschen Boysen, Schwesterkind des gewesenen Kirchspielvogts, ein armes, unliebliches Geschöpf, in dessen Blick oft das Scheue und Wilde einer Ziege zitterte.

Und es gab für uns die herrlichsten Tummelplätze. Da war einmal die Sägemühle des Herrn Senators, wo zwischen Erlen und Eichen das übers Wehr schäumende Brinkewasser ein moosgrünes Schaufelrad wälzte, und der schwere Duft der dänischen Buchenbretter und der schärfere der norwegischen Föhrenhölzer still in der Mittagsglut schwamm. Dort fanden sich wie nirgends Verstecke für wilde Heideschnapphähne und Räuber, die von einem Pikett Husaren mit blauen Papiermützen und gezückten Holzsäbeln hitzig verfolgt wurden. Ja, das waren die Tettenboomschen Husaren! Denn kein Geringerer als Wachtmeister Tettenboom selber hatte eine Art Oberkommando über sie und nahm gelegentlich, die lange Briloner Pfeife im Munde, auf dem Markt unter der Akazie einen Appell ab. Dann hatte er freilich immer allerlei zu monieren und war niemals recht zufrieden zu stellen. Hier saß der Kalpak schief, dort war ein Säbel nicht blank genug gescheuert, und dem Herrn Rittmeister Eiteljörge fehlte — es war der Schande wert! — gar ein Sporen. ‚Nase hoch — linkes Ohr tiefer — zum Donnerwetter, noch tiefer! Und Ihm, Sergeant Magnus, hängt ja noch ein halbes Musbrot am Schnabel! Kommt man so zum königlichen Dienst?‘ — Wachtmeister Tettenbooms Blick fiel grimmig auf einzelne Mädchen, die sich noch unschlüssig zwischen den beiden feindlichen Lagern hin und wieder bewegten. — ‚Was will das Weibsvolk hier bei uns Husaren? Das wär' mir eine schöne Disziplin! Fort mit Euch Zöpfen zu der Räuberbande!‘ — Wachtmeister Tettenboom nahm den Pfeifenbeißer aus dem Munde und besann sich. Dann sprach er etwas milder: ‚Bräute können die Husaren im Felde nicht brauchen — hm. Aber eine Marketenderin wäre vielleicht allenfalls zulässig. In der königlich preußischen Armee gibt es zwar derlei zurzeit auch nicht mehr; aber noch unter dem Napoleon hat, wenn Not an den Mann ging, gar manches Weibsbild tapfer die Trommel in der Schlacht geschlagen.‘

So wurde Röschen Boysen, weil sie sich am besten in die Disziplin zu fügen schien und dabei doch etwas Wildes im Auge hatte, als Marketenderin zu den Husaren zugelassen. Was aber sonst lange Haare trug, das mußte ohne Pardon Räuberbraut werden. Harre Blud, der Unterhauptmann mit den sonnenblonden Ringellocken, und die rehäugige Heide Metzegeck paßten auch prächtig zusammen. Mir aber, als dem Ober-

hauptmann, fielen sogar nicht weniger als zwei Rosamunden zu: die blühende feurige Eike, deren Augen wie schwarze Herzkirschen lachten, und ihr Gegenspiel, meine blasse schmächtige Freundin aus dem Kliff.

Ungleichere Kinder als die beiden konnte man sich freilich nicht leicht denken, und von vornherein war es zwischen ihnen wie eine Eifersucht. Mit dem Unterschied, daß Eike die Nebenbuhlerin durch laute Fröhlichkeit und Lachen zu besiegen strebte, während Marte ihrer Art gemäß das Verhältnis ernsthaft nahm und mir mit stiller Zähigkeit wie ein Schatten anhing.

Als Mödдersch Ose mich in das Haus meines Taufpaten einzuführen begann, da hatte das seltsame Kind zwar zunächst kaum Notiz von mir genommen. Ganz und gar schienen ihre Gedanken noch mit dem Verlust der Puppe und mit der verschwundenen Katze beschäftigt, und schweigsam brütend neigte sie jeden Tag ihr Köpfchen über die schwierigen Rechenaufgaben, die Herr Papedissen, der eine Vorliebe für die Dezimalrechnung hatte, am nächsten Tage erledigt sehen wollte. Soviel Zahlenreihen, ach, soviel ungelöste Rätsel, und jeden Abend war Holland in Not. Magnus, der ein geübter Rechner war, saß mit brüderlicher Ungerührtheit bei seinen Eisenbahnen und dem Dampfmaschinchen; Mödдersch Ose aber, die wohl helfen wollte, bekam von den vielen Zahlen und Strichen immer Magenschmerzen und Schwindel und war der Meinung, daß in ihren jungen Tagen viel einfachere und bessere Rechenmethoden im Schwang gewesen seien. Da mußte denn Olaf Haddenbrook sich mit seinen leidlichen Kenntnissen neben die kleine Spielgefährtin auf den Podest bequemen und, was er wußte, herleihen. Bald rechneten die beiden jeden Abend zusammen, und Marte nahm in ihrer stillen Weise die Hilfe wie etwas Selbstverständliches hin. Aber während sie vorher nur zaghaft und dünn auf dem Papier gestrichelt hatte, so stattete sie jetzt allmählich die Fächer der Liniatur mit großen und schönen Zahlen aus, ja es schien, als ob die gemeinschaftliche Arbeit sie mit geheimem Stolz und einer Art Lebenssicherheit erfüllte. Und eines Tages — es dämmerte eben; das Fenster stand offen, und man hörte den leisen Flug der Seeschwalben um die Akazie gehen — da klappte sie zufrieden ihr Heft zu, verwahrte die Feder in dem Griffelkästchen und saß eine Weile mit fast fröhlichem Lächeln da. Dann tupfte sie mich an der Hand, stand auf und sagte: ‚Komm mit, Olaf. Die Sonnenblumen sind jetzt gerade reif.'

Wir liefen die Stiege hinunter, durch den Hausflur und in den Garten bis hinten an die Jüdenmauer. Ich kletterte vorauf, um dann der Marte die Hand zu reichen. Aber sie klomm schon ohne meine Hilfe, geschmeidig und biegsam wie ein Kätzlein. Nun lagen wir auf der Höhe, zwischen die Stauden hingeschmiegt, die ihre mächtigen Blätter

im leisen Abendwind gegeneinander stießen, und aßen schweigend von den süßen Sonnenblumenkernen. Im Katzenwasser glomm ein Streifen Abendrot und die Fenstersimse des hölzernen Jüdenrathauses drüben schimmerten wie matt vergoldet. In einem Beet von welkem Mohn lag der Neufundländer Hund — der große stumme Hund — und blinzelte schläfrig zu uns herauf. Als es fast völlig dunkel geworden war, da sah ich plötzlich die Augen des Kindes, groß und perlmutterfarben, auf mich gerichtet. Sie faßten mich scharf, als ob sie mich jetzt erst recht erkennten, und es war etwas wie eine zehrende Kraft darin, die mir bis an die Seele drang. Dabei fühlte ich eine Hand, die mir warm und kühl zugleich deuchte, an der meinen. ‚Olaf,‘ flüsterte Marte, ‚du kommst von heut ab jeden Tag zu uns — versprichst du das? Du hilfst mir und ich diene dir, solange wir leben. Und ich werde von nun an zwei Brüder haben; aber dich hab' ich noch lieber als Magnus. Willst du?‘

‚Ich will, Marte.‘

‚Das ist ein Schwur, Olaf,‘ sagte sie feierlich.

◆ ◆ ◆

So hatte schon im ersten Frühling der Kindheit dieses andere Leben von meinem Leben gleichsam Besitz ergriffen. Fortan stand ich Marte in all den kleinen Verlegenheiten und Nöten, die so ein junges Dasein mit sich bringt, getreulich als Helfer und Schützer zur Seite, fand auch mehr als einmal Gelegenheit, mit meinen Fäusten dafür zu sorgen, daß der Spitzname ‚Nachtmarte‘, der seinen Ursprung schon im Wesen der Mutter gehabt und dann durch das sachverständige Gutachten des Doktor Momme Wübbens wieder aufgelebt war, sich nicht allzu vorlaut an das empfindliche Ohr meiner Gespielin heranwagte. In Martes Verhalten zu mir aber verband sich die Demut einer Magd mit dem Anschmiegenden einer Schwester, das in künftigen Jahren, als wir heranwuchsen, nicht selten in das sorglich Pflegsame einer Mutter übergehen sollte. Weibliche Künste und eine gewisse Koketterie, wie sie etwa der lebhaften Eike bereits nicht fremd waren, haben weder damals noch später in der Art meiner Gespielin gelegen. Vielmehr ist — einer unkindlichen Frühreife gemäß — ihre Natur von vornherein nach Möglichkeit in der meinigen aufzugehen bestrebt gewesen. Dementsprechend war Marte, wenn sie zu mir sprach, von einer fast krankhaften Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Es quälte sie und schien ihr unerträglich zu sein, wenn sie einmal etwas auch nur Geringfügiges mir verschwiegen oder nur halb der Wahrheit gemäß gesagt hatte. So wurde mir das Schicksal zuteil, eine junge Menschenseele von so eigener Artung in fast allen Stunden ihres Lebens gleichsam entblößt zu sehen.

Möddersch Ose aber hatte ihre helle Freude an dem Band, das

mich jetzt und fürderhin an das Senatorhaus knüpfte. ‚Seht mein Meerweibchen, die kleine Braut!‘ rief sie. ‚Nun, ich denke, sie wird sich ihren Herrn Räuberhauptmann schon festhalten.‘

Solche Äußerungen geschahen meist bei der Gelegenheit, wenn die Schulmeisterwitib wieder einmal auf dem Vormarsche nach der Mergelgrube des Herrn Senators und den dort etwa vermuteten Donnerbesen begriffen war, wobei sie den Weg über den Markt und durchs Judengäßchen nehmen mußte.

‚Warte Sie, Möbbersch, ich gehe mit!‘ rief dann wohl Wachtmeister Tettenboom, der eben den Husarenappell beendet und Klaus Klasen, des Schusters und Türmers David Klasen Sohn, der mit ungefegtem Säbel zum königlichen Dienst zu erscheinen liebte, wieder einmal tüchtig abgekanzelt hatte. Nun tappte er an seinem Stock hinter der alten Freundin drein und verschwand in der dunklen Schlucht des Gäßchens, um als geladener Sachverständiger an einer der großen Roßschauen teilzunehmen, so die alttestamentlichen Leute — die Mandel-, Tulpen- und Goldbäume, die Saphire, Rubine und Freudensteine — draußen auf dem Wiesenstück abzuhalten pflegten. So eine Roßschau und ein gutes Hufgetrappel gingen ja Wachtmeister Tettenboom noch über die Briloner Pfeife und über die Zierkugeln in seinem Garten, auch über die Geschichte von König Friedrich dem Siebenten von Dänemark, der die Tänzerin Rasmussen geheiratet hatte, und selbst über den Husarenappell unter der Akazie.

Wenn ich unbefangen urteilen soll, so war Eike Blud mit ihrem brennend schwarzen Haar, den blitzenden Augen und fast unnatürlich blühenden Wangen als Räuberbraut weitaus brauchbarer und echter denn mein blasser und stiller, wenn auch zäher Schatten Marte. Demgemäß fiel auch in dem blutig romantischen Drama, das ich zu jener Zeit im Anschluß an die Lektüre des ‚Lederstrumpf‘ und des ‚Waldläufer‘ ersonnen hatte, dem Konsultöchterchen die wichtige Rolle zu, Minnehaha, ‚das lachende Wasser‘, darzustellen. Minnehaha war die Tochter des Häuptlings der Plattfußindianer, des federbunten Großen Büffels. Um sie warb unter Abenteuern und Kämpfen der edle spanische Goldsucher Don Rodrigo de la Concha, der eigentlich ein vertriebener kastilischer Herzog war. Minnehaha aber wurde tückisch geraubt von Timm Eiteljörge, einem listigen Blaßgesicht mit glatten Manieren und einer Brille. Und auf dem Markt, in der Goldgasse und Priestergasse, am alten Schloß, wo die Syringen blühten, auf den schmalen Gartenwegen zwischen den Fischräuchereien war damals an vielen lauen Sommerabenden bis in die tiefe Nacht hinein ein wildes Kriegsgeschrei.

Ich, der edle Don Rodrigo de la Concha, befand mich nun mehr

als einmal hiebei in der merkwürdigen Lage, daß ich eifersüchtig den verruchten Timm Eiteljörge beschlich, um ihm ‚das lachende Wasser‘ wieder zu entreißen, und daß ich doch zu gleicher Zeit die stille Freundin aus dem Senatorhause an der Hand mit mir zog. In meinem Drama aber stand von solchem Doppelspiel nichts geschrieben.

Im Besitze der Geschwister Blud befand sich ein illustriertes Buch voll kurz gefaßter Mären und Geschichten, voll Eselsohren und brauner Stockflecke. Dieses Buch wurde, kaum entdeckt, uns ein Magazin, aus dessen Vorräten wir unsere hungrige Phantasie durch Jahre hindurch üppig speisten. Was an Goldglanz alter, prächtiger Zeiten, an Duft des Wunderbaren und Ahnung fremder Zonen und Meere unsere frühe Kindheit verklärte, das verdankten wir zu einem nicht geringen Teil dem kunterbunten Buche.

Da war erzählt, wie König Rother verkleidet nach Konstantinopel geht und der wunderschönen griechischen Kaisertochter den Schuh anzieht; wie der Dulder Odysseus im Freiersaal durch die ausgerichteten Beilöhre schießt und zuletzt einen Pfeil auf die Sehne legt, um ihn in die Kehle des frechsten Freiers zu schnellen; wie Johann Sobiesky, der König von Polen, nach der Türkenschlacht vor Wien hochatmend den Helm vom Haupte nimmt und dem Christengotte für den Sieg dankt; wie Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien und Kolumbus Amerika entdeckt; wie kühne Jäger, in Eisbärfelle gehüllt, die Walfische bei Grönland harpunieren; wie die Juden vor den Augen des ergrimmten Pharao durchs rote Meer ziehen; wie Aladdins Wunderlämpchen brennt, und wie Robinson Crusoe seinem guten Vater in Hamburg entläuft, um sich für eine Anzahl Guineen auf dem Kauffahrer zu verheuern.

Das alles trug sich nun auch in dem Brinklage unserer Kindheit wieder von neuem zu, und die hochgelegene Turmstube von St. Marien, wo David Klasen unter der Schusterkugel saß und hämmerte, die schmalen Gartenwege zwischen den Fischräuchereien, die Sargtischlerei, wo der Gesell Gnadenbrot hobelte, die Bodenkammern im Kliff, wo die Spinnen ihre großen Radnetze ausgespannt hatten — jeder Fußbreit und Winkel unserer Kindesheimat war von Märchen und Wundern ganz erfüllt. Besonders auch das Konsul Bludsche Haus.

In der Tischlerei warf Gnadenbrot, wenn ihm des Tumultes zuviel wurde, wohl verbissen den eisernen Meßwinkel aus der Hand oder schlug mit der Faust auf einen Sargdeckel, daß es dröhnte; in der Schusterstube konnte es kommen, daß Meister Klasen, obwohl an Gewitter und Sturmeslärm gewöhnt, plötzlich von seinem Schemel aufstand und unwirsch nach dem Spannriemen langte; und selbst im Kliff, wo der vielfältige Lichtschein aus den kleinen Opalglaskuppeln uns einen Geschmack von dem

Aladdinschen Wunderlämpchen gab, kam nicht selten der Augenblick, da der Geduldsfaden der alten Matten, so dick er gesponnen war, zerriß. Nur in dem Konsulhause mit seinen weitläufigen Speichern fanden auch die geräuschvollsten Betätigungen unserer Spielphantasie zu jeder Stunde ihre gerngewährte Freistatt.

Das stattliche Bürgerhaus lag dem Kliff benachbart neben der Apotheke und erfreute sich einer vornehmen Windfangtür, die, je nachdem man sie ganz oder bloß halbweit öffnete, die verschiedenen Schnaufarten der Orgelbälge von St. Marien getreulich nachahmte. Konsul Bluck, der ein jovialer und satirischer Herr war, liebte wohl auch gelegentlich Möddersch Oses vielgeplagten Kropf als Vergleichsobjekt heranzuziehen, wobei er gern hinzufügte: ‚Natürlich: cum grano salis gesprochen — hahahaha!‘ Neben der Windfangtür wiegte im leisen Wehen der Luft ein mächtiger Nußbaum die breite, knorrige Krone und schien wie verlangend nach Senators Akazie hinüberzuschauen, deren jungfräuliche Formen stets in holder Schlankheit aufwärts strebten. In wieviel lauen Nächten zur Blütezeit mochte sich der tieftönige Gesang des Nußbaumes mit dem lichten Gerausch des Akazienlaubes vereinigt, an wieviel grauen und dumpfen Wintertagen mochten sich ihrer beiden Träume von künftiger Frühlingsherrlichkeit in dem schwebenden Nebel vermischt haben! Nun aber war der Nußbaum ins Greisenalter gekommen, und immer häufiger widerfuhr ihm der böse Zufall, daß er das Gesetz der Jahreszeiten vergaß und mitten im schönsten Sommermond unversehens seine Blätter abwarf. Dann stand er in trauriger Kahlheit, von Träumen und Vögeln verlassen, und wurmte sich, während drüben seine Freundin Akazie in jeder Nacht noch neue Blüten anschaffte, und die Zeisige und Rotkehlchen in ihren Zweigen sich vor Seligkeit kaum zu lassen wußten.

Neben der Windfangtür befand sich aber noch ein anderes, das erst recht geeignet war, zum Ansehen und Schmuck des Hauses beizutragen. Es war viereckig, aus schwarzpoliertem Glase, und wies in goldenen Buchstaben die pompöse Inschrift auf: ‚Henry Bluck, Konsul der Republik Bolivia.‘

Wer, nachdem er mit gebührendem Respekt von dem Schilde Kenntnis genommen, durch die schnarchende Windfangtür in das Haus eintrat, gelangte zunächst in einen breiten, mit unregelmäßigen Steinplatten belegten Flur, der nach dem Hof und den Pelzspeichern führte. Linker Hand befand sich ein geräumiger, aber düsterer Saal, der sogenannte Pesel, dessen Fenster nach dem Hofe schauten. Über dem Kanapee, unter Glas und Rahmen, hing hier die Bestallungsurkunde des Herrn Konsuls. Sie war in spanischer Sprache abgefaßt und ein Wunderwerk fremdartiger Kaligraphie. Längs der Wände standen wohlgezimmerte Schränke und

John Constable/Das Kornfeld



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München

Leinwandladen, aus deren Innerm zu jeder Zeit ein Hauch von Lavendel hervordrang. Rechts vom Flur war das Kontor mit seinen Pulten und Schreibern und dem breiten, abgeblätterten Ledersessel des Herrn Konsuls. Ganz hinten aber, am Ende des schattigen Hofes, lag, uns Kindern verwehrt und deshalb meist mehr geahnt als geschaut, der Sonnen- und Blütenschimmer eines wundersam gepflegten Gärtleins. Dort hätte man häufig die Frau Konsulin, die eine noch junge und schöne, immer stille Frau war, in weißem Kleid und Sommerhut zwischen den Büschen wandeln sehen können, und von dort kam oft unvermerkt mit dem Wind ein schwülwarmer Rosenduft in den Flur dahergeschwommen, um sich hier mit dem Geruch von Naphtalin und Kampfer, der mehr oder weniger stark in allen Räumen des Hauses herrschte, zu vermischen.

Konsul Blud war es, der sich als unserer jugendlichen Spiele bester Freund bewährte, und selbst wenn unsere Wildheit etwa störend in den heiligen Zahlenfrieden des Kontors einbrach, dann kam von dem abgeblätterten Ledersessel her kaum jemals etwas anderes als ein beifälliges joviales Lachen. Fast gewann es den Anschein, als ob der Herr Konsul sich lieber selber noch zwischen uns Kindern getummelt und mitgespielt als täglich mit dem Lineal Striche in dem ungeheuer dicken Hauptbuche gezogen hätte. Und in der Tat wußte Eike, die sein Liebling war, von Tagen zu berichten, da der fröhliche Papa ihr plötzlich aus einem Speicherwinkel auf allen Vieren entgegengekrochen war, vom Kopf bis zu Füßen in ein Löwenfell gehüllt und so schrecklich wie ein wirklicher Löwe brüllend.

Der Herr Konsul hatte, wie bekannt war, in seiner Jugend ein halb Dutzend Jahre als Pelzjäger drüben im westlichen Amerika gelebt und bewahrte aus dieser Zeit her einen Schatz von Abenteuern im Gedächtnis. Für alles, was mit den Indianern zusammenhing, galt er uns schlechthin als Fachmann. ‚Das stimmt nicht,‘ meinte er mit bezug auf die prächtig bunten Bilder in Timm Eiteljörges „Lederstrumpf“. ‚So sehen sie nicht aus, sondern viel abgerissener und desperater, ich möchte sagen, zigeunerhafter — die wilden roten Kerle. Am liebsten aber saufen sie das Feuerwasser.‘ Im übrigen war der Herr Konsul für seine Mitbürger ein Mann vom besten Schrot, wenn auch die Späße und Anekdoten, die er gelegentlich in ‚der blühenden Schiffahrt‘ am Stammtisch in Umlauf setzte, wohl nicht immer Möddersch Oses Billigung gefunden haben würden. Man sah auch darüber hinweg, daß der Herr Konsul, wenn er — und das geschah nicht selten — in Geschäften nach Hamburg reiste, dort mit seinen Geschäftsfreunden Mayer Männlein und J. F. Brodersens Söhne viel Geld springen ließ, gute Weine trank und eine feine Sorte Pastetchen aß, die er in einer Flut Worcester Shire

Sauce schwimmen ließ. ‚Das hat er so von dem Amerika mitgebracht‘, meinte die Möbbersch entschuldigend. Wenn sie freilich von dem beliebten Vergleich mit der Windfangtür gewußt hätte, dann wäre ihr Urteil wahrscheinlich weit schärfer ausgefallen.

Mit dem Senatorhause hielt Konsul Blud die beste Freundschaft. Weil es in dem winkeligen Hof und in den Speichern eine gewisse bösartige Sorte Ratten gab, bei der selbst die Hunde nicht gern zubissen — ich habe im Zwielicht der Sommerabende mehr als eine über meinen Fuß huschen gesehen; sie waren bei der Nähe der Fischräuchereien erschrecklich wohlgenährt und groß und die meisten so alt, daß ihre Rückenpelze wie faules Holz phosphoreszierten — so entlieh sich der Kaufherr von Zeit zu Zeit vom Nachbar Senator einen gewissen geschmeidigen weißen Kater, der wegen seiner zierlichen schwarzen Pforten ‚der Gestiefelte‘ genannt wurde und der erfolgreichste Rattenfänger im ganzen Kirchspiel war. Um die ganze Weihnacht, wenn ein guter Schnee gefallen, kam es wohl zwischen den beiden Familien auch zu einer Schlittenpartie, wozu der Herr Konsul seinen prangenden Staatsschlitten und seine beiden Rappen hergab. Dann ging es — der Herr Konsul, eine hohe Bibermütze auf dem Kopfe, lenkte selbst — mit Schellengeläute und lustigem Peitschenknall in windschneller Fahrt durch die Gassen und Gäßchen, aus dem Städtlein in die Heide hinaus. Wir Kinder lagen in die Decken und Pelze gedrückt und dachten, wenn wir die schöne, stille Frau Konsulin, ganz in weißem Zobel, ansahen, vielleicht an das zauberhaft huschende Gespann der Schneekönigin, die weit draußen zwischen den Eisbergen wohnt; wir hörten das feine Klingen des gefrorenen Schnees, das Schnauben der Pferde und die artigen Worte, die mein Taufpate an die Frau Nachbarin richtete, bald nur noch in halbem Traum. Ganz blitzschnell flog die Welt an uns vorüber; kaum war der Rauch aus der Goldbaumschen Bäckeresse vor unsern Nasen verweht, da schnitt auch schon die Schlittenkufe dicht am Rande von Senators tief verschneiter Mergelgrube vorbei; dann kamen Bäume, Kiefern und Hainbuchen, wunderliche, wie Hexenbesen geformte und in Weiß vermummte Bäume, bei deren Anblick uns das letzte Atmen und mühselige Sterben des guten Jonas Timotheus Wockenfuß wie Blitz und Donner durch die Gedanken zuckte; eine Sekunde weiter, da verdunkelte sich der Himmel, es wirbelten dichte Flocken, und schon sausten wir stumm am alten Königspesel vorüber. Da vergaßen wir niemals, die Köpfe zu recken, und wirklich war es uns allen einen Herzschlag lang, als hätten wir drüben in dem stöbernden Schneenebel den blonden König Harald gesehen, wie er mit todestraurigen Augen aus einem der leeren Fenster auf die Heide herausstarrte.

‚Hörst du es, Olaf?‘ lispelte dann Marte.

Ich nickte bloß, aber ich hörte es deutlich. Ein leises, wehes Klingen, das noch eine ganze Weile hinter uns in der Luft her war. Es kam von dem Harfenspiel des alten getreuen Wildmeisters Hindhede.

Das war an Wintertagen. Im langen Sommer aber stand der Staatsschlitten, der einen geschnitzten Bären mit ausgebreiteten Tatzen als Galion führte, still im Hofschuppen, und wenn wir uns auf den Speichern im Kampferbereich von Silber-, Blau- und Griesfuchs, Marder, Biber und Opossum müde gespielt hatten, dann räkelten wir uns gern, bis die Abendbrotzeit kam, auf den bequemen samtenen Schlittenpolstern und machten in der Phantasie etwa wieder eine Winterreise durch die Heide, bei der es freilich weniger gemütlich zuging. Denn hinter uns her waren jetzt ganze Rudel hungriger Wölfe. Schon spürten wir ihren heißen Atem in unserm Nacken, die Pferde keuchten, und von Zeit zu Zeit wandten wir uns im Schlitten um und knallten nach rückwärts mit unsern Flinten auf die Bestien. Gottlob, da tauchte schon der Königspesel auf — wir waren gerettet! Denn hier war verrufener — nein, heiliger Boden, um den das Raubgeziefer bloß scheu herumging.

Aber wir Kinder wagten uns hin. Und nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern auf leiblichen Füßen. Bei blauem Himmel an Ferientagen, wenn es uns in der kahlen, flimmernden Mergelgrube zu langweilig oder heiß geworden war, dann suchten wir gern den Schatten des alten Gemäuers auf und beschritten mutvoll, wenn auch klopfenden Herzens den zerbröckelnden Estrich, mitten zwischen Tisch und Gestühl, wie es unberührt aus der Vorzeit her dastand. Die Verrufenheit des Ortes, im vornherein mehr märchen- als spukhaft, war für unsere Spielphantasie gerade die rechte Atmosphäre, und es dauerte nie lange, dann saß ich oder Harre Blud mit den Ringellocken als König Harald am Fenster, um Elna Lanesgaard, die Goldhaarige, zu betrauern. Ein anderer von uns gab den alten Hindhede, den verbissenen, aber treuen Wildmeister, und spielte auf der Harfe, die aber bloß eine kleine Mundharmonika war, oder gefiel sich, um der Rolle des Hofnarren gerecht zu werden, in den seltsamsten Späßen. Draußen in gemessener Entfernung aber schlich ums Haus herum Heike Feddersen, ‚de grise Hund‘, wie er in dem Buche des Kirchspielvogts hieß. Er hatte ein wirkliches Wolfsfell um die Schultern geschlagen und blieb zuweilen stehen, um die Luft mit heiserem Gebell zu erfüllen. Und irgendwo in der Nähe, wo eine sumpfige Wiesenstelle war, schnarrte dazu ein Wachtelkönig, daß es traurig von Einsamkeit zu Einsamkeit klang.

So steht mir die Erinnerung an einen gewissen verschleierten Julimorgen noch mit traumhaft verwischten, aber doch untilgbaren Zügen von damals her in die Seele geschrieben. Wir waren auf allen Vieren

in unsern Pesel hineingekrochen, behutsam, ein großes, kunstvolles Radnetz nicht zu zerstören, das eine fleißige Spinne über Nacht in der ganzen Breite der Türöffnung ausgespannt hatte. Millionen winziger Tautropfen funkelten längs der feinen Maschen, dem Werk das Ansehen einer köstlichen Seidenspitze gebend, die von Brillanten ganz übersät war.

‚Das ist die Nebelblume, Kinder,' hatte die Mödbersch erläutert, als sie einmal in der Frühe uns ein ähnlich Stück Nachtarbeit an Tettenbooms Gartenzaun zu zeigen Gelegenheit fand. ‚Wenn die Sonne steigt, dann schmilzt die Blume dahin. So schmelzen Jugend und alles Menschenglück.'

Die Nebelblume, die ich an jenem Sommermorgen, mit meiner Krone aus Goldpapier am Peselfenster sitzend, betrachtet habe, steht mit ihrem Glitzern heute wieder vor meinem geistigen Auge. Desgleichen ein unbedeutendes Astloch in der Türfüllung, darauf ich damals unverwandt hinstarren gemußt, um zu beobachten, wie ein vorwitziger Sonnenstrahl, der einem goldenen Finger glich, von draußen hereinlangte und sich am Netzwerk der Blume zu schaffen machte. Und wo der Sonnenfinger hinrührte, da schwand sogleich der diamantene Glanz und das Glitzern, und blieb nur ein fades, graues Gespinst als toter Rest zurück.

Ja, wie mir jene Spielszene mit ihrem Gemisch von Traum und Wirklichkeit heute wieder vor Augen tritt! Ich hatte die Krone, als sei sie mir zu schwer, vom Haupte genommen und neben mich in das Fenster hingelegt. Ringsum war die tiefe Stille und die Schwüle einer Sommerheide, über der sich Gewitter sammelten. Der getreue Hindhede lag, vom Klettern in der Mergelgrube ermüdet, auf der Bank ausgestreckt und schien von Schlummer umfangen. Da verwirrten sich, während ich wartete, daß Elna Landesgaards Geist erscheine, auch mir die Gedanken zum Traum. Ich sah die Tür, darin der Goldfinger war, aufgehen, und Jan Baaschs Meerweib trat herein. Ihr Antlitz war schön, aber blaß; das Haar wie Flachs, die Augen die reinste Perlmutter. Wie ein körperloser Glanz schritt sie durch die tote Nebelblume hindurch, neigte über mich einen schimmernden Arm. ‚König Harald,' erklang ein Lispeln, ‚ich lasse dich nicht. Ich bün din — du büst min — wir sind een —'

Da schlug die Tür, ein feuchtkühler Zugwind strich durch den Pesel. Ich fuhr erwachend empor. Vor mir stand Elna Lanesgaard, von einem langen, weißen Gewand umflossen, durch das eine Schnur von Mondsteinen wie Perlmutter schimmerte. Es war meine Gespielin Marte, die schon eine geraume Weile ihre Augen auf mich geheftet hielt.

Draußen ging jetzt dumpfer Donner über die Heide. Unser Wildmeister saß auf der Bank und rieb sich ernüchtert die Augen, und bald kam Heike Feddersen, der Wolf, geduckt, mit verregnetem Pelz, in den Pesel geflüchtet. — Das Spiel war aus. (Fortsetzung folgt.)

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. / Von Martin Spahn

Am 15. Juni ist es ein Vierteljahrhundert her, daß unser Kaiser den Thron bestieg. Er wird — und sein Volk mit ihm — an dem Tage in getragener, festlich ernster Stimmung auf den weiten, bedeutsamen Lebensabschnitt Rückschau halten, den er seit dem Jahre 1888 zurücklegte. Im Grunde aber ist der 15. Juni nicht nur ein Gedenktag des Kaisers wegen und für den Kaiser, die Bedeutung des Tages reicht über die der meisten Regierungsjubiläen hinaus. Das ganze zeitgenössische Deutschland hat Anlaß, am 15. Juni in seinem geschäftigen Lauf stille zu halten, gleich als gelte es ein Jubiläum der Nation in ihrer Gesamtheit. Weit war der Sprung aus der Zeit vor dem Regierungsantritte Wilhelms II. in die Zeit, die mit ihm anhob.

Kaiser Wilhelm hat, wie die Mehrzahl von uns, seine Kinder- und Jugendeindrücke noch im vollen Flusse des Zeitalters vor 1888 empfangen. Als er am 27. Januar 1859 geboren wurde, waren kaum vier Wochen vergangen, seit Napoleon III. beim Neujahrsempfang den österreichischen Botschafter unhöflich angesprochen hatte. Die zwölfjährige Kriegsperiode begann, in der Österreich seine deutsche und italienische Stellung verlieren, das Königreich Italien entstehen, Preußen an die Spitze des nichtösterreichischen Deutschland gelangen sollte, in der der Traum des neuen Deutschen Reiches Wirklichkeit wurde und der Schimmer napoleonischer Herrschaft über Frankreich zum zweiten Male verblich. Daß der junge Prinz bald mit hellen Sinnen an den großen Ereignissen Anteil nahm, dafür birgt sein ganzer Charakter. Dafür liegt aber auch noch das eine oder andere unmittelbare Zeugnis vor. So war er dabei, als sein Großvater den die Verfassung beratenden Reichstag im Weißen Saale am 26. Februar 1867 eröffnete. In der ‚Kreuzzeitung' erschien tags darauf unter dem Striche über die Feierlichkeit eine Plauderei. Darin heißt es: ‚Während noch wenige Mitglieder anwesend waren, erschien auf kurze Zeit der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der Thronerbe, in dem Saale, dessen Einrichtung ihm die Herren erklärten. Der junge Prinz, in der kleidsamen schwarzen Knabentracht mit dem roten Tuch um den Hals, erregte durch seine lebhaften, sicheren Bewegungen und seine Fragen über die Einrichtung großes Interesse. Später, während der Zeremonie, befand er sich an der Seite seiner erlauchten Mutter in der königlichen Loge.' Vier Jahre später durfte er schon hinter dem Vater herreiten, als das aus Frankreich heimkehrende Heer seinen siegreichen Einzug durchs Brandenburger Tor hielt. Er war Student, als der Berliner Kongreß den Ruhm des Fürsten Bismarck auf dem Gipfel zeigte und als der Kanzler bald darauf in heftigen Kämpfen mit dem Reichstag die großen organisatorischen Gesetze auf dem Gebiete der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik durchsetzte, durch die das Reich erst wirklich einen Lebensinhalt erhielt und dank denen es sich zu einem die Einzelstaaten überragenden und umschließenden Staatswesen ausbildete. Also währten die Tage des Ringens um die Aufrichtung und Behauptung des Reiches noch, bis der Großvater die Augen für immer schloß und auch Fürst Bismarck an der

Grenze seiner schöpferischen Leistungsfähigkeit angelangt war. Als der junge Prinz indessen, an die Schwelle des Mannesalters gekommen, unerwartet rasch zur kaiserlichen Würde erhoben wurde, stand er binnen kurzem mitten in den nun fertig gewordenen, die Hülle sprengenden Verhältnissen des neuen Deutschland. Lange schon hatte sich der Wandel der Zeit vorbereitet; nun schien er dennoch plötzlich.

Den Kaiser selbst trennte von seinem wahren Vorgänger — denn die hundert Tage Friedrichs III. waren nur ein kurzes, wehmutvolles Zwischenspiel — ein Abstand von zwei Generationen. Wie aber dem Großvater in Wilhelm II. sogleich der Enkel folgte, so klafft auch zwischen der Nation, wie sie gegenwärtig ist, und dem Geschlecht, das Deutschlands Geschicke von 1848 bis 1888 trug und mitbestimmte, eine tiefe Kluft. Als wenn sich beide Zeiten nicht unmittelbar aneinander reihten, sondern ein Jahrhundert dazwischen läge, so ganz andere Anschauungen und Sitten, so ganz neue Strömungen und Absichten werden seit 1888 Herr über unser Volk. Hält man ein Bild Wilhelms I. und Wilhelms II. nebeneinander und gibt man sich Rechenschaft über die grundverschiedene Art der äußeren Erscheinung beider, ihres Auftretens, ihrer Haltung, ihres Seins, so symbolisiert sich in den beiden Männern dem sinnenden Betrachter alsbald der Gegensatz des gesamten deutschen Lebens ihrer Zeitalter. Wilhelm I. verkörpert das Deutschland der Väter. Sie waren noch aufgewachsen in den kleinen, schlichten Verhältnissen vergangener Jahrhunderte, in der Kleinstaaterei mit ihren Bedrängnissen und all ihrer inneren Zwietracht und im Banne des vielhundertjährigen Harrens auf die deutsche Einheit. Wilhelm II. dagegen repräsentiert das Deutschland der Zukunft, den Staat, der Weltpolitik treibt, die gewaltige, bald vielleicht die stärkste europäische Wirtschaftsmacht, die in fast unerhörter sozialer Umwälzung begriffene nationale Gesellschaft. Eben deshalb stellt sich der nahende 15. Juni nicht nur als der Tag des Kaisers dar, sondern auch als der Tag der Nation. Mit dem Kaiser darf die Nation der 25 Jahre als eines Zeitabschnittes gedenken, der auch in ihrem Leben einen Einschnitt bildet. Der 15. Juni beschließt auch in ihrem Dasein 25 Jahre, er vollendet das erste Vierteljahrhundert ihrer Entwicklung auf dem neuen Wege. Ganz von selbst werden daher manche Werke und Schriften, die dem Kaiser zu Ehren in den nächsten Wochen erscheinen, zu Berichten darüber geworden sein, was die Nation unter ihm aus sich gemacht hat. Die Versuchung liegt nahe. Aber persönlich, wie Wilhelm II. in den Werdegang des gesamten Volkes eingegriffen hat, teilnahmvoll und unablässig, wie er ihn gefördert hat, darf er beanspruchen, im Mittelpunkte jedes Rückblicks auf die letzten 25 Jahre zu bleiben, der die Dinge im rechten Lichte sieht.

So groß, wie der Umschlag der Verhältnisse war, und so jung der Kaiser noch war, so ist Wilhelm II. doch ohne Zögern in aller Bestimmtheit hin vor die Nation und die Welt getreten. Sofort erfüllte er sie mit dem Klange seines Namens. Sein Temperament trieb ihn dazu; die Bedeutung seiner Persönlichkeit befähigte ihn dazu. Gegen alle Widerstände und alle Unterschätzung setzte er sich durch. Er ward der Führer. Das Ausland, das aus größerer Entfernung ihn beurteilt als seine Untertanen, hat von Anfang

an bis auf diesen Tag darin untrüglich scharf gesehen. ‚Der Kaiser' war und ist für die Engländer, die Amerikaner, die Franzosen eine deutlich umrissene Erscheinung, die sie beschäftigt und fasziniert, mit der sie auch rechnen. Er verschwindet wahrhaftig nicht im Gewühl der Heerhaufen; voll Eigenart und dank seiner bezwingenden Willenskraft hebt er sich vielmehr von seinen deutschen Zeitgenossen ab.

Sein Interesse am Staat, am Geistes- und Wirtschaftsleben scheint unablässig wach zu sein. Er hört aber nicht nur, läßt sich nicht nur berichten. Seine rege, rasche Auffassung setzt ihn zu dem, was er erfährt, eilends in persönliche Beziehung; er bildet sich sofort sein Urteil, dem Urteil folgt die Meinung, ihre Äußerung, oft auch der Entschluß zu handeln auf dem Fuße. Hat sich sein Geist einmal einem Gebiete zugewandt, so lockt es ihn, sich auch darauf zu versuchen. Er zeichnet und malt, er komponiert und erteilt Rat bei der Vorbereitung geschichtlicher Werke, er arbeitet Tabellen aus über die Größe der fremden Kriegsflotten, um sie als Unterlagen für die Organisation der eigenen Flotte zu verwerten; er konstruiert Schiffe. Ein Höchstmaß rezeptiver Lebendigkeit und zugleich eine außerordentliche Lust am Wirken, Mitsprechen und Mithandeln, eine oft blendende Vielseitigkeit in der Teilnahme an der Außenwelt bei gebieterischem Drang, nur nach eigenem Gesetze zu wachsen, im Wesen stets sich treu zu bleiben: aus dieser doppelten Anlage rührt wohl der Eindruck sprühenden Lebens, genialen Menschentums her, durch den der Kaiser als Mann von dreißig Jahren die Aufmerksamkeit erzwang und der heute mit nahezu fünfundfünfzig noch kaum vermindert von ihm ausgeht.

Die angeborene Anlage hat Wilhelm II. um so ungehemmter entfalten können, sie prangt in der Fülle ihrer Farben und Linien um so unbefangener, da er noch als Jüngling zur Regierung gekommen, selbständig und der Herr eines großen Volkes, Leiter einer Großmacht geworden ist. Früh war ihm das Glück vergönnt, zugleich Gewalt zu haben und begabt zu sein. Der Kaiser weiß selbst sehr wohl, daß er keine gewöhnlichen Gaben besitzt und eine Anwartschaft von Geistes Gnaden wie durch seine Herkunft auf das Herrschen hat. Sein gescheitester Erzieher, Hinzpeter, hat ihn schon kurz nach der Thronbesteigung dahin charakterisiert: ‚Diese kräftige, eigenartige Pflanze sog aus allem ihr Gebotenen das für ihre besondere Entwicklung Brauchbare und assimilierte es sich zu fröhlichem Wachstum. Seine Natur ist im eigentlichen Sinne eine souveräne, das heißt selbständige, auch positiv bei dem Entfalten der eigenen Individualität und dem Gestalten des eigenen Lebens.' Der Kaiser glaubt an seine göttliche Sendung als Fürst und als genialer Mensch. ‚Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse.' Wie im großen Kurfürsten, so ‚ist auch in mir ein unbeugsamer Wille, den einmal als richtig erkannten Weg allem Widerstand zum Trotz unbeirrt weiter zu gehen'. ‚Wenn ich mir etwas vorgenommen habe, führe ich es auch durch.' ‚Keine wichtige Entscheidung in Deutschland, ja in der Welt, soll fallen ohne den Deutschen Kaiser.'

Dieses von Leidenschaft durchglühte, pathetische Selbstbewußtsein, das sich nicht selten in zornigem Tadel oder drohend Luft verschafft, hat mehr als

alles andere unsere an kleine Geister und unpersönliche Menschen gewöhnte Zeit gegen den Kaiser voreingenommen. Nur wenige würdigten, wie es in dem Charakter Wilhelms II. durch einen Zug ergänzt wird, der die unanfechtbare Marke jedes wahrhaft bedeutenden, ethisch wertvollen Menschen bildet: durch seine Pietät und seinen Ernst. Sein ganzes Leben durchziehen die Achtungsbezeigungen vor allem Großen und Edlen in unserer nationalen Vergangenheit, wie vor allem, was ihn an seinen Zeitgenossen ohne Rücksicht auf Staatsgrenzen bewunderungswürdig oder ergreifend anmutet. Trotz seiner Reizbarkeit und trotz der persönlichen Art von Bismarcks Kritik an ihm hat Wilhelm II. auch dem reckenhaften Kanzler gegenüber diesen Zug seines Wesens nicht verleugnet. Er pflegt die Erinnerungen seines Volkes an glorreiche Zeiten, wie etwa die der Befreiungskriege. Er ehrt die Dankbarkeit der Nation für ihre schaffensstarken, tatenbereiten Staatsmänner ganz ebenso, wie er der langen Kette all der Herrscher immer wieder huldigt, die seit Albrecht dem Bären über die Mark regierten und aus deren Wirken allmählich die staatlichen Kräfte erwuchsen und sich gestalteten, dank denen er heute seine Stellung in Deutschland und in der Welt einnehmen kann. Er vereinigt sich mit seinen preußischen Regimentern im Gedenken an die Tage ihrer furchtbaren Blutopfer; aber er hat auch den hannöverschen Regimentern ihre geschichtlichen Ehrennamen wieder verliehen und sich dabei zu dem Grundsatz bekannt: ‚Eins der Hauptprinzipien, welche ich stets, solange ich die Ehre habe, mein Heer zu führen, allerorten verkündet und vertreten habe, ist die Tradition.‘ Tiefgläubiger und entschiedener Protestant, der dem legendarischen Wilhelm dem Schweiger und Coligny Denkmäler errichtete, erkennt er ohne Widerstreben doch auch die geschichtliche Größe der katholischen Kirche an. Wie warme Neigung hat er dem ehrwürdigsten Orden der Kirche, den Benediktinern, bezeigt, mit welcher Verehrung verbeugte er sich vor dem greisen Leo XIII., in dem alle Erhabenheit des Papsttums zum unvergleichlichen Ausdruck gelangte. Hinzpeter hat über diese Eigenschaft des Kaisers gewiß das schönste Wort gesagt, das sich in seiner ganzen Charakteristik findet: ‚Nie ist eine menschliche Seele stärker ergriffen gewesen von Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit.‘

Des Kaisers Ehrfurcht als Charaktereigenschaft spiegelt sich tagaus, tagein in seiner Auffassung des Lebens mit allen seinen Pflichten wider, vorzüglich aber in der Heiligkeit, die er dem grundlegenden aller gesellschaftlichen Verhältnisse, der Familie, der Mitgliedschaft in ihr, der Verpflichtung gegen sie beimißt. Mit welcher Ehrerbietung spricht er nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit von seiner Gemahlin, der Kaiserin! Als sein ältester Sohn auf die Universität kam, ließ der Vater es sich nicht nehmen, ihn persönlich dorthin zu bringen. Ähnlich begleitet er alle seine Kinder bei jedem wichtigen Schritte ihres Lebens und redet ihnen dabei tief ins Gewissen. ‚Wir haben‘, sagte er ein Jahr nach dem Tode Wilhelms I., ‚zwei Könige verloren, ich habe einen Großvater und Vater in kurzer Zeit vor mir dahinsterben sehen; ich glaube, das ist genug der Schule für einen jungen Herrn, der berufen ist zum Herrscher über ein solches Land.‘

Je hervorragender ein Mensch begabt und je tiefer er veranlagt ist, desto

stärker ist in der Regel die Nachwirkung vergangener Zeiten seines Volkes und seiner Kultur in ihm, und desto klarer zeichnet sich doch auch in seinen Ideen der Grundcharakter ab, den die gesellschaftlichen und politischen Ideen um ihn hertragen.

Unser politisches Wesen leidet in der Gegenwart vor allem daran, daß es zugleich preußisch und deutsch ist. Preußentum und Deutschtum haben sich zwei Jahrhunderte hindurch in ganz verschiedener Richtung entwickelt. Nun sind sie seit 1866 zueinander gefügt, ergänzen sich, stimmen aber noch keineswegs überein. Diese Doppelnatur unseres gegenwärtigen staatlichen Daseins beherrscht auch das politische Wesen des Kaisers. Der preußische Kern ist unverkennbar; er ist jedoch ganz und gar von reichsdeutschen Stimmungen und Gedankengängen umsponnen und überstrahlt. Es fehlt dieser Erscheinung nicht an Vorläufern in der Familie des Kaisers selbst. Die Hohenzollern waren, ehe sie in die Mark übersiedelten, im Dienst der Kaiser und des Reiches in die Höhe gekommen; ihre Heimat lag im Herzen des Reiches. Fest sind sie mit der Mark und Preußen verwachsen, der ‚reichische' Einschlag aber ist immer in ihrer Familie lebendig geblieben und gerade in ihren geistig vielseitigeren Mitgliedern wiederholt stark hervorgetreten.

Von allen Hohenzollern der preußischste war vielleicht nächst Friedrich Wilhelm III. Wilhelm I. Er und sein Enkel haben sich in den letzten Jahren des greisen Kaisers aufs herzlichste nahe gestanden, und bis auf diesen Tag widmet Wilhelm II. dem Andenken des Großvaters einen Kult voll verwandtschaftlicher Wärme und Liebe. An ihm vor allem richtet er sich auf. Aber er weiht nicht nur dem Großvater persönlich seine Verehrung. Der im hohenzollerischen Hause lebendige Haussinn, mit dem sich typisch ein Gefühl besonderer Zusammengehörigkeit der Hohenzollern und der Märker verbunden hat, ist auch in Wilhelm II. voll entwickelt. Ein dritter scharf ausgeprägter Zug des Kaisers in dieser Richtung ist seine enge Beziehung zum Heere. Seine ersten Worte als Kaiser galten dem Heere. ‚So gehören wir zusammen — ich und die Armee —, so sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein.' Ohne Rast ist Wilhelm II. in den 25 Jahren seiner Regierung diesen Worten gemäß, wenn er nicht im Auslande weilte, von Garnison zu Garnison, von Manöver zu Manöver geeilt, um das Heer ständig unter Augen zu behalten, um nichts unbemerkt und ungetan zu lassen, was zur Vervollkommnung der Truppen und zur Pflege der alten Zucht und des alten Geistes dienen kann. Des Kaisers Eltern wünschten dereinst, daß der junge Prinz nicht die soldatische Erziehung erhalten solle, die für die Söhne des hohenzollerischen Hauses gang und gebe geworden war. Ihr Wille und der Eifer der Lehrer sind an dem Widerstande der eingeborenen Neigung des Prinzen gescheitert. Aus eigener Lust zog er in sich den soldatischen Geist und die soldatischen Neigungen des Preußen groß. Kein Zwang, nichts Künstliches tritt in dieser Selbsterziehung zutage, sondern offensichtlich brach nur die wahre und starke Natur des Kaisers in ihr durch. Dafür zeugt außer dem beständigen Fleiße, den er dem Heere widmet, vor allem seine Art, die verschiedensten Zweige unseres Kulturlebens, ihre Aufgaben, ihre Richtungen zunächst unter dem Gesichtspunkte der Erziehung seines

Volkes für den Heeresdienst zu beurteilen. Er möchte in allem Praktiker sein, er betont gern und immer wieder auf preußische Art das reale Bedürfnis, obwohl er in der Tiefe seines Wesens ohne Zweifel deutscher Idealist ist. Seiner Stellung zur Reform des Gymnasiums, seiner Bevorzugung der technischen Hochschulen vor den Universitäten, seinen Anforderungen an die bildende Kunst wie an das Theater, seiner Pflege des Volksliedes, seiner Vorliebe für den Sport, seinem Verlangen nach ‚Amerikanern': in all dem dürfte zuletzt ein und dieselbe einheitliche Anschauungsweise zugrunde liegen, aus der sich seine einzelnen Äußerungen des Ansporns oder Tadels zwar nicht ausschließlich erklären, von denen sie aber doch zumeist beeinflußt sind. Der Kaiser möchte nach preußischer militärischer Anschauungsweise im Volke durch Schule, körperliche Übung, Volkslied und Kunst systematisch die sittlichen Kräfte frisch erhalten haben und dem Geiste des einzelnen Individuums die Richtung und Stimmung mitgeteilt wissen, dank der es sich dem Staate im Frieden wie im Kriege begeistert und lenksam hingibt.

Unmittelbar neben den echt preußischen Zügen springen in Wilhelms II. Wesen und Streben aber auch ebenso ausgeprägte reichsdeutsche Züge hervor. Wie fern lag den Empfindungen seiner Vorfahren das Rheinland! Der Kaiser dagegen nannte 1891 diese ‚große industrielle Welt' ‚das Herz unseres Staates mit seinen vielen Arterien'. Ein paar Jahre später verglich er die Provinz mit ‚einem Diamant von zwei Smaragden gefaßt'. Noch weiter von der Empfindungswelt der früheren preußischen Könige entfernt er sich vielleicht in seiner Freundschaft mit den bürgerlichen Kaufleuten der Hansestädte. Auf den Tag, den er alljährlich im Juni in Hamburg zubringt, freut er sich, wie er unverhohlen ausspricht, jedesmal lange im voraus. In seinen Reden erinnert er wohl häufig an bedeutende Ereignisse und Persönlichkeiten der preußischen Geschichte, aber aus Familiensinn oder mit wohlberechneter erzieherischer Absicht. Dagegen die reichsdeutsche Vergangenheit lebt und webt um ihn her. Aus ihr drängen sich ihm die Vergleiche auf. Seine Sprache bekommt wie selten Klang und Farbe, wenn er von den Zeiten Karls des Großen oder Barbarossas spricht, wenn sein Blick auf den rheinischen Domen ruht, wenn vor seinem geistigen Auge breit und bewegt wie der Rheinstrom selbst der tausendjährige Strom west- und südwestdeutschen, ‚reichischen' Lebens vorüberquillt. In jedem Frühjahr treibt es ihn zur Hohkönigsburg, um von ihr aus das gepriesene, beglückte Land staufischer Kultur, das Elsaß zu überschauen, und jeden Herbst durchwandert er die Räume der Marienburg am anderen Ende des Reichs, wo er den Geist einer weniger farbensatten, aber historisch noch weiter tragenden politisch-kulturellen Leistung des mittelalterlichen Deutschtums atmet. In einer ganz deutschen Gedankenwelt lebt der Kaiser, wenn er über Verfassungsfragen spricht oder Ziele unseres staatlichen Lebens bezeichnet. Es ist ihm ohne Zweifel ernst mit seinen Versicherungen, die bestehende Verfassung zu halten. Aber die Verfassung, unter der wir heute leben, ist eine ‚Konstitution', ihren Grundgedanken nach fremdländisches Gewächs; und diese Grundgedanken haben im Kaiser nie Wurzel geschlagen, eben weil er aus der Vergangenheit deutscher Verfassung heraus denkt. Welche erhabene Rolle

spielt nicht der Treugedanke, das Bedürfnis nach Vertrauen zum Könige als dem Führer, das Verlangen nach Anschluß an den König, das Gelöbnis ganzer Hingabe ans Volk in den politischen Vorstellungen Wilhelms II.! Wie unkonstitutionell und wie herrlich deutsch sagte er doch gleich in seiner ersten Thronrede zur Eröffnung des Landtags am 27. Juni 1888: ‚Wie König Wilhelm I. werde ich meinem Gelöbnis entsprechend treu und gewissenhaft die Gesetze und die Rechte der Volksvertretung achten und schützen und mit gleicher Gewissenhaftigkeit die verfassungsmäßigen Rechte der Krone wahren und ausüben.' Vor seinen Augen stand sich Krone und Volk nicht mit gegensätzlichen Machtinteressen gegenüber, wie es die französische Doktrin will, sondern als König hielt er es für sein Amt, der höchste Wahrer des Rechts zu sein, gleichviel ob es sich um das Verfassungsrecht des Volkes oder um das ererbte Recht der Dynastie handelte. Der Kaiser hat auch immer wieder seine Stimme erhoben, um vor dem politischen Parteigetriebe zu warnen. Gar jäh entfuhr ihm einst das Wort, wenn eine politische Partei durch ihre Beschlüsse sein nationales oder Staatsempfinden kränkte. Der Konstitutionalismus setzt das Wirken politischer Parteien voraus; sie sind ihm unentbehrlich. Der Deutsche dagegen hat von jeher in dem Parteiwesen etwas Verderbliches gesehen und, weil er zur Parteiung neigt, sich wider sie als ein Erbübel deutscher Nation gewandt, längst ehe es Konstitutionen in Westeuropa gab. ‚Wir sollen in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme. Wir sollen einem jeden Stamm seine Eigenheit und Eigenart lassen. Es sollen die Stämme und die Berufsgenossenschaften die Hände ineinanderschlagen zu gemeinsamer Arbeit, zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten.' So sprach der Kaiser 1910 zu Marienburg.

Ebenso kehren bestimmte andere echt deutsche Ideen und Ideale in des Kaisers Kundgebungen immer wieder, wenn sich auch im Laufe der Jahre ihre Fassung ändert.

Immer hat der deutsche Staat an dem Aufbau der Gesellschaft, deren äußere Verhältnisse er umfaßt und ordnet, einen schöpferischen Anteil genommen und darauf im Dienste des Volkstums, d. h. vor allem der sozial schwächeren Schichten der Bevölkerung Einfluß auszuüben getrachtet. Mit weitgreifenden sozialreformerischen Absichten, über die er sich vielleicht im einzelnen noch nicht schlüssig geworden war, nahm der Kaiser 1888 die Zügel der Regierung in die Hand. Die internationale Berliner Konferenz für Arbeiterschutz bezeichnet wie ein leuchtendes, warmes Licht den Eingang zu seiner Regierung. Er hat manche Enttäuschung auf sozialpolitischem Gebiete erlebt; manches mußte er wohl auch als undurchführbar anerkennen. Dennoch ist ein sozialpolitisches Gesetz dem anderen gefolgt. Immer neuen Kreisen der Bevölkerung kam die Wohltat sozialer Gesetze zugute. Das ausgedehnte Gebiet der Fürsorge für die Volksgesundheit ist im größten Maßstabe mit öffentlichen Mitteln und durch öffentliche Korporationen angebaut und dadurch ein soziales Werk in Angriff genommen worden, das vermutlich alle anderen, so viel Wert ihnen gleich beizumessen ist, an Bedeutung für die Zukunft hinter sich läßt. Unter den Büchern, die zum festlichen Tage des 15. Juni erscheinen, wird eines sein,

das ausschließlich der sozialen und sozialpolitischen Arbeit in Deutschland seit 1888 gewidmet ist. Der Kaiser hat Wort gehalten mit dem Versprechen, das er dem Reichstag am 25. Juni 1888 zu Beginn seiner Regierung gab: er eigne ‚sich insbesondere die am 17. November 1881 erlassene Botschaft seines Großvaters ihrem vollen Umfange nach an' und werde dahin wirken, daß die Reichsgesetzgebung den Schwachen und Bedrängten im Kampfe ums Dasein den Schutz gewähre, den sie ihnen gewähren könne.

Damals schloß der kaiserliche Redner noch den Wunsch in sein Gelübde ein, daß die Reichsgesetzgebung ihr soziales Werk ‚im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre' verrichten solle. Auch das war keine eitle Redensart in seinem Munde. Der moderne konstitutionelle Staat lehnt den Rückhalt an einer festen Weltanschauung ausdrücklich ab. Der deutsche Staat war stolz auf seine christliche Staatsidee, auf seinen Unterbau sittlicher Grundsätze, auf seine Beseelung durch die Religion. ‚Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen', hat der Kaiser, wie er seinen Preußen im ersten Aufrufe an sie versicherte, Gott gelobt, als er auf den Thron seiner Väter berufen wurde. Er legt andauernd großen Wert darauf, sein Bekenntnis zur christlichen Religion zu wiederholen und mit besonderem Nachdruck dort, wo der Glaube wie etwa an den Universitäten seine Macht über die Gemüter schon größtenteils verloren hat. ‚.... Deshalb kann ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht ohne ein Gebet für mein Volk.' ‚Der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens, zumal aber eines verantwortungsvollen und arbeitsreichen Lebens — das ist mir klarer geworden von Jahr zu Jahr — liegt nur einzig und allein in der Stellung, die man zu seinem Herrn und Heiland einnimmt.' Der Kaiser liebt das Bekenntnis zum christlichen Glauben in Worten. Aber es hat für ihn doch nur Wert, wenn es sich auch in Handlungen, in einem sittlichen Lebenswandel auswirkt. Sittliche Kraft und christliche Religion bedingen nach seiner Überzeugung einander, und beide gelten ihm als gleich wichtige Voraussetzungen staatlichen Gedeihens. Am ausführlichsten hat er dies ausgesprochen, als er im Herbst 1898 an der Einweihung der Erlöserkirche zu Jerusalem teilnahm. ‚Zusammen müssen wir arbeiten, um dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft und seine sittliche Grundlage zu erhalten. Das geht aber nur, wenn man ihm die Religion erhält.' ‚Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren.' Er sieht den Verfall der Sitten um sich her, die Furcht begleitet ihn, daß das Mark des Volkes dadurch verzehrt werden möchte. Er ehrt öffentlich in der Kaiserin die hohe Frau, die ihre Stellung und ihren Einfluß unermüdlich dazu benutzt, den finsteren Mächten zu wehren, die des Volkes Sittlichkeit untergraben. Er erhebt auch selbst seine warnende Stimme, wo er nur kann, vor der akademischen Jugend, vor seinen Soldaten und Offizieren, vor der ganzen Nation. Vor allem ein Ideal legt er denen, die ihn hören, ans Herz, das deutscheste, das die Sittengeschichte kennt, das Ideal der sittlichen Reinheit des Mannes. Nun da das Jahrhundertgedächtnis der Befreiungskriege gekommen ist, nahm er gleich die Gedenkfeier zu Königsberg als erste dazu wahr, um am Beispiel des sich wider den Korsen erhebenden Volkes die Macht und Unentbehrlichkeit der Sitte im nationalen

Leben, immer in Verbindung mit dem Gottesglauben, zu betonen. Alle diese Meinungen und Mahnungen muten an wie Widerhall derselben Ideen, die an dem geistigen Gehalt des deutschen Staatslebens mitgewoben haben. Denn durch und durch ist das deutsche Staatsleben, soweit es sich selbständig und eigenartig entfaltete, in der Religion verwurzelt und ethisch begründet.

Der mit der Geschichte Vertraute weiß, in wie innigem Zusammenhang in der deutschen Staatsauffassung die hohe Wertung der sittlich-religiösen Kräfte und die des Friedens steht. Auch dem Kaiser gilt das Heer nur als zur Verteidigung bestimmt. Schon als Prinz erklärte er öffentlich: ‚Ich weiß wohl, daß im großen Publikum und speziell im Auslande mir leichtsinnige, nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken imputiert werden: Gott bewahre mich vor solch verbrecherischem Leichtsinn! Ich weise solche Beschuldigungen mit Entrüstung zurück.‘ Gleich nach der Thronbesteigung beteuerte er dem Reichstage: ‚In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist. . . . Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhms noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat.‘ ‚Ich habe mir damals den Fahneneid geschworen, als ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören.‘ Zu solchen Worten stimmte vollauf, daß er Sansibar, die ausgezeichnete Offensivstellung gegen das indische Kaiserreich, auf dem die englische Weltmacht ruht, ohne Bedenken für Helgoland dahingab, dessen strategischer Wert wesentlich defensiver Natur ist, das ihm aber als noch nicht zurückerworbener deutscher Boden heilig war. ‚Heute verleibe ich diese Insel als das letzte Stück deutscher Erde dem deutschen Vaterlande wieder ein ohne Kampf und ohne Blut.‘ ‚Ich bin stolz darauf, daß dies im Frieden geschehen ist.‘

Der Kaiser verkündet als germanische Denkart, sich nach außen zu beschränken, Herrschaft über andere nur in der Verbreitung der deutschen Sprache, deutscher Wissenschaft, deutscher Kulturarbeit zu suchen. ‚Dieses ist das Weltimperium, das der germanische Geist anstrebt.‘ ‚Wir sind das Salz der Erde.‘ Die Weltherrschaft dagegen, um die ein Alexander und Napoleon kämpften, schalt er ‚eine öde Weltherrschaft‘, nach der er sich gelobt habe, nie zu streben. ‚Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach

gleichen Zielen strebenden Nationen.' Die Friedensstimmung und die universalistischen Hoffnungen der späteren deutschen Jahrhunderte mischen sich in des Kaisers Vorstellungswelt tiefer, als es ihm wohl selbst zuweilen bewußt ist. Der mittelalterliche deutsche Universalismus hat in seiner geschichtlichen Ausbildung sein Ziel darin erkannt, Europa als große Kulturgemeinschaft anzusehen, und auf sie die Lehre begründet, daß alle europäischen Völker solidarische Interessen hätten, die Liebe zum Frieden, die Förderung gegenseitigen Verständnisses, gemeinsamer Kulturschatz daher ihre erste Pflicht sei. ‚Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!'

Gelehrt hat den Kaiser diese und verwandte Gedankengänge sicherlich niemand, kein Lehrer und kein Buch. Denn in seiner Jugendzeit stand unser nationales Denken dem geschichtlich entwickelten, eigentümlichen Denken deutscher Nation aufs fremdeste gegenüber. Auch die Bücher, die durch die Kühnheit und den Eigenwillen ihrer Konstruktionen den empfänglichen Geist des Kaisers reizten, wie Chamberlains ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' haben nichts mit jenen Gedankengängen gemein. Daß die Grundanschauungen Wilhelms II. weder von Lehrern noch von Büchern herrühren, erhellt besonders deutlich daraus, daß fremde Einwirkung regelmäßig nur zutage tritt, wenn der Kaiser von der gewöhnlich innegehaltenen Linie seiner Urteile abweicht. So hat er wohl auch einmal das Historikerdogma der liberalen Schule wiederholt, daß das alte Reich zugrunde gegangen sei, weil sein ‚Universalgedanke' ‚eine Entwicklung im deutsch-nationalen Sinne nicht zuließ.' Noch mancher Schatten anderer Art ist auf die lichte Gedankenwelt und Art des Kaisers gefallen. Schwer ist es, dem nachzuspüren, wieviele von seinem Erzieher Hinzpeter herrühren. Andere wecken unhemmbar die Erinnerung an die Eltern Wilhelms II., an ihr Dahinwandern, wie man es wohl charakterisiert hat, in Träumen und Plänen zwischen zwei Generationen. Dem Erbe der beiden hochgesinnten Menschen, die nicht mit der seelischen Kraft zur Tat geboren worden waren und die sich in Taten nie erproben durften, hat wohl auch der Sohn, so ganz anders er geraten ist, sich nicht entschlagen können. Dem alten Hohenlohe-Schillingsfürst rief die äußere Erscheinung Wilhelms den Vater seiner Mutter, den Koburger Albert, ins Gedächtnis. Der Kaiser empfand und empfindet vielleicht noch eine starke dynastische Hinneigung zur englischen Königsfamilie und hat eine Vorliebe für englisches Wesen. Ein einziges Mal, im November 1908, öffnete sich eine schier unausfüllbare Kluft zwischen ihm und seinem Volke. Schuld daran war, daß er es sich nicht versagt hatte, seiner Großmutter im Kriege wider die Buren militärischen Rat zu erteilen. Den vom eigenen Vater erfahrenen Einfluß hat der Kaiser selbst dahin umschrieben, daß der ihn in der Schule des Idealismus erzogen habe. Habe er als Kind sich wohl verhalten, so hätte der Vater ihn gerne in einem Prachtwerk blättern lassen, worin ‚die Kleinodien, Insignien, Gewänder und Waffen der Kaiser und schließlich die Krone selbst in bunten Farben dargestellt' waren, und ihm von diesen Kaisern erzählt, seiner Sehnsucht nach des Rotbarts Erlösung aus dem Kyffhäuser Ausdruck verliehen. Wo anders als im Elternhause soll man etwa auch den Ursprung

von Wendungen suchen, die gelegentlich wie in dem berühmten Briefe an den Admiral Hollmann das evangelische Christentum des Kaisers als nicht so positiv erscheinen lassen, wie man es von dem bekenntnisfrohen, warmherzigen Manne immer erwartet? Solch freiem, unkirchlichem Christentum huldigten die Eltern. Die Beispiele fremder Einflüsse ließen sich mehren. Aber auch in ihrer Gesamtheit würden sie den Eindruck nur verstärken, daß sich der Kaiser im Kerne seines Wesens selbständig entwickelt hat und daß gerade die Vorstellungen von der deutschen Vergangenheit, die er immer wieder zum Ausdrucke bringt, von ihm nicht anderen entlehnt, sondern erlebt, aus der Tiefe eigener Veranlagung, eigenen Geistes heraus entfaltet wurden. Er hat sich nicht in das düstere Schicksal der Eltern verwickeln, nicht von den national gemeinten, aber ungeschichtlichen und undeutschen Lehrmeinungen um ihn her gefangen nehmen lassen. Er hat sich am unverfälschten, starken Preußentume seines Großvaters frühzeitig emporgerankt und aus dem Erdreich der nationalen Entwicklung, in unmittelbarer Versenkung der Wurzeln seines Geistes in sie, in steter Berührung mit ihren Denkmälern, Lebenssaft um Lebenssaft gesogen. Das ist ein großes an ihm. Viele seiner Zeitgenossen freilich wollen darin nur Romantik sehen und behaupten, daß es den modernen Bestrebungen, denen er huldigt, widerspreche. Das Vorbild des Kaisers sollte ihnen vielmehr die Augen öffnen, daß auch über die Nation als Gesamtheit alte Eigenschaften ihres politischen und kulturellen Daseins, die sie abgeschüttelt zu haben meinte, wieder Macht gewinnen, da ihr doch die staatliche Einheit, das ‚Reich', erst eben wieder zuteil geworden ist. Es liegt in der Natur der Dinge begründet, daß der psychologische Prozeß, der sich da im zeitgenössischen Deutschland abspielt, in der führenden Einzelpersönlichkeit um so viel klarer und geistiger als in der Masse zum Ausdruck gelangt, wie die Psyche des einzelnen Menschen der der Masse intellektuell und gefühlsmäßig überlegen ist. Wer schärfer zusieht, wird kaum verkennen, daß die innerlichsten und nicht zu trübenden Wirkungen der deutschen Vergangenheit auf das Seelenleben des Kaisers, vor allem seine Wertung der Sitte und Religion im Staatsleben, seine Verfassungsansichten, sein Universalismus, im zeitgenössischen Volksempfinden noch keine nachweislich bedeutsame Parallele haben. Anderen Wirkungen dagegen, zum Beispiel seiner Friedensliebe, die, so edel sie von Natur sind, erfahrungsgemäß leicht eine Ermattung der nationalen Spannkraft als Mitursache haben, begegnet man auch in breiten Schichten des Volkes. Endlich finden sich im Volke besonders ausgeprägt Spuren des Wiedererstarkens schlimmer geschichtlicher Eigenschaften, die sich in des Kaisers Art nicht nachweisen lassen, so namentlich die Neigung, sich schon wieder dem Mißbrauch des Reichtums zu ergeben, da die Zeit geringer Wohlhabenheit noch kaum überwunden ist. Der Nation droht also die Neubelebung der geschichtlichen Seelenkräfte unter der Herrschaft des wiedererstandenen Reiches zur Gefahr zu werden. Der Kaiser hingegen verdankt den Überlieferungen der nationalen Staatsentwicklung den festen einheitlichen Untergrund seiner Staats- und Weltanschauung. Nur durch seinen engen Zusammenhang mit ihnen konnte er auch aus den Strebungen der Gegenwart

diejenigen intuitiv herausgreifen und unterstützen, welche dem Genius der deutschen Nation angemessen sind, und durch deren Förderung das Heute nach mehrhundertjähriger fast völliger Unterbrechung an das Gestern unserer nationalen Entwicklung auf segensreiche Weise wieder angeknüpft werden kann. Von seinem Wesen wenden wir uns zu seinem Wirken.

* * *

Des Kaisers geistiges Wesen sollte durch die soeben gemachten Ausführungen nicht mehr als in einigen Grundzügen angedeutet werden, die im Leserkreise des ‚Hochland‘ auf innere Teilnahme rechnen dürfen. Genau so kann nicht im entferntesten daran gedacht werden, zum Schlusse noch ein vollständiges Bild der Ergebnisse seiner Regierung während der abgelaufenen 25 Jahre zu entwerfen. Einiges Wichtige wird herausgegriffen werden, das zu beleuchten vermag, auf welche Art und mit welchem Erfolg der mit dem geschichtlichen Nationalgeiste so mannigfach sich berührende Mann dem Zeitalter, in das die Nation mit ihm getreten ist, bisher gerecht wurde.

Die deutsche Nation lebt gegenwärtig in einem unerfreulichen Geisteszustande dahin, der ihren klaren Blick oft trübt und ihr Gerechtigkeitsgefühl beirrt. Nachdem sie jahrhundertelang in Europa eine wenig ehrenreiche Rolle gespielt hatte, haben die Triumphe der Bismarckschen Staatskunst sie anspruchsvoll gemacht, zum Teil mit einem Machtdünkel erfüllt, dem wir einen neuen, im Auslande geradezu verhaßten Typus des ‚deutschen Mannes‘, dem Auftreten wie der Gesinnung nach, verdanken. Dabei ist das deutsche Bürgertum in seiner Masse politisch nicht besser unterrichtet und erzogen als vor 1870; es nimmt mehr als je, wo sich zwei in der Welt schlagen, Partei, verlangt auch von der Regierung, daß sie überall ein Wort mitrede. Ungeduldig möchte man von immer neuen deutschen Taten und politischen Errungenschaften hören. Beständig wird die Gegenwart mit der Zeit Bismarcks verglichen. Bismarcks Aufgabe aber war, im vollen Gegensatz zu der unseres Kaisers, die Ergebnisse einer zweihundertjährigen Entwicklung im rechten Augenblick zu sichern, eine Ernte in die Scheuer zu bringen. Wilhelm II. regiert am Beginne eines neuen Zeitalters, wo es der Natur der Dinge nach wenig einzuheimsen gibt, wo durch zu vieles und zu rasches Handeln das meiste verdorben werden kann. Indessen nicht nur die Masse des akademischen und nichtakademischen Bürgertums schilt über den Gang der deutschen Politik. Auch die ruhigeren und klarer blickenden Erwerbskreise der Nation sind nervös geworden. Banken und Industrie haben, um sich an Englands Fersen zu heften, in den letzten 25 Jahren die flüssigen Mittel des deutschen Wirtschaftslebens mit großartigem Wagemut überall in der Welt eingesetzt, und der deutsche Geldmarkt entbehrt daher der wünschenswerten Beweglichkeit und Sicherheit. Die soviel gewagt haben, würden über diese Schattenseite unserer wirtschaftlichen Entwicklung weniger Sorge zu verspüren brauchen, wenn sich die auswärtige Politik stärker durchsetzen und augenfälligere Früchte tragen würde. Da ihnen die auswärtige Politik aber die Sorge nicht vom Herzen nimmt, so klagen sie mit Vorliebe darob deren Leiter an, wo es sich doch um Schwierigkeiten handelt, die in der allgemeinen Lage

John Constable/Der Heuwagen



gegeben und also unüberwindlich sind. Der Deutsche von heute möchte gerne im Frühjahr reifes Obst von den Bäumen geschüttelt haben, während sowohl den Erwerbskreisen wie der gesamten Nation gerade durch eine vorsichtig abwartende, friedliche Leitung unserer auswärtigen Geschäfte einstweilen am sichersten gedient wird.

Will man ein treffendes Urteil über die auswärtige Politik Wilhelms II. gewinnen, darf nicht danach gefragt werden, ob er irgendwelchen prunkenden, aber chimärischen Erfolgen hätte nachjagen können. Es kann nur gefragt werden, ob er die auswärtige Politik den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß neu orientiert hat. Und das hat er getan.

Bismarck hatte uns staatlich und wirtschaftlich so weit vorwärts gebracht, daß der Übergang von der mitteleuropäischen Politik des alten Preußen zur Weltoplitik einer Großmacht erfolgen mußte. Aber er sträubte sich dagegen, selbst die Wendung mit starkem Griffe herbeizuführen. Wir danken es dem Kaiser, daß der Übergang noch zur rechten Zeit, ehe ernste Schwierigkeiten entstanden, vollzogen wurde. Er hat auch mit treffendem Blick sofort erkannt, welches die gefährlichste Unterlassung der Bismarckschen auswärtigen Politik in ihrer letzten Phase gewesen war: die Ablenkung aller anderen Großmächte auf das Mittelmeer und die gleichzeitige Erklärung, daß das Reich an den Gebietsverschiebungen dort uninteressiert sei. Der Kaiser ging alsbald nach Konstantinopel und machte aus den Bemühungen um die Türkei ein Hauptanliegen seiner Diplomatie. 1898 verhieß er dann allen Anhängern des Propheten feierlich den Schutz des Deutschen Kaisers, und 1905 landete er in Tanger, als Marokko von Frankreich angegriffen wurde. Nirgends jedoch hat der Islam die Widerstandskraft entwickelt, durch die er gerettet werden konnte und die Wilhelm II. ihm noch zugetraut zu haben scheint; auch war der Vorsprung anderer Mächte überall an den Küsten des Mittelmeeres schon zu groß, die unentbehrliche Kenntnis des Terrains den deutschen Vertretern als den zuletzt gekommenen nicht in gleicher Weise wie ihren Nebenbuhlern eigen. Kein dauernder Erfolg ist diesem ersten weltpolitischen Versuch des Kaisers beschieden gewesen. Seit 1906 hat sich die deutsche Politik allmählich aus den zu weit vorgeschobenen Stellungen wieder zurückgezogen. Auf dem Balkan ist sie 1908 auf 1909 hinter Österreich getreten, bemüht, dessen Einfluß vorerst gegen den russischen zu sichern. Marokko hat sie 1911 den Franzosen gelassen und dafür die Möglichkeit einer deutschen Vorherrschaft in Mittelafrika fester ins Auge gefaßt.

Eine gleich weit ausholende Initiative und einen gleich starken Vorstoß an anderer Stelle hat Wilhelm II. nicht mehr für angemessen gehalten. Er hat wohl eingesehen, daß Deutschland noch einer längeren Erfahrung bedarf und abwarten muß, welche wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen in den nichteuropäischen Ländern sich vorbereiten, ehe es sich draußen Einflußsphären schaffen kann, in denen es sich gegen den Druck der großen Weltmächte zu behaupten vermag. Aber hätte der Kaiser auch das Temperament des Großen Kurfürsten, dasjenige seines Ahnherrn, der unter etwa gleichen Bedingungen Politik treiben mußte, was hätte er menschlichem Ermessen nach mit den

Kriegen für unsere auswärtige Politik erreicht? Jener mußte Kriege führen und hat ihrer viele geführt; am Ende seines Lebens rief er nach dem Rächer, der aus seiner Asche entstehen sollte. Wilhelm II. hat bis jetzt noch nie vor einer Verwicklung gestanden, die er unzweifelhaft mit Dransetzen des Gutes und Blutes des Volkes hätte entscheiden müssen. Ein Krieg um Marokko mit Frankreich ist von manchen Deutschen gefordert worden. Aber wahrhaftig nicht mit Frankreich haben wir den Kampf um unsere Stellung in der Welt auszukämpfen; einstweilen zählt es nur als Weltmacht zweiten Ranges. Unseren ernsthaften Nebenbuhlern gegenüber kann es für uns nur von Vorteil sein, wenn wir möglichst lange die Ruhe behalten, im Innern unseres Staatswesens die sozialen Ungleichheiten und Reibungen zu mildern, den Übergang vom gemischten Staat zum Industrie- und Handelsstaat ungestört zu vollenden, auf unserem Geldmarkt allmählich wieder das Gleichgewicht zwischen festgelegtem und beweglichem Kapital herzustellen. Wir marschieren nach wie vor. Nur führt der Marsch zurzeit über das Gebiet des weltwirtschaftlichen Lebens. Dort sind unsere Streitkräfte unter der Regierung Wilhelms II. zu einer früher nie geahnten Entfaltung gelangt. Alle in der Nation haben dazu mitgeholfen, — auch die Arbeitermassen, die politisch und gewerkschaftlich der Sozialdemokratie angeschlossen sind. Die auswärtige Politik darf sich einstweilen daran genügen lassen, die wirtschaftliche Entwicklung, gestützt auf die militärischen Kräfte des Reiches, nur zu decken und für jeden Fall Heer und Flotte in solcher Stärke bereit zu stellen, daß den andern die Lust vergeht, den deutschen Kaufmann aufzuhalten. Das Landheer soll soeben so vermehrt und ausgerüstet werden, daß es in Mitteleuropa unsere Macht aufrecht erhalten kann, obwohl uns unsere Bundesgenossen künftig einen wesentlich geringeren Bruchteil ihrer Truppen dort zu Hilfe schicken können. Ganz des Kaisers Verdienst ist — man darf es wohl so ausdrücken — die deutsche Flotte. Sie hat unser Ansehen, die Achtung vor unserem Reiche außerhalb Mitteleuropas zu hüten. Unsägliche Mühe hatte der Kaiser, bis die Organe der öffentlichen Meinung ihre Notwendigkeit bejahten; heute ist sie so volkstümlich, daß kein Reichstag mehr die Mittel für ihren Ausbau zu verweigern wagen wird. Aber noch von einem dritten muß erzählt werden, wenn von des Reiches Schutzwehr unter Wilhelm II. gesprochen wird. Über aller Anstrengung und Wucht des industriellen und handelspolitischen Vordringens ist es geglückt, die Landwirtschaft lebensfähig zu erhalten, was volkswirtschaftlich wie politisch nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Bedeutet sie doch gleichsam die reichliche, uns sichernde Rücklage, die in unserem Wirtschaftsleben dank staatlicher Fürsorge trotz allem ungestümen Drängen zum Erwerb im Handel und in der Industrie zurückgestellt worden ist.

Die großen Linien der politischen Entwicklung und das Warum ihres Verlaufs pflegen von jeher in Deutschland erst gewürdigt zu werden, wenn sich ein Rückblick auf eine meist schon beträchtliche Vergangenheit bietet und das Kleine und Einzelne nicht mehr gesehen werden kann. Zeitgenossen, und zumal deutsche Zeitgenossen, haften an dem Kleinen und Vereinzelten, worin ihre Führung irrt oder abgleitet. Wahrscheinlich wird den späteren Geschlechtern nur noch eines in Wilhelms II. Zeit als ein Mangel von Bedeutung, als eine große, drohende

Gefahr erscheinen. Das ist der beschleunigte Verfall der Sitte und der sittlichen Kräfte in unserer Nation. Auch wer fremde Schriften der letzten Jahre über Deutschland liest, wie etwa des französischen Nationalökonomen Blondel ‚Les embarras de l'Allemagne', wird von all den Schwierigkeiten, mit denen sie Deutschland ringend schildern, nur die eine, von allen beobachtete, die sittliche Entartung, als ernst empfinden. Da der Niedergang von der Auflösung der hergebrachten sozialen und wirtschaftlichen Ordnung unseres Volkes herrührt, da die gewaltigen Binnenwanderungen und die durch sie bewirkten Entwurzelung Millionen Deutscher seine Ursache bilden, so konnte ihm keine Staatskunst und kein guter Wille vorbeugen. Aber eingedämmt konnte er, kann er hoffentlich noch heute werden.

In seinem Roman ‚Berge und Menschen' erzählt Federer von einer Sturmnacht im Alptal. Derselbe Fluß, der dem Tale seine Anmut und den Reiz wechselvollen Lebens verleiht, der das Grün seiner Fluren erquickt, die Maschinen der Fabriken treibt, das Tal mit der weiten Welt verbindet, die Talbewohner anregt und mit irdischen Gütern segnet, tost hochanschwellend daher, um alles, dem er Kraft und Gedeihen spendete, blindlings zu vernichten. Nur dadurch, daß alle Einwohner zusammenstehen, jung und alt, Herr und Knecht, Katholik und Protestant, Feind und Freund in gleicher Anstrengung dem Wasser hier einen Ausweg schaffen, dort das Ufer verstärken, ist es möglich, das Unheil einzuschränken. Unser Vaterland gleicht in der Gegenwart dem Tale, seine wirtschaftliche Entwicklung dem Bache. Sie brachte unserer Landwirtschaft den Aufschwung. Sie ließ die Tausende großer und kleiner Fabriken entstehen. Sie brachte unser Volk in dem Welthandel zur Geltung. Sie häuft Reichtümer in seinen Truhen. Ihr danken auch die ärmeren Schichten die Möglichkeit verbesserter Lebenshaltung und mannigfaltiger Bildung. Das ganze Antlitz unseres Vaterlandes hat sich erneut. Gesteigerter Lebenswille, erhöhte geistige Beweglichkeit leuchtet uns aus ihm entgegen. Aber immer breiter und gewaltsamer wälzen sich zugleich die Fluten radikaler Gesinnung und unsittlicher Nachgiebigkeit gegen jedes Gelüst durch das Volk. Schließt sich die Nation in ihrer Gesamtheit wider das dräuende Verhängnis zusammen? Was ist's mit dem anfeuernden, ermannenden Beispiel, das einer dem andern gibt? Woran erkennt man, daß die vielen sich einem unterordnen, weil einer führen, einer voranstehen muß?

Der Kaiser hat 1888 die Regierung mit dem edelsten Willen übernommen, alle Teile des Volkes zu gewinnen und den Hader der Parteien, der unser Vaterland in dem vorangegangenen Menschenalter aufgewühlt hatte, zu besänftigen. Mit der Macht der Geschichte wirkt schon heute die so erregte Szene auf uns, die sich zwischen dem jungen Monarchen und dem greisen Kanzler abspielte. Der junge Monarch hielt dem Kanzler entgegen, daß er sich die Liebe seines Volkes verschaffen und darum auf seinen sozialreformerischen Plänen bestehen müsse; der Kanzler aber mit seiner Menschenerfahrung und in seiner ganz anderen Art geriet durch solche ihm unbegreifliche Begründung politischer Maßnahmen in immer größeren Zorn und ließ sich schließlich hinreißen, vielmehr die Aufhebung des allgemeinen gleichen Wahlrechts als erwägenswert zu befür-

worten und an die Gewehre zu erinnern. Wilhelm II. gab nicht nach. Die Einladungen zu der internationalen Konferenz für Arbeiterschutz ergingen. Die große Novelle des Jahres 1890 zur Gewerbeordnung brachte die Gesetzgebung zum Schutze der sozial Schwächeren im Reiche selbst endlich in Fluß. Auch berief der Kaiser alsbald, wozu sich Bismarck nie entschlossen hatte, Nationalliberale in das preußische Ministerium. Er huldigte dem toten Windthorst, wie er schon als Prinz 1887 an den Kardinal Hohenlohe geschrieben hatte: ‚Daß dieser unselige Kulturkampf beendet ist, darüber bin ich glücklicher, als ich sagen kann. In der letzten Zeit haben mich vielfach hervorragende Katholiken, unter anderen auch Kopp, wiederholt besucht und mich mit einem wohltuenden, vollkommenen Vertrauen beehrt. Vielfach war ich so glücklich, mich zum Dolmetscher ihrer Wünsche machen und ihnen Dienste erweisen zu können. So war es meiner Jugend vergönnt, an diesem Werke der Friedensstiftung mitzuarbeiten. Dies hat mir viel Freude bereitet, und ich bin glücklich darüber.‘ Selbst die Polen traute er sich in friedlichem und herzlichem Verkehr zu Freunden zu machen. Welchen Widerhall haben diese zahlreichen Unterpfänder seines Wohlwollens bei den Parteien gefunden? Er wurde außerhalb Deutschlands als geniale Persönlichkeit anerkannt. Auch die großen Kaufleute Deutschlands, die rechten Pfadfinder deutscher Zukunft in der Welt, schätzten sich bald glücklich, durch seine Freundschaft ausgezeichnet zu werden, und genossen dankbar seine tatkräftige Förderung. Aber die Presse und die Politiker richteten sich nur immer feindseliger gegen den Kaiser auf. Daß er eine ausgesprochene und selbständige Persönlichkeit ist, genügte, um den demagogisch verhetzten demokratischen Geist unserer Zeit aufzustacheln und um die, die diesem Götzen des Tages dienen, zu dem immer stürmischeren Verlangen zu bringen, der Kaiser solle auf jedes nicht nur repräsentative Hervortreten in der Politik verzichten. In der traurigen Novemberkrise des Jahres 1908 erhielt das Verlangen seinen anmaßendsten Ausdruck. Dabei ist er es doch allein gewesen, der schon zur selben Zeit, da er der äußeren Politik die neue, notwendige Richtung zur Weltpolitik gab, den Blick auch auf das einzige ganz große innere Anliegen deutscher Nation richtete, das Volk zur Abwehr der sittlichen Verführung und des ideallosen Radikalismus sammeln wollte, in Wort und Lebensführung als Mann, als Familienhaupt, als deutscher und christlicher Fürst seinem Volke ein unantastbares Vorbild gab. Kein Kampf für Sitte und Ideale kann mit Verordnungen und Gerichten zum guten Ende geführt werden. In ihm gilt nur das persönliche Beispiel und das treue, tätige Gemeingefühl etwas. Die Nation dankt dem Kaiser das Beispiel. Das Gemeingefühl sucht er unablässig in ihr zu wecken und zu stählen. Auch steht nur er unter den tätigen Politikern des deutschen Volkes zur Zeit mit all seinem Sinnen und Trachten auf dem Boden der geschichtlichen deutschen Staatsauffassung, aus dem allein dem Staate die Antäusstärke zuströmen kann, den Kampf siegreich auszufechten. Aber noch immer fehlt es der Nation an der vollen Einsicht darein, was ihr in der Gegenwart wesentlich not tut, und welch einen Führer sie an dem Kaiser hat. Sonst wäre eines sicher: die Nation würde am 15. Juni nicht mit der Genugtuung und der Kraft eines guten Gewissens den Rückblick auf die von ihr seit 1888 zurückgelegte Wegstrecke wagen, wie der Kaiser die seine überschauen darf.

Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

IV. Denken und Kunst.

1.

Die Gedanken, die Görres in seinen Schriften ausgestreut hat, und die Ausblicke, die er dem aufmerksamen Leser gewährt, lassen sich nicht in die Sprache des schulmäßigen Denkens übersetzen: sie sind mit der Mannigfaltigkeit des Lebens zu stark verknüpft und daher zu wenig systematisch. ‚Wo ich hingehe, werfe ich rechts und links eine Hand voll Samen aus, ein Teil fällt auf den Weg, ein Teil in die Dornen, ein anderer auf den Felsen, einiges vielleicht auch auf gutes Erdreich, wo es gedeiht' — so charakterisiert er selbst die Eigentümlichkeit seines Denkens. Die einzelnen Kräfte, deren jede den Denker, den Dichter, den Forscher zu dem macht, was er ist, greifen bei Görres ineinander und lassen sich daher nicht genau abgrenzen.

Die Grundkraft seines ganzen geistigen Charakters ist das Ahnungsvermögen. Das naturphilosophische Denken, das er von Jugend auf im Gegensatze zu dem in der frühern Generation herrschenden Rationalismus sich angeeignet hatte, konnte er sein Leben lang nicht mehr loswerden: entsprach es doch auch der Mischung von Denker und Dichter in seinem geistigen Charakter und seiner Neigung zur Spekulation. Das Metaphysische ist bei ihm nicht etwa die Frucht begrifflichen Denkens, sondern vielmehr das Ergebnis seiner ganzen Empfindungsweise, seines Verlangens, das Getrennte zu einigen, das Auseinandergehende zusammenzuhalten. ‚Der geniale Freund Görres, es ist nicht zu leugnen, ist mitunter etwas metaphysisch geworden, das kann er nicht lassen,' schrieb Creuzer an Tieck von dem Einundfünfzigjährigen. Optimismus und Wirklichkeitsgefühl, Naturphilosophie und das Verbundensein mit den volkstümlichen Bestrebungen, ein Idealismus, der sich oft fast in Wolkenregionen begibt, und daneben ein konkreter politischer Sinn — das sind die Eigentümlichkeiten seines geistigen Charakters. In der Art, wie er Eindrücke aufnimmt, die Tatsachen auf sich wirken läßt, äußert sich seine unerschütterliche Ruhe, aber dazu kommt noch die Anlage eines Menschen, der nicht bloß mit seinem Denken, sondern auch mit seinem Empfinden die Eindrücke und die Tatsachen sich vergegenwärtigt. Das kosmische und das menschliche Leben greifen da oft zu stark ineinander: aus der sittlichen Energie seiner Gefühle baut er Gedanken auf, die er in engen Zusammenhang mit den geheimnisvollen Naturerscheinungen bringt. Ideen sind für ihn wie objektive Taten, die miteinander im Streite liegen. Die Geschichte der Menschheit ist für ihn der Kampfplatz höherer und niederer Kräfte, die ebenso ihre verborgenen Gesetze haben wie die Kräfte des Weltalls. Die menschlichen Handlungen wirken unsichtbar auf das Walten in der Natur zurück. Keine Philosophie steht ihm so nahe als die der Neuplatoniker: er bewundert darin die Verquickung von eindringlichem Intellekt und unmittelbarer Begeisterung. Die Vertreter der neuplatonischen Philosophie möchte er daher geradezu als die Kirchenväter des Heidentums bezeichnen.

Die Philosophie kann für ihn nur die Bestimmung haben, die voneinander

sich ablösenden Wissensgebiete und die zerstreuten Ergebnisse des Wissens zusammenzufassen, ‚ein neues Feuer der Begeisterung in allen Gemütern anzuzünden, sie zu lehren, in allem Gott zu finden und durch alle Anschauung die unveränderliche Wesenheit des Ewigen zu erkennen'. Zwischen Glauben und Wissen kann es für ihn keinen Widerspruch geben, da er das Wissen nur im Zusammenhange mit den höheren Lebenskräften erfassen kann. Er will, daß die Wissenschaft sich nicht als ‚ein weltliches Handwerk' behaupte, sondern vielmehr auf den Mittelpunkt des höchsten Mysteriums bezogen werde. Wenn auch die zeitweilige Trennung von Wissen und Glauben und der damit verbundene Zweifel vielleicht auch nicht zu umgehen waren, so kann doch die Menschheit bei dieser Trennung nicht verweilen: ‚Alles noch so weit Ausweichende muß doch zuletzt, auch in der Wissenschaft, zurück zur Einfalt.' Daß insbesondere der deutsche Geist sich mit der Anwendung der mathematischen Formen auf das menschliche Leben niemals zufrieden geben und bei der Atomenlehre sich niemals beruhigen könne, darin äußert sich für ihn der Grundzug des deutschen Charakters.

Stets hatte er eine Abneigung gegen den verallgemeinernden Empirismus, gegen die Denkweise, welche die Welt mit dem ‚geschliffenen Insektenauge' betrachtet, gegen die trennende und daher voreingenommene Lebensansicht, die mit dem Anspruch der ausschließlichen Aufklärung hervortritt: diese Lebensbetrachtung erschien ihm schon früh als ‚das Atrium mortis in der Seele und bei den Schlechtern die Pforte, durch die der Teufel Aus- und Eingang hat'. Ohne die eingreifende und zusammenfassende Geisteskraft wäre ja der Mensch nur ein empirisches, d. h. ein halbtotes Wesen, dessen letzte Lebenskraft gerade durch alle die empirischen Erfahrungen vernichtet werden müßte. Ist doch das Wissen, das sich ganz auf den Verstand beruft und keine andern Instanzen anerkennt, niemals fähig, den Menschen zu erheben und die Einheit des Lebens herzustellen; unser Verstand ist doch ‚der allzeit bereitwillige Diener, wo es ans Niederreißen geht'. Das wahre Wissen hat dagegen eine fruchtbare Kraft, denn es trägt in sich die Keime ewiger Wahrheit und steht über den empirischen Tatsachen wie auch über dem trügerischen Scheine der mühsam zusammengefügten Begriffe; auch in den trockenen Begriffen kann ja keine Wahrheit liegen, denn die Leblosigkeit ist das Gegenteil von Wahrheit. Deshalb bemerkt Görres über Hegel, er sei nur ein logischer Geometer, der die ganze Welt auf Linien und Figuren zurückführe; ‚mit allen Kurven, Kräften und Lebendigkeiten' der wirklichen Welt habe seine Denkweise nichts gemein. Auch kann ja die rücksichtslose Selbstbehauptung abstrakter Gedanken geradezu zur Charlatanerie führen. Sucht doch mancher Denker der neuern Zeit Gedanken darzulegen, die durch kühne Sprünge und Seiltänzereien verblüffen sollten, oder gar ‚undenkbare und ungedachte Gedanken zu ersinnen'. Will doch der eine den andern überbieten an Neuheit und Kühnheit: nicht um die Lebenswahrheit ist es ihnen zu tun, sondern hauptsächlich um das Neue. Manche unter den Denkern unserer Zeit glauben, daß es gar kein Leben gebe außerhalb der Wissensdisziplinen, und selbst Menschen, die als die strengsten Verteidiger der Religion auftreten,

treiben ja auch förmlich einen Kult mit den abstrakten Begriffen und ahnen ebenso wenig wie ihre rationalistischen Antipoden, daß jeder ‚fanatische Götzendienst des Verstandes' nichts anderes ist als ‚die kläglichste Art des Aberglaubens'.

Schöpferische Zeiten sind daran zu erkennen, daß in ihnen der Mensch sich auf seine wichtigsten Ziele besinnt, alles Kleinliche von sich weist, eine höhere Synthese im Leben und Denken anstrebt, den Intellekt vor Zerstreuung und Selbstbespiegelung schützt. Die lebendige Weisheit muß ihren unmittelbaren Widerhall in uns finden. Das war ja der schwere Irrtum des kalten Rationalismus, daß er die Einheit des Lebens gebrochen und das ganze Schwergewicht in den Intellekt verlegt hat. Es war nun folgerichtig, daß der Rationalismus, wie Görres sich einmal ausdrückt, ‚Küche und Keller zur Hauskapelle erklärt, das Einmaleins zum Gebete erhoben, Haben und Soll zur Gewissenserforschung promoviert, und Mein und Dein zum Grunde aller Religion untergelegt, überdem in Besitz und Kredit, in Überzeugung und Glauben, die Gemeine sich wohl verbunden fand; die übrige erforderliche Sittlichkeit konnte dann auf den vaterländischen Bühnen füglich betrieben werden.' Und so hatte das Zeitalter der Aufklärung den kalten Verstand zum Richter über das Leben erhoben und alles darauf zurückzuführen und aufzubauen gesucht, als wenn unser Verstand das Letzte und Höchste im Leben wäre.

Nicht durch den Verstand könne der geistige Himmel aufgeschlossen werden, nicht durch philosophische Spitzfindigkeiten könne Gott erkannt werden, sondern nur durch Hingebung an die höhere Welt. ‚Nicht mit Klettern und Springen und Steigen läßt sich Gott erreichen, schon die Wolken sind auf diesem Wege nicht zu erreichen, nicht Mond, nicht Planet, nicht Sonne, denn nicht einmal die Einbildungskraft mag den ungeheuren Zwischenraum ermessen, nur Gott selbst, der ihn erfüllt, mag darüber die Brücke schlagen,' heißt es in seinen Aphorismen aus der Zeit seines Straßburger Exils. Und etwa sechzehn Jahre später bemerkt er: ‚Denn da der Verstand nicht zum Stehen, sondern zur steten Bewegung geordnet ist, kann er auch nichts Standhaftes begründen; da also nirgends ein Schwerpunkt sich gegeben findet, werden die Gemütskräfte zerstreut; die sittlichen gelähmt; die religiösen aber verstocken und versiegen.' Der einseitige Verstand hat uns dahin gebracht, daß wir überhaupt nicht mehr wissen, was Einheit ist, denn er hat die Begeisterung gelähmt und das ganze Leben in einzelne Tatsachen und Begriffe aufgelöst. Deshalb sehen wir auch diese seltsame Mischung von Dingen, die gar nicht zusammengehören: neben der kritischen Säure und der äußersten Verstandeskälte lebt in manchen eine Neigung zur Religion. Immer mehr löst sich die Einheit des menschlichen Charakters und Geistes auf, und nur aus dieser Auflösung sind auch die auflösenden und negativen Gedanken zu erklären, von denen die Zeit beherrscht wird. Das Ideal der Kultur ist nur noch bei einzelnen Menschen zu finden, die nicht mehr in die Gesamtheit hineinpassen und daher unter dem Drucke ihrer eigenen Gedanken und unter der Schwere ihrer Aufgabe leiden. Ein wahres Gewirre widerspruchs-

voller Gedanken, Theorien und Meinungen umgibt uns, so daß des ernsten Menschen sich unwillkürlich ein Gefühl der Traurigkeit bemächtigen muß im Anblick dieses verworrenen Schauspiels und im Anhören dieser verworrenen Sprache. Schon im Jahre 1825 bemerkt Görres in einem Briefe: ‚Man muß wirklich zum Schwindel nicht die mindeste Anlage in sich haben, soll man, ohne daß einem dunkel vor den Augen wird, dem höllischen Sausewind zusehen, der Staub und Mücken und Spreu und Dampf und Dunst und Geister und Gespenster in einem unaufhörlichen Wirbel vor ihnen vorüberführt.' Und sieben Jahre später schreibt er an einen Freund: ‚Was sagen Sie zum übrigen Babel in unserer schönsten Welt? Wieviel lebende oder wieviel tote Sprachen es wohl geben mag in dieser Zeit? — Sie können sich nimmermehr verständigen, denn Dolmetscher mögen auch nicht helfen, weil die auch die alte gemeinsame Sprache vergessen und dafür ihre eigene sich zugelegt. Theoretisch war die Welt längst ad absurdum getrieben, jetzt wird auch das Praktische an ihr versucht.' Da man das ganze Leben auf den Verstand gestellt hat, so ist es ja auch begreiflich, daß jeder mit seinem eigenen Verstande an die Welt herantritt und seine geringen Gedanken und trockenen Begriffe für das Letzte der Welt ausgibt und alle, die sie nicht annehmen und anerkennen, für unverständig, ja für töricht hält. Daher auch die jetzt so weit verzweigte Art aufgeklärter Menschen, die, nach Görres Ausdruck, ‚von vornherein alles weiß, und alles besser weiß, und alles am besten weiß'. Daher macht sich auch selbst bei Menschen, die gegen jeden Materialismus sind, doch noch ein gewisser Materialismus bemerkbar in der Art und Weise, wie sie an die Welt und an die Menschen herantreten.

2.

Schon in seiner Jugend war Görres fest davon überzeugt, daß die Geschichte der Menschheit keineswegs ein Anhängsel der Geschichte des Weltalls sei. Der Materialismus in der Betrachtung der menschlichen Geschicke galt ihm stets als das Widrigste, wozu das menschliche Denken gelangen konnte, und schwer fiel es ihm, seinen Widerwillen zurückzuhalten gegen ‚jenen statischen Krampf, jene staatswirtschaftliche Mästungslehre, die den Menschen zur Stallfütterung eingestellt'. Schon in seinen Aphorismen über die Kunst bezeichnete er den Atheismus als unverträglich mit Kunst und Wissenschaft, als eine Barbarei. Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß es vernünftige Menschen geben könne, die den Atheismus auf die Fahne ihrer Überzeugungen zu schreiben und ihn sogar mit ihrer ganzen Person zu verteidigen fähig seien. Aber zugleich sah er in diesem Bekenntnis des Atheismus, das denkende Menschen offen ablegen, eine Erscheinung, die tiefere Ursachen habe. Deshalb schreibt er auch in den letzten Lebensjahren: ‚Das ist das Unschätzbare in dieser Zeit: In der Gleichung sind alle störenden, verwirrenden Koeffizienten eliminiert und ausgestrichen, und nur die beiden Hauptglieder, Gott und der Teufel, sind geblieben; jetzt ist alles auf den kürzesten Ausdruck gebracht, und niemand kann über Schwerverständlichkeit und Dunkelheit klagen, alles liegt klar am Tage, und jeder kann nun in vollkommener Kenntnis der Sache seine Rechnung machen.'

Für Görres war die Gottesvorstellung der eigentliche Mittelpunkt alles Geschehens in der äußern und in der innern Welt, und wenn er anfangs in der Überschwenglichkeit seines Naturempfindens seine Gottesvorstellung noch nicht auf einen einfachen und bündigen Ausdruck bringen konnte, so war doch, trotz der üppigen Ausdrucksweise, der Kern dieser Vorstellung rein: wenn der Mensch von Gott wie der Leib von innerer Lebenswärme durchdrungen wäre, dann müßte auch alles, was der Mensch tue, lebendig und wie im Meßopfer in des Herrn Fleisch und Blut verwandelt werden: ‚Gegen Gott ist keine irdische Axe eingeneigt, seine Nähe und seine Ferne vernichtet jeden Winkel; in wem die Erde nicht trübe Nebel dampft, in dem steht er immer da in seiner Glorie, und die Blumen, die in seiner Herrlichkeit erblühen, knospen, brechen, welken nicht wie irdische, sie wachsen unaufhörlich fort und blühen immer und immer, den Sternen gleich, die ohne Aufhören im Lichte duften'. In der Zeit seines romantischen Bekenntnisses war auch der Ausdruck, in den Görres die Vorstellungen vom Höchsten kleidete, mit Romantik umgeben: wie ein Faden gehe die göttliche Liebe durch alles Erschaffene und binde Sterne und Blumen und Geister wie eine Perlenschnur zusammen. Allmählich streifte er aber das zu Üppige des Ausdrucks und das Kosmische des Empfindens ab und suchte sein Empfinden auf den Gott in der Geschichte zu lenken; wie er selber in seinen vorgerückten Jahren einmal bemerkt, entdecken wir Gott in der Geschichte noch leichter und unverkennbarer als in der Natur: ‚Wenn es Mittwinternacht ist auf Erden, und alle Pulse der Geschichte stocken, und alles Leben in ihr versiegen will, und nun mit einem Male ein Frühlingshauch sie überweht, und die verlechzten Brunnen plötzlich überfließen wollen, und eine unbegreifliche Macht die Geister bindet und sie hinführt oder hinstürmt, wo sie nicht hinwollen, dann ist der Gott in der Geschichte, der es durch sie wehen und darauf grünen und blühen läßt, in ihr. Wenn die Menschen nach der Titanen Art, Trotz auf Trotz, Masse auf Masse, Gewalt auf Gewalt anwälzend, sich ein Riesenbild gebaut, es anzubeten, und nun ein Sonnenstäubchen unvermerkt heranschwebt und, im Schweben langsam wachsend, hineinwächst in die Sichtbarkeit und, wachsend und immer wachsend, Masse gewinnt und zum Steine wird, und der Stein zum Felsen, der an die tönernen Füße des Kolossen anprallend, ihn in Staub zermalmt, dann ist es der Gott in der Geschichte gewesen, der kein Wohlgefallen an dem Götzenbild gefunden und der verschwindenden Größen sich gebraucht, um die sich blähende Kleinheit zu zerstieben.' Alles Gute und Schöpferische kann nur von Gott herrühren, und das Gegenteil davon kann nur auf das Geschöpf zurückgeführt werden.

Schon in seiner Jugendzeit, wenn er über sich nachdachte und sein Leben von dem Augenblick des Erwachens seines Bewußtseins an überschaute, fühlte Görres, das alles, was mit ihm vorgegangen sei, durchaus so und nicht anders habe sein müssen. Von jeher lebte in ihm eine gewisse Sehnsucht nach dem Überirdischen, wenn sie auch in seinem Sinn für die politische Wirklichkeit und in seinen wissenschaftlichen Interessen ein Gegengewicht fand und sich nicht mit aller Stärke aussprechen konnte. Er entdeckte schon als

junger Mann eine andere Welt, die ihm keine Wasserflut hinwegschwemmen und kein Sturm zum Wanken bringen konnte. Damals schrieb er in einem Briefe, sein Inneres sei in vollem Gleichgewichte, ruhe auf sich und bedürfe keiner Stützen: nur auf das, was ihn erheben könne, sei sein Augenmerk gerichtet, und von allem, was ihn niederschlagen könne, fliehe er zu seinem Herzen oder zu seinem Kopfe und stelle dadurch früher oder später das gestörte Gleichgewicht wieder her. Schon damals war er sich in vollem Maße bewußt, daß diese Fähigkeit die Grundeigenschaft seines Charakters sei, die ihm bis zu dem letzten Meilenstein auf seiner Laufbahn bleiben werde. Niemals konnte ihn der zweifelnde Verstand von dem unmittelbaren Glauben an die Fortdauer des persönlichen Lebens abbringen, denn sein ganzes Empfinden sträubte sich gegen den Gedanken, die Individualität könne vernichtet werden, und er fand Gründe in seinem Herzen, von denen er sagte, daß der Verstand kein Alphabet für deren Bezeichnung habe. Der Gedanke an die Vernichtung hatte für ihn schon damals etwas Düsteres und Teuflisches: ‚Der Gedanke grinst mich an wie ein Teufel, und ich mag die Teufel nicht. Siehe da meine Religion.‘ Sein ganzer Tätigkeitstrieb, ja seine Möglichkeit, zu leben und zu denken, war an diesen Glauben so stark geknüpft, daß er zehn Jahre später schrieb, daß, wer an den alle Geschichte durchdringenden Lebensgeist nicht glaube, zugleich sich selbst aufgebe und sich den Mächten der Unterwelt ausliefere und alle seine Freiheit einbüße. Sein Glaube an die Vorsehung blieb in ihm so lebendig, daß er mit größter Sicherheit sagen konnte: ‚Es kommt keiner in die Welt, ohne daß ihn Gott dazu bestimmt, keiner bleibt daraus, den er dazu bestimmt, was auch die Menschen machen, und keiner kömmt auch nur einige Minuten später, als es ihm zugedacht gewesen, und so auch mit dem Hinausgehen.‘ Das spanische Wort, daß es besser sei, einiges Unwahre mitunter zu glauben, als durch Mangel an Glauben eine Wahrheit zu verlieren, leuchtete ihm durchaus ein. Der Tod seiner Bekannten und Freunde trat freilich für Augenblicke als ein Rätsel und erschütterndes Geheimnis in seinen Gesichtskreis, und er konnte sich nicht dabei beruhigen, daß ‚des Menschen Leben auch nur ein Farbenspektrum ist, das einige Minuten auf der Wand aufglänzt und dann wieder sich in den ungefärbten Strahl verliert, von dem es ausgegangen ist‘. Was ihm bei dem Gedanken an den Tod besonders rätselhaft erschien, war die Einsamkeit des Menschen; denn selbst auf den Schlachtfeldern, umgeben von vielen andern Sterbenden, bleibe doch der Mensch einsam und allein. Aber zugleich gebot ihm seine Glaubenskraft, über den Tod hinaus zu bauen, da ja der Geist unter den Toten wie bei den Lebendigen walte und daher nicht trauern dürfe.

3.

Die Frömmigkeit kam bei Görres unmittelbar aus dem Gleichgewichte seiner Geisteskräfte, wie er denn selbst einmal von der echten Frömmigkeit sagt, sie sei ‚ohne Frömmelei religiös in innerster Wurzel‘. Die Religion war ihm der Sammelpunkt für alle, die das Leben als Gottesdienst erfassen und die gegen die niedern und zersetzenden Kräfte kämpfen. Schon im Jahre

1805 meinte er, es sei notwendig, daß alle, die guten Geistes sind, sich immer enger aneinander anschließen sollten, da doch das Schlechte in der Masse immer mächtiger werde, und noch nie seit dem Untergange des orientalischen Kaisertums der Teufel sich mit größerer Macht behauptet habe; selbst die Kraft der Propheten, die ja stets zu den Menschen gesandt und immer wieder gesteinigt würden, könne jetzt kaum gegen das Böse aufkommen, und den Göttern selbst bleibe nichts übrig, als mit furchtbaren Waffen zu den Menschen herabzusteigen. Aber wiewohl er schon damals die Macht des Übels im Leben so deutlich sah, konnte er sich doch noch von seinem gesteigerten Idealismus nicht lossagen, der ihn oft in eine der menschlichen Wirklichkeit ferne Sphäre erhob. Mit den späteren Lebenserfahrungen kam er auch einer gerechten Beurteilung der Wirklichkeit immer näher: bald sah er schon deutlich, daß man den Reichtum der Lebenserscheinungen in keinen Begriff bringen und die sich vielfach durchkreuzenden Lebensfäden nicht mit der Schere einer abstrakten Idee durchschneiden könne. Gerade weil er sich immer mehr der menschlichen Wirklichkeit zuwandte, sträubte er sich gegen jede Geradlinigkeit scharfer Paradoxien oder gar fanatischer Einseitigkeit. Jeder Art von Fanatismus blieb er sein Leben lang tief abgeneigt, auch dem Fanatismus gewisser Konvertiten, die aus einem Extrem in das andere und daher notwendig in Ungerechtigkeit verfallen. Vollkommene Gerechtigkeit allen schöpferischen Lebenskräften gegenüber ist ja geradezu der Lebensnerv der Religion. Daher kann die Religion nur auf Einigung, niemals auf Trennung ausgehen und niemals als etwas gelten, das nur neben dem Leben einhergeht.

Zu der Erscheinung Christi hat Görres keine unmittelbare Beziehung: er muß oft durch den Gedanken einen Umweg machen, und wenn er schon in der Zeit, wo sich sein kirchliches Glaubensbekenntnis zu befestigen anfing, Christus einen ‚Hermes und Seelenführer, den liebreichsten und mildesten aller Propheten und Bekenner' nennt, so ist doch der Ausdruck hier sichtlich zu schwach, um die Erscheinung irgendwie zu decken. Wo er aber auf die geschichtliche Macht des Christentums und auf die Wirkungen Christi in der Kirche zu sprechen kommt, wird seine Ausdrucksweise stark. Das Christentum in der Weltgeschichte, die Wirkung Christi als Weltgeschichte ist das Thema, das er seit seinem Exil auf alle Weise darstellt und worauf alle seine Empfindungen und Gedanken gerichtet sind. Jetzt erschien ihm das Christentum nicht nur als der Geist und die Seele aller andern Religionen, sondern auch als der Schluß und das Ende. Die beste Apologie des Christentums bleibt freilich die Wirkung des christlichen Geistes, womit die unbedingte Gerechtigkeit notwendig verbunden ist.

Schon in seiner Mythengeschichte, wo er noch in abstrakten und kosmischen Gedanken schwelgt, bemächtigt sich seiner eine gewisse Begeisterung, wo er von den Propheten des Alten Bundes und ihrem Abschluß im Christentum redet, wenn er auch zum Alten Testament im Unterschiede von den andern vorchristlichen Religionen noch keine feste Beziehung gewinnt. Aus Anlaß seiner Mythengeschichte schrieb Creuzer an ihn: ‚Ich glaube, man kann das Christentum nicht besser loben, als wenn man es sich so, wie

Sie getan, im historischen Spiegel gezeigt, selber loben läßt.' Es ist, als wenn Görres die Überzeugung gehabt hätte, daß das Christentum überhaupt keines Lobes bedürfe, sondern daß es gelebt werden solle, daß es die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens zu sein habe. Die Hauptsache ist doch die unaufhaltsame Wirkung des Christentums, die Görres einmal mit jenen heißen Quellen in Irland verglich, die oft Jahre hindurch ganz ausgetrocknet scheinen und doch plötzlich wieder zu sprudeln anfangen und ihre ganze unverwüstliche Kraft zeigen. Jede Art von Starrheit ist dem Christentum fremd, und darin besteht ja auch die ganze Verantwortlichkeit der Leitung des kirchlichen Lebens, daß der Geist der Überlieferung ja nicht erstarre, denn ,die Aristokratie in ihrer Sattheit wird dann untätig, stolz, wegwerfend und übermütig; der Klerus, der Idee entfremdet, vom Irdischen ganz befangen, ausschließlich zum Politischen hinabgezogen, wird träg, feist, gemächlich, mürrisch, prosaisch und profan'. Es ist, als wenn Görres meinte, daß die Leitung in der Kirche, die ja mit den Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur im Zeitlichen verbunden ist, sich vor den Keimen künftiger Trennung in acht nehmen müsse. In seiner hohen Auffassung der Kirche ist der Katholizismus geradezu die einigende Gerechtigkeit. Dies meinte er auch, als er einmal an seinen Sohn schrieb: ,Was mir überhaupt den großen Vorsprung gibt, ist der Protestantismus der andern; bis sie sich durch ihn hindurchgearbeitet, bin ich schon zur Stelle.'

In Hinsicht auf die kirchliche Lehre wollte er, daß sie bei aller unverrückbaren Festigkeit ihrer Grundlagen den intellektuellen Streitigkeiten gegenüber ihre vollkommene Ruhe bewahre, sich ja nicht in Kleinigkeiten dieser oder jener Formulierung einlasse, und insbesondere gegen die Eigenschaften der deutschen Intellektualität sich nachsichtiger verhalte. Die grellsten Widersprüche können ja in einem deutschen Kopfe, meint Görres, sehr gut nebeneinander leben, auch ist die genaue Grenzlinie in der Beziehung der Philosophie zur Offenbarung schwer anzugeben: bis das Gleichgewicht, das durch die ganze Entwicklung der Zeit gestört worden ist, nicht nur auf dem Papier, sondern in den Seelen, im Gefühl und im Denken, hergestellt würde, werde noch geraume Zeit verfließen, weshalb auch Vorsicht geboten und zugleich jedes zu schnelle Absprechen und Aburteilen zu vermeiden sei. Er selbst glaubt, eine angeborene Empfindung für das Gleichgewicht zu haben, das die katholische Lehre von ihren Bekennern fordert: ,Es ist eine kitzelichte Sache um dergleichen, und es gehört ein gutes Gefühl des Gleichgewichts dazu, um es nicht rechts oder links zu versehen. Ich wundere mich meiner selbst, daß ich bisher noch so gut durchgekommen, da es an solchen, die gerade nicht in der besten Gesinnung aufpassen, eben auch nicht fehlen wird.'

Die Grundstimmung seines ganzen Denkens liegt mehr auf der Seite der christlichen Mystik als auf der des logischen Aufbaus der christlichen Gedanken und ihrer scharfsinnigen Zuspitzung in der Scholastik. Für die deutsche Mystik und ihre so reiche Ausdrucksweise, in der sich Kraft und Milde vereinigt haben, empfand er stets die größte Bewunderung, denn hier trat ihm die innerste Beseelung der Gedanken entgegen, eine Gemütswärme, eine

Poesie, die sich ganz dem Höchsten zuwendet, das gerade Gegenteil von trockenem Rationalismus, der doch oft nur dazu geeignet ist, das religiöse Gefühl auszudörren, den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde abzuschneiden und das Unermeßliche auf ein paar seichte Gedanken zurückzuführen: ‚Das aber wagen sie wieder nicht auszusprechen, diese Weltklugen, die alles im Leben sich so glatt zurechtgelegt, die mit allem ins reine kommen, und weil sie die eigene Seichtigkeit bis zum Grunde durchgeschaut, nun die ganze Unergründlichkeit der Dinge ergründet haben, und Anfang und Ende von allem in ihrem Verstande tragen und mit einem zufriedenen Lächeln den großen Schatz besiegeln.'

Da die Einheit aller geistigen Kräfte der Grundgedanke ist, von dem aus Görres an die Betrachtung der Geschichte, der Religion und der Wissenschaft herantritt, so muß er in allem, was auf eine zu weitgehende Trennung der einzelnen Erscheinungen gerichtet ist, eine auflösende Kraft sehen. Alle Kräfte der Außenwelt und der innern Welt sind für ihn auf geheimnisvolle Weise miteinander verbunden, so daß er überall in der Geschichte diesem Geheimnis nachspürt und Beziehungen der kosmischen und menschlichen Ereignisse ahnungsvoll herstellen zu können glaubt, bisweilen freilich die scharfen Grenzen überschreitend und die sichtbaren Schranken vernichtend. Die Pflanzen, die Tiere und die Menschen eines Erdteiles stehen für ihn in einer unlösbaren Verbindung miteinander, und in seinem Verlangen, das Zufällige aus dem Leben und der Geschichte auszuscheiden, gelangt er hart an die Grenze, wo Notwendigkeit und Freiheit einander gegenüberstehen: das unerschütterliche Naturgesetz würde dann alles verschlingen, wenn die Freiheit nicht mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet wäre.

Der Plan der Erdgeschichte ist für ihn auf die Geschichte der Menschheit angelegt: selbst die Wege, auf denen die Völker wandern zu ihrem endgültigen Wohnsitz, seien ihnen schon im voraus vorgeschrieben gewesen. In jenen Zeiten, wo die Menschen stärker und unmittelbarer in ihren Trieben und Ahnungen waren, konnten auch die Auserwählten unter ihnen dem Geheimnis des Lebens näher stehen als die späteren Menschen, die nur prüfen und forschen und Gott mit dem Verstande zu erkennen suchen, so daß der konstruierende Begriff an die Stelle der tiefen Empfindung und der lebendigen Einsicht tritt: ‚Der Gott, den ihr wisset, ist zwar nicht das Werk eurer Hände, aber eures Geistes: also nimmer ein Gott. Der wahre Gott ist nicht der, den ihr macht, sondern der sich euch gibt und sich selber in euch setzt.'

In der christlichen Mystik sagte ihm gerade die lebendige Anschauung, die starke Empfindung des Göttlichen zu. Schon im Jahre 1811 berichtet er an die Brüder Grimm, er gedenke den Plan seiner Mythengeschichte weit über die Grenzen der alten Zeit auszudehnen und lese daher die Werke der Kirchenväter und werde bald auch den Mystikern und den Heiligen des Mittelalters nähertreten. Die Worte Hamlets umschreibend, rief er einige Jahre später aus, daß es viel Wunderbares zwischen Himmel und Erde gebe, wovon ‚der Philosophie der eleganten Welt nichts träumt', und in seinem Exil machte auf ihn die Lebensgeschichte Taulers einen tiefen Eindruck, so daß er sie nur

neben die Heilige Schrift stellen konnte. Von der christlichen Mystik hat er eine so hohe Vorstellung, daß er meint, sie wurzle nicht nur im Herzen des Christentums, sondern sie sei das Christentum selber: ‚Die mithin, wenn sie das Christentum gelten lassen, aber die Mystik leugnen, mögen zusehen, wie sie diesen Widerspruch mit sich selbst ausgleichen und beseitigen,‘ heißt es einmal in seinem Buche ‚Die christliche Mystik‘. Mit seinem Werke über die christliche Mystik wollte er das Verständnis für die tieferen Erfahrungen des christlichen Geistes wecken, ja er glaubte sogar, daß es gerade einem Menschen der neuern Zeit leicht fallen könne, sich in diese Erfahrungen zu versetzen und sie mit der Sprache des Verstandes wiederzugeben, so daß er den ganzen Bau seines Werkes auf einer wissenschaftlichen und philosophischen Grundlage errichten zu können wähnte. Dadurch schadete er aber seinem Werke weit mehr als er ihm nützte, denn dabei mußte die ganze Unzulänglichkeit der naturphilosophischen Gedanken und Mutmaßungen und auch überhaupt das Unzureichende der Begriffe ans Tageslicht treten. Daß er mit einer knapperen Fassung den Gegenstand anschaulicher und richtiger hätte darstellen können, das muß er selbst gefühlt haben, denn er schreibt einmal, er habe sich schon von Anfang vorgenommen, nach der Verarbeitung des Stoffes das erste Buch und auch sonst ‚den gelehrten Quark‘ aus seiner Darstellung der christlichen Mystik ganz zu entfernen und nur die Tatsachen kurz und klar miteinander zu verbinden und so den ganzen Inhalt auf einen einzigen Band zurückzuführen, um damit dem wirklichen Bedürfnis nach einem Volksbuch über diesen Gegenstand entgegenzukommen*.

4.

Auch in seinen kleinsten Aufsätzen findet sich neben manchem Überflüssigen und weitschweifig Ausgedrückten ein Korn Gold. Hinter der Fülle seiner Ausdrucksweise verbirgt sich meistens die Wärme des Gemüts und eine gewisse Poesie, die er auch bei der Betrachtung von Gegenständen, die gewöhnlich in das Gebiet der Prosa verwiesen werden, nicht zurückdrängen kann. Es ist immer poetische Prosa, die uns in seinen Schriften, was auch ihr Gegenstand sein mag, entgegentritt. Nach der Durchlesung der Görresschen Darstellung des hl. Franziskus schrieb an ihn A. L. Follen, der von der poetischen Seite der Darstellung sich höchst angeregt, ja ‚erschüttert und erhoben‘ fühlte: ‚Wollen oder können Sie denn gar nicht solche tiefste und höchste Poesie mit der zur organischen Verwirklichung notwendigen poetischen Leibhaftigkeit begaben?‘ Gerade diese Gabe der konzentrierenden Kraft ging Görres ab: er zerstreut sich nach allen Seiten und gibt sich oft zu sehr dort aus, wo eine gewisse Schonung der Kräfte geboten wäre. Er legt seinen schrift-

* Bei all den großen Mängeln und der Weitschweifigkeit konnten seine Darlegungen manchen doch in eine ihm noch unbekannte Welt einführen. So schreibt Ketteler im Jahre 1838 darüber: ‚Die Mystik von Görres ist jetzt meine Hauptlektüre, und wenn auch oft unverständlich für mich, bietet sie doch hohen Genuß, weil ich durch sie mit einer mir bisher ganz unbekannten und ungeahnten Religion geistigen Lebens bekannt wurde. Den Kampf des Sinnlichen mit dem Geistigen habe ich noch nie so aufgefaßt, beschrieben und durch Beispiele erläutert gefunden.‘

stellerischen Reichtum oft in zu kleinen Papieren an, oder er verbirgt ihn im Keller und vergißt, daß er ihn verborgen hat. Erst wenn man alle Zimmer seines Hauses, den Keller und den Dachboden und die Rumpelkammer durchstöbert hat, sieht man, daß er ein reicher Mann war, der mit seinem Reichtum unvorsichtig, ja nachlässig und ohne Übersicht über den ganzen Besitz umging. Oft ist es bei ihm eine wirkliche Verlegenheit, mit dem Überschuß der ihm zuströmenden Gedanken aus den verschiedensten Wissensgebieten fertig zu werden, seine Gedanken zu ordnen und übersichtlich zu gestalten. Gerade die Vielseitigkeit seines Wissens und der Reichtum seiner einzelnen Kenntnisse schaden oft seinen Schriften. Er hatte keinen schriftstellerischen Ehrgeiz, kein Verlangen, in wenigen, aber sorgfältig gestalteten Schriften sich zusammenzufassen und in gedrängter Kraft auf die Nachwelt zu kommen. Schade, daß er seine Erlebnisse nicht in der Form einer Selbstschau niedergelegt hat, denn eine solche Darstellung wäre vom künstlerischen und psychologischen Standpunkt vielleicht sein bedeutendstes Buch geworden. Bei dem völligen Mangel an tieferer Konzentration hat er kein Werk hinterlassen, womit sein Name aufs engste verknüpft wäre im Gedächtnis der Nachkommen. Der Überschuß an Kraft konnte bei ihm nicht die entsprechende einheitliche Form finden. Mit den meisten seiner Schriften suchte er auf seine Zeitgenossen zu wirken, und jedesmal war irgend ein Bedürfnis der Zeit die unmittelbare Veranlassung dazu. Der Geist jedoch, von dem sie alle durchdrungen sind, ist nicht zeitlicher Art, und so muß man immer den Geist seiner Schriften aus der Hülle befreien, um das Überzeitliche darin wahrzunehmen. Selbst in seinen kleinsten publizistischen Arbeiten, die an das vergängliche Tagesereignis anknüpfen, findet sich etwas, das sie auch jetzt noch lesenswert macht, denn sie sind alle von einem Hauche höherer Wahrheit durchdrungen, besonders dort, wo er den Kampf des Vergänglichen mit dem Unvergänglichen berührt: man spürt den lebendigen Geist darin. Es sind Darstellungen bewegender Ideen der Politik, in denen er die Ereignisse der Gegenwart wie Geschehnisse aus der Vergangenheit betrachtet und zugleich ihre Wirkung in der Zukunft voraussieht. Das ganze Leben ist ihr Ausgangspunkt, und alle seine Kenntnisse müssen ihm als Mittel zur Veranschaulichung seiner Gedanken und Ansichten dienen: Gegenstände aus der Naturwissenschaft, aus der Geschichte, Landeskunde, Literatur und Kunst zieht er heran, um seine Darstellung lebendig zu machen. Nicht nur im Rheinischen Merkur, sondern auch in vielen seiner spätern publizistischen Schriften finden sich Stellen, die von einer Kraft übersichtlicher Zusammenfassung und Schilderung zeugen. Seine publizistische Tätigkeit aus der Zeit des Straßburger Exils machte selbst auf eine so kühle Natur wie Friedrich Gentz einen tiefen Eindruck. Clemens Brentano begeisterten diese Aufsätze noch stärker als die des Rheinischen Merkurs, ja sie kamen ihm durch die Art der Darstellung wie auch durch die Freiheit und Männlichkeit der Polemik als bahnbrechend vor. Es sei vielleicht seit Jahrhunderten mit solcher Schärfe, Kühnheit, Lebendigkeit und solchem feurigen Geiste über katholische Dinge nicht geschrieben worden.

Durch die Abwesenheit alles dessen, was irgendwie auf sein eigenes Ich hätte bezogen werden können, durch die unbedingte Wahrheitsliebe mußten

seine publizistischen Arbeiten auch auf Andersgesinnte wirken. Darin äußert sich seine eigentliche Stärke, daß er auch in der schärfsten Polemik das ihm angeborene Gefühl für Mäßigung niemals verliert, jene Mäßigung, von der er schon im Jahre 1804 meinte, sie sei die wahre Politik und ein Produkt wahrer Bildung, die in Europa noch nicht einheimisch sei. Seinem Gerechtigkeitsgefühl war stets die Überzeugung gegenwärtig, der er während der Befreiungskriege Ausdruck gab, daß die Polemik zu keinen wirksamen Ergebnissen führen könne, und daß man zu ihr nur wie zu einer Notwehr seine Zuflucht nehmen dürfe. Und ein Jahrzehnt später bemerkt er in einem Briefe an Creuzer von den Gegnern, wider die er zu polemisieren genötigt sei: ‚Überzeugt wollen sie nun einmal nicht sein, man bemüht sich also von dieser Seite ganz vergeblich. Soll man nun sich mit ihnen schlagen und schimpfen, soll man ihre eigenen Gemeinheiten und Klatschereien mitmachen? Mich soll sicher keiner herauskriegen . . . In der Zeit, die ich da verzanken würde, mache ich etwas anderes, das sie aufs neue in Harnisch jagt, so daß sie über den zweiten Zorn immer den ersten vergessen. Damit kömmt man am allerbesten durch.‘

Selbst wo er die Ironie sehr scharf in Anwendung bringt, läuft er nie Gefahr, verletzend zu werden; auch seine Ironie hat etwas Sachliches, man möchte sagen Grundsätzliches: sie beleuchtet mit dem Lichte seiner Grundsätze die Einseitigkeiten und Irrtümer seiner Gegner. Es ist stets die Ironie eines Menschen, der überzeugt ist, daß es einen höheren Standpunkt gebe, von dem aus vieles, was sonst die Menschen entzweit, sich wie ein Nebel im Tale ausnimmt. Er kann die noch so derbe Polemik gegen seine eigenen Ansichten niemand übelnehmen, wenn er die Überzeugung gewonnen hat, daß es ein aufrichtiger und biederer Charakter ist, der die Waffen gegen ihn kehrt. Von seinem Athanasius sagt er auch, er sei bestrebt gewesen, überall die Sache aus dem Gebiete des Persönlichen in das Gebiet des Allgemeinen zu übertragen, und er habe ‚nicht den Menschen gescholten, der üble Werke tut, sondern den bösen Feind, der ihn dabei geritten‘. In seiner Unbefangenheit, die seine größte Kraft war, begriff er auch gar nicht, weshalb solche Schriften wie ‚Athanasius‘, die ‚Wallfahrt nach Trier‘ und ‚Die Triarier‘ einen so großen Ärger im Lager seiner Gegner haben erregen können, denn selbst wo seine Ausdrucksweise scharf wurde, galt sie doch ganz den Tatsachen, die nicht abgeleugnet werden konnten. Deshalb bemerkt er auch einmal über seine Schrift ‚Die Wallfahrt nach Trier‘: ‚Mein Buch hat wieder, wie ich ihnen am Puls fühle, großen Zorn hervorgerufen, hauptsächlich dadurch, daß sie nicht an mich kommen, sondern alles Unverdauliche hinunterschlucken müssen. Ich kann ihnen die Pferdekur nicht sparen; es ist zu ihrem Heile notwendig, damit der ungeheure Unrat, der sich immer aufs neue sammelt, fortgeschafft wird.‘

Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß die radikal Gesinnten, die fortwährend von Toleranz und hohen Gefühlen reden, die Gesinnung der andern für Torheit halten, weil sie nicht die ihre ist, und sie deshalb auf alle Weise herabwürdigen, mit den wegwerfendsten Worten bezeichnen, für die verkörperte

John Constable/Das Talgehöft



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München

Dummheit ausgeben, ohne sich auch nur zu befragen, ob sie diese Gesinnung überhaupt kennen. Und da ihm jede Ungerechtigkeit zuwider war, und jede Kleinlichkeit auch unter seinen eigenen Gesinnungsgenossen als eine Verkleinerung und Herabwürdigung der Lebenswahrheit galt, so konnte er gegen die Ungerechtigkeiten und Mißdeutungen, ja Verunstaltungen, zu denen die Gegner seines Bekenntnisses ihre Zuflucht nahmen, in dem vollen Bewußtsein seiner Unabhängigkeit die Sprache der unvoreingenommenen Gerechtigkeit reden. Sein Ernst und die Weite seines Gesichtskreises gaben seiner kirchenpolitischen Tätigkeit ein besonderes Gepräge, so daß man ihn mit O'Conell vergleichen durfte. Schelling meinte auch, schon durch einen Aufsatz wie ‚Frechheit und kein Ende' hätte Görres die deutsche Bürgerkrone verdient. Da die Welt einmal voller Ungerechtigkeiten ist, so muß ja ein Mensch, der für die Gerechtigkeit eintritt und seine lautere Gesinnung dabei kundgibt, notwendig eine schöpferische Wirkung ausüben. Görres trat für seine Glaubensgenossen als ihr beredter Anwalt auf und führte dabei eine Sprache, die unwillkürlich an die Luthers erinnerte, was Clemens Brentano deutlich herausfühlte, als er im Jahre 1827 schrieb: ‚In diesem Buche nun sind viele ungestüme, von innen herausgetriebene Schriften Luthers angeführt, in denen ich eine Ähnlichkeit des Sichnichterwehrenkönnens mit jemand fand, den ich nicht gleich finden konnte, bis Du mir erschienst: da wurde ich froh, daß Du für die Kirche kämpfest.' Der Einfluß der Lutherschen Sprache, besonders der Lutherschen Bibelübersetzung, ist bei Görres unverkennbar.

(Schluß folgt.)



Zum Regentenwechsel in Bayern
Von Hermann Grauert

III.

Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Ludwig von Bayern ist noch am Sterbetage seines erlauchten Vaters, am 12. Dezember 1912, abends 7 Uhr auf seiner Rückreise von Ungarn in München eingetroffen. Freiherr v. Hertling war dem Prinzen bis zur Landesgrenze, der Station Freilassing vor Salzburg, entgegengefahren und hat noch während der gemeinsam fortgesetzten Rückfahrt im Namen des Gesamtstaatsministeriums dem neuen Herrn ein Entlassungsgesuch unterbreitet. Der Prinzregent hat dasselbe nicht angenommen und hat alsbald das Gesamtministerium seines vollen Allerhöchsten Vertrauens versichert. Unmittelbar nach seiner Ankunft in München hat der neue Träger der Herrschergewalt in Bayern die Begrüßungen und Teilnahmekundgebungen der zum Empfang erschienenen Mitglieder der Königsfamilie sowie der Würdenträger des Hofes wie des Staates entgegengenommen und sodann im Hauptbahnhofsgebäude seine erste bedeutsame Staatshandlung vollzogen. In dem neben dem Königssalon gelegenen Kavaliersaal des Bahnhofes unterzeichnete er die ihm von den Ministern Freiherrn v. Hertling und Freiherrn v. Soden vorgelegte Proklamation, welche unter anderem verkündigte: ‚Die Bestimmungen der Verfassungsurkunde legen daher Uns als dem nach der Erbfolgeordnung nächstberufenen Agnaten die schwere Pflicht auf, die bestehende Reichsverwesung fortzusetzen. Indem Wir dies kund und zu wissen tun, verfügen Wir hiermit gemäß Titel 2 § 16 der Verfassungsurkunde die Einberufung des Landtages auf Samstag den 21. Dezember 1912 zur Teilnahme an der Ablegung des verfassungsmäßigen Regentschaftseides.‘

Prinz Ludwig hatte also von vornherein darauf verzichtet, sich gleich im Beginne seiner Herrschaftsübernahme dem zweifellos unheilbaren, schweren Leiden seines Königlichen Vetters, des Königs Otto, gegenüber kraft eigenen Rechtes zum König von Bayern zu proklamieren. Als Verweser des Königreichs Bayern wollte er die seit dem Juni 1886 bestehende Reichsverwesung zunächst fortsetzen und den verfassungsmäßig vorgeschriebenen Regentschaftseid schwören inmitten der Mitglieder der beiden Kammern des Landtages.

Schon diese erste staatsrechtliche Entschließung, welche mit der Kundmachung dieser Proklamation in die Erscheinung trat, ließ das hohe und tiefgewurzelte Pflichtgefühl deutlich hervortreten, welches den neuen Regenten beseelt und sein Handeln bestimmt. In einer langen, vorbildlichen Lebensführung (geb. 7. Januar 1845) hat er dieses tiefempfundene Pflichtgefühl bewährt, auch in schweren, entscheidungsvollen Stunden. Sein Lebensgang liegt einem aufgeschlagenen Buche gleich offen vor den Augen seines Volkes und aller teilnehmenden Zeitgenossen. Jeder Münchener kennt den Prinzen, der so oft die Straßen der Hauptstadt durchschreitet, allein oder an der Seite seiner erlauchten Gemahlin, oder begleitet von einer oder mehreren seiner liebenswürdigen Töchter. Tausende haben das Glück gehabt, von ihm angesprochen und gelegentlich wohl auch zu längerer Unterhaltung herangezogen zu werden. Für alle bedeutsamen, aber auch für viele kleinere Erscheinungen des Volkslebens legt er verständnisvolle

Teilnahme an den Tag. Von mannigfachen Prüfungen und schmerzlich empfundenen Schicksalsschlägen ist auch dieser fürstliche Lebensgang nicht frei geblieben. Im Kreise seiner Familie, an der Seite seiner ihm am 20. Februar 1868 zu Wien angetrauten Gemahlin, der geborenen Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este, ist dem Prinzen Ludwig reiches, lauteres Lebensglück zuteil geworden. Aber in öffentlicher Rede hat er rückhaltlos es ausgesprochen, wie der Kelch der Kümmernisse und Sorgen auch an ihm nicht vorübergegangen sei. So hat er in ausreichendem Maße gelernt, mitzuempfinden mit den Leiden, den Mühsalen und den Arbeiten des Volkes. Namentlich das Wirtschaftsleben des Volkes hat, seitdem er in die Öffentlichkeit hinausgetreten ist, seine Aufmerksamkeit in zunehmendem Maße gefesselt. Seit nahezu vierzig Jahren ist er praktisch ausübender Landwirt. Der alte Edelsitz Leutstetten nördlich des Starnberger Sees ist schon im Jahre 1875 käuflich von ihm erworben und in späteren Jahren durch Zukauf benachbarter Güter erweitert worden. Aus dem Erbe seiner Gemahlin sind ihm Besitzungen bei Sárvár im westlichen Ungarn im Eisenburger Komitate zugefallen. Alle diese Besitzungen hat er als wirklich kenntnisreicher, vielerfahrener Gutsherr in eigene Verwaltung genommen. Ackerbau, Wiesenkultur, Viehwirtschaft, Fischzucht, Milchproduktion, Brennerei, Ziegelei, Torfstecherei, Pferdezucht und Waldwirtschaftsbetrieb sind hier nach durchaus rationellen Methoden eingerichtet*. Einem Karl dem Großen in dieser Beziehung vergleichbar, welcher in seinem berühmten Kapitulare ‚De villis' die Verwaltung seiner Gutshöfe bis ins einzelne regelte, hat auch Prinz Ludwig für die großen wie für die kleinen Angelegenheiten seiner Wirtschaftsbetriebe jederzeit wachsames und verständnisvolles Interesse an den Tag gelegt. Als wirklich modern empfindender Gutsherr will er von einem feindlichen Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie mit Recht nichts wissen. Er weiß, daß diese beiden Seiten des Wirtschaftslebens und dazu dann das mittlere Gewerbe, das Handwerk und der die Güter umsetzende Handel sich notwendig ergänzen und gegenseitig fördern müssen. Schon in der bedeutsamen Rede, welche er als 26jähriger Prinz am 30. Dezember 1870 in der Kammer der Reichsräte gehalten hat, als es sich um die Schicksalsfrage der Annahme der Versailler Verträge handelte, hat er in ernsten Erwägungen die auch von ihm gegen die Verträge gehegten Bedenken überwunden und seine für die Annahme der Verträge eintretende Abstimmung unter anderem auch begründet mit dem Hinweis auf die mit der Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reiche gesicherte Unauflösbarkeit des Zollvereins. Durch die periodisch wiederkehrende Gefahr der Auflösung des Zollvereins sei die bayerische Industrie zurückgehalten worden. Mit der dauernden Sicherung der Einheit des deutschen Wirtschaftslebens (von den Hansastädten damals noch abgesehen) würden die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, welche sich dem Aufblühen der bayerischen Industrie bisher

* Über Leutstetten sind die Aufsätze des verstorbenen Hauptmanns Hugo Arnold in der Wochenschrift ‚Das Bayerland' ed. Heinr. Leher, IV. Jahrg., München 1893 p. 245 ff. und 255 ff. zu vergleichen, ebenso Franz Paul Zauner, Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte, München 1912 p. 160 ff.

in den Weg gestellt hätten*. Prinz Ludwig kennt genau die Ungunst wie die Vorzüge der von der Natur gebotenen wirtschaftlichen Ausstattung seines bayerischen Landes. Wirklich mächtige Kohlenlager sind im rechtsrheinischen Bayern bisher nicht zutage getreten. Dazu kommt die durchaus binnenländische Lage Bayerns, die weite Entfernung der Meeresküsten und der mangelhafte Ausbau der Wasserstraßen. Seit Jahrzehnten ist Prinz Ludwig gerade in dieser letzten Beziehung mit einer wahrhaft bahnbrechenden, schöpferischen Initiative vorangegangen. Es war und ist ihm ein Herzensanliegen, den Großgüterverkehr von Bayern und nach Bayern in sicheren Anschluß zu bringen an die großen, schiffbaren Stromläufe, welche Deutschland durchziehen. Namentlich mit der Rheinstraße möchte er auch das rechtsrheinische Bayern in bequeme Schiffahrtsverbindung gebracht sehen. Erst wenn dieses große Ziel wirklich erreicht, und wenn dann auf der anderen Seite in den bayerischen See- und Flußgebieten die Umsetzung der gewaltigen Wasserkräfte in elektrische Kraft gesichert und wirtschaftlich gut organisiert ist, dann wird auch eine fortschreitende Industrialisierung des bayerischen Wirtschaftsgebietes durchgeführt werden können, nicht zum Schaden der Landwirtschaft. Im Gegenteil, auch der Landbau wird davon reichen Nutzen ziehen und ebenso Gewerbe und Handel, nicht zuletzt auch der Güter- und Personenverkehr auf den bayerischen Eisenbahnen. Was in Bayern im Verein für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt und durch sonstige private Betätigung, sowie durch den Staat für die Verbesserung und Hebung des Binnenschiffahrtsverkehrs geschehen ist, das darf zu einem erheblichen Teil auf die tatkräftigen Anregungen von seiten des Prinzen Ludwig zurückgeführt werden**. Auch sonst hat er für die Förderung des Wirtschaftslebens und namentlich für die Anlage rationeller Großbetriebe jederzeit das lebhafteste Interesse an den Tag gelegt.

Wie der Handelsschiffahrt, so hat er auch der deutschen Kriegsmarine seit dem Bestehen des Reiches eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er steht à la suite des 2. Seebataillons. In der bayerischen wie in der deutschen Armee bekleidet er den Rang eines Generalfeldmarschalls. Zum 1. bayerischen Jägerbataillon und zum 10. bayerischen Infanterieregiment steht er als Inhaber in besonders nahen Beziehungen. Er ist Chef des 47. preußischen und des 62. österreichischen Infanterieregiments und steht auch sonst bei verschiedenen Truppenteilen in Bayern, Württemberg und Sachsen à la suite. Am Kriege von 1866 hat er als Ordonnanzoffizier seines Vaters persönlichen Anteil genommen. Im Gefechte bei Helmstadt in Franken wurde er am 25. Juli 1866

* Verhandlungen der Kammer der Reichsräte des Königreiches Bayern vom Jahre 1870/71 II. Band p. 58.

** Man vergleiche unter anderem den ‚Bericht über die 16. am 27. Mai 1906 in der Universitätsaula zu Erlangen abgehaltene Hauptversammlung des . . . Vereines für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern'. An dieser Tagung hat S. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig persönlich teilgenommen als Protektor des Vereins. Er hat auch zwei Ansprachen gehalten, welche von seinem klaren Verständnis der einschlägigen Probleme zeugen. Bei dieser Gelegenheit sei auch das Werk von Gustav Steller erwähnt: ‚Der wirtschaftliche Wert einer bayerischen Großschiffahrtsstraße'. 1908.

schwer verwundet. Seitdem ist er aus dem aktiven Militärdienst ausgeschieden, die hohe Bedeutung der militärischen Schulung und Organisation des Volkes fortgesetzt mit lebhaftem Interesse begleitend.

Der Universität München hat er während der akademischen Studienjahre 1862/63 und 1865/66 als Studierender angehört. Er durfte also gerade im Herbst 1912/13 die Erinnerung erneuern an seine vor 50 Jahren erfolgte Immatrikulation. Der alma mater ist er in der Zeit seines akademischen Studiums ein treuer und eifriger Sohn, in späteren Zeiten immerdar ein aufrichtiger Freund gewesen. Als solcher hat er auch das vierhundertjährige Jubiläum der Universität München-Ingolstadt in den ersten Augusttagen des Jahres 1872 unter Döllingers Rektorat aus teilnehmendem Herzen mitgefeiert. Bei dem zu Ehren der Universität am 1. August 1872 im Odeonssaale abgehaltenen Festmahle hat er den Toast ausgebracht auf die Universität. Fürst Chlodwig Hohenlohe, der frühere bayerische Minister und spätere Reichskanzler, bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich, Döllinger habe auf den König Ludwig II., Prinz Ludwig auf die Universität München und Herzog Karl Theodor auf die deutschen Universitäten gesprochen; die beiden letzteren sprächen gut. Auch an den festlichen Veranstaltungen des folgenden Tages (2. August 1872) hat Prinz Ludwig zu Ehren der Universität München teilgenommen. Seit dem Jahre 1896 ist er Ehrenmitglied der Kgl. Akademie der Wissenschaften, und mit seltenen Ausnahmen hat er den Festsitzungen der Akademie regelmäßig persönlich angewohnt. Auch sonst hat er wissenschaftliche Gesellschaften oder gemeinnützige Veranstaltungen und Vereine durch Übernahme des Ehrenpräsidiums, durch Anhören von Vorträgen, durch persönliches Erscheinen in hingebungsvollem Wohlwollen gefördert. Zugleich war er darauf bedacht, durch das Anhören der Vorträge oder durch verständnisvolle Fragestellung zu lernen. Wenige werden es in dieser Beziehung an Eifer ihm gleichgetan haben. Auch als Regent hat er in diesem Drange, neues Wissen in sich aufzunehmen und seine wohlwollende Fürsorge für die materiellen und geistigen Wohlfahrtsbestrebungen sehr verschieden gearteter Kreise an den Tag zu legen, nicht nachgelassen.

Man hat wohl gesagt, den Dr. ing. Prinzen Ludwig ziehe es mehr zu den Technikern als zu den Geisteswissenschaften. Die Koryphäen der technischen Wissenschaft und Praxis bitte er mit besonderer Vorliebe zu sich, wohl weil sein klarer Blick ganz aufs Praktische gerichtet sei, weil er mit offenen Augen in die moderne Welt sehe und sich freue über das, was die Technik in wenig Dezennien den Menschen zuliebe alles geleistet habe. In dieser persönlichen Neigung zu den Technikern liege auch der Grund dafür, daß Prinz Ludwig als Regent den Künstlern nie das werde sein können, was ihnen sein Vater gewesen. Prinz Ludwig habe kein intimes Verhältnis zur Kunst und tue auch nicht so, als ob er etwas von Kunst verstünde*. Aber man muß es doch aus dem Munde des jetzigen Regenten gehört haben, mit welchem Stolze er die in seinem Besitze befindlichen, von Lenbach gemalten Familienporträts den Besuchern des Wittels-

* Süddeutsche Monatshefte 1913 Januar-Heft p. 634.

bacher Palais vorführt, um zu ermessen, daß ihm der Sinn für die große Kunst und die Wertschätzung des führenden Künstlers tief im Herzen wurzeln. Dazu ist er ein besonderer Verehrer seines Großvaters, des Königs Ludwig I., und ein viel zu pietätvoller Sohn, um zur Befürchtung Anlaß zu geben, als sei das große künstlerische und geistige Erbe, das ihm vom Vater wie vom Großvater überkommen, bei ihm nicht in sicherer Hut geborgen. Mögen also die Künstler vertrauensvoll der Zukunft entgegensehen! Den Senat der Universität München aber hat der neue Regent bereits huldvoll zu sich zu Gast gebeten.

Des Regenten Stellung zu den religiösen Problemen der Gegenwart bedarf im Grunde genommen kaum einer Erörterung. Jedermann weiß, daß ihm die Religion in der Form des positiven christlichen, katholischen Bekenntnisses ein Schatz von unvergänglichem Gehalte, ein Lebenswert von ewiger Geltung, daß sie ihm auf der stürmisch bewegten Fahrt des Lebens zugleich festen Halt gewährender Anker ist und leuchtender Stern. Nicht nur inmitten der Pilger von Altötting, auch unter den Offizieren des Beurlaubtenstandes in München hat er gelegentlich in viel bemerkten Wendungen über sein Verhältnis zur katholischen Kirche und über den Anspruch der deutschen Katholiken auf volle Gleichberechtigung im öffentlichen Leben sich ausgesprochen. Wie sein erlauchter Vater, so gibt auch Prinzregent Ludwig das vorbildliche Beispiel eines echt christlichen, treu katholischen Lebenswandels.

Aber der Regent achtet und ehrt zugleich jede abweichende, aus tiefem Herzensempfinden hervorquellende religiöse Überzeugung des Nebenmenschen. Als Regent eines paritätischen Staates nimmt er gewissenhaft darauf Bedacht, den großen in der Verfassung anerkannten christlichen Religionsgesellschaften ihre verfassungsmäßigen Rechte wohlwollend zu wahren. Und auch die Dissidenten und Israeliten werden unter seinem Zepter über staatliche Verkümmerung ihrer Gewissensfreiheit keinerlei Klage zu führen haben. Wenn die Süddeutschen Monatshefte in ihrem Januarhefte 1913 p. 636 dem Prinzregenten Ludwig religiöse Intoleranz nachsagen wollten, so liegt hier offenbar ein peinlich wirkender Druckfehler vor.

Von dem Verdachte, ein Partikularist mit großdeutschen Tendenzen zu sein, wollte der Schreiber des gleichen Artikels den Prinzen mit einem kräftigen Nein freisprechen. Aber gewisse, immerhin tiefgreifende Wandlungen in den politischen Anschauungen des jetzigen Regenten gab er doch unumwunden zu. Die ehemalige Zugehörigkeit des Prinzen zur alten bayerischen Patriotenpartei nahm der Gewährsmann der Süddeutschen Monatshefte (Januar 1913 p. 638) als historische Tatsache hin. Der heutigen Zentrumsfraktion des bayerischen Landtags ihn zuzuzählen, hielt er aber doch für höchst zweifelhaft.

Prinz Ludwig hat zu Lebzeiten seines Vaters und vor dem Jahre 1886 unter der Regierung König Ludwigs II. einer bestimmten politischen Parteiorganisation, mag sie Patriotenpartei oder Zentrum heißen, selbstverständlich nicht angehört. Wer es aber unternehmen wollte, ihn jetzt, nachdem er Träger der obersten Staatsgewalt in Bayern geworden, in irgendeine Parteischablone hineinzuzwängen, der würde sich an der Hoheit seines Amtes und seiner Persönlichkeit schwer versündigen. Selbstverständlich steht der Verweser des König-

reiches Bayern über den im Lande wirkenden Parteien. Die Verfassung, welche der König Max Joseph I. seinem Volke am 26. Mai 1818 verliehen, gilt auch ihm mit den späteren auf konstitutionellem Wege zustande gekommenen Verfassungsgesetzen als ein Palladium. Das Oberhaupt des Staates vereinigt danach in seiner Person alle Rechte der Staatsgewalt. Bei der Ausübung derselben aber ist es in erheblichem Umfange an die verfassungsmäßig festgelegte konstitutionelle Mitwirkung der Volksvertretung gebunden. Die Ordnungen des deutschen Gesamtstaates haben auch im 19. Jahrhundert ihre schicksalvollen Wandlungen erfahren. An diesen Wandlungen haben die Anschauungen der bayerischen Herrscher selber teilgenommen. Auch Prinz Ludwig von Bayern hat sie durchzumachen gehabt. Wie Millionen der besten Söhne des deutschen Volkes ist auch er von großdeutschen Anschauungen ausgegangen. Den kleindeutschen Bestrebungen widersetzte sich sein innerstes Herzensempfinden. Die auf dem Frankfurter Fürstentage im August 1863 vereinbarte Gesamtverfassung fand seinen Beifall, weil er sie für entwickelungsfähig hielt. König Wilhelm I. von Preußen, von Bismarcks Staatskunst beraten, wies sie zurück. Noch am 30. Dezember 1870 hatte Prinz Ludwig den Schmerz darüber nicht verwunden. Aber auch mit Österreich war er damals noch unzufrieden, weil es im schleswig-holsteinischen Kriege 1863/64 vom deutschen Bunde sich getrennt und an Preußen angeschlossen hatte. Nach dem für Preußen siegreichen Ausgang der kriegerischen Auseinandersetzung von 1866 empfand er brennenden Schmerz über die neue politische Lage Deutschlands. Die Versuche Bayerns, die süddeutschen Staaten zu einem besonderen Bunde zusammenzuschließen und diese dann in eine engere Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde zu bringen, und eine Annäherung an Österreich zur Zeit der Luxemburger Frage Ende März und im April 1867 durch die von Bayern unter dem Ministerium Hohenlohe ausgegangene Mission des Grafen Tauffkirchen herbeizuführen, fanden seine Sympathie, verliefen aber erfolglos*. Bayerns Eintritt in den Verteidigungskrieg gegen Frankreich im Juli 1870 an der Seite Preußens und der übrigen deutschen Stämme erschien ihm als vertragsmäßig übernommene, zugleich aber auch als nationale Pflicht. Nach den fortschreitenden Siegen der deutschen Waffen hoffte er auf eine angemessene Belohnung der bayerischen Vertragstreue. Noch am 30. Dezember 1870 richtete er in der Reichsratskammer an die Staatsminister, an deren Spitze damals Graf Otto Bray-Steinburg stand, die Bitte, beim Friedensschlusse für Bayern eine bedeutende Gebietserweiterung am Rhein zu erwirken**. Die Zugeständnisse, welche die Versailler Verträge an

* Darüber verbreitet jetzt neues Licht auf Grund neuen Materials der sehr interessante Aufsatz von Dr. Karl Alexander von Müller, Die Tauffkirchensche Mission nach Berlin und Wien. Bayern, Deutschland und Oesterreich im Frühjahr 1867, in der Riezler-Festschrift herausgegeben im Verein mit der Verlagsbuchhandlung von K. A. v. Müller, Gotha bei F. A. Perthes A.-G. 1913 p. 352—440. Die Mission sollte einer preußisch-österreichischen Allianz die Wege ebenen und auch für Bayern günstige Bedingungen in der deutschen Frage erwirken.

** Das war im Oktober und November 1870 auch der dringende Wunsch des Königs Ludwig II. und des bayerischen Ministers des Äußern. Vgl. Graf Otto von Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, Leipzig 1901, p. 175—192.

die föderative Ausgestaltung des Reiches und an die Sonderstellung Bayerns machten, gingen ihm nicht weit genug. Die Opfer, welche Bayern darin zugemutet waren, schienen ihm zu schwer zu sein. Trotz alledem aber erklärte er in jener denkwürdigen Reichsratssitzung vom 30. Dezember 1870, für die Verträge stimmen zu wollen. Er betonte den Vorzug der Verträge von Versailles, welche eine Einigung des größten Teiles von Deutschland bewirken würden, eine Einigung, durch welche auch Bayern in ein mächtiges Gemeinwesen gelangen und einen mächtigen Schutz nach außen gewinnen werde. Die Erinnerung an das einstens räumlich größere alte Deutsche Reich entlockte ihm immerhin auch in diesem Zusammenhange eine schmerzbewegte Bemerkung. Aber einen Trost gewährte ihm bei alledem die stärkere Wahrung des föderativen Charakters im neuen Deutschen Reiche gegenüber dem norddeutschen Bunde. Endlich erhob sich der Prinz in dieser Rede zu jener Höhe, von welcher der ahnende Geist in prophetisch gesteigertem Erkennen die Zukunft vorausschaut. Im höchsten Grade, so erklärte der Prinz, habe es ihn gefreut, als eine Folge der jetzigen Vereinigung Deutschlands (von 1870) die Annäherung vollzogen zu sehen, welche sich jetzt zwischen Deutschland und Österreich anzubahnen scheine. Sie liege ebensosehr im österreichischen wie im deutschen Interesse und könne für die Zukunft allein den Frieden sichern, den wir nach diesem furchtbaren Kriege von 1870 so notwendig brauchen würden.

Unmittelbar nach dem Prinzen Ludwig hat in dieser berühmten Reichsratssitzung der bekannte Freiherr Georg zu Franckenstein das Wort ergriffen, der nachmalige Vorsitzende der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstage. Mit dem Prinzen und dem vor diesem als Redner aufgetretenen Referenten, dem juristisch bewährten Reichsrat von Neumayr, fühlte sich Freiherr zu Franckenstein bei Beurteilung der Versailler Verträge in wesentlichen Punkten einig. Auch Freiherr zu Franckenstein erklärte, von Jugend auf warm für die deutsche Einheit gefühlt zu haben. Unbedingt wird man einer solchen, in so feierlichem Augenblicke abgegebenen Versicherung Glauben zu schenken haben. Aber in seinem Schlußurteil kam Freiherr zu Franckenstein doch zu einer Ablehnung der Verträge, die, wie er fürchtete, zum Untergange der Rechte der Krone wie der Rechte des bayerischen Volkes führen würden. Das war auch die Meinung in der patriotischen Partei der bayerischen Kammer der Abgeordneten, als hier die Verträge im Januar 1871 zur Beratung und Abstimmung gelangten.

Man gewahrt also in dieser Hauptfrage des politischen Lebens ein bemerkenswertes Auseinandergehen der Anschauungen und Entschließungen beim Prinzen Ludwig auf der einen Seite, der patriotischen Partei auf der anderen. Übrigens muß man bei objektiver Geschichtsbetrachtung auch dem Standpunkte des Freiherrn zu Franckenstein und der bayerischen patriotischen Partei volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Zusammenbruch des alten Deutschen Reiches hatte den Rheinbundstaaten seit 1806 scheinbar die volle Souveränität eingetragen. Tatsächlich waren sie in ihrer auswärtigen Politik ganz von Frankreich abhängig geworden. Aber der Rieder Vertrag vom 8. Oktober 1813 hatte Bayern die Fortdauer seiner Souveränität und Integrität neuer-

dings zugesichert. Das ist für die Ausgestaltung der Deutschen Bundesverfassung von 1815 im Sinne einer lockeren Föderation von vornherein entscheidend gewesen. Aber auch das bescheidene Maß von Beschränkung der einzelstaatlichen Souveränität, welche durch den Deutschen Bund von 1815 notwendig geworden war, ging in den Mittelstaaten den Regierenden wie den Regierten vielfach noch viel zu weit. Man lese nur die höchst interessanten neuen Mitteilungen, welche Michael Döberl im zweiten Bande seiner Entwicklungsgeschichte Bayerns (München, bei Oldenbourg 1912) S. 459 aus den Archiv-Akten gemacht hat. Der Widerstand gegen den Ausbau der Bundesverfassung, so sagt Döberl hier, sei vor und unmittelbar nach dem Sturze Montgelas' (am 2. Februar 1817) in Bayern gleich lebhaft gewesen. In einer Instruktion an ihren Gesandten am russischen Hof, den Grafen von Bray, sodann in einer derselben beigelegten Denkschrift über die damalige Lage Deutschlands und über den von den Kabinetten von Wien und Berlin vorgelegten Entwurf der zukünftigen Bundeskriegsverfassung hätte die bayerische Regierung im Februar 1818 lebhafte Klage geführt über die beiden deutschen Großmächte. Die letzteren wollten dem Deutschen Bunde Einrichtungen des alten Deutschen Reiches zurückgeben, über welche sie selbst früher sich hinweggesetzt hätten. Wenn Österreich sich noch eine gewisse Zurückhaltung auferlege, so gebe sich das Berliner Kabinett keine Mühe, seine Absichten zu verbergen. Die vorgelegte Bundeskriegsverfassung bedeute den ersten Schritt zur Auflösung des militärischen Bandes zwischen dem Souverän und seinen Untertanen, welchem bald die gesellschaftliche Auflösung nachfolgen werde. Dem zu schaffenden Bundesheer sei der Schutz der außerdeutschen Provinzen der beiden Großmächte zugedacht. Die Zeit könne kommen, da die Bundesarmee ein zweites Mal für eine fremde Sache gegen den Niemen in Marsch gesetzt werde. Das geplante Bundesheer, das im Kriegsfalle bis zur Höhe von 700 000 Mann gebracht werden könnte, würde den Charakter des Deutschen Bundes völlig verändern, und ihn zu einer Offensivmacht umgestalten, während er im Sinne des Russischen Kabinetts nach Art der Schweizer Eidgenossenschaft Neutralität bewahren und im Herzen Europas die Ruhe sichern sollte. Rußland, das seine Sorge über beide Hemisphären erstrecke, müsse sich einer solchen Ordnung der Dinge widersetzen. König Max Josef I. von Bayern erklärte im Februar 1818 mit einem hoffend verlangenden Blick auf Rußland: ‚Ich schulde mir selbst, meinen Untertanen und Deutschland, mich nicht der Kriegshoheit zu entäußern, auf welcher allein die Unabhängigkeit meiner Krone beruht. Ich will keine Verpflichtungen übernehmen, durch welche meine Truppen genötigt werden könnten, sich zum dritten Male (nach 1807 und 1812!) für eine fremde Sache am Niemen zu schlagen. Wenn aber der König durch seinen Widerstand in dieser Sache sich Vorwürfe zuziehen sollte, so wünscht er, daß das Kabinett von St. Petersburg nicht die Grundsätze verkenne, welche ihn leiten werden und daß er selbst immer zählen dürfte auf den Schutz des Kaisers von Rußland.‘

Dieser Appell Bayerns an den russischen Koloß in einer innerdeutschen Angelegenheit hat für unser modernes, national geschärftes Empfinden etwas ungemein Befremdliches. Damals, im Jahre 1818, hat man in Bayern offenbar

keinen Anstoß daran genommen. Hat ja selbst noch am 4. November 1853 kurz vor Ausbruch des Krimkrieges der Bürgermeister von Hirschberg in Preußisch-Schlesien, dem bekannten Politiker und Militärschriftsteller Theodor von Bernhardi gegenüber, Rußland als das Reich des Saturn gepriesen. Die deutsche Nationalität, so meinte dieser akademisch gebildete preußische Bürgermeister, werde fortleben in ihrer für die allgemeine Weltbildung maßgebenden Literatur. Als Staat aber werde Deutschland aufhören, fortzubestehen. Rußland dagegen werde, unter der Herrschaft deutscher Bildung und deutscher Ideen stehend, die tatsächliche Herrschaft in dem altersschwachen Deutschland erlangen; in fünfzig Jahren werde der Kaiser von Rußland Präsident des deutschen Bundes sein*. Das hätte also nach dieser bürgermeisterlichen Zukunftsphantasie bereits i. J. 1903 verwirklicht sein sollen!!

So stark sind im Süden Deutschlands wohl auch die eingefleischtesten Partikularisten in den Zaren von Rußland nicht verliebt gewesen, wie der Bürgermeister von Hirschberg im Jahre 1853. Immerhin soll nicht verschwiegen werden, daß König Max II. von Bayern noch um die Wende der Jahre 1848 und 1849 gerade in der deutschen Frage seine Hoffnungen für gewisse Fälle auf das Ausland gerichtet hat. Auch darüber verdanken wir Michael Döberl wertvolle neue Mitteilungen, welche er am 4. Mai 1907 in der Sitzung der Historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften gemacht hat. Der Verwirklichung des sogenannten von Gagernschen Programms hat danach König Max II. nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt. Durch den Legationsrat Karl Maria Freiherrn von Aretin ließ er zu dem Zwecke Ende 1848 eine Denkschrift ausarbeiten, welche die Pflicht und das Interesse der Großmächte an der Aufrechterhaltung der Wiener Verträge von 1815 nachweisen sollte. Als Preußen trotz der Abmahnung des Königs Max und des bayerischen Ministeriums Bray einen Teil des sogenannten Frankfurter Programms aufnahm, sei der König entschlossen gewesen, nötigenfalls aus dem Verbande mit Deutschland auszuscheiden und einen Zoll- und Handelsverein mit Österreich zu schließen**.

In weiteren Kreisen Bayerns hat ein tiefer gehendes nationaldeutsches Empfinden während des 19. Jahrhunderts erst in Anlehnung an den Kronprinzen Ludwig und später an den König Ludwig I. Wurzel gefaßt. Aber dieses nationale Empfinden trug durchaus großdeutsches Gepräge. In dem Nebeneinanderwirken Österreichs und Preußens im deutschen Bunde glaubte man die beste Sicherung für Bayerns Selbständigkeit erblicken zu müssen. Aus der Verwirklichung des kleindeutschen Programms sah man für Bayern die schwersten Gefahren aufsteigen. Daher erklärt sich die eben erwähnte Stellungnahme König Max II., ebenso auch das politische Verhalten der bayerischen Patriotenpartei bei den parlamentarischen Abstimmungen der Jahre 1870/71.

Was aber die Zeiten des großen Krieges von 1870/71 anbelangt, so hat

* Aus dem Leben Theodor von Bernhardis I p. 178 f.

** Sitz.-Berichte d. philos. philolog. u. d. hist. Kl. d. K. bayr. Akad. d. Wissensch. zu München 1907 p. 152 f.

eben erst ein jüngerer, trefflich geschulter Geschichtsforscher, Dr. Karl Alexander von Müller, in einem sehr lesenswerten Aufsatz sich dahin ausgesprochen: Ein Bayer werde sich mit der diplomatischen Geschichte unserer Reichsgründung nicht ohne Schmerz darüber beschäftigen, daß der amtliche Übergang Altbayerns ins neue Reich inmitten glorreicher kriegerischer Ereignisse, unter einem schwärmerischen König, so von Grund aus schwunglos und nüchtern geschehen sei, daß dieser Übergang der bayerischen Regierung so mühsam, Schritt für Schritt habe abgerungen werden müssen*.

Dem gegenüber kann freilich auch ein Gegenstück preußischer Schwunglosigkeit vorgeführt werden. Im Oktoberheft 1888 der ‚Deutschen Rundschau' liest man ‚Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch' zum 9. Dezember 1870 folgenden Eintrag des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm: ‚Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen.'

Die Darstellung, welche Rudolf von Delbrück selbst in einem Nachtrag zu seinen ‚Lebenserinnerungen' II, 409 ff., anscheinend im Hinblick auf den herben Tadel des früheren Kronprinzen, den auf die Vorbereitung der Reichsgründung gerichteten Verhandlungen vom Herbst 1870 gewidmet hat, entbehrt keineswegs der inneren Wärme.

Zum Glück sind alle die schweren Sorgen, welche viele auch bei der Aufrichtung eines neuen Deutschen Reiches für Bayerns Zukunft im Herzen trugen, nicht in Erfüllung gegangen. Die Verfassung des Deutschen Reiches hat neben der Einheit und Kraft des Gesamtstaates der berechtigten Sonderart der Teilstaaten genügenden Spielraum gelassen. Bayern sieht seit langem sein eigenes Interesse am besten gewahrt in der festen, unauflöslichen Verbindung mit den übrigen deutschen Stämmen und Staaten, vor allem auch mit Preußen. Prinz Ludwig, der neue Regent, hat im Laufe seiner langen politischen Vergangenheit wiederholt Gelegenheit gehabt, auch in öffentlichen Reden von seinem unentwegt treuen Festhalten an Kaiser und Reich mannhaftes Zeugnis abzulegen. Bei dem großen deutschen Turnfeste, das da im Sommer 1889 auf der Oktoberwiese zu München abgehalten wurde, gedachte der Prinz in bewegten Worten seines persönlichen Verhältnisses zu dem verehrungswürdigen ersten Kaiser des neuen Reiches, zu Kaiser Wilhelm I. Aus den allerjüngsten Tagen aber hallen im ganzen Deutschen Reiche noch die Worte nach, welche der Regent beim Besuche des Berliner Rathauses am 7. März 1913 gesprochen: Nicht das Wort ‚Reichsmüdigkeit', sondern das Wort ‚Reichsfreudigkeit' wolle er hören. Bei der Galatafel im Weißen Saale des Kgl. Schlosses gedachte der Prinz auch in seinem offiziellen Trinkspruch der Gefühle enger, unauflöslicher Zusammengehörigkeit, die Deutschlands Fürsten und Völker im Deutschen Reiche eint. Se. Majestät der Kaiser dürfe gewiß sein, daß der Regent die von seinen Vorgängern in der Regierung Bayerns dem Deutschen Reiche erwiesene Treue stets

* K. A. v. Müller, Bismarck und Ludwig II im September 1870 in der Historischen Zeitschrift ed. Friedr. Meinecke Bd. 111 Heft 1 (Riezler-Heft) p. 90.

bewahren werde. Er betrachte es als seine heilige Pflicht, im engsten Zusammenstehen mit Sr. Majestät dem Kaiser und den übrigen deutschen Fürsten an den hohen Aufgaben und der Entwicklung des Reiches in guten und bösen Tagen mitzuwirken.

Nach alle dem dürfen das Reich und seine Bewohner, dürfen Fürsten und Völker in deutschen Landen getrost der Zukunft entgegensehen.

* * *

In der inneren Verwaltung Bayerns hat die Herrschaft des neuen Regenten alsbald mit einer Reihe von Maßnahmen zur Vereinfachung der Organisation oberster und oberer Hofstellen eingesetzt. Die Geheimkanzlei wurde kurz vor Weihnachten 1912 (am 23. Dezember) aufgehoben. Generaladjutant Freiherr von Wiedenmann, der getreue Diener des alten Regenten, trat, auch von dem neuen Herrn hochgeehrt, in den Ruhestand. Prinzregent Ludwig rühmte in seinem Allerhöchsten Handschreiben die trefflichen Charaktereigenschaften, welche der scheidende Chef der Geheimkanzlei schon als junger Offizier durch mutiges Verhalten im Kriege 1870/71 (bei der Batterie ‚Olivier‘ in den Kämpfen an der Loire) an den Tag gelegt habe. Sie seien die Grundlage seines Handelns auch im späteren Leben gewesen. Mit rastlosem Pflichteifer und aufopfernder Hingebung sei Freiherr von Wiedenmann dem Prinzregenten Luitpold, unermüdlich bedacht auf dessen Wohl, zur Seite gestanden bis zur letzten Stunde. Generalleutnant Walther von Walderstötten kam als vortragender Generaladjutant an seine Stelle und übernahm beim Regenten den Vortrag in allen militärischen Angelegenheiten. Im übrigen wurde für die Zivilangelegenheiten in der unmittelbaren Umgebung des Regenten das Kgl. Kabinett eingerichtet und dem Staatsrat Otto von Dandl unterstellt. Mit dem Rücktritt des Geheimrats von Klug vom Kgl. Hof-Sekretariat wurde die Kgl. Hofkasse dem Kgl. Obersthofmeisterstab untergeordnet.

Eine politische Neuschöpfung, welche mit dem 1. Januar 1913 in die Erscheinung trat, reicht in ihrer Vorbereitung noch in die Tage des Prinzregenten Luitpold zurück: die ‚Bayerische Staatszeitung‘. Dem verstorbenen Regenten ist über dieses Unternehmen noch Bericht erstattet worden und er hat es gebilligt.

Auch hier begreift man durchaus das Verlangen der Staatsregierung, unberechtigten Anfechtungen, die sie tagtäglich in der Presse zu bestehen hat, gegebenenfalls auch in einem eigenen Organ mit ruhigen, sachlichen Aufklärungen entgegenzutreten. Ausdrücklich betonte die ‚Bayer. Staatszeitung‘ in einem einführenden Artikel in ihrer ersten Nummer vom 1. Januar 1913, die Regierung wünsche die Verteidigung ihres Standpunktes in den Grenzen jener Zurückhaltung zu führen, welche ihr durch ihre Stellung über den Parteien gezogen sei. Auch die Politik der Reichsleitung wünschte die bayerische Staatsregierung durch die Staatszeitung nach Kräften zu unterstützen und ihre Richtlinien zu popularisieren. Ganz besonders, so fährt der Einführungsartikel am 1. Januar 1913 fort, seien in diesem Zusammenhange jene Gedankengänge zu erörtern, welche sich auf die Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft und der Seegeltung des Reiches bezögen. Das Verständnis für die gewaltigen Aufgaben

des Reiches solle auch in die entfernteste Gegend des Landes getragen, ebenso aber sollten mit besonderer Sorgfalt jene Gebiete gepflegt werden, auf welchen bayerische Interessen zur Erörterung gelangten. Unangebrachter Partikularismus sei dabei zu vermeiden. Ungelöste große wirtschaftliche Probleme stünden hier in Bayern im Vordergrunde.

Das alles klang verständig und hätte unter anderen Verhältnissen vielleicht auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. Um die Wende der Jahre 1912/13 war das dem Lichte zustrebende Kind von heißem Streit umtobt, noch ehe es geboren war, und nach dem 1. Januar 1913 wollten die polemischen Kampfestöne nicht verstummen. Die indiskrete Veröffentlichung eines vertraulichen, niemals approbierten Schriftstückes trug durch sehr ungeschickte Darlegungen zur Verschärfung des Kampfes bei. An dieser Polemik haben übrigens gelegentlich auch Zentrumsstimmen sich beteiligt, und man könnte in einer Art von Vision fast meinen, kritisch veranlagte Zentrumsabgeordnete, aber auch Abgeordnete anderer Parteien bei der eifrigen Lektüre der ‚Bayerischen Staatszeitung' beschäftigt zu sehen, wie sie einzelne Äußerungen hie und da mit dem Blaustifte anmerken und für spätere Parlamentsverhandlungen zurücklegen. Aber allen Bedenken gegenüber kann sich die Regierung auf ein tatsächlich bestehendes und auch in anderen Bundesstaaten befriedigtes Bedürfnis berufen. In Bayern kann sie auch auf die Vergangenheit hinweisen. Die jetzige ‚Bayerische Staatszeitung' hat ihre immer interessanten Vorläufer. Eine von 1784 bis 1799 in Salzburg erschienene und von dem wohlbekannten Geistlichen Lorenz Hübner herausgegebene ‚Oberdeutsche Staatszeitung' stand zu der kurfürstlich bayerischen Regierung meines Wissens nicht in festen Beziehungen.

Aber seit dem 1. Januar 1800 erschien in München eine Münchner ‚Oberdeutsche Staatszeitung' unter des ebengenannten Lorenz Hübner Schriftleitung. Und dem ganzen Jahrgange ist ein kurfürstliches Privileg vom 1. April 1799 vorgedruckt. Neben der Unterschrift des Kurfürsten Max Joseph erscheint die Gegenzeichnung des Kanzlers Freiherrn von Hertling und die Unterschrift des jüngeren Kobell. Der Kurfürst verkündigt in seinem Privileg, ‚daß Wir, nachdem Uns Unsere wirkliche Raths- und geheime Sekretärswitwe, auch bisher privilegirte hiesige Zeitungs-Verlegerinn, Katharina v. Drouin, dann Unser geistlicher Rath, Lorenz Hübner, um gnädigste Ratifikation des zwischen ihnen beiden wegen Abtretung des Zeitungs-Privilegiums und Verlags abgeschlossenen Contrakts unterthänigst gebethen, und Wir sothaner Bitte zu willfahren Uns mildest entschlossen haben, ersagtem Hübner in der Zuversicht, daß er die erwähnte Münchner Zeitung, dann Mittwochs- und Samstags-Blatt auf seine eigene Kosten mit schönerem Papier, besserem Drucke, schnellerer Lieferung der Neuigkeiten, und angenehmerem Style zu verbessern, und gemeinnütziger zu machen sich bestreben wird, hiermit Unser Kurfürstl. Privilegium hierüber zu verleihen gnädigst geruhten, Kraft dessen er vom Jahre Eintausend achthundert an berührte Münchner Zeitungen in offenem Drucke ausgehen lassen. . . . auch selbe in Unserm Kurfürstenthum und Landen Niemand nachdrucken dürfe'. Der Kurfürst verbietet demgemäß jederlei Nachdruck dieser Zeitungen *.

* Weitere Mitteilungen über das Münchener Zeitungswesen seit der Regierung

Noch interessanter aber als Vorbild der neuen ‚Bayerischen Staatszeitung' von 1913 ist die unter dem Ministerium des Fürsten Ludwig Wallerstein im Frühjahr 1832 ins Leben gerufene ‚Bayerische Staatszeitung'. Die erste Nummer dieses unter den Nachwirkungen der französischen Juli-Revolution in München veröffentlichten bayerischen Regierungsorgans datiert vom 1. März 1832 und wird eingeleitet durch einen programmatischen Artikel ‚Das System der bayerischen Staats-Regierung'. Das System, welches sie in Zukunft zu vertreten habe, will sie mit Freimut bezeichnen. Die Kgl. Staatsregierung werde wie bisher mit Nachdruck eintreten für die Hebung der Volksbildung und des Volkswohlstandes. In dieser Gesinnung verkünde sich ihr Organ im Gebiete der Presse, und in dieser Gesinnung werde sich dasselbe behaupten. Maß und Besonnenheit in den Prinzipien, treue Pflege der reellen Bedürfnisse, strenge Gesetzlichkeit in den Mitteln, Offenheit, Vertrauen, Einfachheit in der Mitteilung — dies sei ihr Bekenntnis. Gegen die Blätter, welche das ehrenwerte Amt übernommen hätten, Wächter der gesetzlich begründeten öffentlichen Freiheit zu sein, werde die Staatszeitung freudig jene Stellung beobachten, wie sie dem Blatte einer konstitutionellen Regierung gebühre gegenüber einer konstitutionellen Opposition. Sie werde die Erörterung mit ihnen nicht als feindlichen Kampf, sondern als einen freundlichen Ideenaustausch betrachten. Desto entschiedener aber müsse sie sich erklären gegen die Blätter revolutionärer Tendenz. Nun folgt eine Blütenlese von sehr bedenklichen Aussprüchen aus Wirths ‚Deutscher Tribüne' und aus dem ‚Westboten'. Aus dem schauerlichen Beispiele Frankreichs in den Jahren 1789—1796 erkenne das Gesamtvolk, was man ihm zu bereiten bemüht sei. Die ‚Bayerische Staatszeitung' von 1832 hofft, es würden bald, durch Tatsachen genötigt, alle redlichen Anhänger der verschiedenen Systeme sich auf jenem Standpunkte vereinigen, welcher nicht zwischen den Parteilehren schaukele, sondern von dem übermäßigen Streben nach Formen und Prinzipien nachlasse und seine volle Kraft und Tätigkeit den Sachen, der Pflege wirklich pflegebedürftiger Zustände, der Sorge für die Menschen, für ihre geistige Veredelung und für ihr materielles Wohl zuwende. Vor allem aber gelte es Ehrfurcht vor dem Gesetze, Wiederherstellung des Sinnes für echte Gesetzlichkeit, Heilighaltung des ewigen Rechtes und gewissenhafte Handhabung geleisteter Eide. Das sei echt deutsche Politik. Zu ihr bekenne sich laut und unumwunden die Regierung.

Die ‚Bayerische Staatszeitung' von 1832 war als offizielles Regierungsorgan unter der Redaktion des Legationsrates Dr. F. L. Lindner vom Standpunkte der journalistischen Technik nicht schlecht geleitet.

Von allem Anfange an krankte sie aber an ihrem Redakteur, dem eben genannten Legationsrat F. L. Lindner. Das war kein anderer als Dr. Friedrich Ludwig Lindner aus Mitau in Kurland, der zur Zeit Goethes in Weimar und Jena gewirkt hatte, dann in Stuttgart in den Kreis König Wilhelms von Württemberg zugelassen, i. J. 1820 das berühmte oder vielmehr berüchtigte

des Kurfürsten Karl Theodor bei Michael Döberl, Entwickelungsgeschichte Bayerns II p. 414 f.

‚Manuskript aus Süddeutschland‘ pseudonym veröffentlicht hatte. Damit war Lindner zum Wortführer der Triaspolitik rheinbündlerischen Angedenkens geworden, der in Süddeutschland eine große Gemeinde um sich versammeln durfte. Jedenfalls war er ein politischer Schriftsteller von nicht geringer stilistischer Gewandtheit. Dem Fürsten Ludwig Wallerstein, dem bayerischen Minister des Innern, schien er i. J. 1832 der rechte Mann zu sein, die neu ins Leben gerufene ‚Bayerische Staatszeitung‘ im Sinne der ‚Juste Milieu‘-Politik zu redigieren. Im politischen wie im kirchlichen Gebiete redete sie einem verschwommenen Versöhnungsprogramm das Wort. In ihrer Nummer 24 vom 28. März 1832 übernahm sie aus der ‚Posener Zeitung‘ eine, die feierliche Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche zu Wittkowo, im Kreise Gnesen, betreffende Notiz. Der katholische Propst von Ozorowski aus Wittkowo hatte, wie es darin heißt, mit seiner Gemeinde an diese Feier in würdevoller Weise sich angeschlossen. In feierlicher Prozession habe er den Zug der evangelischen Geistlichen begleitet. Im neugeweihten evangelischen Gotteshause habe er von der Kanzel an die Gemeinden beider Konfessionen eine Rede in polnischer Sprache gehalten und sie darin ermahnt zu brüderlicher Eintracht. Dabei habe er das schöne Bekenntnis abgelegt, daß, obgleich die äußeren Kirchengebräuche und Zeremonien die Konfessionen schieden, es doch nur eine christliche Gemeinde gebe, die ein gleiches Glaubensbekenntnis binden müsse.

Ein förmliches Regierungsprogramm aber wurde neuerdings in der Nr. 26 der ‚Bayerischen Staatszeitung‘ vom 30. März 1832 entwickelt, als es galt, das neu errichtete Institut der ‚Bayerischen Blätter für Literatur, Kunst, Statistik und Geschichte‘ zu erläutern. Freiherr von Hormayr war berufen, dieses neue, ergänzende Organ der Volksaufklärung zu leiten. Die bayerische Staatsregierung, so heißt es da, sei durchdrungen von der großen Wahrheit, daß die Kraft der Staaten vorzugsweise beruhe auf dem wechselseitigen Vertrauen zwischen Regierungen und Regierten. Das Volk müsse auf die Stufe eines unbefangenen, aufgeklärten Urteils emporgehoben werden. Aus dieser Überzeugung sei die ‚Bayerische Staatszeitung‘ hervorgegangen. Mit ihr allein aber könne der vorgefaßte Zweck nicht erreicht werden. Der gänzliche Umschwung des Rechtslebens beginne jetzt in den Gesetzgebungsausschüssen. Der ‚Code rural‘ harre tiefgreifender, von den Ständen bereits angedeuteter Reformen. Handel und Industrie seien im Begriff, auf der breiten, wohltätigen Grundlage der Unionen eine ganz neue Richtung anzunehmen. Viel würde gesprochen über die Leiden unserer Zeit. Und doch seien diese Leiden meist weder in der eigentlichen Richtung der Geister, noch in dem innersten Gemüte der Parteien, sondern darin zu suchen, daß man mit einer gewissen Scheu gerade jene Punkte vermeide, auf welche 1 Verständigung allein möglich bleibe. Beseitigung des Mißtrauens und gegenseitiges Sichverstehen tue not. In Bayern seien sich die Elemente näher als anderswo. Hier heilsam einzugreifen sei die Bestimmung der ‚Bayerischen Blätter‘.

Aber gerade in den konservativ gerichteten Kreisen, bei den positiv Kirchlichen, vornehmlich bei den gläubigen Katholiken wollte das Mißtrauen nicht

schwinden. Die ‚Eos',* das Organ der Katholiken, hatte gegen die ‚Bayerische Staatszeitung' einen heftigen Kampf eröffnet noch bevor die erste Nummer derselben erschienen war. Schon die Persönlichkeit Dr. Lindners, des designierten Redakteurs, rief unwillkürlich die Erinnerung wach an die mißliebigen Erfahrungen, welche man vor nicht zu langer Zeit bei dem Cottaschen Tageblatt ‚Inland' mit dem Redakteur Dr. Joh. Georg Wirth gemacht hatte, dem nachmaligen Herausgeber der ‚Deutschen Tribüne'**. Mit Dr. Lindner, der damals das andere Cottasche Tageblatt ‚Das Ausland' redigierte, hatte Görres schon i. J. 1829 einen überaus heftigen Zusammenstoß gehabt***. So scharf wie nur immer möglich, wurde daher die Wahl der Redakteure für die ‚Staatszeitung' in der ‚Eos' v. 18. Februar 1832 gebrandmarkt. Man traue, so hieß es hier, Gott nicht die gehörige Kraft zu, und buhle deshalb mit dem Teufel. In der ‚Eos' sah man diese Leute für Nattern an, welche an das Herz der Nation gesetzt seien. Die offizielle Ankündigung der ‚Staatszeitung' löste in der ‚Eos' vom 29. Februar 1832 neue Herzensergießungen aus, bei welchen der Dichter Saphir als Hanswurst und Pritschenmeister noch glimpflich davon kam. In der Presse, auch im Pariser ‚Constitutionel', wurden diese fulminanten Eos-Artikel offen dem Professor Joseph Görres zugeschrieben, von dem der ‚Constitutionel' vom 5. März 1832 sagte, daß er sich à la tête des jésuites du pays befinde. In der ‚Eos' Nr. 56 vom 8. April 1832 wird an die französische Politik der ‚Staatszeitung' die kritische Sonde angelegt und ihr vorgeworfen, sie wisse von nichts als von der Erhaltung des Juste milieu des Herrn Kasimir Périer, sie flimmere und flackere wie ein politisches Irrlicht. Auch sonst ist die Polemik gegen die ‚Bayerische Staatszeitung' in der ‚Eos' reichlich vertreten.

Von besonderem Interesse aber ist die Tatsache, daß Joseph Görres, der Professor der Geschichte an der Universität München und unermüdete, löwengleich kämpfende Publizist, der ‚Staatszeitung' im Frühjahr 1832 eine eigene Broschüre gewidmet hat, die zunächst separat erschienen § und später auch in die Gesammelten Schriften von Joseph v. Görres aufgenommen ist. Sie führte den Titel ‚Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte' und tadelt scharf die fahle, verblasene, verwischte Physiognomie, in welcher die

* Vgl. über sie Joh. Friedrich, Ignaz v. Döllinger I, 200 ff. bis 214, 233—241, 311—341, Wilhelm Lempfrid in der gleich anzuführenden Straßburger Dissertation p. 77 ff. bis 97, 155—173, 176.

** Vgl. darüber jetzt auch Karl Theodor v. Heigel, Das Hambacher Fest v. 27. Mai 1832, in der von der Historischen Zeitschrift Bd. 111, 1. Heft, veranstalteten Festgabe für Sigm. v. Riezler, p. 61 ff. u. Eos, Münchener Blätter für Literatur und Geschichte 1832 Nr. 28 v. 18. Febr.: „den unglückseligen Versuch mit dem Inland, dessen endlicher Ausschlag ein ebenso großes öffentliches Ärgernis war, wie der ganze schmachvolle Verlauf."

*** Man vergl. die sehr dankenswerte, von Prof. Martin Spahn angeregte Straßburger Dissertation v. Wilh. Lempfrid, Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der polit. Presse in Bayern unter Ludwig I, Straßburg 1912, p. 92 f., Josef Bachem, von Dr. Karl Bachem, Köln 1912, I, p. 196 ff.

§ München 1832. In Kommission bei Jakob Giel. 48 S.

Korrespondenzen der ‚Staatszeitung' sich über die Weltangelegenheiten auslassen (Görres, Ges. Schr. VI, 90).

Diese fortgesetzte, heftige Oppositon der streng kirchlichen Kreise hat gewiß das ihrige dazu beigetragen, der ‚Bayerischen Staatszeitung' frühzeitig das Lebenslicht auszublasen. Mit der Nummer vom 30. Juni 1832 beschloß sie nach viermonatlichem Bestande ihr irdisches Dasein. An der Spitze der Nr. 90 vom 15. Juni 1832 wird noch um neue Abonnenten für das zweite Halbjahr 1832 geworben. Die Nr. 102 vom 30. Juni aber enthält die lakonische ‚Bekanntmachung': ‚Es wurde beschlossen, den bisherigen nicht offiziellen Teil der ‚Bayerischen Staatszeitung', nämlich die der speziellen Verantwortlichkeit des Redakteurs und der Zensur seither unterstellte äußere Politik von dem dem inneren Staatsleben gewidmeten offiziellen Teile derselben zu trennen, erstern vom 1. Juli d. J. an wieder in der Eigenschaft eines Privatunternehmens den Eigentümern der Münchener politischen Zeitung zu überlassen,* letztere dagegen mit den Bayerischen Blättern für Geschichte usw. zu verbinden . . .'

Damit hatte die ‚Bayerische Staatszeitung ihr Ende erreicht.

Die Gegnerschaft, welche Görres ihr in allerschärfster Form widmete, hatte allerhand merkwürdige Gerüchte gezeitigt. Man erzählte, er solle, zur Strafe natürlich, an die Universität Würzburg versetzt werden. Görres selbst hat seiner Tochter Sophie, der Frau des Professors Steingaß in Frankfurt a. M., darüber am 24. Mai 1832 gemeldet: ‚Man hat sich viel mit meiner Versetzung nach Würzburg zu schaffen gemacht; nachdem sie sich aber vierzehn Tage lang diesen Schneeball einander zugeworfen, ist er in ihrer Hand zu Wasser geworden. Diejenigen, die mich am liebsten dort wüßten, wo der Pfeffer wächst, haben zuerst die Sache aufgebracht, dann wurde sie von wohlgesinnten Philistern in

---

* Die letztere war von 1820 bis Ende 1831 unter der Redaktion Jakob J. Sendtners erschienen. Zu Anfang 1832 hatte sie ihr Erscheinen eingestellt. Seit dem 1. März 1832 war die Bayerische Staatszeitung an ihre Stelle getreten. Mit dem 2. Juli 1832 aber lebte die Münchener polit. Zeitung im Verlage von Peter Philipp Wolfs Erben und unter Sendtners Redaktion wieder auf. Jakob Sendtner war seit 1819 Professor am Kgl. Lyzeum in München, seit 1826 außerordentlicher Professor für Ästhetik und schöne Literatur an der Universität. Am 11. Juni 1833 ist er gestorben. Seine akademischen Studien hatte er in Landshut und im Jahre 1808/09 auch in Heidelberg gemacht, wo er bei Böckh, Schwarz, Daub, Voß, besonders aber bei Kreuzer und Görres Vorlesungen hörte, wie es in einem handschriftlichen Nekrolog heißt: ‚mit großer Förderung seiner intellektuellen Entwicklung'. Eine seiner Töchter heiratete den auch im Görresschen Kreise verkehrenden Kaufmann Riezler in München, den Vater unseres ausgezeichneten Geschichtschreibers Sigmund von Riezler. Der letztere ist also durch seine Mutter ein Enkelsohn Jakob Sendtners. Sendtner selbst aber war Schwiegersohn des Buchhändlers und Akademiemitgliedes Peter Philipp Wolf, welcher unter Karl Theodors Regierung als Illuminat Verfolgungen ausgesetzt war und als Verfasser von Schriften fortlebt, die zum Teil sehr selten sind. Er selbst und dann seine Kinder gaben seit 1807/08 die Münchener politische Zeitung heraus.

ihrer Herzensangst weiter fortgepflanzt. Das Ministerium hat höchstens im ersten Zorne an etwas Ähnliches gedacht; aber in der Unmöglichkeit, dem Gedanken auch nur einige Form zu geben und wohl wissend, daß der König, wenn sie den Pudding an ihn brächten, sie mit ihrer Kochkunst nur auslachen würde, hat dasselbe diesen Plan bald aufgegeben oder ins Unbestimmte vertagt. Wenigstens läugnet Wallerstein, daß auch nur die Rede davon gewesen, obschon er sich bitter über das Unrecht beklagt, das ihm in meiner Schrift (‚Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte') geschehen. Indessen hat sich diese doch als ein ganz guter Exorzism ausgewiesen, viele Teufel, wenn sie auch noch nicht ausgefahren, halten sich doch ganz stille, und man hat wenigstens einige Zeit Ruhe vor dem Geheul."* Zu Ende 1832 mußte freilich auch die ‚Eos' ihr Erscheinen einstellen.

Vom 14. April 1862 bis zum 30. September 1867 erschien in München als offizielles Regierungsorgan die ‚Bayerische Zeitung' unter der Redaktion von J. B. Vogl, Dr. K. Pöhlmann und Dr. Jul. Grosse. Bei ihrem Erlöschen wurde sie abgelöst durch die ‚Süddeutsche Presse' von Julius Fröbel. In ihrer Probenummer vom 24. September 1867 bezeichnete diese sich selbst als ein aus freier Überzeugung der Regierung (Fürst Chlodwig Hohenlohe) befreundetes Organ. Bei ihrer Gründung hat im Herbste 1867 neben Fürst Chlodwig Hohenlohe insbesondere und vor allem auch Richard Wagner zu Gevatter gestanden. Der große Neuschöpfer des deutschen Musikdramas ist es ja auch nicht zuletzt gewesen, welcher Ende 1866 König Ludwig II. in dem Gedanken bestärkt hat, den Fürsten Chlodwig Hohenlohe an die Spitze des bayerischen Ministeriums zu stellen. Seit dem Herbste 1865 schwebte Wagner der Gedanke vor, in München eine Tageszeitung ins Leben zu rufen, welche neben der Vertretung der nationalen Politik insbesondere auch die Pflege der nationalen Kunst im Sinne Richard Wagners sich zur Aufgabe stellen sollte. Für diese letztere Seite, die Förderung der Wagnerschen Kunstbestrebungen durch diese Zeitung, bewilligte König Ludwig II. anfänglich 8000 Gulden aus der Kgl. Kabinettskasse. Das Programm der ‚Süddeutschen Presse' wurde von Julius Fröbel entworfen und im bayerischen Ministerrate einstimmig gebilligt. In den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' Nr. 79 vom 13. Februar 1913 hat Gymnasialprofessor Sebastian Röckl einen bis dahin unbekannten hochinteressanten Brief veröffentlicht, welchen Wagner aus Luzern am 2. September 1867 in dieser Angelegenheit an Fröbel geschrieben hat. Bei der Vertretung seiner Kunsttendenzen wünscht er in dem neuen Blatte den ‚trivialen, schlechten Judenton' vermieden zu sehen. Gerne will er selbst sich in dem Blatte vernehmen lassen. Im übrigen aber schlägt er für den artistischen Teil Porges, Richard Pohl und Dr. Grandauer als Mitarbeiter vor. In bezug auf den politischen Teil der Zeitung schreibt er am 2. September 1867: Alles stehe oder falle mit Deutschland. Fröbels Erkenntnis der ganz unvergleichlichen Wichtigkeit Bayerns fordere ihn und Wagner auf, diesem glücklich erhaltenen letzten großen deutschen

* Jos. v. Görres, Gesammelte Schriften VII, 328 f., Jos. Galland, Jos. v. Görres, S. 466—468.

Stammlande die höchsten Entscheidungen zuzumuten. Er selbst bemühe sich, dieses Volk zu lieben und auch dem wunderbar jungen Könige die Liebe zu seinem Volke beizubringen. Hierin sei gräßlich gesündigt worden. Das kräftige, tüchtige Bayernvolk aus der ‚Verwahrlosung‘ zu erretten, müsse Wagners und Fröbels Hauptaufgabe sein. Gewiß seien sie beide einer Ansicht, wenn sie gegenüber jeder Frage nach unserer äußeren Politik das einfache Mittel für Bayerns Einfluß auf Deutschland darin suchten, Bayern zum beneidetsten Land in Deutschland zu machen. Fröbel und mit ihm Wagner glauben, daß gerade jetzt alle Gunst der Umstände für eine solche selbständig mustergültige Entwickelung Bayerns gegeben sei; dieselbe sei aber durchaus zu einer idealen Tendenz gedrängt. Von allem nichtswürdigen Preßwesen unserer Zeit möge Fröbel das neue Blatt entschieden fern halten. Hätte er, so meinte Wagner am Schluß, nur einen anderen Titel gefunden als gerade: Süddeutsche ‚Presse‘!

Am 29. August 1867 war zwischen Fröbel und der bayerischen Regierung wegen Herausgabe der ‚Süddeutschen Presse‘ ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden, wonach eine Probenummer am 24. September 1867 und die fortlaufende Reihe der einzelnen Nummern der zweimal erscheinenden Tageszeitung seit dem 1. Oktober 1867 ausgegeben wurde. Die Regierung hatte sich verpflichtet, innerhalb der ersten 1¼ Jahre für die Deckung eines Defizits bis zur Höhe von 20 000 Gulden aufzukommen. Da dieser Betrag aber überschritten zu werden schien, so kündigte die Regierung am 27. August 1868 das Vertragsverhältnis auf den 31. Dezember 1868*. Fröbel mußte die ‚Süddeutsche Presse‘ fortan auf eigenes Risiko fortführen. Mehr als die Hälfte ihrer Abonnenten, amtlich verpflichtete Leser, wie Fröbel sie nennt, gingen dem Blatte verloren, ebenso auch die amtlichen Bekanntmachungen und Zwangsinserate. Döllinger hatte den Herausgeber am 20. November 1867 freundlich ermuntert, mutig auszuharren, zugleich aber auch Anfeindungen von ganz entgegengesetzten Seiten vorausgesagt. Fröbel klagt denn auch in seinem ‚Lebenslauf‘ bitter über die ‚tödliche‘ Feindschaft, welche ihm von ‚ultramontaner‘ Seite, namentlich auch von der ‚Donau-Zeitung‘ gewidmet wurde**.

Weshalb ich hier diese Digression in das Gebiet der ‚Bayerischen Staatszeitung‘ von 1832 und in die Geschichte der ‚Süddeutschen Presse‘ von 1867/68 unternommen habe? Die Staatszeitung von 1913 hat zweifellos vor ihrer Vorgängerin von 1832 und vor der ‚Süddeutschen Presse‘ von 1867/68 den großen Vorteil voraus, daß die Oberleitung bei ihr nicht in der Hand landfremder Leute liegt. Vielmehr sind der Chefredakteur wie der Ministerialkommissär mit Verhältnissen und Personen im Lande Bayern ausgezeichnet vertraut. Aber bei einem Zeitungsunternehmen offiziösen Charakters kann man nicht vorsichtig genug sein. Hier können auch die Fehler der Vorgänge-

* Das Defizit bezifferte sich für die Zeit vom 1. Oktober 1867 bis zum 31. Dzbr. 1868 tatsächlich auf 24 000 Gulden. Der König hatte für die gleiche Zeit aus der Kabinettskasse außerdem noch 10,000 Gulden zugesichert. Man vergl. Julius Fröbel, Ein Lebenslauf II, 478—486.

** Fröbel, Ein Lebenslauf II, 506—509.

rinnen zum warnenden Beispiel dienen. Meminisse iuvat! Das Wort ist hier mehr als anderswo am Platze. Werden die Lehren der Jahre 1832 und 1867/68 gewissenhaft beachtet, und treten sonst nicht unvorhergesehene Ereignisse ein, so kann es die ‚Bayerische Staatszeitung' von 1913 auf ein stattliches Lebensalter bringen und kann sie viel Gutes stiften. Der Goldkörner finden sich übrigens auch in der Staatszeitung von 1832 nicht wenige. Lindners Ausspruch in Nr. 46 vom 24. April 1832: ‚Eine Staatszeitung soll keine Parteizeitung sein, sondern aus höheren Gesichtspunkten die Dinge ansehen' kann nur gebilligt werden. Aber die Gefahr, durch konsequente Unparteilichkeit alle Parteien unbefriedigt zu lassen und durch beabsichtigte Berücksichtigung einer Minoritätspartei die Majorität zu verstimmen, ist überall eine nicht geringe. Die Kunst der Regierung hat in dieser Beziehung gerade in Bayern unaufhörlich Proben überlegener Umsicht und Voraussicht abzulegen.

Bei allen Parteien der zweiten Kammer hatte sich zweifellos zeitweilig ein gewisses Unbehagen angesammelt, nicht zuletzt auch wegen der Art, in welcher der Landtag zur Teilnahme an der Eidesleistung des Regenten am 21. Dez. 1912 eingeladen wurde. Die Kammern sahen sich behindert, Plenarsitzungen abzuhalten, in welchen Teilnahmekundgebungen der Kammern aus Anlaß des Ablebens des Prinzregenten Luitpold hätten beschlossen werden können. Dazu sind nun Mitteilungen und Kundgebungen gekommen, welche in der ‚Staatszeitung' erfolgt sind. Schon die erste Nummer der ‚Staatszeitung' vom 1. Januar 1913 meldete eine durch den Tod des im Dezember 1912 verstorbenen Regierungsrates Joseph Sündermann notwendig gewordene Neuverteilung der Referate im Kultusministerium. Ministerialrat von Preger erhielt zu dem Referat über die Technische Hochschule auch das Referat über die drei Landesuniversitäten mit Ausnahme allerdings der beiden katholisch-theologischen Fakultäten in München und in Würzburg. Minister von Knilling hat offenbar gemeint, mit dieser Abzweigung den katholischen Empfindungen ein gewisses Zugeständnis gemacht zu haben. Tatsächlich aber wird diese Loslösung in weiten Kreisen als ein erster Schritt gedeutet auf einer Bahn, welche dahin führt, die katholisch-theologischen Fakultäten überhaupt aus dem Universitätsverband auszusondern. Herr von Knilling wird freilich selbst sich stark genug fühlen, eine solche Wendung hintanzuhalten. Dazu kommt nun noch eine erneute Beleuchtung der konfessionellen Statistik der Lehrkörper der weltlichen Fakultäten durch einen Teil der Presse. Das auffällige Zurückweichen der katholischen Lehrkräfte ist zweifellos nicht vom Minister von Knilling verschuldet, sondern vielmehr das Ergebnis der Entwickelung der letzten 110 Jahre. Die mit dem Régime Montgelas-Zentner einsetzende interkonfessionelle Besetzung aller weltlichen Hochschulfakultäten war nicht zu umgehen. Sie hat viele bedeutende Kräfte ins Land gebracht*. Hätte aber während dieser mehr als hundertjährigen Epoche ohne Unterbrechung ein überragender Geist wie Fritz Althoff im bayerischen Universitätsreferat gewaltet, so wären die katholischen Kräfte zweifellos

---

* Man vergleiche auch Erinnerungen des Joh. Nepom. v. Ringseis ed. Emilie Ringseis Bd. I p. 64 ff., 88 ff.

nicht so stark zurückgedrängt worden, wie es hie und da an bayerischen Fakultäten tatsächlich geschehen ist. Übrigens ist mit bloßen Namenskatholiken den katholischen Interessen keineswegs gedient. Öfter haben protestantische Gelehrte katholischen Auffassungen und Empfindungen wohlwollendere Rücksichtnahme entgegengebracht, als antiklerikal gerichtete katholische Dozenten. Ein Landshuter Professor katholischen Bekenntnisses zog sich schon im Mai 1817 einen ernstlichen Verweis zu, welcher vom König Max Joseph selbst auf Grund eines Berichtes des Rektors Mittermaier und der Senatoren von Landshut nach Einvernahme des Staatsministeriums des Innern (Graf Thürheim und von Zentner) in einer Allerhöchsten Entschließung ausgesprochen wurde. Danach hatte sich der betreffende katholische Professor als Präses bei einer akademischen Promotion in öffentlicher Rede indezente Ausdrücke und Bilder besonders in Beziehung auf Geistliche gestattet, und der König bemerkte mit Mißfallen, wie wenig der Professor hierbei jene Klugheit und Bescheidenheit beobachtet habe, welche er von einem öffentlichen Lehrer an einer Universität mit Grund erwarten müsse. Der König fährt dann wörtlich fort: ‚Da Uns auch zur Anzeige gekommen ist, daß Professor . . . sich in seinen ordentlichen Kollegien Schmähungen über religiöse Gegenstände und Klerus erlaubt haben soll, so wollen Wir zwar aus Schonung von einer Untersuchung über diese Angaben gegen ihn Umgang nehmen lassen, versehen Uns jedoch zu demselben, daß er künftig die seinem Amte und Berufe geziemende Bescheidenheit gehörig beobachten, und keinen Anlaß zu Beschwerden ähnlicher Art mehr geben werde.‘ In einer zu seiner Verteidigung in der Voruntersuchung niedergeschriebenen Darlegung hatte der betreffende Professor gesagt, seine Rede schildere die Pfäfflein als die, die sie seien und ehre den Priester mit jener hohen Achtung, die er so sehr verdiene. Dem geistlichen Stande habe er in allen seinen Schriften laut und öffentlich Hochachtung ausgesprochen. Die Landshuter Senatskommission aber hatte die von dem angeschuldigten Professor in seiner akademischen Rede gebrauchten Ausdrücke für Geistliche beleidigend gefunden *.

Diese bemerkenswerten Tatsachen sollten in unserer Gegenwart die Kritiker auf katholischer Seite zur Vorsicht mahnen. Schon Freiherr von Lutz hat vor zirka dreißig Jahren einmal im Landtag erklärt, er könnte allenfalls sämtliche weltliche Lehrstühle an den Universitäten München und Würzburg mit katholischen Dozenten besetzen. Ob aber die katholischen Interessen sehr wesentlich dadurch gewinnen würden, müsse den Abgeordneten auf der rechten Seite des Hauses selber zweifelhaft erscheinen.

Aus diesen wenigen Mitteilungen ergibt sich, wie große Schwierigkeiten der Unterrichtsverwaltung eines paritätischen Staates gerade im Universitätswesen erwachsen können. Die Universitätsangelegenheiten erfordern die größte Umsicht, vorausschauende Vorsicht, liebevolle Pflege und zarte, zugleich aber feste und sichere Behandlung. Herr von Knilling hat jedenfalls die redliche Absicht, diese Fürsorge walten zu lassen. Aber es gibt Verhältnisse, welche auch ein überlegener Geist nicht mit einem Schlage zu meistern und umzugestalten vermag.

* Alles nach einem im Kreisarchiv für Oberbayern ruhenden Akte.

Mit wenigen Worten muß noch der großen Angelegenheit gedacht werden, welche so lebhaft die Gemüter beschäftigt, der Umwandlung der Regentschaft in das Königtum.

Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' haben sich unter dem unmittelbaren Eindruck der Nachricht von dem Hinscheiden des Regenten Prinz Luitpold in einem bedeutungsvollen Artikel: ‚Prinz-Regent Ludwig — oder König Ludwig III.?' in ihrer Nummer 635 vom 13. Dezember 1912 dahin ausgesprochen, wie auch im Lande die Auffassung Wurzel gefaßt habe, dem bayerischen Verfassungsleben nunmehr wieder die Kraft zuzuführen, welche in der Ausübung eines sich frei und verantwortlich betätigenden Königtums liege; wie sehr es Bayern in seiner Stellung unter den deutschen Bundesstaaten nützen würde, wenn das Königreich an der Spitze wieder einen wirklichen König habe, und wie sehr es für das geistige, das kulturelle Leben des Landes und vor allem der Landeshauptstadt von Vorteil wäre, wenn die Führung des Landes auch mit dem Glanz ausgestattet würde, den die Krone verleihe. Und das ‚Neue Münchener Tageblatt' brachte sofort seine rückhaltlose Zustimmung zum Ausdruck. Aber die Sache erwies sich doch als schwieriger, als es hier zunächst den Anschein gewann.

Nach den inzwischen an die Öffentlichkeit gelangten glaubhaften Meldungen hat das Staatsministerium in der Tat staatsrechtliche Gutachten ausarbeiten und einen Gesetzentwurf vorbereiten lassen, durch welchen einer Umwandlung der Regentschaft in das Königtum verfassungsmäßig die Wege geebnet werden sollten. In dem vorbereiteten Gesetzentwurfe soll eine Zusatzbestimmung zum Titel II der Verfassungsurkunde in Aussicht genommen gewesen sein, nach welcher eine wegen Geisteskrankheit des Königs eingesetzte Regentschaft für beendet erklärt werden könne, wenn dieselbe zehn Jahre lang gedauert habe und die Geisteskrankheit sich als unheilbar erweise. In dem vorliegenden Falle sollte für den Prinzen Ludwig die Ermächtigung vorgesehen gewesen sein, auf Grund der fortdauernden und unheilbaren geistigen Erkrankung des Königs Otto sich selbst als König von Bayern zu proklamieren. Das Ministerium von Hertling hat wegen des Scheiterns dieser tatsächlich geplanten großen staatsrechtlichen Aktion die schwersten Vorwürfe in einem Teile der Presse über sich ergehen lassen müssen. Nach unserer Kenntnis sind diese Vorwürfe in den Verhältnissen und Ereignissen nicht begründet. Das Ministerium hat getan, was es tun mußte. Rechtzeitig hat es sich mit den Führern der großen Fraktionen der zweiten Kammer und den führenden Männern der Reichsratskammer vertraulich in Verbindung gesetzt. Die Regierung fragte bei den Führern an, ob die geplante staatsrechtliche Aktion Aussicht habe, die verfassungsmäßig vorgesehene Majorität im Landtage zu erlangen. Die Antworten lauteten günstig. So sind den in Betracht kommenden Fraktionen und den Mitgliedern des Reichsrats die vorbereiteten Schriftstücke und Entwürfe zur Kenntnisnahme und Würdigung mitgeteilt worden. Am 20. Dezember 1912, dem Vorabende vor der Vereidigung des Regenten, haben die Fraktionen der zweiten Kammer und die Mitglieder des Reichsrates die Vorlagen eingehender Beratung unterstellt. In der Fraktion der Liberalen sind entgegenstehende Bedenken nicht unterdrückt worden, schließlich

aber ergab sich doch eine überwiegend günstige Meinung. Bei den Beratungen der Zentrumsfraktion stellte sich ein überraschendes Ergebnis heraus: ein Drittel der Fraktion stimmte für die Umwandlung, zwei Drittel aber sprachen sich dagegen aus. Damit war die ganze große Aktion noch vor ihrer förmlichen und amtlichen Inszenierung zu Fall gebracht. Infolge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen war hier beim Ministerium ohne dessen Verschulden im Stadium der Vorbereitung eine unrichtige Vorstellung entstanden. In der Fraktion ist sehr eingehend und sehr gewissenhaft beraten worden. Jede der beiden auseinandergehenden Gruppen meinte tiefster und ernstester Überzeugung folgen zu müssen. Jede Gruppe glaubte der Sache der Legitimität nach bestem Gewissen zu dienen. Der Regent hat am Tage nach seiner Eidesleistung ein hochbedeutsames, ergreifendes Schreiben, datiert München den 22. Dezember 1912, an den Staatsminister Freiherrn von Hertling gerichtet und darin bewegten Herzens Rückblick geworfen auf die hochehrende Beteiligung beim Tode und bei der Beisetzung des verstorbenen Regenten. ‚Die innige Teilnahme‘, so sagte Prinzregent Ludwig, ‚die das ganze Land ohne Unterschied der Parteien und Stände Meinem Schmerze bezeugt hat, gewährt Mir das Gefühl lindernden Trostes. Mit warmem Danke gedenke Ich aller, die aus nah und fern Mir in dieser Zeit der Prüfung beigestanden sind, und die durch die Einmütigkeit ihrer Trauer vor der ganzen Welt Zeugnis für das schöne Verhältnis abgelegt haben, das Fürst und Volk in Bayern seit Jahrhunderten verbindet.‘

‚Aus der Überzeugung von der Innigkeit dieses Verhältnisses schöpfe ich in vertrauensvollem Aufblick zu Gottes gnädiger Führung die Kraft, das Erbe des Friedens und der Gerechtigkeit, das Mein in Gott ruhender Herr Vater hinterlassen hat, in Treue zu verwalten. Ich handle in diesem Sinne, wenn ich im Hinblick auf die Bewegung, die wegen der Regentschaftsfrage durch das Land geht, es als Meinen bestimmten Wunsch bezeichne, daß zurzeit von irgendwelchen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft abgesehen werden wolle. Es ist Mir jedoch Bedürfnis des Herzens, für die Beweise loyaler Gesinnung und treuer Ergebenheit, wie sie bei Erörterung dieser Frage allseitig zutage getreten sind, Meinen innigen Dank zu entbieten.‘

Ausdrücklich wünschte der Regent, dieses Allerhöchste Schreiben zur Kenntnis des Landes gebracht zu sehen. Mit Ehrfurcht, und man muß fast sagen, mit Andacht ist es in München von der Masse der Bevölkerung gelesen worden, als das Schreiben am Vormittag des 23. Dezember durch Anschlag an die Telegrammtafeln der Stadt bekannt gegeben wurde. Die Hochherzigkeit der Gesinnung, welche den Regenten in dieser das Land tief berührenden Frage beseelt, konnte nicht schöner zum Ausdruck gebracht werden als es in dieser Kundgebung geschehen.

Die Staatsregierung wird demgemäß in dieser wichtigen Angelegenheit ‚zurzeit‘ irgendwelchen weiteren Maßnahmen nicht näher treten können. Aber die öffentliche Meinung hat sich nicht dabei beruhigt und kann sich auch nicht wohl dabei beruhigen. Die Erörterungen über die bayerische Königsfrage sind in den verschiedensten Blättern alsbald wieder aufgegriffen und fortgeführt

worden. Da dabei tiefer greifende rechtshistorische und staatsrechtliche Untersuchungen in Betracht kommen, die nur an der Hand von Quellentexten geführt werden können, so muß hier davon abgesehen werden. In anderem Zusammenhange werde ich auf die überaus wichtige Frage zurückkommen. An dieser Stelle aber möge bereits ausgesprochen werden: Die von Max von Seydel im ersten Bande seines Bayerischen Staatsrechtes, 2. Aufl., p. 193, vertretene Ansicht, die von der Verfassungsurkunde Titel II § 3 aufgestellten Erfordernisse der Thronfolgefähigkeit seien erschöpfend aufgezählt, und insbesondere schließe Regierungsunfähigkeit von der Thronfolge nicht aus, scheint mir zutreffend zu sein, wenn in den bisher nicht veröffentlichten und unter besonderem Verschluß liegenden Staatsratsprotokollen, die über die Vorberatung der Verfassung vom 26. Mai 1818 geführt sind, entsprechende Erklärungen ausdrücklich formuliert sind. Aus dem Wortlaut der Verfassung muß die von Max Seydel vertretene Annahme an sich nicht mit Notwendigkeit gefolgert werden. Findet sich aber die vorausgesetzte Erklärung in den Staatsratsprotokollen nicht, so ist m. E. im Juni 1886 die Thronfolge des Königs Otto im Grunde genommen zu Unrecht proklamiert worden. Aber selbst wenn diese hochbedeutsame Feststellung zu machen wäre, dürfte daraus nicht ohne weiteres die Unrechtmäßigkeit des Königtums des Königs Otto gefolgert werden. Da Max von Seydel und vor ihm die Staatsrechtslehrer Joseph von Pözl und Freiherr Ernst von Moy sich für die Sukzessionsfähigkeit eines geisteskranken Prinzen ausgesprochen haben und die Herrschaft in Bayern seit nahezu 27 Jahren im Namen des Königs Otto unter voller Zustimmung der Volksvertretung geführt worden ist, so könnte bei Lebzeiten des letzteren die Regentschaft des Prinzen Ludwig nur auf verfassungsmäßigem Wege, d. h. also mit Zustimmung beider Häuser des Landtags, in das Königtum umgewandelt werden.

Einstweilen also führt Se. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig als Reichsverweser die Herrschaft in Bayern in den verfassungsmäßig vorgesehenen Formen weiter. Wie bereits erwähnt wurde, fühlt er sich mit Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser und mit den übrigen deutschen Bundesfürsten sowie mit den freien Städten treu und fest in unauflöslicher Reichsgemeinschaft verbunden. Die seit Ende März 1913 in ihren Einzelheiten näher bekannt gewordene neue und große Heeresvorlage des Bundesrats hat auch die Zustimmung des bayerischen Regenten wie der bayerischen Staatsregierung gefunden. Der letzteren ist es ein Herzensanliegen, die Vorlage und die der Verstärkung entsprechende schwere Mehrbelastung des Volkes vom Reichstage in ernste, vom Geiste patriotischer Hingebung getragene Beratung gezogen zu sehen. Sie wird nicht der Meinung huldigen, daß an den Vorlagen der verbündeten Regierungen absolut gar nichts geändert werden dürfe. Das Wort C'est à prendre ou à laisser wäre hier übel am Platze. Der Vertretung des deutschen Volkes wird das Recht nicht verkümmert werden dürfen, wie die gebieterischen Forderungen zur Sicherung der Wehrhaftigkeit des Reiches, so auch die Leistungsfähigkeit des Volkes einer sorgenschweren, umsichtigen und gewissenhaften Prüfung zu unterstellen. Man darf vertrauen, daß des Reiches Wehr und Wohl dabei nicht zu Schaden komme.

Auch in der innerbayerischen Politik werden alle Spannungen und Schwie-

rigkeiten sich lösen. Sollte zur Zeit der herbstlichen Äquinoktialstürme und in den darauffolgenden Monaten der politische Horizont mehr umwölkt sein als in den stillen Wochen der parlamentslosen Zwischenperiode, und sollte selbst schwere See dem Kurse des bayerischen Staatsschiffes beschieden sein: wir vertrauen der erprobten Seetüchtigkeit des festgefügten Fahrzeuges und seiner wetterfesten Bemannung; wir zählen auf den geschärften Blick, die feste und sichere Hand seiner berufenen Steuerleute, nicht zuletzt aber bauen wir auf die bewährte Weisheit seines klugen und tatkräftigen Regenten. Als Kapitän auf der Kommandobrücke stehend, hält er vorsichtig Ausschau nach allen Seiten. Er bestimmt den Kurs. So entbieten ihm alle treuen Bayern und alle guten Deutschen aus warmem Herzensempfinden ehrerbietigsten Heilgruß und innigsten Segenswunsch! Möge unter Gottes gnädiger Führung die Fahrt glückhaft und sicher voranschreiten durch Klippen und Untiefen, durch der Zeiten wogendes Meer! Ad multos annos!



Kleine Bausteine

Recht, Kunst, Moral und Sittlichkeitsverbrechen / Von Adolph ten Hompel

Der bekannte Berliner Rechtslehrer Professor Dr. Kohler hat im ‚Tag‘ B vom 23. Juli 1911 zu der hier angerührten Grenzfrage* mit den Worten Stellung genommen: ‚Über den Begriff des Unzüchtigen besteht in der Jurisprudenz nicht nur eine große Unklarheit, sondern wir finden leider auch eine Fülle von Verkehrtheiten, die alle auf den einen Irrtum zurückzuführen sind: man stellt das Unzüchtige mit dem Schamgefühl zusammen und erklärt es als dasjenige, was das Schamgefühl gröblich verletzt. Das war eine frühere preußische Auslegung, die man immer noch beibehält und die namentlich auch in die Praxis des Reichsgerichts übergegangen ist, wodurch die ganze Frage auf unrichtigen Boden gestellt wurde. Auf etwas so Individuelles und von Erziehung und Lebensanschauung Abhängiges, wie das Schamgefühl, die Gebote für Kunst und Wissenschaft zu bauen, ist irrig.‘ Hiernach geht Kohler zu folgender Abgrenzung über: ‚Nicht auf das Schamgefühl ist der Begriff des Unzüchtigen zu bauen, sondern auf den Zweck der Darstellung; wer dahin strebt, die geschlechtliche Erregung zu befördern und dahin abzielt, durch Aufpeitschung der Sinne Propaganda zu machen und durch häßliche Herabzerrung des Schönsten, was die Menschheit kennt, zu reizen und zu verblüffen, der handelt unzüchtig, während alles, was ernsten wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken dient, von selbst auch züchtig ist.‘ Auf diesem Wege hofft Kohler der ‚durch die sogenannte Lex Heinze‘ inaugurierten Richtung zu entgehen, ‚welche man als den Tod der Kunst bezeichnet hat‘.

Es war zu erwarten, daß Kohler mit so gewagten Thesen auf Widerspruch stoßen würde. Schon im ‚Tag‘ vom 2. August 1911 ersteht dem Reichsgericht ein Verteidiger gegen Kohler. Landgerichtsrat Gerhard führt dort aus: ‚Es fällt auf den ersten Blick auf, daß durch Kohler in nicht gerade logischer Weise Subjektives in Gegensatz gestellt wird zu Objektivem. Will Kohler auch denjenigen bestrafen, der z. B. in unzüchtiger Absicht ein wissenschaftliches Werk verbreitet? Richtiger scheint mir der vom Reichsgericht aufgestellte Grundsatz zu sein, daß nicht in erster Linie der Zweck, sondern der Umstand in Betracht kommt, ob die Darstellung in bezug auf ihre Wirkung auf die unbefangenen Beschauer als unzüchtig anzusehen ist.‘ Das Reichsgericht hat demgemäß, wie Gerhard des weiteren ausführt, ‚wiederholt betont, daß das individuelle Empfinden einzelner Personen für den Begriff des Unzüch-

---

* Die Gedankengänge dieser Abhandlung sind im Prinzip entnommen dem zweiten Heft der vom Verfasser beim münsterischen Universitätsverlag herausgegebenen ‚Grenzfragen, zwanglos erscheinende Beiträge zu den Weltanschauungskämpfen und Kulturproblemen der Gegenwart‘. Das Heft führt den Titel: ‚Die Verbrechensbekämpfung als Aufgabe des christlichen Staatswesens. Gedanken und Vorschläge zu Fr. W. Foersters Studie Schuld und Sühne, sowie zu Andreas Thomsens Grundriß des deutschen Verbrechensbekämpfungsrechts, ein Beitrag auch zur Reform des Strafrechts‘.

tigen von keiner Bedeutung ist, daß vielmehr objektiv das normale, im Volke herrschende Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzt sein muß'. Ganz konsequent rechnet Gerhard daher mit der Möglichkeit, daß eines Tages auch ‚die Kunstrichtung der Sezession' das allmählich umgewertete normale Empfinden weiter Volkskreise nicht mehr verletzt.

Mit dieser Widerlegung Kohlers hat Gerhard nun allerdings zugleich auch den Standpunkt des Reichsgerichts ad absurdum geführt; denn wenn wir in Konsequenz der Judikatur des Reichsgerichts damit rechnen müssen, daß eines Tages auch ‚die Kunstrichtung der Sezession' nicht mehr strafbar ist, weil sie das allmählich umgewertete normale Empfinden weiter Volkskreise nicht mehr verletzt, dann stehen wir eben vor der Möglichkeit einer höchstrichterlichen Sanktion des vollendeten Niedergangs. Leider enthält dieses unfreiwillige Menetekel Gerhards die volle Wahrheit über den gegenwärtigen Absturz zum Abgrund unter der Ägide Justitias, der wir hier die Binde unter allen Umständen lösen müssen, da es sich um Sein oder Nichtsein unseres Volkes handelt. Der Urgrund der verhängnisvollen Irrungen unserer Judikatur und Gesetzgebung auf dem Gebiete der Sittlichkeitsdelikte liegt im Tiefstand der Rechtsphilosophie und Kulturbegriffe unserer Tage. Die ewigen absoluten Werte und Richtlinien, die fundamentalen Orientierungspunkte der christlichen Moral und der geschichtlichen Erfahrung sind uns verloren gegangen. Der falsch verstandene Darwinismus hat die Nurentwicklungs- und Zweckmäßigkeitstheorien allmächtig gemacht. Alles ist in Fluß geraten und würdig befunden zur Anpassung an die trüben Fluten, denen schließlich kein Widerstand mehr begegnet. Dem höchsten Gerichtshof des Reiches aber wird die traurige Aufgabe zugemutet, den fertigen Anpassungsprozeß zu respektieren und mit entsprechender juristischer Marke zu versehen. Daran ändert selbst der amtliche Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch und der Gegenentwurf der Professoren Kahl, von Lilienthal, von Liszt und Goldschmidt gar nichts. Es bleibt auch in diesen Entwürfen bei der bisherigen Unklarheit über das Wesen der Sittlichkeitsverbrechen. Die sogenannte Lex Heinze aber scheint mir mit ihren von Kohler mit Recht getadelten Begriffskonstruktionen vollends in die Irre zu gehen. Sonach dürfte sich der Versuch wohl lohnen, in etwa brauchbare neue Grenzlinien für die gesetzliche Regelung des Problems aufzudecken. Freilich müssen wir uns dabei schon des Raumes wegen auf einige Andeutungen beschränken.

Die Sittlichkeitsverbrechen treffen in hervorragender Weise den Lebensnerv jedes einzelnen Täters, jedes einzelnen Opfers und schließlich des ganzen Volkes, welches sich irgendwie von den Sittlichkeitsverbrechern nivellieren läßt. Dabei handelt es sich in der Hauptsache nicht vorwiegend um das Schamgefühl, sondern um weit mehr. Das Schamgefühl steht lediglich als Wächter vor dem Fortpflanzungstrieb des schaffenden Lebens. Je nach der Schutzbedürftigkeit des Fortpflanzungstriebs verfeinert sich das Schamgefühl. Sein Zusammenbruch aber gefährdet die angeborene Schöpferenergie des Lebens. Das Schamgefühl ist also das dienende Element, die angeborene Schöpferenergie des Fortpflanzungstriebes ist dagegen das ursprüngliche Werkzeug der Natur.

Mit diesem Werkzeug erzeugt die Natur im Heiligtum ihrer Schaffenswerkstatt die menschlichen Geschlechter nach hinreichend bekannten Grundgesetzen. Mag die Schöpferkraft im Fortpflanzungstrieb das heiligste Geheimnis sein, welches der Schöpfer seinen Geschöpfen im Reiche der Natur anvertraut hat, die Bahnen, auf welchen diese Urkraft der menschlichen Natur gehalten werden muß, um nicht fortzeugend Böses zu gebären, hat die Menschheit mit den Mitteln der Seelen- und Körperkunde, der Erfahrung und Statistik, der Moral und Rechtsphilosophie klar genug aufgedeckt. Auf diesen Bahnen bewegt sich der zivilrechtliche Schutz des Ehelebens. Auf diesen Bahnen hat sich der kriminalrechtliche Schutz der Zeugungsenergie zu bewegen. Die von der Zucht des Lebens umhegte Zeugungsenergie ist das Fundament für die Heraufzüchtung zum Hochstand körperlich und geistig gesunder Geschlechter, und umgekehrt ist die von der Unzucht des Lebens vergiftete Zeugungsenergie der Ausgangspunkt für die Herunterzüchtung zum Tiefstand körperlich und geistig ungesunder Geschlechter. Hier am Scheideweg zwischen Aufgang und Niedergang beginnt die Kriminaldomäne des Staates und endet die Domäne der persönlichen Wirkfreiheit des Unzüchtigen. Die Lebensinteressen der werdenden Geschlechter treten als Gradmesser an die Stelle des gänzlich unkontrollierbaren Schamgefühls. So wird der verfehlte Ausgangspunkt der Lex Heinze wie der bisherigen Judikatur durch einen untrüglichen, objektiven und kulturell fördersamen Maßstab ersetzt. Das elementare Gebot der Natur, welches das Werden körperlich und geistig gesunder Geschlechter erfahrungsmäßig abhängig macht von der Zucht des Lebens und von der Zucht der lebenspendenden Organe, bildet den kriminell schutzbedürftigen Punkt für die Wesensbestimmung und Abgrenzung der Unzuchtsdelikte. Klärend wirkt für diese Abgrenzung zugleich Goethes Wort: ‚Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben.‘ Die Unzucht des Lebens wird kriminell stets in der Berührung des Subjektes mit dem Objekt seiner Tat, in der unzüchtig wirkenden Berührung mit Darstellungen, Abbildungen oder Geschöpfen bestehen. Was der Unzüchtige an sich selbst in der Verborgenheit frevelt, das ist lediglich Sache der Moral. Die kriminell züchtige oder unzüchtige Wirkung aber findet ihre objektive Kontrolle an der Möglichkeit oder dem Eintritt zweckwidriger Folgen für die Zeugungs- und Schöpferkraft der Natur und für das geschlechtliche Werden körperlich und geistig gesunder Staatsbürger. Kriminell unzüchtig handelt also, wer die Menschen gegenseitig oder mit anderen Geschöpfen und Dingen unter Umständen in Berührung bringt, welche den geheiligten Zwecken der Natur, insbesondere auch der rechtlich festgelegten Zweckbetätigung geheiligter Naturkräfte geschlechtlich derart widersprechen, daß dadurch nach den Erfahrungsgrundsätzen und den anerkannten Generationsgesetzen der menschlichen Gesellschaft das Werden körperlich wie geistig gesunder Staatsbürger auch nur von fernher gefährdet wird oder gar der allmählichen oder sofortigen Vernichtung anheimfällt. — Wer so handelt, der handelt notwendig

auch unkünstlerisch, unwissenschaftlich und kulturwidrig; denn was das größte Kunstwerk des Weltenschöpfers, das Heiligtum der geschlechterzeugenden Kräfte gefährdet oder ruiniert, das untergräbt auch die Fundamente der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur. Die Werke der Kultur, Wissenschaft und Kunst, welche Menschenhand geformt haben, bilden nicht den Maßstab für den künstlerischen, wissenschaftlichen oder kulturellen Wert der Werke aus Gotteshand, sondern umgekehrt: Das Werk aus Gotteshand ist in seiner ursprünglichen Reinheit der Maßstab für den Wert oder Unwert der Werke aus Epigonenhänden, welche die ewigen Gesetze des Weltenschöpfers betend zu verehren haben. In den Geist dieses Gebetes wird die steigende Not der Zeit das ganze christliche Staatswesen, seine Gesetzgeber und Beamten, seine Künstler und Gelehrten, seine Politiker und Philister versenken müssen, ehe auch nur ein Funke von Hoffnung auf die Genesung unseres Kriminalrechts und Strafvollzugs aufleuchten kann. Ist aber dies Milieu der Auferstehung vom heutigen Elend erst einmal in den leitenden, gesetzgebenden und rechtsprechenden Kreisen wieder erkämpft, dann wird man ohne weiteres mit der von uns hier gegebenen neuen Begriffsbestimmung des kriminell Unzüchtigen auch praktisch wirken und schaffen können. Dann, aber auch dann erst, wird man erkennen, daß zum Beispiel der Nackttanz unter das kriminell Unzüchtige in unserem Sinne fällt, mag er künstlerisch vollendet oder künstlerisch schlecht, öffentlich oder nur privat in sogenannter geschlossener Gesellschaft aufgeführt werden, mag er endlich das Schamgefühl des Empfindsamen gröblich oder das Schamgefühl des Robusten gar nicht verletzen; denn der Nackttanz bietet regelmäßig in seinen unvoraussehbaren Bewegungen für eine ganze Reihe von Durchschnittszuschauern auch geschlechtliche Produktionen dar, welche nach feststehenden Erfahrungssätzen notwendig bestimmte Nervenfunktionen auch beim physisch und seelisch gesunden Menschen degenerativ beeinflussen. Gerade hierin unterscheidet sich die Tanzbewegung durchweg von der künstlerisch reinen Festhaltung eines bestimmten in sich dezenten Aktes durch den Maler oder Bildhauer. Die einzelne Tanzpose kann in ihrer Wirkung auf den gesunden Menschen weit eher geprüft und gebilligt werden, als die unberechenbare Reihenfolge der bewegten Tanzbilder des Nackten oder Halbnackten. Die Bewegung gibt dem Nackttanz das Sinnliche und von der sinnlichen zur geschlechtlich degenerativen Wirkung ist bei der bewegten Nacktkunst ein gar zu kurzer Schritt. In der Rezension von Sulzers schönen Künsten sagt Goethe mit Recht: ‚Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber‘ (‚Propyläen‘ Ausgabe Band I Seite 334). Das Gros der Nackttänzer ist damit gerichtet; denn ihre sinnliche Erfahrung reicht nicht aus, um die Grenzen der natürlichen Reinheit inne zu halten und das geschlechtlich degenerative Gebiet zu meiden. Im übrigen hat der Kriminalist auch die kranke und reizbare Menschheit zu berücksichtigen; denn die Kranken pflegen die Gesunden auf dem Wege zur Degeneration mit sich fortzureißen, nicht umgekehrt. Dabei sind die Schamlosen grundsätzlich genau ebenso vor sich selbst und anderen zu schützen wie die Prüden und Skrupulanten, woraus abermals erhellt, daß das Schamgefühl als solches keinen selbständigen Gradmesser für das Kriminalrecht abgeben kann. Nicht auf das Schamgefühl,

sondern auf die Verhütung, Sühnung und Heilung der Degeneration unseres Volkes kommt es für den Staat, seine Richter und Gesetze in erster Reihe an. Was die Natur des Menschen geschlechtlich degeneriert und die anerkannten Generationsgesetze der Menschheit durchbricht, das durchbricht regelmäßig auch das Friedensrecht der menschlichen Gesellschaft an kriminell schutzbedürftiger Stelle, ist also ein Verbrechen. Daher darf auch die Homosexualität unter keinen Umständen kriminell freigegeben werden und Perversitäten zum Zwecke der Kindereinschränkung werden auf die Dauer ebenfalls zur Verhütung und Sühnung der Degeneration als Sittlichkeitsverbrechen geahndet werden müssen. Der frivole Vertreter des Zweikindersystems ist ein Hochverräter am eigenen Volkstum und nicht minder ein Verbrecher wie der Hoch- und Landesverräter am eigenen Vaterland. Das Vaterland ist das Land der Väter und nicht das Land der Kinderlosen. Wer mutwillig daran rührt, muß der Kriminaljustiz verfallen. Viel wird in diesen Tagen der aufsteigenden Slavengefahr von der Erhaltung des Deutschtums im Herzen Europas gesprochen und geschrieben. Nur warten wir vergebens selbst inmitten der gegenwärtigen Kriminalreform auf die erlösende Tat. Die Vorboten eines Weltgerichts nehmen in diesen Jahrzehnten der Entvölkerung einst führender Kulturländer vor unsern Augen auch in deutschen Gauen bereits ihre unheimliche Form und Gestalt an. Allein die Berufenen in Gelehrten-, Parlaments- und Praktikerkreisen bleiben nur zu sehr an den vielen Nebensächlichkeiten und Äußerlichkeiten der künftigen Rechtsgestaltung haften. Und doch soll dieses Recht zum Rückgrat kommender Generationen im Kampf für die höchsten Güter der christlichen Kultur und Gesittung werden.

Will aber das Recht diese Aufgabe erfüllen, so muß vor allem die Kriminalreform das richtige Verhältnis zur christlichen Moral und Ethik finden. Davon aber sind wir weit entfernt. Privilegiert doch der amtliche Entwurf des neuen Reichsstrafgesetzbuches und ebenso der obengenannte Gegenentwurf gewisse Verbrechen, wenn sie ‚um eines Gelüstes willen‘ begangen werden. Die Kriminalreform gerät damit in einen unlösbaren Konflikt mit der Erbweisheit des Menschengeschlechts. Aus dem siebenten Jahrhundert vor Christus stammt bereits die Taolehre des Chinesen Laotse: ‚Begehrenslosigkeit macht ruhn und alle Welt von selbst das Rechte tun.‘ In seiner ‚Monarchia‘ Kapitel XI. aber konstatiert Dante unter Bezugnahme auf Aristoteles: ad evidentiam notandum est, quod justitiae maxime contrariatur cupiditas, es liegt klar auf der Hand, daß die Begehrlichkeit der Menschen am meisten der Gerechtigkeit widerstrebt. Auch nach den zwei Jahrtausende alten Erfahrungen der christlichen Moral ist die Wurzel jedes Verbrechens in der dreifachen bösen Lust, in der falschen Begehrlichkeit der Menschen zu suchen. Nicht nur die Theologen, auch Philosophen wie Schopenhauer, haben zu diesem weltumspannenden Problem grundlegende, unvergängliche Forschungen geschrieben. Die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffart des Lebens, mit anderen Worten das Gelüsten und Scheelblicken nach fremdem Hab und Gut, die Begier nach verderblicher Sinnesbetätigung und das sittlich grundlose Aufbegehren gegen die Autorität, sind die im Menschen verkörperten Quellen, welche seit jeher und

aller Orten zugleich die Unmoral und das Verbrechertum speisen. Auf diese Andeutungen müssen wir uns im wesentlichen beschränken, denn das Verhältnis der Moral zum Strafrecht kann und soll hier nicht erschöpfend gewürdigt werden. Es ist vielgestaltig wie das Leben selbst und gipfelt in dem Satze: Die Moral kann nicht unrechtlich und das Recht kann nicht unmoralisch sein. Diesem Prüfstein aber hält die gegenwärtige Kriminalreform und die bisherige Judikatur, wie wir hinreichend schon angedeutet haben, keineswegs überall stand. Den Wissenden kann das nicht allzusehr mehr befremden. Die Lehrbücher der Moral berücksichtigen das Strafrecht durchweg gründlich, und die ebenso gründliche Mißachtung der Moralphilosophie in den Lehrbüchern des Strafrechts ist ein bedenklicher, schwerer Mißgriff, der sich nicht zuletzt in unsern Tagen bitter gerächt hat. Gelangt doch die neuere Strafrechtsliteratur mit dem Wiener Universitätsprofessor Ferneck vielfach zu dem lebensfremden Ergebnis, ‚das Recht könne den individuellen Maßstab der Moral nicht übernehmen, es müsse sich mit einem generellen Gesichtspunkt, mit der allgemeinen Voraussehbarkeit begnügen . . . Die Erfassung der Schuld aber, als einer subjektiven Beziehung, versperre den Weg zur Erkenntnis; denn sie verleite dazu, die Schuld im Täter zu suchen'*. Durch eine derart übertriebene Ablehnung des Individuellen wird die zweifellos erforderliche klare Abgrenzung zwischen Moral und Recht ebensowenig gefördert wie durch die einseitige Betonung des Objektiven. Eine objektivierte ‚allgemeine Voraussehbarkeit' gibt es zudem gar nicht als Sondervorkommnis im Gegensatz zur Moral. Die Schuld hat moralisch und rechtlich immer noch ihre tiefsten Wurzeln im schuldig gewordenen Subjekt. Vollends im Kreise aber bewegt sich Ferneck mit dem Satz: ‚Wollten wir im Strafrecht einen Begriff der Schuld formulieren, so erhielten wir den rein formalen Begriff: Strafbarkeit im Sinne des Gesetzes.'* Diesen Formalbegriff der Schuld kennt auch die Moral. Das Wesen der Dinge aber wird durch solche Zirkelkünste ebensowenig berührt wie durch den Formalismus des Reichsstrafgesetzbuchs und der sämtlichen Reformentwürfe, wonach das Verbrechen eine mit Zuchthaus, das Vergehen eine mit Gefängnis und die Übertretung eine mit Haft bedrohte Tat ist. Das Wesen des Verbrechens und das Wesen der Schuld wird durch den Krebsgang derartiger Konstruktionen kriminell und auch moralisch eher verdunkelt als geklärt. In der Moral und im Recht ist und bleibt eben die Schuld normalerweise der subjektive Wesensbestandteil des Verbrechens und die Voraussetzung der Strafe. Ohne Schuld kein Schuldiger, kein Sünder, kein Verbrecher, kein Bestrafter, und ohne diese elementare Erkenntnis keine Gerechtigkeit in der Moral und keine Gerechtigkeit im Strafrecht. Die im österreichischen Vorentwurf eines Strafgesetzbuches vorgesehene mildere Bestrafung des Täters, welcher das Gesetz nicht kannte oder doch nicht straffällig zu übertreten glaubte, beweist nur, bis zu welchem Grade der rein objektive Maßstab der ‚allgemeinen Voraussehbarkeit' unbrauchbar ist, und bis zu welchem Grade andererseits die subjektive Voraussicht jedes einzelnen Täters in jedem einzelnen Fall mit entscheidet. Aber

* Vgl. Freiherr Hold von Ferneck, Universitätsprofessor in Wien: ‚Die Idee der Schuld, eine strafrechtliche Studie'. 1911, Seite 1 und Seite 97.

auch hier handelt es sich um Maßstäbe, welche teilweise in der Moralphilosophie wiederkehren.

Gleichwohl steht mehr als ein Grenzstein zwischen den Gebieten der Moral und den Gebieten des Strafrechts, denn nicht jede unmoralische Tat ist grundsätzlich auch ein Verbrechen des Kriminalrechts. Wohl aber verletzt durchweg jedes Kriminaldelikt zugleich das Friedensrecht der menschlichen Gesellschaft und die Gebote der christlichen Moral. Da wo die trüben Wasser der Unmoral die kriminell schutzbedürftige Stelle im Friedensrecht der menschlichen Gesellschaft durchbrechen, beginnt regelmäßig auch der Wesenstatbestand des Verbrechens, des Vergehens, der Übertretung. Die Abgrenzung und Kennzeichnung dieser Durchbruchstelle aber setzt die Aufdeckung und Abstufung der kriminell schutzbedürftigen Friedensgüter der menschlichen Gesellschaft voraus — eine Riesenarbeit, welche den Geschlechtern stets von neuem zufällt und vom geltenden Reichs-Strafrecht, sowie von den gegenwärtigen Reformentwürfen leider weithin und nicht zuletzt im Punkte der Sittlichkeits-Delikte grundsätzlich gemieden wurde. Nur wenige überschauen heute, daß der Kampf für die christliche Kultur unseres Volkes auch ein Kampf gegen das Verbrechertum unserer Tage im Sinne einer ganz neuartigen Kriminal-Reform ist, wie sie in den ‚Grenzfragen' befürwortet wird und daß dieser Entscheidungskampf auf der ganzen Linie nicht siegreich ausgefochten werden kann, wenn wir auf die klare Erfassung des Wesens der Verbrechen verzichten, mit Formalbegriffen und künstlicher Abzirkelung vorlieb nehmen und also bei der gegenwärtigen viel zu engen und primitiven Neuregelung des geltenden Strafrechts stehen bleiben. Ohne jeden weiteren Zeitverlust haben wir das Volk aufzuklären und überzugehen zu einem umfassenden Kampfgesetz wider die Verbrecherwelt, das seinem innersten Wesen nach die christliche Moral, Sitte und Ethik auf den gefährdeten Außenwerken des Friedensrechtes unserer christlichen Kultur beschützt. Ein umfassendes Kampfgesetz gegen das Verbrechertum fordert die Not der Zeit, welches alle Mittel der Vorbeugung und Erziehung, der Abschreckung, Sühne und Heilung, der Seelsorge und Seelenkunde klar auseinander hält und dennoch einheitlich und erschöpfend regelt. Den Weg dahin haben die Professoren Aschaffenburg (Köln) im grundlegenden Werk über ‚das Verbrechen und seine Bekämpfung', — Thomsen (Münster) im ‚System der Verbrechensbekämpfung' und Fr. W. Foerster (Zürich) in der kriminal-pädagogischen Studie ‚Schuld und Sühne' angebahnt. Die ‚Grenzfragen' haben es versucht, diese Vorarbeiten weiterzuführen und abzuschließen, so daß Foerster auf dem Frankfurter Jugendgerichtstag vom Oktober 1912 sagen durfte: ‚Wegen der gesetzlichen Verwirklichung identifiziere ich mich im wesentlichen mit der juristischen Präzisierung und Anwendung, welche meinen Vorschlägen im zweiten Heft der ‚Grenzfragen' zuteil werden. Auch der Herausgeber der ‚Grenzfragen' begrüßt alle die modernen prophylaktischen und therapeutischen Forderungen, aber er begeht eben nicht den fundamentalen Fehler, alle diese Maßnahmen im Strafrecht unterzubringen und dadurch sowohl das Strafrecht wie die Erziehung zu verwirren. Er sieht vielmehr in einem Verbrechens-Bekämpfungsrecht oder Kriminalrecht das umfassendere Rechts-

prinzip, von dem aus alle Arten von Sühne, Schutzhaft, Fürsorge- und Nacherziehung in ihrem Nebeneinander und in ihrem Zusammenwirken zu regeln und zu organisieren sind.'

So streben wir zur Förderung von Recht, Kunst und Moral ein Kunstwerk der Kriminalistik an, ohne uns indes zu verhehlen, daß bis zur Schaffung des umfassenden, einheitlichen Kampfgesetzes gegen das Verbrechertum noch ein weiter und überaus beschwerlicher Weg zurückzulegen ist. Die Rüstung zum Kampf wider die Feinde der Landesgrenzen verschlingt heute noch die für den Kampf gegen den inneren Feind des Verbrechertums erforderlichen Geldmittel in einem Maße, daß schon aus diesem Grunde vorerst noch alles im Prinzip beim Alten bleiben wird. Die zurzeit schwebenden großen und kleinen Gesetzesreformen sind denn auch auf fast allen einschlägigen Gebieten nur zu sehr im grundsätzlich verfehlten Fahrwasser der bisherigen sogenannten klassischen Rechtsentwicklung stecken geblieben. Auch die sonstigen Zeitumstände sind der Vertiefung des deutschen Verfassungs- und Rechtslebens im Geiste der positiv christlichen Ethik, Moral und Philosophie sicherlich wenig günstig. Um so ernster ist die Pflicht aller Stände, mit Hand anzulegen und zu beherzigen, was Herman Schell in seinem Werk ‚Gott und Geist' Band II S. 612 u. 614 sagt: ‚Es muß Übereinstimmung herrschen zwischen innerem Wert und äußerem Schicksal. — Das Brandmal der Schuld ist die Bürgschaft der Vergeltung. — Das Recht wirkt und fordert die Vollendung; es schreibt ihr die Richtung vor und zwar von innen nach außen: aber es hemmt sie nicht. Sobald es zum Hemmnis des Guten und zum Untergang der Welt wird, ist es nicht mehr Gott, sondern Gottes Zerrbild, ein Satan und Widersacher . . .'

Karl Löwe und Richard Wagner

Von Eugen Schmitz

Die intensive Beschäftigung mit Wagners künstlerischer Erscheinung, zu der das Jubiläumsjahr 1913 aufs neue aufruft, läßt den Blick auch jenen Männern wieder mit gesteigerter Aufmerksamkeit zuwenden, die dem Meister von Bayreuth als Geistesverwandte oder Gleichstrebende voran und zur Seite gingen. Merkwürdig selten nun hört man da einen Namen nennen, der eigentlich in die allererste Reihe gehört: den Namen Karl Löwes, des Vollenders der musikalischen Ballade. Mögen die direkten entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen Wagners zu anderen Künstlern, wie Gluck, Beethoven, den deutschen Romantikern, Berlioz usw. auch umfassender und offensichtlicher sein: im ganzen künstlerischen Wesen wie auch in einigen Details des Ausdrucks deckt er sich nicht leicht mit einer zweiten Erscheinung so eigenartig wie mit Löwe. Es ist darum kein Zufall, daß Löwes Kunst zu ihrer heutigen Ehrenstellung eigentlich erst im Gefolge Richard Wagners gelangte. Zu Lebzeiten auf Konzertreisen als Vortragender seiner eigenen Balladen lebhaft gefeiert, schien Löwe in dem Moment,

als er vom Schauplatz abtrat, so gut wie vergessen. Hervorragende Wagnersänger, wie Hermann Gura, waren es, die zuerst seine Balladen wieder ans Licht zogen, dabei, wie wir gleich hören werden, teilweise aus direkten Anregungen des Bayreuther Meisters schöpfend, und der rasche Erfolg, den sie damit beim Publikum fanden, erklärt sich aus der Geistesverwandtschaft der Kunst Löwes mit der Wagners, die eben ihren alles beherrschenden Siegeslauf antrat. Wenn wir darum Löwes Balladen heute dem eisernen Bestand des modernen Konzertrepertoirs dauernd eingereiht sehen, so ist auch das eine jener versteckten Auswirkungen Wagners, die die Spuren dieses Gewaltigen selbst in von seiner eigenen Sphäre weitest abliegenden Regionen des Kunstlebens verfolgen lassen.

Persönlich sind die beiden Meister Löwe und Wagner nie in Berührung gekommen, und was Löwe betrifft, so wissen wir auch nicht einmal, wie er über Wagner gedacht und was er etwa von dessen Werken gekannt hat. Viel wohl jedenfalls nicht, denn die Beschränktheit des Wirkungskreises, in dem Löwe zeitlebens sich bewegte, engte seinen Blick auch in künstlerischen Dingen wesentlich ein. Stettin, wo unser Balladenmeister von Anfang der zwanziger bis Mitte der sechziger Jahre, also ein volles Menschenalter lang, in der bescheidenen Stellung eines Organisten und Musiklehrers wirkte, war damals lebendigen Kunstströmungen gegenüber völlig abgeschlossen, und ob Löwe auf seinen Konzertreisen Gelegenheit fand, mit Wagners Kunst näher vertraut zu werden, erscheint auch fraglich. Ebenso ist es keineswegs ausgemacht, ob er, der eine streng musikalisch klassizistische Erziehung genossen und deren Konsequenzen stets gewahrt hatte, sich zu dem kühnen dramatischen Neuerer — trotz der inneren künstlerischen Verwandtschaft — wirklich hingezogen gefühlt hätte. Wohl aber wissen wir, daß Richard Wagner seinerseits kaum einen zweiten zeitgenössischen Tonsetzer so hoch verehrte wie Löwe, obwohl er augenscheinlich nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil seiner Schöpfungen kannte. Als Wagner* als junger Musiker in Paris Liszt kennen lernte, da war charakteristischerweise die erste musikalische Frage, die er sich an ihn zu richten getraute, die, ob Liszt neben dem Schubertschen ‚Erlkönig' nicht auch den von Löwe kenne. Und daß der Meister dieser Verehrung Löwes bis ans Ende treu geblieben ist, das zeigen eine Reihe Äußerungen aus der Bayreuther Zeit. So erzählt der Gesangsmeister der Bayreuther Schule, Julius Hey, Wagner habe einmal im engeren Beisammensein zu seinen Schülern gesagt: ‚Kinderchen, ihr denkt immer, Schuberts „Erlkönig" ist der beste. Dem ist nicht so! Hier ist einer, der noch viel besser ist, — es ist der von Löwe. Schuberts „Erlkönig" ist nicht so ganz wahr, aber Löwes „Erlkönig" ist wahr!'** Desgleichen weiß Eugen Gura, der eigentliche künstlerische Wiedererwecker Löwes, viel von des Meisters Begeisterung für die Löweschen Balladen zu erzählen. Gura weilte im Sommer 1875 anläßlich der Vorbereitung der ersten Festspiele in Bayreuth und berichtet da von einer Künstlerzusammenkunft in der Villa Wahnfried folgendes:

‚Nachdem zuletzt sich ein Gespräch über musikalische Deklamation entwickelte,

* Siehe ‚Mein Leben'. Bd. I, Seite 287.

** Eine Zusammenstellung der Äußerungen Wagners über Löwe bietet L. Hirschberg in seiner wertvollen Studie ‚Leitmotive, ein Kapitel vorwagner'scher Charakterisierungskunst'. (Langensalza 1911)

wobei auch die Rede auf Weber und Marschner kam, berührte er (Wagner) zuletzt als eigenartigen Meister Karl Löwe. Als er von anderen Anwesenden vernahm, daß ich in Leipzig seit 1870 Löwes Balladen öffentlich sänge, eilte er an seine Bibliothek und brachte einen sorgfältig gebundenen Querfolioband herbei. Er enthielt die Balladen Löwes aus dessen erster Periode vom Edward angefangen. Wagner stellte sogleich den Band aufs Klavierpult und sprach mit Eifer eingehend über einzelne Balladen. Gleich Edward bezeichnete er als ein Meisterstück, groß in seiner Charakteristik, tragischen Gewalt und meisterlichen Deklamation. In seinem Feuereifer schob er alsbald den Klavierspieler Josef Rubinstein zur Seite und setzte sich selber an den Flügel, obzwar bekanntlich Klavierspiel nicht seine starke Seite war, und begleitete selber den Edward mit der Bemerkung: Dieses Stück kann mir kein Klavierspieler der Welt zu Dank spielen: so wie ich in dieser Ballade lebe, das können mir wohl wenige nachfühlen. Ich begann also meinen Vortrag. Als ich in der Mitte des Stückes ungefähr zwei der bekannten Oh-Ausrufe unterdrückte, indem ich die auf Oh entfallende Note mit dem vorgehenden Text zusammenzog, hielt Wagner inne, mit der Frage: Warum übergehen Sie diese Ausrufe? Ich bemerkte, daß ich das bisher getan hätte, in der Meinung, die allzuhäufige Wiederholung dieses Oh! könnte die Hörer ermüden. Nein, nein! rief er heftig, darauf kommt's mir gerade an! Diese Ausrufe müssen alle kommen, wie sie dastehen; nicht ein einziger darf unterdrückt werden! — Ich ließ mir diese Mahnung für alle Zeit gesagt sein und sang den Edward mit allen Ohs zu Wagners Zufriedenheit zu Ende. Hierauf mußte ich ihm noch ‚Herr Oluf' und ‚Erlkönig' vorsingen, Josef Rubinstein begleitete. Wagner kam dadurch in die glücklichste Stimmung, so daß er zuletzt die für hohe Stimme komponierte ‚Walpurgisnacht' selbst mit wahrem Feuereifer markierte. Wagner sprach hierauf noch eingehend und liebevoll über Löwe und schloß mit den Worten: ‚Ja, das ist auch einer von den Meistern deutsch und echt!'

Ähnliche Erinnerungen aus der damaligen Zeit bewahrt auch die berühmte Sopranistin Lilli Lehmann: — — ‚Es war mir eine Erlösung, daß ich endlich die Walpurgisnacht vor meinen Augen hatte und darin diejenige Ballade erkannte, die uns Richard Wagner selbst immer vorgesungen und sogar selbst spielte, so schlecht es war, weil Josef Rubinstein es nicht gleich vom Blatte so abspielte, wie er wünschte. Richard Wagner legte ganz besonderen Wert gerade auf diese Walpurgisnacht und meinte, daß es schade wäre, daß sie nie gesungen werde; es läge eine ganz kolossale Wirkung darin, und sie sei eines der besten Werke Löwes. Wie oft sprach er davon! In meinen Erinnerungen an Bayreuth erwähnte ich schon, wie sehr Richard Wagner gerade diesen Meister der Balladen schätzte: Eugen Gura mußte fast jeden Abend einige davon singen auf des Meisters direkten Wunsch; er hörte mit der größten Andacht zu und konnte sich förmlich ereifern, wenn er darüber sprach und uns Erklärungen machte.'

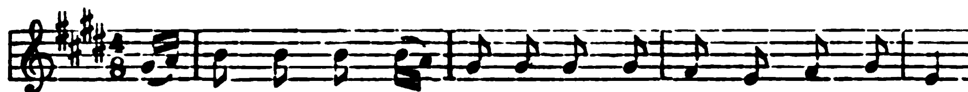
Und zum Schluß möge noch Wagners getreuer Paladin Hans v. Wolzogen Zeugnis ablegen:

„Solch ein lebensvolles, unbedingtes, naives Talent, in seiner Art echtdeutsch, in seiner Äußerung grundehrlich, das war ihm (Wagner) Karl Löwe als Balladenmeister. Gern sang er uns selber Löwesche Balladen mit unnachahmlichem Ausdrucke vor, besonders den schaurigen Edward, die phantastische Elvershöh und die selten gehörte dämonisch-lustige Walpurgisnacht. Wie sich da aus dem schlichten Naturtone der musikalisch beseelte Sprachausdruck mit energischen Akzenten zum ergreifenden und erschütternden Pathos, ohne jede aufgetragene Pathetik und Rhetorik, natürlich steigerte, dies war ein lebendiger Beweis für die Eigenart und Macht der deutschen Sprache, durchaus verwandt demjenigen, den Wagner uns in seinen eigenen dramatischen Werken geliefert hat.'

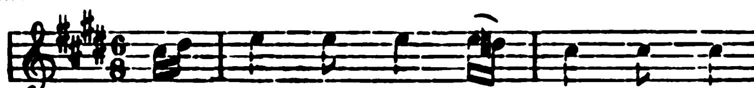
Mit diesen letzten Worten hat Wolzogen zugleich auch die Erklärung für die Hinneigung Wagners zu Löwe gegeben: Wagner sah in Löwes Balladen auf anderem, intimerem Gebiet ganz das Ideal verwirklicht, das er im Musikdrama erstrebte. Die germanische Mythenwelt mit all ihren Götter-, Geister- und Reckengestalten, ihrem Märchenzauber wie ihrem kernigen Humor, deren dramatische Wiedererweckung sein ureigenstes Werk sein sollte, fand er hier in stilverwandter Ausdrucksform bereits verlebendigt. Denn wenn die Ballade im Grunde genommen auch eine epische, eine erzählende Kunstform ist, eignet ihr doch mit der unmittelbaren Vorführung einzelner Situationen auch stark dramatischer Charakter, und gerade dieser tritt in Löwes Kompositionen ungemein prägnant hervor; die stilistischen Mittel aber, deren sich Löwe dabei bedient, sind in zum Teil geradezu frappanter Weise denen des Wagnerschen Musikdramas verwandt. So erscheint vor allem das Grundprinzip der Löweschen Balladenform in gewissem Sinn als die vielleicht bedeutsamste Vorwegnahme von Wagners Idee des Leitmotivs.

Die Ballade hat als Dichtung, wie erwähnt, einesteils epischen, andernteils dramatischen Charakter. Die richtige musikalische Verschmelzung dieser beiden Ausdrucksarten war das Problem, um das sich die ganze Entwicklung der Balladenkomposition drehte. Die vorlöweschen Balladenmeister haben es nie restlos zu lösen gewußt. Denn entweder faßten sie die Ballade als schlichtes Strophenlied: dann kam das dramatische Wesen der Form zu kurz; oder aber sie gingen in der Komposition allen einzelnen Situationen mit bereiter opernhafter Schilderung nach: dann ging darüber die epische Einheit verloren, und die Ballade zerfiel in eine Reihe zusammenhanglos angereihter musikdramatischer Einzelbilder. An diesem Widerspruch scheiterte auch noch Rudolf Zumsteeg, der bedeutendste Balladenkomponist vor Löwe. Löwe seinerseits fand die Lösung nun durch einen in seiner Einfachheit genialen Gedanken. Er wahrte durch prinzipielle Beibehaltung der Strophenform die epische Einheitlichkeit des Ganzen, ermöglichte aber durch ganz freie Behandlung dieser Strophenform auch ein intensives Eingehen auf alle dramatischen Wendungen der Dichtung. Die strophische Melodie, die den Kern der Ballade bildet, erscheint nämlich in stets wechselnder, dem jeweiligen Ausdruck angepaßter thematischer Umbildung, sofern sie nicht überhaupt von ganz freien Zwischensätzen abgelöst wird. Selbst die einfachsten und schlichtesten Löweballaden zeigen

diese Gestaltungsart, so, um ein allbekanntes Beispiel zu nennen, etwa die Vertonung von N. Vogels „Heinrich der Vogler". Sie hat als Grundlage die reizvoll volkstümliche Melodie:



mit der sie in ruhigem Erzählerton einsetzt. Sowie sich aber die Situation dramatisch belebt, schlägt auch der Ton der Melodie um; sie wird rhythmisch scharf markiert wie Rossesschritt bei der Schilderung der herannahenden Reiterschar:



sie dämpft sich von dem hellen A- und E-dur nach dem stillen G-dur ab, wenn die Ritter ihrem neuen Kaiser huldigen:



Nicht immer sind die thematischen Umbildungen der Strophenmelodie bei Löwe so einfach wie hier, aber das Prinzip bleibt stets das gleiche: Anpassung eines die musikalische Einheit des Ganzen wahrenden, stets wiederkehrenden musikalischen Grundgedankens an die wechselnde dichterische Situation, so daß er zum Träger ihres Ausdrucks wird. Genau das gleiche Ziel in gleicher Weise verfolgt aber Wagner mit seinem Prinzip des Leitmotivs: auch hier soll ein in verschiedenen Situationen wiederkehrendes Tongebilde einerseits den musikalischen und poetischen Zusammenhang aufrechterhalten, andererseits durch die jeweils verschiedene Fassung dem Wechsel des dramatischen Ausdrucks Rechnung tragen. Gerade in der Umbildung seiner einfachen plastischen Grundmotive in Anschluß an die dramatische Entwicklung hat Wagner ein erfinderisches Genie unvergleichlichster Art bewährt und oft mit ganz primitiven Mitteln mächtigste Wirkung erzielt. Man denke etwa an den tiefen Eindruck, den das im ganzen Drama nur in lichtem Dur einherschreitende stolze Akkordthema Lohengrins hinterläßt, wenn es am Schluß beim Scheiden des Gralshelden plötzlich in schmerzlichem Moll ertönt. Kein Künstler aber ist vor und neben Wagner dem Meister in derartigen Wirkungen prinzipiell so nahe gekommen wie Löwe in seinen Balladen.

Noch in einem zweiten Punkt aber zeigen Löwes Werke eine merkwürdige Parallele zum Wagnerschen Stil: nämlich in der Art der Beiziehung der instrumentalen Begleitung des Gesangs zur Ausdruckscharakteristik. Diese Ausdruckscharakteristik verlegt Wagner in seinen späteren Werken bekanntlich fast ganz ins Orchester. Während der Gesang vornehmlich ausdrucksvoller sprachlicher Deklamation zu dienen hat, wird das Orchester zum ‚bewegungsvollen

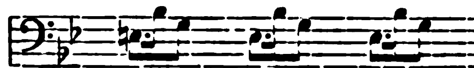
Mutterschoß der Musik, dem die tiefere musikalische Ausdeutung aller Empfindungen und Stimmungen und die tonmalende Schilderung des äußeren Milieus überlassen bleibt. Genau dieselbe Rolle aber spielt in Löwes Balladen das begleitende Klavier. Zwar waren schon seit dem 18. Jahrhundert die deutschen Liederkomponisten bemüht, die Begleitung neben dem Gesang nicht nur als harmonische Stütze, sondern auch als Charakterisierungsmittel zu behandeln, und den ersten Höhepunkt der einschlägigen Entwicklung brachte Franz Schubert, der, gestützt auf die pianistischen Errungenschaften von Beethovens Kunst, den Klavierpart zu einer bis dahin ungeahnten und im Prinzip auch in Zukunft nicht mehr überbotenen Bedeutung erhob. Aber Schubert war eben doch so gut wie ausschließlich Liederkomponist, und im Liede mit seinem rein lyrischen Wesen ist die Entfaltungsmöglichkeit solcher charakterisierender Begleitung von vornherein viel beschränkter als in der Ballade, die durch dramatischen Bilderreichtum zu detaillierter musikalischer Charakteristik geradezu herausfordert. Hier die letzten Konsequenzen zu ziehen, blieb darum Löwe vorbehalten. In der Tat ist der Klavierpart seiner Balladen von einem malerischen Ausdrucksreichtum, wie er vor Wagner und der Moderne kaum je in einer Kunstform da war. Alle Situationen der Dichtungen finden im begleitenden Klavier lebendigste Interpretation: Hussah und Hörnerklang der Jagd, kriegerischer Trompetenschall, Schlachtengetümmel, frohe Hochzeitsmusik, das Klappern der Mühle, Glockengeläute, der zierliche Tanz von Elfen und Zwergen, Stampfen der Rosse, Vogelsang usw. Am nächsten kommt er Wagner aber wieder, wo es sich um Naturschilderungen handelt. Welch' wundersame Klangbilder der Bayreuther Meister in seinen Tondramen vom stürmischen Nachtstück der Holländerouvertüre angefangen bis zum frühlingsfrohen Pleinair des Karfreitagszaubers in ‚Parsifal' der Natur abzulauschen wußte, ist bekannt. In intimerer Fassung hat aber einen kaum minderen Reichtum solch' tonlicher Naturmalerei Löwe in seinen Balladen entfaltet; auch hier spricht die Natur in tausend Stimmen zu uns vom geheimnisvollen Blätterrauschen im Walde, wie etwa zu Beginn des ‚Erlkönig':



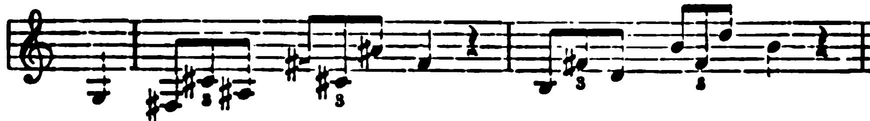
bis zum wilden Toben des Sturmwinds, in dem Odin sein heiliges Roß reitet ‚Odins Meeresritt



vom leisen Glitzern und Flimmern des Sonnen- oder Mondlichtes bis zum Tosen blitzdurchflammten Wetters, vom sanften Murmeln des Bächleins bis zum Brausen des erregten Meeres Besonders interessant ist es dabei zu sehen, wie ein und dieselbe tonmalerische Vorstellung bei Löwe und bei Wagner sogar zu ganz ähnlicher Motivbildung führt. So sind z. B. die ‚Reitmotive' Löwes im ‚Erlkönig':



und mehr noch in der ‚Nächtlichen Heerschau' (‚Da kommen auf luftigen Pferden die toten Reiter herbei'):



deutliche Vorahnungen des Grundthemas von Wagners Walkürenritt:



und ein Thema wie das nachstehende aus ‚Agnete' (das Einhersprengen des bösen Neckgeistes schildernd):



nimmt mit seiner Trillermelodik und Chromatik bereits die ganze Ausdruckssphäre Loges und des Feuerzaubers aus dem ‚Nibelungenring' vorweg*. Unser durch Wagner und die moderne Musik geschulter Blick hat sich für die Beobachtung dieser großartigen Charakterisierungskunst Löwes geschärft, so daß wir den Werken des Meisters viel mehr abzugewinnen vermögen als seine älteren Zeitgenossen. Um so ehrfurchtsvoller müssen wir aber auch das Genie des Meisters bestaunen, der mit der Schaffung von so unerhört Neuem dem Größten der Großen nahezukommen vermochte. —

Wir haben einleitend bemerkt, daß Löwe im Gefolge Wagners zu seiner heutigen Ehrenstellung kam. Von einer solchen zu sprechen berechtigt die Bedeutung, die dem Meister heute im Konzertrepertoire zukommt. Allein nun ist doch noch zu bemerken, daß mit der Berücksichtigung im Konzert allein der Schatz von Löwes Kunst noch keineswegs ganz gehoben scheint. Die Ballade ist im Grunde genommen ein intimes Kunstwerk, das seine eigentlichste Wirkungssphäre im — häuslichen Musizieren hat. Man führt den viel beklagten Mangel

* Auf dieses Beispiel hat speziell Hirschberg in seiner oben genannten Studie aufmerksam gemacht.

einer modernen Hausmusik gerne auf das Fehlen geeigneten musikalischen Materials zurück. Das ist nur zum Teil richtig. In Löwes Balladen z. B. ist jedenfalls einmal auf vokalem Gebiet eine überreiche Fülle edelster Aufgaben für häusliches Musizieren geboten. Des Meisters Werke für die Hausmusik zu reklamieren kann die Tatsache nicht hindern, daß sie technisch in der Regel die Fähigkeiten eines Dilettanten überschreiten werden; denn beim häuslichen Musizieren handelt es sich in erster Linie nicht um ganz einwandfreie technische Wiedergabe, sondern nur darum, sich selbst das Kunstwerk soweit klar zu machen, daß man seine Schönheiten in lebendiger Wirkung nachempfindet. Dazu genügt aber für den wirklich Kunstempfänglichen auch eine bloß andeutungsweise Interpretation, und diese läßt sich von Löwes Balladen mit ganz bescheidenem technischen Können bereits geben. Mögen darum die Anregungen des Wagnerjubiläumsjahres sich auch dahin geltend machen, Löwe den ihm zukommenden Platz im musikalischen Haus zu sichern. Das wäre eine musikalisch kulturelle Errungenschaft, die zeigte, daß der Geist des großen Idealisten von Bayreuth auch jenseits der Pflege seiner eigenen Werke in unserem Kunstleben wirklich immer weiteren Boden gewinnt.



Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Es geschieht häufiger, daß man in letzter Zeit die Meinung zu hören bekommt, das Heil der Literatur liege in ihrer künftigen Hinneigung zur Romantik. Zwar wird der Begriff Romantik in vielfacher Verschiedenheit definiert, und in der Tat kann man nicht nur Kralik als Romantiker bezeichnen, sondern auch Wassermann. Darin aber ist man sich einig, daß nicht mehr die Wirklichkeit das künstlerische Ziel sei, sondern der Gedanke. Der Dichter soll wieder dichten, selbst eine Welt schaffen, deren Gesetze er selbst bestimmt; die Intransigenten verlangen, daß diese neue dichterische Welt frei in der Luft schwebe, indessen die Gemäßigten diese Welt am Realen orientiert sehen wollen. Je nachdem man den Begriff Romantik faßt, kann man aber behaupten, daß von jeher, auch in der Zeit des Naturalismus, jeder Dichter Romantiker war; die Erfindung konnte noch niemand entbehren und so wäre es eigentlich überflüssig, mit heißem Bemühen einen Messias zu verkünden, der ja immer da war. Wie kläglich ist es schon, eine neue Art Literatur zu propagieren, eine neue Mode an Stelle der alten zu setzen. Nicht der Persönlichkeit gilt die Erwartung, sondern einer neuen Literaturrichtung der vielen; es wird eine neue Uniform eingeführt, Ich weiß nicht, ob man das Recht hätte, in Entzücken zu geraten, weil man vor sich einige Regimenter von Literaten sieht, die nun für zwanzig Jahre romantisch exerzieren? Wenn denn schon einmal prophezeit werden soll, so kann man mit einigem Recht verkünden, daß die vielen Talente und Talentchen, die seither einen heilsamen Rückhalt am Realen hatten, nun plötzlich, aufs ‚Dichten' verwiesen — nicht etwa die Schwingen rühren und, wie durch ein Zauberwort erlöst, Genies werden, sondern daß sie uns dünne, blasse, ein wenig schillernde Seifenblasen steigen lassen, die zerplatzen, ehe man ‚Ah' sagen kann. Eine Schablone wird durch die andere ersetzt; das große Talent wird immer schaffen, wie Temperament und künstlerisches Vermögen ihm eingeben, und eben das starke Talent wird immer eine eigene Welt schaffen, die durch eigene Kraft schwebend sich hält, mag das Parterre diese Kraft realistisch oder romantisch nennen. Und um was ist es uns zu tun, wenn nicht um diese echten und großen Talente? Und gehen diese Talente von einem Schlagwort aus oder von ihrer Kraft? Und wenn es auf die Kraft ankommt, was kümmert's uns, wie sie gekleidet ist? Was wir ächten wollen, ist allein die Schwäche, in welchem Gewande sie immer kommt.

Ach, das Gewand rauscht oft verwirrend hübsch, mit preziöser Gelassenheit rauscht so ein Gewand daher, und wenn es sich nur recht zu geben weiß, so folgt seiner Spur auch schon ein Trüppchen erregter Rezensenten, die mit gespitztem Maule das Parterre auf das Gewand aufmerksam machen. Wenn man die von Entzücken geschwellten Aufsätze liest, mit denen gewisse Zeitungen und Zeitschriften das Erscheinen von Max Ludwig begrüßen, so muß man glauben, ein neuer Planet sei entdeckt. Ludwig hat einen Napoleonroman geschrieben, ein Bismarckbuch, und er setzt die Reihe der großen Stoffe mit seinem neuen Roman ‚Das Reich' fort. Aber dieser Titel ist ein Bluff (ein Bluff, wie das ganze Buch einer ist, was wir bald sehen werden), und vom Reich, vom Deutschen Reich, ist nicht mehr in dem Roman, als in jedem andern, der, wenn er

---

* Max Ludwig, ‚Das Reich'. (Albert Langen, München, M. 5.—.) — Hans Hart, ‚Das Haus der Titanen'. (L. Staackmann, Leipzig, M. 4.50.) — Friede H. Kraze, ‚Die Sendung des Christoph Frei'. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart, M. 3.—.)

in Deutschland spielt, naturgemäß auch einige deutsche Bürger vorführen muß. Ein ehemaliger Offizier, dessen Vater Finanzminister ist, wirtschaftet das väterliche Stahlwerk wieder hoch. Im öffentlichen Leben propagiert er eine kraftvolle innere und äußere Politik; er gerät in Konflikt mit einer sogenannten Friedenspartei und bringt diesen Konflikt zu seinen Gunsten zu Ende. Persönlich und ideell ist er der Sieger. — Von allen Bevölkerungskreisen, die ein Reich erfüllen, sind in dem Roman nur einige Industrielle, einige Politiker und Scharen von Arbeitern; von allen geistigen Strömungen, die ein Reich durchfluten, sind nur einige sozialpolitische und imperialistische Ideen wirksam. Diesem Roman den Titel ‚Das Reich' zu geben, ist Überheblichkeit. Wenn der Titel ernst gemeint war, so hat Ludwig versagt, ging Ludwigs Absicht nicht weiter, als sie in Wirklichkeit sich ausgeführt zeigt, so bedeutet der Titel Irreführung. Wenn man aber die Mache des Romans nachprüft, so sieht man deutlich, daß hier einfach ein schöpferisch Unbegabter am Werke war, dessen künstlich gesteigerte Intentionen Bedeutung vortäuschen sollen. Gedankliche Bedeutung und handwerkliche Bedeutung; groß im Stoff und groß im Stil. Und diese Intentionen (diese rauschenden Gewänder) haben hingereicht, Ludwig als etwas Bedeutendes ausrufen zu lassen. Um zu sagen, daß eines Menschen kampffrohe Gedanken auf eine harte Wirklichkeit treffen, drückt sich Ludwig einmal so aus: ‚Aber die Trompeten im Ohre des Sohnes klangen noch fort, immer heller, und er sprach nur darum nicht, weil er auf sie hören mußte. Doch als die Töne stärker drängten, überwältigender drängten, und schon ansetzten, in einem jauchzenden Laufe treppauf zu rollen, stießen sie hart an einen willensfesten Gedanken, der ihnen jetzt entgegensprang. Sie brachen jäh ab, zuckten dann noch einmal matt und traurig auf und verloren sich schnell, wie in unendlicher Ferne.' Das sieht sehr differenziert aus — ein innerer Vorgang bildlich deutlich gemacht — und es ist doch nur ein Zeichen dafür, daß Ludwig das Einfache und Klare (was zu sagen noch immer das Ziel großer Stilisten war) kompliziert und neu zu sagen wünscht, eine Absicht, die immer dann eintritt, wenn es im Werke selbst am Wesentlichen mangelt. Man soll an einer nie abbrechenden Kette verblüffend neu gesagter Kleinigkeiten gefesselt sein, damit man vergißt, zum Kerne vorzudringen. Und dieser Kern ist die Menschengestaltung. Eine Fabel ersinnt auch das Halbtalent, Gedanken hat auch der völlig amusische Mensch, aber Dichtertum ohne Menschengestaltung ist undenkbar. Fühlen wir mit denen, die der Dichter uns vorführt, glühen wir mit ihnen, erstarren wir mit ihnen, ist ihr Ziel (im Augenblick) unseres, ihr Glück unseres, ihr Leid unseres — dann hat sie eben ein Dichter geschaffen. Dem Stoffe nach ist uns nichts und alles Hekuba, die Hand, die ihn formt, macht's. Der Ludwigsche Roman wäre in demselben Augenblick ein Kunstwerk, wenn ein Dichter, und nicht Max Ludwig, ihn geschrieben hätte. Im Anfang war die Kraft; das Preziöse kommt immer zuletzt. Ein geschickt, schlangenhaft sich windender Dialog, eine peinliche Glätte der Satzbildung, Differenziertheit des Sehens — diese Dinge können Hilfsmittel werden, sie können einem Dichter nützen. Wer nichts hat als sie, ist zwar kein Dichter, aber ein guter Journalist.

Daß diese Dinge einem Dichter nützen, beweist Hans Hart mit seinem Roman ‚Das Haus der Titanen'. Nach vier, fünf Büchern, die Hart schrieb, ist dies das erste, dem man ein tieferes Interesse abgewinnen kann, weil es ein ernstes künstlerisches Streben zum Höheren zeigt. Dieser deutlich spürbare feste Willen, ein hochgestecktes Ziel zu erreichen, äußert sich vor allem in der wohlüberlegten Führung des Dialogs, dem leidenschaftlichen Nachtasten seelischer Vorgänge, die besondere Art, äußerlich kaum sich widerspiegelnde Seelenregungen deutlich zu machen — kurz, man merkt, daß keine Schwierigkeit, wie immer sie aufsteigen kann, umgangen ist, daß jeder Satz überlegt und nachgeprüft ist. Diese sorgsame und tapfere Art zu arbeiten hat freilich nicht das Hinreißende der beschwingt schaffenden Hand an sich — wenn nicht alles

täuscht, besitzt Hart an seinem Talent nicht einen tropischen Urwald, aus dessen Wipfeln einem die großen Früchte in den Schoß fallen, sondern eher ein steiniges Feld, dem nur der eiserne Fleiß Frucht und Segen abringt —, aber gegen den blinkenden Tand seiner Rokokogeschichte ‚Kupidos Bote' ist hier ein gar nicht zu messender Fortschritt. Und weil es meist so ist, daß ein schönes Talent nach ein paar lebensvollen Büchern in die Routine versinkt (abschreckendes Beispiel: Bartsch), so darf man der Freude über ein Talent, das sich aus dem ungesiebten Durchschnitt zäh emporarbeitet, sich noch einmal so gern hingeben. Hart stellt den Kampf des Sohnes mit dem berühmten Vater dar. Der Geheimrat Williguth, bedeutender Mediziner, prächtiger Kraftmensch, wie alle Williguths (‚Das Haus der Titanen'), glaubt seinen Sohn ebenso behandeln zu dürfen, wie er selbst von seinem Vater behandelt ist. Er hat's ausgehalten, ja unter der eisernen Zucht ist er erst der geworden, der er ist. Sein Sohn Heinz hält's nicht aus. Es ist da ein Spritzer fremdes Blut in dem jungen Arzt, das ihn wohl zuweilen anfeuert, zuweilen aber auch lähmt — nie aber ihn seine Bahn so stetig und verbissen verfolgen läßt, wie sein Vater sie verfolgte. Es ist ein Knick in seinem Charakter, sein Nacken hält die Last der Titanen nicht aus, er bricht; denn es ist nicht nur der Vater, der auf ihn lastet, sondern das ganze Williguthsche Titanenhaus, vom Großvater angefangen, über den Superintendenten, den reich gewordenen Ringkämpfer, bis zu seiner eigenen Frau, die zwischen seinem Einflusse und dem des Vaters hin- und herschwankt, und bis zu dem eigenen Kinde, das von denselben barbarischen Spielsachen Besitz ergreift, vor denen er selbst zurückwich. Und wenn es auch dieses Haus ist, das ihn totdrückt, — so tief läßt Hart in die Seelen seiner Menschen schauen, und mit so strahlender Selbstverständlichkeit läßt er ihre Naturen sich ausleben, daß die Sympathie des Lesers diesen Titanen bis zur letzten Seite gehört. Keine unnütze Sentimentalität, kein Mitleideln mit dem Unterliegenden. Ein mäßiger Autor hätte an dem Stoff nur das beweinenswerte Schicksal des Erdrückten gesehen; Hart sieht zwar auch dies, darüber aber auch die sieghafte Kraft, die immer recht behält. Da dieses Buch für Hart das erste einer neuen Art ist, darf man sich freilich auch nicht wundern, wenn man ihm die schwere Arbeit noch ein wenig anmerkt. Man muß erst ein volles Drittel des Buches lesen, ehe die Zustandsschilderung den ersten Schritt in die Handlung macht. Aber auch in diesem ersten Drittel spielt schon das Leben in seinem vollen Reichtum, und wenn Hans Hart seinen künstlerischen Kräften nicht wieder die Zügel gibt, so soll das ‚Haus der Titanen' als das erste auf einem hohen und steigenden Wege stehen bleiben.

* * *

Hans Harts Roman ist ein realistischer Roman, von jener gediegenen, wohlgefügten Art, die immer Geltung haben wird. Wenn Friede H. Kraze mit ihrem Roman ‚Die Sendung des Christoph Frei' auch auf realem Boden steht, so spielen doch Elemente der Romantik hinein, dergestalt, daß die Dichterin die Wirklichkeit wohl darstellt, ihr aber ein orientierendes Ziel steckt, zu dem sie sich hinauf entwickeln soll. Sie nimmt das Gegebene nicht einfach hin, sondern wünscht es verwandelt zu sehen und zeigt an einigen Menschenschicksalen, daß diese Wandlung möglich ist. Der Gedanke triumphiert über die Wirklichkeit, aber dieser Gedanke ist nicht nur romantisch, sondern er ist auch sozial. Ein junger adliger Theologe gerät, zunächst als Vertreter eines erkrankten Pfarrers, dann nach Neigung und Willen, in die Großstadtseelsorge, und im Widerstand gegen seine Sippe wirkt er unter den Eingeengten und führt durch liebevolle Tat viele von ihnen in ein reineres, menschlicheres Dasein. Damit ist ein hohes und nicht nur dichterisch wertvolles Motiv angeschlagen. Die Verfasserin erkannte deutlich, daß nicht die rednerische Phrase, nicht das Ermahnen und Tadeln Gesunkene heben kann, sondern lediglich die überragende Persönlichkeit, die sich gänzlich mit Leib und Seele

den Enterbten hingibt. In Christoph Frei zeigt Kraze eine solche Persönlichkeit, die in ihrem Christentum das Wichtigste findet: die Kraft zur Demut, die den Irrenden als Bruder umfaßt. Nicht immer ist der Dichterin diese Persönlichkeit ganz gelungen. Es ist nun einmal so, daß eine Frau in solche Figur immer zu viel ihrer eigenen Verehrung legt, als daß die Figur nicht zuweilen etwas gefärbt anmuten sollte. Wenn hier beim Lesen wohl in manchen Augenblicken eine leichte, abwehrende Kühle erwachen sollte, so wird der volle Strom des Genusses an solchen Szenen entspringen, die mit den Menschen ‚dort unten' sich beschäftigen. Da ist so eine Szene, in der ein Mädchen, das Christoph Frei aus dem Schmutz gezogen hat, mit zwei adligen Frauen zusammenkommt (eine davon ist Christophs spätere Gattin) und wie die Menschlichkeit nun bei den Beteiligten aus allen Standeshüllen sieghaft sich befreit — das ist so wundervoll geschildert, daß diese Szene hinreicht, die sichere Zukunft der Dichterin zu begründen. Freilich gäbe es für sie noch manches zu tun. So warm und schlicht der Vortrag sich gibt (man könnte an Fontanesche Art denken, wenn man gleichzeitig die Abhängigkeit von ihm ausschließen würde), so unangenehm wirkt das fortwährende Springen aus der Vergangenheitsform in die Gegenwartsform. Diese durch nichts gerechtfertigte Unart, die besonders im ersten Teil auftritt, muß die Verfasserin ablegen, denn sie ist schließlich nichts als eine Nachlässigkeit, die wohl im Feuer der Arbeit mit unterläuft. Man darf solche Ausstellungen machen, denn der Roman verträgt sie. Es ist soviel grundehrliche Arbeit, soviel Reinheit des Empfindens, eine so vornehme sittliche Höhe bei aller Gediegenheit der künstlerischen Mittel in dem Buch, daß man mit einer freundlichen Verbeugung gern Friede H. Kraze den Weg zu einer Anerkennung der Besten freigibt.

Die Frauenbewegung. Bedeutung, Probleme, Organisation

Unter diesem Titel ist in der ‚Sammlung Kösel' ein treffliches Bändchen erschienen aus der Feder von Frl. Liane Becker. In sechs Kapiteln (1. Ideen und Ziele, 2. Die Frauenerwerbsfrage, 3. Die Frauenbildung, 4. Die rechtliche Stellung der Frau, 5. Frauenbewegung im Ausland, 6. Organisation und Tätigkeit in Deutschland) wird der umfangreiche Stoff in gedrängter, aber angenehm lesbarer Sprache dargestellt. Schon darüber wird sich der fleißige Leser einschlägiger Schriften aus Frauenhand freuen, noch mehr aber über das maßvoll abwägende Urteil, über die Klarheit und tiefgehende Sachkenntnis, mit der er hier die zahlreichen Probleme erörtert findet. Nur einige Proben: ‚Die Frauenbewegung strebt die Lösung der Frauenfrage an, also möglichste Beseitigung aller Mißstände und Schwierigkeiten im weiblichen Erwerbs- und Berufsleben, zugleich die Verbesserung der rechtlichen Stellung der Frau, die dem Stand und den Erfordernissen des heutigen Kulturlebens nicht mehr entspricht. Die geistige Hebung der Frauenwelt, die volle Persönlichkeitsentwicklung und die Betätigung ihrer Eigenart über die Familie hinaus im öffentlichen Leben ist das Korrelat der andern Bestrebungen. Damit ist neben dem äußern das innere Ziel gekennzeichnet. Viele sehen bloß das äußere und auch das oft nur in seinen Teilerscheinungen, daher die noch meist verkehrte Beurteilung und der Widerstand.'

Und weiter: ‚Der breite Strom der Frauenbewegung trägt die Anschauung, daß Mann und Weib wie in ihrer körperlichen, so auch in ihrer geistig-seelischen Natur verschieden sind, in die Welt hinaus. Sie leitet aber aus dieser Differenzierung der Geschlechter keine Inferiorität, nicht bloß negative Maßnahmen und Beschränkungen

für die Frau ab, ebensowenig Angleichung an den Mann in Lebensart und Gewohnheiten, — eine rasch vorübergegangene „Kinderkrankheit" der ersten Zeit der Bewegung — wohl aber positive, bestimmte Betätigungsart auf allen Lebensgebieten neben und mit dem Manne. Dadurch wird sie am sichersten die Gegenströmung von radikaler Seite her in Grenzen halten, welche jede Ungleichheit auf Entwicklungs- und Erfahrungseinflüsse zurückführt.'

Das eigentliche ideale Ziel der ganzen Bewegung bezeichnet Liane Becker mit den Sätzen: ‚Die Grundkraft der Frauenseele, die verborgene Quelle, aus der bei ihr alles Gute, Edle und Schöne quillt, aus der aber auch alle Disharmonie, die vielen innerlichen Konflikte entspringen, ist der Altruismus, die Liebe und Hingabe für andere. Soll die harmonische Verschmelzung von Weib und Frau gelingen, dann ist bei der Grundkraft der Frau anzusetzen, sie muß in die richtige Bahn gelenkt, in einer das Leben neudurchglühenden und beseelenden Form ausgelöst werden. Nur auf diesem Wege gelangt die Frau zur Geschlossenheit des Wesens und zu jener Persönlichkeitsentwicklung und -auswirkung, wie sie heute als Volkskulturbedingung erforderlich ist und als inneres Ziel der Frauenbewegung angestrebt wird.

Darum werden auch jene, welche, ihre innere Wesenheit vergessend, durch möglichste Angleichung an den Mann die Zukunft der Frau aufzubauen vermeinen, stets letzten Endes für die Hebung der Frauenwelt versagen und durch die so häufig mit einhergehende Disharmonie ihres Wesens und Gebarens den Widerstand der Denkenden und der großen Menge gleicherweise herausfordern. Leider wird um dieser Minderheit willen viel zu viel negative Kritik an der Frauenbewegung überhaupt geübt, als sei diese für solche Erscheinungen verantwortlich, statt durch positive Förderung des Möglichen und Erstrebenswerten jene Überspannung von selbst zur Lösung zu bringen.

Wo die Versittlichung des altruistischen Grundtriebes durch geistige und soziale Erziehung und Schulung der Frau unterbleibt, — die religiöse tut es zu anderen Zielen ja schon — wird die Vereinheitlichung des innern Wesens der Frau zu einer geschlossenen Persönlichkeit fast unmöglich. Das, was die Grundkraft der Frau für alle Aufgaben des Lebens sein könnte und sollte, wird als ungebundener Instinkt zur Schwäche und zum Verhängnis für die Frau in fast allen ihren Beziehungen zur Umwelt.

Die Frauenbewegung hat die Aufgabe übernommen, die Grundkraft der Frau in das soziale Gemeinschaftsleben hinüberzuleiten und sie dadurch auch wirklich zur Kraftquelle für die Frau umzuwandeln, aus der ein lebenerneuernder und verjüngender Strom über alle menschlichen Beziehungen sich ergießt. Es gilt, dieses Frauenideal mit seiner kraftvollen Selbständigkeit in der breiten Frauenschicht zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen. Weiter handelt es sich darum, es gegen noch allgemein bestehende andere Auffassungen, gegen männliche Anschauungen, Forderungen und Anordnungen durchzusetzen. Daß hier die Frau selbst Führerin sein muß, leuchtet ohne weiteres ein. Aber die Frauenbewegung bedarf bei dieser gewaltigen Aufgabe und dem damit sich vollziehenden Ansetzen eines neuen weiblichen Kultureinschlages der Unterstützung und Förderung durch hochsinnige, vorausschauende Männer, die in erster Linie ihr eigenes Geschlecht in dem Sinne zu beeinflussen und umzustimmen haben.

Das ist das große innere Ziel der Frauenbewegung, die treibende Idee, ohne welche alle äußeren Bestrebungen klappernder Mechanismus sind, ein Mühlwerk, dem das Korn fehlt.'

Würden alle so ruhig und vernünftig geschrieben haben wie die Autorin, dann hätte die Frauenbewegung sich wahrscheinlich über viel weniger Gegnerschaft zu beklagen. Wer aber heute noch glaubt, mit gutem Gewissen Gegner der ganzen Bewegung sein zu können, der lese dieses Büchlein! Dr. P. Heribert Holzapfel O. F. M.

Hochland-Echo

An den Grenzen der Erkenntnis

Grenzsteine werden leicht zu Prüfsteinen. Dieser alte Erfahrungssatz gilt nicht nur von den friedlichen Nachbarsbeziehungen oder aber Grenzstreitigkeiten einzelner Grundherren und ganzer Völker; er bewährt sich eben so oft im Nebeneinander und Gegeneinander der geistigen Lebensgebiete und Wirkungsbereiche. Namentlich die große Grenzregulierung zwischen Wissen und Glauben erweist sich im Grunde doch immer wieder als das Hauptthema der Geistesgeschichte; und die Art, wie eine jede Zeit zu diesen Grenzfragen Stellung nimmt, gibt den besten Maßstab ihres eigenen innersten Charakters.

Heute begegnen wir nicht selten noch der vermessenen Behauptung, daß es Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt nicht gebe. So hat z. B. im ausgesprochenen Gegensatz zu Du Bois-Reymonds Ignorabimus noch unlängst Max Verworn — nicht als Physiologe, sondern als monistischer Naturphilosoph — gefordert, daß man den Begriff der Grenzen der Erkenntnis aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch überhaupt gänzlich streichen solle. Aber ihm gegenüber wählt schon ein anderer, philosophisch gebildeterer Monist, Johannes Maria Verweyen, das bescheidenere Wort Paulsens zum Leitstern*:

> ‚Die Grenze unseres Wissens ist nicht die Grenze der Wirklichkeit. Die Eintagsfliege mag, wenn die Sonne untergeht und ihr Leben mit der hereinbrechenden Nacht endet, denken: Nun ist alles aus; das Licht erlischt für immer und die ganze Welt versinkt in Finsternis und Erstarrung. Der Mensch, der so viele Sonnen sinken und wieder aufgehen sah, sollte gelernt haben, zu glauben, daß im Unendlichen Rat und Möglichkeit zu manchen Dingen ist, die er nicht sieht.'

Mit solchem zunächst nur agnostischen Glauben an ungeahnte Möglichkeiten jenseits aller Erkenntnisgrenzen kann es nicht getan sein. Unser Geist verlangt, wenn er nicht in ziellosem Umherirren von einer Erkenntnisgrenze zur anderen seine beste Schwungkraft einbüßen soll, eine harmonische und positive Beziehung zu seinem Erkenntnisjenseits. Die Erkenntnisgrenzen dürfen nicht zu einer isolierenden Absperrungslinie gegen alles Unerkannte und Unerkennbare werden.

Schon die Natur des wissenschaftlichen Erkennens selbst verbietet eine solche Isolierung; denn neben den genau kontrollierbaren und abgrenzbaren Leistungen des logisch-diskursiven Denkens sind gerade im Fortschritt der Erkenntnis stets freie, durch keine Abzirkelung faßbare Triebkräfte wirksam; alle Geschichte der Wissenschaft beruht — das hat unlängst ein so strenger Logiker wie Benno Erdmann betont** — gerade auf der ausgleichenden Auseinandersetzung zwischen der intuitiv vorausschauenden und der diskursiv nachforschenden Geistesart:

---

* Philosophie des Möglichen (Leipzig 1913, Verlag von S. Hirzel. Geb. M. 7.—) S. 144. Das besonders auch den theologischen Wunderbegriff und die Gottesbeweise anfechtende Werk zeichnet sich durch Vertrautheit und sachliche Auseinandersetzung mit der katholischen Literatur vor vielen ähnlichen vorteilhaft aus. Um so mehr erheischt es apologetische Widerlegungen, die recht fruchtbar werden können.

** Die Funktionen der Fantasie im wissenschaftlichen Denken. Berlin 1913, Verlag von Gebrüder Paetel. Brosch. M. 1.20.

‚Das Schiff des Wissens durch die Klippen dieser Gegensätze hindurch mit den Mitteln des intuitiven Denkens zu immer neuen Entwicklungen zu steuern, seine Zurüstungen durch das diskursive Denken immer mehr zu vervollkommnen und dadurch seine Fahrt zu sichern, die wissenschaftliche Fantasie in immer neuer, vorwärts drängender geistiger Arbeit zu betätigen, das einzelne des Wissens immer mehr zu einem Ganzen zusammenzuschließen: das ist . . . die Aufgabe alles Forschens und wissenschaftlichen Lehrens."

Aber mit dem Ausgleich und der Einheit dieser beiden grundlegenden intellektuellen Erkenntniskräfte, mit der universalistischen Überwindung eines zersplitterten Fachwissens ist es noch lange nicht getan. Es muß nicht nur anerkannt werden, daß im Erkennen selbst die besten Triebkräfte es sind, die uns über gegenwärtige und spezialistische Erkenntnisgrenzen hinausführen, sondern es muß über alles Erkennen hinaus die Einigkeit mit allen jenen weiten geistigen Lebensgebieten gewahrt bleiben, wo nicht mehr das wissenschaftliche Begreifen, sondern nur mehr die praktisch wollende, ästhetisch schauende und religiös glaubende Orientierung dem Menschengeiste gegeben ist.

Die Isolierung der wissenschaftlichen Erkenntnisarbeit hat, wenn man sie nur als provisorische Maßnahme im Dienste des Ganzen anwendet, gewiß da und dort ihre sehr erheblichen Vorteile. Sobald man aber daraus ein Definitivum machen will, sobald man es der Wissenschaft grundsätzlich wehren möchte, sich in der Einheit mit dem außer- und überwissenschaftlichen Wollen, Fühlen und Glauben zu erhalten, wird der Verlust größer als der Gewinn:

‚Die Wissenschaft hat (so bekennt bei aller erkenntnistheoretischen Neutralität Paul Häberlin*) vor allen Dingen die Vorzüge der Isolierung damit bezahlt, daß in die Kultur als ganze ein Riß getreten ist. Man hat es verlernt, sich zu verstehen. Es ist eine theoretisch-wissenschaftliche Selbstüberhebung, eine einseitige Hochschätzung der theoretischen Wahrheit eingetreten, und sie hat zu bitterer und unheilvoller Feindschaft mit der großen Sehnsucht nach praktischer Wahrheit und ihren Vertretern geführt. Wir leiden unter Szientismus und Intellektualismus. Wir leiden unter der Verständnislosigkeit, mit welcher gewaltige Kulturmächte sich befehden, die doch berufen wären, vereint den schönsten und großartigsten Ausdruck ganzer Menschlichkeit zu bilden. Und viele wertvolle Kräfte werden lediglich dazu verbraucht, die Kluft zu erweitern.'

Die größte Gefahr, die sich an den Grenzen des Erkennens auftut, besteht in der Tat darin, daß aus Unterschieden Gegensätze, aus Markierungslinien Klüfte werden. Demgegenüber gilt es der Einheit aller geistigen Kräfte ihr Recht zu wahren, und man darf manchen neueren Vertretern des Monismus, so verwirrend im ganzen ihre Bestrebungen auch sind, doch das eine Verdienst nicht abstreiten, daß auch sie an der Selbstüberhebung des älteren, rein intellektualistischen Monismus manche zutreffende Kritik geübt haben. So findet sich z. B. in Verweyens obengenanntem Werk (S. 19, 213 u. a.) manche scharfe Verwahrung gegen die Denkweise eines Haeckel:

‚Eine derartige, nicht minder pretentiöse wie unkritische Argumentation hört darum nicht auf, Dogmatismus zu sein, weil sie nicht aus theologischer, sondern naturwissenschaftlicher Sphäre kommt.'

---

* Im zweiten Band seines schon früher hier charakterisierten Werkes ‚Wissenschaft und Philosophie' (Basel 1912 bei Rober C. F. Spittlers Nachfolger. Geb. M. 8.—.) S. 411.

Aber es wäre sehr verfehlt, den neueren Monismus, der über die Grenzen wissenschaftlichen Erkennens hinausblickt und mit gewissen, verschwommenen ‚ethisch-ästhetischen' und ‚religiösen' Zugeständnissen auch die antiintellektualistischen Strömungen unserer Tage in sein Bett zu leiten versucht, darum für minder gefährlich zu halten. Im Gegenteil! Gerade mit ihm wird man sich noch viel ernstlicher und gründlicher auseinanderzusetzen haben. Es ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, wie Verweyens letztes Kapitel die unleugbaren charakterbildenden Inspirationskräfte des ‚Gebetsoptimismus', des Unsterblichkeitsglaubens und des religiösen Gottesglaubens anerkennen muß und die gleichen Kräfte auch bei rein diesseitigen Voraussetzungen vergeblich nachzuweisen versucht; er nimmt dabei Gelegenheit, gerade an den unzulänglichen Kompromißversuchen sog. liberaler Theologen (Titius, Wobbermin; vgl. S. 197 f.) darzutun, ‚wie leicht die Grenzsteine des Objektiven und Subjektiven sich verschieben, Sehnsucht und Gefühl an die Stelle sachlicher Begründung treten'. Aber auch was Verweyen selbst am Schlusse mehr andeutet als begründet, die Auslebemöglichkeit der nichtintellektualistischen Geisteskräfte ‚auf dem Umwege über die Kunst', erweist sich jedem tieferen Blicke als gänzlich unzulänglich. ‚Seher des Möglichen', des noch ungeborenen Zukünftigen sollen, so schreibt er, die Dichter sein, nach einem Aphorismus Nietzsches in der Morgenröte:

‚O wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen: — Seher, die uns etwas von dem Möglichen erzählen! Jetzt, da ihnen das Wirkliche und das Vergangene immer mehr aus den Händen genommen wird und werden muß — denn die Zeit der harmlosen Falschmünzerei ist zu Ende! Wollten sie uns von den zukünftigen Tugenden etwas vorausempfinden lassen, oder von Tugenden, die nie auf Erden sein werden, obschon sie irgendwo in der Welt sein könnten, — von purpurglühenden Sternenbildern und ganzen Milchstraßen des Schönen! Wo seid ihr, ihr Astronomen des Ideals?'

Der Sehnsucht nach einem Jenseits alles Erkennens, die sich in diesem Dichterwort Nietzsches so ergreifend ausspricht und die Verweyen freilich in seinem beigefügten Zitat aus Ostwalds Kunsttheorie alsbald wieder zur flachen Vorwegnahme künftigen Baugrunds der exakten Wissenschaft herabwürdigt, diesem aller Kunst (nicht nur der Dichtung) und allem höheren Gefühls- und Willensleben des Menschen eingepflanzten Jenseitsdrange und Jenseitsglauben kann aber ein Reich des nur ‚Möglichen', da wo die Erkenntnis aufhört, nimmer genügen. Alle diese Geisteskräfte im Menschen und die höchste Schwungkraft der Erkenntnis selbst müßten verkümmern, wenn nicht jenseits ihrer Grenzen ein Reich des Glaubens bestände, in das wir uns als zu einer, wenn schon geheimnisvollen, so doch nicht verschlossenen höheren Wirklichkeit zu erheben, in dem wir heimisch zu werden vermögen. Nicht aus schwärmerischer Erdichtung eines Möglichen, nur aus dem festen Glauben an das Wirkliche wird alles Große im Reiche der Kunst und im Reiche der Tat und nicht zuletzt auch im Reiche der Erkenntnis geboren. Das Erkennen selbst bedarf in den Augenblicken, wo es sich seiner Grenzen am schmerzlichsten bewußt wird, um so mehr des Glaubens an eine Wahrheit, die über allem Erkennen als ewiges, nie erreichtes Ziel besteht und verheißend zuwinkt und die sich uns erst an dem Tage gänzlich entschleiern wird, wo ‚wir erkennen, so wie wir erkannt werden'. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Zum Konstantinsjubiläum. Von der reichen Fülle bedeutsamer Erinnerungen, welche die hundertste Wiederkehr des Jahres der Befreiungskriege für uns Deutsche heraufführt, wendet sich in diesem Jahre unser Blick mit Recht noch weiter zurück, Ereignissen zu, die vor 1600 Jahren sich abspielten, und deren weitreichende geschichtlichen Wirkungen hinter denen des großen Völkerringens vom Jahre 1813 keineswegs zurückstehen. Papst und Bischöfe rufen auf, in Jubiläumsfeiern dankbaren Sinnes Konstantins des Großen zu gedenken; Rom selbst, in dem einige der bedeutendsten kirchlichen Bauwerke und Denkmale der Plastik die Erinnerung an den ersten christlichen Kaiser wachhalten, ist der Schauplatz glänzender Festlichkeiten. Mit Recht. Das Bewußtsein, wie viel die Kirche Konstantin dem Großen zu danken hat, machte es zur Pflicht, das Jubiläum festlich zu begehen*. — Anfang Februar des Jahres 313 hat Konstantin, der wenige Monate zuvor durch den Sieg über Maxentius am Ponte Molle vor den Toren Roms Herr der Westhälfte des Reiches geworden war, im Verein mit Licinius, dem er eben seine Schwester vermählt, und der bald durch den siegreichen Kampf gegen Maximin auf dem Campus Serenus unbestrittener Beherrscher des Ostens ward, das berühmte ‚Mailänder Edikt' erlassen. Den Wortlaut dieser kaiserlichen Verfügung, die ihrer Form nach nicht ‚Edikt' genannt werden kann, sondern richtiger als kaiserliches Reskript zu bezeichnen ist, hat Eusebius in griechischer Übersetzung in seine Kirchengeschichte (X, 5, 1 ff.) aufgenommen. „. . . Als wir', so heißt es da, ‚glücklich nach Mailand gekommen waren, und alles, was dem Staatswohl förderlich sein könnte, in Erwägung zogen, glaubten wir neben all dem anderen, was uns zweckmäßig zu sein schien, vornehmlich das anordnen zu sollen, was sich auf die Gottesfurcht und Gottesverehrung bezieht, daß wir nämlich den Christen wie allen anderen volle Freiheit gewährten, sich der Religion anzuschließen, der ein jeder den Vorzug gibt, damit die Gottheit und das himmlische Wesen, was es auch sei, uns und allen unsern Untertanen seine Huld und Gnade erweisen könne . . .' Damit war allgemeine Religionsfreiheit proklamiert: der christlichen Kirche wird die völlige Gleichberechtigung mit dem Heidentum gewährt, es wird zudem die Rückerstattung ihrer eingezogenen Güter verfügt. — Kaum läßt sich ein schrofferer Bruch mit lange bestehenden Ordnungen ausdenken, als ihn diese Proklamation der Parität darstellt: ‚jäh und plötzlich hat ein Mann dem Steuerrad der Geschichte eine Wendung gegeben, die schon die Zeitgenossen als etwas Neues und Unerhörtes empfanden' (Schwartz). Eben noch war gegen das Christentum in blutiger Verfolgung ein roher Vernichtungskrieg versucht worden, seine Existenz und seine auf einheitlicher Organisation ruhende, stets wachsende Bedeutung schienen seit langem schon die größte Gefahr für das Imperium zu sein, dessen Wohlergehen untrennbar mit dem heid-

* Das Konstantinsjubiläum hat eine nicht unerhebliche Bereicherung der an sich schon recht beträchtlichen Konstantinliteratur zur Folge gehabt. Genannt seien: Ed. Schwartz, Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. Fünf Vorträge. Leipzig, Teubner 1913. VII, 171 M. 3.— Hugo Koch, Konstantin der Große und das Christentum. München, Mörike, 1913. 49 S. M. 1.20. — Die bedeutendste Erscheinung ist: Konstantin der Große und seine Zeit. Gesammelte Studien. Festgabe zum Konstantins-Jubiläum 1913 und zum goldenen Priesterjubiläum von Msgr. Dr. A. de Waal. Herausgegeben von F. J. Dölger. Freiburg, Herder 1913. Mit 22 Tafeln und 7 Abbildungen. XI, 447. Von den 19 Studien, die in diesem Werk zusammengefaßt sind, seien hier die angeführt, welche im folgenden Artikel gelegentlich herangezogen worden sind oder doch eng mit dem Thema desselben zusammenhängen: E. Krebs, Die Religion im Römerreich zu Beginn des vierten Jahrhunderts, J. Wittig, Das Toleranzreskript von Mailand 313, F. J. Dölger, Die Taufe Konstantins und ihre Probleme.

nischen Staatskult verknüpft gedacht ward. So war es nur logisch, daß Diokletian, dem Drängen des Christenhassers Galerius nachgebend, seinem Versuch einer neuen Konsolidierung des Reiches durch das Bemühen der Ausrottung des Christentums gleichsam die Krönung gab. Aber so ungleich der Kampf war, und so schwere Wunden auch dem Christentum geschlagen wurden, es blieb der Sieger auf dem Kampfplatz. Das Toleranzedikt, das Galerius am 30. April 311 erlassen hatte, und das, wenn auch mit Einschränkungen, das Bekenntnis des christlichen Glaubens und gottesdienstliche Zusammenkünfte gestattete, also dem Christentum Duldung gewährte, war das Eingeständnis der Niederlage der Staatsgewalt und der Staatsreligion. Qualvolle Leiden, die Erkenntnis der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes und wohl auch der Druck seitens Konstantins, der, dem Beispiel seines Vaters Konstantius folgend, sich nicht an der Verfolgung beteiligt, haben dem todkranken Augustus diese Zugeständnisse abgepreßt. Vergleicht man diesen Erlaß des Galerius mit dem Mailänder Toleranzreskript, so kann man jenen keineswegs als Vorläufer des letzteren bezeichnen, so verschieden sind sie in ihrem Inhalt, ihrem Ton und in den Umständen und Motiven ihres Entstehens, ganz abgesehen davon, daß des Galerius Willensäußerung ohne praktische Folge blieb, da nach seinem Tode Maximin in fanatischem Christenhaß die Verfolgung fortsetzte. So bleibt Konstantin der Ruhm einer Initiative von beispielloser Folgenschwere: ‚Er hat die beiden Weltkräfte, die einander widerstrebten, die Macht des römischen Imperiums und die neue Weltreligion, das Christentum, ausgesöhnt' (Ranke, Weltgeschichte III, 1, 498). Es mindert keineswegs die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Schrittes, wenn dem rückschauenden Blick des Historikers sich deutlich enthüllt, daß Konstantin durch diese vom Grund aus veränderte Stellung zum Christentum, die oberflächlicher Betrachtung so überraschend erscheint, rasch entschlossen das Fazit einer Entwicklung gezogen hat, die allmählich sich seit langen Jahrzehnten angebahnt hatte, und die früher oder später mit dem Sieg des Christentums enden mußte. In seiner Rektoratsrede* hat Albert Ehrhard vor kurzem in meisterhaften Ausführungen die äußere Lage und die innere Entwicklung des Christentums von seinem Eintritt in das römische Reich bis auf Konstantins Zeiten dargelegt, um den weltgeschichtlichen Umschwung vom Jahre 313 verständlich zu machen: Die Christenheit hatte, indem sie extreme Richtungen ausschied, festen Fuß auf irdischem Boden gefaßt, ohne die himmlischen Ideale aus dem Auge zu verlieren; sie hatte es verstanden, die besten Kulturkräfte des römischen Reiches in ihren Dienst zu nehmen, aber zugleich schöpfte sie fort und fort ihre innerste übernatürliche Lebenskraft aus den Quellen des Evangeliums (S. 46). In dieser Verbindung eines hochgespannten religiösen Idealismus mit einem praktischen, zielbewußt die Aufgaben der Zeit im Auge behaltenden Realismus sieht Ehrhard das Geheimnis des Sieges des Christentums. Die harmonische Verbindung dieser Grundkräfte hatte die Lage geschaffen, aus der Konstantin die Folgerungen zog. Daß er es tat, genügt, ihm seine weltgeschichtliche Größe zu sichern; denn der Entschluß, der einer untrüglichen Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse und einer unbeirrbaren Bewertung derselben entsprang, die Kühnheit, mit welcher der entscheidende Schritt gewagt wurde, und die Energie bei der Durchführung — das alles findet sich nur bei jenen Auserwählten vereint, denen Genialität zuteil ward.

Bei dieser Betrachtung der Dinge, die allein dem Gang des geschichtlichen Werdens gerecht wird, verliert die Frage nach der persönlichen Stellung Kaiser Konstantins zum Christentum viel von ihrer Bedeutung. Sie ist vielfältig erörtert worden, und es kann nicht wundernehmen, daß sie schon in älterer Zeit durch christliche und heidnische Schriftsteller eine gegensätzliche Beantwortung erfuhr. In neuerer Zeit

* Das Christentum im römischen Reiche bis Konstantin. Seine äußere Lage und innere Entwicklung. Straßburg 1911, Heitz. 62 S. M. 1.20.

blieb lange die abschätzige Beurteilung maßgebend, wie sie Jakob Burckhardt, der bekannte Geschichtschreiber der ‚Kultur der Renaissance' in seinem Werk ‚Die Zeit Konstantins des Großen' formuliert hatte: ‚In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christentum und Heidentum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein, ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiszenz oder als abergläubische Anwandlung. Die Momente der inneren Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz anderen Glut aufgezehrt; weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl, sich zur Ruhe zu setzen, wenn er dieses und jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um alles zu besitzen; einstweilen aber gehen alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach, und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntnis besinnt, so ist es der Fatalismus' (a. a. O. 2. Aufl. 1880, S. 347). Auch heute ist diese Auffassung noch nicht ganz aufgegeben; so nennt Geffcken (‚Aus der Werdezeit des Christentums' 1904, S. 97) Konstantin eine ‚eiskalte, klare, dämonisch die Zeit erkennende, beherrschende . . . eine echt antike Persönlichkeit. . . . Seine persönliche innere Stellungnahme blieb durchaus indifferent; als echter Romane machte er, kühl bis ans Herz hinan, alles mit, ohne seine Entschlüsse durch irgend ein Gebot des Christentums beeinflussen zu lassen'. Im allgemeinen aber urteilt die neuere Forschung über ihn doch wesentlich günstiger und gerechter. Man sieht in ihm nicht mehr den scheinheiligen Heuchler, sondern glaubt an die Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung. Aber andererseits stellt man doch sein Handeln als lediglich durch politische Berechnungen und Erwägungen bestimmt hin: ihm, der kühn die Hand nach dem Weltimperium ausstreckte, mußte der Bund mit der Weltkirche als wertvolle Förderung des großen Zieles erscheinen. — Schwartz vor allem vertritt neuestens mit Schärfe diesen Standpunkt. Nun wäre es sicher töricht, den schwer ins Gewicht fallenden Einfluß politischer Überlegung bei Konstantins Stellung dem Christentum gegenüber abstreiten zu wollen; aber dabei bleibt bestehen, was auch Hugo Koch (a. a. O. S. 18) mit vollem Rechte betont, daß damit doch keineswegs eine innere Berührung Konstantins durch das Christentum ausgeschlossen sei, und daß die Quellen uns lehren, daß er sich mit dem Christentum auch innerlich beschäftigt und auseinandergesetzt habe. — Es ist bekannt, daß Konstantins Vater Konstantius stets eine christenfreundliche Haltung beobachtet hat; so war die Toleranzpolitik und in religiöser Hinsicht eine gewisse ‚monotheistische Stimmung' das Erbe, das Konstantin aus dem Vaterhaus empfing. Seine entscheidende innere Annäherung an das Christentum aber fällt wohl in die sorgenvollen Tage des Kampfes gegen Maxentius. Eine mehr als vierfache Übermacht, gestützt auf die starken Befestigungen Roms, stand Konstantin gegenüber. Da bedachte er, daß er einer mächtigeren Hilfe bedürfe, als sie Heere ihm zu bieten imstande sind. Nach dem Bericht des Eusebius in seiner Biographie des Kaisers*, der auf eigenen Mitteilungen desselben beruht, hat der Kaiser ‚um die Stunde der Mittagszeit, da sich der Tag schon neigte, mit eigenen Augen oben am Himmel über der Sonne das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Licht gebildet, und dabei die Worte gesehen: „Durch dieses siege!"' In der folgenden Nacht, so erzählt Eusebius weiter, als der Kaiser noch über die Bedeutung der Erscheinung nachsann, ‚habe sich ihm nun im Schlafe der Christengott mit dem am Himmel erschienenen Zeichen gezeigt und ihm aufgetragen, das am Him-

* Die folgenden Zitate gebe ich nach der Übersetzung von Pfättisch im ersten Band der ausgewählten Schriften des Eusebius, der, die Konstantinsschriften enthaltend, eben noch zur rechten Zeit in der ‚Bibliothek der Kirchenväter' (Bd. 9. Kempten, Kösel) erschienen ist.

mel geschaute Zeichen nachzubilden und es bei seinen Kämpfen mit den Feinden als Schutzpanier zu gebrauchen'. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle im einzelnen all die schwerwiegenden Gründe darzulegen, derentwegen die Mehrzahl auch der katholischen Forscher diesem berühmten eusebianischen Bericht über die Kreuzesvision den historischen Charakter bestreitet und in ihm nur ‚Geschichte, verklärt durch die Ereignisse der Folgezeit' (Funk) sieht. Doch sei dem, wie es wolle, sicher hat Konstantin irgend einer auffallenden Erscheinung am Himmel eine für sich günstige Deutung gegeben, und, aufs neue ermutigt durch das Traumgesicht, wagte er den Entscheidungskampf, der mit der Vernichtung des Gegners endete. Buchstäblich im Zeichen des Christengottes war dieser Sieg errungen. So hat es Konstantin selbst aufgefaßt, mochten immerhin die Heiden im Heere des Kaisers in dem Labarum mit dem Monogramm Christi, das dem Heere voraufgetragen ward, das glückverheißende Symbol des Sonnengottes sehen. Darum ließ Konstantin nach seinem Sieg auf einem Platze Roms sein Standbild mit dem Kreuz in der Hand aufrichten, und die Inschrift darunter besagte, daß er durch ‚dies heilbringende Zeichen' Rom den alten Glanz wiedergegeben habe. Daß Konstantin sich seit seinem Sieg auch tatsächlich als Christ fühlte und auch als solcher angesehen werden wollte, ergibt sich aus der erst neuestens durch richtige Deutung einer längst bekannten Quellenstelle erkannten Tatsache, daß Konstantin sich alsbald in eine Art Vorstufe des Katechumenats, in die Klasse der ‚Hörer' aufnehmen ließ, die nur dem christlichen Lehrgottesdienst anwohnten und sich vor der eucharistischen Opferfeier entfernen mußten; damit aber galt Konstantin nach damaliger Anschauung als Christ, wenn er auch noch nicht getauft war. Freilich, die strengen sittlichen Forderungen des Christentums sind ihm keineswegs immer in seinem Handeln maßgebend gewesen; seinem Christentum hafteten mancherlei Unvollkommenheiten an, wobei allerdings eine gewisse religiöse Fortentwicklung unverkennbar ist. So hat die abendländische Kirche wohl daran getan, ihm den Titel eines Heiligen, den ihm die griechische Kirche (Fest am 21. Mai) zuerkannt, vorzuenthalten.

Seit langem ist es erwiesen, daß die Nachricht von der Taufe Konstantins durch Papst Silvester eine spätere Legende ist, der jede Glaubwürdigkeit fehlt, daß vielmehr der Kaiser sich erst kurz vor seinem Tod in der Villa Achyron bei Nikomedien taufen ließ. In diesem langen Hinausschieben der Taufe und in einer Äußerung des Kaisers vor seiner Taufe: es solle nunmehr jede Zweideutigkeit schwinden, sahen diejenigen, welche die Aufrichtigkeit von Konstantins religiöser Haltung bestritten, eine Hauptstütze für ihre Meinung. Es ist das Verdienst von Dölgers tiefgreifender, aufschlußreicher Studie, einer zutreffenderen Beurteilung die Wege gewiesen zu haben. Die späte Taufe Konstantins ist nur im Lichte der damaligen Auffassung richtig zu verstehen. In weitem uns heute befremdenden Maße war im vierten Jahrhundert die Sitte verbreitet, den Empfang der Taufe zu verschieben, sei es, daß man sie erst unmittelbar vor der Priesterweihe empfing oder, was noch häufiger geschah, bis zur Todesgefahr wartete. Eine Fülle von Belegen läßt sich hiefür erbringen; es wird manchen überraschen, zu hören, daß eine Reihe von Vätern, wie Basilius, Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus, erst im Alter von mehr als zwanzig Jahren getauft worden sind. Verschiedene Gründe haben zur Verbreitung dieser Sitte beigetragen, die erst seit der Mitte des vierten Jahrhunderts energisch bekämpft und allmählich beseitigt wurde: Für Sünden nach der Taufe wurden schwere Bußen auferlegt, mitunter erfolgte sogar der Ausschluß aus der Kirche, und man meinte, daß Sünden nach der Taufe vor Gott doppelt schuldbar seien; so sollte durch Hinausschieben der Taufe die Gefahr, nachher noch einmal zu fallen, beseitigt werden. Begreiflicherweise gab auch bei manchem der Wunsch nach ungebundenem Leben den Ausschlag für die Taufverschiebung; und die wahren Gründe für dieselbe verhüllte man dann durch aller-

lei Ausreden, so, indem man erklärte, man wolle bis zum Alter, da Christus getauft wurde, warten, oder nach dem Vorbild des Herrn im Jordan die Taufe empfangen. Mit diesem eigenartigen Brauch hängt es zusammen, daß — was uns noch sonderbarer erscheint — auch die noch ungetauften Kinder christlicher Eltern sich als Christen bezeichneten, so daß ‚getauft' und ‚Christ' nicht identisch war, und daß man infolgedessen — wie Konstantin selbst — als ‚Christ' bezeichnet werden konnte, wenn man sich nur der christlichen Lehre anschloß, auch wenn die Taufe noch verschoben wurde. Nun wird auch der Sinn des Wortes Konstantins vom Schwinden der Zweideutigkeit klar: Das Wort ist nicht das Eingeständnis von Heuchelei und widerspruchsvoller Haltung, sondern gemeint ist das Schwanken zwischen der Sehnsucht nach der Taufe und der Furcht, nach frühem Empfang der Taufe durch Sündenschuld das Seelenheil zu verscherzen. Darum gelobt der todkranke Kaiser, daß, sollte ihm ein längeres Leben beschieden sein, er jetzt schon für dieses Normen aufstellen wolle, wie sie Gottes würdig sind. —

Das Mailänder Toleranzreskript vom Jahre 313 gewährte der Kirche die Freiheit, für welche die Christen so lange gestritten und gelitten, für die so viel kostbares Martyrerblut geflossen war. Aber das Heidentum blieb gleichberechtigt. Doch schon bald drängte die Entwicklung weiter; bald wurde die Kirche bevorrechtet und trat schließlich als Staatsreligion an die Stelle des Heidentums, dessen Verfall durch Maßnahmen gegen dasselbe nur etwas beschleunigt wurde. So ist Konstantin nicht nur der Befreier der Kirche; an seine Person knüpft sich auch der Beginn eines überaus wichtigen die ganze Folgezeit beherrschenden Abschnittes in der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche: durch ihn ist der Bund zwischen Staat und Kirche geknüpft worden. Sicher ist die Geschichte dieses Bundes eine wechselvolle, reich an Widerstreit und Kämpfen aller Art, und beiden Teilen ist der Bund nicht allzeit zum Segen gewesen. Aber wenn man heute meint, das Konstantinische Kirchentum liege in den letzten Zügen, wenn man besonders für Deutschland die Scheidung des Bundes, die Trennung von Staat und Kirche, als nahe bevorstehend prophezeit, so sollten doch die Konstantinischen Gedenktage zum Nachdenken anregen, ob nicht die Vorteile einträchtigen Bundes zwischen Staat und Kirche bei weitem die Gefahren und Nachteile überwiegen, die bei einem solchen zwar möglich sind, die aber unschwer zu meiden sind, wenn die Lehren der Geschichte nicht ungenützt bleiben.

Privatdozent Dr. F. X. Seppelt.

Psychologie

Der Streit um die ‚denkenden' Pferde in Elberfeld zieht sich nun schon länger als ein Jahr hin, ohne daß sich ein Grund ergeben hätte, die bereits im Maiheft 1912 des ‚Hochland' vom Unterzeichneten vertretene Auffassung des Sachverhaltes zu ändern. Damals wurden von mir, nach Analogie der exakten Feststellungen, die schon 1904 beim Berliner ‚Klugen Hans' in unanfechtbarer Weise durchgeführt worden sind, auch die Elberfelder rechnenden, lesenden und buchstabierenden Hengste als ‚Signaltiere' bezeichnet; ihre scheinbar selbständigen Geistesleistungen mithin als feinempfindliche Reaktionen auf sinnliche Zeichen irgendwelcher Art erklärt. Ob es sich dabei um Zeichen nur für den Gesichtssinn handele, wie beim ‚klugen Hans', oder aber um Zeichen für irgendwelchen anderen Sinn, sei es nun der Gehörsinn, Tastsinn, Geruchsinn oder sogar einer der sog. unbekannten Sinne, d. h. solcher, die nur bei manchen Tieren, nicht beim Menschen nachweisbar sind, das mußte bis zur Ermöglichung einer genauen und jedenfalls recht langwierigen Untersuchung dahingestellt bleiben; und diese Unterfrage kann auch heute noch nicht endgültig entschieden werden.

Soviel scheint aber heute festzustehen, daß bei den Elberfelder Pferden die Signale zum Beginn und Schluß des Hufklopfens, mittels dessen die Tiere ihre Antworten geben, keinesfalls nur optischer Art sein

können. Denn unter den dortigen Versuchstieren befindet sich neuerdings auch ein blindes Pferd, namens Berto, bei dem also keinesfalls wie beim klugen Hans die Zeichen vom Gesichtsinn aufgefaßt werden können. Gerade bei diesem blinden Hengst ist es aber einem hervorragenden Pferdekenner, dem Düsseldorfer Tierarzt Carl Wigge schon bei der ersten Besichtigung gelungen, eine Signalgebung durch Zügelruck bei Beginn und Schluß des Hufklopfens festzustellen, die von dem Pferdeknecht Albert ausging. Außerdem konnte Wigge bei einem anderen sehenden Pferde Demir, wenn es Scheuklappen trug, die gleichen Zügelsignale des Pferdeknechts beobachten. Und in einem dritten Fall, bei dem berühmten Rechenkünstler Hengst Muhamed konnte Wigge Signalspendung des Pferdeknechts durch sog. Augenwink, d. h. Öffnen und Schließen der Augen wahrnehmen. In diesem letzten Falle handelt es sich also zwar um optische Zeichen, in den beiden ersten aber um Zeichen für den Tastsinn; und was sonst noch für willkürliche oder unwillkürliche Signale mitspielen mögen — auch die Berufsdresseure arbeiten beim Abrichten von Zirkuspferden mit den mannigfachsten Signalarten — ist ohne nähere Nachprüfung gar nicht abzusehen.

Es gibt nur eine einzige sehr einfache Methode, mittels deren ohne weiteres generell entschieden werden kann, ob die Pferde nur auf Zeichen anwesender Personen reagieren oder aber wirklich selbständig rechnen und denken. Diese sog. unwissentlichen Versuche, bei denen kein Anwesender die richtige Antwort kennt, also auch niemand sie den Pferden durch willkürliche oder unwillkürliche Zeichen verraten kann, ist schon im Maiheft 1912 an dieser Stelle gefordert worden; und ebenso bereits in dem ersten der Briefe, in denen sich der Unterzeichnete gleich anderen tierpsychologischen Spezialisten wiederholt und vergeblich um eine angemessene Nachprüfung der Elberfelder Vorführungen bemüht hat. Einwandfreie unwissentliche Versuche sind bis heute in Elberfeld nicht zugelassen worden; und gerade bei den Rechenexperimenten, die als solche ausgegeben wurden, habe ich die Verwendung eines sehr einfachen Rechentricks unwiderleglich nachzuweisen vermocht, für dessen Einzelheiten — es handelte sich um das Erraten namentlich dritter und fünfter Wurzeln aus vielstelligen Zahlen — auf die zahlenmäßigen Angaben an andrer Stelle verwiesen werden muß*.

Während Wigges negative Feststellungen von einigen der wenigen psychologischen Sachverständigen, die bisher in Elberfeld Zutritt suchten und fanden, besonders von W. Köhler und K. Bühler, bestätigt worden sind, und während auch einige Anhänger Kralls aus Naturforscherkreisen wie L. Edinger und F. Hempelmann ihr anfangs zustimmendes Urteil wieder zu suspendieren gut fanden, gelang es leider dem Besitzer der Pferde, Herrn Karl Krall, auch einige minder kritische Besucher zumal aus Zoologenkreisen als Anhänger zu gewinnen, und am meisten Aufsehen erregte das alsbald von Elberfeld aus an die ganze Tagespresse versandte Gutachten der drei Zoologen Ziegler, Sarasin u. Krämer vom 25. Aug. 1912, in dem ohne nähere Begründung die selbständigen Rechen- und Buchstabierleistungen der Pferde als ‚feststehend' und jedwede Zeichengebung als ausgeschlossen bezeichnet wurde. Übereinstimmende Kundgebungen haben als Augenzeugen auch noch die Zoologen Buttel-Reepen und Plate und als bisher einziger, namhafter Psychologe der Genfer Claparède abgegeben. Allerdings ist auch die Zustimmung der Letztgenannten eine mehr oder minder vorsichtig abgestufte; namentlich Claparède und Plate fordern zur endgültigen Aufklärung des Falls noch genauere Untersuchungen. Plate formulierte noch unlängst (in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 27. April 1913) den ausdrücklichen ‚Wunsch, daß recht bald eine wissenschaftliche Kommission von Zoologen

* Vgl. Max Ettlinger, Der Streit um die denkenden Pferde. Vortrag in der Psycholog. Gesellschaft in München. (Verlag Natur und Kultur, München. Brosch. M. 1.20.) S. 32–39.

und Psychologen sich für einige Wochen nach Elberfeld begibt, um unter genauester Protokollierung die Pferde in der verschiedensten Weise zu prüfen und ein gemeinsames Gutachten auszuarbeiten. . . . In die Kommission müssen natürlich auch Gegner Kralls aufgenommen werden. Ich bin sicher, daß Krall einer solchen Kommission nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten wird.' Man wird es dem Unterzeichneten nicht verdenken können, wenn er auf Grund der anderwärts näher geschilderten bisherigen Erfahrungen mehrerer Krallgegner* in die Richtigkeit des letztzitierten Satzes noch erhebliche Zweifel setzt, die aber leicht durch Tatsachen zu beheben wären. Aber in der Sache muß dem Wunsch nach einer unparteiischen, möglichst sachverständigen Kommission unbedingt zugestimmt werden, der auch von unserer Seite längst ausdrücklich erhoben und näher begründet worden ist. Was hierüber — trotz einzelner Ausnahmen — nahezu als öffentliche Meinung der nächstbeteiligten fachwissenschaftlichen Kreise, der Psychologen und Zoologen, gelten muß, das ist am nachdrücklichsten in der Protesterklärung zum Ausdruck gekommen, die einer der hervorragendsten tierpsychologischen Sachverständigen des deutschen Sprachgebiets, der Vorstand des Prager tierärztlichen Universitätsinstituts H. Dexler, Ostern 1913 auf dem internationalen Zoologenkongreß in Monaco verlesen hat, und deren Hauptsätze — nach einer kurzen Wiedergabe der Behauptungen in Kralls Buch und in dem Ziegler-Sarasin-Krämersche Gutachten — lauten:

‚Die dem Entwicklungsgedanken völlig zuwiderlaufenden, mit den bisherigen Ergebnissen der wissenschaftlichen Sinnesphysiologie und Psychologie der Tiere unvereinbaren, durch keine exakten Methoden gestützten Lehren Kralls und seiner Anhänger gewinnen in Deutschland wachsende Verbreitung, obwohl bis zum heutigen Tage keine den Grundsätzen kritischer Beobachtung entsprechende Nachprüfung stattgefunden hat und keinerlei beweiskräftige Experimente bekannt geworden sind.

Da eine weitere widerspruchslose Hinnahme dieser Bewegung geeignet erscheint, das neuaufblühende und ohnehin noch vielumstrittene Forschungsgebiet der Tierpsychologie auf lange hinaus zu diskreditieren, sehen sich die Unterfertigten zu folgender Erklärung veranlaßt:

Die Angaben und theoretischen Schlüsse Zieglers, Sarasins und Krämers in Sachen der Krallschen Pferde müssen von den Unterzeichneten so lange als unerwiesen und höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, so lange ihnen nicht allgemein zugängliche Protokolle über die Untersuchungen unterlegt werden, die den modernen Anforderungen tierpsychologischer Forschung und sinnesphysiologischer Methodik entsprechen. Eine ersprießliche Diskussion des Themas der ‚rechnenden' Pferde wird nur dann möglich, wenn Herr Krall die betreffenden Tiere zum Zwecke der durchaus notwendigen Nachprüfung unter Anwendung der exakten Methoden der experimentellen Psychologie und Physiologie völlig frei zur Verfügung stellt, also auch in die Hände jener Forscher gibt, die sich angesichts des bisher vorliegenden Materials offen als Gegner der Krallschen Auffassung bekennen müssen.

A. Bethe, Straßburg, G. Brandes, Dresden, K. Bühler, Bonn, H. Dexler, Prag, F. Doflein, Freiburg i. B., M. Ettlinger, München, A. Forel, Yvorne, L. Freund, Prag, W. Kükenthal, Breslau, O. Lipmann, Berlin, St. v. Máday, Prag, J. Marek, Budapest, G. Nicolai, Berlin, H. Poll, Berlin, H. Schauinsland, Bremen, P. Schottländer, Rovigno, R. Semon, München, J. W. Spengel, Gießen, C. Thesing, Leipzig, A. v. Tschermak, Wien, E. Wasmann, Valkenburg, K. Wigge, Düsseldorf, W. Wundt, Leipzig, C. Zimmer, München.'

Wenn die hiermit von einer Reihe der gewichtigsten Sachverständigen erhobene, und übrigens von noch sehr vielen anderen ausdrücklich oder stillschweigend unterstützte Forderung nach einer völlig freien, gründlichen, sachentsprechenden Nachprüfung der

* A. a. O. S. 51—53.

Elberfelder Darbietungen nicht endlich erfüllt wird, kann die ganze Angelegenheit beim besten Willen nicht mehr ernst genommen werden. Dr. Max Ettlinger.

Kunst

John Constable. Maler wie Constable, die als Ursprung und stete Quelle ihrer Kunst die Natur ansahen, sind zwar während des 19. Jahrhunderts bis zuletzt, da eine eigene Periode als naturalistisch bezeichnet wurde, so oft sie in einer neuen Generation wieder auftraten, im Gegensatz zur herrschenden akademischen Kunst, der sogenannten Historienmalerei, gestanden und oft heftig bekämpft worden. Nichtsdestoweniger bildet die Naturmalerei und Landschaftskunst in der modernen Kunstrichtung die eigentliche ununterbrochene Grundströmung, die in ihren malerischen Möglichkeiten und geistigen Kräften außerordentlich einheitlich verläuft und auch innerlich ganz das Charakterelement ihres Zeitalters trägt, wie ein Bach in seinem Bett und Gefälle die Charakterfurche und -kurve der Landschaft beschreibt, durch die er fließt. Allerdings bekämpfen sich im gleichen Zeitalter noch künstlerische Ideale, die hoch über dem natürlichen Landesboden an entgegengesetzten Polen liegen; aber ihre geistigen Gehalte sind so unsicher geblieben und ihre Formen teilweise so nachahmerisch geworden, daß der einfache und voraussetzungslose Grundsatz, die Natur als etwas selbstverständlich Gegebenes nachzubilden, als eine letzte Weisheit erschien und als ein zeitgemäßes Programm. Das künstlerische Resultat hat die Aussprüche der Neuerer denn auch nicht Lügen gestraft und ihre Kunst hat einen neuen Gehalt bekommen: Stoff in geistige Blickweite gebracht, Heimat als dichterischer Ausdruck erworben, Natur dem Einzelwesen als Stimmungsergänzung zugesellt. Diese Kunst erweitert den Menschen, aber sie vermehrt ihn nicht, sie stellt ihn in den Fluß des Geschehens, aber sie erhebt ihn nicht darüber. Die Natur an sich ist kein Ideal, sondern nur ein Ausdrucksmittel geistiger Beziehungen und vielleicht sind wir von dem Augenblick nicht mehr fern, da die eben erst unbestritten gewordene Schätzung der Naturkunst wieder lebhaft bestritten, wenigstens nach einem besseren Wertmaß gemessen wird.

Als Constable im Jahre 1829 zum Rat der Königlichen Akademie in London gewählt wurde, beglückwünschte ihn der damalige Präsident der Akademie, der berühmte englische Porträtmaler Sir Thomas Lawrence, ‚besonders deshalb, weil er zu einer Zeit zum Akademiker erwählt wurde, da noch Geschichtsmaler von großem Verdienst auf der Liste der Kandidaten standen'*. Daß der Maler der Sieger von Waterloo und der europäischen Staatsmänner mit solcher Selbstverständlichkeit der Landschaftskunst einen zweiten Rang anweist, kann man aus der Nachbarschaft und dem Zweck der damaligen Landschaftsmalerei begreifen. Sie war eine richtige Familienkunst und ist besonders als Aquarellmalerei eine englische Spezialität geworden. Der Zweck entsprach den Anforderungen. ‚Die einzige Art der Landschaftsmalerei, die im 18. Jahrhundert wirklich Ansehen genoß, war die topographische. Häuser und Parks wurden in Menge porträtiert und unzählige derartige Bilder hängen noch heute in den Landhäusern'**. Indes ist der künstlerische Wert der englischen Historien- und Porträtmalerei durchaus nicht so erhaben über die Landschaftskunst, wenn auch erstere in ihrer Tradition auf Holbein und van Dyck zurückblicken kann. Die beiden Namen besagen schon, daß die Wurzeln dieser Kunst nicht englisch sind; und was dann bei Reynolds und Gainsborough an eigener Feinheit zutage kam, ist gesellschaftliche Eleganz, mit Hilfe fremder Kunstweisen, die die englische Natur verdeckt, eine sozusagen künstlich verschleierte Topographie des englischen Charakters, dessen besondere Neigung sich im Porträt zeigte. England ist in seiner Kunst immer eine Provinz des Festlandes

* Vgl. John Constable. Eine Selbstbiographie aus Briefen, Tagebuchblättern, Aphorismen und Vorträgen. Zusammengestellt von C. R. Leslie. Deutsch bei Paul Cassirer. Berlin 1911.

** W. Armstrong, Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland. Stuttgart, J. Hoffmann.

geblieben und erst und gerade mit Constable kam die echte englische Natur zum ersten Male zu einer reinen und eigenen Form, soviel allerdings auch dieser echt englische Künstler Anregungen durch die Franzosen Claude und Poussin und die holländischen Landschafter wie Hobbema und Ruisdael erfahren hat, mit denen er sich zeit seines Lebens immerfort in Urteilen und Kopien beschäftigte. Freilich gab es schon vor und mit Constable eine Naturmalerei, die sich in Malern wie Wilson und Old Crome an die heimatliche Landschaft anzuschließen begann; aber die reine Naturfreude am bewohnten Lande, das durch die stets in der Atmosphäre wechselnde Tagesbeleuchtung sein Gesicht erhält, diese Fähigkeit, die Natur als ein Stück aus dem Typus Mensch losgelöste Seele zu empfinden, fand und verkostete erst Constable. Das erhöht seine künstlerische Persönlichkeit über die nationalen Grenzen in die Höhe der allgemein menschlichen Zeitverhältnisse. Er wurde, indem die Maler des paysage intime wie Rousseau und Daubigny an ihn sich anschlossen, der Vater der modernen Landschaftskunst; noch mehr, durch die Ausstellung einiger seiner Gemälde, darunter des ‚Heuwagen' im Anfang der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Paris zeigte er mit seiner neuartigen auflösenden Malweise Delacroix einen neuen Weg zu stärkerer und leidenschaftlicherer Überwältigung des Stoffes und durfte so seinen kleinen Teil zum Entstehen der romantischen Malerei beitragen, deren Periode zwar im Ganzen der Zeit nur wie ein blitzartiges Aufleuchten erscheint, die aber das tiefste Wesen der modernen Seele enthüllt hat. So hat die Naturmalerei gleich zu Anfang unseres Zeitalters den Dienst leisten dürfen, den wir in der Gegenwart wieder von ihr erwarten: den Stoff malerisch zu übersetzen und zu zerstören, um der geistigen Form neue Möglichkeiten zu eröffnen. Und so erhöht sich die Bedeutung Constables durch seine zeitgemäße Leistung; er selber aber bleibt schließlich doch ein Engländer seiner Zeit, ein künstlerischer Charakter, in dem der Instinkt — zum erstenmal in der englischen Malerei ganz natürlich geworden — stärker ist als die Bewußtheit, ein Landschafter, da die Natur dem Instinkt näher steht als der Anschauung.

Das hat Constable mit den topographischen Malern gemein, daß er immerfort wieder die Szenerieen seiner Umgebung malt und die Motive nimmt, wie er sie findet, daß die Landschaft ihm noch das erste ist und die Stimmung erst an ihr erlebt wird. Das ist auch das Gesunde seiner Kunst, aber auch noch das Gebundene. Seine Heimat hat ihn zum Künstler gemacht. Er selber schildert den Geburtsort, wo er 1776 geboren wurde, also: ‚East-Bergholt — wie der Klang andeutet, eine Benennung angelsächsischen Stammes — ist ein hübsch gelegener Ort in dem am besten angebauten Teil der englischen Landschaft Suffolk, der das fruchtbare Tal des Stour beherrscht. Die Schönheit des Landschaftsbildes, die sanften Hügel, die weithin sich dehnenden üppigen, von Herden belebten Wiesen, die wohl kultivierten Höhen, die Wälder und Flüsse und die allenthalben verstreuten Dörfer und Kirchen, Meiereien und malerischen Cottages: das alles verleiht dieser Gegend eine Anmut und Gefälligkeit, die anderwärts kaum zu finden sind.' Nur ein paar Gegenden, das Flußtal des Stour, die Heide von Hampstead und einige andere malte er immer wieder. Das Gebirge z. B. reizte seinen künstlerischen Sinn nicht. Er malte alles, was er in der Nähe sah, liebte ‚jeden Stumpf und Steig und jedes Gäßchen im Dorf', den ‚Kanal mit all dem unruhigen Treiben, das an einem solchen Orte herrscht, wenn vier oder fünf Boote aneinander vorüberfahren; mit Hunden, Pferden, Burschen, Männern, Weibern und Kindern und, was noch besser ist, altem Bauholz, Pfählen, Wasserpflanzen, Weiden, Riedgras, alten Netzen usw.' ‚Schon das bloße Rauschen des Wassers über ein Mühlenwehr, Weiden, alte verwitterte Planken, schlammige Pfähle und brüchiges Mauerwerk: ich liebe das.' Doch in den Örtlichkeiten seiner Heimat gelingt ihm das alles am besten zu malen; ‚denn malen ist für mich nur ein anderer

Ausdruck für fühlen, und ich verknüpfe eine sorglose Kindheit mit allem, was an den Ufern des Stour liegt. Jene Szenen machten mich zum Maler und ich bin ihnen dankbar.' Constables Vater war Besitzer mehrerer Wasser- und Windmühlen und Constable selber war in seiner Jugend nach einigem Studium eine Zeitlang Müller gewesen. Daher die große Freude, Mühlen und Gehöfte am Wasser zwischen alten Bäumen versteckt und dem Grunde der Täler angeschmiegt zu schildern, oder eine Windmühle auf dem weiten einsamen Rücken einer Anhöhe, gegen den Horizont abgehoben darzustellen, dort die grünen Wiesen als eine frühlingfrohe Umgebung, hier eine windgesättigte Luft unter einem weiten ziehenden Wolkenhimmel.

Die hohen Himmel und die weiten Horizonte der Heidebilder haben ihn aus der Enge des heimatlichen Empfindens weggeführt, da sie ihm seine künstlerische Aufgabe, den Bildraum zu einem seelischen Vorgang umzustimmen, am stärksten vorrückten. Aber zunächst war es die naive Freude an der altbewohnten Gegend, was ihn zum Künstler bildete. Er besaß in einer natürlich begrenzten Sicherheit ‚den echt pastoralen Sinn für das Landschaftliche', den er ‚für sehr selten und sehr schwer zu erlangen hielt', während doch dieses Gebiet bei der Malerei sowohl wie in der Poesie bei weitem das lieblichste sei. Dieser pastorale Sinn ist ein ganz anderer als der in den Schäferszenen der französischen Rokokomalerei, die auch Gainsborough in seinen Landschaften noch nicht überwinden konnte. Er ist um vieles bäurischer, besitzfroher, landeingesessener, enger, aber bestimmter. Die malerische Struktur begnügt sich nicht mehr mit einem undeutlichen Gewebe und eingesetzten Pointen, sondern wird durchaus fest und kraftvoll. Mit der Freude am natürlichen Wachstum, die ihm den Frühling lieber machte als den Herbst, wo ihn das Absterben der Bäume, die zwei Monate früher so schön waren, melancholisch stimmte, gewiß aber auch deshalb weil hier die braunen akademischen Farben, die er so haßte, am wenigsten Platz beanspruchen durften, verband sich bei Constable ein feines historisches Empfinden für das Landschaftsbild, wenn er z. B. von den zahlreichen, in Suffolk und anderen östlichen Landschaften Englands stehenden ehrwürdigen gotischen Kirchen spricht, an Orten, wo zurzeit ihrer Gründung eine blühende Manufaktur bestand. ‚Es ist eine überraschende zur Schwermut stimmende Eigentümlichkeit dieser Kirchen, daß man sie an nunmehr verhältnismäßig einsamen Orten antrifft, einzelne von ihnen in unbekannten, nur aus wenigen zerstreuten Häusern bestehenden Dörfern, die zu so großen und schönen Bauwerken schlecht stimmen.' Gotische Bauten und Türme finden sich auch häufig im Mittelfelde oder am Horizonte seiner Bilder. Die Gotik mit ihren aufgelösten Fassaden und Türmen, die man gelegentlich Freilichtarchitektur genannt hat, bietet für die atmosphärische Malerei eigene Reize. Von den Impressionisten hat Monet gotische Dome immer wieder gemalt.

Über die bestimmte neue künstlerische Tat, die Constable vollbracht hat, spricht er sich selber in einem Briefe aus: ‚Der Landschafter, der die Luft auf seinen Bildern nicht als einen sehr wesentlichen Teil seiner Komposition behandelt, versäumt es, sich eines seiner wirksamsten Hilfsmittel zu bedienen. . . . Man hat mir oft geraten, meinen Himmel als ein hinter die Gegenstände geschobenes weißes Blatt zu betrachten. Freilich wenn der Himmel aufdringlich ist, so ist das schlecht; ist er aber vernachlässigt, so ist das schlimmer. Er muß und soll bei mir stets einen wirksamen Teil des Ganzen ausmachen. Es würde schwer sein, eine Kategorie von Landschaften zu nennen, bei der der Himmel nicht der Schlüssel, der Maßstab und das Hauptorgan der Gefühle wäre. Danach können Sie sich vorstellen, wie sich ein weißes Blatt für mich eignen würde, durchdrungen wie ich bin von dieser Auffassung, die keine irrige sein kann. Der Himmel ist die Quelle des Lichts in der Natur und beherrscht alles; unsere einfachen Beobachtungen über die tägliche Witterung sogar werden uns ausschließlich durch

ihn an die Hand gegeben. Die Schwierigkeit, einen Himmel darzustellen, ist für den Maler eine große, sowohl hinsichtlich der Komposition wie der Ausführung; denn bei aller Pracht sollte er nicht hervortreten, ja nicht mehr ins Auge fallen, als sehr weite Fernen dies in Wirklichkeit tun; aber das ist nicht anwendbar auf merkwürdige Naturerscheinungen oder zufällige Lichtwirkungen, weil diese stets ganz besonders anziehend sind.' Vor einer einseitigen theatralisch-effektvollen Ausnutzung der Licht- und Lufterscheinungen, durch die sein berühmter Zeitgenosse Turner seine Kunst zweifelhaft gemacht hat, ist Constable durch die natürliche Sicherheit seines Instinktes bewahrt geblieben. Luftstudien beschäftigen ihn immerfort. Sein Bild ‚Kornfeld' schildert er selber: ‚Kornfelder im Binnenlande mit einem beschatteten Pfad im Vordergrund; das Bild ist in keinem Teile vernachlässigt, die Bäume sind sorgfältiger beobachtet, das Gezweig wie die Stämme sehr genau ausgeführt; sie werden von einem angenehmen, erfrischenden Mittagswind bewegt.' Auf Studien notiert er die atmosphärische Situation, z. B.: ‚5. September 1822, 10 Uhr morgens, Richtung südwest, frischer Wind aus Westen. Lichtgraue Wolken eilen an einer gelben Luftschicht in halber Höhe am Himmel vorüber.' Seinen Zeitgenossen war diese Art, die Natureindrücke unmittelbar zu sehen und mit frischen Farben ins Bild zu übersetzen, noch etwas ganz Ungewohntes. Der in England lebende Maler Füßli aus der bekannten Schweizer Künstlerfamilie lobte Constable, setzte aber bei, ‚er nötigt mich, mich nach meinem Mantel und Regenschirm umzusehen'. Als besonders starke Neuerung empfand man, daß Constable das warme Akademiebraun im Vordergrund der Bilder verschmähte, vielmehr gerade frischestes Grün liebte und doch für die Wärme seiner Bilder nicht fürchtete. Er hat einfach die äußere Wärme der Farbe durch eine gesteigerte Empfindung ersetzt, die er durch eine vielfältige Auflösung der lokalen Farben erreichte und damit eine ganz malerische Zukunft bis zum Impressionismus eingeleitet. Das ist ein Hauptbeweis für die Gediegenheit von Constables Kunst, daß sie eine malerische Entwicklung anbahnte, also das Gefühl für ein wenn auch sehr einseitiges Weltverhältnis in sich barg.

Wie die Entwicklung weiter gehen mußte, kann man etwa ersehen, wenn man sich z. B. aus dem motivreichen Bilde ‚Flatford Mill am Stour' Einzelheiten, die Staffage bilden, wie den liegenden Hut, die Peitsche wegdenkt, überhaupt die ineinander geschobenen landschaftlichen Versatzstücke trennt und einzeln nimmt. Das Topographische der Landschaft verschwindet dann und es bleiben Motive übrig, in der Art des paysage intime mit lyrischen atmosphärischen Idyllen, oder der Mensch kommt in einer einfacheren größeren Einheit mit der Natur zusammen wie etwa bei Millet. Diese beiden künstlerischen Möglichkeiten waren beim Tode Constables 1837 schon in Erfüllung gegangen. Je weiter dann das Bild in Farbe übersetzt und alles bloß Helldunkle in farbige Mosaik zerlegt wurde, desto mehr wurde der bloße Naturstoff zerstört und eine farbige Rhythmik kam zustande, die reiner Ausdruck seelischer Bewegung oder Ruhe ist. Aus der natürlichen Zuständlichkeit wird so ein seelischer Zustand, aus der Atmosphäre ein Weltgefühl. Je elementarer die Natur farbig erfaßt wurde, desto stärker wurde die Kraft des Gegensatzes, sie zu überwinden. Dieses Gegensatzgefühl ist bei Constable noch nicht groß und darum ist auch seine künstlerische Einheit noch stark am Stoffe beteiligt und wird erst langsam durch den aufgeschlossenen Luftraum von der äußeren Natur abgehoben. Heute ist es mit der Naturmalerei schon soweit gekommen, daß ihr mit den Kubisten und anderen Extremen eine durchaus verneinende und abstrahierende Richtung entgegentritt, Maler allerdings, die der zeitheischenden Kraft zur Entstofflichung durch formale Manieren ausweichen wollen. So hat sich im Laufe eines Jahrhunderts eine malerische Entwicklung vollzogen von der einfachen Besitzfreude an der Natur bis zur Zerstörung des Naturbildes. Die Aufgabe aber bleibt, die Natur ganz

in seelische Formen aufzulösen und doch die ganze Schöpfung nachbildend zu belassen

Constable bezeichnet einmal das Malen auf Goldgrund als ‚Alchimie in der Kunst‘. Das mag es heute sein, wo es als Spielerei vorkommt. Und der Künstler, der den atmosphärischen Raum im stärksten Gegensatz zur ornamentierten Goldfläche ausbildet, hat von seiner Zeitaufgabe aus recht. Einfältig ist aber die Ansicht in den Kunstgeschichten, daß diese malerische Ausbildung des Luftraums ein absoluter Fortschritt sei. Nur die Stärke der Anschauung ist dabei größer geworden, der Gehalt der Anschauung aber fast immer kleiner, bis schließlich nur noch der Augenblick, die Impression, übrig blieb. Es fehlt der bloßen Landschaftskunst die eigentliche Lebensweite; diese könnte allerdings auch durch eine konstruierte Historienmalerei nicht erhalten werden, nachdem sie einmal der Zeit und Menschheit zu fehlen begann. Sie ist nicht durch das Verhältnis des einzelnen zur Natur wiederzugewinnen, sondern nur durch das bewußte Leben einer Volkseinheit in Natur und Geschichte. Dieser organische Goldgrund ist aber einstweilen aus der Öffentlichkeit verschwunden. Konrad Weiß.

‚Zur Erinnerung an Friedrich Wasmann‘ im Märzheft 1913 (S. 733) sind bezüglich der von Bernt Groenvold herausgegebenen Autobiographie meines Vaters einige Punkte zu berichtigen, auf die ich erst nachträglich aufmerksam gemacht wurde:

1. Die Groenvold'sche Ausgabe erschien 1896 in 500 Exemplaren (nicht in 250). 2. Das Buch war neun Jahre lang im Buchhandel zu haben; es wurden aber während dieser Zeit nur 65 Exemplare verkauft. 3. Hieraus dürfte es vollkommen begreiflich sein, weshalb Groenvold das Werk, das er mit großen persönlichen Opfern veröffentlicht hatte, aus dem Buchhandel zurückzuziehen berechtigt war. 4. Die kurze Selbstbiographie, welche mein Vater in Rosenthals Konvertitenbildern 1871 veröffentlichte, ist nicht ein Auszug aus der größeren Autobiographie, sondern eine selbständige Arbeit für sich.

Erich Wasmann S. J.

Musik

Puccinis ‚Mädchen aus dem goldenen Westen‘. Giacomo Puccini, dem, was Zahl und Verbreitung der Aufführungen anlangt, zweifellos erfolgreichsten Opernkomponisten der Gegenwart, habe ich in ‚Hochland‘ vor einigen Jahren eine eingehende Studie gewidmet, in der ich mich bemühte, das Schaffen und die künstlerische Bedeutung dieses auch für uns Deutsche hochinteressanten italienischen Meisters an Hand seiner drei Hauptwerke: ‚Bohème‘, ‚Tosca‘ und ‚Butterfly‘ zu würdigen. Seitdem ist Puccini nun mit einer neuen Oper hervorgetreten, der allerdings vorläufig nicht der Siegeslauf seiner früheren beschieden zu sein scheint. ‚La fanciulla del West‘ erregte zwar vor zwei Jahren bei der Uraufführung in Newyork großes Aufsehen, aber nur langsam hat das Werk den Weg auf andere Bühnen gefunden. Erst Ende März d. J. ist es in Deutschland zum ersten Male zur Aufführung gekommen (Berlin, Deutsches Opernhaus) und dadurch unserem Gesichtskreis näher gerückt. Daß wir damit eine Puccinis künstlerisches Charakterbild erfreulich ergänzende Bekanntschaft gemacht hätten, kann aber leider nicht behauptet werden.

Das Sujet der Oper ist wohl eines der merkwürdigsten, die je in musikalischem Gewande auf die Bühne gekommen sind. Wie erinnerlich, hatte der vielumstrittene verstorbene Reiseschriftsteller Karl May zeitweise den Plan verfolgt, seinen angeblichen indianischen Freund Winnetou zum Helden einer Operndichtung zu machen. Diese Idee, die Abenteuer eines Indianerhäuptlings auf die Opernbühne zu bringen, mochte damals seltsam genug erscheinen; das Milieu aber, das Puccini für sein jüngstes Opernwerk gewählt hat, ist sicher um nichts weniger absonderlich. Die beiden Verfasser der Dichtung, Civinini und Zangarini, die auf einem Drama von David Belasco fußen, geben davon in einer Vorbemerkung des Klavierauszuges* folgende charakteristische Schilderung:

* Der Klavierauszug ist in künstlerischer Ausstattung im Verlag Ricordi erschienen. Preis 12 M.

‚Die Handlung spielt in Kalifornien, in der Zeit unmittelbar nach der durch den Goldgräber Marshall zu Coloma im Januar 1848 gemachten Entdeckung des ersten Goldklumpens. Eine wilde Entfesselung von Begierden, ein Umsturz jeder Lebensordnung, eine hastende Zuchtlosigkeit folgen der Nachricht von dieser Entdeckung. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die seit eben jenem Jahre 1848 die Einverleibung Kaliforniens beschlossen hatte, machte sich noch keine Sorgen über die dort herrschenden abnormen Zustände und wurde außerdem in der Zeit, wo unser Drama sich abspielt, durch innere Kriege ferngehalten: kaum, daß die Gegenwart ihrer Sheriffs einen Schein von Oberherrschaft und staatlicher Kontrolle verrät. Eine Geschichte des damaligen Kalifornien, auf die sich Belasco beruft, erzählt, daß in jener seltsamen Zeit Männer von weiß Gott woher kamen, um ihre Kräfte in jenem Lande des äußersten Westens, in rauhem Lagerleben, zu vereinigen; ihre wahren Namen gingen bald verloren, waren schnell vergessen — nun brachten sie ihre Leben dort zu, in Kampf und Frohsinn, in Spiel und Flüchen, in Haber, in Totschlägen, in Liebschaften, und schmiedeten sich ihr Schicksal in einer Art, die wir heutigen Menschen kaum verstehen können. Einer Sache nur sind wir sicher: daß diese Leute gelebt haben. Und nun sei der engere Umkreis angegeben, wo sich das Drama Minnies, Johnsons und Rances abspielt: das Goldgräberlager im Tal, und das Sierragebirge, dessen Bewohner herabsteigen, um sich mit den aus allen Teilen Amerikas zusammengekommenen Goldsuchern zu vereinigen — sie machen gemeinschaftliche Sache mit ihnen, werden ja von den gleichen Leidenschaften bewegt. Um dieses zusammengewürfelte, obrigkeitlose Volk herum schweifen nun noch Räuberbanden, die, ebenfalls vom Goldfieber besessen, vor nichts zurückschrecken und als Wegelagerer fremde und einheimische Goldgräber ihrer Reichtümer berauben. Der häufige Zusammenprall der beiden Teile — der arbeitenden und der raubenden Goldfinder — hat eine primitive und grausame Form der Gerichtsbarkeit zur Folge: die Lynchjustiz. Das „Mädchen aus dem goldenen Westen" — ein Drama der Liebe und seelischen Errettung, ein Drama fühlender Menschen inmitten der Schrecken einer wilden Natur und fast noch wilderer Lebensgewohnheiten — bildet eine Episode dieses eigenartigen Abschnitts der nordamerikanischen Geschichte.'

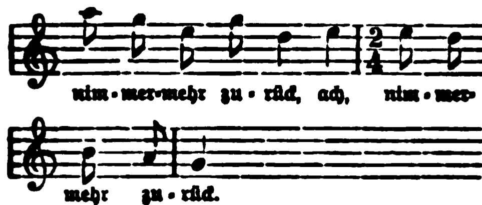
Also was Karl Mays geplante Winnetou-Oper bieten sollte, bietet Puccinis ‚Fanciulla' tatsächlich: ein richtiges Milieu à la Wild-West, dem der Charakter der einfachen Handlung konform angepaßt ist. Minnie, die Inhaberin der ‚Polka' (Schenke) des Goldgräbertals, die durch ihr liebenswürdiges und doch sehr entschiedenes Wesen die wilde Abenteurerschar straff im Zügel hält und alle Liebeswerbungen abweist, verliert ihr Herz zuletzt an den Buschklepper und Räuberhauptmann Ramerrez, genannt Dick Johnson, den grimmigsten Feind der Goldgräber. Sie verbirgt ihn, als er verwundet zu ihr kommt, vor seinen Verfolgern, allein der Sheriff Rance weiß ihn, durch eine Blutspur aufmerksam geworden, ausfindig zu machen. Schon will er den Verbrecher mit sich nehmen, da macht Minnie ihm den Vorschlag, um das Leben des Entdeckten mit ihr eine Partie Poker zu spielen. Gewinnt Rance, so soll ihm nicht nur der Räuber, sondern auch Minnie selbst und ihre Liebe, um die er längst vergeblich geworben, gehören. Gewinnt aber Minnie, so soll Johnson frei sein. Der Sheriff geht darauf ein, und das Glück scheint ihm anfänglich günstig. Da wendet Minnie im letzten Moment durch einen Falschspielertrik das Spiel zu ihren Gunsten. Rance muß, seinem Versprechen gemäß, unverrichteter Dinge abziehen; Minnie und Johnson bleiben zurück. Damit ist die Sache aber nun noch nicht aus, denn Johnson fällt bei einem abermaligen Raubzug aufs neue in die Hände der Goldgräber, die nun kurzen Prozeß machen und ihn lynchen wollen. Als er schon die Schlinge um den Hals hat, tritt als rettender Engel abermals Minnie dazwischen,

und ihrer durch die Pistole unterstützten Beredsamkeit gelingt es, nochmals Verzeihung für den Geliebten zu erringen, mit dem sie nun, um ihn einem neuen, besseren Leben zuzuführen, für immer das Goldgräbertal und seine ihr wehmutsvoll nachblickenden Bewohner verläßt.

Puccini hat sich zu seinen Opern stets Dichtungen ausgesucht, denen es an Sensation, an krassen, nervenreizenden Situationen nicht fehlt. In der ‚fanciulla del West‘ aber ist in dieser Hinsicht alles Frühere womöglich noch überboten. Die Szene, wie der Sheriff auf den am Balkon versteckten verwundeten Räuber dadurch aufmerksam wird, daß ihm von oben fortwährend warme Blutstropfen auf die Hand fallen (in der Musik natürlich mit echt Puccinischer Naturtreue tonmalerisch angedeutet!), das Pokerspiel um das Leben des Entdeckten, und die von Instinkten entfesseltster Roheit dirigierte, fast den ganzen dritten Akt einnehmende Lynchjustiz: — das sind Momente, die eigentlich schon eher in den Kientopp oder in Indianerbücher à la Nick-Carter als auf die Opernbühne gehören. Recht widerlich wirken auch die mit solchen wilden Orgien dann plötzlich wechselnden Sentimentalitäten, wie wenn z. B. die rauhen Goldgräber tränenden Auges einen Heimwehchor singen, sich von Minnie die Bibel erklären lassen oder aus ihrer tatenlustigen Lynchjustizstimmung jäh in schluchzenden Abschiedsschmerz sich verlieren. Daß es freilich in gewissem Sinne dem Ganzen an starker Bühnenwirksamkeit, spannender Abwechslung, stets belebten und bewegten Bildern nicht fehlt, kann nicht geleugnet werden. Musikalisch bedeutet die ‚Fanciulla‘ in Puccinis Werdegang wohl einen technischen, nicht aber einen künstlerischen Fortschritt. Den Techniker Puccini sehen wir hier namentlich in der farbenreichen Orchestration auf dem Gipfel meisterlichen Könnens. Im übrigen freilich macht sich im Stil des Ganzen eine recht starke Manieriertheit geltend. All die Effekte, die wir aus Puccinis früheren Opern kennen, so etwa die Quintenwirkungen oder die kühne modulatorische dissonanzenreiche Führung der Harmonik sind hier in einem Übermaß und mit einer Regelmäßigkeit verwendet, die auf die Dauer stärksten Überdruß erzeugen muß. Ein einfacher Dreiklang oder Septakkord kommt kaum je vor; er muß zum mindesten einfach oder doppelt alteriert sein. Das soll wohl ‚exotisch‘ wirken, ist tatsächlich aber nur langweilig und ermüdend. Nicht viel besser steht es um die Führung der Singstimmen. Viertelstundenlang ergeht sich diese namentlich im ersten und am Schluß des dritten Akts in trockenster psalmodierender Deklamation mit dürftiger instrumentaler Untermalung durch gehaltene Akkorde oder Tremolos. Auch in den bewegten Massenszenen hat es sich Puccini teilweise mit homophonem, oft kaum der Tonhöhe nach fixierten Sprechgesang bedenklich leicht gemacht. Weite Partien der Oper erinnern dadurch ausgesprochen an die primitive Faktur des Melodrams. Und was das Schlimmste ist: die eigentliche musikalische Erfindung steht großenteils auf dem Gefrierpunkt. Nur in ganz wenigen lyrischen Momenten, wie etwa dem Heimwehlied im ersten, dem Liebeslied Johnsons im zweiten und seinem Abschiedsgesang an Minnie im dritten Akt kommt vorübergehend noch einmal der alte potente Melodiker Puccini zum Durchbruch. Die letztgenannte Kantilene speziell:

Langsam. mit großem Ausdruck.

Las-set sie glau-ben, daß ich in
die Welt zog, frei und auf neu-em Weg,
. . . dem Weg des Hei-les, dann wird sie mei-ner
har-ren, Doch wer-den vie-le Mon-de
und vie-le Jahr ins Land zieh'n, u. ich kehr



darf als die musikalisch wohl schönste Stelle des ganzen Werkes angesprochen werden und zeigt in ihrer schmiegsamen, breitausladenden Linie den Meister noch einmal von seiner besten Seite. Im ganzen genommen aber kann die ‚Fanciulla del West' den Meisterwerken Puccinis gegenüber nur als bedauerlicher Rückschritt angesehen werden: Ihres originellen Sujets halber wird freilich die Oper entwicklungsgeschichtlich eine stets interessante und merkwürdige Erscheinung bleiben.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Baum, Oskar, ‚Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg'. (Axel Juncker, Charlottenburg, M. 3,—.)

Baum, der in ‚Das Leben im Dunklen' sich als ein respektables Talent einführte, ist leider in den Einfluß der altitalienischen Novelle und, was schlimmer ist, den Max Brods geraten. Und so erzählt er die ungewöhnliche Geschichte einer Frau, zu deren Glaubhaftmachung die gediegenste Psychologie eben ausreichen würde. Ehemals Vertiefen in den Stoff, jetzt Darüberhinerzählen. Man will's immer mit Extremen zwingen.

Böhlau, Helene, ‚Ratsmädelgeschichten', 15. Auflage. (J. C. C. Bruns, Minden, M. 4,—.)

Das Erscheinen einer neuen Auflage des reizenden, warmen, innerlichen Novellenbuches aus Alt-Weimar gibt einmal wieder Gelegenheit, den überragenden Wert ihrer auf der Linie der Weimarer Erzählungen liegenden Bücher, gegen ‚Rangierbahnhof', ‚Halbtier', zu betonen. Erfreulich ist, daß auch das Lesepublikum dies allmählich einsieht.

Boy-Ed, Ida, ‚Ein Augenblick im Paradies'. (Ullstein & Co., Berlin, M. 3,—.)

Der Roman eines Irrtums in der Liebe, vorzüglich, stimmungsschwer, ergreifend beginnend und in glatter Familienblattart endend. Immerhin blitzen auch in seinen schwächsten Partien die Funken eines Talents auf, das sich eben nie verleugnen kann.

Bram, Franziska (L. v. Endeers), ‚Die Zelle der Gerechtigkeit'. (J. P. Bachem, Köln, M. 5,—.)

Die Novellen dieses Bandes sind ungleich an Wert; am besten geriet ‚Der fressende Pfennig', wenn man auch hie und da Lambrechtschen Einfluß spürt. Seltsam ist die ungewöhnliche Stoffwahl; die katholischen Schriftstellerinnen meinen es damit zu erreichen, daß sie vor dem Problem der Liebessünde nicht haltmachen. Und vergessen, daß es erst einmal darauf ankäme, Gestaltungskraft, überhaupt Können zu beweisen. Die Stoffe machen's nicht.

Fischer, W. A., ‚Herzog Liudolf'. (Jul. Zwißler, Wolfenbüttel, M. 5,—.)

Eine fleißige, ehrliche Arbeit, dieser historische Roman, aber leider mehr Geschichte als Dichtung. Weil er das Leben nicht einzufangen wußte, ist der Roman auch schwerfällig, wenig anregend, kurz: schwer zu lesen.

Kahlenberg, Hans von, ‚Sünde'. (Vita, Charlottenburg, M. 4,—.)

Der zweite Teil eines Entwicklungsromans, dessen erster ‚Der liebe Gott', dessen dritter ‚Der Heilige' heißt. Kahlenberg erzählt die Geschichte eines Mädchens, das einem Mann zu Willen ist, nur um zu wissen, ‚wie es ist'. Zudem verleugnet die Verfasserin, wie in ‚Der liebe Gott' auch in diesem Buche, die Vorliebe für die rein physischen Vorgänge im Körper zu wenig, als daß ein näheres Eingehen auf den ‚Roman' sich verlohnte.

Kapherr, Egon Freiherr von, ‚Ein Sohn der Wälder'. (Fleischel & Co., Berlin, M. 3,—.)

Ein Bärenroman, nicht ganz auf der Höhe der Tiergeschichten Thompsons, Riplings und Löns', aber dort, wo er sich auf die Schilderung der Landschaft und der Tierstaffage beschränkt, von selbständigem Wert.

Kullberg Emil F., ‚Der Pilgrim'. (Alfred Janssen, Hamburg, M. 4.)

Ein Dandy, der in der Welt herumfährt, da und dort nippt und genießert, und der an Lebensekel gestorben wäre, wenn er nicht im Schnee umgekommen wäre. Indessen sind zarte Stimmungen in dem Buch (besonders in der Darstellung eines Liebesidylls mit einer einsamen Französin), die einigen wenigen vielleicht die Lektüre des Buches lohnend machen.

Leskien, Ilse, ‚Der Semmelmilchtanz‘. (Carl Winter, Heidelberg, M. 2,50.)

Dieses Erstlings-Prosabuch ist Verheißung. Ein gesunder Realismus, verbunden mit Wärme und Kraft der Verinnerlichung, läßt von der Verfasserin künftig Gutes erwarten. Der selbständige Reichtum der Motive ist für ein so junges Talent anerkennenswert.

Münch, Wilhelm, ‚Der Schneider von Breslau‘. (C. H. Becksche Verlagshandlung, München, M. 3,—.)

Der kürzlich verstorbene bekannte Schulmann Münch war ein echtes Erzählertalent von dichterischem Wert, dessen gesunde, solide Eigenart es heutzutage nicht als verwunderlich erscheinen läßt, daß sie beim breiteren Publikum nicht durchdrang. Die Lektüre dieses posthumen Geschichtenbandes bedeutet Erfrischung. Der feine, zwinkernde Humor, der fast unmerklich die Erzählungen durchleuchtet, legt zudem Zeugnis ab von der überlegenen Persönlichkeit des Autors. ‚Eine Siegerin‘, ‚Die Erste und die Zweite‘ sind Kabinettstücke. Man empfindet das, wenn man sich fragt, was Leute wie Wassermann oder Kahlenberg oder Schnitzler aus ‚Die Erste und die Zweite‘ und aus ‚Arme Prinzessin‘ gemacht haben würden.

Rüttenauer, Benno, ‚Die Enkelin der Liselotte‘. 3. Auflage. (Georg Müller, München, M. 3,—.)

Man würde dem Buche unrecht tun, wenn man es mit der Bezeichnung ‚pikant‘ abtun würde. In Wirklichkeit ist der Roman ein originelles Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert, voll Eigenart, Leuchtkraft — freilich auch voll Bosheit und Pikanterie.

Schubart, Artur, ‚Kimmerlingers Kavaliere‘. (Adolf Benz & Co., Stuttgart, M. 2,50.)

Frische Jagdgeschichten voll gesunden Humors, die nur zuweilen etwas starke Ansprüche an die Gutgläubigkeit der Leser stellen. Ein alter Jagdhüter erzählt von den ‚Kavalieren‘, die er auf die Gemsjagd geführt hat; da läßt sich verzeihen, daß der Erzähler nicht nur oberbayerisch, sondern auch mal — latein redet.

Schulenburg, Werner von der, ‚Die zehn katholischen Novellen‘. (Carl Reißner, Dresden.)

Ungesunde Mischung von Sexualität im Stoff und Mache in der Form. Stellenweise blasphemisch. Gesamteindruck des Lesers: Ekel.

Siking, Franz ‚Die Bajadere‘. (Schulze & Co., Leipzig, M. 5,—.)

Beabsichtigt hat der Autor, dem deutschen Publikum die indische Gefühls- und Gedankenwelt näher zu bringen. Eine Apologie des Inders — wenig überzeugend für den, der die Geschichte kennt. Zudem in wichtigtuerisch - dilettantischer Sprache geschrieben.

Strobl, Karl Hans, ‚Das Wirtshaus zum König Przemysl‘. (L. Staackmann, Leipzig, M. 3,—.)

Die wenig bedeutende Geschichte einer Liebe zwischen deutschem Studenten und tschechischem Mädchen; das Rassenproblem nur eben unterhaltend angerührt, dazu in der Handlung nicht selten übel-romanhafte Wendungen. Das Buch hat keine Tiefe, nur Fläche.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von John Constable sind in dem betreffenden Rundschauartikel von Konrad Weiß im Zusammenhang gewürdigt.

Berichtigung. In Maiheft ist S. 217 Anmerkung der Name zu ändern in Vietinghoff.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Oswald Achenbach / Der Klosterhof





Zehnter Jahrgang Juli 1913

Vom Weltbild des Physikers

Von Friedrich Dessauer

Philosophen, Vertreter [illegible] Denker, zeigen häufig, wenn [illegible] kennbare, wenn auch manch[illegible] Verachtung. Der eine weist auf [illegible] Voraussetzung, den [illegible] an gediegener philosophischer Schulung [illegible] Naturforscher hin. Er [illegible] recht, den meisten Naturwissenschaftlern fehlt die philosophische Schulung. Und [illegible] scheinbar recht, wenn er die Unstetigkeit naturwissenschaftlicher Hypothesen [illegible]. Fast allgemeiner Zustimmung wird er gewiß sein, wenn er dartut, daß die [illegible]tsachenerkenntnisse der sogenannten exakten Wissensch[illegible] keine hinreichen[illegible] Basis zu Weltanschauungsbildern, das [illegible] zu Folgerun[illegible] Art [illegible] unermeßlichen Gebiete des geistigen Lebens [illegible]

[illegible] mehr aber hat der Mann der Geisteswi[illegible] gebildeten Mitwelt auf seiner Seite, wenn er die [illegible] im Gegensatz zur Naturwissenschaft [illegible] Denn diese [illegible] wenig zu. Nicht als Führer, nicht als [illegible] Entwicklung, sondern als ihr notwen[illegible] [illegible]eutende Mensch.

In der Tat, auf dem Grenzgebiet, das [illegible]ophie nennt, [illegible], seinem Wortsinn entsprechend, die Gren[illegible] Naturwissenschaft und Philosophie auf Grundlage der Naturw[illegible] Gegenstande haben sollte, ist viel Unvernünftiges zutage geförd[illegible] Dilettantismus im schlimmen Sinne des Wortes verrat. [illegible] aus, die Tatsa[illegible] zu erklären, daß der Vertreter der Naturwissenschaft und der Philosoph [illegible]





Zehnter Jahrgang Juli 1913

Vom Weltbild des Physikers

Von Friedrich Dessauer

Philosophen, Vertreter der Geisteswissenschaften und physikalische Denker, zeigen häufig, wenn sie übereinander urteilen, eine unverkennbare, wenn auch manchmal durch Höflichkeit gemilderte Verachtung. Der eine weist auf die Enge der Voraussetzung, den Mangel an gediegener philosophischer Schulung beim Naturforscher hin. Er hat recht, den meisten Naturwissenschaftlern fehlt die philosophische Schulung. Und er hat scheinbar recht, wenn er die Unstetigkeit naturwissenschaftlicher Hypothesen betont. Fast allgemeiner Zustimmung wird er gewiß sein, wenn er dartut, daß die Tatsachenerkenntnisse der sogenannten exakten Wissenschaften keine hinreichende Basis zu Weltanschauungsbildern, das ist zu Folgerungen umfassender Art in die unermeßlichen Gebiete des geistigen Lebens, ergeben.

Noch mehr aber hat der Mann der Geisteswissenschaften die Meinung der gebildeten Mitwelt auf seiner Seite, wenn er die Bedeutung der Persönlichkeit im Gegensatz zur Naturwissenschaft auffaßt. Denn diese mißt dem Individuum wenig zu. Nicht als Führer, nicht als ursächliches, treibendes Moment geistiger Entwicklung, sondern als ihr notwendiges Produkt erscheint dort der bedeutende Mensch.

In der Tat, auf dem Grenzgebiet, das sich Naturphilosophie nennt, und das, seinem Wortsinn entsprechend, die Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie auf Grundlage der Naturwissenschaft zum Gegenstande haben sollte, ist viel Unvernünftiges zutage gefördert worden, das Dilettantismus im schlimmen Sinne des Wortes verrät. Aber das reicht nicht aus, die Tatsache zu erklären, daß der Vertreter der Naturwissenschaft und der Philosoph sich

aus dem Wege gehen, anstatt sich gegenseitig zu durchdringen; daß sie sich mit geringen Ausnahmen gegenseitig ablehnen, nicht ernst nehmen. Davon kann das Gebiet selbst sicher nicht profitieren. Mir aber scheint der Grund im wesentlichen darin zu liegen, daß man sich nicht versteht.

Für dieses Nicht verstehen führe ich die Tatsache an, daß in den Arbeiten bedeutender Autoren beider Gebiete wirklich grob-falsche Vorstellungen über die Auffassungen der andern Seite sich finden. Vorstellungen wie das Energiegesetz, das Gesetz der Entropie, die mathematische und naturwissenschaftliche ‚Unendlichkeit', die Kontinuität, die Naturgesetzlichkeit fand ich in philosophischen Schriften sehr häufig schief, ja gänzlich mißkannt. Wurden sie bekämpft, dann wurde in der Regel eine Vorstellung mit mehr oder weniger großem Aufwand besiegt, die der Physik ganz fremd ist. Gern gebe ich zu, daß es andererseits ein schmerzlicher Genuß sein kann, in Äußerungen der Physiker über Kantische Philosophie zu lesen. Darum wollte ich in den nachfolgenden Zeilen den Versuch machen — nicht etwa über Streitpunkte zu diskutieren und zu ihnen Stellung zu nehmen: denn das erscheint mir nicht als der richtige Weg, und ich fühle mich, als philosophischer Laie, hierzu nicht imstande. Aber den andern Versuch möchte ich machen, die Denkart und das mit ihr verknüpfte Empfinden des Naturforschers — des praktischen, produzierenden, anwendenden Naturforschers, nicht des auf dem Grenzgebiete tätigen Naturphilosophen — dem Verständnis näherzubringen, in einer Sprache, die nicht nur der Naturwissenschaftler, sondern auch der Vertreter der Geisteswissenschaften versteht. Denn die Sprachen, insbesondere der Philosophie und der Naturforschung, sind weit entfernt, sich zu decken. Die Schwierigkeit ist auch so nicht klein, denn es ist klar, daß die tieferen Vorstellungen der Naturwissenschaft ohne Schulung auch nicht leicht gewonnen werden können. Deshalb wird — das sehe ich schon zum voraus — dieser und jeder ähnliche Versuch für sich ein halbes Werk sein. Aber wenn dadurch die immer wieder falsch verstandene Welt des Naturforschers und Technikers, seine Denkart, seine Psyche manchen Zeitgenossen ein wenig nähergebracht würde — so wäre doch schon etwas getan. —

I.

Einige Grundvorstellungen.

Die gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten, die Tausenden Geistern täglich Probleme, Millionen Armen täglich Arbeit gegeben hat, die uns alle, ob wir wollen oder nicht, in ihren Bann zwingt, allen Faktoren und Betätigungen unseres Lebens, unserer Kleidung, Nahrung, Wohnung, aber auch unserer Bildung (deren Mittel sie liefert) den Stempel aufprägt, hat in zweifacher Weise eine Einwirkung auf die Denkart ihrer Diener — denn nur als solche fühlen sie sich — herbeigeführt. Äußerlich wird er zu den Grenzfragen gedrängt, da sich sein Gebiet extensiv und intensiv erweitert. Denn seine Arbeit wirkt nicht nur bis in die letzten Verzweigungen menschlicher Betätigung bei jedem einzelnen, sondern sie geht auch auf die inneren Zusammenhänge, die Vorstellungen der Masse, der Energie, in Frage nach dem Stoff im Weltall, den Bausteinen der Sterne, dem Alter der Erde, den Zusammenhängen zwischen Energie und Zellenleben, zwischen geistiger Be-

tätigung und organischem Stoffwechsel und anderen. Diese Fragen liegen an der Grenze des Reichs, das der Philosophie früher allein gehörte. Innerlich aber hat dieses Volk von Jüngern der Naturwissenschaft seit manchem Jahrhundert die Bestätigung der Richtigkeit seiner Methoden erfahren, die von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Zusammenhang zu Zusammenhang, von Resultat zu Resultat führten. Dieses Gefühl der Sicherheit seiner Denkmethoden, der vollkommene Verzicht auf jeden Wunsch und jede Willkür hinsichtlich der Erkenntnis, der ihm ganz selbstverständlich ist und dessen er sich kaum mehr bewußt wird, läßt ihn an die Probleme abwartend herantreten, ohne die Ergebnisse zu antizipieren. Er versteht den Streit um solche Fragen überhaupt nicht. Er hat eben keine Freiheit des Resultates und diskutiert nicht über Fragen, sondern nur über Ergebnisse, deren Sinn und ihre Konsequenzen. Er schließt nur immer auf das Nächste oder Übernächste und kontrolliert sofort durch Experiment oder Rechnung. Beide führen ihn enorm weit, wie zurzeit besonders die Elektronentheorie beweist. Mit anderen Worten, der Naturwissenschaftler denkt nie egozentrisch, sondern immer abwartend, sich unterordnend. Er prägt nicht, sondern er läßt sich von den Resultaten prägen. Er ist nicht im eigentlichen Sinne schöpferisch, sondern er sucht, findet, dient. Deswegen führt er keine Kriege über Probleme, und es ist ihm unverständlich, daß man über Probleme sie führen kann.

Hier wird der Einwand entgegengestellt, daß die naturwissenschaftliche Hypothese sehr oft mit dem Anspruch der Wahrheit aufgestellt und später verworfen werde, ja man geht so weit, das Naturgesetz selbst als subjektiv hinzustellen, ihm die Außenrealität abzusprechen und es nur als mehr oder minder unvollkommene Vorstellung bestehen zu lassen, die morgen einer anderen weichen kann. Der Vertreter der Naturwissenschaft seinerseits ist von der unabänderlichen Außenrealität des Naturgesetzes durchdrungen, er glaubt nicht etwa bloß an diese Außenrealität, sie ist ihm gesichertes Wissen. Für den Versuch, daran zu rütteln, hat er kein Verständnis. Und doch erscheint der Einwand so stichhaltig.

Das Fallgesetz — zum Beispiel — lehrt unter anderem, die Geschwindigkeit des Falles sei gleich dem Produkte von Zeit und ‚Erdbeschleunigung', der Kraft von fast konstanter Größe g, mit der die Erde Körper an sich heranzieht*, einer Größe, die ca. 9,81 Meter pro Sekunde beträgt. Diese Formel $v = g \cdot t$, das heißt: Geschwindigkeit des fallenden Körpers ist gleich Erdbeschleunigung mal der Zeit, die seit Beginn des Falles verfloß, ist für den Physiker Naturgesetz, unabänderlich gültig für die ganze Erde, aber auch für alle seiner Forschung zugänglichen Himmelskörper, allerdings mit dem Unterschied, daß die Größe g auf der Erde ungefähr 10 Meter, auf der Sonne etwa 270 Meter, auf dem Monde nicht ganz 2 Meter beträgt. Nun kann eingewendet werden: In Wirklichkeit fällt kein Körper auf der Erde mit dieser Geschwindigkeit. Das Gesetz würde nur erfüllt von einem hypothetischen, gewissermaßen idealen Fall eines Körpers, der in Wirklichkeit nicht dargestellt werden kann. Und daraus ist in allem Ernste ganz ehrlich geschlossen worden, daß das Fallgesetz nur eine Abstraktion

* Richtiger: Energie zweier Körper (Gravitationsenergie), die sich anziehen.

sei, nicht eine Außenrealität, nur eine subjekte Vorstellung, ein Bild von einer Sache, nichts Wirkliches.

Dieser Einwand ist für den Physiker durchaus unfaßlich, geradezu grotesk; für den physikalischen Laien ist er es offenbar nicht. Denn der Schluß scheint ganz logisch.

In Wirklichkeit ist der Einwand unberechtigt. Das Fallgesetz ist eine Außenrealität. Nicht die Form des Gesetzes, sondern die Abhängigkeit des Geschehens, welche es ausspricht. Die Form ist beliebig — drückt sie nur dem Maße nach die Abhängigkeit des Geschehens richtig aus. Nicht wir tragen unsere Maße in das Gesetz. Wir können tausendfach die Einheit des Maßes ändern, aber das Gesetz bleibt. Und in jeder Ausdrucksform werden wir dasselbe Gesetz wiederkennen. Es ist nicht eine Denknotwendigkeit für uns: Tausendfältig könnten wir uns den Fall denken. Aber es ist eine einzige Abhängigkeit in der Natur. Das ‚Gesetz' ist in der Natur, ist selbst ein Stück Natur, so gut wie Sonne und Mond. Was von uns stammt, ist nur die Form der Aussprache: der Inhalt liegt außen, ist Natur. Ungezählte Tausende von Beobachtungen und Messungen ergeben das. Aber der fallende Stein unterliegt nicht nur diesem Gesetz, sondern dieses und alles Naturgeschehen vollzieht sich unter dem Einfluß mehrerer Kräfte. Der fallende Stein unterliegt auch der Reibung in der Luft, ihrem Gegendruck, den sie durch ihre Kompression bei seinem Herabfallen erfährt. Er unterliegt dem Einfluß der drehenden Bewegung der Erde, der Anziehungskraft der Sonne und anderer Himmelskörper. Es ist offenbar, daß das Resultat nicht der Einwirkung einer Kraft, sondern der Summe aller wirkenden Kräfte entspricht. Aber es ist ebenso klar, daß die Definition der Kraft eine Wirklichkeit betrifft, daß es sich um die Erkenntnis einer Außenrealität, nicht um eine subjektive Vorstellung handelt. Wenn alle Physiker der Welt von dieser Relation nichts wüßten, sie aber auf experimentellem Wege ergründeten, würden alle zu genau demselben Ergebnisse kommen, das heißt, das Naturgesetz in gleicher Weise erkennen. Das Naturgesetz ist nicht die Beschreibung eines Einzelfalles. Damit wäre nichts erreicht. Wohl aber ist das Naturgesetz ein unbedingter Faktor, der einen seinem Einfluß unterliegenden Faktor in bestimmter qualitativ und quantitativ eindeutiger Weise beeinflußt. Es können wohl viele Faktoren (Naturgesetze) einen Vorgang beeinflussen. Nicht der Vorgang, sondern der Einfluß auf ihn entspricht mathematisch genau dem Naturgesetz.

Alle Vorstellungen, die wir vom Naturgeschehen uns bilden, werden uns freilich durch die Sinne vermittelt und sind zunächst Bilder. Aber sehr ungleich groß sind die Faktoren. Die Außenrealität ist der gewaltige, immer wirkende, uns selbst formende; unsere Vorstellungsmittel, von der Wahrnehmung bis zum fertigen Bilde, der unendlich viel kleinere und der empfangende Faktor. Darum muß eine immer wiederholte Prüfung dieser Vorstellung, muß die experimentelle Befragung der Natur entscheiden, ob die Vorstellung mit dem Naturvorgang sich deckt. Deckt sie sich, so ist nur die Form, die Einkleidung unsere Sache, die Nachaußenprojektion, das Gesetz selbst ist die Außenrealität, wie sie in uns eintrat. Vielleicht nicht die ganze Außenrealität, aber es ist

ein Stück Natur, wenn anders wir überhaupt Realitäten erkennen können. Bestreitet man dies ganz — so zweigt die Naturwissenschaft hier ab von der Philosophie und hat hinfort in dieser Richtung keine Berührungslinie mehr mit ihr.

In der oben erwähnten Beziehung sind die drei Elemente enthalten, die natürlich in der Physik immer wiederkehren. Und zwar kommt die Zeit darin zweimal vor (Zeit — Geschwindigkeit), der Raum einmal (Geschwindigkeit) und ferner noch eine Energie, die anziehende Kraft der Massen oder die Energie der Gravitation. Sie ist bis jetzt noch das größte Rätsel in der Physik geblieben, während man dem ‚Wesen' der übrigen Energieformen ziemlich nahegekommen ist.

Von allen Energieformen gilt nun das bekannte ‚Erhaltungsgesetz', das sehr oft fälschlich gedeutet wird. Freilich ist es eine Grundvorstellung in der Physik, die auch in andere Gebiete übertragen wurde.

Das Energiegesetz oder Erhaltungsgesetz als Naturgesetz gibt uns die quantitative Beziehung bei den meisten energetischen Verläufen an. Es lehrt: Die Energieformen — Wärme, strahlende Energie, die Energie des elektrischen Stromes, Bewegung usw. — lassen sich ineinander überführen, das bedeutet, man kann Elektrizität in Wärme oder in Licht oder Bewegung, oder Bewegung, Elektrizität, Licht in Wärme wandeln — oder auch mehrere von ihnen gleichzeitig. Die Maschinen und Apparate sind ‚Energietransformatoren', so die Glühlampe, die elektrische Energie aufnimmt, Wärme und Licht dafür gibt. Das Gesetz sagt nun aus, daß bei solchen Energieumwandlungen das Maß gewahrt bleibe, soweit es sich um geschlossene Verläufe handelt, also um solche, deren Anfang, Fortgang und Ende man kontrollieren kann. Offenbar umschließt dies Gesetz fast die ganze äußere Geschehenswelt. Es handelt sich fast immer um Energieumwandlung. Denn wir können offenbar nie Licht oder Wärme oder Bewegung ‚erschaffen', sondern wir müssen dabei ein Äquivalent verbrauchen. Es gilt die Gleichung: Bei kontrollierbarem physikalischem Geschehen (= Verwandeln, Transformieren) ist Menge der Anfangsenergie des Prozesses gleich Menge der Endenergie des Prozesses. In diesem Sinne sind die Worte Robert Meyers, des eigentlichen Entdeckers, zu fassen: ‚Nil fit ex nihilo' ‚nil fit ad nihilum'.

Sooft man dieses Gesetz nachprüfen konnte, hat es sich bestätigt. Wandelt man zum Beispiel eine Pferdekraft, das ist 75 Meterkilogrammsekunden Bewegungsenergie in einer Dynamo, in elektrischen Strom um, so muß man dafür das Äquivalent, 736 Watt elektrische Stromenergie, erhalten. Wandelt man umgekehrt 736 Watt elektrische Stromenergie in einem Elektromotor in Bewegungsenergie um, so erhält man als Produkt eine Pferdekraft Bewegungsenergie. Bei experimenteller Ausführung des Versuches wird das Resultat nie ganz erreicht, weil bei jeder der beiden Verwandlungen etwas Wärme entsteht. Nimmt man aber die entstehende Wärme zur Endenergie hinzu, dann erhält man das volle Äquivalent der Ausgangsenergie. Was bedeutet darin das Wort Energie? Energie ist ‚Maß der Arbeitsfähigkeit' oder ‚Arbeitsvorrat'. Man kann das Energiegesetz auch so fassen. Eine Energieform von

bestimmter Größe kommt zur Arbeitsentfaltung. Das Resultat dieser Arbeit ist dann ein ganz gleiches Quantum einer oder mehrerer Energieformen, oder ‚Energie ist Ursprung und Resultat jeder Arbeit'.

Dieses Beispiel einer Energietransformation ist, wie man sieht, ein reversierbares. Es gibt aber auch nicht reversierbare Prozesse, bei denen die Äquivalenz dennoch feststeht. Allgemein läßt sich sagen, daß bei allen Verwandlungen der Energie, bei denen sich die Kontrolle exakt durchführen ließ, in den 70 Jahren, seit denen das Gesetz bekannt ist, die Gültigkeit immer bestätigt wurde. Das Gesetz wird deshalb allen Berechnungen einschlägiger Maschinen zugrunde gelegt, in ungezählten Millionen von Fällen. Es ist der selbstverständliche Ausgangspunkt für die Berechnung jeden Wärmekreisprozesses in Dampfmaschinen, Gasmotoren, es ist die Basis für die Elektrotechnik und der tiefere Grund für die Ökonomie ganzer Industrien. Es ist zweifellos ein Naturgesetz. Dagegen wird nicht behauptet, daß dieses Naturgesetz absolute Allgemeingültigkeit hat. Es gibt Grenzprobleme, bei deren Betrachtung man es offenbar nicht anwenden darf. So zum Beispiel läßt die gegenwärtige Phase der Elektronentheorie das Resultat als möglich erscheinen, daß es gelinge, Energien und Materie auf einen gemeinsamen Baustein zurückzuführen. In diesem Falle wäre es natürlich möglich, daß Materie in Energie sich verwandelt, und das Erhaltungsgesetz — sowohl das energetische wie seine ältere Schwester, das stoffliche — würde eine Ergänzung, d. h. eine Erweiterung, erfahren müssen.

Es ist nun natürlich verfehlt, die objektive Realität des Energiegesetzes deswegen zu bestreiten, weil es Grenzen gibt, bei denen es ergänzt wird. Es ist aber andererseits ebenso verfehlt, dem Energiegesetz eine Ausdehnung zu geben, die ihm nicht zukommt. Man hat es zum Beispiel auf das organische Wachstum angewandt, ohne daß ein zwingender Grund vorhanden ist, stets Energieverbrauch beim Wachstum anzunehmen, solange derselbe natürlich nicht unter Überwindung von Widerstand, also z. B. entgegen der Richtung der Schwerkraft, erfolgt. Ebensowenig läßt sich ohne weiteres die ziemlich willkürliche Anwendung des Erhaltungsgesetzes rechtfertigen, die bei der geistigen Tätigkeit gemacht wurde. Denn jede Anwendung des Energiegesetzes hat zur Voraussetzung, daß Anfangs- und Endglieder der Verwandlung genau nach Zahl und Art bekannt sind, daß sie wirklich Energien sind und daß es sich um einen geschlossenen Prozeß handelt, das heißt einen solchen, der von Beginn bis zum Schluß ganz genau bekannt und meßbar zu verfolgen ist. Solange sekundäre Transformationen möglich sind, durch die ein Teil der Energie entführt wird, oder Hindernisse, durch welche ein anderer Teil der Energie gar nicht zur Arbeit und damit zur Verwandlung kommt, solange weiterhin die chemischen Energiegrößen nicht genau mitkontrolliert werden, kann von einer derartigen Anwendung eigentlich die Rede nicht sein, eben weil uns das energetische Tatsachenmaterial noch abgeht. Es fehlt hier manchmal auch an der genügenden Unterscheidung zwischen Äquivalenz und Wirkung. Der Sinn der Wirkung deckt sich annähernd mit dem Begriffe der causa movens, während die verwandelte Energie sich mehr dem Begriff der causa sufficiens nähert. Der

Fall eines katalytisch ausgelösten Prozesses ist das deutlichste Beispiel für die Unterscheidung zwischen Energietransformation und ‚Wirkung'.

In engem Zusammenhange mit dem Problem der Außenrealität steht die oft erörterte Frage über die Objektivierung der Wahrnehmung. Von der naturwissenschaftlichen Seite sieht die Sache etwa so aus:

Zwar haben wir nur unsere Sinne, deren Wahrnehmung wir objektivieren. Es kann also sein, daß es Realitäten gibt, die sich unserer Wahrnehmung noch mehr oder weniger entziehen. Aber es ist sicher, daß auch durch ein weit höheres Wesen, das für Energien uns unbekannter Art Sinne = Wahrnehmungsorgane hat, die Objekte zwar vollkommener wahrgenommen werden, als wir sie wahrnehmen, daß aber diese Wahrnehmungen nicht eine Verneinung, sondern nur eine Ausdehnung der uns bekannten Naturgesetze bringen können.

Denn unter Natur verstehen wir ein zusammenhängendes, nicht zwei oder mehrere durch keine Abhängigkeiten einander verknüpfte Reiche. Es gibt nichts in unserer Naturkenntnis, was nicht direkt und indirekt mit allem anderen Bekannten verknüpft wäre und daher prinzipiell durch Konsequenzen uns wahrnehmbar würde. Die elektrische Energieform war jahrtausendelang der Kulturwelt unbekannt. Ihre Konsequenzen, das heißt ihre Transformationen wurden zunächst wahrgenommen und führten durch tausendfache Variation der Umstände zu einer immer richtigeren Vorstellung des Substrates, das unseren Sinnen zunächst nicht wahrnehmbar war, der ‚Elektrizität'. Wir nehmen im Bereich der schwingenden Energie die Formen von 0,4 bis 0,8 Tausendstelmillimeter Schwingungsweite wahr und bezeichnen sie gemeinhin als ‚Licht'. Wir wissen auch, daß unter 0,4 Mikron ($^1/_{1000}$ Millimeter = 1 μ [Mikron]) chemisch wirksame Strahlen liegen, daß zehntausendmal kleinere Schwingungen die X-Strahlung sind. Dazwischen befindet sich eine unbekannte Zone. Sehr wahrscheinlich existieren diese uns unbekannten Schwingungen, besitzen eine geringere oder auch nur unseren Sinnen auch in den Konsequenzen ferner liegende Wirkungssphäre*. Wie dem auch immer sei, es ist sicher, daß auch nach ihrer Entdeckung das Erkannte in der Naturwissenschaft bleiben wird. Das Gravitationsgesetz wird bleiben, ein die ‚grüne' Lichtschwingung reflektierender Körper wird in bezug auf sie auch ferner dieses Verhalten zeigen. Wir werden von ihm nachher mehr wissen als jetzt, aber die Objektivität, die Realität der bereits erkannten Naturgesetze wird nicht umgestoßen. — An verschiedenen Stellen der Physik befinden wir uns übrigens an solchen Grenzen, wo wir an die Transformationssphäre einer noch nicht bekannten Energieform heranzukommen vermuten. Daß aber prinzipiell alles in der Kontinuität des Naturgeschehens Liegende zur Wahrnehmung gelangen kann und daß der Fortschritt in dieser Beziehung wohl Erweiterung, nicht aber Verneinung der erkannten Naturgesetze bringen wird, erscheint dem Naturforscher klar. Es ist offenbar etwas anderes um teilweises Wissen und Irrtum.

* In der Chemie hat man eine analog geschlossene Reihe von Elementen später gefunden; sie hatten sogar die vorausgesagten Eigenschaften.

Die tiefste Erkenntnis der Physik ist das Entropiegesetz, von dem große Geister gesagt haben, es sei überhaupt die größte, tiefste Erkenntnis über das Naturgeschehen. Seine Besprechung sei einer besonderen Arbeit vorbehalten.

Kant zeigt in seiner Kritik der reinen Vernunft, wie man philosophisch ebensowohl zu der Anschauung von der Unendlichkeit des Weltalls als zu der Anschauung von ihrem Gegenteil gelangen könne. — Der Physiker spricht von der Unendlichkeit des Weltalls, er spricht überhaupt von unendlich großen und unendlich kleinen Dingen — ja, er rechnet mit solchen —; ein ganzes Gebiet der Mathematik, die Differenzial- und Integralrechnung, befaßt sich hauptsächlich mit unendlich großen und unendlich kleinen Größen und heißt deshalb auch infinitesimale Rechnung. Wie kann man mit dem Unendlichen rechnen? Man kann es ganz gut, und die Resultate, die sich bei diesen Rechnungen ergeben, sind richtig, kommen zum Beispiel in Maschinenkonstruktionen zur reellen Anwendung. Der Unterschied liegt eben in der Definition der mathematischen Unendlichkeit, die von der philosophischen durchaus verschieden ist. Der Philosoph kommt zum ‚Unendlichen' nur durch Negationen jeder Aussage. Denn jede Aussage, jede Definition ist eben eine Umgrenzung. Das Unendliche ist aber vom philosophischen Standpunkt das der Umgrenzung Ermangelnde.

Ganz anders in der Mathematik und Physik. Dort wird von dem Unendlichen ganz Bestimmtes ausgesagt, nämlich, daß es in bezug auf eine oder mehrere andere gleichzeitig betrachteten Größen sehr groß oder sehr klein sei. Es würde physikalisch ohne weiteres angängig sein, ein Wassertröpfchen in Bezug auf ein Gebirge als ‚unendlich klein' zu bezeichnen. Dasselbe Wassertröpfchen enthält aber etwa hunderttausend Millionen Moleküle, und die Größe eines Molekülteils, eines Atoms, ist noch zehn- bis hunderttausendmal beträchtlicher als die des dort gleichfalls vorhandenen Elektrons. Eine alte, wenn auch nicht ganz zutreffende Vorstellung definiert die Linie als eine unendliche Summe von Punkten. Die Linie ist in bezug auf den Punkt unendlich groß. Dabei mißt sie vielleicht 10 cm. Diese unendliche Größe ist wieder als Fläche unendlich klein. Denn erst eine unendliche Summe von Linien gibt eine Fläche.

Wenn der Physiker von der ‚Unendlichkeit' des Milchstraßensystems spricht oder der Unendlichkeit seiner Räume, so wird er eben nie etwas anderes in der Vorstellung haben, als daß in bezug auf den uns umgebenden Raum unsere Erde sehr klein ist. Was jenseits dieser Vorstellung liegt, geht ihn nichts an und ist ihm, solange er physikalisch denkt, gleichgültig. Denn die Naturwissenschaft ist die Wissenschaft des Erreichbaren. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß das Erreichbare sehr weit, sehr groß ist.

II.

Vom Weltbild des Physikers.

Diese Grenze ist weit, aber sie ist. Die Naturwissenschaft handelt nur von den Dingen in ihr. Aber über die Größe des Reiches besteht viel Unklarheit. Was ist dem Naturforscher zugänglich?

Fangen wir bei den kleinen Dingen an. Da ist das Problem von Stoff

und Kraft — wie man es früher nannte, von Materie und Energie, wie es jetzt heißt. Aus der unendlichen Variation des Stoffes geht der Forscher auf die Elemente zurück. Er findet sie nach der Reihe fast alle. Die er noch nicht aus den Gesteinen darstellen konnte, kennt er dennoch ziemlich genau, nachdem durch Meudelejeff und seine Nachfolger dies System mit jenen gesetzmäßigen Intervallen gefunden wurde, durch welche die einzelnen Elemente voneinander geschieden sind. Nicht regellos sind die kleinsten Teile, die Atome dieser Elemente in ihrem Aufbau, nein, ihre Wertigkeiten folgen in bestimmten Abstufungen aufeinander, und ihre Zahl ist klein — nur etwa 80 Bausteine bilden in ihrer vielmillionenfaltigen Zusammenlegung die verwirrende Fülle des Körperlichen. Die Gesetze dieser Zusammenlagerung, ihre Bedingungen und ihre künstliche Herbeiführung ist der Gegenstand der Chemie.

Aber existiert nun das Atom wirklich oder ist das ‚kleinste Teilchen‘ nur eine Fiktion? Es existiert sicher, es ist auch der Baustein der hauptsächlichsten Stoffe und Verwandlungen in der Chemie. Ob es ein kleinstes Teilchen ist — bleibt vorerst dahingestellt. Für viele Vorgänge ist es eben das letzte Glied; aber man weiß schon jetzt sicher, daß in der Materie neben dem Atom noch kleinere Glieder liegen, die Elektronen. Während das Atom eines Elementes vom Atome des nächsten verschieden ist, eine Verschiedenheit, die eben den ganzen Unterschied der Grundstoffe in sich trägt, sind die Elektronen, die in allen Stoffen wohnen, gleich.

Um nun zu einer gewissen, wenn auch grob sinnlichen und nur annähernd richtigen Vorstellung von der Größe, Anordnung und den Bewegungen dieser kleinsten Teilchen zu gelangen, gehen wir von dem unserem Auge noch Erreichbaren aus. Mit Hilfe des Mikroskopes, das ist bekannt, wird der winzige Wassertropfen zu einer Welt voll Leben. Eine Fülle kleiner Lebewesen, teilweise feingliederig gebaut, bewegt sich darin und kämpft in gegenseitiger Befeindung, in stetem Ringen den Kampf ums Dasein. Die Größe dieser Organismen liegt bei $^1/_{100}$ Millimeter und weit darunter. Aufgebaut sind ihre Körper aus Zellen, von der Größe zirka $\frac{1}{10000}$ Millimeter, die uns das Mikroskop auch, wenigstens manche, vor Augen führt. Diese bestehen wieder aus Atomgruppen, Molekülen, und zwar teilweise aus Hunderttausenden, ja Millionen von ihnen. Mit Hilfe des Ultramikroskopes gelingt es noch, Körperchen von der Größe $\frac{1}{180000}$ Millimeter unserem Auge wahrnehmbar zu machen, aber das ist noch eine riesenhafte Masseanhäufung gegenüber dem Molekül, dessen Größenordnung wesentlich geringer als $\frac{1}{100000000}$ Millimeter (hundertmillionstel) ist.

Ein populäres Beispiel für die Größe dieser Atomgruppen, der Moleküle, der Frage der chemischen Gesetzmäßigkeit bei zusammengesetzten Körpern, bietet der Gasraum eines Kubikzentimeters, also etwa eines Fingerhutes. Im Gase liegen die Stoffteilchen weiter auseinander als in festen Körpern. Trotzdem mag der Kubikzentimeter 60 Trillionen Gasmoleküle enthalten, das ist also 60 000 000 000 000 000 000. Diese Zahl ist ungeheuer. Wir sehen zum Beispiel mit bloßem scharfem Auge nur etwa dreieinhalbtausend Fixsterne am Himmel. Mit den vollkommensten Fernrohren werden etwa 50 000 000 (fünfzig

Millionen) Fixsterne wahrgenommen, eine gegenüber den genannten Stoffeinheiten völlig verschwindende Zahl. Unsere optischen Hilfsmittel müßten — vorausgesetzt, daß die Zahl der Himmelskörper schwächeren Lichtes im gleichen Verhältnis bleibt —, nicht doppelt oder dreimal, sondern millionenmal besser werden, um sie wahrzunehmen.

Jedes dieser Moleküle wiegt etwa $\frac{1}{100000000000000000000000}$ Gramm, das ist der zehntausendste Teil eines trillionstel Gramm.

Nun besteht jedes Molekül der zusammengesetzten Stoffe, wie des Sauerstoffes und Stickstoffes der Luft, aus einigen Atomen. Die Atome sind durch relativ sehr große Räume voneinander entfernt, und um die Atome als Sonnen kreisen vielleicht in diesen Zwischenräumen kleinere Glieder, die Elektronen, gleichsam als Planeten. —

Die Größe, die Gewichte der Atome sind uns ziemlich genau bekannt, trotz ihrer den menschlichen Geist zum Schwindeln bringenden Kleinheit treten sie ja in allen chemischen Reaktionen so unmittelbar in Wirkung und in rechnende Beobachtung, daß sie uns bekannt werden mußten. Die ihren Maße-Werten entsprechenden Zahlen (Atomgewichte, Molekulargewichte, Verbindungsgewichte) setzen wir bei den einfachsten Analysen in Rechnung.

Die Elektronen nun sind noch zehntausend- bis hunderttausendmal kleiner als die Atome — Größenverhältnisse, wie sie bei unserem Sonnensystem vorkommen.

Diese kleineren Teilchen nun sind sehr genau bekannt. Negativ elektrisch verharren sie beim Atom, bis sie durch eine Gewalt — zum Beispiel in der Kathodenstrahlenröhre durch den elektrischen Strom — herausgeschleudert werden und ihre Wirkungen entfalten. Ein sehr großer Teil der Radioaktivitätserscheinungen besteht in diesen Wirkungen.

Bis zu einem gewissen Grade ist es wahrscheinlich, daß die Elektronen Bausteine der Atome sind. Wahrscheinlicher noch ist durch die Radioaktivitätsforschung geworden, daß die zirka 80 verschiedenen Atome aus gleichem Stoff bestehen. Denn die Verwandlung derjenigen unter ihnen, die das höchste Atomgewicht haben, in niederwertige, die allmähliche Verwandlung von Thor, Uran, Aktinium, Jonium, Radium in andere mit dem Zwischenglied eines gasförmigen Elementes, dem Helium, ist ein Beleg dafür, daß ein Urstoff oder doch einige wenige Urstoffe die Atome bilden und daß sie, wenigstens in Gruppen, ineinander übergehen. Ob allerdings die Elektronen diese Bausteine sind, steht noch dahin, wenn es auch wahrscheinlich ist.

Scheint so die Naturforschung bis an die Pforte des Stofflichen gedrungen zu sein, so wartet jetzt ihrer die große Frage nach dem ‚Wesen' des Stoffes. Was darunter zu verstehen ist, in welcher Richtung diese Frage vom Naturforscher angefaßt wird, der Lösung nahesteht, und wo diese Lösung vermutlich liegt, soll im nachfolgenden angedeutet werden.

Daß die Sterne, soweit sie spektralanalytischer Untersuchung zugänglich sind, aus denselben Stoffen bestehen wie die Erde, ist bekannt und bietet einen Beleg für die Allgemeingültigkeit dieser Untersuchung. —

Naturwissenschaftliches ‚Wesen' erklären heißt, das besondere auf das

allgemeine zurückführen. Fragt also der Naturforscher nach dem ‚Wesen‘ des Stoffes, so meint er damit, ob die Materie sich in ihren letzten Bausteinen auf andere Erscheinungen zurückführen läßt.

Die Welt des Physikers zerfällt nun in den großen Dualismus Materie und Energie, wie vorhin schon erwähnt. Die Energien lassen sich großenteils sehr leicht als Bewegungen deuten. So wissen wir zu unterscheiden, daß Körper als Ganzes sich bewegen (Mechanik) oder auch in ihren Stoffteilchen. Die geschwinde auf und ab wogende Bewegung der Atome ist der Sinn der Wärme; schwingen die Atome noch rascher, dann haben wir es mit Licht zu tun, und das ist ja das Charakteristikum der Sonnen im Weltall, daß sie, kosmisch in einem früheren Entwicklungsstadium als unsere alte Erde, noch rascher schwingende Atome haben, das heißt leuchten. Diese Bewegungsphänomene der kleinsten Teilchen umfaßt einen sehr großen Teil der Physik. Wenn der Physiker also nach dem ‚Wesen‘ des Schalles gefragt wird und sagt, es sei ‚Bewegung‘ der Luft, oder nach dem Wesen der Wärme, und er erklärt, ‚Bewegung‘ der Atome, so hat er seiner Forschung gemäß geantwortet, das Besondere auf Allgemeines zurückgeführt und als Fall dieser Allgemeinheit dargetan.

Nun genügen alle ‚Fälle‘ der Bewegung, die grobe der Körper und die nur der rechnenden Untersuchung zugängliche der Teilchen, gewissen Grundgesetzen, die sich in mathematische Formeln prägen lassen. Einige solche Formeln, die mechanischen Grundformeln, enthalten das gesamte Gebiet in sich, und jedes einzelne Ereignis stellt einen besonderen Fall dieser Gleichungen dar, läßt sich auf sie zurückführen. Auch alle neuentdeckten Ereignisse der Bewegungsphysik lösten sich stets und müssen sich, so weit wir sehen können, in diesen Grundbeziehungen lösen.

Diese Gesetze der Bewegung, also der Funktionen des Stoffes und seiner Teilchen, umschließen also ein riesiges Gebiet. Die meisten Bewegungserscheinungen sind aber verknüpft mit einer anderen Naturkraft, die fast überall hineinspielt, mit der Elektrizität, deren ‚Wesen‘ nicht bekannt ist, die aber fast immer hervortritt, wenn physikalische Erscheinungen in ihre Tiefen hineinanalysiert werden.

Es läßt sich somit der physikalische Dualismus jetzt auch so aussprechen, daß wir zwei Gruppen von Grundformeln haben, auf die wir alles zurückführen können. Das sind die Grundgleichungen der ‚Masse‘, also der Mechanik, und die Grundgleichungen der Elektrizität. In diese beiden Behälter geht die ganze Physik, die wir kennen.

Nun könnten diese beiden Prinzipien nebeneinander bestehen — das ist der unwahrscheinlichste Fall. Oder es könnte möglich sein, daß die Grundgesetze der Elektrizität auf die mechanischen Grundgesetze sich zurückführen ließen. Dann hätten wir in der Elektrizität einen besonderen Fall der Materie vor uns, in ihren Ereignissen eine Gruppe von Stoffbewegungen. Das erschien am wahrscheinlichsten, und es wurden Dezennien hindurch Versuche in dieser Richtung gemacht; die Mehrzahl der großen physikalischen Geister ging dieser verlockenden Fragestellung nach. Aber das Resultat entsprach nicht. Selbst die einfachsten Fälle ließen sich nicht mit genügendem Ergebnis zurückführen.

In neuerer Zeit wurde dann die dritte Möglichkeit ins Auge gefaßt und mathematisch analysiert: Ob es nicht möglich wäre, die Erscheinung der Masse als eine besondere Gruppe der Elektrischen Erscheinungen und die Masse als besonderen Fall der Elektrizität zu deuten. Der Stand der Frage ist nun der, daß zwar noch nicht mit absoluter Sicherheit, aber mit einiger Wahrscheinlichkeit die Masse als ein besonderer Fall der Elektrizität sich darstellt. Die Fülle von Arbeit, die bis zur definitiven Lösung der Frage geliefert werden muß, ist natürlich recht groß. Es müssen alle möglichen Fälle berücksichtigt und ausgerechnet werden.

Nehmen wir einmal an, die Rechnung und Prüfung sei zu Ende geführt und hätte das Ergebnis, daß die Materie ein besonderer Fall von Elektrizität sei, so wie die Wärme ein besonderer Fall von Bewegung ist.[*] Dann ist die Frage nach dem Wesen der Elektrizität naturwissenschaftlich außerhalb jeder Untersuchungsmöglichkeit, da die Elektrizität das Allgemeinste ist, die andern Erscheinungen als Sonderfälle in sich schließt und deswegen nicht mehr erklärt werden kann.

Während dem Naturwissenschaftler aus dieser Gedankenkette und ihrem wahrscheinlichen Resultat, der Zurückführung der Masse auf die Elektrizität, keinerlei Denkschwierigkeit entsteht, erscheint sie dem Laien ganz unfaßbar. Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß in den Voraussetzungen der Frage irgend ein logischer Prinzipienfehler stecke, und die einzige Schwierigkeit ist nur die praktische, daß die Masse, selbst wenn ihre Definition an und für sich die denkbar größte Schwierigkeit gemacht hat, als häufigste Erscheinung und durch jahrhunderttausendlange Gewöhnung uns als naturgemäßes, letztes Prinzip praktisch erscheint. Zuletzt erübrigt sich ja jede weitere Diskussion für den Naturwissenschaftler vollständig. Er hat eine Reihe von Beziehungen gefunden, die zwischen Raum, Zeit und Elektrizität bestehen. Er hat gefunden, daß alle Beziehungen, die zwischen Raum, Zeit und Masse bestehen, also Farbe, Bewegung, Undurchdringlichkeit, Elastizität, Durchsichtigkeit, Härte, Dichte, daß alles, was sich über materielles Geschehen aussagen läßt, sich als ein besonderer Fall der elektrischen Grundgleichungen darstellt. Dabei sei noch erwähnt, daß die Eigenschaften der Materie sich auf den Bewegungszustand ihrer kleinsten Teilchen zurückführen lassen.

Damit ergibt sich eine Fülle von prinzipiellen Möglichkeiten. Ich will etwas herausgreifen, was phantastisch klingt und darum um so besser einen Blick in das prinzipiell Mögliche der Naturwissenschaft zu tun erlaubt. Der Gedanke, durch den Weltraum zu wandern, also z. B. von der Erde zum Mars, eine übrigens zunächst winzige Strecke, zurückzulegen, wird als Antwort jenes Lachen in der Regel finden, das man einer völligen Unmöglichkeit, einer ganz unsinnigen Idee gegenüberstellt. In Wirklichkeit ist das aber durchaus möglich, das heißt prinzipiell möglich. Denn die Hindernisse, die sich dem gegenüberstellen, sind alle physikalisch. Es sind im wesentlichen drei — die anziehende Kraft der Erde, die Temperatur des Weltraums, die Gebundenheit der menschlichen Existenz an Luftatmung und organische Nahrung. Davon sind die letzten zwei prinzipiell ganz sicher lösbar; denn man kann prinzipiell ungeheure

Mengen von Wärmeenergie in chemischer Gebundenheit mit sich führen und ebenso eine große Menge organischer Nahrungsmittel und atmosphärischer Luft in flüssiger Form. Die Natur der Schwerkraftenergie, die in gleicher Gesetzmäßigkeit auf allen Gestirnen wirkt, entzieht sich unserer genaueren Vorstellung noch. Wenn aber die Äquivalenz dieser Energieform mit anderen feststeht, wenn sie speziell, wie es den Anschein hat, als eigentliche Massenenergie nunmehr als besondere Form von elektrischer Energie sich herausstellt, dann gelingt es wohl noch, sie für Spezialfälle unwirksam zu machen und damit aus ihrem Bannkreis zu kommen und durch ein wechselndes Spiel zwischen den Wirkungssphären der Gestirne und der mitgeführten, entgegenwirkenden Energie, deren Größe man regelt, sich im Weltraum frei zu bewegen.

Von der praktischen Möglichkeit kann natürlich noch nicht gesprochen werden. Es fehlt erstens noch die genauere Kenntnis des ‚Mechanismus' der Schwerkraft. Vielleicht wird er morgen gefunden, vielleicht in hundert Jahren, wenn man auch schon über die Richtung, wo er zu finden ist, ein wenig orientiert sein sollte. Dann fehlt uns noch die ungeheure Arbeit der Technik, die vielleicht sehr lange Zeit brauchen wird, um eine solche physikalische Möglichkeit in eine technische überzuführen.

Daß übrigens die ganze Frage nicht so weit von uns abliegt, zeigt eine Untersuchung, die kein Geringerer als Swante Arrhenius in seinem Werk: ‚Das Werden der Welten' kürzlich in sehr ernster Weise dargelegt. Es ist bekannt, daß das Licht einen Druck auf die Körper ausübt, die es trifft, eine Wirkung, die sich der messenden Berechnung nicht ganz entzieht, obwohl sie klein ist. Die Gravitationsenergie, das heißt also die Kraft, mit der ein die Erde oder irgend ein Gestirn oder ganz allgemein irgend eine Masse eine andere Masse anzieht oder, richtiger gesagt, sich zwei Massen untereinander anziehen, ist der Größe dieser Massen proportional. Das heißt also mit anderen Worten, daß die Sonne einen Körper stärker anzieht als die Erde, weil sie mehr Masse besitzt als die Erde; es heißt weiter, daß die Erde eine Kanonenkugel stärker anzieht als eine Flaumfeder, weil die Kanonenkugel mehr Masse besitzt als die Flaumfeder. Denken wir uns nun Körperchen von immer geringerer Masse, so gelangen wir schließlich zu einer Größe, auf welche die Anziehungskraft der Erde nur noch sehr wenig einwirkt, und bei einer bestimmten Größe tritt der Fall ein, daß der Druck des Lichts die Anziehungskraft überwiegt. Es ergibt sich also, daß von leuchtenden Gestirnen, und zwar in höherem Maße von selbstleuchtenden als von beleuchteten, feine Staubteilchen in den Weltraum weggeschleudert werden. Swante Arrhenius hat nun diesen Fall genau durchgerechnet, und es kann nach ihm recht gut möglich sein, daß Körperchen von der Kleinheit feinsten Samens die Reise durch den Weltraum antreten, von Planet zu Planet, in einigen Jahren und in einigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden sogar von Sonnensystem zu Sonnensystem wandern. Die Sporen vertragen nun, wie man weiß, die außerordentliche Kälte von etwa —200°, die im Weltraum herrscht, sehr gut; denn sie überleben auch die Einbettung in flüssige Luft, und auch die jahrelange Reise würde vielleicht kein Hindernis sein, so daß der Austausch organischen Lebens

von Gestirn zu Gestirn eine Möglichkeit besitzt. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß im Laufe von Jahrtausenden Pflanzengattungen anderer Welten zu uns übertragen werden, wenn auch mancher Widerspruch sich gegen Arrhenius regte.

Mit diesen Betrachtungen sind wir bereits aus dem Vorstellungsreiche des naturwissenschaftlich unendlich Kleinen in das Reich des unendlich Großen hinübergewandert, um dort noch eine kurze Weile zu bleiben. Es zeigt sich zwischen den beiden Reichen eine Analogie in den Größenverhältnissen der Einzelglieder zueinander und ihren Beziehungen, daß die Vorstellung einer vollen Analogie außerordentlich naheliegt. Doch wollen wir uns an das Tatsächliche halten. Da ist zunächst unser Sonnensystem. Unser kleiner Trabant, der Mond, ist lediglich 384 000 Kilometer von uns entfernt. Wir sehen auf ihn so genau, daß kein Objekt von der Größe eines Häuserviertels uns entgehen kann. Die Schatten seiner Berge im Sonnenschein lassen uns deren Höhe mit leichter Mühe berechnen, und hätten wir ein Weltschiff von der geringfügigen Geschwindigkeit einer Lokomotive, so könnten wir in einem halben Jahre auf ihm landen. Wer vierzigmal von Hamburg nach New York fuhr, hat die Distanz längst zurückgelegt. Die gesamte Bahn des Mondes um die Erde ließe sich in die Sonne hineinverlegen und würde nur etwas mehr als die Hälfte ihres Durchmessers einschließen.

Hundertmal weiter steht die Venus, und hier wird die Distanz für unsere Begriffe schon erheblich. Die Lokomotive hätte 50 Jahre, das Licht $2^1/_2$ Minuten zu wandern. Hundertfünfzig Millionen Kilometer weit steht die Sonne, von der aus das Licht mehr als 8 Minuten zu uns herüberbraucht, in jeder Sekunde 300 000 Kilometer durchmessend. Und doch hängt jede Phase unseres Daseins von ihr ab, sie bedingt das Leben, die Entwicklung. Sie ist eben mehr als 1 millionmal größer als die Erde, ihre Masse allerdings ist nur etwa 3- bis 400 000mal größer, weil die Sonne weniger dicht ist wie die Erde. Wäre die Sonne eine Kugel von 10 Meter Durchmesser, so wäre die Erde mit ihren Millionen Menschenkindern darauf ein unsichtbares Stäubchen von $^1/_{100}$ Millimeter Durchmesser.

Noch sind wir in den allernächsten Räumen: Vom äußersten Planeten unseres Systems, dem Neptun aus, ist die Erde nicht mehr zu sehen, weil ihr Abstand zur Sonne zu klein ist. Die 150 000 000 Kilometer verschwinden von dem dreißigmal weiter entfernten Neptun aus im Sonnenglanz.

Nun gibt es aber Millionen von Sonnensystemen. Die nächste Sonne, wahrscheinlich ein Stern im Centauren, liegt 10 000 Neptunsweiten von uns entfernt. Das ist also vermutlich der nächste Nachbar unserer Sonne.

Für die weiteren Distanzen reicht nun die Neptunsweite als Einheitsmaßstab nicht mehr aus. Hier wird das Lichtjahr eingeführt, das heißt die Strecke, die ein Lichtstrahl von 300 000 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde im Laufe eines Jahres zurücklegt, das entspricht $9^1/_2$ Billionen Kilometer. Man hat eine ganze Reihe von Fixsternentfernungen in dieser Einheit ausgemessen, andere auf Grund von Wahrscheinlichkeitsrechnungen geschätzt. Einige wenige Fixsterne liegen unterhalb 50 Lichtjahren von uns ab, die Mehrzahl der sichtbaren Sterne unter 300 Lichtjahren, endlich die ungezählten Sonnen der

Milchstraße bei 3—4000 Lichtjahren. Leuchtete dort ein Stern zu Zeiten Karls des Großen auf, dann werden unsere Epigonen in 2000 Jahren ihn zu sehen bekommen. Wir sprechen bei diesen Überlegungen stets nur von den Sonnen. Daß diese Sonnen Planeten haben, daß diese Planeten weit zahlreicher sind als die Sonnen und ihrerseits wieder Monde besitzen, daß auf ihnen alle Stadien der Entwicklung und deshalb selbstverständlich auch häufig erdenähnliche Entwicklungsstadien vorhanden sind, liegt überaus nahe. Momentan ist es noch nicht häufig möglich, einzelnes in dieser Beziehung zu konstatieren. Aber im Bereiche künftiger Möglichkeiten für die Naturwissenschaft liegt das selbstverständlich. Noch sind wir aber bei weitem nicht an den Grenzen der Welt des Naturforschers. Denn alles, was wir jetzt betrachtet haben, liegt innerhalb des Gürtels der Milchstraße, innerhalb eines Bereichs von etwa 8000 Lichtjahren Durchmesser, das, von einem Standpunkte außerhalb betrachtet, wie eine leuchtende, etwa linsenförmig aussehende Wolke im Weltraum schwebt. Jenseits der Milchstraße sehen wir aber solcher leuchtender Wolken noch viele, die in unausdenklicher Entfernung von unserm Milchstraßensystem getrennt neue Milchstraßensysteme mit Millionen Sonnen und Übermillionen Planeten in allen Stadien der Entwicklung enthalten.

Die Existenz und die Entfernung und die ungefähre Größe ist aber nicht das einzige, was wir von den Sonnensystemen außer uns wissen. Nicht nur von unserer Sonne, sondern auch von fernen Sonnen können wir mit Bestimmtheit aussagen, daß auf ihnen die Massengesetze gültig sind, daß die Materie sich aus denselben Elementen zusammensetzt, da sich aus ihrem Licht, das spektral-analytisch aufgelöst wird, eine ganze Anzahl Elemente, wie Wasserstoff, Eisen, Natrium, Barium, Magnesium, Kupfer, nachweisen läßt. Durch den Dopplereffekt — auf den ich hier nicht näher eingehen kann — lassen sich Bewegungen dieser Sonnen exakt nachrechnen, die erst nach vieltausend Jahren eine uns bemerkbare Veränderung in der Konstellation der Gestirne bewirken werden. Über das Entwicklungsalter dieser Gestirne wissen wir einiges aus ihrem Spektrum, und es ist nicht einzusehen, warum wir nicht später im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden naturwissenschaftlicher Arbeit mehr wissen sollten.

Es ist überhaupt unvorsichtig, der Naturwissenschaft die Kompetenz in gewissen Fragen mit einer irgendwoher gewonnenen Überlegenheit absprechen zu wollen. Natürlich, es gibt Reiche, um die sich die Naturwissenschaft durchaus nicht kümmert. Aber wer vermöchte eherne Grenzen zu errichten? Für den naturwissenschaftlichen Betrachter ist eben die Natur die Gesamtheit der Erscheinungen, die er direkt oder indirekt aus der ersten, zweiten, dritten oder hundertsten Wirkungssphäre heraus wahrnehmen und beobachten, verfolgen, messen kann. Der Mensch steht für ihn nicht in der Mitte dieser Welt, sondern ist ein Staubkorn in ihr, geworden in einer Jahrhunderttausende währenden und doch ganz winzigen Entwicklungsphase eines außerordentlich winzigen Staubkörnleins in der Lichtwolke unseres Milchstraßensystems. Ob es außer diesen Menschen noch andere hochintellektuelle Planetenbewohner gibt, ist eine Frage, welche die Naturwissenschaft weder mit ja noch mit nein beant-

wortet, solange sie solche Wesen noch nicht ganz unzweifelhaft gefunden hat. Fragen wir aber nach der Wahrscheinlichkeit, das heißt also nach der naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit ohne Berücksichtigung irgendwelcher anderer irgend woher genommenen Überlegungsreihen, so lautet die Antwort dahin, daß unter den Millionen Planeten und den Milliarden Gestirnen in allen Phasen der Entwicklung ganz sicher ungezählte Tausende in ähnlichen Entwicklungsphasen wie die Erde stehen und infolgedessen ähnliche Voraussetzungen für die Existenz und die Entwicklung organischen Lebens bieten. Darauf könnte man weiter sagen, daß diese Voraussetzungen noch nicht die wirkliche Existenz organischen Lebens zur Konsequenz haben, und daß die Naturwissenschaft die Grenze zwischen anorganischem und organischem Leben noch nicht gefunden hat. Ja, es wird vielleicht — geschehen ist das schon tausendmal — die überweise Bemerkung laut, daß es der Naturwissenschaft überhaupt nicht gelingen werde, den Übergang zwischen anorganischem und organischem Leben zu finden, da dieser Übergang aus irgendwelchen Gründen nicht existiere. Darüber sagt uns die Naturwissenschaft nichts Tatsächliches als dieses: Wir haben den Übergang noch nicht, wir prophezeien auch nicht, aber wir suchen ihn und sind ihm mit Sicherheit näher gekommen. Wahrscheinlich spielt die Zeit dabei eine große Rolle, wie etwa bei dem Abbau, der Verwandlung der Elemente. Die überwältigende Mehrzahl der Naturforscher ist auf Grund ihrer Orientierung über diese Fragen der unausgesprochenen Überzeugung, daß diese Grenze der Naturwissenschaft angehört und deshalb auch gefunden werden wird, einerlei, ob morgen oder in hundert Jahren. Jedenfalls ist die gegenteilige Behauptung eine von jenen verwegenen Aussagen, wie sie in der Geschichte der Naturwissenschaft schon so oft durch den Gang der Dinge erledigt worden sind.

Die Naturwissenschaft arbeitet im übrigen nur mit Begriffen, die innerhalb ihres Beobachtungsfeldes, das zurzeit von Elektron einerseits und von den Milchstraßensystemen andererseits begrenzt wird, liegen. Dazwischen ruht ihr Begriff der Unendlichkeit im großen und im kleinen, der Umfang und die Gültigkeit ihrer Gesetze.

III.
Das Hoffen des Naturforschers.

Keiner ist wie er seiner Methoden sicher. Sie sind im wohlverstandenen Sinne unfehlbar: Das ‚interrogare naturam'* hat noch nie getrogen. Hat er mit dieser Methode, dem Experiment, den Zusammenhang in den natürlichen Zuständen und dem Geschehen gefunden — nun, so baut er die Brücke, und sie hält, so konstruiert er den Motor, und er leistet Kraft, berechnet die Bewegung der Gestirne, und die Verfinsterung tritt zu der Sekunde ein, auf die er sie voraussagte.

Er sieht täglich die Bestätigung seines Erkennens — im Gegensatz zu allen anderen. Ihm steht zumeist die Probe aufs Exempel frei. Drum ist sein Denken streng erzogen und frei vom egoistischen Wünschen, das ihm nichts hilft.

* ‚Die Natur fragen'.

Oswald Achenbach / Vigna Barbarina



Nun sieht er Jahrzehnt für Jahrzehnt die Verwirklichung seines Könnens und, was ihn ebenso erfreut, die Erweiterung seiner lösbaren Probleme. Das Lebensalter der Menschen ist im Durchschnitt verdoppelt, ihr Wuchs, ihre Kraft und Gesundheit höher wie je, ihre Arbeit erhöht sich, weil das Niedrige von der Maschine geschieht, die Bildungsmittel sind vertausendfacht, die Wege zur Bildung zehntausendfach verbreitet, die Waffen des Kampfes der Menschen untereinander, seine Formen sind gemildert, die schönen Künste, das Wissen, die Natur und ihre Herrlichkeit sind tausendfach mehr Menschen zugänglich denn je. Die Sitten werden milder, die Probleme — früher für die meisten Erhaltung des kärglichsten Lebens — werden höher; denn Hunderttausende Köpfe und Arme, ungemessene intellektuelle und seelische Kräfte aus dem breiten Volke, früher an niedere Arbeit geschmiedet, werden alljährlich für edlere Aufgaben freigemacht. Freilich weiß auch er von den Fehlern, Schwächen, Lastern, Freveln, Nüchternheiten, Armseligkeiten unserer Zeit — viele unserer Zeitgenossen sehen nur diese. Aber er glaubt an den Aufschwung, den er täglich sieht, an dem er täglich arbeitet, und der nach seiner tiefsten Überzeugung die Menschheit von Jahr zu Jahr höher trägt. Sein ganzes Sein ist auf das Produktive eingestellt, und so bleibt nicht allzuviel übrig für verneinende Kritik. Ihr setzt er das Bewußtsein gegenüber: ‚Wir handeln ja — wir arbeiten ja!'

Vielmehr aber erfüllt ihn das andere: Daß das Erreichbare für die Naturforschung jährlich mehr wird; daß die Grenzen dessen, was er sicher zu gewinnen hofft, immer weiter werden; daß er jährlich tiefer in Naturzusammenhänge dringt, sie klarer erkennt, die den erleuchteten Geistern vergangener Jahrhunderte noch in unendlicher unerreichbarer Ferne lagen. Er fühlt mit wonnigem Schaudern, daß er näher und näher an jene herrlichen Geheimnisse herandringt, die für Jahrtausende den Menschen unlösbar galten. Und näherdringend fühlt er seine Macht steigen und schwellen, die Macht — noch mehr zu helfen und noch tiefer zu dringen. Erfüllt von der unendlichen Sehnsucht der Menschheit, den Schleier von dem Arkanum des Seins zu lüften, glaubt, ja weiß er sich auf dem rechten Wege, näher, immer näher heranzudringen; und ist der Weg vielleicht auch lang, müssen vielleicht Jahrtausende verstreichen, um wieder viel tiefer in die Welt zu schauen, das Leben viel gründlicher zu begreifen — er glüht in seiner Sehnsucht, es zu tun, und in seinem seligen Bewußtsein, das richtige Mittel zu besitzen, um ein kleines, kleines Schrittlein weiter zu dringen. Darüber und in dem Bewußtsein, daß alles, was er findet, in seiner Anwendung den Menschen zugute kommen muß — weil es die Natur selbst ist, die er ihnen vermittelt —, vergißt er die unsäglichen Mühen des Weges, achtet nicht die Raisonnements und Nörgeleien der Zeit, verzichtet auf äußere Ehren und kleinlichen an die Persönlichkeit statt an das Werk geknüpften Einfluß, lebt nur seinem Werke, stirbt in Vergessenheit, mit der alten Menschensehnsucht im Herzen, später, wenn alles noch viel, viel weiter ist, wieder aufzuwachen. So ist sein Leben im Grunde geformt von der Lehrmeisterin, die täglich, stündlich über ihm wachte, der Natur, so ist es einfach und schlicht, sehnsuchtsvoll, selbstlos, aber doch voll Helferstolz und Siegessicherheit für die Sache. So kann man den Grundton seines Lebens mit zwei Worten sagen, die alles enthalten: Bauen und vertrauen.

In Roseggers Waldheimat / Von Rosa Fischer

Ueber Vorau sank der Nebel, der Novembernebel; bis zur mittleren Höhe der Berge kam er herab und noch tiefer, und unter diesem Mantel lag der Gebirgsort hingebettet mit seinen grauschimmernden Schindeldächern und auf der Anhöhe stand das Stift, mit seinem vielen Gemäuer und den Türmen noch lichtumhaucht in den Abendfrieden aufragend.

Bei diesem Stift war ich nachmittags droben gewesen mit meinen Angehörigen, die mit mir aus unserer Talheimat heraufgefahren waren zu kurzem Besuch. Und wir hatten den Bau der Kirche bewundert mit ihren herrlichen Gemälden im Innern, wir hatten angesichts der Bibliothek mit ihren altertümlichen schönen Werken die katholische Kirche gepriesen als eine Hüterin der Kunst und Wissenschaft, und wir hatten schließlich nach einer Wanderung unter den uralten, friedvoll sausenden Linden und im noch farbenbunt prangenden Garten den im Allerseelenschmuck grüßenden Friedhof besucht, wo Grab und Kreuze, Kränze und Blumen, Moos und Rotbeeren und weiße ‚Freithofkügerl' von der Liebe sprachen, die die da unten Ruhenden und die im einsamen Bergland noch lebensfroh wandelnden Menschenkinder miteinander verband. Und als der Tag sich zu neigen begann und der Gedanke auftauchte an den stundenweiten Weg entlang dem rauschenden Wasser und durch waldumhüllte einsame Gegenden, hatten die Schwester und ihre Kinder die Heimfahrt angetreten, -- ich aber war zurückgeblieben, um in Vorau zu übernachten und am andern Morgen mich auf die Wanderschaft zu machen hinein ins Bergland, in Peter Roseggers Waldheimat.

Vor meiner Seele stand nämlich ein Bild seit Jahren schon: eine einsame Hochstraße, an der über mir ein Waldbaum heilig rauschte und vor mir über eine Talsenkung hinaus Hügelland und Wald und Waldland und Hügel, und auf einem dieser Hügel mitten in stiller Natureinsamkeit ein Haus, ein schlichtes dunkles Holzhaus mit etwas weißem Anbau davor.

Und dieses Holzhaus hatte ich betrachtet mit unendlicher Andacht; dort hinüber hätte ich kommen mögen, hinauf zu der Stätte, wo Peter Rosegger Kind gewesen war, ein Kind, arm und leidvoll, und ein Kind, reich in seiner Anspruchslosigkeit und in der Liebe, die es empfing und gab und die es später in so reichem Maße auf die Mitmenschen auszusäen vermochte, wenn aus den Schriften des einstigen Waldbauernsohnes der Zauber der Naturschöne, der Bedürfnislosigkeit, der Frömmigkeit und Herzenswärme die Leser umwehte. Und weil es mir damals nicht gegönnt war, diese Stätte zu betreten, weil ich meinen vorangegangenen Weggenossen folgen mußte, habe ich die Erinnerung an dieses Bild mitheimgenommen, die Erinnerung und die Sehnsucht nach dem Waldland, nach dem Waldrauschen, nach dem Waldfrieden und der Waldlandspoesie.

Und so bin ich endlich einmal auf die Wanderschaft gegangen, und nun stand ich da und der Nebel sank, und in mein Herz sank auch was, das grau und lichtlos war: das Gefühl der Vereinsamung nach dem Abschied von den Meinen und die Abneigung gegen das Übernachten in einem fremden Hause.

Ich bin darum, um mir die Zeit zu vertreiben, aus dem Gasthofe fortgegangen, hinaus auf stille Marktstraßen und an einigen schön gebauten und an anderen schlicht-altertümlichen Häusern vorüber auf das freie Feld. Da sah ich die Nacht niedersinken, fühlte das Rauschen eines Waldbaumes am Rain über mir und atmete den Duft der frischgepflügten Äcker. Ach, Erdgeruch, Arbeit, Leben!

Und dann sah ich ein Licht beim Stifte droben, ein großes, helles Licht. Sieh dort, ein Ort der Wissenschaft, der Gotteslehre, der Kultur, die wohl vor Jahrhunderten schon das weltabgeschiedene Bergland zur ‚Vor-Au' gemacht hatte, zur Vor-Au in den dunklen Waldgegenden, zur Vor-Au auch gegen die aus dem Osten kommenden feindlichen Scharen der Türken und Kruzzen..

Und nun lag es in Ruhe, dieses Vorau, und ich wollte auch die Ruhe suchen, um morgen, wenn ein schöner Tag aufstieg, die Wanderung anzutreten ins Hügelland hinein.

Als ich zurück kam in den Ort, brannten in den Häusern schon die Lichter; Vieh wurde gehütet in den Höfen der einen und im Handwerk gearbeitet in den der anderen, — überall in den Heimstätten spielte sich das ländliche oder schlicht-bürgerliche Leben ab.

Auf einem Platz, wo im Scheine einer Straßenlaterne ein Kastanienbaum seine Schattenbilder zeichnete und rauschend ein Wasser floß, spielten Kinder in der lauen Spätherbstluft; sie haschten sich und lachten, sie schrien und jauchzten, sie weinten und stritten wie bei uns daheim, und endlich kam wie auch bei uns daheim eine weibliche Gestalt, wohl eine Mutter und rief die Ihren zum Essen und zur Ruhe. Und als sie sich, zwar zögernd, entfernten, und auch die anderen ‚gelichteten' Scharen aus dem Bannkreis der Straßenlaterne schieden, bin ich durch stille Gassen und an einigen beleuchteten Kaufläden vorüber zu meinem Gasthof ‚zur Post' gegangen, fand da ein lichtes Extrazimmer und eine umsichtige Wirtin, fand auch zwei Herren, die sich im gedämpften Tone unterhielten, und fand ‚Fliegende Blätter' und ‚Heimgarten' und andere Zeitschriften, also immerhin Zeichen, daß ich mich nicht in der Tiefe des ‚Urwaldlandes', sondern in der ‚Vor-Au' befand, mitten im Bereiche der Kultur.

Nun, ich habe nichts dagegen gehabt, habe auch nichts dagegen gehabt, als ich nach einem guten Kaffee ein behaglich erwärmtes Zimmer bekam mit einem weißbezogenen Bett und allen notwendigen Bequemlichkeiten; und durch eine Wandfuge sah ich noch Lichtschimmer und hörte Männer ungarisch sprechen. Da schien der Raum nur durch eine Holzwand geteilt, und fast wäre es mir unheimlich gewesen bei dem Gedanken an wandernde Juden oder Kroaten, als ich wieder Neuangekommene in gut steirischem Deutsch sich unterhalten hörte. Nun war ich schon geborgen; die da drüben waren wohl schlichte Leute, die allesamt in einem gemeinschaftlichen Schlafraum für einen Betrag von zehn Kreuzern ein Bett erhielten, aber es waren deutsche Steirer, jedenfalls Bauernburschen unter ihnen, — da fürchtete ich nichts. Seelenruhig schlief ich ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, zeigten mir goldgeränderte Wolken am blauen Himmel, daß ein schöner Tag aufstieg. Gott sei Dank. Da wollte

ich mich nun freuen an der Wanderschaft hinüber nach Wenigzell, nach Sanct Kathrein am Hauenstein, nach Krieglach, kurzum an die Orte, wo Rosegger jung gewesen und auch jetzt noch heimständig ist.

Der Vorsatz von gestern, nicht allein zu gehen auf den einsamen Wegen, sondern fürs erste den Wenigzeller Postboten als Begleiter zu erwarten, wurde heute beiseite gelegt; es schien ja die Sonne so warm und hell, und es war ja unser gutes Steirerland, durch das ich ging, was sollte ich fürchten?

Ein Weiblein, das am Wege saß, lächelte mich an, und ein sonnbeschienenes großes Haus an der Straße, dem sogenannte ‚blaue Schwestern' zugingen, verriet mir, daß die Rastende hier ein Heim hatte. Auch Kranke werden da gepflegt, und auch nach außwärts gehen die Schwestern, um den arbeitsüberbürdeten Leuten in der Krankenpflege beizustehen, — also ein Hort der christlichen Nächstenliebe.

Ein Kind der christlichen Gläubigkeit ist mir bald darauf begegnet, eine nicht mehr junge, aber noch hübsche und verständige Frauensperson in ländlicher Kleidung. Sie kam aus der Kirche und ging, als ich sie ansprach, eine gute Weile neben mir her. Um uns lag das Hochtal, begrenzt von blauenden Waldbergen, und in der Nähe grüßten dort und da Bauerngehöfte. Das Stift lag uns im Rücken, aber den Glockenschlag hörten wir noch, und von den Chorherren erzählte mir meine Begleiterin. Ich hörte verschiedene Namen, die ich mir nicht ermerkte, nur der des Herrn Eberhard, der in Graz sein sollte, wegen seiner großen Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit aber von den Vorauern zurückersehnt wurde, blieb mir im Gedächtnis, und während ich mich erinnerte, daß wir einmal eine Magd gehabt hatten daheim, die immer so viel von der schönen Kirche ‚z' Vorau', wohin sie pfarrzuständig war, zu erzählen wußte, von Bildern und von einem ‚heiligen Leib', der unter Spitzen in einem Glaskastl liege, und während mir die hinreißende Begeisterung der Waberl ins Gedächtnis kam, und wie wir Kinder lauschten, wie einem Märchenklang, da tat mir die Erzählungsweise des schlichtfrommen Menschenkindes an meiner Seite doppelt wohl. Jedoch, unser Weg ging auseinander, und während die Bäuerin abbog zu einem Haus im Feld und mir noch zuversichtlich sagte, ich brauche mich nicht zu fürchten, es sei nicht ‚schiach'* in der Gegend, bin ich nun lange Zeit allein fortgegangen.

Ein Kind sah ich einmal hinter einem Hause, das war bemüht, mit einer schwarzen ‚Ofenkruck' das aus einem Gräblein fließende Wasser abzuleiten oder einzudämmen. Ich hielt an und fragte, was das kurzkittelige, etwa fünfjährige Stutzerl denn wolle. Es sah mich finster an und gab keine Antwort. Ja freilich, was braucht denn auch so ein fremd hergekommener Mensch alles zu wissen.

Und später sah ich einmal ein Eichhörnchen mit buschigem Schweif einen Baumstamm hinaufklettern und von oben herunteräugen. Das sprach ich auch an, aber das gab mir ebenfalls keine Antwort und mochte gleich dem trotzigen kleinen Menschenkinde denken: ‚Was brauchst du's denn zu wissen?' Aber munter fortgehüpft ist es.

---

* Gefährlich, schrecklich.

Sprechen hat mich demnach nicht viel gestört, nein, aber die Ruhe war fast gar zu groß. Ich sah nur, daß die Welt weit war und rund. Der Wechsel mit den blauen Zügen war zurückgeblieben, andere Bergformen geleiteten mich. Blau waren sie und rein, der klare Himmel lachte darüber. Die Sonne schien warm, aber ein frischer Höhenwind zog. Der Wald hatte noch herbstlich-gelben Laubschmuck, und manchmal am lichten Wege rauschte gar so anheimelnd eine Baumkrone über mir. Dann tauchte in der Ebene wo eine Kirche auf mit einem schlanken, weißen Turm. Was ist's? Ich kannte nicht den Namen, habe erst später, als ich schon nahe der Ortschaft Wenigzell war, von daherkommenden Arbeitsleuten erfahren, daß es Sankt Jakob sei.

Na und jetzt will ich's gestehen, daß nach all dem einsamen Wandern in Licht und Ruh und Sonnenschein es mich ganz überaus und anheimelnd freute, als ich endlich die Kirche von Wenigzell, wo es gerade um elf Uhr Mittag läutete, ganz nahe und — das Wirtshaus nebenan noch näher fand.

Da bin ich wohl fürs erste herzfreudig in das Wirtshaus gegangen und habe mich in aller Gemütlichkeit niedergesetzt. Ah, das war lustig, da konnte man rasten. Freundlich schien die Sonne in den Raum, freundlich kam der schlichtländliche Wirt, und freundlich lächelten einige Schulkinder, die in der Nähe des Ofens saßen und ihre Mittagssuppe verzehrten. Und was mich noch freundlicher anmutete, ja schier freudig bewegte? Ja, daß ich hier, bei meiner ersten Raststation schon Kunde von Freund Rosegger erhielt.

Es waren nämlich ein Mann und eine Frau, anscheinend besser situierte Landleute aus Krieglach da, die auf der Fahrt waren ins Talgebiet hinunter, dort, wo ich hergekommen. Und der Mann erzählte von Rosegger, daß er ihn oftmals treffe, daß er ihn schon manchmal begleitet habe ein Stück auf einem Wege, aber nicht lange, weil er wisse, daß der Dichter gern allein gehe. Und auch der Wirt wußte was zu erzählen von ihm, von seinen Jugendschriften, und so breitete sich ein trauter Hauch durch die sonnige Gaststube.

Von hier aus habe ich auch die ersten Grußkarten an meine Lieben geschrieben, dann bin ich durch den lichtumsponnenen Friedhof bei der Kirche gegangen und, als ich mich vom Gasthaus aus gestärkt wieder auf den Fortweg machte, noch hinüber zum Postgebäude, wobei ich am Schulhaus vorüberkam. Eine Schar rotwangiger Mädchen und munterer Buben spielte in Sonnenschein und Höhenluft und es war anmutend, wie all die ländlich frischen Mädchen mit ‚Grüß Gott, grüß Gott' zur Seite standen, als ich kam, und all die schlimmen Buben die Hüte zogen: ‚Grüß Gott, grüß Gott.' Ich habe mich gefreut darüber und gedacht, daß die Kinder gute Lehrer haben müßten.

Wieder ist mein Weg einsam geworden. Drei Stunden rechnete ich noch bis Kathrein am Hauenstein, Roseggers Pfarrort, wo vor wenig Monaten die Kirche abgebrannt war. Am Abend wollte ich dort sein und womöglich übernachten.

Jungholz hat eine Zeitlang meinen Weg begrenzt, dann eine sonnige Blöße. Das Heidekraut schimmerte im Sonnenschein und ein frischer Hochwind zog. Ich habe ein Wolltüchel um den Kopf gehüllt und mich an dem Anblick

einiger weißschimmernder Kirchen und Häusergruppen, freundliche Menschenansiedlungen im Hochland, gefreut.

Wo ein Weg zur Seite ging, bin ich auch einmal hingetreten; ein gemauertes Kreuz stand dorten mit dem Bilde der Gottesmutter und der Inschrift:

‚Mein liebes Kind, denk' daß ich deine
Mutter bin, wenn du willst lieben mich,
so steh still und grüß mich.
M. P. 1884 B. P.

Eine Verehrung schlichtfrommer Menschen; solche Verehrungszeichen fand ich gar viele an meinem Wege, insbesonders Holzkreuze, deren Heilandsbildnisse, wohl hervorgegangen aus ein und desselben Schnitzers Hand, lange Wegstrecken hin immer die gleichen Gesichtszüge trugen, nicht schön, nicht anmutend, nur als Beweis, daß man in einer katholischen Gegend wanderte, dem katholischen Gemüte anheimelnd.

Endlich einmal traf ich Leute; aber die gingen nicht neben mir, die standen hoch über mir an die Stämme der Waldbäume geschmiegt und hackten das ‚Graßa', das Reisig herunter. Weiber mit Buckelkörben sammelten unten die Äste zusammen, und die droben in den schweigsamen Kronen und die drunten bei den schweigsamen Stämmen schauten mir, der schweigenden Wanderin, schweigend nach. Was das doch für ein Schweigen ist in so einem schweigenden Wald.

Später, als die bergab führende Straße wieder hügelan führte und ich auf einer Lichtung stand, wo sich die Pfade teilten, fand ich einen hölzernen Wegweiser; der war auch schweigsam, aber er hätte eine stumme Sprache reden sollen, wohin ich zu gehen hatte, wenn, ja wenn eben die Schrifttafel vom Sturm oder von Menschenhand verdreht nicht umgekehrt hoch oben gehangen hätte. So wußte ich nicht, wo aus und wo ein, welcher kürzere Waldweg mich schneller zum Ziele führen sollte. Daß ich noch nicht aus der Welt draußen war und auch noch nicht aus meinem Heimatlande, bewies mir die große Wegtafel, die zur Seite stand mit Angabe der Ortschafts- und Bezirksnamen und die vor allem mir kund tat, daß diese Gegend zur Bezirkshauptmannschaft Hartberg gehörte. So weit aus und doch noch daheim, — na das hatte ja etwas Tröstliches an sich.

Der geraden Straße, die freilich just etwas krumm war, bin ich nachgegangen, mir sagend, daß ich so am wenigsten irre gehen werde und richtig, als mir einmal ein kleines Männchen mit einem Buckelkorb begegnete und ich fragte, ob ich noch weit nach St. Kathrein habe, erwiderte es im freudlosen Tone eines vielgeplagten Menschen, es sei nicht ‚schiach', nur wenn ich droben bei der Wegscheide anders gegangen wäre, hätte ich um eine Stunde näher gehabt.

Um eine Stunde näher und nun um so viel weiter! Fast erschrak ich, aber das Männlein, das gelernt hatte, viel Lebensmühe zu tragen, ging mit seiner Bürde schweigend weiter. So schwieg auch ich und habe nur Mitleid gehabt

mit dem Geplagten und mir gedacht, wie anheimelnd doch diese Gebirgsleute berühren mit einem Hauch von Ergebenheit, Treuherzigkeit und frommem Sinnen.

Daß auch andere darunter sein können, bewies mir später eine Straßenwirtin, die, wohl weil ich nicht Zeit und nicht Freud' zum Einkehren fand, mir sehr ungern Auskunft gab, wohin ich zu gehen hatte. Sie tat es aber schließlich doch, obwohl sie sich lieber mit ihren Nutsch-Ferkeln unterhielt, die in ziemlicher Größe im Wohnhaus Aus- und Eingang hatten.

Wieder eine Strecke einsamen Wanderns; und dann kam einmal ein Bergabhang, wo ein Kreuzbild stand und ein Handwerksbursche oder Vagabund darunter rastete, und es kam ein Wasser, das breit und bedächtig flutete. Da begegnete mir das erstemal ein Mann, der mich ans große Weltgetriebe erinnerte, ein rußgeschwärzter Arbeiter. Seine Sprache verriet mir, daß er kein Zugehöriger der Berge sei, und eine Bürde Eisenringe, die er trug, ließ mich vermuten, daß irgendwo am Wasser ein Hammerwerk oder so etwas in der Nähe sein müsse. Andere Häuser sah ich wohl im Tale und Straßen sah ich auch mehrere, und welche ich zu gehen hatte, sagte mir mit größter Gefälligkeit der etwas sozialdemokratisch aussehende geschwärzte Mann. Ich dankte und ging hurtig fürbaß, nicht ohne einen besorgten Blick auf den Wegelagerer unterm Kreuz, der uns anscheinend zugehört hatte.

Wenn mir der wo begegnet wäre auf einem einsamen Wege, hätte ich mich gefürchtet. Aber er tat nichts dergleichen, als ob er seinen Platz verlassen wollte; jedoch froh bin ich wohl gewesen, als nach kurzer Weile ein ländlich gekleidetes Weib, schlicht und gutmütig, mir in den Weg kam, begleitet von einem kleinen Buben, der die eine Hand in der Schlinge trug. Von einer Streufuhr war er gefallen, erzählte mir die Frau, und hatte sich den Arm gebrochen. Und heute waren sie beim Doktor gewesen, aber wo, wurde mir nicht gesagt, jedenfalls bei einem Bauernarzt, der nicht verraten sein wollte.

Mit einigen Äpfeln, die die Frau im Körbchen trug, ermunterte sie den schon müden und sehr blaß aussehenden Buben zum Gehen; er war nicht ihr Kind, wie ich erfuhr, sondern sie lebte unverheiratet bei ihren Geschwistern.

Von dieser sehr klugen Frauensperson hörte ich nun das erstemal vom Kirchenbrande zu Kathrein erzählen; wie das, von ihrem Hause aus gesehen, schaurig gewesen sei, als die Flammenlohen emporstiegen, wie ihnen schier das Herz hätte brechen wollen, und wie sie, als die Turmuhr unterm Brande schlug, gedacht hätten, es würde noch gut werden; und dann seien auch die Glocken verbrannt.

‚Für die Glocken', sagte sie darauf mit einer gewissen freudigen Heimlichkeitsmiene, ‚hätten wir eh schon einen Wohltäter.'

‚Wen denn?' fragte ich, während mir ohnehin die Wahrheit aufdämmerte.

‚Ja, halt den Rosegger.'

‚Ah!' Ich war erfreut, den Namen zu hören, und ich war erfreut, daß die Frau, in Redefluß kommend, mir so manches vom Waldbauernsohn erzählte.

‚Wer hätt' sich das denkt,' meinte sie, ‚daß aus dem so was Großes werden würd'. Hat oft alser junger in unserm Haus auf der Stör gearbeitet,

aber schon dort ist er voll Faxen und Einfall' gewesen, daß wir immer nur gern zuglost haben.'

Sie war recht stolz, daß der großgewordene Mann ihrer Heimat zugehörte, und ich war es auch, weil er mir so viel Freundesgüte erwiesen hatte, daß ich mit einem Gefühl der Berechtigung seine Heimat durchwanderte.

Und so tauchte denn die Kirche auf, um die und in der seine religiösen Jugendfreuden woben, und diese Kirche, ach, diese Kirche machte mit ihrem turmlosen, rußgeschwärzten Bau dastehend an einem ausgebrannten Waldhügel einen so wehmütigen Eindruck im niedersinkenden Abendfrieden, daß ich die tiefe Trauer, die Rosegger, der reifgewordene Mann, über das Unglück seiner Pfarrkirche bekundete, wohl begriff.

Gerüste haben das Gotteshaus umgeben und Arbeiter klommen darüber her. Lautes Schreien, Kommandieren, Baumaterial und Schutt ringsum.

Ein blasses Frauenzimmer mit zwei Kindern an der Seite habe ich gefragt, ob ich in die Kirche hinein könne; sie meinte ‚nein' und führte mich zur verschlossenen Pforte. Ich dankte ihr für ihre weitere Bemühung, denn es war mein Wunsch, allein in das Gotteshaus zu gehen, und so begab ich mich in den Pfarrhof, der sehr stattlich und unbeschädigt dastand, und bat die nettgekleidete freundliche Wirtschafterin um den Schlüssel. Ich hätte es ja nicht zuwege gebracht, ohne Betreten seiner Pfarrkirche Roseggers Heimat zu durchwandern und berief mich auch, um rascher zum Ziele zu kommen, auf des Dichters Freundschaft.

Die Wirtschafterin, die viele dankbare Worte über Rosegger, der ja durch Sammlung große Summen für den Wiederaufbau der Kirche zusammenbrachte, sprach, ging zum Pfarrer und kam dann nach einer Weile mit dem Schlüssel zurück. Sie öffnete mir selbst die Kirche und ließ mich sodann allein.

Da war ich nun in dem ganz eigentümlichen Heiligtume allein. Eine Bretterwand schied den Vorderraum mit dem Altare von der ausgebrannten übrigen Kirche, und ein Gläslein mit dem ewigen Lichte hielt, nachdem wohl die Ampelschnur abgebrannt sein mochte, die Wacht vor dem hochwürdigsten Gut, das in seinem unbeschädigt gebliebenen Wohnraum wieder Aufstellung gefunden hatte.

Ich kniete nieder vor dem Altare und habe hier, während draußen schon die Abendschatten sanken, wohl herzinniglich gebetet. Dann trat ich hinaus, ging durch die ausgebrannte Kirche, die schon ein neues Dach bekam, und stellte der Pfarrhofswirtschafterin den Schlüssel zurück. Sie war durch meine Berufung auf Roseggers Freundschaft irregeführt und ins Studieren gekommen, welche von seinen ‚Befreunden' ich etwa sein mochte, vielleicht die Tochter der Marie oder wie, bis ich ihr sagte, nicht verwandt, sondern schriftstellerisch befreundet seien wir. Daraufhin habe ich mich von der gefälligen Frau dankend verabschiedet und bin nun mit dem Wunsche, ein Nachtquartier zu bekommen, zu den Häusern hinabgestiegen.

Aber da schaute es traurig aus. In dem großen Gasthaus, wo ich zusprach, wurde ich erst gewahr, welches furchtbare Leid das Wüten des Brandes verursacht hatte. Noch stand die Wirtin in krankhafter Blässe da und mit trost-

loser, fast zitternder Stimme wies sie mir die ausgebrannten Räume mit der Erklärung, daß sie selbst nur zur Notdurft erst ein einziges Zimmer soweit instand gesetzt hätten, daß die Familie schlafen könne, — unmöglich sei es ihr, mich zu behalten.

Beim nächsten Wirtshaus, das unbeschädigt war, frug ich auch an, und wieder vergeblich. So viel Leute, so viel fremde Arbeiter im Quartier, daß es unmöglich sei, mich unterzubringen. Also wohin? Und die Nacht wollte schon sinken! Ja, eine Stunde weit weg sei das Alpsteig-Wirtshaus, der Roseggerhof, dort würde man mich behalten.

Fast ein wenig unwirsch, die Nacht und den Wald vor Augen, wollte ich des Freundes Pfarrort verlassen, da trat das blasse Weib mit den zwei Kinderchen, denen ich zuvor ein Almosen gegeben hatte, denn sie waren arm, an mich heran und sagte mir schlicht und herzlich, ich möge mitkommen, sie wohne unweit in einem Häuschen und wolle mir, wenn auch kein vornehmes, so doch ein reines Bett geben für die Nacht.

Das Anerbieten hat mich gerührt, doch nahm ich's nicht an; nur den Weg zeigen ließ ich mir zum Alpsteig-Wirtshaus und sagte der Frau, wenn ich auch da kein Quartier bekommen könnte, käme ich zu ihr. Sie hat es wohl nicht geglaubt, denn der Weg wär weit gewesen, aber erzählt hat sie mir so im Nebenhergehen, wie krank sie sei, so arbeitsunfähig und arm. Wie doch das Unglück überall hinfindet!

Als ich allein war, standen die hohen Waldbäume zu beiden Seiten der Straße Wacht, und rote Wolken glommen am Himmel. Immer finsterer wurde es und als von einem Seitenweg heraus eine Gestalt auf die Straße trat, konnte ich aus der Ferne nicht mehr unterscheiden, ob's Männlein oder Weiblein war. Der Vorangehenden aber schienen die nachfolgenden Schritte auch unheimlich zu sein, so zögerte die Gestalt, und war es beim Zusammenkommen ein bejahrtes Weib, das einen Buckelkorb trug.

In Rättenegg war es gewesen beim Wollspinner und trug nun einen Korb voll Schafwolle heim zum Stricken. Spinnen, das mochte die noch ruhelose Person nicht, aber Stricken, da konnte sie umhergehen dabei. Und daheim war sie ganz nahe beim Roseggerhof und wollte mich schon führen, und den Peter Rosegger hatte sie schon gekannt als kleinen Buben. Wenn ich morgen zum Kluppeneggerhause (Roseggers Geburtshaus) gehen wolle, würde sie mir den Weg weisen.

Ich dankte, denn ich wollte ja ungestört sein bei meiner Wanderung, aber ganz herzlich gedankt habe ich ihr auch für ihr heutiges Geleite und gedankt meinem Gott, als ich endlich das Licht des Alpsteig-Wirtshauses auftauchen sah in der Nacht und an diesem Licht und in diesem Hause Obdach fand.

Es war ein großes hölzernes Haus, das einmal einem Jakob Rosegger (keinem Verwandten des Dichters) gehört hatte, und es war eine große Stube, die mich umfing, und es waren große Tische, an deren einem ich mich niederließ, während einige schlichte Leute, Fuhrmänner und Fußgeher, plauderten.

Ein junger Wirt und eine junge Wirtin waren auch da und ein kleines Buberl, das sehr herzig war. Und als ich schlafen ging, fand ich im Obergeschoß

ein sehr großes Zimmer mit mehreren Betten nach der Zeil', aber ich war allein und konnte versperren und habe, wenn auch nicht so viel Bequemlichkeit wie in Vorau, so doch eine gute Nachtherberge gefunden. Ich fühlte mich geborgen und den Wirtsleuten dankbar und bin am Morgen, als es draußen dämmerte und schon Fuhrwägen mit lautem Knarren und unter dem ‚Hott' der Knechte vorüberfuhren, hellmunter und froh aufgestanden.

Reifstarrend schien die Welt zu liegen, aber im Osten rändete sich der Himmel mit Gold und Purpur und zartem Blau.

Die Sonne! Die Sonne wollte ich aufgehen sehen in Roseggers Heimat, aber als ich angekleidet hinunterkam vors Haus, da wäre eben die Stunde des Sonnenaufganges schon vorüber gewesen; aber sie ließ sich nicht blicken, die Lichtkönigin, nicht in der blauduftigen Wechselgegend, wo ich sie suchte, wohl aber über den Waldbaumkronen kam das Feuergold immer höher herauf und die Purpurpracht und plötzlich ein Leuchten durch die Wipfel, ein Blitzen wie von tausend und abertausend Lichtern in einem einzigen Rund, — die Sonne, die Sonne war da.

Ein Glückshauch durchzog die Welt. Rosig schimmerten die Hügel mit dem jungaufstrebenden Holz, und eine Goldflut goß sich darüber; rosig schimmerte die Hoffnung im Herzen, und eine Goldflut der Freude goß sich darein. Ich habe mich nicht satt sehen können an dem Bilde voll Morgenglanz, und erst in der Wirtsstube, wo eine wohltuende Wärme dem kleinen eisernen Ofen, der wie ein Kind neben dem großen gemauerten lehnte, entströmte, wurde es mir so wohl, daß ich mir etwas Zeit zum Wandern ließ, einige Karten schrieb und mich nach der Gegend und auch nach meiner gestrigen Begleiterin erkundigte.

Leni hat man sie genannt, und man hat mir das Haus, wo sie wohnte, ganz nahe bezeichnet; ich wollte hin, um sie nicht vergeblich warten zu lassen, doch hatte ich den Sinn, ihre Dienste abzulehnen, denn ich fürchtete, sie könne mir durch Plauderhaftigkeit die Stimmung verderben. Ich hatte eben das Verlangen, mit einer Andacht, mit der man ein Heiligtum betritt, die durch die Erinnerung an einen großen Mann und guten Menschen geweihte Stätte seiner Heimat und Kindheit zu betreten. Jedoch als ich nach kurzem Wandern entlang der Straße zu dem bezeichneten Hause kam, das schlicht und altertümlich war, und um die Ecke biegend mir ein Weiblein, das auch schlicht und altertümlich war, aber sehr frisch, mit einem grauwollenen Strickstrumpf in der Hand, entgegenkommen sah, da wußte ich schon, die bringe ich nicht sogleich weg. Aber Gott sei Dank, sie plauderte nicht unnötig, und als sie mich durch eine Einfriedung, wo Vieh weidete, eine mäßige Wegsteigung emporgeführt hatte, als mir die Gegend bekannt erschien und ich Ausschau hielt nach dem westlichen Hügelland, da schwieg die Frau still, schwieg still, als ich, wie einst, das dunkle Holzhaus auf einsamer Waldhöhe auftauchen sah.

Trotzdem dachte ich, die Gegenwart von jemand Zweiten, die Furcht vor dem Gestörtwerden, habe mich wirklich gestört, und so habe ich die Frau, als sie mich noch an einem Bauernhaus, an der zum Talgrund niedergehenden Lehne vorübergeführt hatte und mir den Weg gewiesen zum Sägewerk und zum Waldschulhaus, gebeten, jetzt zurückzugehen. Ich war ihr dankbar für ihr

gestriges und heutiges Führen, und sie war es für das kleine Trinkgeld, das sie erhielt, und so war ja dieses erste Begegnen und Auseinandergehen in Roseggers ureigenster Heimat gut verlaufen.

Ein paar Tauben flogen über den Waldbäumen am Rain, aus dem Talgrund aber kam zeitweise ein Knirschen, ein singender Ton, der dem von klingendem Eisen glich. Was mochte da drunten sein?

Als die Tallichtung auftauchte, habe ich's freilich gesehen: ein Sägewerk im großen Umfange. Weiß schimmerten mir die Bretterstöße entgegen, weiß schimmerten die Haufen Sägspäne und weiß das gischtende Wasser im Sonnenschein. Es war ein Bild voll Licht und Duft, voll Duft von den frischgeschnittenen Läden, — Herzatem des Waldes.

Eine Tafel, die in der nahen Kantine oder Taverne kalte und warme Speisen ankündigte, verriet mir, daß mit dem Dampf-Sägewerk der Hauch des großen Weltgetriebes sich hereingeschlichen hatte in das Waldland, nebenan gleich aber der stattliche, anheimelnde Holzbau, das Waldschulhaus, das Rosegger gegründet und erbaut hatte, diese Stätte, zu der auf des Meisters Aufruf gar viele warmherzige Menschen in Österreich und im Deutschen Reich ihr Scherflein beigetragen hatten, um armen Waldbauernkindern, die fern von belebteren Orten fast keine Gelegenheit hatten, eine Schule zu besuchen, diesen Schulbesuch zu ermöglichen. Diese Stätte sagte mir, daß hier, wo der Waldbauernsohn und groß gewordene Weltmann mit seinem warmen Herzensfühlen eine Stätte der Jugendbildung geschaffen hatte, diese Jugend, diese Waldbauernkinderschaft auch wieder heranwachsen würde im Geiste der Heimatliebe, der Gläubigkeit, der harmlosen Freude. Ich glaubte, es könne ja gar nicht anders sein.

Um das Schulhaus war es still; Stille der Unterrichtsstunde. Ich schlug deshalb den Weg an, empor zur Höhe, auf der das Kluppeneggerhaus, Roseggers Geburtshaus, steht.

Der Weg hinauf war markiert und schattig; manchmal hatte ich einen Ausblick noch hinunter auf die Menschenansiedlung im Grunde, und das Geräusch des Sägewerkes geleitete mich. Dann wurde es stiller, je höher hinauf man kam, und der Wald lichtete sich, und Holzschwellenstufen, viele, viele, führten bequem, fast tändelnd, empor. Und doch war es hoch und der Anstieg fast mühsam. Wie aber mochte es einmal gewesen sein?

Als Rosegger noch das Waldbauernbüblein war, das die Kühe in den Talgrund zur Tränke trieb und Wasser für den Hausbedarf heraufschleppte, — als die Eltern des Kindes bürdenbeladen die Höhe erklommen oder fromm und gottessehnsüchtig zur fernen Kirche gingen, um heimkehrend wieder das Joch der Lebenssorg' und Müh' auf ihre Schultern zu nehmen, da waren wohl keine Stufen gewesen, die heute dem Roseggerverehrer und Touristen den Aufstieg erleichtern, da war nichts gewesen als die Heimatliebe, die Schaffenstreue, die Glaubenshoffnung, die den Leuten das Leben der Mühsal auf dieser Höhe ermöglichte.

Und doch, es mußte ein schönes Leben gewesen sein, und doch, es war ein Reichtum, wie er nicht allen Sterblichen auf der Erde zu genießen vergönnt ist.

Ich habe es mir gedacht, als ich droben auf der Höhe beim Kluppeneggerhofe angekommen war.

Eine Sonnenhöhe! Weithin dehnte sich das Land, — blaue Berge, Wälder, friedumsponnene Hütten an den Hängen. — Vor mir stand ein Haus, ach so schlicht, ach so traut, — ein gezimmertes Wohnhaus, wie es von einer Anzahl Wirtschaftsgebäuden übriggeblieben war.

Ich schaute durch die Fenster in das Innere, sah den Herd, sah den Tisch und vergegenwärtigte mir das Waldbauernkind, wie es von hier aus die Sonne hatte aufgehen sehen dort über den blauenden Wechselzügen.

Ach, hier mußte es geboren werden, um den Sonnenschein zu trinken, der ihm das Herz erwärmte und es einst die Herzen der Mitmenschen erwärmen ließ; hier mußte das Kind die Höhenluft atmen, um den Drang der Freiheit in die Brust zu pflanzen, und hier mußte der Waldbauernsprößling die Armut und die Lebensmühe kennen lernen, um das Mitleid eingeprägt zu bekommen in sein Gemüt, das Mitleid und die Liebe zu den Seinen und das Mitleid und die Liebe zu seinen anderen Mitgeschöpfen.

Ja, so arm mußte Peter Rosegger sein, um die Armut zu verstehen, so lichtumwoben, um so licht, so warm-liebreich umgeben, um so warmmütig schreiben zu können.

Ein Gedichtlein, einige Verszeilen nur habe ich mir ins Notizbüchlein geschrieben, als ich im Sessel ‚Roseggerruhe' im Sonnenscheine saß:

‚Höhenkind, hier lernte schwärmen
Wohl dein Geist der Höhe zu,
Sonnenkind, das Herz-Erwärmen
Erbtest von der Sonne du.

Oder war es hartes Mühen,
Das den Sinn zur Höhe trieb,
Und der Deinen Liebesglühen,
Das sich in das Herz dir schrieb?'

Eine Gruppe von Waldbäumen, die hinter einem kleineren, anscheinend neuen Holzgebäude standen, flüsterten mir etwas vom Hauche der Schirmtannen, die einst diese Menschenheimstatt bewahrt haben mochten vor Blitz und Ungemach, und als ich dann in das kleine Holzgebäude trat, habe ich darüber nachgedacht, welchem Zwecke es eigentlich diene. Es wird nicht zum einstigen Bauernhaus gehört haben, dessen Wirtschaftsgebäude ja verschwunden sind, aber es hatte eine offene Tür zu dem Vorraum, und in diesem Vorraum lag eine Schütte Bergheu. Hier konnte zur Not ein Wanderer übernachten, so wie ja einst in der Blütezeit des Bauernhauses und auch zur Zeit der Verarmung, von der Peter Rosegger so ergreifend zu erzählen weiß, gar mancher Obdachlose hier in diesem Heim Unterstand und an seinem Herdfeuer eine warme Suppe fand.

Jene, die damals in christlicher Nächstenliebe und gottergeben hier gewohnt und gewirkt, sind ja ausgestorben oder ausgezogen, aber selbst heute, da das Anwesen in fremden Händen ist, scheint noch der schlichte, fromme Bauerngeist es zu umwehen, eine Empfindung, die vermehrt wird durch den Hauch der Pietät,

mit dem verehrungsvolle und liebreiche Weltleute die Geburtsstätte des Dichters umgeben.

Als ich mich satt geschaut und satt geruht hatte und meine Uhr in dieser glockenklangstillen Landschaft sagte, daß es gegen Elf sei, dachte ich ans Fortgehen. Ich stieg nicht hinauf zur Roseggerwarte, wohin ein Wegzeiger wies, denn ich dachte, daß es dann so spät werden würde, daß inzwischen die Schule aus war und die Kinderschar verflogen, und ich hätte gar so gern Roseggers Waldschulkinder gesehen.

Ich stieg daher unter wiederholtem Denken an die Bauersleute groß und klein, die auf diesen Wegen gegangen waren, wieder ins Tal hinunter, sah das lichte Sägewerkbild mit seinen Holzstößen und seinem fließenden Wasser vor mir und bin dem behaglichen dunklen Holzbau mit seinen verzierten Fensterläden, dem geschnitzten Altan und seiner gegen die Außenwelt abgrenzenden Umzäunung zugegangen.

Ein Schödlein Buben spielte an der Vorderseite des Baues — Berglerkinder in schlichten Gewändern. Und alle zogen die Hüte: ‚Grüß Gott, grüß Gott.‘ Wieder der anheimelnde Kindergruß. Dann spielten sie weiter — Fremde mochten ihnen nicht gar so was Seltenes sein.

An Barren haben sie Turnübungen gemacht, Bocksprünge und Plumpser, und munter waren sie, und lachen konnten sie wie nur glückliche Leute. Eine Weile habe ich ihnen, auf einer Bank sitzend, zugeschaut, dann fragte ich nach den Mädchen; die seien hinterm Hause.

Ich habe mein Gepäck auf der Bank gelassen und bin zur Rückseite des Schulhausplatzes gegangen. Richtig, da waren die Mädchen, farbenbunt anzuschauen mit ihren lichten Tücheln — Berglerkinder. Und wieder klang es: ‚Grüß Gott, grüß Gott, grüß Gott,“ daß es einen im Herzen freuen konnte.

So habe ich nun zugeschaut, was die Dirndln spielten, und habe gesehen, wie sie niedere Sandhäuflein machten, Stäblein dareinsteckten und, nacheinander darüber laufend, bemüht waren, mit dem Fuße den kleinen Bau umzustoßen.

‚Häuserlumwerfen‘ nannten sie dieses Spiel, und rechtschaffen plagten sie sich, ihr Ziel zu erlangen. Vor allem war es ein zierliches kleineres Mädchen, das mich interessierte, denn es hatte nur eine Hand.

Ich habe diese Kinder betrachtet mit einem ganz eigenartigen Gefühl. ‚Ihr seid Roseggers Schützlinge‘ dachte ich mir beiläufig und habe sie glücklich geschätzt. Später fragte ich die Buben, ob sie Herrn Rosegger kennen; ein warmes Leuchten kam in ihre Augen, als sie bejahten. Und woher sie alle seien; sie wiesen in das Hügelrund.

Da wußte ich wohl, was es heißt, hier eine Schule zu haben, während früher ein Weg gemacht werden mußte zwei Stunden weit nach Krieglach, zwei Stunden weit nach St. Kathrein.

Während ich mit den Kindern sprach, kam auch das Lehrerpaar — ein junger, etwas schweigsamer Mann und ein brünettes, lebhaftes Frauchen. Sie erzählten mir auf meine Frage, daß es ihnen gut gefalle hier; im Sommer sei es so schön, im Winter, sagte die Frau, meiner Meinung zustimmend, müsse man sich halt im warmen Zimmer glücklich fühlen.

Ich habe es unterlassen, mich vorzustellen, und habe auch außer der Frage, ob die Kinder hier Religionsunterricht erhalten, worauf erwidert wurde: ‚Ja, vom Krieglacher Pfarramte aus,' wenig Neugier an den Tag gelegt, aber so viel fühlte ich, als ich von den lachenden Kindern und dem jungen Ehepaar schied, daß hier glückliche Menschen weilten, der beste Beweis, daß Segen ein Werk gekrönt.

Dann bin ich wieder einsam fortgegangen. Das ‚Grüß Gott' der Kinder zum Abschiede war lange der einzige Ton, der mir im Kopfe widerhallte, höchstens ausgenommen einen Vogelschrei in den Lüften oder das Laubfallen und Rascheln im düsterkühlen Walde. Eine Lichtung kam endlich, und als die Straße hoch hinführte, sah ich jenseits eine Bergwelt sich dehnen. Da standen Häuser grau und braun an den Lehnen, und die Matten dehnten sich um sie. Im Talgrund aber floß das Wasser, und Sägehütten standen daran.

Da toste es nun in der stillen Bergwaldnatur, da hörte ich nichts sonst als die ewige Sprache dieses Wassers und fühlte das Sausen des Waldes und sah im Sonnenschein die wie Spielzeughäuschen hingestreuten Menschenheimstätten auf hohem Berge.

Lange habe ich mir das fremdartige Bild betrachtet, dann nahm Wald mir die Aussicht, dann kam ein Wegkreuz an einem Kreuzwege, und von dort her humpelte mühselig ein Weiblein mit einem Korbe voll Hühner. Eine Zeitlang sind wir zusammen gegangen, aber das arme, alte Wesen ging so langsam und mühselig; ihr Weg ging zudem noch mehrere Stunden lang nach Mürzzuschlag, meiner kürzer nach Krieglach, wo ich Roseggers Sommerhaus besuchen wollte, und so haben wir uns getrennt — ich nicht ohne Mitleid, daß so ein armes Geschöpf vielleicht um einen ganz kleinen Verdienst einen so weiten Weg machen mußte.

Dann kam wieder Einsamkeit. Zuweilen ließ sich ein klingender Ton vernehmen, und etwas Lichtes, Weißes schattete durch das Waldgestämme. Als ich nach einer Weile um Straßenbiegungen kam, waren es Steinbrüche, die ich schimmern gesehen, und einige braune Leute, anscheinend Italiener, kletterten darin um. Mich berührten die Fremden nicht gar anheimelnd, und ihr Zeughäuschen in der Wald- und Wegeinsamkeit kam mir wie ein Versteckwinkerl vor. Traulicher waren mir die Köhler, die ich bei einer rauchenden Hütte am Berghang sah, und die Holzarbeiter, die nach einer Rinne die Baumstämme herunterrieseln machten.

Trotzdem war es mir in der Nähe der Steinbrüche unbehaglich; ich ging schneller, und als ich schon draußen im Tale in Licht und Luft die weißschimmernden Gebäude von Krieglach auftauchen sah und das Pfeifen des Dampfrosses hörte, da wurde gerade hier, angesichts der ‚großen Welt', von der mich freilich noch ein vielleicht stundenweiter Hochwaldweg trennte, und als nur langsam ein bärtiger Fuhrknecht neben seinem Wagen herging, es mir so unheimlich zumute, daß ich meine Schritte beschleunigte und mir vornahm, nie mehr allein zu wandern.

Was ich auf meinem ganzen einsamen Weg nicht gefühlt, hier, seitdem mir Menschen begegneten, flog es mich an: Furcht — Furcht eben vor den

Menschen. Jedoch es kamen ihrer mehrere, und da war die Furcht vorbei, und es kam so ein trautes Hochlandsrundgesicht, ein weibliches Wesen, das die Kopftüchelenden in den Nacken gebunden hatte, und dieses Berglandsmädchen oder -weib fragte ich angesichts der vielen Häuser und Häusergruppen, die mit Kirchtürmen und Eisenbahngebäuden das Tal zu ihren Füßen füllten, wo eigentlich Krieglach sei.

Die Angeredete blieb stehen und gab mir lächelnd und treuherzig Antwort. Dies berührte mich so anheimelnd, daß ich mich des Gedankens: ‚Dies ist eine Katholische' nicht erwehren konnte. Ich habe mich nämlich, seitdem ich in Roseggers Heimat eingelenkt war, viel mit dem Gedanken beschäftigt, daß es hier auch Protestanten gibt. Vor Zeiten war mir das ganz unfaßbar vorgekommen, denn unsere steirischen Landleute, die in meiner Heimat alle katholisch sind, waren mir immer ganz anders erschienen als die Andersgläubigen jenseits der ungarischen Grenze, schlichter, naturwüchsiger, nicht so aufgeweckt und geschäftsgeistig, aber innigfromm und glücklich, so daß ich mir einen Steirer, der Bauer, aber nicht katholischen Glaubens sei, gar nicht vorstellen konnte. Und jetzt, da ich ja schon lang vom Gegenteil belehrt war, konnte ich des Gedankens und des Simulierens noch nicht los werden.

Aus diesem Grunde hatte ich beim Waldschulhause, das ja von Peter Rosegger gegründet und sowohl von Katholiken als Protestanten in Deutschland und Österreich unterstützt worden war, gefragt, ob die Kinder Religionsunterricht erhielten, und es war mir eine Beruhigung gewesen, zu hören, daß er ihnen vom katholischen Pfarramt in Krieglach aus erteilt wird, und jetzt, angesichts des anheimelnden, schlichtländlichen Menschenkindes war das katholische Sehnen wieder da.

‚Bleib' katholisch,' sprach ich in Gedanken zu Freund Rosegger, ‚und möge dieses Land es bleiben.'

Ich weiß ja, daß einen Menschen das Simulieren ankommen kann, ich weiß ja, daß es unter den Evangelischen brave, tieffromme Menschen voll starker, christgläubiger Nächstenliebe gibt, aber ein Peter Rosegger, der von Haus aus in seinem Fühlen so schlicht und innig katholisch ist, dessen Volkstum und Heimatglück, dessen herzbewegendes Schreiben auf katholischem Grunde fußt, soll uns bleiben, und sein Volk, das glücklich ist im herzinnigen katholischen Fühlen, soll ebenfalls bleiben, was es ist.

Unter diesem Sinnen war ich bergab gegangen. Und da kamen Fuhrleute die Straße heraufgefahren, manch einer gutmütig, manch einer finster, der letzte aber saß auf seinem Wagen und ließ sich von den Pferden den hohen Hang hinaufziehen. Da kam mir wieder ein Denken: ‚Bist du katholisch oder evangelisch, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß du gottlos bist, weil du kein Erbarmen mit deinen Tieren hast.'

Da war ich mit meinem Sinnen ja gerade dort angelangt, wo ich schon oftmals war, daß ich nämlich die Religiösität eines Menschen nach seinem guten oder bösen Herzen beurteile, und solcher Art kam ich heute wieder zu meinem Frieden. —

Ein Mädchen hat unweit der Straße eine große Schar Rinder auf einem

grünen Anger geweidet; es strickte einen Strumpf dabei und lächelte mich an, — selber ein Stück Sonnenschein in sonnenscheiniger Welt. Weiter drunten bei einem Haus hantierte eine ländlich-bürgerliche Frau bei heimgebrachten Rüben und zusammengerechtem Laub und lächelte mich ebenfalls an und sagte mir, wie sie sich des schönen Herbstes freue und wie man nun alles so gut unter Dach bringen könne.

Und so war ich denn aus dem waldumrauschten Bergland plötzlich ins fruchtbare sanfte Tal der Mürz gekommen und so ging ich denn von der Feldseite her durch sonnbeschienene Obstgärten und vorbei an freundlichen halbländlichen aber gemauerten und ziegelgedeckten Häusern einem schmucken Bau, einer Villa zu, wohin die weißstämmigen Birken und Nadelbaumgruppen im Garten mir den Weg wiesen, — Roseggers Sommerhaus.

Still war es hier; die Bewohner waren nicht da, waren ja fortgezogen ins Winterquartier nach Graz.

Ich habe mir die Heimstatt betrachtet, die mit niedergelassenen Rouleaux aussah wie in Schlummer versunken, und bin durch den Garten gewandelt, wo hohe Waldbäume wohl dazu berufen sind, ein Stück Berglands-Glück in die Talheimat zu zaubern.

Lange habe ich aber nicht gerastet beim Tischlein am Brunnen; ich wollte ja heute noch nach Mürzzuschlag, um mir das Rosegger-Stübel beim Toni Schruf anzuschauen und dann die Heilandskirche, die ja evangelisch ist, auf Roseggers Wunsch aber ein Marienbild, das besonders schön sein soll, in ihrem Inneren birgt.

Ich habe demnach bald die stille Stätte wieder verlassen, habe das Gartenzauntürchen, das mich gastlich hinein gelassen hatte, schön zugemacht und bin durch die Gassen von Krieglach dahin gegangen. Hier war es wie in anderen Märkten und kleinen Städten: Handwerkshäuser und Neubauten, Geschäftsauslagen, Menschen in modernen Kleidern mit mehr Zurückhaltung als die Landleute und mit mehr Schliff und mit mehr kleiner Alltagssorge.

Ich habe die Kirche aufgesucht, die ich offen fand, aber ein Mann fegte mit einem Besen das Pflaster, denn es war Samstag und eine unbehagliche Kühle umfing mich in dem leeren Raum. Gleichwohl habe ich ein wenig gebetet vor dem Altare und bin dann dem Bahnhofe zugegangen.

Just noch, als ich's gar nicht mehr erwartete, habe ich, als ich auf den Rat eines Knaben mich beeilte, einen Zug erreicht, der eben nach Mürzzuschlag ging und habe mich mit einem unendlichen Behagen und Dankempfinden, daß es Eisenbahnen gibt, mittelst welchen man mühelos und geborgen die Welt durchzieht, im wohligen Coupé niedergelassen.

Ach, das war lustig; da konnte ich die müden Füße ausrasten lassen und die Ortschaften flogen vorüber und auf einmal war ich in Mürzzuschlag.

Da wollte ich vor allem die Heilandskirche besuchen und dann im Roseggerstübel mich ausrasten; abends aber wollte ich nach Bruck an der Mur fahren, um daselbst zu übernachten.

So habe ich mich denn auf den Weg gemacht, um die im roten Bausteinschimmer hoch und luftig vom Berge grüßende Kirche aufzusuchen, bin darum

Oswald Achenbach/Gewittersturm



durch lange Gassen und kurze Gäßchen gewandelt und mußte schließlich doch noch jemand mir Begegnenden um den rechten Weg fragen.

Es war ein Krainer seiner Aussprache nach, den ich frug, und er verstand mich nicht sogleich. Er wies mich zuerst nach der katholischen Pfarrkirche und dann erst, als ich mich näher erklärte, nach der protestantischen.

Es war mir heiß geworden dabei, ich weiß nicht warum, aber ich hatte das Gefühl, als müßte mich der Mann hier in der Gegend, wo die Los-von-Rom-Bewegung stärker war, für eine Übergetretene halten und das schien mir so treulos.

Jedoch dieses Gefühl verlor sich, und als ich hinauf kam zur Höhe, wäre ich wohl gar gerne in die schöne Kirche, die mich mit ihren Bogenfenstern grüßte, hineingetreten, aber es war nicht möglich, sie war verschlossen.

Ein Mädchen wollte mir bereitwilligst zu Hilfe kommen und eine offene Tür finden, aber es gab keine. So habe ich mich denn begnügt, von dieser Anhöhe aus die Welt zu betrachten.

Ein Berg- und Hügelkranz lag vor mir, und Häuser, Villen, schöne Gebäude waren hingestreut, reichlich und im weißen Schimmer. Im Tale breitete sich die Stadt aus und da gab es hohe Schornsteine, gab es Gebäude in der Bahnhofgegend, gab es rauchende Lokomotiven. Der Abend schien sich schon zu breiten von den dunklen Waldbergen ins belebte Tal, und wie immer, wenn ich aus einer Höhe niederschaue auf Häusergewirr und industriereiches Leben, überkam mich auch diesmal ein Bangen, ein Gefühl des Fremdseins, ein Sehnen nach Ruhe.

Ich bin gerne fortgegangen, und erst, als ich im Roseggerstübel saß, kam ich zur Ruhe. Doch auch da nicht lange. Ich habe die Andenken an den Freund betrachtet, ich habe mich mit einer Jause erquickt und Karten geschrieben, dann aber mußte ich schon auf die Uhr schauen und, obwohl Herr Toni Schruf, der Gasthofbesitzer, der, wenn auch jünger an Jahren, sich von seiten Peter Roseggers der Ansprache ‚Freund' erfreut, mich aufhalten wollte, gab ich's doch nicht zu; ich wollte durchaus heute nach Bruck fahren und morgen nach Graz, und das hatte seinen gewissen Grund.

In Bruck an der Mur wußte ich nämlich einen Geistlichen, der ehedem in meinem Heimatort angestellt und so beliebt gewesen war, daß ihn die Bevölkerung nur mit Leid scheiden sah, und diesen frommen, hochgebildeten und warmherzigen Mann wollte ich morgen, Sonntag, in der Kirche sehen und womöglich begrüßen, — so hatte ich's mir bei dieser Reise vorgenommen von Anfang an —, in Graz aber wollte ich, einer Verabredung gemäß, mit meinen Angehörigen zusammentreffen, und das ersehnte ich aus zweifachem Grund: erstens hatte ich nach dem Fremdwandern ein heißes Verlangen, jemand mir zugehörigen Lieben zu treffen und zudem — war mir das Geld ausgegangen.

Das alles zusammen trieb mich vorwärts. Am andern Tag gab es in der Kirche zu Bruck traut anheimelnden Gottesdienst, dem besonders städtische Leute beiwohnten, und richtig sah ich den priesterlichen Freund und er hielt die Frühpredigt und sprach über den Samen, der ausgestreut wurde und,

teilweise vom Wind verweht, teilweise von den Vögeln fortgetragen, teilweise in die Dornen gekommen, nur zu einem Teil auf guten Grund fiel, daselbst gedieh und Früchte trug, welches eben verglichen wird den Menschen, von denen nur ein Teil die Himmelslehre in den guten und sehr guten Herzen bewahren.

Ich habe unendlich gerne zugehört, es hat mich überaus heimatlich berührt, da ich ja zu Hause schon über das gleiche Evangelium von dem gleichen Priester hatte predigen hören. Und später habe ich diesen Priester auch besucht und habe eine Stunde des herzfrohesten Plauderns und Rastens in dem behaglichen, vom Hauche des Wissens, der Poesie und des warmen Menschentumes durchwehten Gemache verbracht. Wir sprachen von daheim, von Peter Rosegger und einem Kollegen meines priesterlichen Gegenübers, der sich der Freundschaft des Dichters erfreut, und als noch ein zweiter Geistlicher erschien, der auch einmal in der Oststeiermark angestellt gewesen war, hörte ich ein zweifaches Loblied auf meine Landsleute singen und so mit der Erinnerung an daheim und Freund Rosegger verließ ich mit einem warmen Glücksgefühl das priesterliche Heim.

Draußen braute der Nebel, und als er schon stieg und die warme Sonne kam, zog es noch in Schleiern um die Bergkämme und etwas wie Rauch und Dunst webte auch um große Gebäude der Stadt und um hochragende Schlote.

Ich habe höhere Schulen getroffen auf meinem Weg und Arbeiter und Soldaten; ich bin in ein Haus gekommen, wo arme Leute beherbergt wurden, und ein zutunliches Knäblein führte mich in die Kapelle, woselbst Nonnen Psalmen beteten von Tod und Todesschauer — es war überall der Hauch des Stadtlebens im Ernst und im Glanz, und als ich mit einem Blick auf die hohen Bergreihen erkannte, daß keine menschenreichen Dörfer liegen in der Gegend wie bei uns daheim, da wußte ich freilich, warum die Scharen von Landleuten, die bei uns den sonntäglichen Kirchenweg gehen, hier nicht zu sehen waren. Und eine Sehnsucht ergriff mich nach unseren Bauern, eine Sehnsucht nach daheim, und mit dieser Sehnsucht bin ich, als endlich der lange Eisenbahnzug aus Wien kam, frohgemut nach Graz gefahren.

Und wie es mir in Graz gegangen ist?

Ich hatte Verwandte in Graz, aber nicht um alles hätte ich gewagt, ihnen meine Geldverlegenheit mitzuteilen. Wie schon manchmal, sah ich auch diesmal ein, daß man solange mit dem Nichtshaben scherzen kann, als man eben was hat, während im Notfalle die schwarze Sorge und die Verzagtheit einem den Mund schließen.

Traurig bin ich meiner Wege gegangen.

In einer Kaffeehalle, wo ich wußte, daß es trotz der billigen Preise anständig herging, bin ich abends und morgens eingekehrt, und wie unglücklich schienen mir all die dort aus- und eingehenden Leute zu sein, — Leute, die bessere Tage gesehen, Leute, die von heute auf morgen leben, Leute, die vielleicht in großer Zahl einmal auf unrechte Wege kommen oder in Armut enden. Wie sehr habe ich das sehr bescheidene, nicht mehr junge Mädchen, das mir zur Seite einen großen Mann, der sich als gewesener Spitalbediensteter ausgab und viele falsche Goldringe am Finger trug, um Rat wegen Erlangung einer Krankenwärterstelle frug, bedauert. Sie hatte ihre alte Mutter gepflegt, glaubte Kennt-

nisse zu haben, war aber so schwach und arm beisammen, daß ich wohl nicht glaubte, sie werde einen Posten erlangen. Was sollte sie dann machen?

Die Rede war vom Armsein, und ich meinte, wie schwer es sein müßte, um ein Almosen anzuhalten; da schaute mich das Mädchen traurig an und sagte nur: ‚Wenn man muß?‘

Mit so trüben Gefühlen bin ich durch die Gassen von Graz gewandert. Ich hatte den Sinn gehabt, hier, in der Endstation meiner Reise, Peter Rosegger, dem ich ja geschrieben, zu besuchen, und nun fehlte mir der Mut. Was sollte ich denn machen bei ihm in meiner trübseligen Stimmung? Ich mochte ja gar nicht reden.

Da, als ich so dahinging, schaute mir aus der Auslage eines Kaufladens plötzlich das Bild des Freundes mit so hellen, warmschimmernden Augen entgegen, daß mir all die Güte, die er mir erwiesen hatte, in Erinnerung kam, und ich mir dachte, wie undankbar, wie lieblos es eigentlich sein würde, wenn ich, ihm so nahe, es unterließe, ihn zu besuchen.

Meine Gedenkkarten an das Waldland in Händen, die Erinnerung im Herzen, meine trübselige Stimmung dazu, ging ich hinauf zu dem mir wohlbekannten Hause in der Burggasse, stieg die Treppen hinan und nannte dem auf mein Läuten mir entgegenkommenden Dienstmädchen meinen Namen.

Ich bin schon öfters in dem behaglichen Zimmer gewesen, das ich nun betrat, ich hatte schon öfters hier geplaudert und gelacht, so aber war mir Peter Rosegger noch nie erschienen. Er trug einen Morgenrock mit gestickten Verzierungen und er erschien mir vornehmer wie sonst, so vergeistigt im Antlitz, daß mir im Moment der Gedanke kam an sein vieles Studieren über weltliche und religiöse Fragen, und wie dieser Mann viel tiefer alles nimmt, als unsereines eigentlich denkt.

Etwas ermüdet kam er mir vor, etwas fremd und so in Gedanken versunken, so trübselig wie heute bin ich wohl noch nie hier gesessen bis, ja bis ich im Laufe des Gespräches die Bemerkung machte, daß ich meine Angehörigen erwartet hatte und sie nicht gekommen waren.

Da schaute mich Peter Rosegger plötzlich voll an und sagte: ‚Und Ihnen ist am Ende das Geld ausgegangen?!‘

Ich mußte hell auflachen. ‚Das ist wohl wahr,‘ gestand ich und mußte mir denken, ob er denn Gedanken lesen könne, daß er das sogleich wußte; Herr Rosegger aber setzte hinzu: ‚Sie haben vielleicht nicht so viel, daß Sie nach Hause fahren können?‘

‚Das ist auch wahr,‘ gestand ich wieder, ‚aber ich habe schon heimgeschrieben um eins.‘

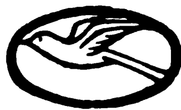
‚Das macht nichts,‘ sagte der Meister mit großer Bestimmtheit. ‚Ich werde Ihnen doch für alle Fälle eines mitgeben, wir rechnen es vom nächsten Heimgarten-Beitrag ab.‘

Und er zog eine Lade auf und legte eine Zwanzigkronen-Note vor mich hin. Ich wollte mich wehren dagegen und konnte es doch nicht, habe nur lachen müssen, wie sich alles so schickte. Und während Rosegger, um mir das Nehmen zu erleichtern, sagte, das passiere ihm gar oftmals, wenn er aus sei,

daß er borgen müsse, und wenn er heimkäme, kenne er sich fast nicht aus vor lauter Anweisungenschreiben, und daß ja doch schließlich nicht alles am Geld liege, hatte auf einmal die Welt ein anderes Gesicht bekommen.

Da war es so hell geworden, da lachte die Waldheimatwanderung herein, da lachten des Freundes Augen im trautbekannten, fröhlichwarmen Glanz. Da lachte dann auch die Grazer Stadt, als ich hinaustrat, und habe ich es nun vermocht, meine Verwandten zu besuchen und ihnen von meiner heutigen Trübsal zu erzählen. Und als ich abends in treulicher Erinnerung und aus Sparsamkeitssinn die Kaffeehalle von gestern und heut' morgen besuchte, da waren es ganz andere Leute, wie es mir schien, die drinnen weilten. Da sah ich Matronen, die behäbig ihr Lackerl Kaffee verzehrten, da sah ich unter anderen, die ich nicht näher betrachtete, einen schwarzen Schlosser an unserem Tisch, der ganz heiter war und gar wohl in gutem Verdienen stand, und einen Maurer, der murtalerisch sprach und den Bauernangehörigen verriet, und einen jungen Bäckergehilfen, der aus Rottenmann, einer soliden Bürgerstadt gebürtig, in Graz bedienstet war und allwöchentlich hierher kam, um Türkischen Sterz und Milch zu essen, und ich habe lachen können über einen großsprecherischen galanten Baron Habenichts und über eine zornmütige Fabrikarbeiterin, die man neckte mit ihrem bosniakischen Infanteristen-Liebhaber.

Und als ich am nächsten Tage einem blessierten, verdienstlosen Arbeiter hatte ein Almosen geben können und nach Erhalt des mir mittlerweile von daheim zugekommenen Geldes, das mir aber infolge meiner Ausweislosigkeit erst ausgefolgt wurde, als ich, auf mein gefülltes Portemonnaie pochend, sagte, man möge es halt zurückschicken, wenn man mir nicht traute, heimfuhr in unser trautes Bürgerstädtchen und meine ländliche Heimat, da habe ich eine gar schöne, süße Erinnerung mitgenommen, die Erinnerung an Waldesrauschen, Licht und Luft und Ruh in der Waldheimat und die Erinnerung an den Waldbauernsohn und großen Dichter, der selbst in der Stadt Licht und Luft und Ruh und Lachen zaubern kann in die Herzen — er, der warmmütige, hilfreiche Peter Rosegger.



Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

♦♦♦

(Fortsetzung.) Vom Gesellen Gnadenbrot muß noch einiges erzählt werden — von Albin Gnadenbrot, dem Hausfaktotum und Tischler, der damals schon, vor einer Reihe von Jahrzehnten, auf seiner Wanderschaft von Sachsen her ins Kliff gekommen und über dem eintönigen Zimmern von Tannensärgen alt, runzelig und ein wenig verbissen geworden war. Mit seinen unendlich langen, beim Gehen auseinandergespreiteten Beinen war er dem großen Holzzirkel nicht unähnlich, dessen er sich bei seiner bretternen Arbeit zu bedienen pflegte; auch besaß er wie alle Tischler, die ihr Handwerk nicht verfehlt haben, im Gesicht die starre, hölzerne Blässe, die vielleicht aus dem weißen Sägestaub anfliegt, aber sozusagen eine philosophische Blässe ist und mit der Blässe der feisten Müller oder Bäcker nichts gemein hat. Möddersch Ose, die in kirchlichen Dingen nicht ohne Schärfe war, hatte Gnadenbrot in dem Verdachte, daß er ein verkappter Sektierer oder gar Heide sei, und daß seine Seele Gefahr laufe; denn es gab Zeiten, wo er an Sonntagen, anstatt in Pastor lic. Baldamus' Predigten zu gehen, es vorzog, einen Abstecher nach Senators Mergelgrube zu machen, um sich dort auf den glitzernden Sand zu legen und zu sonnen. Oder er stieg mit seinem Freunde, dem Vater Klasen von St. Marien, auf dem Friedhof zwischen den Gräbern umher, den wilden Kaninchen nachzustellen, die dort unter Nesselgebüsch und Dornsträuchern in weitverzweigten Erdgängen hausten. Gegen Möddersch Ose pflegte der Gesell diese Lauheit damit zu rechtfertigen, daß ihm das Echo in der Kirche während des Herrn Pastors Predigten leicht auf das Zwerchfell schlage und er davon den nervösen Schluckauf bekomme; was die Möddersch aber für eine leere Ausrede hielt, obwohl für den Schluckauf Beweise vorlagen.

Die Arbeitsstätte, hinter deren mit Holzstaub bedeckten Fenstern Gnadenbrot an allen Werktagen rumorte, war damals noch mit dem Hause durch ein Stück alter Gartenmauer verbunden. Diese Mauer ist seither eingestürzt und in heutigen Tagen durch einen traurigen Plankenzaun ersetzt worden. Der Sommerwind, der von der Akazie herüberspringt, bewegt nicht mehr den roten Mohn, die wilden Blumen und die Halme, die in meiner Kindheit zwischen dem bröckelnden Gestein des Mauerkranzes hervorwuchsen. Aber ein blechernes Schild in Form eines zierlichen Särgleins, das vor der Werkstätte als Zeichen ihrer Bestimmung angebracht ist, klappert und seufzt noch immer in der Nachtluft wie ein loses Stück Totengebein, wenn auch die Ohren des alten Gesellen, die sich vormals in dem kleinen Alkoven neben dem Arbeitsraum bei jedem Klang zu spitzen pflegten, nun schon lange im ewigen Schlaf ertaubt sind.

Albin Gnadenbrot gehörte zum Kliff, wie die Akazie, die Lämpchen aus Opalglas, die Katzen, das Kanapee, der Podest und der Anrichteschrank, die dreibeinige Totenlade und die Flasche mit dem Kurfürstlichen

Magenguldenwasser aus dem ‚Lachs' in Danzig dazu gehörten. Er stand auch zu all diesen Dingen in einer wirksamen und tätigen Beziehung — mit alleiniger Ausnahme der Katzen. Denn zu Albin Gnadenbrots Obliegenheiten gehörte sowohl die Pflege und das Beschneiden des heiligen Baumes als die abendliche Mithilfe beim Anzünden der Lämpchen; ihm war das Kanapeeleder anvertraut, daß es nicht brüchig wurde und immer in der Vollzahl der blanken Messingknöpfe prangte. Den Anrichteschrank zu bohnen, den Podest einer gelegentlichen Bearbeitung mit Hobel und Hammer zu unterwerfen und das ehrwürdige, aber störrische Dreibein, wenn es not tat, aus der Bodenkammer herunter zu spedieren, war des Gesellen Pflicht; und so oft in der schön gebauchten Flasche, die für Möbbersch Ose bedeutete, was das nie versiegende Ölkrüglein einst für die Witwe zu Sarepta, der Spiegel des magenstärkenden Wassers bis auf den letzten Grund herabsank, so oft auch war es Gnadenbrot, der aus dem dumpfigen Kistenstroh im Keller eine neue Flasche, genau so schön gebaucht und etikettiert wie die vorige, entnahm und hinauftrug. Nur den Katzen im Hause konnte und wollte er nicht Freund werden. Er zitterte am ganzen Leibe, wenn ihm etwa eine über den Pantoffel lief oder gar unversehens auf den Schoß sprang. Albin Gnadenbrot war in ausgesprochenem Maße katzenscheu.

Nur einmal, soviel ich weiß, hatte er im Zorn es über sich gebracht, eines der verhaßten Felle zu berühren. Das war bei der Gelegenheit gewesen, als ‚der gestiefelte Kater', der zu Zeiten gern auch die Sargwerkstatt auf Beute inspizierte, eine zu Gnadenbrots Abendimbiß gehörige Wurst im Dämmerlicht mit einer Ratte verwechselt und, den Raub zwischen den Zähnen, das Weite des Gartens gesucht hatte. Der Gesell sagte in jener Stunde kein Wort. Aber bei Gelegenheit nahm er, obwohl ihm die Hand dabei vor Entsetzen schlotterte, den Kater mit knochigem Griff am Nacken, trug den Zappelnden zu der Hintermauer des Hauses hin, wo seit alters eine verödete Hundehütte stand, und schloß ihn hier, um seine Gaumenlust für alle Zukunft zu zähmen, trotz Gespuck und Gefauch an die verrostete Kette. Die Wirkung dieser Prozedur war eine ungeheuerliche. In den ‚Gestiefelten', kaum daß er den Widerstand der Kette verspürte, fuhren sieben Teufel. Er sprang gesträubt nach allen Seiten aus, verwandelte sich, aller Naturgeschichte spottend, in ein Ungetüm mit Flügeln und fuhr, während die Dämmerung niedersank, unaufhörlich zischend und mit feurig entzündeten Augen wie ein losgebrannter Schwärmer in die Luft. Gnadenbrot, selber über den Erfolg seines Dressurstückes nicht wenig erschrocken, hielt es für geraten, eilends in der Tischlerei zu verschwinden, und das Unwesen bei der Hundehütte hätte zweifellos einen tragischen Ausgang genommen, wenn nicht der Lärm den Senator

herbeigerufen und dieser den hochgeschätzten Kater aus seiner Pein erlöst hätte, bevor der Zusammenhang zwischen Seele und Balg für immer gelockert war. Selbstverständlich mußte Gnadenbrot zu seinen zerkratzten Händen nun auch noch ein heiliges Donnerwetter einstecken. Er tat es schweigend und verbissen, beugte sich über seine Hobelbretter und mied das geschwänzte Geschlecht der Katzen in Zukunft womöglich noch viel scheuer denn zuvor.

Das eingezogene und einsame Junggesellenleben, das Albin Gnadenbrot im Bezirk seines ernsthaften Gewerbes führte, hatte freilich gewisse lichte Momente. Ein solcher war, wenn statt eines Sarges etwa eine Wiege begehrt wurde. Die Wiegen für die Kinder seines Brotherrn sowie für Harre und Eike Blud hatte Gnadenbrot gezimmert. Oder wenn ein wohlhabender Witmann oder eine Witfrau, die auf den Preis nicht ängstlich zu sehen brauchten, einen Sarg aus kostbarerem Holze, zum Beispiel aus Eichenholz, oder von besonders aparter Form oder mit ungewöhnlichen Beschlägen bestellte. Dann rieb sich Gnadenbrot vergnügt die Hände, saß stundenlang sinnierend in der Werkstatt, zeichnete, verglich und maß und lieferte zum Beschluß ein Stück Phantasiesarg, so für das Leichenbegängnis eines großen Kaufherrn oder Senators in der Republik Hamburg nicht zu gering gewesen wäre. Was die Architektur der Gehäuse, die er fertigte, betraf, so wußte er ihnen allen, auch wenn ein dicker Bäckermeister oder Brauer darein zu liegen kam, etwas Leichtes und Schlankes, ja Schwebendes zu geben, und bei der Lackierung bevorzugte er, selbst wenn es sich um einen erschütternden Todesfall handelte, die helleren und freundlichen Farben vor den düstern. Wurde aber recht nachdrücklich schwarz bestellt, so verstand er es, auch in das nächtigste Dunkel durch Zusatz von Safran und Drachenblut immer noch einen gewissen warmen Gold- oder Purpurton hineinzuschmuggeln, der zunächst zwar verborgen blieb, aber dann draußen in der sonnigen Luft über den Häuptern der Träger zu leben und zu leuchten anfing und so in die Gemüter der Trauernden noch zuletzt ein Licht des Trostes spendete. Gern heftete Gnadenbrot auch allerhand Symbole und Zeichen aus Metall auf seine Särge: so z. B. einen schönen Knaben, der eine Fackel gesenkt hielt, oder einen Schmetterling als Sinnbild der Unsterblichkeit. Und zum Beschluß vergaß er nicht, immer an derselben gewissen Kante des Fußendes umständlich sein Gesellenzeichen und die Stückzahl einzuritzen; denn obwohl ein Tischler so ausgesprochen wie kein anderer für die Verwesung und das Vergessen arbeitet, so trägt auch bei ihm ein jedes gelungene Werk in sich seinen Stolz.

Ein weiterer der zeitlichen Lichtpunkte in Gnadenbrots Leben war, wenn er, was regelmäßig geschah, nach Feierabend mit leichtem Gesellen-

schritt über den Markt hinüber zur ‚blühenden Schiffahrt‘ steuerte und sich ein Seidel helles Tonderner Bier zum Abendbrot einholte. Dann klappten die losen Pantoffeln in der stillen Dämmerung munter auf dem sauberen Pflaster, und dem Rhythmus der langen, gespreiteten Zirkelbeine sah man an, daß er aus einer geruhsamen und friedlichen Seele hervorschwebte. Wollte sich diese aber einmal wahrhaft im Lichte baden, so zog Gnadenbrot an schönen Sonntagnachmittagen seinen guten Anzug an und stieg zu seinem alten Freunde David Klasen hinauf, der zweihundertdreiundachtzig Stufen hoch in der Türmerstube von St. Marien hauste. Diese Stube zwischen Himmel und Erde war Wohnraum, Küche und Schusterwerkstätte zugleich und eigentlich nichts Geringeres als ein Stück echtester altniederländischer Genremalerei. Ein scharfer Leder- und Pechgeruch vermischte sich dort mit den nahrhaften Dampfschwaden einer derben Kochkunst, und in den Takt des Schusterhammers und das Kratzen der Raspel hinein drang aus der Kammer gewöhnlich das Gezeter einer wohlgerundeten Frau Meisterin sowie ein vielfältiges Kindergeschrei. Dazwischen schwatzte eine Schwarzwälderuhr, sang ein ganzer Käfig voll verschiedenartiger Singvögel, plapperte eine zahme Dohle, die auf den Namen ‚Pech‘ hörte, tanzten die Heerscharen der Turmmäuse unter den Dielenbrettern ihre Quadrille. Der alte David Klasen aber war ein verständiger Mann; sein philosophischer Geist und seine tiefe Brummbaßstimme hörten nicht auf, ordnend über dem Chaos dieser bunten Kleinwelt zu schweben gleich dem machtvoll ruhigen Gang des Räderwerkes, dem schicksalmäßig sicheren Ablauf der Ketten in der großen Turmuhr zu seinen Häupten. Für einen Schustervater, der so hoch über allen irdischen Dingen wohnte, der ein Philosoph war und in seinem Nebenamt als Türmer und Feuerläuter außer der freien Wohnung und Heizung nur ein Spottgehalt bezog, war es gewiß kein kleines Stück, eine so kinderreiche Familie in Ehren durchzubringen, und wäre nicht zuweilen der Ertrag der Kaninchenjagd leder gebraten auf der Tafel erschienen und hätte die Frau Meisterin nicht das Geheimnis verstanden, aus einem Lot Kaffee deren zwei oder auch vier zu machen, ohne doch dem Getränk allen Charakter zu nehmen, so wäre es für David Klasen kaum möglich gewesen, von Zeit zu Zeit auch noch den guten Gnadenbrot und uns junge Schar als Gäste in seiner Turmstube zu empfangen. Wenn dann der Tisch abgeräumt war, so setzten sich die beiden Männer zu einem alten Nordhäuser Korn und einer Pfeife Tabak an den niedrigen Schustertisch, auf dem heute feiertägliche Ordnung war; es wurde politisiert und räsonniert und der Lauf der großen und der kleinen Dinge auf der Welt unten in Ruhe besprochen. Wenn dann Rauch und Dämmerung die Stube genugsam erfüllten, so spiegelten sich in der am Draht niederschwebenden

Schusterkugel immer verschwommener, aber immer gleich groß und bedeutend das runzelige Gesellenantlitz und Meister David Klasens spirituöse Nase; viel kleiner und nebensächlicher erschien die Schwarzwälderuhr in der Ecke und das verqualmte Kruzifix von Holz; und vollends winzig, aber hell, die entfernten Turmfensterchen, vor denen die Schwalben auf einem Grund von blau- und rot- und goldgemusterter Himmelsseide hin und wieder schossen. Das alles gewahrte man treulich in dem blanken Rund der gläsernen Kugel gespiegelt. Wenn wir aber durch eines der Fensterchen auf die Erde hinunter spähten und den ersten Schwindel überwunden hatten, so sahen wir das ganze Städtlein mit seinen Giebelseiten, Dächern, Mauern, Brunnen und Bäumen wie den ausgebreiteten Inhalt von Eike Bluds letzter Weihnachtsschachtel vor unseren Augen tief unten liegen. Von hier oben aus besehen, gewann unsere Kinderwelt ein ganz neues Gesicht und verdiente, in unserer Seele besonders fixiert zu werden. Drüben das alte Schloß hätte eine große, saubere Papparbeit sein können; vom Grabe des Vogels Angelus aber unterschied man nur die gebückte Birke, und in Wachtmeister Tettenbooms Vorgärtchen die blaßroten und feuerfarbenen Zierkugeln, die, von der Abendsonne umfunkelt, gar winzigen, in der Luft erstarrten Johanniswürmchen glichen. Das Haus meiner Eltern konnte man, weil es hinter dem Schloß versteckt lag, nicht sehen; wohl aber drüben in der Holstentwiete das sogenannte spanische Haus, darin der gewesene Kirchspielvogt wohnte. Es lag fremdartig weiß, wie ein alabasternes Schmuckkästlein, in dem verschollenen Garten, mit blühenden Oleanderbäumchen, die in Kübeln wuchsen, und ein paar schwarzgrünen Zypressen vor der Tür. Nun schweifte der Blick auf den Markt. Die Akazie und ihr Freund, der Nußbaum, standen, jedes vor seinem Hause, wie zwei von den giftgrün gemalten Bäumchen, die Eikes Hand beim Spiel so zierlich hinstellte; das Jüdengäßchen war nur ein schmaler, dunkler Spalt, und hinter der Jüdenmauer lag das Katzenloch glimmernd und mit Grünspan bedeckt wie eine alte geheimnisvolle Schaumünze. Von einem gewissen Turmfensterchen aus konnte man mit einigem Halsrecken vom Jüdenrathaus gerade noch ein Stückchen Vorderwand erhaschen, und wenn wir genau zuschauten, so unterschieden wir bald auch das vergitterte Dachfenster, und es wollte uns manchmal deuchen, als ob wir zwischen den fünf gekreuzten Eisenstäben das Strähnenhaar der wahnsinnigen Jezabel hervorflattern sähen. Oder aus einem Fenster des tieferen Geschosses, da wo die roten Blumen flammten, ein Gelock von schwarzem Haar, das uns reizender dünkte als alles, was wir jemals geschaut. Das war aber bloß eitel Phantasiespiel. Doch daß in der Priestergasse soeben eine Tür aufgeht und ein kleiner Mann, in kaffeebraun und silbergrau, heraustritt, das ist Wirklichkeit. Siehe, er lehnt geschäftig

ein Leiterchen an die Hauswand an — ein Ding, nicht größer als Klaus Klasens Laubfroschleiterchen im Glase —, tut possierlich ein paar Schritte hinauf — wir sehen es deutlich: nur zwei Schritte gehen glatt vonstatten; beim dritten kommt der Mechanismus des Männchens in Unordnung, und der Fuß tritt wieder um eine Sprosse zurück. Dann nimmt die Hand von den drei blanken Goldtellerchen, die in schöner Reihe über der Tür hängen, eines nach dem andern herunter, legt sie flach und reibt mit einem Leder darauf herum. Wer kann das anders sein als unser Herr Eiderdaus, Herr Doktor Momme Wübbens, der die sonntägliche Geschäftspause benutzt, um seine messingenen Baderbecken zu polieren? Nun, das ist noch keine schlimme knechtliche Arbeit. Hinter ihrer verfallenen Kate aber in dem winzigen Hofe sehen wir jetzt die böse Bettziechin, die weder in Pastor lic. Baldamus Predigten geht noch überhaupt den Sonntag heiligt, ganz ungeniert Holz hacken. ‚Vielleicht hat sie wieder einen abgezogenen Igel in der Speisekammer hängen und will ihn sich ein wenig vorbräunen, ehe sie ihn ins Backhaus trägt,' meint Meister David Klasen. ‚Oder einen jungen, fetten Hund.' — ‚Oder einen gefräßigen Kater,' sagt der Gesell Gnadenbrot, und die Schadenfreude steht auf seinem Gesicht. Kaum verschluckt er ein ‚Gott sei Dank', als er hinzufügt: ‚Bei uns wenigstens fehlen wieder ein paar.'

Wir Kinder schauten inzwischen weiter zu, wie die böse Alte Holz spellte, und wir dachten vielleicht dabei an die Knusperhexe im ‚Pfefferkuchenhaus, wie sie aus ruchlosem Herzen den Backofen angeheizt. Es war übrigens doch ein Vergnügen, aus unserer himmlischen Höhe die sündige Arbeit auf der Erde zu beobachten. Wenn eben die Axt niedergefunkelt war, so blieb es danach eine ganze Weile still, bis der dumpfe Schall des Aufschlags zu uns heraufdrang. Wie das kam? Nun, Meister David Klasen erklärte, das sei ein ‚Phänomen' und verhalte sich just wie mit Blitz und Donner. Aber wir dachten nicht weiter darüber nach, um nicht zu tief ins Denken zu kommen. War doch hier oben bei Meister Klasen eine ganz andere Welt als bei den Menschen der Tiefe! Ganz natürlich. Hier war aufgehängt das große Glockenspiel der Zeit. Hier war die Geburtsstätte der Schicksale, von hier nahmen die festlichen und dunklen Stunden derer, die auf der Erde wohnten, ihren Ausgang. Da befand sich gleich über uns, gegen Regen und Schlossen durch ein Vordach geschützt, die kleine Wimmerglocke, die bei Begräbnissen geläutet wurde. Auch bei Feuersbrünsten. Auf dem dunklen Erzrund des Glöckleins glomm in der Dämmerung immer ein schwacher, blutroter Schein. Er pflegte — ganz seltsam — in demselben Augenblick zu erlöschen, da drüben aus den Spiegelscheiben des Senatorhauses, in denen die Abendsonne lag, der Goldglanz verschwand. Dann war es immer gleich dunkel drunten auf

dem Markt. Erst nach einer Weile wurden die Dächer wieder hell vom Vollmond, der, anfangs eine kupferfarbene Scheibe, dann mählich zu Silber verbleichend, aus der Heide aufstand und über die Stadt weg in das nahe Wattenmeer hinüberschimmerte.

‚Marsch, heim — es ist jetzt Zeit!‘ befahl Meister Klasens Brummbaßstimme. ‚Wenn die Eulen erst wach sind, dann könnt ihr was erleben.‘

Puh — die Eulen! Wir kannten diese Ungeselligen und Lichtscheuen, wenn sie bei sinkender Nacht ihre schweren Seidegefieder aus den Turmstiegenfenstern aufreckten und schläfrig mit den Lidern ihrer großen runden Katzenaugen zu klappen anfingen. Darum tummelten wir uns jetzt. Auf den zweihundertdreiundachtzig stockfinstern Turmstufen war während der nächsten Minute ein Getrappel, an dessen Widerhall Wachtmeister Tettenboom seine Freude hätte haben können. Wie wenn eine Schwadron Husaren unter einem hohlen Torgemäuer hintrappelt, so fuhr es — an den Eulenfenstern vorüber — zur Erde nieder von lauter gutgestiefelten Kinderfüßen, die vor dem Dohlenvolk, das sich schläfrig in seinen Nestern regte, und vor piepsenden Turmmäusen nicht zagten. Der Lichtschein aus Meister David Klasens Stube begleitete die Auswanderer nur etwa zwanzig Stufen weit. Dann bog sich die Schneckenstiege, es kam erschrecklches Dunkel. Aber immer ging es weiter im Schraubengang — trab — trab — trab — trab — wie in den Mittelpunkt der Erde hinunter. Ich fühlte fortwährend Martes Hand in der meinen, und wenn die zarte Gestalt einmal strauchelte, so trug ich leicht und sicher die Last. Vor uns sprang Eike Blud. Wir merkten es an einem gewissen schnellen Atem. Eike schwatzte und lachte beständig und versuchte uns andere fürchten zu machen. Die kleine Eike mit den häufig überhitzten Wangen stand so fröhlich und tapfer im Leben, sie kannte keine Gespenster.

Wie es mit Marte stand? Kein Zweifel, sie bewegte sich in ihrem Element, ja sie war wohl die Kälteste von uns allen. Zuweilen deuchte mir aber, daß ihr Fuß plötzlich innehielt und daß sie bemüht war, in dem lampenlosen Dunkel etwas zu unterscheiden. In solchen Augenblicken wurde die schmale Hand förmlich Eis. Aber gottlob — jetzt war keine Zeit für Gesichte! Drehend riß das Getrappel uns mit fort, und wir langten schließlich aufatmend in dem offnen Spitzbogentor unten an, wo wir, wie aus Kerkersnacht erlöste Abenteurer, sogleich Mond und Sterne mit unseren Augen suchten.

Aber der Himmel war noch fast hell, und erst mählich gewannen die Sterne an Kraft. Seltsam laut und tönend rauschte — wir hörten ihn schon von weitem — der Simsonbrunnen über den stillen Markt. In den Stuben ringsum war hier und dort bereits Licht, und auch aus dem Senatorhause floß durch die obere Verglasung der Eichentür in den Schatten

des Baumes heraus ein ruhiger und milder, bläulich mondartiger Schimmer. Der rührte von den opalenen Lämpchen her, die Gnadenbrot, vorsorglich uns vorauseilend, schon angezündet hatte. Vor der ‚blühenden Schiffahrt' drüben standen etliche Bürger, die sich, vom Abendschoppen kommend, in einem Gespräch festgefangen hatten. Wir unterschieden deutlich die joviale Stimme des Herrn Konsuls, die ein wenig schwere und dunkle meines Taufpaten, die tief beruhigende des Herrn Sanitätsrats Dr. Rootebar und die scharf stechende des Herrn Rektors Metzegeck von der Gelehrtenschule. Bei dem Klang der letzteren fielen Magnus und mir sogleich die irregulären Verben und der Cornelius Nepos, die oben in der Stube unser warteten, schwer aufs Herz. Dem Magnus aber schwerer als mir.

‚Gute Nacht, Eike! — Bis morgen, Timm! Wir müssen noch Schularbeiten machen.'

In dem Labyrinth der Algebra und der geometrischen Rätsel fand Magnus sich schon damals spielend zurecht; aber im Latein war er kein Held, zu des Senators argem Verdruß. Denn wie etwas Selbstverständliches war es von jeher in dem väterlichen Rat beschlossen gewesen, daß Magnus das Gymnasium durchlaufen und dann ein Mediziner, vielleicht gar ein Professor oder Prosektor auf der Universität werden sollte. Der alte, mit blutrotem Sammet ausgeschlagene Instrumentenkasten, der oben in der Wohnstube in einem Fach des Anrichteschrankes verwahrt lag und im Leben meines Taufpaten die erhoffte Verwendung nicht gefunden hatte, sollte durch Magnus' Hand einmal zu Ehren und — wer konnte es wissen? — vielleicht zu hohem Ansehen und Ruhm gelangen. Es war dies ein Lieblingsgedanke des Herrn Senators, den er in besonderen Stunden gern aussprach, und der wohl mehr oder weniger deutlich mit einer geheimen Sehnsucht nach der eigenen Jugend zusammenhing. Mit dieser Jugend, die einst wie ein feuriger Wein verbraust war, mit der Vorstellung der Tafelrunden im fernen, immer lustigen Göttingen, der Erinnerung an den schneidenden Klang der Korbrappiere und an die Schärpenseide, die blaßrot und golden auf der Brust geleuchtet mit den Buchstaben: ‚Gladius ultor noster.'

‚Dem Olaf fällt's leichter, Herr Senator,' sagte wohl gelegentlich der Rektor Metzegeck, ohne zu bemerken, wie schwer es meinen Taufpaten verärgerte. ‚Ein Lateiner und ein rechter künftiger Student steckt in dem Magnus nicht darin. Aber vielleicht wird er einmal gute und haltbare Brücken bauen.'

Auch Martes Rechenkünste hatten inzwischen dank meiner Anleitung erfreuliche Fortschritte gemacht; ja es schien fast, als ob die Gespielin durch unsere gemeinschaftlichen Bemühungen eine Art Vorliebe für dieses trockenste der Fächer bekommen hätte. Auch in der Folgezeit fuhr sie

fort, mich, wo es nur anging, zu ihren Arbeitsstunden heranzuziehen, und es wäre für einen Dritten gewiß seltsam und erfreulich zu beobachten gewesen, wie die Lebenssicherheit, die Heiterkeit und die Gaben des merkwürdigen Kindes durch meine bloße Nähe stark wurden und wuchsen. Fast schien es, als ob mein Wesen und Einfluß die notwendige Ergänzung ihrer Art bedeutete, in ihre Herbigkeit die Süße goß, in ihre Kälte die Zärtlichkeit und Wärme mischte, in ihr Dunkel das Licht warf. Daß Marte nur fröhlich war, wenn ich mit ihr unter demselben Dache wohnte, war eine Tatsache, der sich bald auch der Senator nicht mehr verschließen konnte, und als ich einmal nicht ungefährlich erkrankt war und der Ansteckung halber fast zwei Wochen hindurch, ohne daß von den Spielgefährten eines an mein Bett hinzugelassen werden durfte, im Elternhaus gepflegt wurde, da verfiel Marte in einen Zustand des Leides und der Sehnsucht, der wiederum wie damals, als die geliebte Puppe verschwunden war, den mehrmaligen Besuch des Herrn Sanitätsrats notwendig machte. Der Unterschied war freilich der, daß der würdige Mann diesesmal nichts von Eigensinn und ‚Sperenzchen‘ redete, die Heilung des Übels auch nicht so sehr von weißem Brot und gekochten Täubchen erwartete, sondern, klug den Zusammenhang ahnend, seinen elfenbeinernen Äskulapstock gar fleißig zwischen dem Kliff und der Platanengasse in Bewegung setzte, selber herüber und hinüber Grüße und kleine Mitteilungen vermittelte und mich, als der große Tag der Genesung gekommen war, in höchsteigener Person, gewissermaßen im Triumph, wieder nach dem Senatorhaus als meiner eigentlichen Heimat überführte, wo Marte, vor Freude blaß und stumm, schon auf der Freitreppe wartend stand.

Von dieser Zeit an war das unsichtbare Band zwischen dem stillen Kinde und mir noch fester geschlungen; es trat aber auch jene gewisse Abneigung gegen die fröhliche, wilde Eike zuweilen schärfer und sichtbarer hervor als früher.

Übrigens mag erwähnt werden, daß Gnadenbrots Besuche in Meister David Klasens hochgelegener Schusterstube nur an solchen Tagen stattfanden, an denen das Aussehen des Himmels oder die herrschende Kühle den Verdacht etwa aufziehender Gewitter auch nicht im entferntesten zuließ. Denn neben des Gesellen schon behandelter Katzenscheu bestand eine tiefe, durch nichts zu beseitigende Gewitterfurcht, die allem Spott der Leute trotzte und nach Möbbersch Oses Ansicht nicht gerade ein Zeichen von gutem Gewissen war. ‚Wenn man in die Predigten des Herrn Pastors geht‘, pflegte sie zu sagen, ‚und auf das Bibelwort vertraut, dann mag es blitzen oder Schusterjungen regnen — ein ehrlicher Christenmensch fürchtet sich nicht.‘ Und um dem kleinmütigen Gesellen ein Beispiel ihres Gottvertrauens zu geben, schritt sie zuweilen beim schrecklichsten Toben des

Himmels in ihrer vollen Ausrüstung: mit Regenschirm, Wettermantel, Haubenhütchen und Handtasche angetan mitten durch das Zucken der Blitze hindurch über den freien Markt, blieb vor der Sargtischlerei stehen und klopfte ermutigend, aber auch ein wenig schadenfroh an die vom Holzstaub erblindeten Scheiben. Aber von Gnadenbrot kam dann kein Lebenszeichen zurück; Hobel und Hammer ruhten, und der erfahrene Sargmacher, der schon so manchen unter die Erde gezimmert und mit dem Gevatter Tod ziemlichermaßen auf einem vertrauten Fuße hätte leben sollen, er lag bleich vor Angst, an allen Gliedern bebend, hinter wüsten Bergen Holzes versteckt. Am schlimmsten stand es in dieser Hinsicht mit den Nachtgewittern. Wenn wir Kinder, vom Rauschen des Regens und der Akazienblätter ermuntert, in unseren Betten wachten und mit andächtigem Schauer, aber zugleich dem Gefühl einer wohligen Sicherheit den Donnerschlägen lauschten, die über dem Hausdach hindröhnten, dann konnte plötzlich die Tür aufgerissen werden, und der verstörte Gesell, den es in seinem Alkoven nicht länger gelitten hatte, stand, nur notdürftig mit Hemd und Hose bekleidet, plötzlich vor uns im Licht der Blitze und wäre am liebsten zu uns in die Betten gekrochen, wenn aus der Nebenkammer die alte Matten nicht energisch hiergegen Protest erhoben hätte.

Vielleicht aber fand Gnadenbrot in solchen Stunden um so leichter den Weg zu uns, weil er ihn auch sonst bei beruhigter Seele getreulich zu wandeln pflegte. Verging doch kaum ein Abend, an dem der alte brave Gesell und Hausgeist nicht noch an unseren Betten erschienen wäre, um dies oder jenes zu plaudern und uns eine gute Nacht zu wünschen. Aber auch die anderen, deren Stadtgänge mit Vorliebe unter der Akazie zusammenmündeten, all die besonderen Freunde des Kliffs stellten sich nicht selten wie auf Verabredung gerade in dieser Stunde des Nachtdämmerns ein und bildeten dann eine Art hochansehnlicher Ratsversammlung, deren wohlvertraute Silhouetten sich halblaut diskutierend vor unseren Betten und durch die dunkelnden Stuben auf und ab bewegten. Da war für uns Kinder Gelegenheit, noch vor dem Einschlummern manch kluges und versonnenes Wort dieser Feierabendmenschen aufzufangen und es in unsere Träume mit hinüberzunehmen, wo es dann leicht Farbe, Blut und Leben gewann und eine Folge gleitender Bilder vor unsere Seele zauberte. Da wurde vielleicht gerade eine der neuesten Geschäfts- und Bonvivantreisen, die der Herr Konsul der Republik Bolivia wieder einmal nach Hamburg und dort in den lustigen Stadtteil Sankt Pauli unternommen hatte, erörtert. Wir Kinder aber sahen in derselben Nacht noch den Herrn Konsul als tafelnden König in einem festlich erleuchteten Saal sitzen. Die Geschäftsfreunde Mayer Männlein und J. F. Brodersens Söhne saßen als würdige Räte zu seiner Seite; der Wein und die Worcester Shire

Sauce flossen in Strömen, und jedesmal, wenn der lustige König die Stimme erhub, dann klang ein Trompetenstoß. Und als er nach beendetem Mahle aufstand und mit einem Gefolge von Pagen und schönen Frauen den Saal verließ, da trugen die Diener Fackeln vor ihm her. Plötzlich aber trat der Herr Konsul ganz allein aus dem Zuge heraus, schwang sich in den bereitstehenden Bärenschlitten und fuhr durch ein Gestöber von Schneeflocken in windschneller Fahrt und mit ernsthaftem Biedermanngesicht der Heimat zu. Wir hörten im Schlafe, wie das Schellengeläute sich nordwärts durch das Goldgäßchen und die Priestergasse herauf näherte, wie das Gespann über den Markt glitt und dann mit einem Ruck vor der Windfangtür unter dem alten Nußbaum hielt. Gottlob, unser Freund, der Herr Konsul, war nun wohlbehalten wieder zu Hause! Also verarbeitete in pomphafter Weise die kindliche Traumphantasie während der Nacht die Fäden, so die guten Alten am Abend in den dunkelnden Stuben bescheidentlich gesponnen hatten. Oder Möddersch Ose Wockenfuß orgelte vielleicht mit sanft gehendem Windbalg einen Lobeshymnus auf ihre Schützlinge, die Leute im Jüdengäßchen, mit Ausnahme des knochigen Leib Nathansblut, der Geld an die kleinen Handwerker und Heidjer auslieh und Zins vom Zinse nahm nach dem harten Schriftworte bei Moses: ‚An dem Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder.‘ Und die tapfere Schulmeisterwitib ereiferte sich und schlug aus ihrem Kropf heraus diese und noch härtere Worte des Alten Testamentes vermittels einer treffsicheren Exegese durch leuchtende Liebesworte des Neuen aus dem Felde, bis Wachtmeister Tettenboom, der ebenfalls, und zwar mit seiner langen Briloner Pfeife im Munde, gekommen war, ihr in die Rede fiel, ‚beziehungsweise‘ wieder einen unglücklichen Versuch machte, die Geschichte von der danebrogischen Majestät und der Tänzerin Luise Rasmussen anzubringen. Doch da begannen die Bänder des einstmals fliederfarbenen Haubenhütchens zu fliegen. ‚Wachtmeister Tettenboom, hier vor den Ohren der unschuldigen Kinder? Ha!‘ — hier setzte das Posaunenregister ein — ‚es wäre besser, daß Ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde!‘ — Oder der Wachtmeister erzählte, daß er von Marcel Grotefend neulich einen Brief aus Thüringen erhalten habe. Der Herr Windhund von Maler wolle sich kommenden Sommer wieder mal in Brinklage einfinden und wie immer bei ihm, Wachtmeister Tettenboom, in der nach Norden gelegenen Dachstube, die das schönste Atelier der Welt sei, einquartieren. Der Herr Konsul aber solle wieder die Freundlichkeit haben, Herrn Grotefend für die Zeit seines Aufenthaltes im Städtchen ein Bett herzuleihen, wohingegen der junge Mann sich dem Herrn Konsul gern zu jeder Tages- und Nachtzeit für eine Partie Billard in der ‚blühenden Schiffahrt‘ zur Verfügung stelle. Übrigens wolle Herr Grotefend seinen

nächsten Besuch in Brinklage dazu benutzen, das Fräulein Salome vom Jüdengäßchen ‚beziehungsweise‘ Senators Marte zu malen, und er beabsichtige, die Bilder auf die große Ausstellung in Hamburg zu bringen. — ‚Gott bewahre,‘ protestierte hier die Möbbersch; sie zog den türkischen Schal fester und hielt ihre inhaltschwere Handtasche wie einen Schild zur Abwehr vor, ‚unsere Salome und das Martekind werden nicht gemalt und kommen auf keine Ausstellung. Und wenn es von mir abhinge, so verstatteten wir diesem windigen und unchristlichen Malerblut überhaupt keinen Schritt in unsere Häuser. — Doch jetzt laß Er Seine Pfeife ausgehen, Wachtmeister Tettenboom! Oder ist das eine Art, diese Stuben, wo jetzt das junge Leben schlafen soll, so auszuräuchern?‘ — Worauf der Wachtmeister ein wenig gereizt erwiderte, die Möbbersch könne ja reden, was sie wolle, aber seine Pfeife müsse sie aus dem Spiele lassen; denn sintemalen er nicht verheiratet, sondern ein ehrbarer Junggesell sei, so müsse ihm der Tabak vergönnt und dürfe ihm von niemandem verboten werden. Wachtmeister Tettenbooms Gereiztheit in dieser Sache aber erklärte sich ganz natürlich aus dem Umstande, daß er, was in Brinklage kein Geheimnis geblieben war, in früheren Jahren wiederholt den Versuch gemacht hatte, das im Laufe der Zeiten etwas schattenhaft gewordene und für die Pflege seines Muskelrheumas ziemlich nutzlose Erinnerungsbild der Königin von Saba in Person der jungfrischen Barbara Gschwandner, Bierwirtin aus Augsburg, durch die greifbar in Fleisch und Blut und einer bewährten Ausrüstung wandelnde Möbbersch als Herzdame zu ersetzen. Die Möbbersch aber hatte sich, so oft ein solcher Heiratsantrag erfolgte, jedesmal eine Nacht Bedenkzeit ausbedungen und war dann in der Frühe des nächsten Morgens, nachdem sie das gewohnte Stück in der Bibel gelesen, ein wenig zaghaft vor den behäbigen Schattenriß an der Wand getreten, der den seligen Jonas Timotheus Wockenfuß im Schlafrock, mit dem phantasievollen Hauskäppchen und der langen Imkerpfeife angetan, darstellte. Und immer hatte der Verewigte ganz still, mit erhobenem Haupte und gleichsam gespitztem Ohr den Worten seiner alternden Witib gelauscht, und während die Morgensonne, auf den bläulichen Kacheln der Stubenwand entlangrückend, die ausgeschnittene Landschaft, durch die der Selige hinschritt, mählich vergoldete und die Bäume wundersam erblühen ließ, da war es der Fragestellerin, die unverwandt auf das geliebte Haupt hinstarrte, jedesmal gewesen, als ob das Hauskäppchen sich in einem ernsthaften Verneinen bewegte.

Der Bescheid, den die Möbbersch alsdann dem Brautwerber nicht ohne Verschämung erteilte, ging dahin: daß sie sich sehr geehrt fühle und den Antrag nicht rundweg ausschlagen könne; dieweil sie sich aber nicht mehr in so frischen Jahren befinde, um an jedem Samstag die Gar-

Oswald Achenbach/Vico



dinen, weil sie vom Tabakrauch schwarz geworden, von den Fenstern abzunehmen und durch neugewaschene zu ersetzen, so müsse sie wohl oder übel den Wachtmeister vor die Wahl stellen, ob er lieber auf sie oder auf seine Briloner Pfeife verzichten wolle.

Nunmehr war es Wachtmeister Tettenboom, der sich eine ‚Frist beziehungsweise eine Bedenkzeit‘ ausbat, bei welchem schwebenden Zustand es dann verblieb.

Nicht selten auch sah man in der abendlichen Ratsversammlung, deren Gespräche im gedachten Sinne das Rohflachs waren, das wir dann in unseren Träumen verspannen, den Kirchspielvogt, der eine violette Mütze mit Silberquaste trug und gern von den Zeiten redete, da die feste Stadt Brinklage über dreißig Schiffe und viele kleinere Fahrzeuge besaß und mit ihrem blühenden Handel sogar die Eifersucht der großen Hansastädte wachrief. Manchmal kam Herr Quadrupani mit Martes zierlicher alter Geige, die in dem Winkel hinter dem Anrichteschrank am Nagel hing, zu unseren Betten her und fiedelte uns ein paar Liedchen vor, deren Melodie wie ein süßer, einschläfernder Wein in unsere Herzen drang. Jene Geige war dasselbe Instrument, das noch heute, während ich diese Zeilen schreibe, nebenan in meiner Kammer hängt, und das Magnus, wenn er mich gelegentlich besucht, mit Vorliebe von der Wand nimmt, um einen Niggersang oder ein Kuliliedchen darauf zu streichen. Ein starker Wohllaut wohnt in diesem zartgeflammten, ehrwürdigen Holz, das in seiner Form an jene Instrumente erinnert, die vor Zeiten aus Altmeister Amatis oder anderer berühmter Geigenmacher Händen hervorgingen. Der Kirchspielvogt war übrigens ein Künstler des Bogens, und wenn er seine gute Stunde hatte, so konnte er die Saiten lachen, weinen und singen machen, daß man eine feine Menschenstimme zu vernehmen glaubte. Damals mußten wir Kinder in der Woche mehrmals den Weg nach dem spanischen Hause in der Holstentwiete nehmen und wurden von Herrn Quadrupani auf der Geige unterrichtet. Für Magnus schloß sich hieran in der Regel auch noch eine Nachhilfestunde im Latein. Aber ein großer Geiger ist aus keinem von uns dreien geworden. Vielleicht war ich es, der den Bogen noch am leidlichsten führen lernte; ungeschickter schon erwies sich Magnus, und am trübseligsten stand es mit Marte. In diesen zarten, weißen Fingern, die dem Vogel Angelus einst so geschickt die im Tod erstumpften Augen zugedrückt hatten, schien von musikalischer Seele nichts zu beben.

‚Frysia non cantat,‘ hatte schon Sanitätsrat Dr. Nootebar gesagt. Dennoch hing Marte — seltsam genug — an dem Instrumentlein, als ob es etwas Lebendiges sei, mit einer solchen aus dem Herzen quellenden Innigkeit, daß niemand anders als von ‚Martes Geige‘ sprach.

Was wir damals nicht verstanden, aber doch schon ahnten: Der Kirchspielvogt war eine vielseitige faustische Natur. Sein baumumflüstertes Studierzimmer in der Holstentwiete, ob es auch weder hochgewölbt war noch gotische Spitzbogenfenster hatte, will mir heute in der rückschauenden Erinnerung immer mit dem dämmerigen, von Wissensqualm durchfluteten Gelaß zusammenfließen, darin dem über das Wesen aller Dinge grübelnden und an der Erkenntnis verzweifelnden Magister und Doktor der Erdgeist erscheint. Es waren nicht bloß geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien, in die sich Herr Quadrupani versenkte, vielmehr gab er sich auch — was ihn, in Verbindung mit dem verschollenen Garten, mit dem Radmantel aus spinnwebdünnem blauen Tuch und einem seltsam hohen Spitzhut, bei den einfachen Leuten fast in den Ruf eines Schwarzkünstlers brachte — mit so abseitigen Dingen wie Mystik, Nekromantie, Spiritismus, Halluzinationen und Träumen ab und hielt die Nachtseite der Menschenseele beständig scharf prüfend im Auge. Man sagte von ihm, daß er ein Spiritist sei und daß er vermittels eines klopfenden Tisches mit seiner verstorbenen Frau verkehre. Kein Wunder also, daß ihm meine Gespielin Marte mehr als Studierobjekt denn als Schülerin der Geigenkunst am Herzen lag, und daß die magere Hand des verwitterten Männleins sich daran gewöhnt hatte, mit einem sanften Druck auf den flachssilbernen Scheitel das Hälslein des scheuen Kindes zurückzubiegen, bis ein freier Blick in die Augen ermöglicht war, die unter den schattenden Brauen lagen wie perlgraue, stille und klare Gewässer.

Von jenen Erkenntnissen, die er etwa unter dem Zeichen des Makrokosmus geschöpft, redete der Kirchspielvogt nun freilich vor uns Kindern nicht, oder er tat es mit so gedämpfter Stimme, daß es den Frieden unserer Betten nicht gefährdete. Überhaupt gingen die guten Menschen mit den Sorgen, Kümmernissen und Rätseln, die sie in die Stuben hereintrugen, so behutsam um, daß nichts davon abfallen und unsere jungen Herzen beschweren konnte. Der Nachtschatten, der dennoch nicht ausblieb, wuchs aus anderem Erdreich hervor. Damals aber waren seine fahlen Blüten noch kaum sichtbar; eine Atmosphäre des Geborgenseins, des glücklichen Nichtwissens und der sicheren Zustände, die wohlig und köstlich war, umschwebte jene unvergeßlichen Abende der frühen, süßen Kindheit, da der rötliche Schimmer der Kupferlampe bloß von ferne gedämpft in unsere Augen drang und draußen vor den Fenstern die Akazienwipfel uns das bezwingende Lied des Schlummers sangen.

Aber einmal doch begab es sich seltsam. So geschieht es zuweilen, daß ein Blitz, den niemand vorher vermutet hat, plötzlich wie ein Geisterschwert die Rosen der Abenddämmerung durchschneidet und die Menschenwelt zu der Erkenntnis aufschreckt, daß in aller Traulichkeit des Alltags

und während der Fluß des Lebens am gemächlichsten zu strömen scheint, die unheimlichen und finsteren Gewalten nicht schlafen.

Es war mitten im Winter. Der blauweiße Kachelofen in der Wohnstube mit dem Jakobsbild knatterte und bullerte von Gnadenbrots Hobelspänen. Die Rotkehlchen und Zeisige waren aus der Akazie fort; dafür lärmten jetzt die Spatzen in den Zweigen. Auf den Fenstern lag das dicke Eis wie gepreßte Silberblumen, und davor hingen von dem Rinnenwerk und Regenspeier, allerlei Märchengrotten und seltsame Gelasse bildend, die gefrorenen Zapfen nieder. ‚Lauter Orgelpfeifen,‘ meinte die Möddersch, die mit ihrer Phantasie allzeit gern in der Kirche war.

Der Streit zwischen Marte und Eike, auf den ich hier hinspielen muß, war aus einer geringfügigen und ziemlich gewöhnlichen Ursache entstanden, und es würde solches Kinderzwistes in diesen Blättern weiter keine Erwähnung zu tun sein, wenn nicht gewisse nachfolgende Geschehnisse ihm eine fast symbolische Bedeutung gegeben hätten. Zu meinen selbstverständlichen Ritterpflichten gehörte unter anderem, auf dem gefrorenen Teiche vor der kleinen Senatortochter zu knien und die Schlittschuhe an ihren Füßen zu befestigen, ferner die Gespielin, wenn sie vom Lauf ermüdet war, in einem wassergrün lackierten Stuhlschlitten, den Gnadenbrot gebaut hatte, auf der schönen Eisfläche kreuz und quer spazieren zu fahren. Dann saß die feine Gestalt, in warmes, dickes Pelzwerk gehüllt, stolz und wohlig wie ein Dämchen in dem gleitenden Gefährt, den Blick auf die gelben oder blaßroten Fernen des Winterabendhimmels und auf die dunklen Pappelbesen geheftet, die am Teichrand den schwärmenden Krähen als Ruhesitz dienten. Oft wandte Marte sich zurück oder ich neigte mich zu ihr, um ein Wort auszutauschen, und dann vermischte sich jedesmal unser Atem sichtbar in der kalten Luft; aber noch häufiger verstanden unsere jungen Seelen sich im Schweigen, und wir konnten minutenlang nur dem eintönigen Zwiegespräch lauschen, das meine Stahlschuhe in der Stille der abgelegenen Teichbuchten miteinander führten, oder dem feinen Klingen der Eisstückchen, die vor den Schlittenkufen herflogen. Was wir empfanden, das war dasselbe Wohlgefühl der unabänderlichen Zusammengehörigkeit, das an schönen Sommerabenden uns auch die Stunden in dem alten Familienboot so bedeutsam und geheimnisschwer machte.

Eines Nachmittags im Dezember hatte Marte sich in der Geigenstunde bei Herrn Quadrupani verspätet und kam mit ihrem Täschchen, darin sich die Schlittschuhe befanden, ziemlich atemlos nach dem Teich gelaufen. Da sie weder mich noch den Stuhlschlitten erblickte und von Magnus erfuhr, daß ich mit Eike Blud soeben jenseits der Pappeln hinausgefahren sei, so wartete sie voll stiller Ungeduld und empfing uns, die wir bald zurückkehrten, mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich weiß nun

nicht mehr: war es Übermut, Scherz oder Trotz — aber die kleine Konsultochter setzte sich erst recht bequem in dem Stuhlschlitten zurecht und verweigerte, den Platz für die andere freizugeben. Was nun folgte, das geschah blitzschnell. Beide Mägdlein, die blasse Marte und die feurige Eike, fuhren sich mit ausgespreiteten Fingern in ihre lichten und nachtdunklen Haare und hätten einander betrüblich gezaust, wenn Heike Feddersen, Magnus und wir anderen nicht trennend dazwischen gesprungen wären. Ich riß Marte zurück, und sie lag einen Augenblick beschämt und wie gebrochen, aber so klammernd an meinem Hals, als wollte sie mich nie mehr von sich lassen.

Die Wirkung des peinlichen Vorfalls auf meine beiden Freundinnen war eine ganz verschiedene. Eike schluchzte sich in einer halben Minute aus und lachte schon wieder, als Marte, deren Augen wie fast immer tränenlos geblieben waren, noch an allen Gliedern zitterte wie ein verwundetes Wild. Da aber Eike nun gar in eine etwas gewaltsame Fröhlichkeit ausbrach, sah ich plötzlich aus den weiten Augen des Senatorkindes einen Blick auf sie fallen so seltsam und dunkel, daß ich erschrak. Es war kein Haß und keine Feindschaft in dem Blick; eher eine tiefe Traurigkeit oder ein schmerzliches Wissen; und mir schien, es könne der Tod in solchem Blick liegen. Solange wir auf dem Eise verweilten, blieb Marte unstet und fand keine Freude an unserm Spiel. Als wir dann aber bei einbrechender Dunkelheit uns auf den Heimweg machten, da gewahrte ich, wie sie plötzlich ihren biegsamen Arm um Eikes Nacken schlang und hastig, als wäre nicht mehr viel Zeit zu verlieren, ihr ein paar Worte zärtlicher Abbitte ins Ohr flüsterte. Aber soviel ich bei dem Schein des anwachsenden Mondes bemerken konnte, war es auch jetzt nicht eigentlich Demut und Reue, was sich in dem schmalen, blassen Gesichtlein ausprägte, sondern eher Bekümmernis oder ein tiefes Mitleid.

Das Wesen, wie es hier zutage trat, war mir rätselhaft genug und wurde von Magnus, der sich mehr und mehr zu einer klaren und etwas nüchternen Natur entwickelte, wohl als etwas Peinliches empfunden. So schwiegen wir darüber. Aber zum ersten Male kam mir Knaben in jener Stunde das Gefühl, als ob etwas Schweres, Dunkles wie eine Last auf mein junges Leben drückte, als ob mir vorbestimmt sei, nun bald die Bürde eines anderen Schicksals, das nur zum Teil in der grünen Erde wurzelte und auf den traulichen Beeten der Menschenfreude oft Blüten von unheimlich bleichem Schimmer entfaltete, auf meinem Nacken zu tragen.

Der Zufall wollte, daß ich an demselben Abend noch, während Magnus und Marte wohl schon schliefen, von meinem Bett aus ein Gespräch belauschte, das der Kirchspielvogt mit Doktor Momme Wübbens

nebenan in der Wohnstube führte. Es handelte sich dabei um einen Fall von Nachtmart, den Herr Quadrupani in den alten Chroniken aufgestöbert hatte und jetzt mit gedämpfter Stimme dem wißbegierig horchenden Bader erzählte. Wie da zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, gerad' als Graf Albrecht von Wallenstein — der eigentlich Graf Waldstein geheißen habe — Jütland verwüstete und Stralsund belagerte, drüben im Flensburgischen ein junger Bürgermeisterssohn gewesen sei, den plötzliche Krankheit befiel. Er wurde nämlich während des Schlummers von rätselhaften Beklemmungen befallen, so stark, daß er in der siebenten Nacht aus dem Bett aufstand und, von einem dunklen Drang geleitet, barfüßig, mit der Kerze in der Hand, auf den Flur hinauslief. Bei dieser Gelegenheit habe er in dem Treppenwinkel, den er durchleuchtete, ein junges, weibliches Wesen vorgefunden, das sich, von der Flamme geblendet, scheu zwischen das alte Gerümpel schmiegte. Das Mägdlein sei von einer seltsamen, blassen und abgemagerten Schönheit gewesen und habe in ihrem fremdartigen, leichten Gewand an allen Gliedern vor Kälte gezittert. Auf die erstaunte Frage des jungen Mannes erzählte sie lispelnd, daß sie aus der Armee des Grafen Waldstein, der vor Stralsund lagere, in einem Segelboot übers Meer entwichen und einem dunklen Drange gefolgt sei, der sie hierher in das Haus geführt habe. Das sei nun schon die siebente Nacht, daß sie sich hier unter der Treppe versteckt halte. Der junge Bürgermeisterssohn weckte hierauf die übrigen Hausgenossen; man bewirtete die seltsame Fremde mit Speis' und Trank und fand, daß sie nicht allein schön, sondern auch von angenehmer Sitte und einer Lebensart sei, die nichts Unheimliches hatte. Ein wenig auffallend mochte nur in ihrer äußeren Erscheinung der Ausdruck der Augen berühren, die, wie Wasser, tief und klar und von einer perlgrauen Leere waren, sowie der Gegensatz der schwärzlichen, fast ineinander gewachsenen Brauen zu dem flachsblonden, silberig schimmernden Haar. Und schier noch auffallender mußte es deuchen, daß von Stund an, da das Weib unter der Treppe hervorgezogen worden, die allnächtlichen Beklemmungen des jungen Mannes wie fortgeblasen waren. Nun, wo Gesundheit, da ist Lebenslust: es gab eine Liebschaft und gab eine Hochzeit im Hause. Aber eine rechte, warme Ehe ist nicht daraus geworden. Man konnte etwa an einem schönen Herbsttag denken, an dem der Himmel wie Glas ist und die Sonne kühl und klar scheint; aber die Blätter fallen, und es geistet im hellen Mittag wie Nebel und Moderduft um die Herzen der Menschen. Wohl gebar die junge, schöne Frau im Bürgermeisterhause zwei Kinder und schaltete klug und rüstig in allen irdischen Dingen; doch unversehens, während der heitersten Stunde, erstarrte ihr Blick, und sie bezeichnete mit tonloser Stimme diejenigen aus ihrer Umgebung,

die demnächst sterben würden. So glich das Wesen des Weibes einem Eisberg, der auf dem Meere treibt: die Spitze, aus dem Wasser ragend, ist wie Kristall und wird von der Sonne durchleuchtet; Mitte und Urgrund jedoch bleiben dem Auge verborgen: die kühlen und dunklen Fluten der Unendlichkeit spülen um sie her. Und wie der Eisberg aus dem Lichte fortschmilzt, so kann sich auch der unheimliche Menschengast in diesem blühenden Leben nicht halten. Eines Tages war die junge, schöne Frau aus dem Bürgermeisterhause fort, und mit ihr verschwunden waren die beiden Kinder. Die einen hatten sie zuletzt auf den Dünen, die andern in einem Segelboot, das nach Stralsund hinglitt, gesehen. Aber es war keine günstige Zeit, um Nachforschung zu halten; denn gerade damals schollen wieder mit schrillem Lärm die Werbetrommeln durchs Land, und das große, schreiende Weh der Welt übertäubte das Weh der einzelnen Herzen.

‚Ei der Daus!‘ machte Doktor Momme Wübbens, nachdem der Kirchspielvogt mit seiner Erzählung geendet hatte. Er ging mit seinen seltsamen Schritten ein wenig aufgeregt längs des Podestes auf und ab, und die dünngewetzte Baderstimme klang fast gedankenschwer: ‚Ich weiß von meiner Muhme selig her, daß es derlei gibt, Herr Kirchspielvogt. Davon ziehen sieben Grauschimmel kein Haar weg. In ihres eigenen Mannes Familie war ein Fall passiert. Und immer erkennt man Menschen, die die Gabe besitzen, sich in eine Nachtmart verwandeln zu können, an den zusammengewachsenen Augenbrauen. Oder ist's nicht so, Herr Nachbar?‘

Der Kirchspielvogt schwieg. Nach einer Weile sagte er: ‚Es setzt sich dem Schlafenden auf die Brust und nimmt ihm Sprache und Regung. Das Geisterwesen mein' ich. So ist bei allen Völkern im Norden der Glaube. — Doch stille — der Herr Senator kommt —‘

Ich hörte noch den Schritt meines Taufpaten draußen auf dem Korridor nahen. Doch bevor er die Türschwelle erreicht hatte, umfing mich Schlaf. Ein spielmüder Knabe schläft zwischen Frage und Antwort ein.

Aber in der Nacht erwachte ich von einem Druck auf der Brust. Mit einem leisen Schrei fuhr ich empor und saß im Bette aufrecht. Rings im Hause war alles still; nur die Blätter der Akazie rauschten weich gegen die Fenster, und ruhig leise gingen auf dem Lager neben mir die Atemzüge meines Pflegebruders Magnus.

Plötzlich sah ich in dem ungewissen Schein des Ölschwimmers, der in der Kammer brannte, eine Gestalt. Fein und schmächtig war sie von einem weiten Hemd umhüllt und stand fast zu meinen Häupten. Zwei Augen, starr wie Opal und dämmeriger als Mondlicht, starrten mich

unverwandt an. Mein Herz schlug wie wild; mir war, als sollte ich ersticken.

‚Marte!‘ rief ich mit gepeinigter Stimme. Und da war auch schon die Beklemmung gelöst. ‚Wo bin ich?‘ sagte meine Gespielin verwirrt, wie jemand, der eben aus tiefer Abwesenheit aufwacht.

In dem Augenblick klangen auf der Diele bereits die nackten Füße der alten Matten. Die Getreue hatte sich aufgemacht, ihre Schutzbefohlene zu suchen. Mit leisem, zärtlichen Schelten nahm sie das Kind bei der Hand und führte es dem verlassenen Gitterbett wieder zu.

◆ ◆ ◆

Kurze Zeit nachher befanden Magnus, Marte und ich uns eines Mittags bei Gnadenbrot in der Werkstatt. Wir liebten diese Atmosphäre von Firnis, Lack und frischen Hobelspänen und schauten auch diesmal zu, wie der Gesell mit kunstreichem Pinsel allerlei Runzeln, Fischgrätenmuster, Rippen und zarte Gewölke auf das sauber geglättete Tannenholz lasierte. Er tat es schweigend und ein wenig verbissen wie immer; aber gegen Ende der Arbeit wurde der alte Knabe, wie dies zuweilen geschah, von einer plötzlichen und ganz seltsamen Lustigkeit ergriffen. Er nahm das lange Zweibein von Holzzirkel, als ob es eine Dame sei, zärtlich in die Arme und tanzte damit zwischen der Hobelbank und einigen Bretterstößen einher, wobei er jedesmal, wenn er an uns Kindern vorüberkam, eines seiner eigenen langen Beine kunstgerecht über unsere Scheitel hinwegschwang.

Da wurde mitten in dem Tanz von der Straße her die Türe aufgetan, und ein fahler Kopf mit einem Vogelgesicht, darin zwei Augen wie große, schwarze Glasperlen glimmerten, steckte sich herein. Er gehörte der Leichenbestatterin Havestad, die eine jüngere Schwester der alten Hebamme Güntje Havestad war.

Mit gleichgültiger, blecherner Stimme sagte der Kopf: ‚Ach, da ich gerade einmal vorübergehe, so will ich auch gleich den Sarg bestellen, Herr Gnadenbrot. Vor fünf Minuten ist nämlich Konsuls Eike gestorben. Natürlich muß alles vom Feinsten sein, — Sie wissen ja, Herr Gnadenbrot, bei dem Herrn Konsul kommt's auf ein paar Taler mehr nicht an. Und daß ich es nicht vergesse: der Herr Konsul läßt den Herrn Senator auch schön bitten, ihm doch die Totenlade für ein paar Tage hinüberzuleihen. Sie wissen ja wohl, das alte Dreibein mit den Leinentüchern, das oben in der Bodenkammer steht.‘

(Fortsetzung folgt.)

Marcelino Menendez y Pelayo / Ein Bild aus dem modernen spanischen Literaturleben / Von Jos. Froberger

Außerhalb der Fachkreise romanischer Wissenschaft ist in Deutschland wenig von der tiefgehenden Literaturforschung bekannt, die in den letzten Jahrzehnten in Spanien mächtig eingesetzt hat. Während noch vor vierzig Jahren die wissenschaftliche Durchforschung der spanischen Literatur zu gutem Teil in den Händen von Nichtspaniern lag und deutsche, englische und amerikanische Gelehrte das so reizvolle Gebiet der kastilianischen Sprache bearbeiteten, ist inzwischen in Spanien selbst ein erfreulicher Wandel eingetreten. Die Anregungen, die tüchtige Forscher, wie Graf von Schack, Wilhelm Volk (Clarus), Ferdinand Wolf, Adolf Schaeffer gaben, um nur einige deutsche zu nennen, fanden dort allmählich ein dankbares Echo, und der Sinn für die wunderbare Schönheit seines alten Schrifttums erwachte in Spanien immer mehr. Im Mittelpunkte dieser neuen, patriotischen Bewegung in der Literatur steht der Name eines Mannes, der sich um sein Land unvergängliche Verdienste erworben hat: Marcelino Menendez y Pelayo. Das Bild seines unermüdlichen, erfolgreichen Schaffens gibt uns gleichzeitig einen Ausschnitt aus der neuesten Literaturperiode Spaniens, und darum ist eine Würdigung seiner Arbeit zur allgemeinen Kenntnis der geistigen Bewegung des Landes in den letzten Jahrzehnten von großer Bedeutung. Die ergreifende Teilnahme, die ganz Spanien an den Tag legte, als der große Forscher am 19. Mai 1912 in seiner Vaterstadt Santander starb, war ein mächtiges Zeichen der lebendigen Dankbarkeit, die man für das patriotische Wirken dieses Mannes hegte. Alle Zeitungen und Zeitschriften brachten teilnahmsvolle Nachrufe, in denen die Lebensarbeit des Gelehrten geschildert und dem Verlust, der durch seinen Tod Spanien betraf, Ausdruck verliehen wurde; diese Gefühle sprachen sich aus in zahlreichen Trauerversammlungen, in allen Städten wurden für ihn Seelenämter abgehalten, — es war eine einzige große Landestrauer. Seit dem Tode Lope de Vegas, dessen sterblicher Hülle in langem Zug einst ganz Madrid folgte und über dessen Verlust ganz Spanien bis in seine fernsten Kolonien wie über ein nationales Leid trauerte, hatte man auf der pyrenäischen Halbinsel wohl nie mehr einen verstorbenen Schriftsteller so geehrt. Der Ruhm des Madrider Gelehrten hatte ja auch die volkstümliche Färbung wie einst der Ruf Lope de Vegas, den die Spanier „monstruo de la naturaleza“ nannten. So hieß es auch in Madrid von Menendez y Palayo in naivem Ausdruck: Menendez lo sabe todo, Menendez weiß alles, oder wenn jemand über etwas im Zweifel war, so hörte man manchen Madrider sagen: Preguntad a Marcelino, fragt Marcelino. Die Menge seiner Schriften erinnerte ja auch an die ungeheure Fülle der Produktivität des großen Dramatikers, dem unser Forscher in seinen letzten Lebensjahren durch die monumentale Herausgabe seiner Werke ein herrliches Denkmal errichtet und so den eigenen Namen mit dem Lope de Vegas auf alle Zeiten verknüpft hat. Das lebhafte Volksempfinden beim Tode dieses Mannes, in moderner Zeit sicherlich eine eigenartige und seltene Erscheinung, gibt beredte Kunde von den tiefen Wurzeln seines ganzen geistigen Schaffens, das in seiner patriotischen Richtung eine Reihe

von Stimmungen wachgerufen hatte, die in Spanien seit so langer Zeit auf ihren wirksamen Ausdruck gewartet hatten.

Der Lebensgang des großen Gelehrten weist von frühester Jugend an eine so gleich bleibende Begeisterung für eine bedeutende Lebensaufgabe auf, mit einem so treuen Festhalten am einmal genau umgrenzten Programm, wie man es nicht leicht in einem Gelehrtenleben in dieser ruhigen, zielbewußten Gleichmäßigkeit vorfindet. In einem Lebensalter, in dem man dies sonst nicht erwartet, schrieb er bereits bedeutende Werke, die in der ganzen Gelehrtenwelt große Beachtung fanden. Im Jahre 1879 wurde über den erst Vierundzwanzigjährigen eine Biographie abgefaßt, die sich stellenweise ganz wie ein Dithyrambus liest, so groß ist die Begeisterung, mit der sie den jungen Gelehrten der spanischen Geisteswelt vorstellen möchte. (M. G. Romero, Apuntes para la biografia de Marcelino Menendez y Pelayo, Madrid. 1879.)

Am 3. November 1856 wurde er in Santander geboren, in der berühmten Montaña von Altkastilien. Der größte spanische Romandichter der neueren Zeit, José de Pereda, und eine Reihe bedeutender spanischer Dichter der älteren Zeit stammen aus der Montaña. Sie ist für spanische Literatur nicht minder als für die älteste spanische Heldensage heiliges Land. Dort stand die Wiege von Santillana und Quevedo, von dort zogen die Familien Lope de Vegas und Calderons nach Madrid. In den rauhen Bergen Asturiens weht noch die herbe Luft, die einst die Kraft der alten Spanier zu ihren Heldentaten stählte. Dort ist noch die Erinnerung an Spaniens alte Zeit lebendig, und dort wurde auch Menendez y Pelayo von jener Begeisterung für Spaniens Geschichte und Literatur erfüllt, die sein ganzes Lebenswerk beherrschte.

In Barcelona, wo er den Unterricht des großen Philologen Milá y Fontanals genoß, zeichnete er sich bereits durch seine selbständige Geistesrichtung aus, und als er im Ateneo von Barcelona über Cervantes einen öffentlichen Vortrag hielt, waren die zahlreich erschienenen Zuhörer sehr erstaunt über die Fülle von Beredsamkeit, die er an den Tag legte, und die dichterische Schönheit seiner Sprache. Im Jahre 1873 kam er nach Madrid, um seine Studien dort fortzusetzen, und trat in Beziehungen zu einigen der bedeutendsten spanischen Schriftsteller. Im Jahre 1875 erwarb er sich an der Universität von Valladolid den Doktortitel, nachdem er durch eine bemerkenswerte Studie über Konzeptismus und Kulteranismus einen von der Universität ausgesetzten außerordentlichen Preis errungen hatte. Seine Vaterstadt Santander bewilligte dem hoffnungsvollen Jüngling ein Stipendium, um eine Studienreise durch die wichtigsten Bibliotheken Europas zu unternehmen, die er sofort antrat. Diese Reise erweiterte seinen Gesichtskreis nach den verschiedensten Richtungen: zunächst lernte er eine Reihe hervorragender Gelehrter des Auslands kennen, konnte die modernen Methoden der Forschung studieren, und dann gewann er hiedurch eine freiere Stellung und einen weiteren Blick für die richtige Bewertung europäischen Geisteslebens. In Portugal, Italien, Frankreich, Belgien und Holland hielt er sich längere Zeit auf und machte in den größeren Bibliotheken des Auslandes Aufnahmen über die dort vorhandenen spanischen Handschriften. Es wird berichtet, wie oft die in wissenschaftlicher Arbeit ergrauten

Gelehrten Italiens, Frankreichs und Hollands mit Staunen auf den Zwanzigjährigen blickten, wenn sie vernahmen, welches Wissen dieser jugendliche Geist bereits beherrschte.

Im Jahre 1877 starb in Madrid Amador de los Rios, der berühmte Literarhistoriker, dessen Geschichte der spanischen Literatur neben der Ticknors das gründlichste Werk über die ältere spanische Literatur ist und noch heute eine gewisse Autorität besitzt. Der Lehrstuhl für die Geschichte der spanischen Literatur, den er an der Madrider Universität inne hatte, wurde damit frei, und es meldete sich eine Reihe Bewerber. Unter ihnen war auch Canalejas, der spätere Ministerpräsident, den ein so tragisches Schicksal erreichte. Zur allgemeinen Überraschung meldete sich auch der 21jährige Menendez y Pelayo. Nach den Universitätsstatuten war nun ein Alter von 23 Jahren für die Stelle eines Universitätsprofessors erforderlich. Aber die Begeisterung der Spanier für den hochbegabten Jüngling war so groß, daß die Regierung zu seinen Gunsten durch ein besonderes Gesetz, das auch die Cortes bestätigten, das Alter auf 21 Jahre heruntersetzen ließ. Nach der alten Tradition der spanischen Universitäten wurden die Professuren nach einem öffentlichen wissenschaftlichen Wettkampf vor dem akademischen Prüfungsgericht vergeben. Dieser Wettkampf gab dem jungen Gelehrten Gelegenheit, ein so erstaunliches Wissen zu entfalten, daß die Berichte der Presse darüber launig meldeten: Die Richter waren die Schüler und der Kandidat der Lehrer. Sein Gegner Canalejas bekannte später im Senat, daß ein derartiges Ereignis in der Geschichte der spanischen Literatur einzig dastehe. Der Vortrag über den spanischen Humanismus im 16. Jahrhundert, den der Kandidat bei dieser Gelegenheit hielt, war ein bisher in Spanien seltenes Beispiel literarhistorischer Synthese, und noch heute klingt in den Berichten über diese eigenartige Prüfung die damalige Begeisterung nach.

Mit dem Kreuzzeichen hatte er seine Vorträge begonnen, und dieses Kreuzzeichen steht auch über seiner nun mit gewaltiger Energie einsetzenden wissenschaftlichen Tätigkeit. Im Alter von 20 Jahren steckte er sich eine Lebensaufgabe, der er bis zu seinem Tode getreu bleiben sollte. Diese Lebensaufgabe war die geschichtliche Restauration der alten spanischen Wissenschaft und Literatur, der Kampf für die Tradition des alten spanischen Geistes, für den Glanz seiner beiden großen Literaturepochen und die Reinheit der angestammten religiösen und ritterlichen Ideale. Es ist eine charakteristische Mischung von religiöser Wärme, patriotischem Stolze und literarischer Überzeugung, die ganz altspanisches Gepräge hat. Seine Lebensaufgabe stand ihm in seiner Jugend mit aller Klarheit vor der Seele, und während einer Zeit von nahezu 40 Jahren blieb er ihr unerschütterlich treu und verwirklichte sie in vielen Punkten. Darin liegt das Wunderbare im Leben dieses Gelehrten, und dies gab auch seiner Lebensarbeit eine seltene Einheit, die vielgestaltige Bestrebungen wie ein Werk aus einem Guß erscheinen läßt. Über sein großes literarisches Lebenswerk, das eine Reihe von Bänden umfaßt, könnte man einen großen Gesamttitel setzen: Rückkehr zu den literarischen Idealen von Spaniens goldener Zeit. Der Grundakkord tiefer religiöser

Überzeugung ist in den literarischen Arbeiten von Menendez y Pelayo unverkennbar. In seiner Jugend war er Karlist, wie so viele Nordspanier, und wenn er sich auch später von der Politik zurückzog, so trat er doch jederzeit auf den Plan, wenn es galt, für Spaniens katholische Ideale im Tageskampfe einzutreten; so noch 1910, als er gegen die religionslose Schule in energischen Worten Einspruch erhob, und 1911, als er auf dem eucharistischen Kongreß im Namen der alten Literatur des Landes vor dem eucharistischen Heiland die Knie beugte. Aber sein literarisches Ideal blieb stets frei von aller Engherzigkeit, gerade deswegen, weil er echter Spanier war nach den alten Traditionen literarischer Ehrlichkeit und Objektivität. Er wußte, daß der Kampf für den katholischen Gedanken in der Literatur eine besonders große Anspannung der Kräfte nach den strengsten Anforderungen der Kunst verlangt und eine schwächliche Schonung der Mittelmäßigkeit aus unrichtig angebrachten Rücksichten dazu in schärfstem Gegensatze steht. Er wußte, daß ängstliche Engherzigkeit unter dem Deckmantel falsch verstandener Religiosität einst auch die strengkatholischen Dichter seines Landes, ja sogar einen Calderon de la Barca, verdammen wollte, und er trat in seinen Schriften mehrmals mit größter Schärfe ähnlichen Verirrungen entgegen. Sein katholischer Glaube ließ ihn künstlerische Wahrheit und Gerechtigkeit gerade Andersdenkenden gegenüber nie vergessen, und so diente er dem katholischen Literaturideal weit mehr als durch einen gesinnungstüchtigen Phrasenkatholizismus, der die Gemüter zum Schaden ehrlicher Arbeit so leicht einlullt. Und wenn dem katholischen Spanien in moderner Zeit ein Literaturstreit erspart blieb, so war das wohl in erster Linie dem machtvollen Auftreten dieses Mannes zu verdanken, dessen mustergültige Haltung jede Kritik verstummen machte. Schon aus diesen Gründen verdient die Lebensarbeit des großen Spaniers auch bei uns Beachtung.

Sein Programm fand in eingehender Weise Ausdruck im dreibändigen Werke: ‚La ciencia española‘ (Madrid 1877, 3. Aufl. Madrid 1889). Das Buch entstand aus Artikeln, die zuerst in verschiedenen Zeitschriften erschienen und großes Aufsehen erregten. Seit Jahrzehnten hatten Spanier in der Presse und in Broschüren alle möglichen Theorien über Spaniens ‚Europäisierung‘ vorgetragen und nicht Worte genug finden können, um die Rückständigkeit des spanischen Geisteslebens zu brandmarken. In blinder Bewunderung aller ausländischen Moderichtungen sprachen sie mit Verachtung von ihrem Heimatlande. Gegen diese schlechten Patrioten tritt nun der junge Gelehrte mit großem Nachdruck auf, und er erhebt seine Stimme gegen die unwürdige Nachäffung des Fremden. In begeisterten Worten schildert er die Größe des alten Spanien, er läßt aus dem Staube der Bibliotheken seine glänzende Geistesgeschichte erstehen, und mit zündenden Worten entwirft er ein Programm patriotischer Arbeit für die Wiederherstellung der alten Größe. Franzosen und deren spanische Nachbeter hatten oft den ungerechten Satz aufgestellt, die Kultur Europas habe Spanien nichts zu verdanken, Spanien sei geistig stets unfruchtbar gewesen, ohne Philosophie, ohne Naturwissenschaft, und sogar seine Literatur enthalte nur geringe geistige Werte. Namentlich die Enzyklopädisten hatten dieses Urteil oft ausgesprochen, und Montesquieus bittere Ironie über Spanien,

dessen einziges gute Buch, der Don Quijote, nur eine Satire auf Spanien sei, zog sich unter verschiedenen Wandlungen durch eine Reihe von Urteilen französischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Und wenn auch die Romantik dieses Urteil eine gewisse Zeit hindurch milderte, so trat es in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wieder um so schärfer hervor. Gegen diese Wolke von Geschichtsfälschungen kämpft in seinem Buch Spaniens ritterlicher Sohn mit stählerner, blitzender Klinge. Er gibt eine gründliche Übersicht über Spaniens Philosophie; mit besonderer Begeisterung behandelt er so ausgeprägte und eigenartige Gedankensysteme wie die von Ramón Lull, Fox Morcillo, Vives und Sanchez, die so glänzend jene zum Überdruß wiederholte Behauptung widerlegen, Spanien habe von Philosophie nur eine abgeblaßte und schablonenhafte Scholastik gekannt. Er zeigt, daß diese spanische Scholastik selber reich ist an einer großen Reihe von originellen und charakteristischen Richtungen, und ein buntes Leben jugendlicher Beweglichkeit tritt uns in überraschender Fülle entgegen. Mit treffender Ironie widerlegt er die andere abgegriffene Behauptung, daß die Inquisition alles geistige Leben in Spanien getötet habe, und er weist nach, daß das berüchtigte Tribunal keinen einzigen von Spaniens großen Denkern ernstlich belästigte, — der Fall von Luis de Leon gehöre auf ein anderes Konto —, und philosophischen Schriften gegenüber war die Inquisition von einer im 16. und 17. Jahrhundert geradezu erstaunlichen Milde. Und dann entwirft der Gelehrte ein Programm für die Restauration echtspanischer Wissenschaft. Gestützt auf ein ungeheueres bibliographisches Material, entrollt er die fast unabsehbare Liste von Spaniens geistigem Inventar, und schon diese glänzende Inventaraufnahme übt eine große Wirkung aus. Und lange vor Pius X. gebrauchte er das stolze paulinische Wort, wenn auch in anderem Sinne: Instaurare omnia in Christo, d. h. das geistige Leben Spaniens wieder nach seinen alten Traditionen erneuern. Er stellt eine Reihe von Aufgaben, die auf den verschiedensten Gebieten geleistet werden müssen: Neuausgaben der alten Schriftsteller, Monographien über die verschiedenen philosophischen Richtungen, Abhandlungen über die Geschichte des wissenschaftlichen Betriebes, das Studium der spanischen Mystiker, gründliche Erforschung der Geschichte der Lyrik, des Romans und des Theaters, eine gewaltige Reihe von Aufgaben, für die er zunächst selbst eintrat und später eine treue und bewährte Schar von Schülern begeisterte. Wenn er auch in der ersten Zeit von katholischer Seite zuweilen angegriffen wurde und sogar in dem besprochenen Buche eine Polemik mit einem Dominikaner führen mußte, der seine philosophische Orthodoxie bezweifelte, so fand er doch bald auf allen Seiten große Anerkennung, denn das Werk, das er unternahm, war so durch und durch patriotisch und katholisch, daß man seiner beispiellosen Energie nur Dank wissen konnte.

Zunächst begann er seine Aufgabe auf dem Gebiet der Geschichte mit dem monumentalen Werk über die Geschichte der spanischen Irrgläubigen: ‚Historia de los heterodoxos españoles‘, 3 Bände (Madrid 1880, 1881), dessen neue Auflage, von der er den ersten Band vollendete, seine letzte Arbeit war. Dieses Buch enthält weit mehr als sein Titel verspricht; es ist nicht bloß

eine Geschichte der Irrlehren auf spanischem Boden, sondern der Versuch einer spanischen Geistesgeschichte, die Darstellung des religiösen Lebens in seiner Verbindung mit Kultur und Literatur und enthält viele geistvolle geschichtsphilosophische Ausblicke. Manche Partien des Werkes sind durch neuere Forschungen überholt, und zahlreiche Lücken vermindern seinen praktischen Wert, aber als Gesamtbild geistigen Lebens auf der pyrenäischen Halbinsel wird es wohl noch für lange Zeit ein unerreichtes und unentbehrliches Hilfsmittel sein. Er geht aus von den Irrlehren des ersten Jahrhunderts, dem Arianismus und Priscillianismus, schildert für die Periode des Mittelalters den eigenartigen semitischen Pantheismus der Araber und Juden, die Bewegungen für und gegen Averroes, die Verirrungen der Magie und Astrologie. Er zeichnet das bewegte Bild der spanischen Renaissance, die Wirkungen der Kirchenreform, die Einflüsse des Protestantismus, die mächtige katholische Reaktion und den Charakter der spanischen Inquisition. Für die moderne Zeit schildert er die Einwirkung des französischen Einflusses, die Tätigkeit der geheimen Gesellschaften und die allmähliche Vorbereitung der Revolution. Er gibt Mitteilungen über die protestantische Propaganda in Spanien, das Aufblühen der katholischen Philosophie und die Gegenaktion der Apologetik. In bewegter, hier und da temperamentvoller Darstellung versucht er den Nachweis, daß Spaniens Kulturhöhe und geistiges Leben auf dem Boden des Katholizismus erstand, während das Eindringen der ungläubigen Ideen Revolution und Niedergang im Gefolge hatte. Das gibt ihm Gelegenheit, die Zusammenhänge zwischen Religion und Literatur festzustellen, und eine Reihe anregender literarhistorischer Exkurse geben dem Buch einen besonderen Reiz. Wohl hat es manchen Widerspruch erfahren, einzelne seiner Mängel sind unleugbar und bei der Jugend des Verfassers leicht verständlich, aber es sind so viele fruchtbare Anregungen von ihm ausgegangen, daß es einen Markstein in der neueren spanischen Geschichtsforschung bildet.

Im Jahre 1883 begann er mit der Veröffentlichung eines anderen großen Werkes, das eine kritische Geschichte der ästhetischen Wandlungen in Spanien bieten sollte, aber leider unvollendet blieb. Die neun erschienenen Bände bilden einen der vier gewaltigen Torsos, die Menendez y Pelayo hinterlassen hat. Der 9. Band, der die französische Romantik behandelt, erschien im Jahre 1891, und seitdem hinderten andere große Arbeiten den Gelehrten an der Weiterführung dieses Werkes. Die ‚Historia de las ideas estéticas en España' ist eine Musterleistung ästhetischer Forschung, und das reichbewegte Bild literarischen Lebens, das sie in ihrem Gang durch die Jahrhunderte entrollt, ist eine wertvolle Einführung in ein tiefes literarisches Studium. Der spanische Gelehrte bietet uns weit mehr, als der Titel seines Buches verspricht, denn, um die ästhetischen Ideen Spaniens darzulegen, gibt er eine allgemeine Geschichte der Ästhetik überhaupt, und von Plato bis Hegel bespricht er die wichtigsten Systeme der Kunst und Poetik mit einer ganz einzigartigen Sachkenntnis. Der englische Literarhistoriker Saintsbury hat in seiner ‚History of Criticism' (London 1902—1904) einen ähnlichen Versuch unternommen, und er spendet seinem spanischen Vorgänger großes Lob. Doch ist ein so ungeheueres Unternehmen,

das natürlich die eindringlichste Kenntnis der Weltliteratur zur Voraussetzung hat, von solchen Schwierigkeiten begleitet, daß beide Werke, das englische sowie das spanische, große Lücken aufweisen und nur als Material und Vorarbeit zu einer definitiven Geschichte der Ästhetik gelten können. Gerade aber die spanische Schrift ist so reich an Anregungen verschiedenster Art, an kulturgeschichtlichen und philosophischen Exkursen, daß sie ohne Zweifel zu den geistvollsten und bedeutendsten Büchern der neueren Zeit gehört. Menendez y Pelayo hebt stets hervor, daß eine Geschichte der Ästhetik zugleich eine Geschichte der tieferen Ideen in der Philosophie ist, eine Einleitung in die Literaturgeschichte bietet und dieser parallel läuft. Hinter den Tatsachen der literarischen Entwicklung stehen die allgemeinen ästhetischen Theorien und Programme und bilden gleichsam deren tieferen Sinn. Und die Entwicklung der literarischen Kultur begleitet bald als Ausdrucksmittel, bald als befruchtende Grundstimmung die philosophische Ausgestaltung der Ideenmassen, die durch die einzelnen Perioden der Geschichte dahinfließen. Für die spanischen Katholiken enthielt das so ungemein anregende Werk gleichzeitig wertvolle Richtlinien für eine weitblickende Literaturauffassung, die das ihrige dazu beitrugen, für die katholische Literaturbetätigung den sicheren Boden zu schaffen, auf dem die Schriftsteller im gesamten nationalen Schrifttum nach altspanischer Tradition eine achtunggebietende Stellung einnehmen konnten.

Schon im ersten Band zeigt sich bei der Darstellung der griechischen Ästhetik jene Vorliebe des spanischen Gelehrten für das platonische Schönheitsideal, die er später noch so oft betont und das auch tatsächlich in der spanischen Literatur nicht nur in der theoretischen Auffassung der Poesie, sondern auch in schönheitstrunkenen Gesängen, aus tiefstem inneren Drange geboren, immer wieder glänzend hervortritt. Sorgfältig behandelt er die aristotelische Poetik, dann die neuplatonische Weiterbildung von Platos Schönheitslehre, namentlich bei Plotin. Von den Lateinern hat es ihm besonders Horaz angetan, für den er stets große Begeisterung hegte und dessen Einwirkung auf Spanien er in einer speziellen Schrift, ‚Horacio en España', ausführlich behandelte. Mit besonderer Teilnahme liest man die Ausführungen über die Ausgestaltung der klassischen Ästhetik beim hl. Augustinus und beim hl. Thomas. Auf spanischen Boden begibt er sich erst mit Seneca und Quintilian, bei denen er bereits jenen ernsten, aufs Praktische gerichteten Ton vorfindet, der in der späteren spanischen Philosophie vorherrscht.

Mit dem Auftreten der arabischen und jüdischen Philosophie in Spanien ändert sich wieder das Bild. Doch bleibt die Einheit gewahrt, denn es ist der Platonismus mit theosophischem und mystischem Einschlag, der diese orientalisch gefärbte Ästhetik beherrscht, wie er namentlich bei Tofail und Ben Gabirol in eigenartigen Gebilden auftritt. Averroes hingegen setzt die aristotelische Poetik fort. Bei den christlichen Spaniern fand aber der trockene Aristotelismus wenig Anklang; sie wandten sich vielmehr in warmer Begeisterung dem platonischen System zu und bildeten in der Ästhetik namentlich das Problem der ideal verklärten Liebe aus; bei Ausias March ist es mehr die irdische Liebe, während Ramon Lull sein schönheitstrunkenes Auge der ewigen Liebe und der göttlichen

Herrlichkeit zuwendet. So trat schon in der mittelalterlichen Literatur des christlichen Spaniens in seiner doppelten Strömung jener romantische Zug auf, der durch die ganze spätere Literatur geht und einerseits der Daseinsfreudigkeit einen idealen Hauch gewährt, während er anderseits wundersame Blüten edelster Mystik und religiöser Poesie sich entfalten ließ.

Bei Beginn der großen Literaturepoche des sechzehnten Jahrhunderts treten diese neuplatonischen Theorien der Ästhetik wieder mit großer Macht und Eindringlichkeit auf. In lehrhaften Schriften wurden sie vertreten durch Leon Hebreo, Fox Morcillo, Aldana, und die großen spanischen Mystiker vertieften sie in herrlichen Abhandlungen von hinreißender Schönheit der Darstellung. Namentlich die Franziskanerschule der spanischen Mystik mit Diego de Estella und Juan de los Angeles wies auf diese gottbegeisterte Auffassung der Poesie hin. Von den Augustinern verdienen Erwähnung Alfonso de Orozco und besonders Luis de Leon, der selber ein feinsinniger Dichter ist, und der das abgeklärte Maß der Verskunst von Horaz mit diesem Ideal der christlichen Poesie in einem reichen Vollklang ertönen ließ. Auch der Jesuit Nieremberg läßt in seinem meisterhaften Buch ‚Die Schönheit Gottes‘ eine verwandte Auffassung der Dichtkunst durchklingen. In der Hochblüte der spanischen Scholastik fand die Ästhetik auch wissenschaftlichen Ausbau bei den größten ihrer Vertreter, und ihre Ansichten finden beim spanischen Gelehrten eingehende Darlegung.

Mit größter Teilnahme liest man darnach die Beschreibung der heißen Kämpfe zwischen den Anhängern des klassischen Dramas und den dichterischen Vertretern des frisch aufstrebenden spanischen Theaters, bis Lope de Vega durch seine durchschlagenden Erfolge diesen Streit zugunsten der volkstümlich gewordenen Comedia entschied. Eine neue Epoche ästhetischer Auffassung, die zugleich den Niedergang der spanischen Literatur bedeutete, brach mit dem Umsichgreifen der krankhaften Auswüchse einer schwulstigen Übertreibung und spitzfindigen Begriffsspalterei ein, mit dem Kulteranismus Gongoras und dem Konzeptismus Gracians.

Menendez y Pelayo beschreibt nun die ästhetischen Wandlungen im achtzehnten Jahrhundert. Er berichtet eingehend über die literarischen Strömungen in Frankreich und Deutschland, von Voltaire bis Lessing. Daran anschließend behandelt er die Umwälzungen in der spanischen Literatur, den Kampf zwischen dem französischen Neuklassizismus und der alten spanischen Tradition, für die noch mit Huerta ein wackerer Kämpfer aufstand, der auf dem verlorenen Schlachtfeld die letzten Positionen verteidigen wollte. Doch das alte spanische Drama, selbst Calderons Meisterwerke, dessen ‚Autos sacramentales‘ sogar verboten wurden, mußte der neuen Mode weichen. Seltsamerweise traten in diesem unheilvollen Vernichtungskampfe übertriebene Sittenwächter an die Seite der Freidenker und öffneten damit dem verderblichen französischen Einfluß Spaniens Tore. Die Literaturgeschichte bietet solche Wiederholungen wohl ebensoviel als die Weltgeschichte.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt sich der altspanische Geist wieder zu regen. Es sind die Vorboten der Romantik. Namentlich waren

es die nach Italien verbannten Jesuiten, die das alte spanische Drama wieder gegen die Angriffe des Auslands verteidigten und damit teilweise wieder gutmachten, was manche ihrer Ordensgenossen im verblendeten Kampf gegen Calderon einst gefehlt hatten.

In den drei letzten Bänden seines Werkes behandelt der Spanier die ausländische Ästhetik. Ein ganzer Band ist Deutschland gewidmet. Mit großer Überraschung liest man die geistvollen Charakteristiken unserer Dichterfürsten, namentlich die Gegenüberstellung von Schiller und Goethe. Ein breiter Raum ist der Ästhetik Hegels gewidmet. Ed. von Hartmann ist der letzte der deutschen Ästhetiker, der darin berücksichtigt ist. Über die bekannte Ästhetik des Jesuiten Jungmann wird ein vernichtendes Urteil gefällt, und in einer eingehenden Untersuchung weist der spanische Katholik, vom Standpunkt der Literatur und der Religion aus, jene einseitig moralisierende Wertung des Kunstideals zurück, die aus der sittlich erbaulichen Tendenz heraus angebliche Kunstregeln konstruiert. Die Abhandlung verdient es, in Deutschland in voller Übersetzung bekannt zu werden; sie würde sich ziemlich aktuell ausnehmen. Diese Arbeit über die deutsche Ästhetik ist zwar, wie es kaum anders zu erwarten ist, vielfach lückenhaft, aber auch ein deutscher Leser schöpft daraus manche wertvolle Anregung. Das gleiche gilt von seinen Untersuchungen über die neuere englische und französische Ästhetik; am besten gelungen sind überall die Charakteristiken einzelner Dichter, da der Spanier sein eigenes, sorgfältig abgewogenes literarisches Urteil fast immer in geistvoller Weise zum Ausdruck bringt.

Das Werk schließt ab mit einer ausgezeichneten Abhandlung über die französische Romantik, was ihm Gelegenheit gibt, die ihm natürlicherweise sehr zusagende Frage über den spanischen Einfluß auf die französische Literatur von Corneille bis auf Victor Hugo zu verfolgen. Er findet diese manchmal geradezu auffallend starken Beziehungen bei Dichtern wie Ronsard, Rotrou und selbst beim großen Molière, der das spanische Motiv des Don Juan in das internationale Literaturleben einführte. Mit besonderer literarischer Feinfühligkeit legt er dar, wie die französische Romantik sich bereits im achtzehnten Jahrhundert durch die Rückkehr zur Naturwahrheit ankündigte, und er zeichnet ein meisterhaftes Bild von Rousseau als Mittelpunkt dieser Bewegung. Hervorragend sind auch die Charakteristiken von Victor Hugo und Musset. Leider blieb es dem Verfasser versagt, die spanische Romantik im Anschluß an die französische zu behandeln; gerade bei diesem Werk bedauert man aufs lebhafteste, daß es ein Bruchstück bleiben mußte.

Nach solchen Vorarbeiten konnte nun Menendez y Pelayo tief in den Geist des spanischen Schrifttums eindringen. Längst lockte ihn besonders der große Dramatiker Lope de Vega. Die romantische Bewegung, die von Deutschland ausging, hatte Calderons Dichtergestalt in den Vordergrund gerückt, und lange galt nur er als der bedeutendste Vertreter spanischer Dramatik. Noch heute findet in gewissen Kreisen Calderon eine so einseitige Wertschätzung, daß damit den übrigen spanischen Dichtern eigentlich großes Unrecht geschieht. Nach A. W. von Schlegels Vorgang trägt in zweiter Linie große Schuld an dieser Auffassung die begeisterte Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in

Oswald Achenbach/Grabmal der Cäcilia Metella



Spanien vom Grafen A. v. Schack, der Calderon den größten Teil seines Werkes widmet und die andern großen Dramatiker mehr als Hintergrund zu ihm zu betrachten scheint. Es war zuerst Grillparzer, der in seinen Studien zum spanischen Theater dieser öffentlichen literarischen Meinung aufs schärfste entgegentrat. In diesen kritischen Aufzeichnungen, die von schärfster Beobachtung und eindringlichstem Studium der spanischen Literatur Zeugnis geben, hat der große Dichter den Calderonkultus auf seine Berechtigung untersucht und festgestellt, daß Lope de Vega Calderon gegenüber keineswegs als flüchtiger Vielschreiber anzusehen sei, sondern vielmehr weit größere, frischere und ursprünglichere poetische Naturkraft in seinen Dichtungen emporsprudeln lasse, als sein zuweilen stark in Manier verfallender Nachfolger. In der Schrift ‚Calderon y su teatro' (Madrid 1881) schließt sich der spanische Gelehrte an Grillparzers Auffassung an und treibt sie vielleicht sogar mit einiger Tendenz auf die Spitze, indem er der Ablehnung der Calderonverehrung polemische Färbung gibt. Kurze Zeit vor seinem Tode fühlte er sich darum veranlaßt, im Prologe zum Buche ‚Del Siglo de Oro' von Blanca de los Rios, diese Urteile seiner Jugendschrift einzuschränken. Besonders wies er darauf hin, daß es ein großes Unrecht wäre, über der Wandlung der ästhetischen Stellungnahme zu den spanischen Dramatikern die großen Verdienste Calderons verdunkeln zu wollen, und er gestand ein, daß die erwähnte Schrift diesen Fehler nicht ganz vermieden habe. Um so positiver und sachlicher ging er dafür bei seiner Herausgabe der Werke Lope de Vegas vor, die ihn während zwölf Jahren beschäftigte, aber leider ebenfalls nicht zum Abschluß gelangte. Doch sind die dreizehn erschienenen umfangreichen Quartbände immerhin ein imposantes Werk, das viel dazu beitrug, die Urteile über Lope de Vega in die richtige Bahn zu lenken. (Obras de Lope de Vega. Madrid 1890—1902.) Gerade die bedeutungsvollsten Dichtungen Lopes fanden in den erschienenen Bänden Aufnahme, nämlich seine religiösen und historischen Dramen. In den gründlichen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama stellt er liebevolle Untersuchungen an über den Stoffkreis, seinen Ursprung, die Behandlung des gleichen Gegenstandes bei früheren oder späteren Dichtern. Er vergleicht die Dichtungen Lopes, in denen der Stoff mehrfach behandelt wurde und vertieft sich zuweilen in gelehrte, historische Arbeiten über die geschichtliche Wandlung in der Auffassung des Gegenstandes. So sind namentlich jene Darlegungen sehr anregend, in denen er die Verwertung der alten heroischen Romanzen in den historischen Dramen des Dichters studiert und damit die poetische Einheit der Zusammenhänge des spanischen Dramas mit der Romanzendichtung in helles Licht stellt. Damit zeigt er auch, in welch natürlicher Weise das Drama der dichterischen Hochblüte Spaniens aus der Poesie des Mittelalters emporblühte, und wie daher die spanische Literaturgeschichte das Bild einer mächtigen Geschlossenheit bietet, wie man sie in der sprunghaften, von außen so unnatürlich beeinflußten Entwicklung der französischen und deutschen Literatur so oft vermißt. Nur die englische Literatur kann in dieser Beziehung der spanischen zur Seite treten. Und dieser tief wurzelkräftige und nationale Zug des spanischen Literaturlebens ist so triebmächtig, daß er sich auch in der neuesten Zeit, trotz der nervösen Kreuzungen inter-

nationaler Moderichtungen, immer wieder neu bemerkbar macht und im gegenwärtigen historischen Drama Marquinas eine lebensfrische Auferstehung feiert.

Große Anerkennung verdient in diesen Einleitungen der feine, ästhetische Sinn des Herausgebers, der sich in literarischer Analyse und psychologischer Vertiefung des dichterischen Wertes der einzelnen Dramen zur Geltung bringt. Er hält sorgfältig die verschiedenen Entwicklungsepochen der langen Schaffenszeit Lopes auseinander und führt uns so in lebendiger Weise in die geistige Werkstatt des Dichters ein. Die große Begeisterung für seinen Helden hindert ihn aber nicht, auch dessen Schwächen und leider allzuhäufige Nachlässigkeiten in Stil und Komposition hervorzuheben. Er findet jedoch öfters auch in manchem ganz unordentlich geschriebenen Stück glänzende Stellen heraus, bei denen Lopes poetische Kraft in einzelnen Augenblicken durchbrach. Bei diesen Detailwürdigungen stellt er feinsinnige Betrachtungen an über die sprachliche Kunst des Dichters, über die so mannigfaltigen Versmaße und ganz besonders über den natürlichen Lebensausdruck, der auch bei ganz undankbaren Stoffen immer wieder Gelegenheit findet, Perlen der reinsten Poesie verschwenderisch auszustreuen. So ist dieses große Werk des spanischen Forschers eine wertvolle Fundgrube literarischer Anregungen. Es wird sich leider kaum jemand finden lassen, der das Unternehmen mit gleicher Elastizität des Geistes fortsetzt, und mit Wehmut schließt der Literaturfreund den letzten Band.

Der dritte Torso seiner literarischen Forschungen ist die Geschichte der spanischen Lyrik, die er in den dreizehn Bänden der ‚Antologia de poetas liricos castellanos‘ niedergelegt hat, (Madrid 1899—1908.) Das Werk sollte eigentlich, wie dies der Titel besagt, eine Auswahl der spanischen Lyrik bieten, und im ersten Bande hielt sich auch die literarische Einleitung in mäßigen Grenzen. Doch konnte sich der Gelehrte mit einer so eng umgrenzten Arbeit nicht abfinden, und im zweiten Bande schon schwoll der ‚Prolog‘ auf 83 Seiten an, indem der Herausgeber den Anlaß benützte, um eine vollständige Geschichte der spanischen Lyrik auszuarbeiten. Und nun dehnten sich diese eigenartigen ‚Prologe‘ von Band zu Band auf Kosten des Textes immer mehr aus, bis schließlich ganze Bände nur noch ‚Prolog‘ waren, d. h. unter Verzicht auf den eigentlichen Plan des Werkes zu einer literarhistorischen Arbeit wurden. Es wird daher niemand wundernehmen, daß diese dreizehn Bände systematische Anordnung in hohem Maße vermissen lassen, und selbst der angenehme Reiz der stets lebendig dahinfließenden Darstellung vermag nicht immer über diesen empfindlichen Mangel hinwegzutäuschen. Die Seiten folgen sich in so enger, lückenloser Verbindung, daß man vergeblich Kapitelüberschriften oder Einteilungen erhofft, die einigermaßen die Lektüre durch irgend eine ordnenende Übersicht erleichtern. Der Verfasser schwelgt derartig in literarischer Gelehrsamkeit, daß er über der Wissenschaft die Leser vergißt. Auch in den übrigen Werken aus der letzten Zeit tritt dieser Mangel bei unserm Spanier in so störender Weise hervor, daß wir diese weniger erfreuliche Seite in seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht verschweigen dürfen.

Mit umso größerer Wärme betonen wir dafür die gründliche Tiefe literarhistorischer Forschung, die uns auf diesen engbedruckten Seiten entgegentritt.

Man hat den Eindruck, als ob dem Gelehrten das Papier nicht genügte, und er es daher im äußersten Maße der Möglichkeit ausnützen möchte. Die streng-literarischen Grenzen seines Gegenstandes schienen ihm gleichfalls unzureichend, und er zieht in seine Darstellung eine solche Fülle von kulturhistorischem und geschichtlichem Material hinein, daß sein Werk eine für jeden Erforscher des spanischen Mittelalters fortan unentbehrliche Fundgrube wertvollster Anregungen bleiben muß. Das ist der Fall bei seiner Behandlung der eigenartigen Dichtergestalt des Erzpriesters von Hita, die ihm Gelegenheit gibt, die Sittengeschichte des vierzehnten Jahrhunderts in einem lebensvollen Gemälde vor uns erstehen zu lassen. Auch bespricht er die Beziehungen zwischen spanischer und arabischer Dichtung, und nach seinen überzeugenden Nachweisen muß das so lang gehegte Märchen vom überragenden literarischen Einfluß der Araber auf Spaniens Schrifttum endgültig aus der Literaturgeschichte verschwinden. Der poetische Hof des sangeskundigen Königs Juan II. findet eine liebevolle Schilderung, und die große Figur des ritterlichen Jorge Manrique, des Verfassers der ergreifenden spanischen Totenklage, die noch nach Jahrhunderten wie voller Glockenton durch Castilien klingt, wird durch den kulturhistorischen Hintergrund mächtig hervorgehoben. Ein anderes Bild entrollt sich im beginnenden sechzehnten Jahrhundert; da ist es die süßliche, aus Italien importierte Schäferpoesie, die aber wenigstens das Verdienst hatte, den bisher noch rauh klingenden spanischen Vers in geschmeidigere, weichere Formen zu zwingen. Im Bande, der Juan Boscan gewidmet ist, behandelt er die neuen italienischen Dichtungsarten, die nun in Spanien Heimatsrecht fanden und die alten Romanzenverse vielfach verdrängten.

Der wertvollste Teil der Antologia ist der spanischen Romanzenpoesie gewidmet und umfaßt fünf Bände des ganzen Werkes. Die Forschungen Ferdinand Wolfs werden fortgesetzt und durch eingehende historische Begründung vertieft. Über den Ursprung und die geschichtlichen Motive der ältesten Romanzen teilt er eine Fülle von Resultaten mit, die diese alten Dichtungen mit frischem Leben umkleiden. Er geht der Entwicklung der Romanzenstoffe bis in die neueste Volksdichtung nach und führt eine Reihe von Volksromanzen vor, die jetzt noch in Spanien gesungen werden. Damit regte er eine neue Richtung der Romanzenforschung an, die später von seinen Schülern Rodriguez Marin und Menendez Pidal eifrig gepflegt werden sollte.

Ein viertes mächtiges Bruchstück literarischer Arbeit ist sein Werk über die Entstehung des spanischen Romans, von dem drei Bände erschienen sind (Origenes de la novela española, Madrid 1905—1910). Spanien ist ja die Heimat des modernen Romans in seinen verschiedenen Erscheinungsformen; hier entwickelte sich aus französischen Anregungen der Ritterroman, der den alten mittelalterlichen Sagenstoffen echt spanisches Gepräge gab. Hier entstand der übermütige, kraftstrotzende Abenteuerroman, dessen Nachahmungen in Frankreich und Deutschland den spanischen Ursprung deutlich bekennen. Hier hat sich auch die feinkünstlerische Form der modernen Novelle ausgebildet, auf die später die deutsche Romantik zurückging, und die auf die moderne Literatur so befruchtend wirkte. Darum ist die Darstellung einer

Entwicklungsgeschichte des spanischen Romans für die Geschichte der Weltliteratur überhaupt von großer Bedeutung. Dieser Gedanke schwebte dem spanischen Gelehrten so deutlich vor, daß er mit seiner Geschichte des spanischen Romans einen allgemeinen literarhistorischen Überblick über die Geschichte des Romans überhaupt verband und bis auf die antike griechische und römische Erzählungskunst zurückging. Das ergab einen so weiten Rahmen für seinen Gegenstand, daß die Wichtigkeit dieses Werkes über die Grenzen spanischer Literaturgeschichte hinausreicht. Aus der überreichen Fülle anziehender Abhandlungen heben wir die Untersuchungen über den Ritterroman hervor, die manches landläufige Vorurteil gegen diese oft allzu geringschätzig beurteilte Erzählungsform zerstören, ferner die lebensvollen Darlegungen über den mystischen Roman Ramón Lulls, die inhaltsreiche Abhandlung über Herkunft und Gestalt des Schäferromans und eine sich ziemlich aktuell ausnehmende Abschweifung über den Streit um den moralischen Wert des Romans bei spanischen Theologen. Der dritte Band ist ausschließlich den dramatisierten Romanen gewidmet, und der größte Teil der Einleitung zu einzelnen bisher unveröffentlichten Proben dieser Literaturart beschäftigt sich mit dem berühmten dramatischen Roman ‚La Celestina', der auf das spätere spanische und teilweise auch ausländische Schrifttum so nachhaltig einwirkte.

Zum Schlusse ist noch eine Reihe literarischer Essays hervorzuheben, die er in fünf Bänden sammelte (Estudios de critica literaria, Madrid 1893—1908). Einzelne dieser Aufsätze sind Kabinettstücke feinsinniger Kritik, wie z. B. seine Arbeit über die mystische Poesie in Spanien, seine Skizze über Tirso de Molina, in der er eindringlich auf den hohen dichterischen Wert dieses so lange verkannten Dramatikers hinwies, dem nachher seine Schüler in fleißiger Arbeit wieder die gebührende Stelle in der spanischen Literaturgeschichte eroberten. In der Studie Lope de Vega und Grillparzer rückt er die kritische Arbeit des österreichischen Dichters nach Farinellis Vorgang in helles Licht. Einen Aufsatz voll tiefster Begeisterung widmet er seinem Landsmann Pereda, dem größten modernen Romandichter Spaniens. Seinen Lehrer Milá y Fontanals pries er in würdiger Weise in einer dankbaren Arbeit über dessen literarische Lebensarbeit, und seinen Schüler und jetzigen Nachfolger in der Leitung der spanischen Nationalbibliothek, Rodriguez Marin, behandelte er in einem eingehenden Literaturbild, das den bescheidenen Meister nicht weniger ehrt als den verdienten Schüler. Große Beachtung verdienen auch seine Studien über die Dichter Quintana, Nuñez de Arce und Martinez de la Rosa. Die spanische Poesie in Amerika behandelte er in der ‚Antologia de poetas hispano-americanos', die ihm jenseits des Ozeans viele dankbare Freunde verschaffte.

Nicht unerwähnt darf seine Art der stilistischen Darstellung bleiben. In der neuesten Zeit wurden in Spanien öfters Versuche gemacht, einen modernen Prosastil zu schaffen, der zwischen einer sklavischen Abhängigkeit vom klassischen Stil der alten Zeit und einer für den spanischen Sprachgeist unnatürlichen Nachahmung französischer Ausdrucksformen die richtige Mitte hält. Leider gelang es nur wenigen Schriftstellern, diese beiden Klippen zu vermeiden.

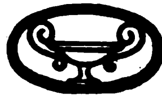
Zu diesen wenigen gehört Menendez y Pelayo. Seine Prosa schmiegt sich dem kastilianischen Geiste in wunderbarer Weise an, fließt in melodischem Fluß dahin und läßt durch ihre Schönheit den Leser gar oft die Trockenheit des Gegenstandes vergessen. Besonders angenehm berührt die edle Natürlichkeit und Schlichtheit der Ausdrucksmittel, die jede tönende Rhetorik verschmäht und sich von dem sonst bei Spaniern so traditionellen Zuspitzen von schwulstigen Superlativen ferne hält. Bei literarischen Charakteristiken ergeben die klangvoll abgerundeten Sätze wahrhaft künstlerische Abschnitte, die einen feinen Genuß gewähren; man lese z. B. dafür nur Goethes Charakterbild in der Geschichte der ästhetischen Ideen.

Zu einem vollständigen Urteil über den großen Spanier gehört auch die Betrachtung des Einflusses, den er auf eine große Schar jüngerer Gelehrten ausübte. Er war einer jener Meister, die Schulen bilden, und die Schule von Menendez y Pelayo gehört ebensogut in sein Lebensbild als seine Schriften, wenn nicht in noch höherem Grade, da seine Schüler die lebendigen Anregungen, die er gab, durch lange Jahrzehnte hindurch weitertragen werden. Mit der selbstlosen Güte, die nur ein hohes sachliches Ideal im Auge hat, verfolgte er die Arbeiten seiner Freunde und Schüler wie seine eigenen; mit liebenswürdigster Mitteilsamkeit kam er stets jedermann entgegen, der Rat und Orientierung brauchte. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit hatte, die kostbare Zeit des Gelehrten für solche Zwecke in Anspruch zu nehmen, wird den edlen, bescheidenen Mann nie mehr vergessen. Wir nennen aus diesem Stabe Serrano y Sanz, der besonders die literarische Bibliographie behandelte und ein ausgezeichnetes Werk über die spanischen Schriftstellerinnen schrieb, das ein glänzender Beweis für die rege Beteiligung der Frauenwelt am intellektuellen Leben im alten Spanien ist. Seine Ausgabe von älteren Selbstbiographien und Memoiren und sein Buch über die alten amerikanischen Historiker sind wertvolle Beiträge zur historischen und literarischen Quellenforschung. Diesem Kreise gehört auch Paz y Melia an, der die spanischen Sprichwörter gesammelt hat und auf dem Gebiete der Handschriftenforschung große Verdienste besitzt. Der Augustiner Fr. Bl. Garcia hat eine dreibändige Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts geschrieben, die bei aller literarischen Weitherzigkeit des Urteils den christlichen Standpunkt entschieden wahrt und ein schönes Zeugnis für die ästhetische Bildung spanischer Ordensleute ablegt. Pérez Pastor durchforschte die Archive Spaniens nach Dokumenten über Cervantes, die wichtiges Material zur Biographie des Dichters ergaben. Cotarelo y Mori erwählte sich die Geschichte des spanischen Theaters zur Lebensaufgabe. Er gab die Werke von Tirso de Molina in einer neuen kritischen Ausgabe heraus, schrieb ein bibliographisches Werk über die Moralstreitigkeiten um das Theater, begann die Durchforschung der spanischen Schauspielkunst und veröffentlichte mehrere Schriften über Ramon de la Cruz, Lope de Rueda und Juan del Encina. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich mit der Herausgabe einer großen Sammlung der kleinen dramatischen Possenstücke (entremeses, sainetes, jácaras), die eine so wichtige kulturhistorische Quelle für das alte Spanien sind. Rodriguez Marin

durchforscht das spanische Volkslied und gab mehrere kritisch durchgearbeitete Bände mit reichhaltigen Sammlungen von Liedern heraus. Bonilla y San Martin, der sich zuerst mit neuerer Literatur beschäftigte, bearbeitet in jüngster Zeit die Geschichte der jüdischen und arabischen Philosophie in Spanien. Hervorragende Verdienste erwarb sich ganz besonders Ramón Menendez Pidal (geb. 1869), der die kritische Literaturforschung mit bewundernswerter Gründlichkeit betreibt. Er erkor sich die Dichtung des Mittelalters zu seinem Arbeitsgebiet, und den Spuren seines Meisters folgend, vertiefte er sich besonders in die alten Romanzenstoffe. Gerade da fehlte es an grundlegenden Werken kritischer Art, und nachdem er daher die Legende der Infantin von Lara bearbeitet hatte, gab er das ‚Poema del Cid' heraus. Ganz besonders hohen Wert besitzen die Grammatik und das Wörterbuch, die er zum Texte dieses mittelalterlichen Epos herausgab, auf dem die späteren Cidromanzen beruhen. Nach dieser grundlegenden Arbeit konnte er sich den Romanzen selber zuwenden, über die er eine fein abgerundete Schrift veröffentlichte, die aus im Jahre 1909 in New-York gehaltenen Vorträgen hervorging. Der unermüdliche Gelehrte will die Romanzenforschung weiter fortsetzen und darüber ein abschließendes Werk, das bis jetzt noch fehlt, veröffentlichen: einen vollständigen ‚Romancero español'. Mehrere andere Gelehrte unterstützen ihn durch Vorarbeiten in diesem großartigen Unternehmen; mit der Sammlung der Romanzen bei den spanischen Juden im Orient z. B. beschäftigt sich Manuel Manrique de Lara.

So ist das Leben von Menendez y Pelayo überaus bedeutungsvoll geworden für die Restauration der spanischen Literaturforschung im echt nationalen Geiste altspanischer Tradition. Und ein glaubenstiefer Zug religiöser Innigkeit verbindet diese moderne Bildungsarbeit mit den Idealen des katholischen Spaniens. Ein Zwiespalt zwischen Literatur und Religion blieb der Tätigkeit dieser modernen Spanier erspart, und sie konnten auch im 20. Jahrhundert ihre Arbeit mit der nationalen Entwicklung ihres Heimatlandes in Fühlung halten, weil sie die religiöse Seite ihrer Literaturbetätigung als eine selbstverständliche Voraussetzung betrachteten und es daher nicht nötig hatten, sie in herausfordernder oder gar aufdringlicher Weise zu betonen. Das bewahrte die spanischen Katholiken auf literarischem Gebiete vor Einseitigkeiten, die zu krankhaften Gruppenbildungen führen und ganze Volkskreise voneinander isolieren. Ein Jesuit wie P. Coloma ordnet sich infolgedessen ebenso selbstverständlich im nationalen Schrifttum ein wie Perez Galdós, der Republikaner. Und auf diese Weise konnte die Wirksamkeit katholischer Schriftsteller viel weitere Kreise erreichen, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Das ist wohl keines der geringsten Verdienste des großen Spaniers, daß seine Lebensarbeit mit so tiefgehendem Erfolg die literarische Haltung des katholischen Spaniens in maßvollen Richtlinien hielt und dem katholischen Glauben eine so achtunggebietende Stellung im geistigen Leben der spanischen Nation sicherte. Sein Name wird ein Markstein in der spanischen und katholischen Literaturforschung bleiben, und auch im Ausland dürfte sein Beispiel vorbildlich wirken. Durch ihn fand auch das moderne Spanien, das französischer Einfluß immer mehr seinen alten

Idealen entzog, wieder das Bewußtsein seiner ganzen geistigen Vergangenheit. Niemand hat so wie er dazu beigetragen, die oberflächlichen Ansichten zu zerstören, die so lange die Wertschätzung des geistigen Lebens Spaniens im Ausland beeinflußten. Zwar werden immer noch, auch bei uns in Deutschland, eine Reihe Vorurteile und oberflächlicher Ansichten in geradezu gewissenloser Weise verbreitet. Wenn dies Tendenzschriftsteller wie Gustav Diercks tun, so kann man sich leicht darüber hinwegtrösten. Aber beschämend und niederdrückend muß es wirken, wenn dies sogar in Klassikerausgaben geschieht, wie in den Hesseschen Ausgaben von Calderon und Cervantes. Was Wolfgang von Wurzbach in den Einleitungen dieser Bände an Oberflächlichkeiten und tendenziösen Urteilen verbricht, ist unsagbar. Als wir dem spanischen Gelehrten die Hessesche Ausgabe von Cervantes sandten, schrieb er uns, auf die Einleitung von Wurzbach bezugnehmend, zurück: ‚Man gewinnt bald den Eindruck, als ob wir in Spanien vergeblich arbeiten; denn zum Übermaß werden die alten Lügenmärchen immer wieder aufgetischt. Man weiß nicht mehr, was man solchen Gegnern gegenüber noch tun muß.' Darum ist es notwendig, durch fleißige Benützung der Werke unseres Gelehrten dafür zu sorgen, daß seine Lebensarbeit nicht vergeblich war. Deren Ergebnisse dürfen nicht in den Stuben der Fachgelehrten vermodern. Sie müssen hinausdringen in die breiteste Öffentlichkeit und Kunde geben von einem Spanien, das anders aussieht, als es die landläufigen Berichte einseitiger Tendenzschriftsteller schildern. Diesen Erfolg hat Menendez y Pelayo verdient, und er ist das einzige würdige Monument, das seinem Andenken errichtet werden kann.



Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

5.

Alles Abgeschliffene und Abgebrauchte wollte Görres aus der deutschen Sprache entfernt sehen. Schon im Rheinischen Merkur trat er für die ursprüngliche Unverfälschtheit der deutschen Sprache ein. Die abgenutzten Worte, die ‚keine scharfe Ecke mehr geben‘, galten ihm als undeutsch, weshalb er auch aus den Sprachquellen schöpfte, die so reich vor dem dreißigjährigen Kriege sprudelten: habe doch die deutsche Sprache später, weil die Menschen, die sie redeten, keine Urwüchsigkeit mehr hatten, ihre Frische eingebüßt, weshalb man auch begonnen habe, ‚alles frische Holz der Sprache ganz und gar in Schnörkel und Hobelspähne zu verarbeiten‘. Die Görressche Sprache hat das Bestreben, zu der früheren Urwüchsigkeit zurückzukehren, kann aber freilich dabei etwas Gewolltes nicht verleugnen. Sie verfügt über einen Reichtum einzelner Ausdrücke und Ausdrucksweisen, aber es fehlt ihr die Übersichtlichkeit und Klarheit. Sie ist voller Bilder, die sich oft überstürzen, oft etwas künstlich und bisweilen auch zu weit hergeholt sind. Zuweilen wirkt der Bilderreichtum seiner Sprache verblüffend, zuweilen erhebend, dann wieder verwirrend.

Dort, wo Görres innerlich begeistert ist, findet seine Aufrichtigkeit starke Stützen in seiner Einbildungskraft, und dann hat seine Ausdrucksweise bei aller Gehobenheit auch etwas von deutlicher Überzeugungskraft: seine Aufrichtigkeit wirkt dann stärker als alle beweisende Klarheit. So eine Sprache, wie die seines Rheinischen Merkurs, wurde in der politischen Welt vielleicht noch nie geführt: hier hat seine Sprache eine weitströmende Beredsamkeit, eine dahinrauschende Bewegung, eine Stärke des Ausdrucks, die durch die weitläufigen Perioden etwas Kräftiges, dann freilich wieder etwas Ermüdendes erhalten. Diese Eigentümlichkeiten behält auch die Sprache seiner spätern Schriften, worin er ganze geschichtliche Massen unter leitende Gesichtspunkte zu bringen, das Wesentliche herauszuschälen und das geschichtliche Leben der europäischen Menschheit auf verborgene Kräfte zurückzuführen sucht.

Für die Klarheit und Übersichtlichkeit scheint er einen richtigen Sinn zu haben und sie geradezu für die eigentliche Bedingung des sprachlichen Ausdrucks zu halten: Sagt er doch in seinen Vorträgen über die Grundlage der Weltgeschichte, die Klarheit sei die notwendige Bedingung jeglichen Verständnisses, und wenn es ihm gelänge, das, was vor seiner Seele steht, auch licht auszusprechen, dann werde das Ganze sich wie eine sonnenbeglänzte Landschaft dem Auge darbieten. Und doch gelingt es ihm nicht, seine Gedanken in voller Klarheit hinzustellen, denn es mangelt ihm die plastische Kraft des echten Stils: in seinem Denken und in seiner Anschauung bringen zu viele Dinge ineinander, so daß ein Eindruck den andern und ein Gedanke seinen Gefährten verdrängt. Seine Ausdrucksweise hat ihre Wurzeln in seinem urwüchsigen Gemüte: er kann den herandrängenden Bildern keinen Widerstand leisten. Er selbst bemerkt einmal in seinem frühen Mannesalter, er suche seine Bilder nicht, treibe sie nicht zusammen, um sich mit ihnen zu schmücken; seine Bilder kämen ihm unaufgefordert, und deshalb sehe er auch

nicht ein, warum er sie zurückdrängen solle. Und doch wirkt sein Bilderreichtum oft nicht nur drückend auf die Hauptgedanken, die er darlegt, sondern auch schleppend auf die ganze Darstellung. Selbst wo seine Bilder für sich schön und auch treffend in Verbindung mit der allernächsten Umgebung sind, auf die sie ein Licht werfen, haben sie doch nicht die Kraft, die ganze Sphäre eines Gedankens zu beleuchten. Was seiner Sprache abgeht, ist die Kraft der Zurückhaltung, der Ausscheidung, des Zurückdrängens alles Nebensächlichen. Seine Sprache erinnert an einen breiten Strom, der langsam durch eine schöne Umgebung, aber unvermutet auch über Geröll und Sand dahinfließt. Oft ist seine Darstellung klar und schön, und oft wieder wird sie unerwartet überaus dunkel. Er kennt die wirksame Verteilung von Licht und Schatten nicht: oft ist es in seinem Periodenbau so finster, daß man fast den nächsten Gegenstand nicht sehen kann, wie in einem Walde in der Dämmerung. Seine Vergleichungen kommen aus zu verschiedenen Gebieten, als daß man sich in ihnen leicht zurechtfinden könnte, und seine metaphorische Ausdrucksweise ist zu schwer, ja bisweilen unbeholfen. Unrichtig ist es freilich, wenn D. F. Strauß den Unterschied zwischen der Görresschen und der Schleiermacherschen Sprache wie den zwischen dem Qualm einer durchräucherten Kirche und der frischen, scharfen Bergluft hinstellt: weder ist die Sprache Schleiermachers wirklich so frisch und scharf, noch ist die Görressche so dumpf. Zu dem deutschen Gemüte hat jedenfalls Görres eine innigere Beziehung. Seine Schwerfälligkeit hat manche Berührungspunkte mit der Schwere in der Ausdrucksweise der Prosa des älteren Goethe, auch mit der in der Prosa Richard Wagners. Görres selbst muß sich dieser Eigenschaft seiner Schreibweise, die etwas von der Schwere des deutschen Geistes hat, genau bewußt gewesen sein, denn er bemerkt einmal: ‚Es fehlt unserm Volke nicht an gutem, gesundem Verstande, an Wohlwollen und Gesinnung, aber desto mehr an der Gabe, sich kurz, rund und geläufig auszudrücken.‘ Und ein andermal ruft er aus: ‚Viel Gedanken in wenig Worten — das muß man den Deutschen unaufhörlich in die Ohren rufen, denn sie wissen sich nicht kurz zu fassen, und die Rede reißt immer den Mann mit sich dahin.‘

Die Fähigkeit, sich bündig auszudrücken, geht ihm ganz ab. An die Stelle der klassischen Kürze tritt bei ihm der verschlungene Periodenbau. Dafür hat er aber auch in seiner Sprache etwas von ungezwungener Ehrlichkeit: keinen Augenblick möchte er sich anders geben als er ist, und den Mitmenschen mehr geben als er hat. Seine Ausdrucksweise ist bisweilen ungeschliffen, aber auch niemals verschliffen: er schöpft aus dem Born der deutschen Sprache unmittelbar, er kennt keine Auswahl der Worte. Er will ‚die reine teutsche Sprache in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit, von aller ausländischen Beimischung ferngehalten‘, reden mit der ganzen Biederkeit des Menschen, der die unkünstlich ausgesprochene Wahrheit für überzeugend genug hält. Nicht seine Sprache gibt seiner Überzeugung Kraft, sondern seine Überzeugung gibt bisweilen seiner Sprache eine große Wirkung. Er hat wohl volles Verständnis für Geist und Witz in allen ihren Äußerungen,

aber was er noch höher schätzt, ist die unbedingte Ehrlichkeit und Überzeugungskraft. Als Dreißigjähriger schrieb er: ‚Stumpfsinn, Geistlosigkeit, Dummheit, Geschmacklosigkeit und Erbärmlichkeit sind, besonders wenn sie sich mit Arroganz verschwistern, mir verhaßt, auch selbst wenn ich auf sie in den Werken der Götzen des Tages treffe.‘ Für das, was gut, gediegen und mit rechtem Takt geäußert ist, hat er ein unbeschränktes Verständnis, ja er fühlt sich innerlich abgestoßen von jeder Art Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit. Aber der französische Schliff ist ihm fremd; er fühlt den scharfen Gegensatz zwischen seiner schweren deutschen Art und dem eleganten Wesen, das ja gerade in der französischen Sprache so deutlich hervortreten kann. Von der französischen Übersetzung seines Athanasius bemerkt er, seine Sachen gefielen ihm niemals sonderlich im habit français, und es befremde ihn, wenn die Rangen ihren Vater auf französisch anreden, nachdem sie aus der Fremde heimgekehrt, als hätten sie ihr Deutsch verlernt und als wenn sie sich ihrer Muttersprache schämten. Es ist dies die urwüchsige Ehrlichkeit, die alles heraussagt und nichts verschweigen kann, auch eine gewisse Männlichkeit des Ausdrucks, etwas von jener ‚kräftigen, nahrhaften Lebensprosa‘, von der er begeistert im Nachwort zu den Volksbüchern spricht. Nur mischt sich in seine Prosa zu oft eine Ausdrucksweise, die ganz poetischer Abkunft ist, und diese Mischung ist es, die ihr etwas eigenes gibt, zugleich aber sie in ihrer Freiheit hemmt und sie nicht zur Einfachheit gelangen läßt. Dazu kommt noch, daß er in seiner Unmittelbarkeit wenig Gewicht auf eine gutstilisierte Ausgestaltung legt. Er bemerkt einmal in der Zeit, wo er sich seiner schriftstellerischen Begabung vollauf bewußt geworden sein muß, er habe wohl mancherlei niedergeschrieben, aber er lasse es unveröffentlicht, da er nie viel Lust gehabt habe, den Verlegern nachzulaufen, auch gebe es ja auch mehr als genug Bücher, so daß man den Mond zur Bibliothek ausräumen müßte, wenn die Erdbewohner alle Jahre ein Buch drucken lassen wollten. Und etwa ein Jahrzehnt später bemerkt er über die Unvollkommenheiten, die jedem schriftstellerischen Produkte anhaften, daß es mit den Büchern doch nicht anders sein könne als mit den Menschen, die ja auch nicht mehr in dem Zustand vor dem Sündenfall sich befinden: ‚Ist aber nun ein Kind und ein Buch aus dem Umkreis aller möglichen Möglichkeiten in dieser bestimmten Wirklichkeit geboren, dann meint wohl dieser und jener: die Krabbe könnte schöner und stärker, die Nase länger oder kürzer sein. Die aber strampelt unbekümmert fort und denkt, sie sei nun einmal da und werde nun einmal nicht anders.‘

6.

Die resolute Art, mit der er sich an die verschiedenen Aufgaben machte, mag ihn freilich oft zu gewagten Verbindungen von Tatsachen geführt haben, aber sie wirkt auch wohltuend durch eine gewisse Frische: er vertraute stets der zusammenfassenden Kraft seines Geistes, und, auf die Gefahr hin, zu irren, zog er vor, eine gewagte Mutmaßung mit Geist aufzustellen, als in ausgetretenen Geleisen wie ein Pedant einherzuschreiten. Auf die gelehrten Pedanten war er nie gut zu sprechen, ihr kleinliches Gezänke und ihre Miß-

gunst war ihm in der Seele zuwider, und er äußerte sich oft sehr hart über die gelehrte Kleingeistigkeit, die, stolz darauf, im Kleinen sicher zu sein, alle geistige Kühnheit förmlich verabscheue. Nur im Zusammenhange mit einem den Stoff überschauenden Geiste konnte er den Fleiß der ins Kleine gehenden Forschung voll anerkennen; ein Forscher wie Jakob Grimm, der nicht aufs Geratewohl und nicht kleinlich, sondern mit Überlegenheit forschte, war ganz nach seinem Sinn. Er schrieb auch einmal an Jakob Grimm: ‚Es freut mich am meisten daran, daß Sie mitten in dem gelehrten Wuste den Sinn so frisch, das Leben so gesund und den Geist so klar erhalten haben, so daß alles, was Sie verarbeitet haben, Ihnen nicht, wie so gewöhnlich in Deutschland, zu einem gelehrten Schmeerbauch geworden, sondern zu einem kräftigen, geschmeidigen, wohlproportionierten und mit einer Idee beseelten Leibe, in dem jedes Glied lebt für sich und das Ganze in allen.‘

Den großen Fleiß, den die deutsche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Geschichte und der Philologie betätigt hat, begrüßt er freudig; was er ihr vorwirft, ist nur der Mangel an Taktgefühl, an Übersicht, an eindringlicher Intuition, an wirklicher Objektivität, besonders in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse. Freudig würdigt er die Frische der Darstellung und die übersichtliche Art der Schlosserschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, besonders die grundehrliche Gesinnung darin, so daß selbst dort, wo er irre, der Irrtum doch bloß aus dem Verstande und nicht aus dem Willen komme, wie bei dem ‚schlechten, lumpichten, verzagten, nichtsnutzigen Gesindel im gelehrten Deutschland, das wie Ungeziefer am Baume der Geschichte nagt und ihn kahl frißt, daß er nicht mehr ferner Schatten gibt, noch Früchte trägt‘.

Richtig kam ihm stets der Hochmut gewisser Gelehrter vor, die auf den Wohlstand der andern herabsehen, weil sie selbst sich im Besitze von Millionen wähnen und darin gewissen Kaufleuten so ähnlich seien, für die ja auch ein rechter Wohlstand nichts mehr bedeute, weil sie zu einem großen Besitze gelangen konnten. Er selbst war sich bewußt, mit voller Begeisterung in jedes Gebiet einzudringen, dessen er sich zu bemächtigen gedachte: was er dabei erwerben wollte, war eine Übersicht über das Ganze, eine Bereicherung der Einsichten. Er beherrscht oft auch die Einzelheiten und verwischt sie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten keineswegs, ja bisweilen sind sie mit Einzelheiten sogar überladen, aber was in ihnen so wohltuend berührt, ist die Begeisterung, die Liebe zu dem Gegenstande, den er darstellt. Mit welcher Begeisterung spricht er beispielsweise in dem Nachwort zu den Volksbüchern und in der Einleitung zu den Meisterliedern von dem alten deutschen Schrifttum, von der Volkssprache, von der urwüchsigen Lebensauffassung in der altdeutschen Poesie; mit wahrer Hingebung tritt er an Firdusis Epos heran: nur begeisterte Liebe konnte die Einleitung zu der Übersetzung des Schah Nameh diktieren. Er war sich vollauf des Vorzugs bewußt, den er gerade durch seine Begeisterung hatte; bemerkt er doch schon im Jahre 1807: ‚Wenn es darauf ankömmt, aus dem eigenen Leben etwas ins Nachgebildete überzutragen, wenn es darauf ankömmt, das einzelne jedesmal in der Gattung zu sehen, die

großen Umrisse durch alle scheinbare Verwirrung zu verfolgen, jedes aus dem richtigen Gesichtspunkte anzuschauen, allem sein Recht widerfahren zu lassen, und von jeder kleinlichen Beschränkung fern, das Ganze recht ganz und unzerstückt anzufassen: dann mag ich keineswegs mich unter die letzten stellen.' Auch leistet ihm die Vielseitigkeit seiner Interessen bisweilen die besten Dienste: er reißt die Einzelheiten niemals aus ihrem Zusammenhange heraus, sondern er ist bestrebt, gerade den Zusammenhang herzustellen, das einzelne im Lichte des Ganzen anzuschauen. Immer wieder schimmert aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein Funke poetischen Gefühls hervor, und selbst dem trockensten Gegenstande, mit dem er sich befaßt, teilt sich etwas von Wärme mit. Der mit seinen Vorzügen verbundene Mangel besteht darin, daß er in der Erforschung der Tatsachen zu wenig umsichtig ist und oft in unkritischer Weise Nahes und Fernes zu leicht miteinander verknüpft: auch hier ist es der Fehler der naturphilosophischen Denkweise, der in seiner christlichen Mystik oft geradezu abstoßend wirkt.

Der kritische Sinn, den er selbst einmal als die Bedingung einer richtigen Auffassung der Geschichte bezeichnet, jene Kritik, welche ‚die Dinge in ihrer Verbindung betrachtet und das Wahre aus ihnen herauszuziehen bestrebt ist', die er die erste der Hilfswissenschaften der Geschichte nennt, fehlt oft in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Je näher der Gegenstand, mit dem er sich befaßt, dem Gebiete reiner Forschung steht, um so auffallender muß freilich dieser Mangel an kritischem Sinn hervortreten. Überall dagegen, wo es auf eine zusammenhängende Darstellung ankommt, wo Lichtblitze plötzlich weite Gegenden beleuchten, dort leistet ihm der ihm angeborene Sinn für Synthese die besten Dienste, wenn er auch dann freilich durch die naturphilosophische Methode noch immer manches einzelne verschiebt oder in ein zu grelles Licht rückt. Die Schwächen seiner Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände liegen zu offen am Tage: man nimmt sie in Kauf angesichts der Vorzüge seiner Darstellung. Seine Schriften haben einen seltsamen Charakter, der sich niemals in eine bestimmte Gattung unterbringen läßt. Wieviel Seltsames findet sich nicht in seiner Schrift über Europa und die Revolution, und doch wie viel tiefsinnige Wahrheiten sind darin ausgesprochen. Er bemerkt darüber: ‚Alles wissen die teutschen Schachtelmagister wie die Gefächer ihrer Gewürzläden zu ordnen, nur dies Buch ist für jedes Gefach einen Zoll zu lang oder zu kurz. Wer schreibt auch ein so verdrießliches Buch!'

In allem, was er darstellt, ist er ganz er selbst: überall die gleiche Begeisterung, die gleiche biedere Gesinnung, oft auch die gleiche Schwerfälligkeit und eine gewisse Breite. Bei allem Mangel an kritischem Sinn ist er doch durchaus gewissenhaft in der Art, wie er an einen Gegenstand herantritt und ihn sich aneignet: er ist gewissenhaft auch dort, wo seine Einbildungskraft sich zu leicht über den vollen Inhalt eines Gegenstandes hinwegsetzt. Wenn er über etwas schreibt, so eignet er sich den ganzen Stoff an, läßt aber dann seine Phantasie oft zu frei damit walten. Er bemerkt einmal über die Art, wie man beispielsweise die Persönlichkeit Augustins schildern sollte: ‚Um ihm ganze und volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen,

müßte man freilich alle diese Schriften in einem Zuge durchgelesen haben und nun rasch im ersten Eindruck das Bild des Mannes wiedergeben, wie es sich beim Durcharbeiten eingeprägt.' Er tritt also an die Darstellung mit künstlerischen Forderungen heran: kann doch die Erforschung der Tatsachen nur ein Mittel zum Zweck sein.

Das Bild, das er von Franziskus entworfen hat, behält gerade durch das Künstlerische der Auffassung seinen Wert trotz der Fehlerhaftigkeit in der Auffassung der einzelnen Züge. Es ist seiner Einbildungskraft angeboren, daß sie oft zu stark in der Färbung ist und zu schwach in der Zeichnung. Die Charakterdarstellung ist, trotz aller seiner oft überraschenden Intuition, nicht die starke Seite seiner Begabung. Er muß dies selbst gefühlt haben, denn er ging nicht an eine Darstellung der großen Heiligengestalten, wiewohl er das Bedürfnis nach einer psychologischen Schilderung dieser Persönlichkeiten genau sah: ‚Da bedarf es förderlicher Kunst und Betriebsamkeit, die überall eingreift, wo es das Bedürfnis gebietet, aufrichtet, sondert, nachhilft, reinigt, ordnet und in allem sorgsam pflegt und pflegend sorgt.' Er sah, wie gerade in diesem verwilderten Garten eine ordnende Hand nötig sei, und nicht nur das, sondern ein feines Verständnis für die innern Erfahrungen, die so deutlich hinter der Hülle der Legende reden. Weder die trockene Darstellung wie in dem Leben der Heiligen von Butler und Godescard, das ihm als eine Galerie von Mumien vorkam, noch die wahllose und überladene der gewöhnlichen Legendendarstellung konnte ihm zusagen. Mit dem Versuche, den Heiligen von Assisi darzustellen, wollte er zeigen, was er unter einem Heiligenbildnis verstand, worin Legende und psychologische Erfassung eine Einheit bilden sollten.

In den einzelnen Strichen trifft Görres meistens das Richtige. Was ihm dabei mangelt, ist die künstlerische Objektivität, die doch nur im Hervorheben des Wichtigsten, im Entfernen des Überflüssigen, in einem maßvollen Betonen des Nebensächlichen und in einem richtigen Verteilen aller Tatsachen durch die Intuition besteht, die sich dahinter verbirgt und sich nach außen gar nicht zeigen will. Der zu starke Eindruck, den Görres von irgend einer einzelnen innern Erfahrung oder äußern Tatsache empfängt, stellt die andern Erfahrungen und Tatsachen zu sehr in Schatten, und die naturphilosophische Ausdrucksweise sagt bei ihm immer mehr und zugleich weniger, als die Erfahrungen und die Tatsachen enthalten. So auch überall dort, wo er von den großen Mystikern und ihren innern Erfahrungen spricht: der Zugang, den er dazu hat, befindet sich neben der Pforte des naturphilosophischen Denkens; die naturphilosophischen Begriffe handhabt er wie Schlüssel, die ihm die Gemächer der christlichen Mystik öffnen sollen. Er geht mit jenen Begriffen wie ein Virtuose um, so daß hinter der begrifflichen Form der Inhalt bisweilen ganz verblaßt: man fühlt, daß die Darstellung weit mehr vom Kopfe als von der innern Erfahrung eingegeben ist.

Seine eigentliche Stärke ist die Intuition des geschichtlichen Lebens: hier beleuchtet er oft mit einigen Schlaglichtern die fernsten Gegenden und bewegt mit einem einzigen Hebel schwere Massen. Da hilft ihm sein Sinn für die

gegenwärtigen Ereignisse, die Vergangenheit lebendig zu erfassen, wie auch der Sinn für die Ereignisse der Vergangenheit ihm in seiner publizistischen Tätigkeit nicht minder wertvolle Dienste leistet. Er ist kein Geschichtschreiber, auch kein Geschichtsphilosoph gewöhnlicher Art, auch kein Kulturhistoriker, sondern das alles zusammen, ein Geschichtslehrer, der die kernigen und ewigen Wahrheiten der Geschichte herausschält und den Menschen zeigt, wohin sie gehen, welchen Zielen sie nachstreben sollen. Seine eigentlichen Neigungen liegen ganz auf dieser Seite: er hat ein unüberwindliches Verlangen, die Geschichte der Menschheit von ihren Anfängen bis zu den letzten Ereignissen sich auf Grund leitender Ideen zu vergegenwärtigen; er hat eine große Freude an den Kämpfen und Bestrebungen des geschichtlichen Lebens. Er ist sich bewußt, wie er es schon im Jahre 1811 bemerkt, einen ‚allgemeinen historischen Takt' zu haben, um die geschichtliche Wahrheit zu treffen.

Was dem Landschaftsmaler die Landschaft, das ist ihm das weite Gebiet der Geschichte. Am Vorabend der Befreiungskriege sagt er darüber, die historischen Untersuchungen seien wie Streifereien über Berg und Tal, immer stoße man auf neue Ansichten und Seitentäler, und je mehr das Auge umfasse, um so enger werde das Bild, das man sich davon entwerfe, und gerade diese Konzentration sei doch der Hauptzweck dabei. Ein Jahrzehnt darauf bemerkt er, die Geschichte lasse sich zwar ein hohes Eintrittsgeld bezahlen, aber sie biete auch dafür allen nur wünschbaren Spektakel. Das ist eben seine Eigentümlichkeit: während er sich mit der fernsten Vergangenheit, ja mit den Anfängen des Menschengeschlechtes befaßt, hat er zugleich das lebhafteste Interesse für alle Ereignisse der Gegenwart; nur kurze Zeit nach der Vollendung seiner Mythengeschichte der asiatischen Welt wirft er sich mit Leidenschaft in den Kampf gegen Napoleon, und während er sich später mit geschichtlichen Problemen des Mittelalters und des Ursprungs der menschlichen Stämme beschäftigt, schreibt er politische Aufsätze, in denen er die Ereignisse des Tages beleuchtet.

Immer wieder zieht es ihn zu dem Ursprung der Geschichte, zu den Mythen der alten Menschheit, zu den verwitterten Überbleibseln der Urkultur. Seine Intuition mag ihn oft trügen, aber es äußert sich ein großer Zug in der Art, wie er an die fernsten Zeiten herantritt und in ihren Geist einzudringen sucht. In der Geschichte des Mittelalters und der deutschen Stämme bewegt er sich mit großer Freiheit und faßt bisweilen auf wenigen Seiten die Ergebnisse langer Studien zusammen; hie und da gelangt er mit seiner Intuition zu Ergebnissen, die von der Einzelforschung nur bestätigt werden konnten, wie z. B. in seiner Auffassung der Regierungszeit des Kaisers Ludwig in der Einleitung zu den Werken Susos: der Geschichtschreiber Böhmer, der sich gerade mit dieser Zeit viele Jahre hindurch befaßte, hebt die Übereinstimmung der Ergebnisse seiner Forschung mit der von Görres flüchtig hingeworfenen Skizze hervor. Die pragmatische Auffassung des geschichtlichen Lebens ist seine Stärke, wovon er selbst einmal bemerkt: ‚Wie die Leiche von dem lebenden Leibe sich unterscheidet, so die klassifikatorische und formale von der dynamisch geordneten Geschichte.'

Worauf es ihm bei allen seinen Darstellungen ankommt, ist die dynamische, im Verborgenen waltende Geisteskraft, die er hinter den Ereignissen wahrnimmt. Von jeher trat ihm die Geschichte der Menschheit als die Sprache der geheim waltenden Vorsehung entgegen, die über den Völkern zu Gerichte sitzt und jedem nach seinen Taten vergilt: jede echte Kraft, jede charaktervolle Tat muß sich im Lebenskampfe in ihrer ganzen Überlegenheit bewähren, ebenso wie jede Schwachheit, jede Untreue gegen die Gerechtigkeit früher oder später ihre vernichtenden Folgen zeigen muß und an sich selbst zugrunde geht. Über der sichtbaren Welt mit allen ihren handgreiflichen Begebenheiten sieht er eine unsichtbare Welt, die immer wieder in die Begebenheiten eingreift und den Menschen zeigt, daß es unverbrüchliche Gesetze des sittlichen Geschehens, unantastbare Heiligtümer gibt, deren Verletzung die Vernichtung der Lebenskraft bedeutet. Wie das Volk, so seine Führer, und ein Volk, das sich zur Ungerechtigkeit und Unterdrückung der anderen Völker verführen läßt, ist schon im voraus dem Untergange geweiht. Jede Art von Leichtfertigkeit, von innerer Verdorbenheit muß früher oder später in Fäulnis übergehen. Dieses unerschütterliche Lebensgesetz wird aber gerade von den Führern der Völker nur zu oft außer acht gelassen. Wie verantwortungsvoll ist doch die Aufgabe derer, die an der Spitze eines Volkes einherschreiten: sie müssen das Gewissen ihres Volkes verkörpern und nur die unbedingte Gerechtigkeit zum Maße ihrer Handlungen, ihrer Führung und Beeinflussung der Menschen machen; jeder ihrer Fehler rächt sich notwendig an ihnen und an ihrem Volke, sie zeigen dadurch, daß sie in dem unsichtbaren Buche der Geschichte nicht haben lesen können und sich von den auseinanderzerrenden Kräften haben hinreißen und umwerfen lassen, weil sie ihr Augenmerk nicht auf die unwandelbaren Sterne richteten. Niemand versteht die Begebenheiten des geschichtlichen Lebens, der nicht an die Überlegenheit des Geistes über den Stoff glaubt und nicht sieht, wie der Geist hinter und über dem Stoffe wirkt, wiewohl er dem oberflächlichen Blicke abhängig vom Stoffe erscheint: geht doch hinter den verschlungenen und oft sinnlos einander durchkreuzenden Linien der Geschichte die Vorsehung ihren geraden Weg und zeigt allen denen, die die Augen offenhalten, den Weg des Lebens im Gegensatz zu dem des Todes. Nach außen mag es scheinen, als wenn materielle Kräfte die Hauptrolle im geschichtlichen Leben spielten, in Wirklichkeit aber sind darin ganz andere Kräfte maßgebend: läßt sich doch die menschliche Freiheit unter keine äußere Formel bringen, und die Menschheit würde schon längst vernichtet worden sein, wenn die Freiheit nicht immer wieder über die niedere Notwendigkeit siegte. Hinter der Notwendigkeit und der sichtbaren Verkettung der geschichtlichen Ereignisse steht eine höhere Macht, die den Menschen zur Freiheit führt und ihn auf die Probe stellt, ob er der Freiheit würdig sei: das geschichtliche Leben ist daher eine Freiheitsprobe für die Menschheit, und die Geschichte keineswegs ein Buch für den Unterricht, sondern sie ist voll geheimnisvoller Macht. In jeder geschichtlichen Begebenheit liegt diese richtende Macht, weshalb auch der historische Sinn eigentlich der Sinn für den tiefern Gehalt des Lebens ist,

und nichts darf aus den Begebenheiten ausgeschieden oder gar mit Absicht zugunsten dieser oder jener Partei dargestellt werden: nur von einer gewissen Höhe aus kann man die geheimen Kräfte des geschichtlichen Lebens wahrnehmen und erfassen.

7.

Die Beziehung zur Kunst in ihren verschiedenen Gestaltungen ist bei Görres nicht unmittelbar. Er sieht wohl den innigsten Zusammenhang zwischen der Kunst und dem ganzen Leben, die Bedeutung der Kunst für die Kultur, die Beziehung der Kunst zur Religion, aber nicht auch die persönliche Erfahrung des Kunstschöpfers, die im Kunstwerke sich ausspricht. Er kennt wohl den Unterschied zwischen dem echten Kunstwerke und einem mittelmäßigen, aber er lebt nicht mit dem Kunstschöpfer, und das Kunstwerk tritt ihm nicht in der ganzen Zusammensetzung des Inhalts und der Form entgegen. In seiner Jugendzeit hatten nicht nur Werke der Dichtkunst, sondern auch die bildenden Künste einen Einfluß auf ihn, ja sie sprachen oft sogar berauschend zu ihm, aber auch zu jener Zeit vernahm er ihre Sprache zu wenig deutlich, denn es war nur sein eigenes übersprudelndes Empfinden, was er aus diesen Werken vernahm, weil er es auf sie übertrug. ‚Nur e i n e Schadloshaltung habe ich, und das sind die hier aufgehäuften Kunstschätze; an ihnen erhole ich mich für meine übrigen Entsagungen,‘ schrieb der Vierundzwanzigjährige aus Paris. Einen gewissen Sinn für die bildende Kunst behielt er auch später, aber es ist immer die Gesamtheit der Künste als Kundgebung des Geistes, was ihn anregt.

Sein Interesse für die Kunst kommt hauptsächlich von seinem Interesse für die Einheit des Lebens und alles menschlichen Schaffens. In allen seinen Äußerungen über Kunst finden sich einzelne Lichtblitze, die nur von einem mit Phantasie begabten Menschen kommen können. Alles Künstlerische steht für ihn in einem unüberwindlichen Widerspruche zu der Nüchternheit und Kälte der Verstandesmenschen. ‚Diese phantasielosen Menschen, sie können achtbar und ehrenwert in ihrem Berufe sein,‘ ruft er einmal aus, ‚aber wenn sie, durch ihre Menge imponierend, das große Wort führen wollen, wenn sie von ihren Dächern herab die Unendlichkeit zu übersehen glauben, dann verdienen sie, daß die Geißel des Witzes sie treffe und ihnen ihre Beschränktheit zu Gemüte führe.‘

Sein Gefühl für die Einheit der Künste hat etwas Künstlerisches, daraus kommt ihm auch die Sicherheit des Geschmacks und des Urteils. Seine Liebe zu der Kunst gibt seinem Urteil meistens eine Richtigkeit, die eine trockene und krittelnde Kennerschaft niemals gewinnen kann, weshalb er auch mit vollem Bewußtsein sich für einen bessern Beurteiler von Kunstwerken halten konnte als manchen hochmütigen Kenner von fachmäßiger Ausbildung: war doch sein Urteil niemals etwas Verstandesmäßiges oder etwas, das neben dem Werke einhergeht, sondern es kam von einer Begeisterung, die, wie übertrieben sie auch sein mag, doch von einem Kunstwerke immer mehr auszusagen hat als die lieblose Kritik, für die alle Kunstwerke nur Sachen sind, an denen der Scharfsinn in einemfort etwas auszusetzen findet.

Oswald Achenbach/Vor dem Kolosseum



Görres ist in seiner Kunstbetrachtung durchaus der Wortführer der Romantik: von allen Künsten zieht ihn am meisten die Baukunst an, als die Kunst, an der die Gemeinschaft teilnimmt und die ja geradezu aus dem Geiste der Gemeinschaft entsteht. Mit der Gotik ist er innerlich verwachsen, und überall, wo er von den gotischen Domen spricht, zeigt er eine oft überschwängliche Begeisterung. Es ist, als wenn er sich dem Geiste der Gotik verwandt fühlte. Schon im Jahre 1810, bevor er noch das deutsche Volk zur Vollendung des Kölner Domes aufruft, bricht er förmlich in eine Art von Hymne auf die gotische Baukunst aus, in der er die überwältigende Verkörperung des Geistes der christlichen Kirche sieht, den unvergleichlichen Behälter für alle Künste, die sich hier in einer Einheit zusammenfinden: ‚Es sproßt ein heiliger Säulenhain aus der geweihten Erde, schirmend verflechten sie über die Gemeinde zum Schiffe ihre Ranken, es sind die Väter der Kirche, ihre Heiligen, Blutzeugen und Geweihten, die sie auf Erden gegründet und befestigt haben. Und es erheben sich himmelan die Türme, Gottes Wort ist in sie hineingelegt, und sie rufen laut herab, damit alle sich im Schoß der Kirche sammeln und ein Band der Andacht sie in der Kreuzesform, dem uralten Symbol ewigen Lebens, vereinige. So hatten sie den toten Stein zum Priester in seiner Art geweiht, und er sprach auch auf seine Weise Gottes Lob mit der Gemeinde; und das Gebäude war wie eine Bibel, die ein beredter Prediger dem Elementenreiche vorgehalten, und die dieses wohlverstanden und nun in seiner gewichtigen Sprache nachgesprochen. Wie die Baukunst, so hatten sie die Malerei und jede andere Kunst mit ihrem Geiste durchdrungen und belebt; jene Engelsmilde in den Bildern aus jener Zeit, jene überquellende süße Heiterkeit, jene wundersame Beleuchtung wie von innen heraus, die ihre durchsichtige Karnation durchdringt; jene fromme Geschämigkeit und der ganz in sich zurückgewandte Ausdruck — ist es nicht alles der Abglanz des göttlichen Lebens, das in jenen Sehern lebte und von ihnen ausquoll, wie nach der Sage das Wunderöl aus den Gebeinen der Heiligen.‘ In seinem Straßburger Exil war das Bewußtsein, in der Nähe den Münster zu haben und ein paarmal im Tage daran vorbeizugehen, wie ein stärkender Trost für ihn: der Münster erschien ihm als ein Symbol von Geschlossenheit und Festigkeit, an der eine ganze Gemeinschaft gebaut hat und daher, wie er sich in einem Briefe an Sulpiz Boisserée ausdrückt, ‚durch keines einzelnen Menschen Wahnsinn mehr zu bewegen ist‘.

Die Dome des Mittelalters waren für ihn Offenbarungen von aufstrebender Kraft und hohem Ernst, das Gegenteil von dem, wozu die neuere Zeit die Kunst herabgewürdigt hat, da ja jetzt Leichtsinn und Nichtigkeit sogar in die kirchliche Baukunst eindringt. Schon mit dem Barock begann ja die Geschmacklosigkeit sich breit zu machen und sollte in der Nachahmung leerer Formen den Höhepunkt der Nichtigkeit erreichen. Als Wortführer der Romantik spricht Görres von dem Geist der Antike so selten wie nur möglich, wenn er auch durch seine ästhetische Theorie sich veranlaßt sah, mit Benvenuto Cellini der Bildhauerkunst eine höhere Stellung in der Rangordnung der Künste anzuweisen als der Malerei: darin wich er auf dem

Höhepunkt seiner romantischen Bestrebungen für kurze Zeit von dem romantischen Ideale etwas ab.

Alles Abgeschlossene und alles Endliche empfindet er als einen Gegensatz zum Wesen der Kunst. Die mittelalterliche Kunst muß ihm besonders zusagen, weil sie eben keine Schranke kennt und voll von Möglichkeiten der weitern Entwicklung ist, auch ist sie ja mit dem Boden der Gemeinschaft aufs innigste verwachsen und behauptet sich nicht abseits von dem Glauben und den Hoffnungen des ganzen Volkes. Görres kann seine Begeisterung nicht zurückdrängen, wo er auf die Ausgestaltung der mittelalterlichen Städte und ihre Leistungen zu sprechen kommt. Städte wie Köln betrachtet er als lebende Wesen, die ihn durch ihre ganze Eigentümlichkeit anziehen. Die Hansastädte, die Städte der Niederlande sieht er in ihrem frühern Glanze, in ihrer geschichtlichen Größe, in ihrer ganzen Selbständigkeit, die so fern ist von der Gleichmacherei und von dem Mangel an Charakter, denen die neuere Zeit zuneigt. Im Rheinischen Merkur zollt er den Tribut seiner Verehrung allen diesen Stätten alter deutscher Kultur, insbesondere Köln, dieser Verkörperung der deutschen Kultur des Mittelalters: ‚Am Niederrheine fordert Köln ihr Recht, die uralte teutsche Stadt, die seit ihrem Ursprunge drei Weltreiche an sich vorübergehen gesehen und immer dieselbe geblieben ist; die eine Geschichte hat selbst wie ein Reich, mythisch und heroisch und durch alle Formen durchgeführt, und in der alle Jahrhunderte noch unvergangen in den mächtigen Kunstwerken leben, die sie in sich bewahrt, und die Zeugnis geben von allen Geschlechtern, die sie bewohnt.‘

Wie die frühern Zeiten gerade deshalb schöpferisch in der Kunst waren, weil sie ihrem eigenen Charakter, ihrem eigenen Glauben treu waren, so könnte auch die neuere Zeit, wenn sie in dem Streben nach dem Echten sich selbst treu bliebe und keinen Kult mit abgestorbenen Formen der Antike triebe, auch Werke wahrer Kunst hervorbringen. Darin zeigte sich der zweiunddreißigjährige Görres als der berufene Deuter der Ideale der Romantik: er glaubt an neue Möglichkeiten, an neue Geistesquellen; hat doch die neuere Zeit etwas, das nur ihr eigen ist, die Fähigkeit, sich in den Geist aller Zeiten und aller Völker hineinzuversetzen, alle Formen in sich aufzunehmen und zu etwas Neuem umzugestalten: ‚Den scharfen Schnitt des Altertums hat sie verloren und die fromme Einfalt der Mittelzeit: sie ehre das alles als schöne, historische Monumente, aber wo sie gestalten will, bilde sie mit dem eigenen Geiste, damit sie nicht in leeren Bestrebungen verrauche, und nicht Hütten, Trümmer von Backsteinen, Großtaten in Gips als eigenes Denkmal, ein Spott der Nachwelt hinterlasse‘. Hat sich doch die Lebensansicht der neuern Menschheit mit der Ausweitung ihrer innern Welt ausgeweitet ins Grenzenlose, mit der Verschärfung der Gegensätze mußte sich der Sinn für das Erhabene steigern und zugleich der Sinn für das Unendliche.

In seinen kleinern kritischen Aufsätzen ist Görres noch voller Hoffnungen, und seine Begeisterung findet hier einen noch üppigern Ausdruck als in den politischen Aufsätzen des Rheinischen Merkurs: seine Sprechweise trägt hier ihr eigentümlichstes Gepräge und behält bei all ihrer Üppigkeit eine gewisse

Übersichtlichkeit und einen hellen Glanz. Wo die reine Intuition in diesen Aufsätzen spricht, dort trifft sie immer das Rechte und reißt oft hin. Er kennt den innigen Zusammenhang zwischen Wort und Ton, und es ist eine richtige Einsicht in das Wesen des Musikdramas, wenn er der einseitigen Kunstauffassung entgegenhält, daß ‚die Musik, die doch auch für sich selbst eigene Bedeutung hat, erst ihr Höchstes dann erreicht, wenn sich die Poesie als ihre Seele ihr verbindet, wenn der dunkle Ton Wort bekömmt und sich in ihm artikuliert, und wenn das Wort hinwiederum sich dem Ton einschmilzt und in diesem nun reich und stolz daher fährt und metallen in die regen Sinne tönt'. Seine kleinen kritischen Aufsätze können auch in mancher Hinsicht als Beispiele schöpferischer Kritik gelten. Ihr größter Fehler ist, daß sie die Werke, die sie deuten wollen, zu sehr als Nebensache nehmen: ihr Inhalt kommt für Görres fast gar nicht in Betracht, auch ihre Form nicht, alle diese Dichtungen sind für ihn nur eine Veranlassung, sie mit Arabesken zu umschlingen, so daß auch der Anlaß meistens darunter ganz unkenntlich wird: wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht seine Deutung der Rungeschen Zeichnungen oder seine Darstellung des Geistes der Jean Paulschen Werke. Dem auf der Hand liegenden Vorwurf, er trage in die Dinge mehr hinein, als was in ihnen wirklich liege, glaubt er durch den Hinweis darauf vorzubeugen, daß ja auch die Natur nicht an eine Himmelsmechanik gedacht habe, und doch liege diese in der Natur der Dinge.

Auch bei der Poesie zeigt er seine ausgesprochene Vorliebe für die urwüchsige Art des deutschen Mittelalters. An Werke der Dichtung stellt er die Forderung der Gesundheit und Frische. In der Frische liegt ja auch der Vorzug der Werke mittelalterlicher Dichtung: ‚Von den siebenhundert Flaschen abgezogener Geister unserer Kunstpoesie geht man immer gern zu diesen Alpenwässern, die erfrischen ohne zu berauschen.' Mit der Urwüchsigkeit und Fülle der mittelalterlichen Poesie könne der Geist der neueren Poesie gar nicht verglichen werden, deren Quellen doch keineswegs in solcher unmittelbarer Frische sprudeln. Was ist auch aller Reichtum der Ausdrucksweise, der Form ohne den gesunden Empfindungsinhalt, wenn nicht eine leere Prunkschale? Gerade in der Poesie sollte am wenigsten ‚verständliche Größe', bürgerliche Behäbigkeit zulässig sein oder gar Sensationslust, vor der die Kritik ihre Verbeugungen zu machen pflegt.

Die unschöpferische Kritik betrachtete Görres von je als den schädlichsten Auswuchs des literarischen Lebens: ‚Pedanten, die in kritischen Blättern die Kunstgebilde mit plumper Faust zerpflücken', nennt er die Kritiker, die an Kunstwerke herantreten, als wenn sie äußerliche Dinge wären, die man beurteilen könnte, ohne auch eine innere Beziehung dazu zu haben. Gibt es doch viele deutsche Kritiker, die es geradezu für ihre Aufgabe halten, den Spuren des lebendigen Geistes nachzugehen, um ihn zu verhöhnen, und alles, was von dem anerkannten Mittelmaß abweicht, für nichtig zu erklären. Im Jahre 1804 charakterisiert Görres die deutschen Kritiker: ‚Da sitzen sie nun mürrisch, verdrossen, abgelebt, hypochondrisch am Eingange ihrer Löcher und stieren heraus aus den leeren Augenhöhlen, und wenn sie wie

geblendete Fledermäuse mit den Ohren etwas Lebendiges, Kräftiges in der Nähe erlauschen, dann rufen sie: Komm, Kleiner, ich will dich nicht fressen! und wenn das Gerufene unvorsichtig näher kommt, dann greifen sie es mit den plumpen Fäusten und betasten und befühlen die Kunstwerke wie Kälber und erdrücken ungeschickt die zarte Schönheit und fluchen dann erbost über das Puppenwerk, wenn sie entseelt in ihren Armen liegt und loben sich dafür ihre Keule, die man doch anfassen kann.' Wie kann auch ein Mensch, der keine Poesie im Leibe hat, über Poesie und Kunst ein Urteil fällen? Und doch maßen sich gewöhnlich gerade kalte, nüchterne Menschen ein Urteil über Geister an, mit denen sie nicht die entfernteste Verwandtschaft verknüpft. Im Grunde spricht sich ja darin eine Gewissenlosigkeit aus, daß solche Menschen sich zu Kunstrichtern aufwerfen, und eine Leichtfertigkeit der Gebildeten, daß sie nicht als Lügengeister zurückgewiesen werden.

Die gewöhnlichen Rezensionen waren Görres tief verhaßt, weshalb er auch Besprechungen seiner eigenen Bücher so selten wie nur möglich las und auch selbst nur mit Widerwillen Bücher rezensierte. Er kannte zu gut die Eitelkeit der gewöhnlichen Schriftsteller, zu der sich die Bosheit eines ‚blinden Pavians' gesellt, und auch die Beschränktheit aller derer, denen wahre Uneigennützigkeit, Geistesfrische und Schwungkraft ein Dorn im Auge sind. Im Jahre 1812 sagt er in einem Briefe an Wilhelm Grimm: ‚Was Sie mir schreiben von den Plagen und Hindernissen, die man äußerlich Ihren Arbeiten entgegenstellt, sind mir wohlbekannte Reden, und dergleichen mag mich kaum mehr ärgern. Ich sehe wohl öfter Metallarbeiten zu und verwundere mich, wie widerspenstig sich die bloße Materie zeigt und tagelange und monatelange Arbeit oft durch eine einzige Tücke zu nichte macht. Nun denken Sie sich einen Menschen, der ein ganzer Ozean voll solcher Tücke sein kann, und erst ein Publikum: dann wird alles leicht verständlich. . . . Daß wir das Gute erkennen, fühlen und verstehen, wird uns billig als hinlängliche Schadloshaltung für unsere Arbeiten angerechnet; daß aber die Sonne hineinscheine in alle, hängt vom Gewölke ab, und die Köpfe sind jetzt ungewöhnlich dünstig und durchqualmt.'

8.

Seine Urteile über Menschen und Werke tragen das Gepräge der Aufrichtigkeit in der Auseinandersetzung. Er verzeiht Friedrich dem Großen die Anhänglichkeit an den französischen Geist, der doch ein wirksames Mittel gegen die Plumpheit und pedantische Kleinlichkeit der Umgebung des Königs war. Lessing nennt er die ‚Nießwurz, die auf den Hügeln blühet, wenn die Felder weitumher noch mit Schnee bedeckt sind'. Mustergültig erscheint ihm die charaktervolle Besonnenheit und die Gewandtheit der Lessingschen Polemik und überhaupt die mutige Haltung inmitten der miteinander streitenden Parteien und auch sein Verlangen nach Gerechtigkeit. Klopstock gilt ihm keineswegs als ein ‚grammatischer Poet', sondern er fühlt die wahre poetische Ader in seinen Dichtungen. Auf Herders Bedeutung weist er mit Nachdruck hin: ‚Sie können ihm nicht leicht zu viel getan haben als einem allerwärts unverschämt im Grabe Ausgestohlenen', schreibt er einmal an Windischmann. Er gesteht, daß

er in seiner Jugend von Herders Ideen die mannigfachsten Anregungen erhalten habe. Ein andermal nennt er ihn in einem Briefe an Jean Paul einen zuverlässigen und sichern Leiter in allem Menschlichen und Geschichtlichen und bedauert, daß Herder seine innerste Überzeugung in Hinsicht auf den Katholizismus niemals klar und offen ausgesprochen habe.

Jean Paul ist ganz der Dichter nach seinem Geschmack: mußte er sich doch in vieler Hinsicht gerade der Jean Paulschen Eigentümlichkeit verwandt fühlen, von der er als junger Mann einmal bemerkt: ‚Dieses wilde Durcheinandertreiben von regellosen Kräften, diese seltsamen Kurven, die sein Genius so oft statt jener einfachen Schlangenlinie beschreibt; diese wunderbare Phantasie, in der bald Zaubergestalten, aus einer höheren Welt herabgeworfen, spielen, und die bald wie eine Fata Morgana die kleinsten Gegenstände unten auf der Erde reflektieren; dieser dichterische Sinn, der wie ein großer Fluß Weltteile durchströmt ...; dieser Reichtum an Stoff, der wogend durcheinandertreibt und den die bildende Kraft kaum zu beschwichtigen vermag; dieser Humor, der bald wie der Blitz die Flammensäule des explodierenden Vulkans umspielt, bald sie in Dampfwolken hüllt, das alles ist das Bild der Zeit, die Heldenzeit der Literatur; ihr verdammt sie und euch mit, die ihr darin befangen seid, wenn ihr ihn verdammt. Was die Zeit und ihn über sich selbst erhebt, ist die Tendenz nach organischer, lebendiger Universalität, in der das Wort Fleisch wird und das Fleisch Wort, die in beiden liegt, und dieses Streben soll jeder ehren und die Größe nur mit großen Maßen messen.‘

Aus seiner Beurteilung Goethes tritt, wenn auch etwas verhüllt, der Gegensatz zweier ganz verschiedener Charaktere hervor: es ist, als wenn zwischen ihm und Goethes Werken eine Scheidewand stünde, und er nur wie durch Ritzen da hineinsähe und nur auf Grund dieser einzelnen Einblicke die ganze Persönlichkeit Goethes beurteilen wollte. Ein gewisser Realismus, der in Goethes Romanen neben der Poesie einhergeht, sagt ihm nicht zu; er könne sich gar nicht ans gemeine Leben in der Poesie gewöhnen, schon eher an die Poesie im Leben, schreibt er aus Anlaß der ‚Wahlverwandtschaften‘. Mag er auch mit seinen Bemerkungen im einzelnen recht haben, so kann er doch der ganzen Persönlichkeit Goethes nicht gerecht werden: es gehen ihm die Voraussetzungen dazu ab. Er selber ist zu einheitlich, als daß er in die so mannigfachen Gegensätze und in die widerspruchsvollen Äußerungen der Natur Goethes sich hineinversetzen könnte. Was er an dem ‚fatalen Beiwerk‘, an den ‚gefrorenen Fensterblumen‘ der Goetheschen Romane und auch an der zu künstlichen Stilisierung der Dichtung und Wahrheit und besonders an der zu sehr gesäuberten Darstellung der Wirklichkeit in den Wahlverwandtschaften beiläufig aussetzt, entspricht vollkommen den zutage liegenden Mängeln der dichterischen Individualität Goethes. An der Goetheschen Farbenlehre, woran ihm gewisse Eigentümlichkeiten durchaus zusagen, gefällt ihm die Polemik gegen Newton nicht, da er sie für unbegründet und ungerecht hält: wo Goethe wesentlich von Newton abweiche, handle es sich um Gegenstände, die niemals entschieden werden können, und im experimentalen Teile habe Goethe

meist unrecht gegen Newton, so daß seine Abneigung aus übler Laune hervorgegangen zu sein scheine*.

An Goethes Jugendfreunde Fr. Maxim. Klinger sagte ihm die charaktervolle Männlichkeit zu, und die Darstellung der Klingerschen Eigentümlichkeit, die doch so wenig Romantisches an sich hat, ist die objektivste unter seinen kritischen Aufsätzen. Mit seinem richtigen Sinne für jede Art von Größe konnte er auch schon aus der ‚Familie Schroffenstein‘ die große dramatische Begabung Heinrichs von Kleist herausfühlen: über die Gestalten dieses Erstlingsdramas des noch ganz unbekannten Dichters fällt er das Urteil, sie seien meistens mit bestimmter Individualität ausgerüstet und bewegten sich zwanglos und frei nach dem Rhythmus ihrer innern Natur. Bei aller seiner Zuneigung zu den Eigenheiten der Romantik und bei aller seiner Schätzung der Novalisschen Dichtungen stand er doch schon als junger Mann mit voller Klarheit den Mängeln dieses Romantikers gegenüber, denn er bemerkt über Novalis: ‚Sein Gemüt hatte nicht Tiefe genug, um den Ideenreichtum zu bemeistern und ein reiches, volles, lebendiges Leben zu gestalten, es war zu viel Verflogenheit in seinem Wesen, als daß er seinen Bildungen jene Gediegenheit hätte geben können, die mit hoher Rührung das Gemüt bewegt. Aber wenn er auch nicht das Höchste erreichte, so hat er doch Hohes erreicht, und seine zarte, halb durchscheinende Individualität winkt freundlich dem Sinne zur Beschauung.‘ Hölderlins Hyperion begrüßte er als ein Werk, worin sich die Sehnsucht einer ganzen Zeit ausspricht und zugleich als ein charakteristisches Denkmal der innern Erfahrungen des unglücklichen Dichters. Über Clemens Brentanos dichterische Eigentümlichkeit scheint er mit seinem Urteil zurückhalten zu wollen, wie denn Görres zur Lyrik und zur Novelle überhaupt keine nähere Beziehung hat. Trotz aller Freundschaft und trotz dem gleichen Glaubensbekenntnis, wodurch sie verknüpft waren, waren doch ihre Charaktere zu sehr verschieden, als daß ein fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen ihnen möglich gewesen wäre. Hie und da scheint er die Schwärmerei in der Empfindungsweise seines Freundes, wenn nicht innerlich getadelt, so doch wenig ernst genommen zu haben: jedenfalls sprach er immer davon mit einer gewissen Überlegenheit. Im Jahre 1825 berichtet er an seine Tochter: ‚Über Brentano ist, wie es scheint, der alte böse Dämon, die Langeweile, wiedergekommen. Solange die Emmerich lebte, war er stationär, weil er immer etwas bei ihr über die andere Welt auszulauern hoffte, jetzt ist die tot, nun kommt das unstete, unruhige Wesen wieder. Es schadet übrigens nicht,

* Goethe gab sich alle Mühe, Görres gerecht zu werden, trotz der Verschiedenheit ihrer Charakteranlagen. Für die Zusendung der Görresschen ‚Aphorismen über Organonomie‘ dankt Goethe in einem Brief an Eichstädt im Frühjahr 1804, wobei er bemerkt: ‚Auch in demselben zeigt sich ein sehr guter Kopf, ob man gleich öfters in Versuchung kommt, den Titel in Organomanie umzuändern. Ich bin auf seinen Gang neugierig; es ist eine Natur, die man nicht aus dem Gesicht lassen muß.‘ Wo Görres in seinen schwungvollen Hypothesen der Phantasie einen zu freien Spielraum ließ, dort konnte Goethe bei seinem ausgesprochenen Wirklichkeitssinne ihm freilich nicht folgen.

wenn er die Sorte erhabener Philister, die in Koblenz auf dem Kasino ihr Wesen treibt, einmal zusammenschüttelt und ihnen zeigt, daß es noch andere Gattungen von Narren auf Erden gibt, auch einen Verstand, der mehr gilt als der, den sie sich herangezogen.' Clemens Brentano fühlte auch die Überlegenheit seines Freundes und gab sie auch gern zu, denn Klarheit und Energie gehörten nicht zu den starken Eigenschaften seines Charakters: er war ganz Dichter und machte auch keinen Anspruch auf etwas anderes*.

Über Schelling, dessen Denken gewisse Spuren in den naturphilosophischen Schriften des jungen Görres hinterlassen hat, schrieb er im Jahre 1805, daß sein Charakter ihn stets ebenso abgestoßen, wie sein kräftiger Geist ihn angezogen habe. Bald darauf gibt er aber seinem freudigen Gefühle darüber Ausdruck, daß Schelling von seiner Einseitigkeit immer mehr zurückkomme und an Besonnenheit gewinne und ihn daher auch nicht mehr so zurückstoße wie ehedem. Zwei Jahrzehnte später, als sie beide in München wirkten, berichtet Görres: ‚Es ist sonderbar um ihn, die natura naturata in ihm ist gerade nicht angenehm: es ist etwas Animales, Ungestümes, Unbezwungenes in ihr und daneben wieder etwas Schlumperiges, Abgetragenes, Abgespanntes und Altmodisches . . ., aber er ist gescheit, leicht verstehend, gehalten und klug und hat ein ehrliches blaues Auge, was mir an ihm am besten gefällt.' Über Franz Baader urteilte Görres, es mangle ihm die Gabe der Sprache, die fähig wäre, die Tiefe seines Denkens auszudrücken: wie Moses müßte er einen Aaron haben, der sein Prophet und sein Mund wäre. Von Wessenberg meinte Görres schon im Jahre 1819, daß, wie wohlmeinend er auch sein möge, er sich doch auf einem falschen Wege befinde, weil er, um seine schlechtbegründeten Ansprüche gegen die Kurie durchzusetzen, zu der Macht des Staates seine Zuflucht genommen und dadurch die Freiheit der Kirche, für die er einzutreten vorgebe, an den Staat verraten habe. Lamennais, der im Spätsommer 1832 sich einige Wochen in München aufhielt, machte auf Görres den Eindruck eines ‚braven, milden, gerechten, wackern, religiösen Mannes', zugleich fand er aber, daß ‚etwas vorgefaßte Meinungen, eine Anzahl absoluter übertriebener Gedanken und einige eigensinnig beharrliche Vorurteile sich der honorablen Gesellschaft beimischen'. Zwischen Lamennais und Görres bestand der wesentliche Unterschied darin, daß die innern Hindernisse, über die Lamennais nicht hinweggehen konnte, für Görres gar keine waren, gar keine Voraussetzungen in seinem persönlichen Gewissen hatten.

---

* Der Maler Steinle, der sie beide kannte, schreibt an Diel, den Biographen Brentanos: ‚So wie ich Joseph Görres und Klemens kannte, darf man, glaube ich, nicht annehmen, daß der letztere auf den ersteren einen Einfluß ausgeübt hat. Sicher haben beide grelle Naturen anregend aufeinander gewirkt, für einen Einfluß waren beide zu selbständig. Clemens liebte und achtete Görres sehr hoch, Görres aber hatte für Clemens oft nur ein Lächeln auf den Lippen.'

Kleine Bausteine

Zur Physiognomik des deutschen Buchhandels
Von Johannes Roesberg

Es wird herrlich sein, wenn man einst durch chemische Verbindung einzelne Normalexemplare lebender Organismen herstellen kann. Irgendein Destillationsvorgang wird schließlich zum Ziele führen — alles Nähere ist Sache der Naturwissenschaft. Welche Erfolge wird man sehen! Zum Beispiel: Der Chemiker wird vier Zehntteile Idealismus, zwei Teile deutscher Gründlichkeit und deutschen Tiftelsinnes, ein Teil gutartiger, aber tadellos reiner Donquichoterie, ein Teil zählederner Beständigkeit, zwei Teile regsamen Geschäftssinnes in der verdichteten Luft einer deutschen Mittelstadt, am besten aber einer kleinen Universitätsstadt, auflösen. Dann wird der Experimentator ein Spiritusflämmchen unter die Retorte stellen, eine Zigarette anzünden und behaglich zuschauen, wie es langsam wallt und wogt in der Retorte, dann im Kolben, wie es krabbelt und zappelt, wie sich's endlich beruhigt, sich reckt und eine höfliche, knappe Verbeugung macht: womit kann ich dienen? Der deutsche Buchhändler alten Schlages ist fertig!

Wir haben hier einen Typus, den die deutsche Kulturgeschichte nicht übergehen darf. Zwar haben die materiellen Mittel des Buchhandels immer nur einen recht bescheidenen Bruchteil des Nationalvermögens ausgemacht, aber der geistige Einfluß des Buchhändlers hat in Deutschland Jahrhunderte hindurch in stiller Stetigkeit nachdrücklich gewirkt. In dem wechselvollen Schachspiel des heutigen Lebens ist die Figur des Buchhändlers noch besonders deswegen merkwürdig, weil man in ihr noch den Träger einer lebendigen Überlieferung aus jener Zeit erblicken kann, die in Zünften und Gilden die erwerbstätige Arbeit wohl organisiert hatte.

Aus eigener Erfahrung und aus Überlieferung wissen es unsere heutigen älteren Buchhändler noch samt und sonders, daß der angehende Kollege um 1820, 1840, 1860, 1870 eine strenge Schule durchzumachen hatte. Recht ernst pflegte der Prinzipal namentlich das Schulzeugnis desjenigen Jünglings zu prüfen, den der Vater als Bewerber um eine Lehrlingsstelle vorführte. Zwar verlangte man in der Regel wenigstens die Reife für Obersekunda, aber auch hochangesehene Buchhandlungen machten Ausnahmen und zogen dem verpfuschten Studenten einen talentvollen Volksschüler vor, wenn dieser versprach, sich während seiner Lehrzeit fleißig weiterzubilden, namentlich auch sich die notwendige Kenntnis fremder Sprachen anzueignen. Heute gibt es manchen fein gebildeten, tüchtigen Angehörigen des Buchhandels, der seine ganze Schulbildung der Volksschule, alles übrige aber dem eigenen Fleiß beim nächtlichen Lampenlicht verdankt.

Die Lehrzeit war von altersher vier Jahre lang. Dem Abiturienten des Gymnasiums pflegte man sie auf drei Jahre zu ermäßigen; später wurde die

dreijährige Lehrzeit allgemein. Eine kürzere Lehrzeit galt unter keinen Umständen als vollgültig.

Man machte früher mit den Lehrlingen im Buchhandel nicht viel Federlesens. Zwar pflegte der Prinzipal den Lehrling vor seiner Einstellung mit väterlichem Ernst auf die Mühen und Enttäuschungen hinzuweisen, die der Beruf bringen werde; aber wenn der junge Mann dennoch bei seinem Eifer für das Bücherwesen verharrte und sich durch Handschlag verpflichtete, dann verlangte man auch streng und rücksichtslos, daß er arbeitete, gehorchte, aushielt und sich ganz als Angehöriger des Berufes fühlte, der von allen seinen Gliedern mit einer gewissen Eifersucht geliebt und hochgehalten wurde.

Die Lehrzeit konnte zweckmäßigerweise nur in einem Geschäfte zugebracht werden, das ‚Sortiment' hatte, also nicht auf den Vertrieb eigenen Verlages oder auf Antiquariat sich beschränkte. Die Prinzipalität, zwei bis drei Gehilfen und zwei Lehrlinge waren durchweg hinreichend, um eine mittlere Buchhandlung mit kleinem Verlag und Antiquariat zu betreiben. Zu ihnen gesellten sich noch die ‚Markthelfer', denen das Packen, Ausfahren und Holen großer Sendungen, sowie die Führung der Austräger oblag.

In einer flottgehenden Buchhandlung dieses Umfanges wurde der Lehrling sehr vielseitig ausgebildet. Er lernte vom ganzen Personal. Niemals fiel es etwa dem Prinzipal ein, die Ausbildung des Nachwuchses ganz und gar einem Gehilfen anzuvertrauen. Nicht nur auf die Berufsbildung seines Zöglings war der Lehrherr selbst bedacht, sondern auch die Charakterbildung der Lehrlinge und jungen Gehilfen verlor er nicht aus den Augen — waren doch die jungen Leute sehr oft auch Haus- und Tischgenossen des Prinzipals. Joseph Bachem z. B., der Gründer der ‚Kölnischen Volkszeitung', war der Mann, von dem man Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Genauigkeit der Arbeit lernen konnte. Wer die i-Punkte nicht akkurat über den Grundstrich setzen konnte, der mußte es eben bei ihm lernen, und jeder Gehilfe mußte auf seinem Pulte einen säuberlich rubrizierten Bogen unterhalten für die Aufzeichnung der Agenda.

Ein segensreiches Erziehungsmittel für den Lehrling war besonders die strengste Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Buchhandlungen, die in ihrem Verkehr untereinander immer wieder leuchtend hervortrat. Bezeichnend sind hierfür die Schreibereien, die dem alljährlichen Rechnungsabschluß (zur Leipziger Ostermesse) vorauszugehen pflegen. Selbst kleine und kleinste wie große ‚Differenzen' zugunsten eines Geschäftsfreundes werden aufs äußerste von dem Schuldner verfochten. In hartnäckigem Hin- und Herschreiben entfaltet sich oft bei solchen Gelegenheiten eine gewisse dem Buchhandel eigentümliche kollegialische Grobheit, bis endlich der Gläubiger die Differenz zu seinen Gunsten anerkennt oder den Beweis liefert, daß ihm der strittige Betrag nicht zusteht.

Auch dem Lehrling, der das Gymnasium absolviert hatte, wurde grundsätzlich nichts von den kleinen Demütigungen vorenthalten, die in der Bescheidenheit der Lehrlingsstellung liegen. ‚Herr' wurde er erst nach beendeter Lehrzeit angeredet. Auch sonst gab es manche Pille zu schlucken. So hielt man im ganzen Buchhandel mit erbarmungsloser Energie daran fest, daß der Lehrling im ersten Jahre seiner Lehrzeit u. a. Makulatur streichen und Bindfaden knüpfen

müsse — von jedem einlaufenden Pakete wurden Verschnürung und Einwickelpapier behutsam entfernt und zweckmäßig aufbewahrt, damit man sie für die Verpackung abzusendender Pakete benützen konnte. Mit wahrem Ingrimm hat so mancher Lehrling diese ihm aufgenötigte Verrichtung besorgt; sie hat aber noch keinem geschadet, sondern wohl allen den Sinn für jene äußerste Sparsamkeit eingeprägt, deren System den ganzen deutschen Buchhandel in höchst eigenartiger Weise auszeichnet. So wurden z. B. die deutschen Buchhändlerpakete von Stockholm bis Neapel, von Madrid bis Moskau in bestimmter Form gepackt und verschnürt, wobei der Bindfaden immer in einer gewissen zunftgemäßen Weise zu verknoten war. Der ‚Buchhändlerknoten‘ ermöglichte es dem kundigen Thebaner, Stricke und Bindfaden beim Auspacken so aufzuschneiden, daß sie in ihrer ganzen Länge unversehrt blieben bis auf etwa drei bis vier Zentimeter. Dieser Abfall wanderte in eine Kiste unter dem Packtisch, wo jene bedauernswerten Papierfetzen und Stummel aller Art sich sammelten, die für eine weitere Verwendbarkeit im Buchhandel keine Hoffnung mehr boten.

In diesen Dingen gab es für den Lehrling keinen Pardon. Er mußte sowohl die kleinsten Pakete wie auch die größten Ballen kunstgerecht packen lernen. Solange er in diesen Verrichtungen nicht sattelfest war, galt er als recht rückständig. Erwischte etwa ein Gehilfe das frisch mißratene Paket eines Lehrlings, so pflegte er es ihm rücksichtslos auseinanderzuwerfen. ‚Das ist kein Buchhändlerpaket, das ist ein Schusterpaket‘ — so oder ähnlich lautete die Kritik. Auch die Markthelfer, die selbstverständlich Meister des Packens waren, betrachteten den jungen Lehrling von der Warte ihrer Sachkenntnis herab als hilfloses Küken, solange er nicht in diesen Dingen ihnen annähernd gleichkam. Mochte er immerhin Homer und Tacitus mit einiger Geläufigkeit lesen, mochte er den Inhalt eines Kegels mit der Höhe x und dem Radius r der Basis berechnen können — das alles verlieh ihm in den Augen der Markthelfer kein Ansehen, solange er nicht den ‚Leipziger Ballen‘ packen konnte.

Der Leipziger Ballen! Nicht ohne Rührung werden sich die älteren Buchhändler des Augenblickes entsinnen, da sie als Lehrlinge zum ersten Male bei seinem Aufbau mit tätig sein durften. Ein Gehilfe in reiferen Jahren dünkte sich nicht zu schade, um bei diesem Geschäfte die Leitung zu übernehmen. Hunderte von Paketen lagen als Inhalt des zu bauenden Ballens bereit, auf jedes Paket war die Faktur gebunden, ordnungsmäßig so gefaltet, daß die Firmen des Empfängers und des Absenders sichtbar blieben. Aus dem Vorrat der von angekommenen Ballen gelösten Stricke wählte der Gehilfe mit Kennermiene zwei aus, die das Hin und Her ihrer Wanderfahrten von Buchhandlung zu Buchhandlung leiblich gut überstanden hatten. Sie wurden kunstgerecht geknotet und parallel in die Mitte des Packraumes auf den Fußboden gelegt. Jetzt einige Stücke zäher Buchhändlerpappe als Grundlage des ganzen Baues auf die Stricke! Der Gehilfe überblickte die Menge der zum Ballen zusammenzufügenden Pakete, und im nächsten Augenblicke stand auch schon die erforderliche Grundfläche und die Form des ganzen Baues vor seinem geistigen Auge. Wehe dem Profanen, der es gewagt hätte, dreinzureden! Auch für den jungen Lehrling war die Mitwirkung beim Ballenbau nichts als eine Kette großer und

kleiner Mißerfolge. Fast durch jede Handreichung erwies er sich als überflüssiger Kiebitz, der froh sein mußte, wenn er nicht im Eifer des Gefechtes mit in den Ballen hineingepackt wurde. Denn es wurde schnell, sehr schnell gearbeitet. Paket war auf Paket zu fügen, und zwar so, daß trotz der mannigfachen Größe und Form der einzelnen Pakete die Rechteckform der Grundlage sorgfältig gewahrt blieb, wenn auch mit einer gelinden Verjüngung nach oben. Dazu mußte für eine gehörige Verschränkung der Pakete untereinander gesorgt werden, damit der ganze Ballen genügend Halt und Festigkeit in sich erhielt. In die Mitte die gebundenen Bücher, vor allem das zarte Geschlecht der Lyrik und Novellenliteratur mit Goldpressung und Goldschnitt, an die Kanten Pakete mit broschierten Büchern schweren Kalibers, meist gediegene wissenschaftliche Werke, die einen Puff vertragen können! Und endlich war das letzte Paket untergebracht. Das Ganze hatte eine ansehnliche Höhe erreicht — oft bis 1½ Meter, bei entsprechender Grundfläche ein bedeutendes Gewicht ausmachend. Nachdem alles mit mehreren Lagen Makulatur und zäher Lederpappe gehörig bedeckt war, wurden die beiden Stricke stramm angezogen und nach bestimmten Regeln festgemacht — sie hielten das buntgemischte Heer der Autoren mit roher Gewalt beisammen bis Leipzig, wo es wieder in alle vier Winde auseinandergehen sollte. Dieses Ballenpacken wurde mit großem Eifer besorgt. Hei, wie sich die Wangen aller Beteiligten röteten! Selbst der Prinzipal kam bisweilen hinter seinem Pulte hervor, um seine fachmännische Teilnahme an dem Ballenbau zu bekunden. Daß etwa bei dieser Arbeit gefaulenzt wurde, brauchte er nicht zu befürchten — das Packen des Leipziger Ballens galt als eine Art berufsmäßigen Sportes, der bescheidener, aber interessanter und für die jungen Bücherwürmer gesunder war als manche neuzeitige Sportübung mit ihren Begleiterscheinungen weibischen Fexentums.

Das Interesse der Fachgenossen für den ‚Leipziger Ballen' hat zudem seine symbolische Bedeutung. Jede Buchhandlung, sei sie Verlags-, Sortiments- oder Antiquariats-Buchhandlung, hat ihren Vertreter in Leipzig, einen Vertrauensmann, der im Buchhandel Kommissionär heißt, aber mit dem Kommissionär im kaufmännischen Sinne durchaus nicht verwechselt werden darf. Der buchhändlerische Kommissionär vermittelt in Leipzig den Austausch der zahllosen kleinen Sendungen von Buchhandlung zu Buchhandlung, der Pakete, Bestellzettel, Rechnungspapiere und sonstigen kleinen Skripturen, ist auch in finanziellen und anderen Dingen Vertrauensmann seines ‚Kommittenten' (der von ihm vertretenen Firma).

Der wechselseitige Verkehr zwischen dem Kommittenten und dem Kommissionär und somit auch zwischen einer Buchhandlung und dem Gesamtbuchhandel vollzieht sich in der Hauptsache vermittels der regelmäßigen Ballensendungen von Kommissionär zu Kommittent und umgekehrt. Der Kommissionär verteilt den Inhalt der ihm von seinen Kommittenten zugehenden Ballen an die Kommissionäre der Empfänger, die ebenfalls sämtlich in Leipzig ihre Vertreter haben. Diese sammeln wieder ihrerseits alle für ihre Kommittenten bei Leipziger Kommissionären eingehenden Pakete, um sie ihnen in regelmäßigen Ballensendungen (in der Regel bis zu drei wöchentlich) zukommen zu lassen.

Am wichtigsten ist der Eilballen, der Donnerstags in Leipzig abgefertigt wird. In ihm befinden sich die meisten Zeitschriften sowie Pakete mit neuerschienenen Werken (‚Novitäten‘ oder ‚Neuigkeiten‘), die von den Verlegern durchweg kommissionsweise (‚à condition‘) abgegeben werden, und andere als eilig bestellte Bücher. Schon vor der Ankunft des aus der Richtung von Leipzig kommenden Zuges stehen die Markthelfer der Buchhandlungen mit ihren Handwägelchen bereit, um jeder so schnell wie möglich den Ballen zu erwischen und heimzufahren, der seiner Firma gehört. Nicht selten kommt es hierbei unter den Markthelfern zum Austausch handgreiflicher Beweise des Geschäftsinteresses, indem jeder für seine Firma ein Vorrecht bei der Abfertigung beansprucht. Pustend und schwitzend, auf der Nase eine Schramme, an der Stirne eine bunte Beule, aber ohne eine Minute Verspätung kommt dann der treue Markthelfer mit seinem Ballen in der Buchhandlung an.

Hier ändert sich mit einem Schlage das Leben. Gehilfen und Lehrlinge lassen ihre Geschäftsbücher, Briefe und Fakturen liegen, um über den Ballen herzufallen. Im Nu ist er abgehäutet (des Überzuges von Packleinen entledigt), von seinen Stricken befreit und in seine Bestandteile, das ‚Zettelpaket‘ mit den Skripturen und Tausende von Bücherpaketen und Zeitschriftennummern, zerlegt. Jeder öffnet nun schnell so viel Pakete, wie er kann, vergleicht den Inhalt mit den beigegebenen Begleitfakturen und schickt Stoß für Stoß — meist ‚Neuigkeiten‘ — hinüber zum Prinzipal. Bei all diesen Arbeiten, die mehr Fingerfertigkeit als Aufmerksamkeit erfordern, geht es meist recht laut her. Namentlich die Lehrlinge pflegen sich durch ausgiebige Entfesselung ihres Mundwerkes zu rächen für das viele Schweigen, zu dem sie in dem meist lautlos hastigen Betrieb des Buchhandels verurteilt sind. Während sie Paket auf Paket öffnen und die neuen Werke herausnehmen, lassen diese losen, grünen Vögel ihrer wunderbar schnellen Kritik weiten Spielraum. ‚Sieh' mal da — welch ein Einband! Wie ein Kakadu im Mondschein sieht das Ding aus!‘ — ‚Neue Gedichte von X. — schick' sie dem Alten gleich hinauf; das gibt noch heute abend neue Inspiration für Tante Eulalias Mieze‘ — ‚Der dritte Band von Professor Y.s persischer Geschichte — sieht schon aus wie eine frisch aufpolierte Drehorgel‘ — ach, könnten doch Autoren und Verleger hören, mit welchem Willkomm ihre Kinder beim Eintritt in das Leben oftmals begrüßt werden!

Übrigens ist das lustig bewegte Zwischenspiel des Ballenauspackens nur zu bald beendet, und der Rest des Tages bringt nichts als stille, emsige Arbeit. Die Prinzipale sitzen an großen Tischen und mustern schnell die eingegangenen neuen Erscheinungen, um sie den verschiedenen Ansichtssendungen zuzuteilen, mit denen die ahnungslosen Kunden meuchlings beglückt werden sollen. Der erste Gehilfe führt die von den Kunden bestellten Bücher ihrer Bestimmung zu, ein anderer expediert Tausende von Zeitschriftennummern in unglaublich kurzer Zeit, die Lehrlinge schreiben Fakturen, machen die Eintragungen in die Kladden und packen Pakete, und niemand steht auch nur eine Sekunde müßig. Der älteste Markthelfer ordnet alle Pakete und Zeitschriftennummern nach Bezirken und Wegen, denn schon steht das ihm untergeordnete Aufgebot der Austräger bereit, um die bildungs- und unterhaltungsbedürftige Einwohnerschaft mit geistiger Nahrung zu versorgen.

So verlief, im wesentlichen überall gleich, der große Tag in der Arbeitswoche des deutschen Sortimentsbuchhändlers, für diesen selbst wie für den Verleger und den Autor gleich bedeutsam, jeden Mitwirkenden bannend in das schimmernde Wechselspiel seiner glänzenden Überraschungen, seiner ernsten Anregungen und hundertfachen Hoffnungen, denen — ach — so oft die herben Enttäuschungen folgten.

Dieser Tag gab auch dem Buchhändlerlehrling sehr wichtige Unterrichtsstunden — eine Schule, die der angehende deutsche Verleger ebensowohl durchgemacht haben muß wie der Sortimenter. Zwar wird der Lehrling möglichst von Anfang an mit den Kunden der Buchhandlung in Berührung gebracht. Er darf sie bedienen, soweit es ihm seine Kenntnisse ermöglichen, er hört die literarischen Wünsche der Professoren wie der Künstler, alberner Blaustrümpfe wie ernster Forscher, des Literaturgigerls wie des schlichten Mannes aus dem Volke. Aber der Freitag oder Samstag mit seinem Neuigkeitenballen zeigt ihm jedesmal, freilich nur in einem Augenblicksbild, aber recht eindrucksvoll, einen vielfarbigen Querschnitt der zeitgenössischen literarischen Arbeit, und der Tag vergegenwärtigt ihm das Verhältnis dieses Querschnittes zur Aufnahmefähigkeit des bücherkaufenden Publikums. Ein solcher Anschauungsunterricht ist unbedingt nötig für den Lehrling, der vielleicht im späteren Leben als Verleger an der Quelle der literarischen Produktion stehen oder als Sortimenter sich ganz der hohen Kunst des Buchhändlers widmen soll, die in der Hebung des Absatzes guter Bücher besteht.

Selbst wenn der Buchhändler keinen unmittelbaren Gewinn von dem ‚Versenden zur Ansicht' hätte, so müßte er es dennoch beibehalten wegen der engen Fühlung mit den geistig Regsamen, die ihm dieses Mittel sichert. Karl Röstell, in den siebziger Jahren wohl eine der bekanntesten Figuren des Berliner Buchhandels, erzählte mit Freude von seinen Gängen zu Goethe, dem er als Lehrling in Weimar die Ansichtspakete bringen mußte. Als Prinzipal hatte es Röstell später ausgezeichnet verstanden, sich zum literarischen Vertrauten und Experten hervorragender Persönlichkeiten zu machen; er stellte Ansichtssendungen für ausländische Fürsten und Staatsmänner zusammen, die nur selten etwas von dem zurückschickten, was ihnen der äußerlich anspruchslose Berliner Buchhändler zugedacht hatte, und die ihn auch gern inmitten seiner Bücherschätze aufsuchten, um mit ihm ein feines französisches Plauderstündchen zu halten.

Mochte aber auch der Ertrag der arbeitsreichen Novitätentage gering sein, mochten auch $^{19}/_{20}$ aller zur Ansicht versandten Bücher als Krebse heimkommen — der alte deutsche Buchhändler ließ sich nicht entmutigen. Wie lange hat es gedauert, bis einmal ein Sortimenter auf den nüchternen Einfall kam, den Ertrag der Ansichtssendungen zu berechnen! Ich glaube, er setzte seine Kosten, Her- und Rückfracht, Schreiberei, Botenlohn, Verluste recht mäßig an und fand, daß er zwar viel Verdruß gratis gehabt, sonst aber nichts verdient, sondern noch etwas Geld zugesetzt hatte. Trotzdem wird es noch lange dauern, bis der letzte deutsche Buchhändler sein letztes Ansichtspaket versandt hat. Der Buchhändler betrachtet sich als das berufene Bindeglied zwischen Verfasser und ‚Publikum';

er vertritt das zum Wahren, Guten und Schönen in Literatur und Kunst drängende Prinzip — wie darf er versagen? Darf er wichtige Neuerscheinungen seiner Kundschaft vorenthalten? Existenzfähigkeit? — Haben nicht die Alten, haben nicht einst Cotta, Perthes, Herder, Kösel, Weidmann, Velhagen und Klasing gearbeitet wie er, und sind sie nicht existenzfähig geblieben?

In der hohen, bisweilen auch berechtigte kaufmännische Erwägungen unterdrückenden Auffassung der angedeuteten Lebensaufgabe wurzelt das ausgeprägte Standesbewußtsein des deutschen Buchhändlers. Das kommt oft in recht wenig liebenswürdigen Worten zum Ausdruck, wenn der Prinzipal im Punkte des Büchervertriebes an seinem Zögling etwas zu tadeln findet. ‚Sie werden in Ihrem Leben kein Buchhändler — kaufen Sie sich ein Karussell,‘ sagte in solchen Fällen einer der alten Buchhändlerprinzipale, der später als Verleger zu hohem Ansehen kam — ‚kaufen Sie sich ein Karussell — Ihnen fehlt zum Buchhändler nicht weniger als alles!‘ Und immer wieder mußte der Sünder gelegentlich von den Vorzügen des Karussellbetriebes hören, bis er schließlich vor Verdruß — nicht ein Karussell kaufte, sondern sich zusammennahm und später noch ein leidlicher Buchhändler wurde. Der Architekturbuchhändler Ernst Wasmuth pflegte den Beruf des Zigarrenverkäufers (des ‚Zigarren-Fritzen‘, wie er etwas wegwerfend sagte) allen seinen Leuten zu empfehlen, die keine Bücher zu verkaufen verstanden außer den von einem Kunden ausdrücklich verlangten. Den Gehilfen hingegen, der seinen Erwartungen entsprach, förderte er gern. Er lud ihn bisweilen in seine Privatwohnung, wo er ein Glas Wein und eine Pastete spendierte und den jungen Berufsgenossen an der Auswahl der Abbildungen seiner Verlagswerke teilnehmen ließ — das gab Gelegenheit, sich an dem sicheren ästhetischen Urteil des Prinzipals zu bilden.

Wird der deutsche Buchhandel sich im wesentlichen in seinen alten Formen halten? Es scheint, daß diejenigen Pessimisten unrecht hatten, die seine allmähliche Auflösung infolge der schrankenlosen Gewerbefreiheit befürchteten. Die Selbsthilfe der im Leipziger ‚Börsenverein der deutschen Buchhändler‘ zusammengeschlossenen Fachgenossen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz hat dem Buchhandel vielmehr in mancher Hinsicht zu noch festerer Ordnung und Organisation zu verhelfen vermocht. Freilich hat das Pfuschertum fortwährend Schaden tun können, und namentlich auch der katholische Buchhandel hat unter gut gemeinten, aber nicht immer schadlosen Eingriffen Außenstehender in den Büchervertrieb schwer zu leiden gehabt. Andererseits ist auch der überlieferungsgemäß betriebene Buchhandel nicht freizusprechen von der Versäumnis, die in einer zu geringen Beteiligung an dem durch Reisende und Kolporteure zu erzielenden Umsatz liegt. Millionen sind ihm hierdurch entgangen. Auf diesen und auf angrenzenden Gebieten kann und muß wohl noch viel nachgeholt werden; der Buchhandlungsgehilfe darf sich nicht schämen, gelegentlich den Kunden persönlich aufzusuchen!

Im letzten Jahrzehnt sind andere dunkle Wolken am Horizont des Buchhändlers aufgestiegen. Wird nicht die fortschreitende Demoralisierung der schönen und Unterhaltungsliteratur letzten Endes auch die vielen ehrbaren Elemente des Buchhandels vernichten? Wird dieser Buchhandel nicht unter-

drückt werden vom Großkapital, das auf der einen Seite durch seine Warenhäuser das Sortimentsgeschäft aufsaugen möchte, andererseits den Verlag immer mehr in seinen Händen zu monopolisieren sucht? Sind nicht Erscheinungen wie der Leipziger Markthelferstreik Ende 1912 bedenkliche Zeichen dafür, daß im deutschen Volke kein Boden mehr ist für die patriarchalischen Verhältnisse, unter denen der deutsche Buchhandel sein Ansehen in der ganzen Welt begründet hat?

Die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte wird hoffentlich eine befriedigende Antwort auf solche bangen Fragen bringen. Möge der deutsche Buchhandel, neuen Verhältnissen sich anpassend, doch seinen herrlichen alten Überlieferungen nicht untreu werden und immer als eine echte Blüte deutscher Sitte und Art seinen unvergleichlichen Reiz behalten!

Gartenkonzerte / Von Eugen Schmitz

Die Zeit, wo der Sommer für den Musikbetrieb ‚tote Saison' war, liegt längst hinter uns. Festaufführungen in Oper und Konzertsaal, teilweise im Anschluß an Gedenkfeiern, noch häufiger freilich als Gefolgschaft des internationalen Fremdenverkehrs füllen heute die früher so stillen Sommermonate, so daß diese an künstlerischem Leben der eigentlichen Musiksaison kaum nachstehen. Freilich die, man kann fast sagen stumpfsinnige Massenproduktion herkömmlicher musikalischer Veranstaltungen, wie sie zum mindesten in der Großstadt jeder Winter in immer bedrohlicheren Dimensionen heraufbeschwört, ruht in den Tagen warmen Sonnenscheins und freudig blühenden Naturlebens, in denen dafür eine andere bescheidenere Form der Musikpflege steigende Bedeutung gewinnt, die ‚Freilichtkonzerte', die unsere Militär- oder ähnlich organisierten Zivilkapellen in den Gärten der Restaurants, auf Promenaden usw. geben. Wenn wir heute einmal auf diese Erscheinung unseres Musiklebens zu sprechen kommen möchten, wird zunächst wohl mancher Leser die zweifelnde Frage aufwerfen, ob wohl solche Veranstaltungen, bei denen sehr häufig Gambrinus und Bacchus dem Apollo den Rang streitig machen, überhaupt ins ‚Hochland' musikalischer Kultur gehören. Als Antwort möchten wir das Wort des Hans Sachs aus Wagners ‚Meistersingern' zitieren: ‚Drum möcht's euch nie gereuen, daß jährlich am Sankt Johannisfest, statt daß das Volk man kommen läßt, herab aus hoher Meisterwolk' ihr selbst euch wendet zu dem Volk.' Auf unseren Fall angewendet, heißt das: sollen die breiten Volksmassen für die Kunst interessiert und gewonnen werden, so muß diese, und sei es auch nur in so bescheidener Weise wie in den Gartenkonzerten, zum Volke herniedersteigen, es in seinen Kreisen, gewissermaßen in seinem Milieu aufsuchen, um ihm zunächst einmal eine Ahnung von der Herrlichkeit ihrer Gaben beizubringen. Unter solchem Gesichtspunkt aber wird nun das Problem ‚Gartenkonzerte' sicherlich niemanden mehr kunstpolitisch unwichtig und unbedeutend erscheinen.

Nun hat ja allerdings jede bedeutendere Musikstadt gegenwärtig ihre ‚Volkssinfoniekonzerte‘, ‚Populären sinfonischen Abende‘ und wie die Veranstaltungen alle genannt werden mögen, durch die man die breite Masse des Volkes mit der Kunst bekannt machen will oder, wie man sich gerne ausdrückt, auch ‚den weitesten Kreisen der Bevölkerung, und namentlich den unteren Schichten derselben‘ Gelegenheit zu künstlerischem Genuß und künstlerischer Bildung gegeben werden soll. Besieht man sich aber nun einmal das Publikum eines solchen ‚Volkskonzertes‘ näher, so wird man finden, daß es sich im wesentlichen aus den Teilnehmern auch der anderen musikalischen Veranstaltungen zusammensetzt. Höchstens fehlt die nicht geringe Anzahl derer, die sich sonst nur durch den hohen Preis und das Selbstbewußtsein, auf einem recht teuren Platz zu sitzen, in Konzerte locken lassen; dafür finden sich zahlreichere Teilnehmer aus dem Mittelstand ein, denen die gewöhnlichen Eintrittspreise zu hoch sind. Das wirkliche ‚Volk‘ aber, d. h. die weiten Kreise der kleinen Bürger und Arbeiter, wird man vergeblich suchen. Eine längere Zeit, und sei es auch nur eine Stunde, ruhig dazusitzen oder zu stehen und sich lediglich mit Musikhören zu beschäftigen, dessen ist nur einer fähig, der bereits einen gewissen Grad von musikalischer und künstlerischer Schulung, wenn auch nur im allgemeinsten Sinne, erhalten hat. Dies kann man beim Gros des Volkes nicht voraussetzen; darum bleibt es den ‚Volkssinfoniekonzerten‘ fern, und wenn, wie das wohl geschieht, gelegentlich einmal doch etwa ein Arbeiterverein en masse in eine derartige Veranstaltung geführt wird, so werden auch die intelligentesten und kunstwilligsten Mitglieder bereits nach einer Viertelstunde nicht mehr recht fähig sein, der Musik Aufmerksamkeit zu schenken, weil das Ungewohnte der ganzen Situation von vorneherein ihre Gedanken dissoziiert. In seinem gewohnten Milieu dagegen, beim Bummeln auf der Straße oder beim Trinken im Wirtsgarten wird der gemeine Mann viel eher fähig und, sei es auch nur der Abwechslung halber, auch geneigt sein, der Musik sein Ohr zu leihen. Dadurch kann dann bei empfänglichen Individuen — und es gibt deren unter dem ‚Volk‘ mehr, als sich mancher Skeptiker träumen läßt — der Sinn und die Fähigkeit für ernsteren musikalischen Genuß erst geweckt werden, so daß nach solcher Vorbereitung sodann auch Volkssinfoniekonzerte zu ersprießlicher Wirkung kommen können.

Ist nun aber in dieser Hinsicht die Bedeutung der Gartenkonzerte für die musikalische Volksbildung klar geworden, so ist weiter einleuchtend, daß dann die Frage nach dem Programm dieser Veranstaltungen von grundlegender Wichtigkeit wird.

Dieser Materie hat gelegentlich einmal Karl Storck im ‚Türmer‘ einige Betrachtungen gewidmet und ist dabei zu ziemlich pessimistischen Resultaten gelangt. ‚Wenn man die Programme unserer Gartenkonzerte, auch solche vornehmer Lokale ansieht‘, sagt er, ‚könnte man denken, niemand sei gewillt, im Sommer ein Konzert mit ernsthaftem Programm anzuhören. Potpourris, Märsche, Tänze, Pistonsolos, Ouvertüren — bunt durcheinander gemischt wie ein Kartenspiel: das sind die Programme‘. Das damit gegebene Bild ist im allgemeinen sicher richtig. Zwar erinnere ich mich eines Falls, in dem in so

einer Veranstaltung Beethovens fünfte Sinfonie vollständig zur Aufführung kam. Doch ist Derartiges eine Ausnahme, und es frägt sich sogar, ob eine besonders günstige Ausnahme, da eine Beethovensinfonie für den Zweck vorbereitender Kunsterziehung, wie wir ihn den Gartenkonzerten zuerkannten, reichlich hoch gegriffen erscheint. Für gewöhnlich wird es bei dem von Storck angedeuteten Charivari bleiben, wobei Opernmusik in Form des Potpourris im Vordergrund steht. ‚Das eigentliche Volk', sagt schon Richard Wagner (Gesammelte Schriften IX, S. 333), ‚erhält in seinen Gartenkonzerten und Wachtparademusiken gerade nur einen nachträglichen Aufguß des Gebräues der Operntheater vorgesetzt'. Nun wird man keineswegs über diese Berücksichtigung der Opernmusik in unserem Rahmen bedingungslos den Stab brechen dürfen. Sie hat ihr Bedenkliches, aber doch auch ihre guten Seiten. Vor allem ist es von Vorteil, daß auf diesem Wege bedeutende Erscheinungen der Theatermusik auch den breitesten Volksschichten vermittelt werden. Wenn z. B. Wagner als Musiker heute populär ist — und das ist er im weitesten Sinne des Wortes —, wem ist das mehr zu danken als den Parade- und Gartenkonzerten, die sich der Wagnerschen Musik in weitestgehendem Umfang angenommen haben? Zweifellos verdienen auch sie darum neben den Bayreuther und sonstigen Festspielen, neben Muster- und Repertoireaufführungen ihren Platz in der Geschichte des Wagnerschen Kunstwerks. Denn mag immerhin die Bühne, und zwar die Festspiel- oder erstklassige Opernbühne, der vollkommenste Hüter und Bewahrer des großen Vermächtnisses sein, das der Bayreuther Meister der Nachwelt hinterlassen hat, mag immerhin durch sie und in vollkommener, echter Weise natürlich nur durch sie die Wagnersche Kunst würdig gepflegt und erhalten werden: populär hätte sie den Meister nie gemacht. Wenn heute jeder Arbeiter und Handwerker Musik aus ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin', das ‚Meistersinger'-Vorspiel, den Feuerzauber usw. kennt, so ist das eben jenen populären Aufführungen in den Parade- und Gartenkonzerten zu danken, und vielleicht mancher ist durch die Wiedergabe Wagnerscher Musik an solcher Stelle veranlaßt worden, die wirkliche Bekanntschaft der Wagnerschen Kunst im Theater zu suchen. Und muß dabei auch der Einwurf, daß die fragmentarische Wiedergabe den musikalischen Eindruck schmälert, zu Recht bestehen, so gibt es doch auch in Wagners Werken Teile, die eine Isolierung verhältnismäßig gut vertragen können, so z. B. die verschiedenen Vorspiele oder Stücke wie der Feuerzauber, der Karfreitagszauber, die Trauermusik bei Siegfrieds Tod usw. — Bei der älteren Opernmusik ist übrigens die Störung des Zusammenhangs meist überhaupt weniger beeinträchtigend, und es ist gewiß eine schöne und lohnende Aufgabe der Gartenkonzerte, auch die Schöpfungen eines Mozart, Weber, Cherubini und ähnlicher Meister im künstlerischen Bewußtsein des Volkes lebendig zu erhalten. Nur muß die Vermittlung eben in der richtigen Weise geschehen, und da fehlt es nun freilich oft sehr schlimm: die Zusammenstellung der Opernpotpourris wird lediglich nach Gesichtspunkten des ‚Effekts' getroffen, die gespielten Melodien erscheinen sinnlos zerstückelt oder in entstellendem orchestralen Gewande u. dgl. Hier muß natürlich Besserung

Platz greifen. Geschieht dies aber, dann mag die Opernmusik ruhig ihre Stellung im Rahmen unserer Gartenkonzerte auch fürderhin beibehalten.

Mit aller Energie ist dagegen einer anderen Kunstgattung auf den Leib zu rücken, die als ein rechter Krebsschaden unserer Veranstaltungen und unseres ganzen modernen Musizierens überhaupt erscheint: den leidigen Salonstücken. Da begegnen so reizende Sächlein wie ‚Die Post im Walde‘, wo sich ein Pistonbläser vom Orchester entfernt aufstellt und abwechselnd mit diesem ein süßlich fades Tongeklingel vollführt, da sind jene schrecklichen Liedparaphrasen über ‚Verlorenes Glück‘ oder ‚Ich weiß ein Herz, für das ich bete‘ und wie alle diese famosen ‚Behüt' dich Gott‘-Epigonen heißen mögen, die an widerlicher Sentimentalität ihresgleichen suchen. Die Mehrzahl der Zuhörer ist zu naiv, um die Abgeschmacktheit und Hohlheit dieser Afterkunst zu erkennen, und läßt sich nur zu leicht von dem einnehmenden Äußern derselben bestechen. Wie schädigend und verderblich dergleichen aber auf den Geschmack wirkt, ist kaum zu ermessen. Das Schlimmste jedoch ist, wenn dergleichen Musik mit ernstzunehmenden Stücken vermischt geboten wird. Dann wird der naive Zuhörer entweder an beidem Geschmack finden, weil er zu wenig geschult ist, um den ästhetischen Wert des einen und den Unwert des anderen klar zu erkennen, oder aber er wird sogar den sich viel bequemer anbietenden Genuß des seichten Salonstücks dem schwerer zu erringenden des ernsten Kunstwerkes vorziehen. Im letzteren Fall liegt die Gefahr eines völligen Verderbs jeder ernsten künstlerischen Genußfähigkeit klar auf der Hand; im ersteren entsteht zum mindesten eine Konfusion des künstlerischen Geschmacks, die letzten Endes ebenfalls leicht zu einem völligen Verderb desselben führt. Sollen daher die Garten- und Promenadekonzerte ihre Aufgabe als musikalisches Volksbildungsmittel erfüllen, ja sollen sie nicht im Gegenteil zur musikalischen Wasserpest werden, so müssen diese Salonstücke aus ihren Programmen verschwinden. Der Kampf gegen den ‚Schund‘, der, wie auf allen Gebieten, so auch in der Musik neuerdings mit Energie eingesetzt hat: hier findet er ein ebenso bedeutsames wie dankbares Objekt.

Damit soll nun keineswegs etwa gesagt sein, daß nicht auch ‚leichtere‘ Musik in den Gartenkonzerten Raum haben darf. Ein lustiger kräftiger Marsch, ein fescher Walzer oder ein Stückchen gute Operettenmusik — es gibt solche, so seltsam es klingen mag, wirklich — werden angenehme Abwechslung bringen und können keinesfalls schaden. Eine weitere schöne Bereicherung könnten die Gartenkonzerte durch Mitwirkung von Solisten gewinnen. ‚Das wäre‘, sagt Storck in seiner erwähnten Studie, ‚in sozialer Hinsicht wenigstens ebenso fruchtbar von unseren Künstlern gehandelt, wie ihr Mitwirken in winterlichen Arbeiterkonzerten. Oder wirkt etwa Sologesang nicht wunderbar im Freien? Natürlich immer vorausgesetzt, daß der Pavillon gut gebaut ist. Und Violine, Cello? Daneben dann die Holzblasinstrumente. Die ganze riesige, im Konzertsaal so sündhaft vernachlässigte Sololiteratur hätte hier ein prächtiges Wirkungsfeld. Posaune und Horn seien auch willkommen, das Pistonsolo aber, das jetzt immer mit einem sentimentalen Schmarren den stärksten Beifall auslöst, wäre dann bald allgemein verpönt.‘

Aber noch ein ganz neues Gebiet wäre für die in Betracht kommenden

Programme zu erschließen, das geradezu prädestiniert für derartige Gelegenheiten erscheint: nämlich die Literatur der Suite und verwandter Kunstgattungen aus der Instrumentalmusik des 17. und 18. Jahrhunderts. Unsere Zeit hat die musikalische Kunst fast ausschließlich auf geschlossene Räume beschränkt. In früheren Jahrhunderten war das ganz anders. Das farbenprächtige Städteleben, die prunkvollen Festaufzüge und Spiele von damals, sie erhielten ihr charakteristisches Gepräge erst durch die Beteiligung, die die Tonkunst daran nahm und zwar in ernst zu nehmender, künstlerisch bedeutender Weise; die Musik, die bei unseren Festen, Prozessionen usw. meist — verbrochen wird, darf man nicht zum Vergleich heranziehen. Für solche öffentliche Festlichkeiten schrieb der Venetianer Meister Giovanni Gabrieli († 1612) seine glanzvollen, feierlichen Orchestersonaten, schrieben die Haßler, Staden, Franck, Schein ihre Tänze und Suiten, eine Riesenliteratur ausgezeichneter, frischer Musik, deren Entwicklung bis zu Höhepunkten wie Händels ‚Feuer- und Wassermusik‘ zu verfolgen ist. Dank der rüstigen Arbeit unserer Musikwissenschaft ist vieles von diesen Schätzen durch Neudruck der Verwertung wieder leicht zugänglich gemacht. Was diese Musik aber gerade für unsere Gartenkonzerte hervorragend geeignet erscheinen läßt, ist nicht nur ihr volkstümlicher Charakter, sondern vor allem auch ihre akustisch für die Wiedergabe im Freien berechnete technische Anlage. Somit ist hier ein vorzüglicher Ersatz geschaffen für den Ausfall, der sich durch das Ausstoßen der Salonmusik ergibt.

Auch die neuerweckte vorklassische Sinfonie dürfte manches für unseren Zweck Geeignete bieten, ebenso auch die Kunst der Klassiker und Romantiker selbst: ein Haydnsches Andante oder Menuett oder ein instrumentiertes Lied ohne Worte von Mendelssohn wird seine Wirkung nicht verfehlen, ebenso wie viele der Mozartschen Divertimentis (man denke an die entzückende ‚Nachtmusik‘) sich vortrefflich verwenden ließen. Nicht zu vergessen der Tänze und Märsche Franz Schuberts. Und auch die neuere Kunst bietet, namentlich sofern sie als Wiederbelebung von Tonformen der Vergangenheit erscheint, Ausbeute für unsere Veranstaltungen: wir erinnern an Werke wie Lachners Suiten oder Volkmanns und Brahmsens Serenaden. —

Und damit genug! Die prinzipielle Bedeutung der Institution der ‚Gartenkonzerte‘, ihre Schwächen sowie die Wege zu ihrer Hebung und Vervollkommnung dürften die vorstehenden skizzenhaften Bemerkungen zur Genüge angedeutet haben. Möge nun unsere Zeit, die ja für geistige Volkserziehung soviel übrig hat, auch in diesem Fall einmal nach dem Rechten sehen.

Kritik

Der Priester* / Von P. Peter Lippert

Karl Scheffler macht in seinem Buch ‚Idealisten' die feine Bemerkung: ‚Es ist eine seltsame Zeit! So stark, phrasenlos und unternehmend in allem Materiellen und zugleich so bereit, sich im nicht unmittelbar Nützlichen, in den unwägbaren Dingen des Lebens mit Redensarten abspeisen zu lassen!' Wenn diese Beobachtung richtig ist, dann kann sie für die zwei umfangreichen Bände, die Aug. Horneffer über den ‚Priester' geschrieben hat, eine Vorhersagung bedeutenden Erfolges enthalten. Nicht als ob das Buch nur Redensarten böte! Zahlreiche Beobachtungen der Ethnographie, Psychologie und Religionsgeschichte werden darin mitgeteilt. Zwar nicht gerade neu; man kann sie auch sonst in populären Darstellungen der Völkerkunde bereits lesen. Auch nicht vollständig. Es sind die Beispiele ausgewählt, die der Tendenz des Buches dienen und sich leidlich in seine Schemata einfügen lassen. Aber es sind immerhin Tatsachen; und wenn auch dieses Tatsächliche subjektiv gedeutet und verwertet ist, schimmert es doch noch durch das dichte Gewebe des ‚Systems' hindurch.

Weiterhin sind noch manche treffende und kluge Sätze des Verfassers mit eingestreut; besonders auf unsere heutigen kulturellen und religiösen Verhältnisse fallen einzelne helle Lichter, überraschende und pikante Andeutungen voll unbarmherziger Satire. Erwähnt seien nur die Ausführungen über gewisse Formen der heutigen (liberalprotestantischen) ‚Theologie' und der Pastoration (II 181 ff). Ferner die trefflichen Gedanken zu der These: ‚Die Kunst kann weder Religion schaffen noch ersetzen' (II 197).

Freilich sind gerade diese Ausführungen des Verfassers vernichtend für sein ganzes Werk. ‚Die Religiosität der Künstler', so heißt es dort, ‚bleibt nur zu oft in der Gefühls- und Phantasiesphäre; sie ruht nicht auf sittlichem Untergrunde.' Mit diesem Satze verwirft Horneffer den Religionsbegriff, der seinem eigenen Buch zugrunde liegt und der seine Auffassung vom Priester wesentlich bestimmt: Sein Religionsbegriff bleibt in der Gefühls- und Phantasiesphäre. Religion ist ‚Erregung und Betäubung', ‚Askesis und Rausch'. Nietzsche ‚lehrt uns wieder, daß der religiöse Mensch der festliche Mensch ist, und daß wir nie das trübe, religionslose Wesen der Gegenwart überwinden werden, wenn wir nicht die Himmelsleiter des religiösen Rausches wiederfinden und ersteigen' (II 196). ‚Wer berufen wird, erlebt einen religiösen Anfall. . . . Es muß immer eine rauschartige Erhöhung des Lebensgefühls und zugleich eine Trübung des Realitätsgefühls eintreten, sonst kann man nicht von „Berufung" sprechen' (II 177). ‚Das religiöse Leben zeigte von jeher zwei verschiedene Seiten: Die Lebensweise des Priesters bewegte sich in Extremen. Einerseits war der Priester der Mensch des Rausches, der ausschweifende Enthusiast, der sich schrankenlos ausbreiten wollte, der in Gefühlen und Phantasien, in Gedanken und Spielhandlungen schwelgte und durch sie frei und göttlich zu werden suchte; andererseits war er der Mensch des Entsagens, der büßende Asket, der sich krampfhaft zusammenzog und einschränkte, der seine Triebe, Wünsche und Phantasien zu unterdrücken oder auf ein einziges enges Ziel hin zu lenken suchte' (II 199). Diese Religion erhebt sich also nicht über die Sphäre des Gefühls und der Phantasie; sie ist eine pathologische Veränderung des Gefühlslebens.

* August Horneffer, ‚Der Priester'. Seine Vergangenheit und seine Zukunft. 2 Bde. Jena, Eugen Diederichs 1912.

So kommt H. dazu, auch solche Erscheinungen, die einen ausgesprochen irreligiösen und antireligiösen Charakter tragen, unter die Äußerungen der Religiosität zu rechnen. ‚Wenn nicht alles trügt, regen sich in der Tiefe unseres Volkes dieselben religiösen Gefühle, die die Fortgeschrittensten soeben in Gedanken und Bildern auszusprechen beginnen. Welch eine Fülle des lautersten religiösen Idealismus verbirgt sich unter der Maske der sozialdemokratisch-materialistischen Volksbewegung!‘ (II 270). Ja, H. versteigt sich zu der grotesken Behauptung, daß ‚das Anschwellen der sexuellen Perversionen unter die Symptome des religiösen Erwachens zu rechnen sei‘ (II 218).

Eine derartige Dehnbarkeit des Religionsbegriffes muß zu dem religionspsychologisch unhaltbaren Satze führen, daß die beiden Gefühlsgruppen der Spannung und Entspannung spezifisch religiös seien.

Entsprechend dem Begriff des ‚Religiösen‘ ist auch die Vorstellung des ‚Priesters‘ viel zu weit und unbestimmt. Alles Schaffen, das irgendwie Werte erzeugt oder zu erzeugen sucht, die über die platte, alltägliche Nützlichkeit hinausweisen, nimmt teil an dem ‚priesterlichen‘ Wesen, wie es H. faßt. Und so liegen in seiner priesterlichen Psyche die größten Widersprüche friedlich zusammen. Der Priester ist ‚Kranker‘ und ‚Hysteriker‘ und zugleich ‚Herrscher und Richter‘; er ist ‚Zauberer‘ und zugleich ‚Künstler und Denker‘. Er ist Betrogener, Betrüger und Menschenerzieher, Menschheitswohltäter in einer Person. Gewiß gab es im Laufe der Geschichte und auf verschiedenen Kulturstufen Priester, die all das gewesen sind und noch viel mehr. Aber sind sie es kraft ihrer *priesterlichen* Psychologie, kraft ihres *religiösen* Charakters gewesen? Der Sänger von Dreizehnlinden war Arzt und Dichter; aber läßt sich aus dieser Verschmelzung denn etwas ableiten zur Psychologie des Arztes und des Dichters? H. sucht aus der Kultur- und Völkergeschichte Persönlichkeiten heraus, die irgendwie priesterlich und religiös tätig waren, und nimmt ohne weiteres alle ihre Lebensäußerungen als religiös. Er macht nicht den geringsten Versuch, zu scheiden zwischen den religiösen und profanen Elementen in dem Wesen seiner ‚Priester‘; wenigstens die Erscheinungen des Gefühlslebens, die irgendwie das Normale überschreiten nach der Seite des Genialen oder Krankhaften hin, gelten ihm ohne weiteres als priesterlich und religiös.

Daß so zerfließende und undeutlich begrenzte Begriffe die Wirklichkeit nicht messen können, ist selbstverständlich. Ob wenigstens die außerchristlichen Religionen und Religionsdiener von H. annähernd richtig gedeutet sind, soll hier nicht weiter untersucht werden: das Christliche hat er jedenfalls gründlich mißverstanden. Nur einige Beispiele seien herausgegriffen. ‚Die Gottheit ändert sich nicht, also (so meint der Priester) darf auch der Mensch sich nicht ändern. Was in der Vorzeit heilbringend und richtig war, muß auch in alle Zukunft heilbringend und richtig bleiben. Der Priester vertieft sich je länger je mehr in die Meinung, daß der Wechsel das Böse, die Versteinerung das Gute sei; er kniet vor Gott als der ewigen, entwicklungslosen, unbewegten Wahrheit‘ (I 61). ‚Auch die christliche Dogmatik ist, wenn sie mit den Begriffen Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit Ernst macht, pantheistisch‘ (II 245). ‚Menschen von starkem Lebensgefühl haben niemals an die Allmacht und Allgegenwart Gottes geglaubt, aus dem einfachen Grunde, weil dieser Glaube das Handeln überflüssig macht und die Entwicklung aufhebt‘ (ebend.). ‚Alle Welt hält dem Worte und Scheine nach an der überwundenen Gottesauffassung fest, nach der Gott ein vollkommenes, entwicklungsloses Wesen ist, das in starrer Majestät über den ewig ringenden, ewig sündigenden Menschen thront. Dieser Glaube aber macht den Priester zum Heuchler, denn der Priester soll doch ein Ebenbild Gottes sein; auch er soll vollkommen sein, soll sich nicht entwickeln, sich nicht wandeln, nicht umlernen, nicht widerrufen, nicht zweifeln und irren. Kurz: er soll nur *scheinen*, nur Pharisäer und Tugendbold sein, der in göttlicher Erhabenheit auf die

Strauchelnden und Suchenden herabschaut' (II 305). Diese Sätze zeigen, daß für Horneffer alle christlichen Theodizeen und die ganze religiöse und aszetische Literatur des Katholizismus, von den Evangelien angefangen bis herauf zu den Kundgebungen Pius X. über den priesterlichen Wandel, umsonst existieren.

Weiter: ‚Zwar erhielt namentlich der Katholizismus die Erinnerung aufrecht, daß die heiligen Urkunden des Christentums fortwährend von hysterischen Erscheinungen berichten und die Stifter und Heroen des Christentums mit Hilfe der Hysterie sich und ihre Gemeinden zu Gott geführt haben; auch kamen im Katholizismus immer wieder Offenbarungen und Wundererscheinungen vor. Aber trotzdem wurde allgemach die Quelle des hysterischen Rauschwesens verschüttet; die Wunder wurden seltener und die Kirche unwilliger, sie anzuerkennen' (II 178 f.). ‚Mit voller Entschiedenheit wird im Neuen Testament die mystische Erweckung und Heiligung als Kennzeichen echten Christentums bezeichnet. Es ist ein großer Irrtum, wenn die heutigen Theologen und Kirchenchristen die hysterische Seite des Christentums für belanglos und vergänglich erklären' (II 179). Hat H. niemals den 1. Korintherbrief gelesen? ‚Einen vollkommeneren Weg zeige ich Euch' (I Cor. 12_{31}). Die Caritas, die dort als ‚Kennzeichen echten Christentums' bezeichnet wird, ist weder Hysterie noch Rausch noch Askese.

Daß H. selbst die Kühnheit hatte, das große Mysterium des katholischen Kultus, das hl. Meßopfer, in den Rahmen seiner Deutungen einzwängen zu wollen, ist wahrhaft erstaunlich. Das allein zeigt schon, wie wenig er durch irgendwelche Detailkenntnisse verschüchtert worden ist. II 133 unternimmt er es, den Gedanken darzulegen, der der immerwährenden Wiederholung dieses Opfers zugrunde liegen soll. ‚Wie der Kranke seine rettende Kompromißhandlung immer von neuem wiederholen muß, weil der Konflikt nur zeitweilig beschworen, nicht endgültig beseitigt ist, so mußte auch die Christenheit die erlösende Opferhandlung immer von neuem vornehmen, um die trüben und bösen Geister, die sich wieder und wieder meldeten, niederzuhalten oder in Schlaf zu lullen. Die Vornahme des religiösen Zwangsspiels brachte Ruhe und ermöglichte ein glückliches Leben, ähnlich wie der Zwangskranke, wenn er sein Zeremoniell innehält, lebensfähig und lebensfreudig ist.' Katholische Leser werden mit Verwunderung von dieser seltsamen Theorie des Meßopfers hören.

Wie sehr H. den Begriff der christlichen ‚Wiedergeburt' in der Taufe mißverstanden hat, zeigen die Ausführungen II 176. Dort wird der Wiedergeburt ein ‚pathologischer Rauschcharakter' zugeschrieben, die Exerzitien werden als ‚musterhafte Einrichtungen zur Erzielung religiöser Rauschzustände auf hysterisch-suggestiver Grundlage' gewertet, dem Sakrament der Priesterweihe wird ein neuer Zweck zugeschrieben, von dem die ganze christliche Religionsgeschichte bislang nichts wußte, eine Wiedergeburt. Über eine so einfache, allgemein menschliche Religionsübung, wie das Gebet ist, hat H. abermals ein gänzlich veraltetes Mißverständnis erneuert: ‚Was ist ein Gebet? Ein Mittel, sich mit Gott in unmittelbare Verbindung zu setzen und dadurch unabhängig von den Naturgesetzen Wirkungen zu erzielen. . . . Das Gebet ist ja nichts anderes als der Nachkomme der Zaubersprüche und Zaubergesänge, die zur Begleitung jener (primitiven) Tänze und Opferhandlungen vorgetragen wurden' (I 311).

Wie sind derartige, fast lächerlich wirkende Mißverständnisse zu erklären? H. ist reiner Apriorist. Er hat es für unnötig befunden, auf empirischen Wegen dem Sinne nachzuforschen, der mit einer Religionsbetätigung verbunden wird. Er hat die Erscheinungen nach irgend einer äußeren Ähnlichkeit zusammengestellt und dann a priori auf den Vorstellungs- und Empfindungsinhalt geschlossen, den sie haben müßten. Oder vielmehr, er denkt sich mit Hilfe des Begriffsmaterials, das ihm zu Gebote steht, einen solchen Inhalt selbst zurecht und mutet ihn dann den Kultgenossen zu, von denen er

schreibt, mögen es nun Buschmänner, Theosophen, heulende Derwische oder Katholiken sein. H. steht mit dieser Methode nicht allein da. Wie viele ‚Forscher', die heute über katholische Religiosität schreiben, haben auch nur einen einzigen Katholiken oder einen einzigen katholischen Katechismus befragt?

Das Unzulänglichste, was H. in den beiden Bänden niedergeschrieben, betrifft die Persönlichkeiten Jesu und Pauli. Er redet von der ‚Reinheit und Schönheit Jesu', findet aber die Quelle seiner Kraft ‚im Traumrausch und einer begehrungslosen Gefühlsseligkeit'. Jesus und Paulus sind ihm ‚die erhabensten und verehrungswürdigsten Priester vielleicht, die es gegeben hat, aber darum auch die priesterlichsten', das heißt, sie hatten eine ‚großartige, aber unsäglich enge Lebensanschauung' (I 41). ‚Jesus und Paulus haben beide den eingeengten Horizont des Kranken' (I 40). Wenn die geistige Kraft und die seelische Größe eines Menschen gemessen wird durch seine Fähigkeit, fremder Geistesgröße gerecht zu werden, dann hat sich H. selbst herabgesetzt. In seinen Augen waren Jesus und Paulus nur bemitleidenswerte Fanatiker, und Jesus insbesondere nichts als ein beschränkter Schwärmer, ein großes, gutes Kind, ein psychisch Erkrankter.

Was nun den positiven Willen des Hornefferschen Buches angeht, seinen Willen zum Aufbau und Neubau, so seien nur einige Stellen zitiert. ‚Sobald wir den Religionsbund haben, der in Kürze ans Licht treten muß und wird, werden dessen Zusammenkünfte den Charakter von künstlerischen Kultfesten annehmen. Die dramatischen, musikalischen, epischen und sonstigen Vorführungen, die heute im Konzert, Theater- und Vortragssaal als Selbstzweck erscheinen, treten dann in den Rahmen der religiösen Feier und verbinden sich mit den philosophisch-paränetischen Bestandteilen, die wir sogleich erwähnen werden, zu einem einheitlichen religiösen Akt, zu einer ‚Tempelarbeit', wie die Freimaurer es nennen, die solche künstlerisch-symbolische Riten bereits besitzen, wie denn überhaupt der Freimaurerbund in bezug auf das Kultwesen geradezu vorbildlich ist' (II 269). ‚Die philosophisch-paränetischen Bestandteile' aber werden ‚Freimaurersprüche' sein, an Stelle der christlichen Bibelworte. Denn diese ‚drücken unsere heutigen religiösen Empfindungen leider nicht mehr überzeugend aus, während die drei maurerischen Sprüche („Weisheit leite den Bau" — „Stärke führe ihn aus" — „Schönheit ziere ihn") wie ein Evangelium der Zukunft klingen' (II 272). H. hat hier, nebenbei sei es gesagt, vergessen, den Einwand zu entkräften, den er früher gegen das katholische Kultwesen erhob, der aber auch den neuen Kultus treffen wird, Zeitvergeudung: ‚Wenn man bedenkt, wie viele fromme Katholiken ihr Leben lang jeden Morgen den Weg zur Messe gehen, so muß man sagen, daß auch in Europa noch dem wirkenden Leben durch das Kultwesen erhebliche Kräfte entzogen werden. Im allgemeinen wird allerdings mit wachsender Kultur das Gebiet des religiösen Kults mehr und mehr eingeschränkt. Der Mensch lernt, die psychischen Spannungen in zweckvoller Arbeit, statt in dem religiösen Zeremoniell zu entladen' (II 134).

Auch den idealen Jugenderzieher schildert Horneffer. ‚Wenn der Jugenderzieher seines Berufes würdig ist, hat er den dringenden Wunsch, seinen Anvertrauten feste Stützen für ihre sittliche Persönlichkeit zu geben. Wo findet er aber in unserer chaotischen Kultur einen haltbaren Ankergrund? Woher nimmt er den Rückhalt für seine sittlichen Lehren? Er muß in seinen eigenen Busen greifen; er muß selbst ein ruhender Punkt, ein lichtgebendes Zentralfeuer, eine gemeinschaftsbildende Kraft sein. Nur dann kann er seine Schüler zu schönen, formgewaltigen Organismen, zu selbständigen Kraftspendern oder zu kreisenden Planeten erziehen' (II 255). Traumrausch!

Das Wort, das im Buche August Hornefers eine so große Rolle spielt, sei auch sein Motto und seine kurze Charakteristik: ‚Traumrausch'.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Wenn im Juni-Referat die Überzeugung ausgesprochen wurde, nicht Mode der Mache, sondern die Kraft des Schaffenden sei für ein Literaturwerk wesentlich (eine Überzeugung, die eine gewisse Merkwürdigkeit nur in unserer Zeit der literarischen Schlagworte gewinnt), und wenn daran ein Beispiel für das Wirksame einer gesunden realistischen Kraft gereiht wurde, so will es der Zufall, daß ich heute ein Kunstwerk typisch-romantischer Art als weitere Stütze fügen kann. Einen Stoff realistisch oder romantisch zu sehen und zu bilden, kann nur für mediokre Talente durch den Gehorsam gegen modische Schlagworte bedingt sein; das starke Talent wird von den Anforderungen der Mode nicht berührt, es hat in sich das Fleisch und Geist gewordene Gesetz des Schaffens. Wenn in einem Roman die Prinzessin mit dem Goldhaar, die böse Stiefmutter, das zahme Reh, ein ‚Ruinengraf', schleichende Geister vorkommen, so will das für den Wert des Romans natürlich noch gar nichts bedeuten: diese Dinge spielen auch bei der Marlitt eine Rolle. Und wenn die führende Person des Romanes eine Heilige ist und aus dem Gefühl des Zusammenhanges mit dem Ewigen ihre überwindende und verklärende Macht gewinnt, nun, stofflich ist das von schreibenden Damen nur zu oft plattgetreten worden. Damit eine dauerhafte Welt aus alledem gebildet werde, bedarf es der dichterischen Kraft, und eine solche Kraft, selten erlebt in ihrer Fülle, wohnte in Agnes Günther, als sie ihren Roman ‚Die Heilige und ihr Narr' schuf. Wer zuweilen ‚Bücherbesprechungen' liest, wird nicht selten auf Ausdrücke gestoßen sein, die unerbittlich dastehend in ihrer Wucht Schauder erregen. ‚Seit Goethe . . .', ‚Ein Standardwerk', ‚einer der besten Romane des letzten Jahrfünftes', ‚Der Roman des Jahres', — aber diese Ausdrücke sind wirklich nicht so gemeint, eigentlich bedeuten sie nichts anderes wie ‚ein nettes Talent', ‚leidlich anempfundene Arbeit' usw., und ich muß das verraten, um den Wunsch äußern zu können, nach dem vollen Sinne des Wortes verstanden zu werden, wenn ich von dem Güntherschen Roman sage, er ist ein Kunstwerk, wie es in zehn Jahren nur einmal geschrieben wird.

Ich brauche mich nicht zu moderieren, denn die Dichterin ist Gott sei Dank tot. Ich nenne das Geschick, das Agnes Günther nach diesem einen Roman abrief, mit inniger Herzlichkeit gütig. Es hat sie davor bewahrt, sich zu wiederholen und in das ‚Schreiben' zu geraten; übertroffen konnte das Buch in seiner Art nicht werden. Und wenn ich nun sagen soll, um was es sich eigentlich handelt, so komme ich in nicht geringe Verlegenheit; man muß das Buch lesen, um zu sehen, daß es sich nicht um die goldhaarige Prinzessin und ihren ‚Ruinengrafen' handelt, sondern um das dichterisch dargestellte Tiefste des menschlichen Lebens. Von allen Seiten dringt die Ansicht auf uns ein, daß die Dinge stärker sind als der Mensch, daß das Milieu unser Handeln bestimmt, daß der Stoff schwerer ist als der Geist; wir haben die Taschen voller Erklärungen und Entschuldigungen, wenn das Leben uns umwirft und zerbricht. Und wir haben kaum noch den Mut, umringt von Grabhügeln, darunter erdrückte Menschen liegen, das Lichtstümpfchen der Überzeugung von der seelischen Kraft hochzuhalten. Aber hier ist ein Beispiel, hier ist die Seele, die sich und andere überwindet, die besänftigt, verklärt, reinigt und heiligt, hier ist die Seele, die frei ist, durchaus frei, ungebändigt durch Fesseln leiblicher Krankheit, Ketten der Verhältnisse und Kerker irdischer Abhängigkeit. Hier ist die triumphierende Seele und ihre Wirkung auf die Umwelt; so zu triumphieren und zu wirken sind wir (Idealisten) alle einmal ausgezogen, aber nur wenige haben diesen Willen, zu verbluten oder zu siegen, sich bewahrt, die an-

* Agnes Günther, ‚Die Heilige und ihr Narr' (J. F. Steinkopf, Stuttgart, 2 Bde. M. 10—). Thomas Mann, ‚Der Tod in Venedig', Novelle (S. Fischer, Berlin, M. 3.—).

deren haben sich ‚akklimatisiert‘ wie Ellida Wangel. Aber dieses Werk, von dem die Rede ist, soll doch eine Dichtung sein und kein Erbauungsbuch? Ja, und ich hätte, an dieser Stelle wenigstens, kein Wort über das Buch geschrieben, wäre dieser heilige Kampf nicht zugleich eine Kunstblüte von reinstem und zartestem Glanz. Da steht keine Maxime, keine Ansicht, kein Wort isoliert da, alles ist vom Leben umschlungen und umrankt. Vom ersten Kapitel an, wo das Seelchen vor seinen Erzieherinnen in den Winterwald flieht und dort den Freund findet, bis zu jenem letzten, wo es in den Armen des geliebten Mannes stirbt, ist alles lebendige Gestaltung. Und weil es das ist, werden die romantischen Züge nebensächlich, und was am Leben der Prinzessin Rosmarie heilig ist, beschäftigt mit abstrakten Empfindungen nicht den Geist, sondern erfüllt mit seiner menschlichen Fülle das mitfühlende und mitschlagende Herz. Nicht zum wenigsten deshalb, weil auch nicht nebenbei eine literarische Absicht das Buch mitschaffen half, sondern weil ein großer, guter Mensch seinen Überschuß an Lebenskräften naiv ergoß. So freut man sich denn auch, keine noch so geringe Anlehnung an irgendeinen literarischen Stil feststellen zu können: fernab von Vorbild und Clique, in zweifellos langer, langer, einsamer Arbeit wurde die Dichtung, und ich bezweifle sogar, daß die Dichterin viel und Viele gelesen hat. Rein, naiv, hellseherisch wie Rosmarie ist auch die Darstellung. Die von keinem Vorbild beeinflußte Sprache ist von jener primitiven Art, die bewußter Stilregeln nicht bedarf, weil die große, heilige Ruhe des Schreibenden sich ihre klare und einfache Form selbst schafft. Vielleicht werden viele den Roman unökonomisch finden. Im zweiten Bande zumal, da, nach dem Schuß, den die Stiefmutter aus dem Hinterhalt auf Rosmarie abgibt, in langem, schwerem Siechtum die feinsten Blüten der Seele sich entfalten, ist wohl auch manchem Wohlwollenden die Handlung zu innerlich. Aber nur weil wir solcher Bücher nicht mehr gewohnt sind, und der tausendfache Schund gerade den willigen Leser gezwungen hat, oftmals darüberhin zu lesen. Keinesfalls ohne Absicht ist ja auch im Titel die Bezeichnung ‚Roman‘ fortgelassen. Mit Recht: der Begriff ‚Roman‘ ist heute nicht wenig in Mißkredit geraten, und einer so feinfühligen, zurückhaltenden Natur, wie Agnes Günther nach den Mitteilungen eines ihr im Leben Nahestehenden zweifellos war, mag es widerstanden haben, ihr Lebenswerk mit der Etikette ‚Roman‘ zu versehen. Aber nein, auch Lebenswerk sagt noch nicht genug. Ohne pathetische Schwärmerei: es gibt eine gewisse höchste Art der Dichtung, die leidenschaftliches Hindrängen zum Ewigen ist. Es gibt Dichter, die zwischen Gottheit und Menschheit vermitteln, oder besser, die aus dem Dunkel die leuchtende Brücke der Sehnsucht nach Ewigkeit bauen. Wenn die Sehnsucht der Menschheit bestes Teil ist, so muß diese Sehnsucht sich in der Menschheit feinster Blüte, dem Dichter (oder Künstler) manifestieren. Was die Menge der Wortlosen dumpf ahnt, muß er klar aussprechen, und so unzeitgemäß es ist, von solchen Dichtern zu reden, so notwendig ist es, bei dieser Gelegenheit zu sagen: hier ist so ein Dichter. Und nicht der große Stoff oder die gute Absicht ist hier maßgebend, sondern immer und immer die Dichtkraft — die Gnade. Kein peinlicheres Schauspiel daher, als die höchsten Dinge in stammelnden Mündern entweiht zu sehen, wie wir es gerade in der ‚katholischen Literatur‘ so oft gewahren. Gegen die reine Absicht ist nichts zu sagen, wohl aber gegen die Umhüllung der Absicht mit geborgten Fetzen. Mich dünkt, auch hier gilt das Wort vom hochzeitlichen Gewand.

Blicken wir nun zurück, so finden wir uns jetzt weit über dem Tage und seinen literarischen Geboten. Und in dieser Höhe, das fühlen wir, ist es wieder einmal gleichgültig, ob ein großes Dichtwerk romantisch, realistisch oder klassisch orientiert ist. In Wirklichkeit meint die Clique ja auch gar nicht diese Art von Dichtung; die katholische Gral-Romantik wie die Neo-Romantik der Großstadtliteraten wird mit dieser Dichtung

nichts anzufangen wissen. Diese Leute halten es durchaus und allein mit denen, die zu zwölfen genau ein Dutzend ausmachen. Alle diejenigen, die heute die romantische Weise mit heißem Bemühen üben, werden Agnes Günther nicht für sich reklamieren. Denn dieser Wundervogel tut einen Schwingenschlag und ist nur noch ein strahlendes Pünktchen im hellen Blau, und unseren guten Romantikern tun die Augen weh, wenn sie da hinaufschauen.

* * *

Laßt uns das Bild des Dichters, der die leuchtende Brücke der Sehnsucht nach Ewigkeit baut, noch eine Weile festhalten. Ich möchte neben Agnes Günther noch einen zweiten Dichter (in jenem höchsten Sinne) stellen: Thomas Mann. Er hat eine Novelle geschrieben: ‚Der Tod in Venedig', und ich fühle auch aus ihr jenen unbeschreiblichen Drang zum Göttlichen, wie er in allen größten Kunstwerken aller Zeiten lebt. Es ist in den kurzen Wochen, die seit dem Erscheinen der Novelle vergingen, vielfältig über sie geschrieben worden. Ich habe hämisch-unsichere Kritiken gelesen, begeisterte, die von der Dichtung als einer klassischen sprachen, und kühl zurückhaltende, zwischen deren Zeilen man aber die ehrfurchtsvollen Verbeugungen deutlich sah. Ich habe auch verschiedene Deutungen ihres Inhaltes gefunden, aber mir scheint, daß man am Einfachsten und Menschlichsten bisher achtlos vorüberging. Es handelt sich hier um einen (viele Mannsche Züge aufweisenden) Schriftsteller, der Aschenbach genannt wird. Dieser flieht eines Tages seine Arbeit, reist nach Venedig und sieht dort einen schönen Polenjüngling, der ihn zunächst seelisch, dann auch körperlich in seinen Bann zieht, ohne daß zwischen beiden ein einziges Wort gewechselt würde. Die Cholera macht dem Leben Aschenbachs ein Ende. Worauf könnte es wohl Thomas Mann bei dieser Novelle angekommen sein? Das stofflich Wesentliche ist die griechische Liebe. Liegt in ihrer Schilderung die ganze Absicht? Nein, dazu ist dem geheimnisvollen Beiwerk zu viel Raum gegeben. Rekonstruieren wir das Schicksal Aschenbachs, so haben wir ihn zunächst, wie er planlos in München umhergeht und in einem Augenblicke die Inschriften auf Grabsteinen liest. Zwei davon werden mitgeteilt: ‚Das ewige Licht leuchte ihm' und ‚Sie gehen ein in die Wohnungen Gottes'. Das ist nicht nebensächlich, wie wir sehen werden. Aschenbach beobachtet einen geheimnisvollen Mann, dessen Erscheinung als ‚wandererhaft' bezeichnet wird und der auf der Freitreppe der Friedhofshalle ‚oberhalb der beiden apokalyptischen Tiere' steht. Sofort entzündet sich in ihm ‚eine Art schweifender Unruhe, ein jugendlich durstiges Verlangen in die Ferne'. Es ist nicht irgendein Reisefieber, es ist tieferes. Ist ‚der Drang hinweg vom Werke, von der Alltagsstätte eines starren, kalten und leidenschaftlichen Dienstes', er empfindet ‚eine durch nichts mehr zu befriedigende Ungenügsamkeit'. Und er reist nach Venedig. Vorher sehen wir noch einmal tiefer in die Künstlerpsyche Aschenbachs. Es wird uns gesagt, daß er den ‚unanständigen Psychologismus der Zeit' hasse, daß er ‚die Abkehr von allem moralischen Zweifelsein, von jeder Sympathie mit dem Abgrund, die Absage an die Laxheit des Mitleidsatzes, daß alles verstehen, alles verzeihen heiße', verkündete, und daß zu gleicher Zeit ‚ein übermäßiges Erstarken des Schönheitssinnes' in ihm wirksam würde. Die Schönheit aber ist kein Reiz für das Auge und für die Sinne, die Schönheit ist ein Hilfsmittel der Gottheit, ‚um das Geistige sichtbar zu machen'. Jener polnische Jüngling war nun so ein ‚Werkzeug der Erinnerung, mit allem Abglanz der Schönheit geschmückt', er war ein ‚Standbild und Spiegel geistiger Schönheit', war ‚die Form als Gottesgedanke, die eine und reine Vollkommenheit, die im Geiste lebt, und von der ein menschliches Abbild und Gleichnis hier leicht und hold zur Anbetung aufgerichtet war'. Ein Gleichnis, ja; hinter diesem Gleichnis steht die Gottheit, die absolute Vollkommenheit,

die Heimat und die Sehnsucht geht dahin, durch das holde Gleichnis hindurch. Dies ist der Kern, und auch hier haben wir die Sehnsucht, die der Menschheit bestes Teil ist, hier haben wir auch jenes leidenschaftliche Hindrängen zum Ewigen.

Aber in der Schönheit wohnt nicht nur Gott, sondern auch der Dämon. Nicht umsonst läßt Thomas Mann seinem Aschenbach jenen geputzten, geschminkten alten Gecken begegnen und richtet damit schon vorher das Zerrbild des Aschenbachschen Gefühles mahnend auf. Auch Aschenbach verfällt dem Dämon — flüchtig nur, aber es genügt, um Aschenbach wie die Schillersche ‚Jungfrau' im Gefühl schuldig werden zu lassen. Daß Aschenbach von der Seuche ergriffen wird, ist nur ein Symbol; er muß sterben, da er, wenn auch nur mit einem Gedanken, gefrevelt hat. Aber sein Tod ist zugleich auch ein Sterben an der unbezähmbaren Sehnsucht nach der Vollkommenheit und der Heimat, die hinter dem körperlichen Gleichnis steht, und die letzten Worte der Novelle machen es deutlich: ‚Ihm aber war, als ob der bleiche und liebliche Psychagog dort draußen ihm lächle, ihm winke; als ob er, die Hand von der Hüfte lösend, hinausdeute, voranschwebe ins Verheißungsvoll-Ungeheure. Und wie so oft, machte er sich auf, ihm zu folgen.' Es braucht kaum auf die Bedeutung des Wortes ‚Psychagogos' (Seelenführer, Führer ins Jenseits) hingewiesen zu werden, um Thomas Mann recht zu verstehen.

Noch einer Nebenerklärung ist das Hauptmotiv der Dichtung willig. Es wird nicht umsonst so viel von der mühseligen tagtäglichen, nie abbrechenden Arbeitsart geschrieben, mit der Aschenbach Steinchen an Steinchen für das Bild der Schönheit fügt, nach dem er in seiner Dichtung ringt. Nicht umsonst flieht er diese fürchterliche Arbeit, nicht umsonst ist von der ‚durch nichts zu befriedigenden Ungenügsamkeit' die Rede. Und er erlebt dann die Unzulänglichkeit der höchsten künstlerischen Arbeit, die jene tiefste Schönheit, nach der die Sehnsucht weist, doch nie schaffen kann, die Erkenntnis der künstlerischen Grenzen, der auch Michelangelo in seinen Sonetten so erschütternden Ausdruck gegeben hat.

Daß Thomas Mann sich mit seiner Novelle über seine früheren Werke erhoben hat, ist offenbar. Auch im Stil ist das deutlich. Es ist eine berauschende Steigerung des Ausdrucks in dieser Novelle, eine Prosa (im letzten Teil), der schlechthin nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist, eine keusche, strahlende, einfache Prosa von wundervollem Schwung. Wohin geht Thomas Manns Weg? Orakeln wir nicht und bleiben wir genießend zunächst bei diesem letzten Werk.



Rundschau

Bildungswesen

Das Daseinsrecht der theologischen Fakultäten hat im Anschluß an die bereits im letzten Maiheft mitgeteilten Äußerungen von Martin Rade und Karl Lamprecht noch manchen gewichtigen Fürsprecher gefunden an Stellen, wo man es kaum erwartet hätte. Bemerkenswerter aber noch als alle derartigen Einzeläußerungen erscheint die gemeinsame Eingabe, die bereits im März 1911 mit Rücksicht auf die Frankfurter und Hamburger theologiefreien Neugründungen von der Konferenz sämtlicher preußischen Universitätsrektoren an das Kultusministerium gerichtet worden ist und erst jetzt durch Rade in seiner ‚Christlichen Welt' (Nr. 23) der allgemeineren Kenntnis vermittelt wird.

In dieser Kundgebung der preußischen Rektoren, unter denen sich damals nur je ein katholischer und protestantischer Theologe befanden, lauten die markantesten Sätze:

‚Von den vier Fakultäten, die die alte universitas litterarum umfaßt, streicht man die theologische Fakultät, weil für sie kein Bedürfnis vorliege, sie auch aus örtlichen Gründen sich nicht rechtfertigen lasse. Die Meinung, daß man auf die Theologie im Rahmen der Universität ohne erheblichen Schaden verzichten könne, mag heute weit verbreitet sein; wir vermögen darin aber nur einen bedauerlichen Irrtum zu erkennen. Die theologischen Fakultäten sind vielmehr ein notwendiges Ergebnis der staatsrechtlichen und geschichtlichen Entwicklung unserer Universitäten, und deshalb ein notwendiger Bestandteil ihres Organismus. Eine Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit, die die Erforschung des Christentums aus den Quellen von ihrem Lehrplan und ihrer Forschung auszuschließen übernähme, hätte daher keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, wäre vielmehr parteilich und daher schädlich. Man darf sich für die Zulässigkeit des Verzichtes auf theologische Fakultäten nicht auf gewisse amerikanische Universitäten berufen. Geschichtliche und staatsrechtliche Verhältnisse haben dort eine andere Entwicklung zur Folge gehabt. Die Zersplitterung der Bekenntnisse macht eine theologische Fakultät dort vielfach unmöglich; aber zugleich bedeutet der Verlust weniger, weil Amerika eben keine Geschichte hat. Bei uns liegt beides anders, und der Verzicht auf die theologische Fakultät würde daher bei uns dem entschlossenen Bekenntnis zu einer wesentlich abweichenden Welt- und Geschichtsanschauung gleichkommen.'

Es ist also auch hier gerade die Betonung des organischen Charakters unserer höchsten Bildungsstätten und die Abwehr eines rein auf praktisch-spezialistische Berufszwecke gerichteten Hochschulbegriffs, woraus sich die Anerkenntnis des Daseinsrechtes und mehr noch: die Feststellung der Daseins**notwendigkeit** theologischer Fakultäten an unseren Universitäten ergibt. ••

Studentisches Wohnungswesen. Am 24. Mai d. J. trat in der Universität zu München die erste Konferenz über studentisches Wohnungswesen an den Hochschulen des deutschen Sprachgebietes unter überaus zahlreicher Beteiligung der Regierungsvertreter, der Vertreter fast sämtlicher Hochschulen wie mehrerer Kommunalverwaltungen und unter starkem Andrang der Studentenschaft zusammen. Die Tagung verdankt ihre Anregung der Initiative des um die Interessen der deutschen Studentenschaft hochverdienten Dr. Sonnenschein (M.Gladbach), der gelegentlich eines im Münchener Sozialwissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrages die Bedeutung des studentischen Wohnungsproblems kennzeichnete und die jetzt abgehaltene Konferenz in Vorschlag brachte. Dieselbe wurde vorbereitet durch

einen Ausschuß, welchem außer dem derzeitigen Rektor der Universität die Rektoren der Technischen Hochschule, der Tierärztlichen Hochschule, Vertreter des Bayerischen Staatsministeriums, des Magistrates München, zahlreiche Hochschullehrer und Delegierte aller Studentengruppen angehörten.

Der Kongreß wurde geleitet durch die drei Münchener Rektoren und eröffnet durch Seine Magnifizenz den Rektor der Universität, Geheim. Justizrat Prof. Dr. Gareis, welcher in seiner Eröffnungsrede auf die ethischen und sittlichen Zwecke der erstmals berufenen Konferenz, welche die zweifellos im studentischen Wohnungswesen vorhandenen Mißstände behandeln solle, hinwies. Dr. Sonnenschein sprach über die Tragweite der studentischen Wohnungsfrage und untersuchte dieselbe vom Standpunkt der Hygiene und unter dem finanziellen, erziehlichen und volksethischen Gesichtspunkte. Universitätsprofessor Kaup (München) behandelte die Grundsätze der Wohnungshygiene und stellte Mindestforderungen für jede Studentenbude auf. Privatdozent Dr. Günther (Berlin) bezeichnete den gegenwärtigen Stand der Wohnungsvermittlung als ungenügend und verlangte neben weiteren statistischen Erhebungen zur Beurteilung der sozialen Lage der Studierenden die Errichtung eigener Wohnungsämter. Dr. Franz (Düren) referierte über die Studentenheimfrage, während Referendar Amelunxen (Köln) die bisherige und zukünftige Tätigkeit der studentischen und nichtstudentischen Vereine auf dem Gebiete des Wohnungswesens darlegte. Am Abend würdigte Obermedizinalrat Prof. von Gruber (München) in der gewaltigen Akademikerversammlung die hygienischen Gefahren schlechter Studentenwohnungen, und Privatdozent Dr. Popp (München) berichtete an Hand von Lichtbildern über die Innenausstattung der Bude, wie sie ist und wie sie sein soll. Die äußerst lebhafte Diskussion gab zur Erörterung einer prinzipiellen Frage Anlaß, indem man von freistudentischer Seite, ausgehend von der sittlichen Selbstbestimmung des Studenten, eine Verbindung der Behandlung des Sittlichkeitsmomentes mit der Wohnungsfrage für unzulässig erklärte und seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß in dem Kampf der Universitätsbehörde gegen sittlich zu beanstandende Wohnungen eine Beschränkung der akademischen Freiheit und eine unberechtigte Einmischung der Universität in Privatangelegenheiten des Studenten zu erblicken seien. Begleitet von lebhaftem Beifall der Konferenz, trat dieser Auffassung Universitätsrektor Krückmann (Münster i. W.) unter Hinweis auf die Verantwortung der Hochschullehrer entgegen. Infolge dieses Konfliktes fanden sich im Gegensatz zur Vormittagssitzung am Nachmittag zahlreiche Vertreter schlagender Verbindungen ein, und die Konferenz spaltete sich, was die Teilnahme der Studentenschaft betraf, in zwei Parteien, von denen die eine, welche die vollzählig erschienenen katholischen Studentenverbindungen und die auf dem Boden der christlichen Moral stehende Gruppe umfaßte, durch demonstrativen Beifall sich mit der Ansicht sämtlicher Universitätslehrer, die zum Wort griffen, identifizierte, während die andere Partei, jener modernen Moral huldigend, die Verhandlungen, so oft dieselben die sittliche Seite der Wohnungsfrage streiften, durch Mißfallenskundgebungen unterbrach. Diese Konstellation war bezüglich der Qualifizierung der sittlichen Auffassungen eines nicht geringen Teiles der deutschen Studentenschaft beachtenswert. Hierdurch ist denjenigen Stellen, welchen die Tatsache der weiten Verbreitung jener Moral in der akademischen Jugend bisher fremd war, dieselbe offenkundig geworden.

Einstimmige Annahme fand der Antrag Busching, durch den der weitere Fortbestand der studentischen Wohnungskonferenz gesichert ist. Der Vorsitz verbleibt den drei Münchener Universitätsrektoren und die Geschäftsführung dem Bayerischen Landeswohnungsverein, der in Zusammenhang mit der Studentenschaft arbeiten wird. Durch den angenommenen Antrag Amman ist auch den interessierten Frauenvereinigungen eine Stimme im Ausschuß gegeben worden. Diese Faktoren zusammen sollen eine zweite Konferenz vorbereiten, die dann nach groß-

zügigen Untersuchungen an Hand wissenschaftlichen Materials die Frage behandeln wird.

Die Münchener Konferenz hat das studentische Wohnungsproblem in Fluß gebracht. Dieser Erfolg darf nicht unterschätzt werden, denn tatsächlich sind die heutigen Wohnungsverhältnisse des jungen Musensohnes reformbedürftig. Die mittelalterliche Studentenbude mit den wackeligen Traditionsmöbeln und dem großmütterlichen Firlefanz vermag dem modernen Menschen kein anheimelndes Milieu mehr zu bieten, das ihn zum Studium einladet. Das heutige Studentenzimmer führt zum Wirtshausbesuch. Es dient dem Studenten als Aufenthaltsort nur zur Nachtzeit, und von ihr wird ein großer Teil auch noch dem Kaffeehaus und Billardsaal gewidmet. Auch gehören zweifellos die schlechten Wohnungsverhältnisse unserer Hochschulstädte zu den Faktoren, welche zu der Tatsache führen mußten, daß die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten unter der Studentenschaft jedenfalls eine höhere ist, als man nach der gesellschaftlichen Stellung und der elterlich-sorgsamen Erziehung der Studierenden erwarten dürfte. Ansätze zur Reform sind vorhanden! Von sozialen und caritativen Organisationen in Verbindung mit studentischen Vereinen und unter Mithilfe behördlicher Stellen wurden in einigen Universitätsstädten Wohnungsämter eingerichtet, Verzeichnisse einwandfreier Studentenbuden aufgestellt und Wohnungsberatungsstellen ins Leben gerufen. Vielerorts wurden kleine Wohnungsheime eröffnet. In Wien widmet sich der Klemens-Maria-Hofbauer-Verein ausschließlich der Reform des studentischen Wohnungswesens. In Bonn, Münster i. W., München und Würzburg arbeitete man in vorbildlicher Weise. Sittlichkeitsvereine, Vinzenzvereine, Gesellenhäuser und Stipendienorganisationen erkannten die Tragweite einer sittlich einwandfreien und behaglichen Studentenbude.

Wenn nunmehr die Frage nach den in München gegebenen Anregungen durch die Mitarbeit der Universitätsbehörden und Stadtverwaltungen, der Akademikerschaft und aller sonstigen interessierten Gruppen einer umfassenden Lösung entgegengeführt wird, so gebührt das erste Verdienst der unermüdlichen Arbeit Dr. Sonnenscheins, der, wie Obermedizinalrat Prof. von Gruber sich ausdrückte, ‚die maßgebenden Stellen aus ihrer Lethargie aufgerüttelt hat‘.

Rudolf Amelunxen.

Heilkunde

Friedrich von Hessing. Am 19. Juni dieses Jahres vollendete in Göggingen bei Augsburg ein Mann sein 75. Lebensjahr, dessen Name in der weiten Welt bekannt und geschätzt ist, Friedrich von Hessing, der Meister der mechanischen Heilkunde. Aus diesem Anlaß ist es wohl am Platze, von dem Fünfundsiebzigjährigen und seinem Lebenswerk eingehender zu reden, um dadurch manches Vorurteil zu zerstreuen, das noch gegen ihn besteht; denn wenn die Meinungen über die Bedeutung Hessings in Fachkreisen noch geteilt sind, so glaube ich das hauptsächlich darauf zurückführen zu müssen, daß die meisten noch keinen Einblick in seine Kunst getan haben, die in ihrem eigenartigen Gewande der Menschheit schon die ersprießlichsten Dienste geleistet hat. Auch ich teilte früher die Skepsis meiner Kollegen, bis ich selbst heilungsbedürftig, dem Rate eines Freundes folgend, seine Anstalt aufsuchte. Ich kam, sah und wurde besiegt.

Worin bestehen nun eigentlich von Hessings große Verdienste um die leidende Menschheit?

Er hat zielbewußt daran gearbeitet, die Mechanik in den Dienst der Heilkunde zu stellen. Getragen von nie rastendem Eifer und kraftvoller Energie, ist es ihm gelungen, den Plan in der vollkommensten Weise zu verwirklichen, den er schon als Knabe gefaßt hatte. Wenn der kaum Zehnjährige nämlich irgend jemand mit einem krummen Bein oder auf Krücken gestützt umhergehen sah, drängte sich ihm die Frage auf, ob es denn nicht möglich sei, das Bein gerade, die Krücken entbehrlich zu machen. Und es war gewiß eine höhere Bestimmung, die den armen Töpferssohn während seines sehr verwickelten Werdeganges immer und

immer wieder auf den Gedanken an die ‚krummen Beine‘ zurückleitete.

Geboren als das 13. Kind armer Leute zu Schönbrunn bei Rothenburg an der Tauber verriet Hessing schon als kleiner Knabe sein Talent für Mechanik und Kunst. Er verfertigte hölzerne Pfeifenköpfe und schnitzte alle möglichen Figuren hinein, um sie an die Bauern seiner Gegend zu verkaufen. Als ein günstiges Geschick muß es bezeichnet werden, daß Fürst Hohenlohe, der nachmalige Reichskanzler, dessen Güter in der Nähe von Schönbrunn lagen, auf den begabten Knaben aufmerksam wurde und sich seiner annahm. Er beschäftigte ihn in seinen Gärten, aber sein weiter Blick erkannte bald das mechanische Talent seines Schützlings, und er ließ ihn die verschiedensten Handwerke erlernen, erst die Schreinerei, dann die Sattlerei und schließlich die Schlosserei. Unbewußt hatte der Fürst so die günstigste Grundlage geschaffen, auf welcher sich das Genie Hessings allmählich entwickeln konnte.

Hessing selbst hatte während all der Zeit seinen Plan nicht aus dem Auge gelassen und erkannt, daß neben der Aneignung technischer Fertigkeit und Gewandtheit auch die Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers unbedingt zur Erreichung seines Zieles notwendig sei. Er suchte sich daher am eigenen Körper Rechenschaft zu geben über die rein mechanische Tätigkeit der Knochen und Muskeln, der Gelenke und Bänder. Wochen- und monatelangen Nachdenkens bedurfte er, um sich darüber klar zu werden, wie die Form der Knochen sei, wie die Muskeln, Sehnen und Bänder verlaufen und ansetzen müssen, um eine bestimmte Bewegung auszuführen. Im Laufe der Jahre hatte er sich durch zähes Selbststudium eine eigene Knochen-, Muskel- und Bänderlehre ausgebaut, und als er endlich so viel erspart hatte, um sich anatomische Lehrbücher und ein Skelett zu kaufen, konnte er seine eigenen Vorstellungen mit der Wirklichkeit vergleichen. Diese Prüfung fiel gut aus. Er hatte sich durch eigenes Nachdenken so ziemlich richtige anatomische Bilder und Ideen entworfen, wenn auch die neuen Hilfsmittel ihm ein weit besseres greifbares Bild von dem mechanischen Kunstwerk unseres Körpers gaben.

Um die erlernten verschiedenen Zweige des Handwerks entsprechend zu verwerten, hatte sich Hessing inzwischen bei einem Orgelbauer beschäftigt. Da bot sich ihm eines Tages Gelegenheit, seine Lieblingsidee das erstemal praktisch auszuführen. Ein junger Mann hatte infolge eines Unfalls sämtliche Finger der einen Hand verloren. Hessing ersetzte den Verlust mit soviel Geschick, daß der Mann die künstlichen Finger bewegen konnte wie natürliche. Sein erster Versuch gelang ihm also vorzüglich, und nun gab es auf der einmal beschrittenen Bahn kein Halten mehr.

Der immer Vorwärtsstrebende konzentrierte sein ganzes Denken und Sinnen darauf, ob und wie es möglich sei, einzelne Knochen und Muskeln oder Bänder künstlich zu ersetzen oder im Falle der Erkrankung zu entlasten. Er sann auf Mittel und Wege, um die Eigenbewegung eines erkrankten oder verletzten Körperteils ausschalten zu können, ohne daß dabei der ganze Körper zur Ruhe verurteilt wäre. Seine Gedanken wurden zur Tat. Aus Leder, Stoff und leichtem Stahl — Materialien, deren kunstgerechte Behandlung er durch seine langjährige handwerkliche Betätigung gelernt hatte — konstruierte er höchst geistreich ersonnene Apparate, die allen jenen Anforderungen entsprachen, und wurde so der Begründer der modernen Orthopädie.

Im Alter von 30 Jahren eröffnete Hessing eine eigene orthopädische Anstalt in Göggingen bei Augsburg, die sich bald eines regen Zulaufs aus aller Herren Länder erfreute. Sämtliche Arten von Knochenbrüchen, alle tuberkulösen und sonstigen Entzündungen der Knochen und Gelenke, Nervenkrankheiten und Lähmungen, angeborene und erworbene Deformitäten, rheumatische und gichtische Entartungen, ja selbst die Rückenmarkschwindsucht sind Krankheiten, die dort zur Behandlung kommen. Und es sind zum Teil verzweifelte Fälle, die bei Hessing noch Heilung suchen und finden.

‚Wo wir aufhören, da fängt Hessing an,‘ hat der berühmte Chirurge Bergmann, Hessings Freund und Bewunderer, gesagt.

Zwei große Arten mechanischer Heilmittel sind es zunächst, die als die Erfindung Hessings bezeichnet werden müssen: der Hülsenschienenverband und das Korsett. Dieses dient bei Krankheiten oder Verletzungen der Wirbelsäule, jener bei solchen der unteren Extremität. Beide entlasten, fixieren und extentieren den erkrankten Körperteil dadurch, daß dieser gleichsam von einer Hülle umgeben ist, die ihn schwebend hält. Beide haben ihren Stützpunkt am Becken, und zwar der Hülsenschienenverband am Sitzknorren und das Korsett am Hüftbein. Die Körperlast ruht also nicht auf dem erkrankten Teil, sondern wird vom Becken direkt auf den Apparat respektive auf das Korsett übertragen. Unbrauchbar gewordene oder fehlende Muskeln und Sehnen werden dabei durch feste, entsprechend angeordnete Gummizüge ersetzt. Durch diese isolierte Ruhestellung der erkrankten Körperpartie, welche die freie Beweglichkeit des übrigen Körpers bei Mangel jeglichen Schmerzes nicht im geringsten stört, werden — wie Hessing erwog — viel günstigere Bedingungen für die Blut- und Lymphzirkulation gegeben, Ernährungsstörungen können dadurch leichter ausgeglichen und Krankheiten somit geheilt werden. Dieser Gedankengang war es vornehmlich, der Hessing dazu veranlaßte, die bei Tabes schon früher gebräuchliche vorübergehende Suspension durch dauernde Entlastung der Wirbelsäule mittels eines Stützkorsetts zu ersetzen — eine glückliche Idee, durch die es ihm gelang, manchen Fall dieser Erkrankung zum Stillstand zu bringen, ja einer relativen Heilung entgegenzuführen.

Eine Abart des Hülsenschienenverbandes resp. des Korsetts sind die Hessingschen Kriegsapparate. Sie sind, wie ihr Name sagt, eigens für das Schlachtfeld konstruiert, ermöglichen eine sehr bequeme Ruhigstellung mit permanenter, leicht regulierbarer Extension des verletzten Körperteiles. Ihre leichte Handhabung würde für das Sanitätspersonal eine nicht zu unterschätzende Arbeitsverminderung, für die verletzten Soldaten aber eine ungeheure Wohltat bedeuten.

Eine Verbandsart möchte ich noch erwähnen, die von Hessing speziell bei Knochenbrüchen und sonstigen Verletzungen anwendet, weil sie mir geradezu ideal erscheint, das ist der Leimverband. Wer wie ich den Unterschied des Hessingschen Leimverbandes, der nicht die geringsten Beschwerden verursacht, und den in unseren Kliniken gebräuchlichen, äußerst lästigen Gipsverband am eigenen Leibe gespürt hat, der kann nur lebhaft bedauern, daß wir Ärzte als Studenten der Medizin nicht Gelegenheit haben, etwas technisch so Vollendetes kennen zu lernen und uns Gewandtheit im Anfertigen dieses Verbandes in den Kliniken anzueignen.

Wenn Hessing bei der Behandlung seiner Patienten auch hauptsächlich die beiden vorhin erwähnten technischen Heilmittel verwendet, so ist damit nicht gesagt, daß er seine Kranken schematisch behandelt. Wie er, losgelöst vom Gängelband herkömmlicher Schulweisheit, seine eigenen Wege ging, so liegt ihm auch jede typische Behandlung ferne, und er verabscheut nichts so sehr wie das Schema. Jeder einzelne Fall einer Erkrankung gibt ihm ein neues Problem zu lösen, und nie hört er auf, sowohl in der Kombination wie bei der Einzelausführung der beiden Hauptrepräsentanten seiner technischen Heilmittel Neues zu schaffen, Altes zu modifizieren. Eines aber bleibt sich immer gleich, alle Patienten, selbst die mit schwersten, kompliziertesten Beinbrüchen, werden sozusagen im Spazierengehen behandelt und geheilt, kein Patient ist ans Bett gefesselt. Welchen Vorteil diese ambulante Behandlung mit sich bringt, wird der am besten würdigen, der weiß, welch nachteilige Folgen ein längeres Krankenlager für Patienten jeden Alters hat.

Heutzutage sind ja an den meisten Universitäten Lehrstühle für Orthopädie gegründet, und das ‚System Hessing‘ wird wohl von allen Arzt-Orthopäden anerkannt und von ihnen verwertet; immerhin ist es schade, daß Hessing nicht die Gelegenheit

geboten war, seine Kunst der jungen Ärztewelt persönlich vorzuführen und zu lehren; denn auch das genaueste Studium eines fertigen Apparates ersetzt nicht das lebendige Wort, und die sorgfältigste Untersuchung eines solchen nicht die augenfällige Fertigstellung durch die Hand des Meisters. Zudem hätte der persönliche Verkehr mit einem so vielseitigen Manne wie Hessing gewiß manch jungem Talente Anregungen der verschiedensten Art geboten.

Wie nun auch die moderne Orthopädie sich entwickeln mag, eines muß zugegeben werden: Hessing ist in dieser neuen Disziplin der Heilkunde tonangebend und bahnbrechend gewesen. Als erster hat er gezeigt, daß es möglich ist, Knochenbrüche und andere Erkrankungen der unteren Extremität ambulant zu heilen; er hat zuerst bewiesen, daß bei tuberkulösen und anders gearteten Entzündungen der Knochen und Gelenke mit mechanischen Hilfsmitteln eine konservative Behandlung durchgeführt und eine Heilung erzielt werden kann.

Ein ganzes Heer von Kranken dankt Hessing die Erhaltung wichtiger Gelenke, deren sie nach der früher allgemein herrschenden Ansicht durch einen operativen Eingriff sicher verlustig gegangen wären. Tausende von Kindern hat Hessings Kunst so vor dauerndem Krüppeltum bewahrt. Die Kinder sind es überhaupt, für die Hessings Anstalt in Göggingen ein Dorado ist. Einmal zeigt die technische Heilmethode gerade an dem noch im Wachstum begriffenen Knochen ihre besten Resultate, dann aber hat v. Hessing als großer Kinderfreund alles getan, um diesen bedauernswerten Geschöpfchen den Aufenthalt in seiner Anstalt so angenehm wie möglich zu machen. Aber auch die erwachsenen Patienten Hessings, diese ‚Zaungäste des Lebens', fühlen sich in Göggingen sehr wohl und sind sich keineswegs bewußt, in einer Heilanstalt zu weilen. Alle Räume dort und Anlagen sind nicht vom rein nützlichen und praktischen Standpunkt aus erbaut, alles ist mit zum Teil verschwenderischem Kunstsinn ausgestattet. Dabei sind die Einrichtungen der Anstalt hygienisch geradezu mustergültig. Mit einer seiner Zeit weit vorauseilenden Einsicht hat Hessing bereits vor 45 Jahren erkannt, welch eminente Heilfaktoren Licht und Luft, Bäder und gute, leichtverdauliche Nahrung sind, und sie in den Dienst der in seiner Anstalt Behandelten gestellt.

Trotz seiner 75 Jahre ruht der Unermüdliche noch nicht. Immer neue Pläne entwirft er, immer vollkommener sucht er sein Werk zu gestalten. Wer je mit der Persönlichkeit von Hessings in Berührung kam, der hat es gefühlt, daß er einen ganzen Mann vor sich hat, dessen Denken und Tun übereinstimmt, und von dessen Wesen ein Strom von Energie ausgeht, der sich auf seine Umgebung überträgt, jedem Leidenden Beruhigung und frischen Mut einflößt und so durch den günstigen Einfluß auf die Psyche auch die physische Genesung fördert. Möge die gesegnete Tat- und Denkkraft von Hessings der Welt noch recht lange erhalten bleiben! Dr. med. Anton Förster.

Literatur

Peter Roseggers siebzigster Geburtstag (31. Juli) lädt zur Besinnung darüber ein, was das deutsche Volk an ihm hat. Dazu gibt eine Gesamtausgabe seiner Werke, die soeben im Verlag Staackmann, Leipzig, zu erscheinen beginnt, besonderen Anlaß, denn die Ausgabe, die schön und billig ist, wird gleichsam das literarische Testament des Verfassers darstellen. Er hat, wie es in dem Vorwort heißt, in seinem vorgeschrittenen Alter ‚die große Durchschau unternommen, mit jugendlicher Freude fast'. Er sieht in dieser Arbeit ein Recht, eine Pflicht, eine Gnade. Oder — so fragt er, ‚ist das nicht eine Gnade, die fünfzigjährige Lebensarbeit so vor sich liegen zu haben mit der Möglichkeit, Fehler gut zu machen? Der Wille dazu ist stark; möge mir auch die richtige Einsicht und ein letztes Können nicht versagt sein.'

Indem der Verfasser so daran geht, seine Schriften teilweise neu zu bearbeiten, hat er es vor allem auf die Beseitigung von ‚Längen, Wiederholungen, Irrtümern, Polemiken, Sentimentalitäten' abgesehen, ‚und was sonst etwa von dem reiferen

Überschauer seiner Vergangenheit als geschmacklos empfunden wird'. Das sind gewiß edle und mannhafte Absichten, und Rosegger wird bei dem Ernst des Alters, der ihn beseelt, das Gesagte sicher auch wahr machen. Bleibt nur die Frage, was er zurzeit etwa als Sentimentalitäten und Irrtümer ansieht, und was nicht. Darüber zu urteilen, gibt der Stand der Ausgabe jetzt noch keine Möglichkeit. Besonderen Hoffnungen, Rosegger werde etwa alles beseitigen oder zum mindesten abschwächen, was er als die Frucht seiner religiösen Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre geschrieben und dichterisch verteidigt oder bekämpft hat, wird man sich dabei kaum hingeben dürfen. Denn diese Dinge beruhen auf persönlichen Erfahrungen und Eindrücken, die zu tief im Gefühl wurzeln, als daß sie in so hohem Alter noch durch gerechtere und weitertragende Einsichten auf ihren wirklichen Wert eingeschränkt werden könnten. Aber da das Alter immerhin ruhiger, gleichmütiger, liebevoller macht, so wäre es bei dem unabhängigen und furchtlosen Charakter Roseggers doch wohl möglich, daß er auch in diesem Punkt mancher Einseitigkeit ihre Schärfe, manchem Gedanken die behauptete Allgemeingültigkeit, mancher Äußerung den verletzenden Stachel nähme. Wir sagen das nicht, weil wir glauben, daß die Wahrheiten und Institutionen, die hier in Frage kommen, etwa der Hilfe der Roseggerschen Schriften bedürften, wir sagen es bloß, weil wir es schmerzlich empfinden, daß ein so kernhafter, echter Erzähler und Volksschriftsteller wie der steierische Poet um gewisser, aber für viele seiner Werke keineswegs ausschlaggebender Tendenzen willen die reine, innerliche, echt deutsche und im tiefsten Grund religiöse Wirkung seines Schrifttums nach der Breite hin einschränkt, ohne sie damit nach der Tiefe hin verstärken zu können. Wenn man heute in deutschen Landen nach Erzählern umschaut, die man dem Volke schlechthin und ohne alle Vorbehalte zu eigen wissen möchte, so wird man finden, daß von allen denen, die sich eines literarischen Rufes erfreuen, keiner so sehr auf dem rechten Wege und im einzelnen auch dem Ziele so nahe gewesen ist wie Peter Rosegger.

Die Frage, warum dies dann allmählich und in den letzten Jahren schneller und schneller so ganz anders gekommen ist, bedarf noch einmal einer viel unbefangeneren und gerechteren Beantwortung, als sie von katholischer Seite, der Rosegger ja ursprünglich angehört hat, bis jetzt versucht worden ist. In der kurzen Lebensbeschreibung, die der Verfasser der neuen Ausgabe seiner gesammelten Werke vorausschickt, läßt er darüber nur einige Bemerkungen fallen. Sie gehen zwar auch nicht sonderlich tief, sind aber dennoch von psychologischem Interesse und enthalten indirekt eine Lehre an die Adresse derjenigen, die die kirchliche Abseitsstellung Roseggers heute schmerzlich beklagen. Selbst als Siebzigjähriger hat es Rosegger nicht vergessen, daß die, welche ihm in seiner von Not und Entbehrung bedrängten Jugend Helfer und Förderer hätten sein können, kein Interesse für ihn gehabt haben. So erzählt er, wie seine Mutter bei den Geistlichen der Heimat umhergegangen sei und um Rat und Hilfe gebeten habe, und wie keiner auch nur den Versuch gemacht habe, sich des begabten und lernbegierigen Waldbauernbuben ernstlich anzunehmen. Zwar sei der Dekan von Birkenfeld bereit gewesen, ihn im Latein zu unterrichten, aber als schon nach wenig Tagen das Heimweh das Studentlein zur Flucht getrieben hatte, da wollte ein späterer zweiter Versuch nicht mehr gelingen. ‚Wir hatten uns', so heißt es in der erwähnten autobiographischen Skizze, ‚noch einmal angestrengt, daß ich in eine geistliche Anstalt käme, aber vergebens. Von jenen Herren, die später wiederholt das Bedauern ausdrückten, daß ich keiner der Ihren wäre, hat mir die Hand nicht einer gereicht.' Der Siebzigjährige glaubt zwar, daß es so gut gewesen sei, denn seine Weltanschauung habe schon damals nicht gut mit der jener geistlichen Herren harmoniert; er sei zwar von ganzer Seele Christ gewesen, und der katholische Kultus habe groß und schön vor ihm gestanden, aber seine Ideale seien andere

Wege gegangen als die politischen der Kirche. — Nun, man weiß ja, wie solche Dinge aus späteren veränderten Anschauungen sich darzustellen pflegen. Aber abgesehen davon, wird man auch diese nachträgliche Motivierung alles eher denn tief nennen können. Sie beweist nur, daß Rosegger und alle die Unzähligen, die heute auf dem gleichen Boden mit ihm stehen, sich nicht über die zeitgeschichtlich bedingten Zufälligkeiten hinaus zur reinen und echten Idee der Kirche und ihrer religiösen Mission zu erheben vermochten. Und doch, welche Aufgaben hätten hier einer so gesunden, echt volkstümlichen und religiösen Natur wie derjenigen Roseggers geharrt! Zwar ohne Kämpfe, bittere Erfahrungen und Enttäuschungen wäre auch das nicht abgegangen, aber gerade die Unbeirrbarkeit im Dienste einer großen Idee macht ja am Ende allein den seltenen und unschätzbaren Wert des volkserzieherisch wirkenden Dichters und Schriftstellers aus, der auch im Gewühl der Parteien und Leidenschaften die überschauende Ruhe nicht verlieren und den Blick der Streitenden immer wieder von dem Nebensächlichen auf das Wesentliche, von dem Vergänglichen auf das Ewige lenken sollte. Rosegger hat mehr als einmal bewiesen, daß für eine solche Aufgabe Kräfte in ihm lagen, und wenn seinem Lebenswerke Dauer innewohnt, so verdankt er es nicht zum kleinen Teile gerade diesem religiösen sursum corda, dessen Klang ihm aus der Waldheimat im Ohre verblieb und in der Seele weiterschwang.

Wenn der Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage im Geiste die Scharen seiner Verehrer mustert, dann möge er ohne Bitterkeit auch derer eingedenk sein, die ihn trotz manchen Widerspruchs lieben und schätzen, weil sie aus den stillen Tiefen des Dichtergemüts zuweilen auch heute noch die Vinetaglocken einer versunkenen Glaubenswelt herausläuten hören. Ihr Dank aber würde es dem Dichter lohnen, schwänge dies reine und tiefe Läuten auch in der neuen Gesamtausgabe der Werke weiter, ungestört durch die Mißtöne, wie sie der Streit des Tags geboren. Daß die Poesie des Friedens und der Liebe ein an Arbeit und Mühe so reiches Leben wie dasjenige des steierischen Poeten wie ein stilles, großes Abendrot umleuchte, das sei unser aller Wunsch zum 31. Juli.

-th

Umschau. Gelegentlich des Hinscheidens von Erich Schmidt umreißt Bruno Hake, ein Schüler Schmidts, die Persönlichkeit des Nachfolgers von Wilhelm Scherer und Begründers des Goethe-Schiller-Archivs (‚Deutsche Rundschau', H. 9). ‚Das Gebot künstlerischer Reproduktion durch die Kritik übernahm er von A. W. Schlegel. („Er kritisiert, indem er darstellt.") Nicht Lob und Tadel hat er über Gute und Böse verteilt, sondern leibhaftige Gestalten in der Bewegung, in der Arbeit gezeigt, die lebendige Kraft, die in unserer Dichtung wirkt, aufgedeckt und dargestellt. Zu solchem Schaffen bedurfte es einer Sympathie mit dem Stoff, die groß genug ist, um die zerlegende, grübelnde Verstandesarbeit zu überwinden. . . . Aber stets hat der Gelehrte der künstlerischen Phantasie Maß geboten.'

‚Über den Wassern' druckt in seinen Nummern 4 und 5 einen Vortrag P. Expeditus Schmidts über Gerhart Hauptmann, der klar und knapp Vorzüge und Schwächen des Dichters schildert. Die Unausgeglichenheit des Hauptmannschen Werkes springt am lebhaftesten in die Augen. Schmidt sagt:

‚Ein wahrhaft großer Künstler sollte nur durchgereifte Werke seinem Volke geben. Freilich gehört dazu eine künstlerische Selbstzucht, die bei Gerhart Hauptmann leider nicht in der nötigen Stärke vorhanden ist. Vielleicht ist das nicht einmal so sehr seine eigene Schuld, und vielmehr die Schuld derer, die ihn so rasch auf den Schild erhoben, die ihm die ersten Erfolge sicherten, die ihn damit auch zu der Notwendigkeit zwangen, jedes Jahr ein neues Stück auf die Bretter zu bringen, schon aus rein materiellem Lebensinteresse. So rächt sich die Überschätzung!'

‚Gewiß hat auch Gerhart Hauptmann Ansätze gemacht, einmal gegen allge-

meine Erwartung, die man ihm entgegenbrachte, er selber zu sein; aber von Dauer waren sie nicht, und wir haben das Bild des ewigen Schwankens in seiner Entwicklungskurve, die bei Ibsen zur selbstsicheren Geraden wird. Auch Ibsen nimmt auf aus der Umwelt, wie es jeder Dichter tut und tun muß. Aber was er von dem Aufgenommenen wieder gibt, ist durch die Region ernstester schöpferischer Gestaltung durchgegangen, der bei Gerhart Hauptmann ein gleich tiefes Seitenstück nicht gegenübersteht. Dazu die häufig aufstoßende Empfindung des Unausgetragenen, den Gerhart Hauptmanns dichterische Geburten so häufig machen. Leider auch die Erscheinung, daß seine schönsten Fragmente eben Fragmente geblieben sind, was ich vor allem beim „Hirtenlied" bedaure.

Es ist müßig, zu untersuchen, wo der Grund für all diese unangenehmen Beigaben zu suchen ist. Das aber ist sicher: die ganze Fülle schöpferischer Phantasie, verbunden mit eiserner künstlerischer Selbstzucht, hätte sie überwinden müssen. Wo der Dichter ohne Rücksichten, ohne sich gedrängt zu sehen, arbeiten kann, bringt er bedeutende Werke, vor denen wir uns gerne beugen. Das „Friedensfest", „Die Weber"' der „Biberpelz", „Florian Geyer", „Rose Bernd" sind wohl die Werke, die unter Gerhart Hauptmanns Schaffen Gipfel bedeuten.,

Eine Zukunftshoffnung scheinen die Romane Hauptmanns zu rechtfertigen. Wenigstens nennt Schmidt ‚Atlantis' ‚eine Arbeit, die bei dem glücklichen Optimismus des Ausklangs vielleicht eine neue Periode des Dichters einleitet, weniger stürmend,. aber auch viel weniger eigenwillig als die vorausgehende, eine Periode, die sich dem Pfade guter, alter Tradition stark nähert, dabei manch guten Zug aus früherer Zeit bewahrt'.

Übrigens hat, ähnlich wie Hauptmanns 50. Geburtstag, auch Arno Holzens fünfzigster viel häßlichen Staub aufgewirbelt. Nur war der Unterschied der, daß Hauptmanns menschliche Schwächen ein immerhin schweres Gegengewicht in seiner künstlerischen Bedeutung hatten, während der Überheblichkeit Holzens kaum ein kritischer Kopf fortwirkende Werte gegenüberzustellen wagte. Freilich unternahm Avenarius im zweiten Aprilheft des ‚Kunstwart' eine Ehrenrettung des ‚Erfinders des Naturalismus', druckte einen Akt der ‚Sozialaristokraten' ab, der jedem Einsichtigen die durchaus unschöpferische Art Holzens beweisen mußte, und rief zu einer ‚Nationalspende' auf. Das Ergebnis dieses Aufrufes war derart, daß von einer Veröffentlichung der Gabenliste Abstand genommen werden mußte. In Rastenburg, dem Geburtsort des Dichters, veranstaltete das Gymnasium eine Feier, bei der sich der peinliche Zwischenfall ereignete, daß nach der offiziellen Lobrede eines Oberlehrers auf den Dichter ein anderer Oberlehrer sich erhob und die Bedeutung Holzens völlig negierte. Zudem lehnte der Dichter eine Ehrengabe der Schillerstiftung von 750 M. als ‚seiner nicht würdig' entrüstet ab. Mißklang über Mißklang. Zu den Mißklängen gehörte auch eine Publikation von Robert Reß, ‚Arno Holz, seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung' (Dresden, Karl Reißner), in der folgende Kraftsätze standen: ‚Kein Dichter seit Goethe reicht an ihn heran.' ‚Es kann nicht mehr die Frage sein, ob Arno Holz einst neben jenen „Großen" im Andenken der Nachwelt fortleben wird, sondern höchstens nur, ob eine spätere Nachwelt jene vor diesem wahrhaft und wirklich Großen nur sehr bescheidenen Pseudogroßen — Grillparzer, Hebbel, Ludwig usw. — irgendwelchen besonderen Aufhebens wert überhaupt noch erachten wird.'

Die führenden Literaturblätter ignorierten meist den ‚Jubeltag' oder waren auf den Ton gestimmt, den Gustav Erényi in der ‚Gegenwart' Nr. 20 anschlug:

‚Arno Holz ist der phantastische Träumer und Schwärmer geblieben, der er vor 20 Jahren war. . . . Es liegt hierin eine stille Tragik: mit unbeugsamer Zuversicht stets in die Zukunft blickend, ist Arno Holz bereits ein Mann der Vergangenheit.'

Ähnlich urteilt auch Arthur Westphal (‚Grenzboten' Nr. 18):

‚Man braucht die Werte des Arno Holzschen Kunstwerks nicht zu überschätzen, aber man wird feststellen müssen, daß die hartnäckige Totschweigepolitik der Mitwelt in diesem Falle einer schuldhaften Unterlassung gleichkommt. Arno Holzens ganzes Verbrechen liegt darin, daß er vom ersten bis zum letzten Tage ein Charakter, ein zäher und aufrechter Kerl gewesen ist. Er trägt die Ideale seiner aufrührerischen Jugend noch heute unverkümmert mit sich herum. Er ist der einzige seines Geschlechtes, der nicht klein beigegeben hat; der einzige, der noch fest auf dem Boden des ästhetischen Glaubensbekenntnisses von 1890 steht.' — Aber auch Westphal wagt die Frage, ob der ‚konsequente Naturalist Holz' noch ‚lebendige Werte' repräsentiere, nicht zu bejahen. Er sagt mit Recht, für das jüngere Geschlecht sei ‚das starre Naturalistendogma nun einmal nicht mehr die allein seligmachende Botschaft'. Trotzdem findet Westphal, Holzens Dramen seien ‚von einem starken künstlerischen Willen getragen', man finde in ihnen ‚eine Genialität der Konzeption, die bedeutsam und verblüffend' sei. Bleibendes habe Holz aber immerhin nur in seiner Lyrik gegeben. ‚Im „Buch der Zeit" und im „Phantasus" blüht die deutsche Sprache zu einer seit Heine nicht geahnten lyrischen Kraft und Schönheit auf.'

Gelegentlich einer eingehenden Betrachtung der Werke von Max Brod verbreitet sich Otto Zoff (‚Grenzboten' Nr. 22) über den ‚Indifferentismus in der Literatur'. Das Ende oder der Gipfel des Naturalismus ist der Indifferentismus, findet er und sagt von einer Anzahl jüngerer Dichter, an deren Spitze Max Brod steht: ‚Indifferent, wie sie schon sind, lieben sie die letzten Ausschweifungen von Lustmördern nicht weniger als die Aufopferung der Märtyrer für eine gottumschließende Idee. Positive und negative Faktoren haben beide für sie den gleichen Zweck: Reibung und Kampf zu erzeugen, aus welchen allein die Bewegung, Leben genannt, aufsprüht. Ist alles nun in dieser Welt in gleicher Weise liebenswert, Anerkennung heischend und existenzberechtigt, so scheint es nicht mehr notwendig, sich irgendeine Stellungnahme anzueignen; denn jede Stellungnahme wäre nur ein Sichbelügen um diese letzte Erkenntnis.' Dieses Indifferentismus ‚bewußtester, fanatischer und vielleicht auch begabtester Vertreter' ist Max Brod aus Prag. Und der Verfasser meint: nun gäbe es keinen Ausweg als ‚eine neue, harte, leuchtende Moral im höchsten Sinn'. Und: ‚Der Gleichsetzung alles Bestehenden, der neutralen Stellungnahme zwischen positiver und negativer Lebensbetrachtung kann nichts mehr folgen als eine neue revolutionäre Reaktion: ein neuer Klassizismus.'

Mit einem Flugblatt ‚Von deutscher Kunst und Literatur' hat kürzlich Dr. A. Wedekind die alte (Bartels, ‚Hammer') Klage über den unheilvollen Einfluß des jüdischen Elementes auf Literatur und Kunst angestimmt. Gewiß ist dieser Einfluß nicht zu unterschätzen: Artistentum, Indifferentismus sind spezifisch jüdische Eigenschaften, und ihre kunstmordende Wirksamkeit liegt offen. Ob aber dieser jüdische Einfluß anders zu bannen ist, als daß die nichtjüdischen Dichter und Künstler ihre lebenzeugende Art immer kraftvoller und gründlicher ausbauen? Wedekind meint einen anderen Weg zu kennen:

‚Es wird auch nicht anders gehen: Gegen den Ring, der besteht, muß sich ein anderer Ring bilden. Nur ein Zusammenschluß der nichtjüdisch-deutschen Elemente kann unser Volk davor bewahren, daß seine gesamte Kunst und Dichtung und es selber jüdisch — und das bedeutet so viel wie krank, sterbenskrank — werden.'

In dem jüdischen ‚Ring' sind nach des Verfassers Meinung die Mehrzahl der Verleger, Theater, Universitätsprofessoren und ein Teil der Logen beschlossen, und man erstaunt oder — lächelt, wenn der Spüreifer Wedekinds als verjudete Zeitschriften die — ‚Deutsche Rundschau', ‚Süddeutsche Monatshefte' bezeichnet und wenn er Thomas Manns schnellen Aufstieg mit seiner Zugehörigkeit zum jüdischen Ring erklärt. Diese Zugehörigkeit wird so konstruiert:

‚Und ich erfuhr, daß Thomas Mann

der Sohn eines Deutschen und einer Frau portugiesischer Abstammung sei, einer Brasilianerin von deutschem Vater und kreolischer Mutter. Selbst Meyers Konversationslexikon hebt hervor, daß „portugiesisches Blut" wegen seiner Mischung mit Arabern, Juden und Negern denkbar eigenartig sei, und wie zur Bestätigung des alten, bekannten Spruches „Blut rinnt zu Blut" hat Thomas Mann im Jahre 1905 dann noch eine jüdische Frau, Katja, geb. Pringsheim, Tochter des bekannten Professors Albrecht P. an der Münchener Universität, genommen.'

Mit solchen Argumenten wird Wedekind zum Don Quichotte, der gegen Windmühlen kämpft.

Steinbell.

Neue Briefe von Görres an den Hamburger Verlagsbuchhändler und Patrioten Friedrich Perthes aus den Jahren 1811 bis 1827 sind unlängst von Wilhelm Schellberg, dem Herausgeber der trefflichen Görresauswahl*, veröffentlicht worden**. Ein Teil der Briefe war zwar bereits auszugsweise in der Perthesbiographie zugänglich, aber nicht wenige gerade der inhaltreichsten Stücke bisher gänzlich unbekannt, und auch die übrigen werden erst jetzt im authentischen und vollständigen Wortlaut zugänglich. Und grade auf der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit der Wortprägung beruht neben dem zeitgeschichtlichen und biographischen Lehrgehalt der besondere Wert dieser persönlichen Dokumente.

Durch Perthes' kurzlebige Gründung des ‚Vaterländischen Museums', an dessen nationalen Einheitsbestrebungen Görres alsbald mitarbeitend teilnahm, waren sich die beiden Männer zuerst nahe gekommen und blieben fortan, bei mancher gegenseitigen Hilfeleistung, durch die wechselvolle Zeit des Freiheitskriegs und der nachfolgenden Reaktion und durch alle Wandlungen der eigenen Gesinnung von immer neuen Enttäuschungen zu neuen Zuversichten, in vollem Vertrauen vereint.

Der Gesinnungswandel war in jenen Jahren gerade bei Görres, der vom Revolutionär bis zum Romantiker umzulernen hatte, ein viel tiefergehender als bei seinem Korrespondenten. Perthes hatte nach Abstreifung der ersten Jugendschwärmereien und nach dem großen Erlebnis von 1813, da er unter Aufopferung seines Vermögens an die Spitze des Hamburger Aufstandes gegen die Fremdherrschaft trat, bald eine ruhige, in positiv-protestantischer Religiosität verankerte Selbstsicherheit gewonnen, aus der sich hinüber zu Görres' unruhvollem Vorwärtsdrängen jene freundschaftliche Spannung der Geister ergab, aus der ein Briefwechsel erst volle Lebendigkeit und tiefere Zwecke über alle äußeren Anlässe hinaus gewinnt.

Die Briefe an Perthes sind nicht sehr zahlreich und öfters von langen Pausen unterbrochen, so daß dann das Schreibbare anläuft ‚wie die Sünden bei lange verschobener Beicht'. Gerade dann, wenn Görres' Feuergeist gänzlich von einer großen Aufgabe erfüllt war, wie von seinem ‚Rheinischen Merkur', setzen die Briefe aus und stellen sich erst wieder ein, wenn es zu neuen Plänen sich zu orientieren gilt und ebendamit das Bedürfnis der persönlichen Aussprache sich wieder stärker geltend macht. Die zornige Enttäuschung an den Menschen war es, die Görres in solchen Übergangszeiten dem Freunde gegenüber immer am ersten sich vom Herzen schreiben mußte; im Grunde erlebte er stets von neuem, was er einmal in beruhigtem Rückblick von seiner ersten Jugend schreibt: ‚Meine Jugend hat manche Irrtümer der Zeit gehabt; der stärkste, der mich nie ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten imstande waren.'

An ähnlichen bitteren Ausbrüchen fehlt es, zumal in den wichtigsten und neuen

* Görres' ausgewählte Werke und Briefe. Zwei Bände. Brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—. Verlag Kösel, Kempten und München. (Vgl. auch die Besprechung von Merkle im Dezemberheft 1912 des ‚Hochland'.) Der zweite Band enthält eine vollständige Auswahl der wichtigsten bisher bekannten Görresbriefe.

** Köln 1913, Verlag J. P. Bachem. Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1913. Brosch. M. 1.80

Briefen aus der Zeit der Karlsbader Beschlüsse (1819) nicht, wo ihn die vorläufige Nutzlosigkeit all seiner Aufrufe wider die innere Tyrannei — nach glücklicher Abwerfung der äußeren — des ‚politischen Plunders' für alle Zeit müde werden ließ und ihm dazu behilflich war, mehr den neubelebenden Ideen nachzugehen als den widerstrebenden Menschen. Er, der streitfreudige, tadelte es nun schon, daß sich Perthes überhaupt auf einen Prozeß mit Vossens hämischer Alterspolemik einließ, scheinbar ganz vergessend, wie er selbst noch 1808 in der ‚Zeitung für Einsiedler' dessen antiromantischen Schulmeistereien humoristisch heimgeleuchtet hatte. Nun aber im Jahre 1822 schrieb er, mit Nutzanwendung für sich selbst, an Perthes die charakteristischen Worte:

‚Warum fangen Sie auch solche Streithändel mit dem alten Krakeler an. Was soll mir das, wenn mich jemand einen Mystiker schilt? Was haben sie mich nicht schon Alles gescholten, was werden sie mich noch schelten, und was mache ich mir daraus? Was frage ich darnach, was mich diese aus dem Bauche herauf loben, die andern mich eben daher schimpfen und anblasen. Ich gehe durch die Thierreihen durch und laße die Schlangen zischen, und die Wölfe heulen, und die Katzen fauchen, und die Buchmarder schreyen, und die Kröten spritzen, und wenn mir die Pudel tanzen und apportiren, so laße ichs auch gut seyn und werfe ihnen etwa ein Endchen Wurst in den Rachen. Wäre ich mit Jedem, der mich in meinem Leben angeblasen, vor die Gerichte gelaufen, die säßen mir noch an den Processen des vorigen Jahrhunderts. Das lasse ich Alles auf sich beruhen und gehe ruhig meiner Wege, wo ich schon wieder andern begegne, die ich erzürnen muß, und über dem neuen Zorn wird immer der Alte vergessen, ich aber bleibe bey meiner Gelassenheit, und dann lassen sie am ersten ab von mir. So machen Sies auch und lassen sich nimmer mehr irren durch Alles, was schwarz auf weiß künftig von Ihnen gedruckt seyn mag.'

In solchen Briefen begleiten wir Görres ein gutes Stück Wegs bis zum Anstieg jenes letzten überschauenden Umblicks, der ihm noch tiefere Gewißheiten und Gelassenheiten eröffnen sollte, als sie dem Freunde, mit dem er sich bisher aussprach, vergönnt waren. Im letzten der Briefe, vom 1. März 1827, ist Görres' Aufmerksamkeit von den politischen schon ganz auf die religiösen Auseinandersetzungen übergegangen:

‚Ich traue meinen Landsleuten in diesen Dingen mehr Gründlichkeit zu, als sie in den Politischen erweisen, und darauf ist mir meine Aussicht in die Zukunft gestellt.'

M. E.

Theater

Die englische Bühne der Gegenwart

ist in ihrer Organisation wie ihren Leistungen noch immer recht unbekannt in Deutschland und wird deshalb meist schief beurteilt und für gewöhnlich denn doch zu niedrig eingeschätzt. Von ihrer Organisation weiß man etwa, daß das verderbliche ‚Star'- und Serienspielsystem in London herrscht; von ihren Leistungen kennt man einige wenige Stücke, die, wenn sie bei unserem größeren Publikum Gnade finden, von der Kritik (und das nicht mit Unrecht; man denke an Sherlok Holmes u. a. m.!) verurteilt werden, während es, vielleicht von Shaw abgesehen, nur sehr selten vorkommt, daß auch bessere, künstlerische Werke bei der deutschen Kritik dem Interesse und dem Verständnis begegnen, das sie verdienten. Man tritt ihnen nur zu oft mit Vorurteilen entgegen: Was kann aus England Gutes auf dramatischem Gebiete kommen? Und man stellt sich selber zu selten nach ihnen ein, verlangt von vornherein Unmögliches von ihnen.

Es wird aber wirklich an der Zeit, daß diese etwas hochmütig abweisende Haltung ein wenig sich ändere, denn sie fußt auf einer Unkenntnis der Verhältnisse; sie läßt Klischees, die nicht mehr gelten, noch immer nachschwätzen (wie die ewigen Klischees über die Faulheit der Neapolitaner, gegen die schon Goethe zu Felde zog); sie zieht nicht in Betracht, daß sich seit einiger Zeit, wenn auch begreiflicherweise nur sehr langsam, eine Wandlung im englischen Theater

vollzieht. Und da diese Wandlung sich seit etlichen Jahren Stärkung gerade aus Deutschland saugt, indem es u. a. fast zur Vollendung einer Bühnenausbildung hier jetzt gehört, daß man eine theatralische Studienreise durch Deutschland unternommen hat, so ziemt es wohl uns Deutschen, diese englische Bühnenrenaissance mit etwas größerem Interesse zu verfolgen. Dazu kann allen, die der englischen Sprache ein wenig mächtig sind, eine Publikation die trefflichsten Dienste leisten, die seit nun sechs Jahren alljährlich im Januar erscheint, und die von den wichtigsten Vorkommnissen und Bewegungen innerhalb des englischen Bühnenlebens in Wort und Bild berichtet. Das ist das von der Londoner Theaterwochenschrift ‚The Stage' veröffentlichte, von Mr. L. Carson herausgegebene ‚The Stage Year Book', das zu dem geradezu erstaunlich billigen Preise von einem Schilling (300 Seiten Text und 100 Abbildungen!) exklusive Porto verkauft wird, wiewohl es neben der englischen regelmäßig auch noch die amerikanische, die deutsche und die französische Bühne, ebenfalls in Wort und Bild, behandelt und dadurch ein internationales Bühnenjahrbuch darstellt, wie es kein anderes Land aufzuweisen hat.

An der Hand dieses für jeden Theaterfreund hochwichtigen Buches nun die neuesten Leistungen der englischen Dramatik und deren künstlerische Tendenz hier, wenn auch nur ganz summarisch, zu behandeln, würde zu weit führen. Dagegen möchte ich einige Notizen über die Organisation der heutigen englischen Bühne hier anknüpfen, weil mir scheint, daß man darüber bei uns am wenigsten orientiert ist. Die Organisation einer nationalen Bühne aber gibt ja erst den Grund und Boden ab, auf dem sich das Drama und die Darstellungskunst entfalten können; sie sind von ihr im höchsten Grade abhängig. Natürlich ist eine solche Organisation auch selber bestimmten Gesetzen der Veränderung unterworfen (sie ist ihrerseits abhängig von gewissen Errungenschaften der Zivilisation, so vor allem von den leichten und schnellen Transportmitteln, dann von der eigentlichen Kultur, aber auch von der bloß äußeren und doch so folgenschweren Tatsache des Anwachsens der Bevölkerung usw.); jedoch geht es mit ihr ähnlich wie mit den Gesetzen, die sich wie ewige Krankheiten forterben, das heißt, sie hinkt der geistig künstlerischen Bewegung, der sie dienen soll, nach und hindert sie mehr, als daß sie sie unterstützt.

Das ist jetzt in sehr starkem Grade in England der Fall, und darum herrscht solche Unruhe, solche Unzufriedenheit in den Kreisen der englischen Theaterfreunde. Wenn nun ganz deutlich wiewohl langsam die etablierte Organisation einer Änderung unterzogen wird, so dürfte gerade das den besten Beweis von der im Fluß befindlichen Renaissance des englischen Theaters der Gegenwart abgeben. Von diesen Änderungen kann man in dem erwähnten Stage Year Book genugsam Spuren finden.

Wie tun sie sich kund? Vor allem in der Gründung selbständiger Repertoiretheater in den großen Provinzstädten, die bis vor kurzem noch alle genau wie die kleinen und kleinsten Städte von wandernden Schauspieltruppen ihre dramatische Nahrung entgegennehmen und mit dem zufrieden sein mußten, was man ihnen bot. Hätte Deutschland nicht kulturell das Glück der Dezentralisation gehabt, ihm würde wohl ein ähnliches Los beschieden gewesen sein; wozu noch kommt, daß seit dem großen Freiherrn vom Stein die deutschen Städte erst materiell gleichsam zu selbständigen Wesen wurden und naturgemäß, bei fortschreitendem Wohlstande, auch eine kulturelle Individualität entwickelten, die sich auf dem Gebiete des Theaters nun in dem Vorhandensein und Wirken städtischer Bühnen kund tut. Die englischen Städte besaßen kaum den Keim einer solchen Individualität. Jeder in ihnen war sein eigner Meister, der Lord seines castle, wie es ja heißt, jeder versuchte so viel wie möglich nur für sich selber zu verdienen. Wie hätten auf solch steinigem Boden selbständige Bühnen entstehen können!

Das alles ändert sich nun allmählich,

und das eben macht das Erscheinen solcher selbständigen Bühnen überhaupt erst möglich. Es geht gar langsam; noch können sich diese Bühnen kaum aus eigener Kraft halten, aber sie bestehen doch eben einmal und üben schon jetzt einen starken Einfluß aus, ja haben bereits günstig auf die dramatische Literatur eingewirkt.

Neben diesen Bühnen, die sich vor allem in Manchester, in Liverpool, in Glasgow und Dublin befinden, hat die neue Bewegung die Gründung von Theatervereinen über das ganze Land hin verursacht, und die bedeutendsten dieser Vereine haben sich seit einem Jahre zu einem ‚Kartell der Theaterbesucher' vereinigt (unter der Leitung des rührigen Mr. J. T. Grein, dem die englische Bühne auch sonst vieles verdankt) und suchen Einfluß auf die Wahl der Stücke zu gewinnen. Man trachtet darnach, besondere Truppen, den deutschen Wandertheatern ähnlich, zusammenzustellen, die mit einem wirklich wertvollen Repertoire die einzelnen Städte, in denen Vereine des Kartells sich befinden, aufsuchen und dort den reinen Geschäftstheatern Konkurrenz machen sollen; die Vereine selber wollen die Unkosten solcher Vorstellungen garantieren. Das ist ein großer Schritt vorwärts.

Wie sehr der Gedanke, daß die Bühne der öffentlichen Unterstützung wert ist, soll anders sie ihre höchste Funktion ausüben, im englischen Volke zum Durchbruch gelangt ist, das wird auch noch besonders durch den Umstand erwiesen, daß jetzt (zufällig gerade heute, wo diese Zeilen geschrieben werden), im Unterhaus eine Debatte stattfindet, in der die Frage einer staatlich zu subventionierenden Nationalbühne zu eingehender Erörterung gelangen wird. Das wäre noch vor fünf Jahren eine völlige Unmöglichkeit gewesen. Heute aber finden sich Anhänger einer solchen Idee in allen Kreisen, und kommen wird eine solche Nationalbühne, und kommen werden auch städtische Bühnen, denn das ganze öffentlich kulturelle Leben Englands ist eben einer Neuerung, einer Erneuerung unterworfen, und mit ihr wird endlich auch die Zeit herbeikommen, in der dem Theater werden wird, was des Theaters ist, nicht zum Schaden der Nation.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst

Oswald Achenbach in Kunst und Leben, so betitelt sich ein nettes Büchlein, welches die Tochter des Meisters, Cäcilie Achenbach, vor kurzem im Verlage der Buchhandlung Du Mont Schauberg in Köln herausgegeben hat. Die anmutig geschriebenen Schilderungen bringen uns den Künstler mit dem Menschen Achenbach zugleich näher. Sie tragen, obwohl sich überall die kindliche Liebe zu erkennen gibt, mit der das Bild gezeichnet wurde, nirgends den Stempel des Überschwänglichen. Einen gewissen Hang zur Bohème hat auch Oswald niemals ganz verleugnen können. Es war dies ein Erbe seines Vaters, der, wie Cäcilie uns erzählt, ‚ein phantastischer, nervöser Mensch war, der seine Familie in der Welt herumhetzte und nirgends Ruhe fand.' Er hatte durch unkluge Spekulationen in Rußland und Amerika das bedeutende Vermögen seiner Frau verloren, und betrieb schließlich gegen Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Essigfabrik und Bierbrauerei in Düsseldorf, die er aber bald wieder aufgab. In Pempelfort bei Düsseldorf wurde nun Oswald am 2. Februar 1827 geboren. Bald darnach übersiedelten seine Eltern mit ihm nach München.

Es war ein merkwürdiges Omen, daß unser Künstler unter einem kolorierten Kupferstich, der den Ausbruch des Vesuv darstellte, das Licht der Welt erblickte. Nach Italien, dem Sonnenland, wies schon frühe das Horoskop seines Lebens. Aber die Natur lernte er auf deutschem Boden lieben, und an die schöne Isarstadt knüpften sich für Oswald Achenbach nicht nur die liebsten Jugenderinnerungen, er hat auch aus der weiteren Umgebung Münchens, dem bayerischen Hochgebirge, wohin er mit seinem Vater im Sommer zahlreiche Fußtouren unternahm, die tiefsten, nachhaltigsten Natureindrücke mitgenommen. Später lernte er auf solchen Ausflügen auch die Alpenwelt

der Schweiz, den St. Bernhard und St. Gotthard, kennen. Aber auch in München blieb die Familie nicht lange. In Düsseldorf, wohin man wieder zurückkehrte, besuchte Oswald, damals noch ein Knabe, die Akademie, von seinem um 12 Jahre älteren Bruder Andreas eingeführt. Auch hier war aber und blieb seine große Lehrerin die Natur, und er versäumte nicht, kleine Studienreisen an den Rhein und an die Ahr zu unternehmen, später sogar mit lieben Freunden, wie Hans Gude, Ludwig Knaus und Albert Flamm, nach Tirol, der Schweiz und Oberitalien. Im Jahre 1850 lernte er zum ersten Male Unteritalien kennen, Rom und seine großartige Umgebung, Neapel und jenen herrlichen Golf, den er dann so oft im Bilde festgehalten hat. Er zog mit Albert Flamm, seinem Jugendfreund und späteren Schwager, nach dem Süden, und diese Reise wurde entscheidend für seine Kunst und sein Leben. Nach Oswalds Verheiratung verließ ihn die Reiselust keineswegs. Im Jahre 1857 suchte er abermals mit seinem Schwager Albert Arnz und zwei andern Malern Italien auf. Später begleitete ihn auf seinen Wanderungen nach der Normandie, nach Belgien und Holland auch seine junge Frau. Auf der großen Pariser Kunstausstellung hatte unser Künstler wie sein Bruder Andreas ausgestellt, und seine sonnigen Bilder fanden großen Beifall. Bis zum Jahre 1870 dauerten die Beziehungen Achenbachs zu französischen Kunstkreisen, erst der Krieg machte ihnen ein Ende. 1863 erfolgte Achenbachs Ernennung zum ordentlichen Professor für Landschaftsmalerei an der Kgl. Akademie in Düsseldorf. Die Zeit, die nun für ihn kam, war die glücklichste, anregendste seines an Anregungen so reichen Lebens. Ein Kranz von Schülern hatte sich schon viel früher um ihn gesammelt, nun wurde er geradezu der Mittelpunkt der Künstlervereinigung ‚Der Malkasten‘, deren Zweck aber nicht bloß Pflege der Kunst im engsten Sinne war, sondern die auch durch die Musikaufführungen, welche Oswald veranstaltete, und zu denen er auch die Dekorationen malte, berühmt geworden ist. Dazu kam die Gunst des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und seiner Familie, die eine Fülle von Auszeichnungen für den Künstler barg. Aber die Tätigkeit an der Akademie währte, obwohl sie Achenbach viel Freude bereitete, nur neun Jahre. 1872 hat er seine Professur zum größten Leidwesen seiner Schüler, unter welchen wir Namen wie Theodor Hagen, Seibels, Hertel, Willberg, Calame d. J., Johannes Hermes, Wragge, Schneider, Harrer, von Bochmann und Lutteroth finden, wieder niedergelegt. Er wollte frei sein, um nach Herzenslust und Eingebung schaffen zu können. Mit magnetischer Gewalt zog es ihn immer und immer wieder nach dem sonnigen Süden. Monatelang weilte er mit den Seinen in Rom und Neapel. Er wußte, daß der Aufenthalt in Italien zu seinen Lebensbedingungen gehöre, und lehnte darum auch eine ehrenvolle Berufung nach Berlin ab. Sein Lebensabend war ruhig und schön. Reich an herrlichen Erinnerungen konnte er noch so recht aus dem Vollen schöpfen. Sein herbster Schmerz war der am 18. Dezember 1896 erfolgte Tod seiner Gattin. Dieser Todesfall war Ursache, daß viele Ehrungen, die dem Künstler zum 70. Geburtstage zugedacht waren, unterbleiben mußten. Am 1. Februar 1905 starb Achenbach sanft in den Armen seiner Tochter.

Als Maler ist unser Künstler hauptsächlich Kolorist. Nicht daß er das Zeichnerische vernachlässigt hätte, aber der Hauptwert und Hauptreiz seiner Bilder bleiben doch die unerreichten Farbenwirkungen. Nicht wie andere Künstler, die ihr Bild mit Kohle oder mit Bleistift aufzeichnen und dann das Bild nach dieser Skizze stückweise fertig machen, arbeitete Oswald. Er hatte, was er malen wollte, fertig im Kopf und konnte es nicht erwarten, es auf der Leinwand zu sehen. Da ging's dann nicht selten mit der Spachtel, dem Daumen, manchmal oft mit der ganzen Handfläche in den Farben herum. Berühmt waren seine sogenannten ‚Untermalungen‘, d. h. er skizzierte das Bild nur, und oft das nicht einmal, zu Ende, um die Fertigstellung einem andern Zeitpunkte zu überlassen. Seine ‚Übermalungen‘, d. h.

das Vorgehen, durch welches er ein einmal entstandenes Bild einfach durch ein anderes, darübergemaltes zerstörte, haben nicht selten seine Familie und seine Freunde in Verzweiflung versetzt. Ein Schlachtfeldbild von Gravelotte verwandelte er einst kurzerhand in einen Golf von Neapel. Oswald Achenbach ist ein ungemein produktiver Künstler gewesen. Zahlreiche seiner Bilder wanderten nach Amerika. Unter den berühmtesten in europäischen Galerien befindlichen verdient ‚Das Leichenbegängnis in Palestrina' in Düsseldorf, ‚Rocca di Papa' in Dresden und die ‚Villa Borghese', ebenfalls in Düsseldorf, dann der herrliche ‚Bittgang durch den Lärchenwald', sowie der sonnige ‚Klosterhof', beide im Besitze des Herrn Professors Georges Oeder in Düsseldorf, genannt zu werden. Die Familie besitzt unter anderen die bemerkenswerten Bilder des ‚Quirinal' und des ‚Spazierganges Pius IX. in den Vatikanischen Gärten'. Dies war des Meisters Lieblingsbild. Es stand, als er starb, auf der Staffelei in seinem Sterbezimmer.

Was Achenbach eine Ausnahmsstellung unter den Künstlern, die italienische Landschaften gemalt haben, einräumt, ist seine Fähigkeit, die wunderbaren Farbenreize und Farbenspiele der italienischen Landschaft wiederzugeben. Jedes seiner Bilder vom Golf von Neapel gibt mit größter Treue die unaussprechlichen Reize dieses Erdenfleckes wieder, Himmel, Meer, die Stadt, das Vorgebirge, den Vesuv, die alle zu schildern die Sprache zu arm ist, von deren Farbenglut und Leuchten nur der Pinsel des Malers uns erzählen kann. Man betrachte das im Besitz des Herrn Julius Delius auf Marrn bei Schwerin Warthe befindliche Bild der Vigna Barberina, das mit Meisterschaft das Opalisierende des römischen Abendhimmels wiedergibt, oder ‚Die Engelsburg' des Herrn Geh. Kommerzienrates Georg Fromberg in Berlin. Abgesehen von dem Nachthimmel, von dem das Massiv der Engelsburg sich fast gespenstisch abhebt, und den Lichtreflexen im Wasser, sind auch die Menschen links im Vordergrund durchaus nicht bloße Staffage; dazu ist das Bild auch kulturhistorisch für uns interessant, wenn wir die nunmehrige Umgebung des Grabmals Hadrians wehmütig damit vergleichen. Prächtig sind die Lichteffekte der um den heiligen Januarius brennenden Votivlampen auf dem Bilde: ‚Auf der Magdalenenbrücke in Neapel'. Neapel war und blieb bis zum Tode Oswald Achenbachs Lieblingsvorwurf. Das letzte große Bild, das er ablieferte, war — ein Golf von Neapel. Für uns ist Achenbach heute noch insofern von größter Bedeutung, als er italienische Landschaften mit einer Naturtreue festgehalten hat, die den Kenner derselben geradezu überrascht. Auch Szenerien, die sich längst geändert haben, stehen mit einer Wahrheit vor uns, daß wir die Seele des Künstlers uns daraus entgegenblicken sehen, der mit der italienischen Landschaft in seinen tiefsten Herzensfasern so unzertrennlich verbunden war. Die Via Appia nuova mit Blick auf den Lateran, der deutsche Friedhof in Rom mit der Cestiuspyramide sind ja heute durch ihre Umgebung anders in den Eindrücken, die sie erwecken, aber der Geist, der über dem Landschaftsbilde webt, ist derselbe geblieben, groß, ernst und melancholisch. Und das ist's, was Achenbach auf die Leinwand zu bannen wußte, und was er oft mit wenigen, oft mit einem Pinselstrich so unnachahmlich erreicht hat. **Bertha Pelican.**

Musik

Hebbel und Wagner als ‚Konkurrenten'. Im Fall Hebbel-Wagner wiederholt sich wieder einmal das in der Geschichte leider nicht seltene Schauspiel, daß zwei auf verschiedenem Wege dem Ideal zustrebende große Künstler verständnislos, ja feindselig aneinander vorübergehen. Menschliche und künstlerische Gegensätze spielten dabei die Hauptrolle; doch kam dazu auch noch ein ungünstiges äußeres Moment. die Rivalität, die sich für die beiden Dramatiker als Bearbeiter des Nibelungenstoffs naturgemäß ergeben mußte.

Sie war es augenscheinlich, die den einzigen gelegentlichen Versuch einer gegenseitigen Verständigung der Meister scheitern ließ. Hebbel seinerseits war anfänglich

keineswegs gegen Wagner eingenommen. So soll er den ‚Fliegenden Holländer‘ geschätzt haben und gewann seinen Briefen zufolge von ‚Tannhäuser‘ und ‚Lohengrin‘ zum mindesten musikalisch günstige Eindrücke. Darum suchte er bei einem kurzen Aufenthalt in Paris den dort zur Einstudierung des ‚Tannhäuser‘ weilenden Wagner persönlich auf. Wagner war damals ziemlich leidend und konnte Hebbel nicht empfangen, worin dieser in seinem leicht verletzlichen Selbstgefühl eine persönliche Kränkung erblickte. Als sich daher die beiden Künstler im nächsten Jahre in Wien trafen, ignorierten sie sich zunächst gänzlich, bis es den Bemühungen der beiderseitigen Freunde gelang, doch noch einmal eine Annäherung herbeizuführen. So fand ein persönliches Zusammentreffen — das einzige, das jemals zustande kam — im Spätsommer 1861 in Hebbels Wohnung statt. Die zweistündige Unterredung soll nach Hebbels Aussage ‚höchst anregend‘ gewesen sein; viel weniger freundlich äußert sich darüber Wagner, der von Hebbel den Eindruck eines ‚vernachlässigten, seine Angelegenheiten aber dennoch geschäftsmäßig betreibenden Dilettanten‘ gewann. Und nun trat dazu noch jene erwähnte künstlerische Rivalität in die Erscheinung, die die kaum genäherten Pole definitiv auseinanderschnellen ließ. 1861 hatten Hebbels ‚Nibelungen‘ in Weimar einen glänzenden Erfolg erzielt; 1862 erschienen sie im Druck, und Laube nahm zunächst den ersten Teil zur Aufführung am Wiener Burgtheater an. ‚Man muß sich nun‘, sagt Karl Storck in seiner Studie „Hebbel und Wagner“ („Allgem. Musikztg.“, Berlin 1913), ‚in die verzweifelte Lage Wagners versetzen. Er kämpfte in höchster künstlerischer, in geradezu niedriger materieller Not um die Ausführung seines „Tristan“. Den Gedanken, jemals seine Festspielidee verwirklichen und zu diesem Zwecke die Komposition seines Nibelungenrings vollenden zu können, mußte er eigentlich fahren lassen. Nun schien die Dichtung eines anderen, eben Hebbels, gegen deren ganze Anlage Wagner seiner Natur nach eingenommen sein mußte, die Bühne zu erobern. Wer weiß, was da noch durch persönliche Zwischenträgereien geschürt worden ist; jedenfalls entschied sich Wagner dazu, Ende 1862 sein Werk als Dichtung der Öffentlichkeit zu übergeben.‘ Bekanntlich hatte Wagner den ‚Ring‘ bereits im Jahre 1853 in einer geringen Anzahl von Exemplaren unter seine nächsten Freunde verteilt. Wie sehr die nunmehrige Mitteilung an das Gesamtpublikum gerade auch gegen Hebbel sich richtete, zeigt eine Bemerkung in dem der Ausgabe beigegebenen ‚Epilogischen Bericht‘, die, ohne Namen zu nennen, sich gegen die ‚Literaturdichter‘ richtet, die auf seinen Vorgang hin ‚sich plötzlich veranlaßt fanden, diesen so national offenliegenden Stoff der Bühne . . . zuzuwenden‘. Daß der hiemit Hebbel gemachte Vorwurf des Plagiats nicht ernst zu nehmen ist, braucht heute nicht mehr erst betont zu werden. Natürlich aber wurde dadurch der Gegensatz zwischen den beiden ‚Nebenbuhlern im Nibelungenfach‘ nur verschärft, zumal Wagner nunmehr der Aufführung des Hebbelschen Werkes im Burgtheater seinerseits durch Wiedergabe von Bruchstücken aus der ‚Walküre‘ in großen Konzerten weitere ‚Konkurrenz‘ machte. Das gab Hebbel zu einer kritischen Äußerung über Wagners Werk Veranlassung, die anonym (!) in der Hamburger Kunstzeitschrift ‚Arion‘ erschien. ‚Der Held des Tages‘, heißt es in dem aus Wien, Februar 63 datierten Bericht, ‚ist jetzt hier Richard Wagner, der in Konzerten, die er selbst dirigiert, Fragmente aus seinen unvollendeten Opern zum besten gibt. Jedoch hat er sich keineswegs eines ungeteilten oder auch nur großen Beifalls zu erfreuen, so lärmend es auch im Theater an der Wien, wo das Experiment stattfindet, hergeht, und so oft er auch gerufen wird. Seine Anhänger . . . sagen über den „Walkürenritt“, er sei eine Musik von Blut und Eisen, die Händel und Gluck, Mozart und Beethoven weit hinter sich lasse. Seine Gegner behaupten, er habe die Trompeten von Jericho wieder entdeckt. . . . Das unbefangene Publikum, dem in musikalischen Dingen ohne Zweifel die erste Stimme in

Deutschland zusteht, urteilt weniger exzentrisch. Es verkennt nicht, daß der Walkürenritt ein höchst charakteristisches Musikstück ist, welchem der Eindruck nirgends fehlen kann; es übersieht aber auch nicht, daß die materiellen Mittel darin auf eine Weise verwertet sind, die noch weit über Spontini hinausgehen. Ich selbst wage nicht zu entscheiden, ob die Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt. Dem Auge wird die Oper, der dieser Walkürenritt angehört, Erstaunliches bieten. Viel mehr als irgend eine von Meyerbeer, was einigermaßen befrembet, da Wagner es dem Verfasser des „Propheten" so bitter vorwarf, daß er nicht einmal den Effekt von Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgängen verschmähe. Aber was sind Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgänge gegen die theatralischen Effekte, welche das Programm des Wagnerschen Musikstücks in Aussicht stellt! Immerhin ist der Walkürenritt eine vortreffliche Ouvertüre zum Wiener Karneval. Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob der Moment gekommen wäre, wo auch die Steine Ton und Stimme erhalten sollten, und man wundert sich nur noch, daß man beim letzten Taktstrich nicht samt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.' — Wie diese Ausführungen ersehen lassen, war auch von Hebbels früherer Verehrung für den Musiker Wagner unter dem Druck der Verhältnisse nichts mehr übrig geblieben. Vorher hatte er übrigens schon in Briefen die Wagnersche Nibelungendichtung als ‚Krüppelholz' und seine Kunsttheorie als Vorwand, ‚das eigene Defizit, den Mangel an Melodien' zu decken, bezeichnet. Da Hebbel noch im Jahre 63 starb, fand er keine Gelegenheit mehr, seine Meinung von Wagner etwa unter dem Eindruck der Gesamtaufführung des ‚Rings' zu revidieren. Wagner andrerseits hat die Angriffe Hebbels nie vergessen und nie verziehen. Das zeigt sein scharfer Ausfall gegen die Hebbelschen ‚Nibelungen' in der 1872 erschienenen Studie ‚Über Schauspieler und Sänger', wo er Hebbels Drama als ‚eine Parodie des Nibelungenliebs' ungefähr in der Weise der Blumauerschen Äneïde wertet. ‚Der gebildete moderne Literat', sagt er, ‚scheint hier offenbar die ihm so scheinende Groteske des mittelalterlichen Gedichtes durch lächerliche Übertreibungen zu verhöhnen: seine Helden gehen hinter die Kulisse, verrichten dort eine monströse Heldentat und kommen dann auf die Bühne zurück, um im geringschätzigen Tone, wie etwa Herr v. Münchhausen über seine Abenteuer, darüber zu berichten. Da hier alle mitsprechenden Helden auf den gleichen Ton eingehen, somit sich gegenseitig eigentlich verhöhnen, ersieht man, daß die Schilderungen und Reden alle nur an das Publikum gerichtet sind, wie als ob jeder diesem sagen wollte, das Ganze sei doch nur eine Lumperei, worunter dann ebensowohl die ‚Nibelungen' als das deutsche Theater zu verstehen wäre.'

An gründlichem Mißverstehen des Gegners fehlte es, wie man sieht, bei Wagner ebensowenig wie bei Hebbel, und auch die persönliche Gegensätze einschläfernde Zeit hat nicht vermocht, ihn eines Besseren zu belehren. Der schaffende Künstler hat das Recht, einseitig zu sein, denn dies ist in gewissem Sinn Vorbedingung für das unbeirrte Anstreben seines Ideals. Für uns, die Genießenden und Empfangenden aber hat der Gegensatz der beiden Meister heute nur noch die Bedeutung einer historischen Kuriosität; wir haben auf die Frage ‚Hebbel oder Wagner?' die definitive Antwort ‚Hebbel und Wagner!' gefunden.

Dr. Eugen Schmitz.



:: Neues vom Büchermarkt ::

Bienenstein, Karl, ‚Wo Menschen Frieden finden‘. (Grethlein & Co., Leipzig, M. 4.—.)

Der für das Idyll ohne Zweifel stark begabte Verfasser hat sich hier an einen Stoff gewagt, in dem krasse Effekte mit pantheistischer Naturschwärmerei seltsam kontrastieren. Konstruierte Menschen und Schicksale, stellenweis auch papierne Sprache, ein peinlich offenkundiges Leichtnehmen der schriftstellerischen Arbeit lassen den Roman als durchaus verfehlt erscheinen.

Bleibtreu, Karl, ‚Zwei wackere Helden‘, satirischer Napoleonroman. (Grethlein & Co., Leipzig, M. 3.50.)

‚Das märchenhafte Gemälde einer welterobernden Räuberbande‘ — Napoleon und seine Zeit aus der Froschperspektive — wem ist mit solchem Buche gedient? Die Marschälle Spitzbuben und Wüstlinge, Napoleon ein Trottel, seine ganze Laufbahn ein Bluff — das ist nicht satirisch, das ist nur kläglich. Müßte denn Heinescher Witz, Shawsches Spiel mit blitzenden Paradoxen drin sein. Aber Bleibtreu hat davon nichts.

Doehler, Gottfried, ‚Am Dorfbrunnen‘, Geschichten und Mären. (F. A. Barthel, Leipzig, M. 2.50.)

Ein ausnehmend liebenswertes Buch, ohne Prätension, still, innerlich und warm. Sein Verfasser eine jener behaglichen Naturen, die am ehesten geeignet sind, altes Volksgut zu hegen und neu zu formen. Wie er im Vogtlande heimisch ist, sollte jeder deutsche Gau seine Heimatdichter finden. Um unser Volkstum stünd es besser.

Egidy, Emmy von, ‚Matthias Werner‘. (S. Fischer, Verlag, Berlin, M. 3.50.)

Die Geschichte eines hochbegabten unehelichen Knaben, den erst allmählich Leben und Liebe von Zerrissenheit und Zersplitterung heilen. Eigentümlich ist die Mischung von gestaltender Kraft und doktrinärer Rederei, welche die Verfasserin zwiespältig offenbart, die natürliche Folge einer nach hoher geistiger Bedeutung ringenden Natur, die wohl erst später in reiner Harmonie sich offenbaren wird.

Flake, Otto, ‚Freitagskind‘. (S. Fischer, Verlag, Berlin, M. 3.50.)

Der ziemlich belanglose Stoff, die Geschichte eines vielfältig verwirrten elsässischen Knaben, hat den Vorzug, einfach und klar erzählt zu sein. Der gesunde Stil, dem es nur um das Wesentliche zu tun ist, macht den Wert des Romanes aus.

Geißler, Max, ‚Das hohe Licht‘. (L. Staackmann, Leipzig, M. 4.—.)

Ein so routinierter Erzähler wie Geißler kann zwar nicht ganz Schlechtes geben, dieser Roman aber aus den Bergen zwischen Etsch und Gardasee gehört sicher zu seinen schwächsten Büchern. Es wäre bedauerlich, wenn Geißler dem künstlerischen Ehrgeiz schon Genüge getan zu haben glaubte. Letzten Endes ist der Roman nichts als eine billige Schmuggler- und Liebesgeschichte, aus der wohl nur eine Figur, die der Wirtin, vom ‚hohen Licht‘, recht gestaltet ist.

Grabein, Paul, ‚Gestürzte Altäre‘. (Grethlein & Co., Leipzig, M. 3.50.)

Aus einer mehrere Jahre zurückliegenden Eheirrung ersteht einer Frau, ihrem Mann und dem gemeinsamen Freund der Konflikt, der durch den verzeihenden Edelmut des Mannes gelöst wird. Flott und spannend erzählt, erfüllt das Buch wohl jene Ansprüche, die man an Unterhaltungslektüre zu stellen gewohnt ist.

Heubner, Rudolf, ‚Juliane Rodox‘. (L. Staackmann, Leipzig, M. 5.—.)

Der Roman aus der niederländischen Renaissance offenbart auf jeder Seite die ehrliche, gediegene Arbeit, deren Wirkung nur eine schwerfällige Breite Abbruch tut. Heubner verfällt noch zu oft in die Vorlesung. Die kräftige Sprache, sorgsame Modellierung der Figuren, weiter Blick sind aber Vorzüge, die einem geduldigen Leser die Lektüre des Romans doch genußreich machen.

Heym, Georg, ‚Der Dieb‘, ein Novellenbuch. (Ernst Rowohlt, Leipzig, M. 3.—.)

Der vor zwei Jahren frühverstorbene Dichter war ohne Zweifel ein bedeutendes Talent, dem es leider nicht beschieden war, zur künstlerischen und menschlichen Reife zu kommen. In diesem nachgelassenen Novellenbuch ist noch alles Sturm und Drang, Lust am Grausigen, Ungewöhnlichen, aber die diese Stoffe erfüllende dichterische Leidenschaft ist so groß, daß sie mitreißt. Hebbel (‚Die Kuh‘ u. a.) begann ähnlich.

Hochstetter, Gustav, ‚Die Heiratsjagd‘, humoristischer Roman. (Concordia, Berlin, M. 2.—.)

Ein typisches Berliner Produkt: flach, geistlos, Humor ersetzt durch Witz und Groteske.

Höcker, Paul Oskar, ‚Der ungekrönte König‘. (J. Engelhorn, Nachf., Stuttgart, M. 5.—.)

Freilich ein Unterhaltungsroman, aber einer der gesunden, anregenden Art, die man gern willkommen heißt. Wie der ‚ungekrönte König‘, das Geld, in eine adlige Familie sich hineinfrißt, und wie nur die energische Gesundheit einzelner Glieder sie vor dem Zusammenbruch rettet, das ist eine eindringliche Warnung vor dem unheilvollen Einfluß des Mammonismus, an dem nicht zuletzt viele Adelskreise für Streben und Kultur unbrauchbar werden.

Huna, Ludwig, ‚Monna Beatrice‘. (Grethlein & Co., Leipzig, M. 4.—.)

Dieser ‚Liebesroman aus dem alten Venedig‘ erregt auf jeder Seite durch seine erhitzte, unwahre Opernhaftigkeit Lächeln. Ein immerwährendes, gellendes Fortissimo in falschen Tönen.

Jobst, Julia, ‚Nimm das Leben wie den Tag‘. (Concordia, Berlin, M. 3.—.)

Ein wohltuendes Streben nach menschlicher Reinheit und Vollkommenheit zeichnet den Roman aus, der noch eindringlicher wirken würde, versagte die Gestaltungskraft der Erzählerin nicht zuweilen.

Keller, Philipp, ‚Gemischte Gefühle‘. (Ernst Rowohlt, Leipzig, M. 3.—.)

Die Geschichte eines jungen Mädchens über Tändelei und Fehltritt bis zur wohltemperierten Ehe. Der kühle Ernst des Vortrags verrät den Artisten. Man könnte an dem klaren, blitzenden Stil Gefallen haben, wüßte man nicht, daß er Flaubert abgelernt ist.

Kellermann, Bernhard, ‚Der Tunnel‘. (S. Fischer, Berlin, M. 3.50.)

Die Verwirklichung eines submarinen Tunnels zwischen Amerika und Europa, durch den man in 24 Stunden fährt, bildet den Roman. Der Erzähler entläßt eine rasende Sturzflut ungeheuerlicher, aber möglicher Ereignisse, und läßt stählern darin ein Ingenieurgenie ragen und siegen. Eines berauschenden Eindruckes ist der Roman sicher, eines berauschenden, aber flüchtigen Eindruckes. Letzten Endes ist das Buch ein technisches Kunststück.

Kirstein, Paul A., ‚Sein Junge‘. (Concordia, Berlin, M. 3.—.)

Wieder wie Höckers ‚Ungekrönter König‘ ein Unterhaltungsroman gesunder Art, aufgebaut auf zeitgemäßem Problem: dem des verwöhnten Kindes. Daß Glück nicht geschenkt, sondern nur erworben werden kann, ist das Leitmotiv.

Kolb, Annette, ‚Das Exemplar‘. (S. Fischer, Berlin, M. 3.50.)

In seiner Anspruchslosigkeit ein entzückendes Buch. Eigentlich ein Nichts. Ein junges Mädchen von reiner, aber kapriziöser Ursprünglichkeit reist nach England, um ihr ‚Exemplar‘ zu treffen, erreicht aber nur ein kurzes, nicht einmal ungestörtes Gespräch. Wie das Mädchen aber in England herumreist, wartet, hinlebt — das ist mit so entzückender Sprunghaftigkeit wiedergegeben, daß man diesem kuriosen Menschenkind herzlich nahe kommt. Zum Schluß eine lächelnd-schwere Abschiedsviertelstunde geht ins menschlich Tiefste.

König, Hertha, ‚Emilie Reinbeck‘. (S. Fischer, Berlin, M. 4.—.)

Emilie Reinbeck war eine Freundin Lenaus, ihre Geschichte erzählt Hertha König Es sind menschlich wundervoll tiefe Partien in dem Roman, leider kam die Verfasserin von dem Zwiespalt zwischen Biographie und Dichtung nicht völlig los.

Rießen-Deiters, Leonore, ‚Der Faun‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 4.—.)

Wie ein bedeutender Bildhauer in der Ehe mit seinem ehemaligen Modell zugrunde geht, wird hier erzählt. Leider fehlt die Delikatesse der Darstellung. Die Verfasserin rückt uns ihre Leute so nahe auf den Leib, daß sie nicht mehr eindringlich, sondern aufdringlich wirken. Der saloppe Stil tut ein übriges, daß man des Buches nicht froh wird.

Rittland, Klaus, ‚Jenseits der Mauer‘. (Karl Reißner, Dresden, 2 Bde., M. 6.—.)

Um des schweren Problems Herr zu werden: eine geistig hochstehende Frau mit kurzen Zwischenpausen verschiedene Liebhaber beglücken zu lassen und ihr nicht die Sympathie des Lesers von vornherein zu rauben, dazu bedurfte es mehr an darstellerischer Kraft, als die Erzählerin aufbringen kann. So wirkt der Roman lähmend unerfreulich.

Stehr, Hermann, ‚Geschichten aus dem Mandelhause‘. (S. Fischer, Berlin, M. 2.50.)

Daß der schlesische Dorfschullehrer Stehr ein echter, ernst ringender Dichter ist, beweist wieder diese Geschichte einer Kindheit. Nicht allzu groß wird seine Gemeinde je werden. Sein eigenwilliger Geist, der für keine Zugeständnisse zu haben ist, wird viele abstoßen. Leider. Die ‚Geschichten aus dem Mandelhause‘ sind tief und schön; ein Durchbrechen der realen Geschehnisse und Hinweisen auf eine geheimnisreiche jenseitige Welt machen die Lektüre doppelt reizvoll.

Stilgebauer, Edward, ‚Das verlorene Paradies‘. (Dr. Sally Rabinowitz, Leipzig, M. 2.—.)

Ein böses Stück Roman, talentlos bis zur Peinlichkeit, Kitsch gröbster Sorte. Man kann den armen Mann nur bedauern, dem nach seinem ‚Götz Krafft‘ eine gefällige Presse den Lorbeer des Dichters gewaltsam auf den Kopf drückte.

Watzlik, Hans, ‚Im Ring des Ossers‘. (L. Staackmann, Leipzig, M. 3.—.)

Mit diesem Bande von Sagen und historischen Novellen debütiert ein ungemein kraftvolles Talent, das sich nur vor dem jetzt schon zutage tretenden Hang zur Manier bewahren sollte. Einzelne Stücke in ihrer holzschnittartigen Rauheit sind vorzüglich.

Stratz, Rudolf, ‚Seine englische Frau‘. (J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart, M. 5.—.)

Stratz hat eine stark beschäftigte Romanfabrik. Ein fixer Geschäftsmann, der sein Publikum kennt. Die englisch-deutsche Frage ist brennend? Nun wohl, bringen wir sie in einen Roman. Beileibe nicht Stellung nehmen, nur überall antippen. Und zum Schluß: ‚Versöhnt euch!‘ Charakteristisch für die Mache ist ein Umstand: Damit auch noch Ende 1913 der Roman aktuell anmute, muß der ‚Imperator‘ der Hapaglinie ‚das größte Schiff, das je auf der Erde fuhr‘, lebhaft rauchend Dover passieren, derselbe ‚Imperator‘, der 1. Mai 1913 seine erste Fahrt machte. Steinbeil.

Naturkunde

Die Fortschritte der farbigen Reproduktionstechnik werden immer mehr in den Dienst der Aufgabe gestellt, naturentfremdeten Bücherlesern die mangelnde Augenscheinkenntnis, zumal der organischen Lebensformen, einigermaßen zu ersetzen. In ganz ausgezeichneter Weise wird diesem Zwecke die neue Reihe von ‚Schmeils naturwissenschaftlichen Atlanten‘ dienstbar, deren bisher vorliegender Band **‚Die Reptilien und Amphibien Mitteleuropas‘**, herausgegeben von Richard Sternfeld (Leipzig 1913, Verlag Quelle-Meyer. Geb. M. 5.40) dreißig wundervollen Farbentafeln einen sehr lehrreichen und zur Beobachtungsfreude anspornenden Begleittext beigibt. Der Wunsch des Verfassers ist, daß sein Buch nicht nur innerhalb der vier Wände studiert, sondern als Führer bei Naturwanderungen mitgeführt werde. Über allen populär-zoologischen Spezialwerken behauptet immer noch **‚Brehms Tierleben‘** den Vorrang. Von der neuen, an dieser Stelle schon wiederholt empfohlenen Auflage hat nun Band IX (Leipzig 1913, Bibliogr. Institut. In Halbleder M. 12.—) den Abschluß der vierbändigen Abteilung ‚Vögel‘ gebracht. Da hierin gerade alle Hauptarten unserer einheimischen Singvögel und ihrer fremdländischen Verwandten behandelt und in vielfach glücklich ergänzten Abbildungen veranschaulicht werden, wird gerade dieser Band allen Liebhabern der Ornithologie besondere Freude bereiten. Im gleichen Verlag hat soeben eine auf drei Bände angelegte, populäre Pflanzenkunde zu erscheinen begonnen, **‚Die Pflanzenwelt‘** von dem Berliner Botaniker Otto Warburg. Der bisherige, erste Band (In Halbleinen M. 17.—) läßt bei all seiner glänzenden, illustrativen Ausstattung und ständigen lehrreichen Wechselbeziehung zwischen Wort und Bild noch Zweifel übrig, ob die schwierige Aufgabe einer Popularisierung der systematischen Botanik als restlos gelöst gelten kann. Freilich boten hierfür auch die zunächst behandelten Kreise der Urpflanzen und Lagerpflanzen besondere Schwierigkeiten, und schon in der bisher behandelten, aufsteigenden Reihe der Embryopflanzen macht sich mit der wachsenden Anknüpfungsmöglichkeit an die Alltagsbeobachtung eine leichtere Darstellungsweise geltend, wie sie gewiß den noch ausstehenden Bänden, dem bekannteren Stoffe gemäß, noch mehr zugute kommen kann. Es sollen dabei durchwegs neben der einheimischen Flora diejenigen fremdländischen Pflanzen besonders berücksichtigt werden, die in wirtschaftlicher, gesundheitlicher oder sonstiger kultureller Hinsicht für den Menschen wichtig sind. Die nur selten hervortretenden, theoretischen Grundansichten des Verfassers geben bei ihrer vorsichtigen Formulierung zu keinen wesentlichen Einwänden Anlaß.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Oswald Achenbach finden in dem Rundschauartikel von Bertha Pelican ihre Würdigung.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöppert in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Jos. Scherer/Akropolis von Athen





Zehnter Jahrgang · August 1913

Die kalte Tred / Erzählung von Josef Gangl

Hinter mir stieg ein junges Weib den Bergpfad empor. Manchmal kam es mir so nahe, daß ich [illegible] raschgehenden Atem hörte. Aber ich ließ meine [illegible] vor denen eines Weibes nicht zuschanden werden. [illegible] ersten breiten Felsenstaffel schrie es mich an:

‚Halt! Jetzt wird gerastet! Das ist hier der Brauch!'

‚Und wenn man nicht müde ist?' fragte ich über die Achsel zurück.

‚So hilft man den Müden nach.'

‚Dir aber nicht. Du gehst noch nicht so schlecht.'

‚Weil ich deinem Binkel nach muß', erklärte sie. ‚Er riecht soviel lieblich.'

Wir standen uns nun [illegible] Ich meinte zu[illegible] meinen Wanderpack spotten [illegible] hatte [illegible] Sie schnupperte eifrig nach [illegible]

‚Bind' ihn auf,' sagte [illegible] klänkt**. Mein Mittags[illegible]

Wie sie so zugleich [illegible] gar nicht. Bei ihr schien es [illegible] zu bedürfen. Auf ihr Be[illegible] rasten wir. Einem so [illegible] ja kaum ohne Grobheit wide[illegible] pack

* Zödmann: Kirchendiener [illegible]



Zehnter Jahrgang August 1913

Die kalte Treb / Erzählung von Josef Gangl

Hinter mir stieg ein junges Weib den Bergpfad empor. Manchmal kam es mir so nahe, daß ich seinen raschgehenden Atem hörte. Aber ich ließ meine jungen Beine vor denen eines Weibes nicht zuschanden werden. Auf der ersten breiten Felsenstaffel schrie es mich an:

‚Halt! Jetzt wird gerastet! Das ist hier der Brauch!‘

‚Und wenn man nicht müde ist?‘ fragte ich über die Achsel zurück.

‚So hilft man den Müden nach.‘

‚Dir aber nicht. Du gehst noch nicht so schlecht.‘

‚Weil ich deinem Binkel nach muß‘, erklärte sie. ‚Er riecht soviel lieblich.‘

Wir standen uns nun gegenüber. Ich meinte zunächst, daß sie über meinen Wanderpack spotten wollte. Aber der hatte sie wirklich angezogen. Sie schnupperte eifrig nach ihm hin.

‚Bind' ihn auf,‘ sagte sie. ‚Der Zödmann* im Tal hat schon geklänkt**. Mein Mittagsgebet ist verrichtet. Jetzt möcht' ich das Mahl.‘

Wie sie so zugleich im Ernste und im Scherze sprach, lächelte sie gar nicht. Bei ihr schien es zu einem Lächeln schon einer großen Ursache zu bedürfen. Auf ihr Begehren sagte ich: ‚Weil es denn sein muß, so rasten wir. Einem so festen Befehl wie dem deinen könnte man ja kaum ohne Grobheit widerstehen.‘ Ich brachte meinen schweren Pack

* Zödmann: Kirchendiener. — ** geklänkt: geläutet.

auf eine reine Felsenplatte. Als ich die vier Zipfel des blühweißen Säetuches auseinandergelegt hatte, sah das Weib staunend auf meine vielen Habseligkeiten.

‚So ein reicher Bub' ist mir noch nicht untergekommen,' behauptete sie. ‚Wieviel schöne Pfaiden sind denn das?'

‚Fünfzehn,' antwortete ich ihr.

‚Da kannst du schon heiraten,' meinte sie. Als sie aber die Hemden näher besah, widerrief sie die letzte Rede:

‚Nein, du heirat' nie! Du bist und wirst kein rechter Bub'. Und stammst nicht von rechten Leuten. Deine Pfaiden sind ja alle ganz und gar aus harwener Leinwand! Kein einziges hat ein Anstuck*! Fürchtest denn du keine Sünde, wenn du so etwas anziehst? Bei uns muß sogar die Brautpfaid ein rupfenes Anstuck haben. Sag', wem gehörst denn du?'

‚Niemandem,' antwortete ich. ‚Das Sach' hier ist ererbt.'

‚Von deinen Eltern?'

‚Von meinem Oheim. Von meinen Eltern hab' ich nur mich selber und mein Geld.'

‚Ist das auch da im Binkel?'

‚Nein, das ist gar weit von da in einem eisernen Kasten.'

‚Wieviel ist es denn?'

‚Fünftausend Gulden.'

‚Das mußt du aber nicht allen Leuten sagen,' riet sie mir.

‚Eh nicht,' sagte ich. ‚Alle fragen ja nicht so ehrlich wie du.'

Jetzt lächelte sie beinahe ein bißchen. Dann fragte sie aber weiter: ‚Wo ist denn nun das Geselchte, das mir soviel zu der Nase trachtet?'

‚Da, in der ürenen** Werktagshosen. Weißt du — damit mir die Wäsch' daran nicht rußig wird.' Jetzt legte ich ihr das allergrößte Stück des vielen köstlichen Fleisches vor und reichte ihr auch mein Messer. Beim Kosten machte sie ein überaus verständiges Gesicht.

‚Wohlgeraten,' lobte sie. ‚Das ist von keiner heurigen Bäuerin.'

‚Freilich nicht,' sagte ich. ‚Weil ich es eingepökelt hab'. Ja, ja, schau mich nur an! Seit meinem elften Jahr bin ich am Jürgenhof bei der weibsseitigen Arbeit ganz allein gestanden. Aber an der dortigen Ordnung hat es niemand erkannt, daß die Bäuerin schlafen gegangen

---

* Bei den Bauern des Böhmerwaldes sind noch immer der Sparsamkeit und Ordnung wegen Hemden aus dreierlei Leinwand gebräuchlich; zum ‚Büsel' (das ist das Brustteil) und zu den Ärmeln wird die schönste, die ‚harwene' Hausleinwand genommen. Das ‚Anstuck' ist aus ‚rupfenem', das ist aus vom Abfalle des schönen Flachses gemachtem Garne und der übrige ‚Hemdstock' aus ‚Abberstling', einem Gemische von schönem und rupfenem Garne.

** üren: bocklebern.

ist. Heiraten hat der Oheim nimmer wollen. Und eine Wirtschafterin hätt' er schon des Leutegeredes wegen nicht genommen. Es hätte ihm auch keine mit so einer guten Meinung gehaust wie ich. Aber das Essen hat ihm bei mir schier gar zu gut geschmeckt — ich hab' halt das Schmalz nicht gespart wie die gottselige Bäuerin, und da ist er gar zu jäh leibig worden und —‘ Ich mußte aus wahrhaftiger Rührung die Rede beschließen.

‚Weine nicht,‘ tröstete das Weib. ‚Ich glaub' dir's schon, daß du ihn nicht der Erbschaft wegen zu Tod gefüttert hast.‘

‚Sein Erbe ist sein Sohn. Der studiert auf das Recht. Darum wird ihm kein Geld zuviel. Ich aber bin reich genug. Nur was er von dem Nachlasse nicht mögen hat, ist mir zugefallen, und außerdem zu meiner Reisezehrung die Sau, von der das Fleisch da ist.‘

‚Wo ist denn all das andere von ihr?‘ forschte das Weib, und sah mich so an, als ob sie es beinahe für möglich hielte, daß ich das andere schon auf meiner Reise vertilgt haben könnte. Ich hatte es aber verschenkt und betrachtete mich darum für zu gut, um ihr da eine Antwort zu geben.

‚Und wie weit willst du denn mit dem Rest da noch kommen?‘ fragte sie.

‚Bis auf die kalt' Tred*,‘ sagte ich.

‚So? Was suchst denn du bei uns? Vielleicht wieder so ein weibsseitiges Geschäft? Bei uns sind Weiber genug.‘

‚Fürcht' dich nicht,‘ beruhigte ich. ‚Bei euch schlage ich mich auf die Männerseite.‘

‚Willst du oben in einen Dienst einstehen?‘

‚Ja. Bei meinem Oheim.‘

‚Richtig wieder bei einem Oheim. Wer ist denn der?‘

‚Der Hoffenreicher.‘

‚Bei dem hab' ich auch zeitweilig zu tun,‘ sagte das Weib. ‚Aber mannsseitig — verstehst — Stöck' graben, mähen und Holz schlitten tu' ich manchmal für ihn. Mich wundert es, daß ich dich nicht gleich nach der Art erkannt habe. Du bist also seiner einzigen Schwester, der Resi, ihr Bub! Siehst ihr nicht viel gleich. Du bist mehr so ein weiches, üppiges Talgewächs wie dein Vater. Und sie war wie eine junge Bergfichte. Darum ist sie auch eingegangen bei ihm in dem allzu warmen Tal. Du aber paß auf, daß dich der Bergwind nicht erstickt. Der begibt nicht gerne einen Talmenschen auf der kalten Tred.‘

‚Mich aber doch,‘ sagte ich. ‚Als meiner Mutter ihren Sohn.‘ —

Das Weib hatte nun drei kleine Bröckchen Fleisch gegessen. Das

* Tred: Boden, Erde.

übrige packte sie in ihre grobleinene, mit Schwarzbeerensaft gefärbte Schürze. Ich hob meinen Binkel auf, dann gingen wir wieder bergan.

‚Jetzt bring' ich doch was heim,' sagte sie. ‚Im Tal war ich heut' umsonst. Meine Schuldiger, bei denen ich Arbeitslohn einfordern war, hatten heute selber nichts, nicht einmal ein Gaufen* Mehl oder ein Malei** Milch.'

‚Wen hast du denn daheim?'

‚Vier kleine, hellebendige Teufele, die mich aus der Haut treiben, solange sie inwendig ein hohles Platzl spüren.'

‚Vier Kinder hast du? Und doch auch einen Ernährer dazu?'

‚Und was für einen!' rief sie. ‚Du tätest staunen, wie der für uns sorgt und rechnet. Noch niemals hat er uns hungern lassen. Schon hundertmal sagten wir: „Morgen gibt es wohl kein Brot für uns; wir wissen keine Seite mehr, von der uns eines kommen könnte. Wie wird denn wohl der Ernährer wieder tun, daß wir nicht zugrunde gehen?" Nun, nachher sahen wir ja, wie er tat. Ausgeblieben ist er uns niemals. Er hat einmal die Rechnung für uns in die Hand genommen und rechnet so gut und fest, daß wir uns ohne aller Angst auf ihn verlassen können.'

Ich verstand wohl, wen sie meinte, und ihr Glaube erbaute mich auch. Dann sagte ich: ‚Aber gelt, dein Mann hat dich gar bald verlassen?'

‚Ja,' antwortete sie. ‚In vierzehn Tagen nach der Hochzeit.'

‚Wie? Und da hast du vier Kinder?'

‚Die habe ich. Und alle von ihm. Hör' zu: Vor elf Jahren haben wir geheiratet. Ich hab' das eingerichtete Häusel gehabt, einen Lus*** und eine Geiß, mein Franzi aber kaum eine gute Hose. Aber gefallen hat er mir — ein schöner Bub war er, und sonst auch nicht schlecht, aber halt gar zu lustig. „Ich richte mir meinen Franzi schon wie ich ihn will", hab' ich mir gedacht. Gern hat er mich ja. Seine Liebe ist eine Kette, mit der ich ihn bändigen kann, wenn er mir zu goglig† wird. Er wär' auch richtig leicht zu bemeistern gewesen. Aber das ist halt der alte Jammer auf der kalten Treb, daß da die Eheleut nicht so miteinander hausen können, wie sonst irgendwo in der Welt. Das weißt du ja: Sobald das Frühjahr kommt, müssen unsere Keuschler und Hürwaleut'†† in die Fremde auf den Brotverdienst. Bei uns gibt es nicht für alle zu tun und zu essen, die da geboren werden. Unser Weidgrund nährt soundso viel Küh' und nicht mehr, wenn du ihn auch mit ledig Blut und Beinasche düngst. Und größer kannst du ihn nicht machen,

* Gaufen: zwei zusammengefügte Hände voll.
** Malei: Soviel Milch, als eine Kuh am Morgen gibt.
*** Lus: Ackerboden.
† goglig: geil und tollübermütig.
†† Hürwaleut: Mietzinsleute.

überall stoßt du an das nackte Felsgewände, das nichts Grünes auf sich leidet, und an einen Waldboden, der auch nichts anderes aus sich machen läßt. Der Gräser wollen nimmer mehr werden bei uns, aber der Menschen allweil. Wo es nur gerade angeht, verbauen sie die liebe Viehweid mit einem menschlichen Unterschlupf. Und was hier daheim ist, möchte es auch bleiben — nichts will sich in der Fremd' ansiedeln, weil es halt gar soviel gut und schön ist auf der kalten Tred. Daß unsere Leut' im Frühjahr mit den Zugvögeln wandern müssen, macht ihnen die Heimat nur noch lieber. Draußen ist ihnen keine Plage und Entbehrung zuviel, daß sie dann nur daheim nisten, hausen und sterben können. Nur recht wenigen gefällt es draußen besser als auf der kalten Tred — aber meinem Franzi doch — das macht seine allzu große Lustigkeit. In Wien soll es soviel lustig sein. Wenn du dort von einem Wirtshaus herausfällst, liegst du schon in einem andern drin. Und auf der kalten Tred gibt es kein Wirtshaus. Einmal hat einer eins aufrichten wollen, da haben ihn schon allein für seinen Vorsatz unsere argen Weiber halb erschlagen. Und in Wien da sind die Wirtshäuser voller Leut', die dem Lustigsten am allermeisten recht geben. Bei uns gibt dem Lustigen niemand recht, da ist er ein Narr. Mein Franzi ist schon in seiner ledigen Zeit nimmer mit den anderen Männern heimgekommen. Einmal war er aber zum Überwintern in der Heimat gezwungen. Die Not hat ihn damals heimgetrieben. Und da haben wir uns ineinander verliebt und geheiratet. „Wart', Franzi," hab' ich mir gedacht, „jetzt wirst du schon allmal zur rechten Zeit wieder kommen." Aber er ist mir gleich im ersten Herbste ausgeblieben — konnt' sich halt gegen sich nimmer helfen. Vielleicht hat er sich auch zum Teil aus Scham nicht heimgetraut. Alle Männer hatten sommersüber fleißig von ihrem Verdienste heimgeschickt, nur er keinen Heller. Er konnte halt das Sparen nicht. Das hätt' ich ihm verziehen. Es muß ja nicht ein jeder alles können. Er hat mich gewiß für strenger gehalten, als ich bin, und darum draußen aus Schmerz mehr getrunken als je zuvor. Wenn er nur gekommen wär'! Soviel als möglich hätte ich ihn schon vor den Dorfleuten zu Ehren gebracht. Ja dann — im späten Winter kam er doch! Aber nicht freiwillig. Heimschubiert wurde er! Über eine Nacht ist er bei mir geblieben und vor dem Tage wieder davon. Er hat gesagt, er könnt' aus Scham vor den Leuten nimmer bleiben, und mich hat das beste Reden nichts genutzt. Aber ihn hat was anderes in die Stadt getrieben — vornehmlich sein Durst! In anderthalb Jahren darauf haben sie ihn wieder gebracht, und wieder war er nur über eine Nacht bei mir. Und so ist es öfters gekommen. Siehst du — und von seinen so kurzen Besuchen hab' ich meine vier Kinder her. Kannst du so eine Lieb' begreifen? So oft er gekommen ist, hat er allmal

bei uns um eines mehr vorgefunden. So hätte ich, ohne eigentlich was von einem Ehestand zu wissen, allweil mehr zusammengebracht. Da hab' ich mich nachher eines anderen besonnen. Gott mag mir die Viere verzeihen; daß kein fünftes mehr kommt, dafür steh' ich gut.'

Wir waren jetzt nach scharfem Steigen auf einer waldfreien Höhe. Die wand sich förmlich wie eine Schlange grünleuchtend über das schwarze Waldmeer hin. Von silbergrauem Gestein war der lichte Streifen gesprenkelt, der dann in ein großes, von nackten, weißen Felsen umlagertes Wasser abfiel. Ich hielt anfangs dieses Wasser für keines. Ein ungeheueres, von tiefster Finsternis erfülltes Erdloch meinte ich in dem weißen Uferrahmen zu sehen. Aber plötzlich rieselte ein wunderfeines Geflimmer darüber hin. Und dann schien der schwarze Abgrund mit einer unendlich dünnen, reinen Glasplatte zugedeckt zu sein.

‚Das ist der Höllspiegelteich,' sagte das Weib.

Jenseits des Teiches stieg auf dachsteilem Gehänge ein alter, runiger Föhrenwald empor. Das obere Waldende hob sich mit vielgestalteten, schwarzen Kronen recht scharf von einer weiten, fahlen Fläche ab, die dann gegen den lichten Frühlingshimmel hin noch einen hohen, rauhrissigen Steinwall hatte. Auf dem Hochfelde lagen noch dicke Schneeruden, und zwischen ihnen sah der Boden so tot gefroren aus, als könnte ihm keine Sonnenliebe mehr ein Leben entlocken.

‚Das ist die kalt' Treb,' sagte das Weib.

Mich überschauerte es ein wenig. ‚Aber', sagte ich, ‚wo sind denn die vielen Unterschlüpfe, von denen du geredet hast?'

‚Die stehen alle zu tiefst in den Gräben und Unsen drin, sonst verbliese sie ja der Wind,' sagte sie.

Wir mußten nun zunächst einige Steinblöcke umgehen. Dann sahen wir uns plötzlich ganz nahe vor einem ziemlich großen Menschenschwarme.

‚Die Sommervögel,' sagte das Weib. ‚Von da kannst du sie jetzt abfliegen sehen. Das hier ist der Urlaubsberg. Bis daher werden die ausziehender Verdiener begleitet. Dann kehren die Austrager um, die bis daher die Binkeln geschleppt haben. Das ist so der Brauch.'

Die vielen Leute blieben zunächst ziemlich stille. Sie waren alle einander nahe bekannt und schieben sich doch in Gruppen, zwischen denen fast nichts hin- und hergeredet wurde. Ein jedes sah jetzt nur seine Liebsten an. Hie und da schluchzte ein Weib auf. Etwas lauteres hörte man nicht. Die zumeist hochstämmigen, schlanken Männer wurden von ihrer Tracht teilweise recht seltsam verunstaltet. Sie trugen fast alle neben Erzeugnissen ihres alten, ehrlichen Dorfschneiders solche irgendeines Stadtgeschäftes. Die Mehrzahl der Weiber sah in ureinfachen, hausgemachten Leinengewändern recht ordentlich aus. Nur etliche waren weit

lächerlicher als die Männer gekleidet, nämlich die, welche mit den Männern schon in der Fremde gewesen waren und nun wieder dahin zogen. Mit uns beiden fast zugleich kam noch ein anderes Paar bei der Versammlung an. Und dieses erregte soviel Aufsehen, daß wir fast unbemerkt blieben. Viele brachte das Erscheinen der beiden aus tiefer Trauer in große Heiterkeit.

‚Das Lenulei und der Flurullerl!‘ schrien sie. ‚Er trägt sie aus, anstatt sie ihn!‘

Wirklich schleppte der noch junge, seltsam zierliche Mensch ein mit Achselgurten versehenes, formloses Packungeheuer. Dasselbe ragte ihm lang und breit über den Kopf empor. Aber er machte unter der schweren Last ein seltsam schelmisches Gesicht. Nur wenn sich seine vierschrötige, breitbackige Begleiterin zu ihm wandte, verzog er seine Miene und ähnelte dann einem Kinde, das soeben ein fürchterliches Geplärre beginnen will. Das Weib hatte eine seltsam durchdringend zischende Stimme, mit der es immerfort in einer Tonlage fortredete: ‚Mußt dir nichts daraus machen, Flurullerl‘, hörte ich sie sagen. ‚Wenn das G'fluder auch gaumetzt* und zahnt**. Jetzt rieheln*** sie gar schon! Freilich, die Roß können nicht anders, die müssen rieheln. Es wird dich doch von denen nichts schmerzen, die von dir nichts schmerzt? Zu Tod flennen sollten sie sich alle, weil du nicht mehr mit ihnen ziehen kannst. Du, der einzige von allen, der an Leib und Gemüt richtig beschaffen ist, kann eben darum nicht mit ihnen gehen, denn du allein wirst als das, was du bist, draußen erkannt und begehrt und versucht. Wer versucht all' diese Mohraffengefrißer, aus denen dir die kiestote Dummheit entgegenstiert? Sie alle sind von ihrer Schiechheit und Dummheit behütet, daß sie ohne Gefahr überallhin können. Dir aber wird draußen nachgestellt, so wie es begreiflich ist. Darum mußt du daheim bleiben, und ich ziehe für dich —‘

Jetzt redeten etliche alte Weiber auf die Sprechende ein: ‚Aber, Lenulei! Ist denn das wirklich dein Ernst? Du gehst anstatt ihm graben und karren?‘

‚Ja,‘ sagte sie. ‚Und es komme mir niemand mit seinem Rat. Ich anerkenne außer den Verstand unseres lieben Herrgotts nur meinen eigenen. Soviel wißt ihr ja doch: Für ein gescheites Weib ist es besser, es ersäuft, als es nimmt den Rat eines anderen Weibes an. Aber um eueres eigenen Wesens willen bitt' ich euch: Bewacht mir vor den jungen Weibern meinen schönen Mann. Den Jungen das Lieben zu verleiden, das ist doch euere letzte Lebenslust; laßt euch diese durch einen dummen

---

* gaumetzen: reden, gaumenrühren.

** zahnen: grinsen.

*** rieheln: wiehern.

Groll gegen mich nicht nehmen! Und ihr Jungen: laßt mir meinen Mann in Ruh! Euerer blinden Dummheit gefällt er ja nicht. Darum laß ich ihn lieber bei euch als zu Sehenden in die Welt hinaus. Zwingt euch also nicht aus purer Schlechtigkeit zu ihm hin.'

Die Weiber lachten. Flurullerl grinste hinter dem Rücken seines Weibes mit. So zeigte er ganz unverhohlen, daß er die Arme zum Narren hielt.

Eines von den Weibern war über seine Falschheit empört. ‚Wart' doch wenigstens mit dem Lachen und Zublinzeln, bis sie fort ist!' sagte sie.

Da verteidigte ihn Lenulei: ‚Du kannst ihn nicht schlecht machen, Gulmazin!'

‚Und du nicht brav, alter Narr!' gab die andere zurück.

Dann redete ein älterer Mann zu Flurullerl: ‚Laßt du sie richtig deinerstatt gehen? Hast du gar keine Schand?'

Da sagte Flurullerl mit weinerlicher Stimme: ‚Sie tut es ja nicht anders.'

‚Nein,' entschied Lenulei. ‚Er wird mir draußen verführt.'

‚So sagt er!' rief einer. ‚Damit er daheim einen Sommer verfaulenzen kann.'

‚Und uns Weiber belästigen,' fügte eine hinzu.

Das Lenulei ließ sich nichts einreden. ‚Er hat mir nicht gesagt: „Gehe meinerstatt!"' erklärte sie.

‚Aber dann hat er dich doch soweit zu bringen gewußt', wurde ihr bedeutet. ‚Er weiß es schon so anzustellen, daß du deinen Willen zu tun meinst und den seinen tust.'

Lenulei ließ sich in ihrer Meinung nicht irre machen. Und Flurullerl höhnte die Leute mit einem Lächeln aus.

Jetzt sah ich einen außergewöhnlich großen Mann vom Teiche her kommen. In der vornübergebeugten Haltung und an seinen weißen Haaren erkannte ich ihn: es war mein Oheim, der Hoffenreicher.

Aus dem Menschenschwarm ertönte eine rauh lachende Männerstimme: ‚Simei, renn! Dein Vater kommt!'

Ich reckte den Hals, um Simei zu sehen. Das war mein Geschwisterkind. Er saß mitten unter den Leuten auf einem Steine. Und neben ihm saß ein junges, schlankes Weib. Das sah ihn mit großen, blauen Augen angstvoll an. Simei stand jetzt auf. Ich hatte ihn seit meiner frühen Jugend nicht gesehen und staunte nun über seine hohe, prächtige Gestalt. Er sah seinem Vater entgegen. In dem hübschen, blühenden Gesichte war eine seltsam trotzige Entschlossenheit. Dem Alten kannte man es schon von weitem an, daß er voller Zorn und Erbitterung war. Die Leute wurden ganz stille und blickten alle auf die zwei Männer und

das junge Weib hin. ‚Geh heim!‘ forderte mein Oheim seinen Sohn auf. Simei schüttelte den Kopf. ‚Nein.‘

Da erhob der Alte den schweren Knotenstock zum Schlage. Aber einige Männer hielten ihm gleich den Arm. Und ein Alter redete begütigend auf den Zornigen ein: ‚Du erzwingst nichts Rechtes, Hoffenreicher. Geb' doch einmal deinen Willen auf.‘

‚Nein, derweil noch nicht!‘ brauste mein Oheim auf. ‚Bis ich auf dem Laden lieg.‘

‚Das kann nicht mehr gar so lang dauern,‘ sagte der Alte. ‚Deine Zeit ist schon so kurz, daß ein solches Ereifern um sie nicht mehr dafür steht.‘

‚Sag', was du willst!‘ schrie der Hoffenreicher. ‚Euch paßt es halt, daß mein einziger Bub' mit dem Binkel geht wie ihr! Gelt, das ist eine Lust, wenn man die letzten seßhaften Bauern soweit kommen sieht?‘

‚Freilich!‘ schrie da einer. ‚Da muß man ja lachen, wenn sich einer so dumm und vergeblich gegen das Unaufhaltsame stellt wie du!‘ Dann schrien mehrere darein: ‚Die großen Bauerngüter auf der kalten Tred sind nimmer zu erretten! Es ist auch kein' Schad' mehr darum! Nur gut, wenn die Bauerngründ klein gestückelt verkauft werden! So können es da doch arme Leut' in der Heimat auch zu einem Bodenfleck bringen!‘ Dann wandten sie sich an Simei: ‚Ganz recht ist's, daß du den Hof nicht übernimmst! Ein Narr müßtest du sein! Laß halt den Alten weiterhausen, weil ihm das für soviel recht erscheint! Er soll sich nur noch gar zu Tod schinden bei der Wirtschaft. Arbeiten helfen mag eh niemand mehr auf so einem Bauerngut! Was kann denn ein Bauer noch zahlen? Draußen hat eines in einem Monate mehr Geld als bei einem Bauerndienste in einem Jahr!‘

Nach all dem Durcheinandergerede forderte mein Oheim seinen Sohn wiederum auf: ‚Geh' mit!‘

‚Nein,‘ sagte Simei. ‚Gehe lieber du mit mir, Vater. Ich will draußen für dich arbeiten und sehen, daß es dir gut geht. Verkaufe den Hof, du kannst dann gerade die Schulden zahlen, für die ich mich nach deinem Willen mein Leben lang blutig plagen soll. Ich aber will mit mehr Nutzen arbeiten und für meine Mühe auch anders mein Leben genießen können als da auf der kalten Tred. Verstehst du mich? Was ich draußen verdiene, gehört mir, und hier könnte ich mit aller Mühe nicht einmal genug für meine Gläubiger aufbringen. Oder meinst du vielleicht, ich laß des Hauses wegen mein Allerliebstes — mein Dirndl im Stich und heirate eine für ihr Geld? Es hilft dir nichts, Vater, ich übernehme das Elend nicht, das mir deine Lieb' zudenkt — tue mit deinem Hofe, was du willst! Schön ist es nicht von dir, daß du mich so in das Unglück hineinzwingen wolltest!‘

Er machte mich nur härter und lebendiger. An dem uralten Holzhause pfiff er förmlich wie an einer tausendluckigen Flöte. Zunächst waren der Oheim und ich in dem Hause allein und hatten auf den Wiesen und in den Wäldern Arbeit genug. Dann gesellte sich Justl zu uns, das Weib, welches ich auf meiner Herreise kennen gelernt hatte.

Sie grub für uns Baumstrünke aus. Der Oheim brauchte Geld, und jetzt im Frühjahre konnte er nicht gut etwas anderes verkaufen als Baumstrünke, die wir mit schwerer Mühe aus dem Walde bis an den Höllspiegelteich brachten. Von dort schwemmten wir sie dann mühelos auf dem Bache zu dem Müller hinunter, der uns für die wohlgeschichtete Klafter vier Gulden gab. Die Hälfte von dem Gelde bekam Justl als Arbeitslohn. Sie mußte sich übermenschlich plagen, um auf einen kleinen Taglohn zu kommen, war aber mit dem Verdienste recht zufrieden. Es gab keinen besseren auf der kalten Tred. An Brot und Erdäpfeln fehlte es in dieser Zeit den vier Kindern nicht. Sie sahen aber so blühend aus, als ob sie sich weiß Gott wovon genährt hätten. Der Zweitälteste, das war der achtjährige Nazei, half bei uns schon recht tapfer überall mit. Evi, die Älteste, hätten wir freilich noch besser brauchen können, aber die mußte daheim die zwei Kleinsten behüten und den ganzen Hausstand in Ordnung halten. Die Betreuung unserer sieben Kühe und fünf Kälber hatte Justl auch zum größten Teile übernommen, und damit half sie unserer Wirtschaft bald ganz erstaunlich auf. Wir hatten viel früher, als es der Oheim für möglich gehalten hätte, zwei feiste Kalbinnen zu verkaufen. Justl wollte überhaupt durchaus auf dem Hofe einen Wohlstand begründen. ‚Ich darf dieses Haus nicht zugrund gehen lassen, sonst verliere ich meinen besten Verdienst,‘ sagte sie. Ich half ihr, so gut ich konnte, und das trug mir ihre Freundschaft ein. ‚Paß auf,‘ sagte sie immer, ‚über kurz machen wir zwei den Hoffenreicher reich.‘ Wenn ich und der Oheim sonst nichts zu tun hatten, halfen wir ihr Stöckegraben. Das war eine fürchterliche Plage, aber sie machte mich allmählich riesenstark. Den Oheim aber nimmer. Der wurde nur noch müder davon. Aber er ging doch gerne zur Justl in den Wald. Es wunderte mich nicht. Sie verstand es, ihm mit ihrem Wesen die Sorgen zu scheuchen.

Er konnte über ihre Spässe herzlich lachen. Manchmal schien er dabei tagelang auf seinen Sohn zu vergessen. Ich verübelte ihm das, gönnte es ihm aber doch, wenn er lustig war. Lange genug war es ihm nicht so gut gegangen wie jetzt. Er hoffte wirklich, noch ganz schuldenfrei zu werden. Ein größeres Glück konnte er sich gar nicht vorstellen. Er sprach auch immer davon und meinte, uns beiden für die Hilfe nimmer genug danken zu können.

‚Aber der Bub' kriegt mir keinen Spann von dem Hof, keinen Spann,‘ sagte er. Den Buben zu recht bitterer Reue bringen zu können, das war des Alten schönster Traum. Auf einen anderen schönen Traum kam ich ihm ganz zufällig, und über diesen staunte ich.

Ohne daß ich es wollte, mußte ich eines Morgens ihn und Justl belauschen. Ich war in meiner über der großen Stube liegenden Kammer. Durch die uralte, schadhafte Stubendecke hörte man jedes Wort von unten herauf. Und die beiden mochten glauben, daß ich anderswo sei.

‚Was hast du denn auch von deinem jungen Leben,‘ hörte ich ihn zunächst sagen.

‚Genug, übergenug!‘ rief sie. ‚Ich verlange mir es jetzt gar nimmer besser. Die Kinder habe ich schon aus dem Gröbsten heraus. Sie wachsen prächtig auf. Lange dauert es nimmer, dann hilft mir schon einer verdienen und —‘

‚Dein Mann sollte halt nicht sein, dein Mann.‘

‚Vergönne ihm das Leben,‘ bat sie. ‚Ich vergönne es ihm auch, solange es ihn noch ein wenig freut.‘

‚Nein,‘ beharrte der Oheim. ‚Der Lump gehört weg. Dann könntest du dir gleich anders helfen als mit lauter blutiger Plag'. Dich nähme noch so mancher brave Mann ganz närrisch gerne zusamt deinen vier Kindern.‘

‚Du,‘ sagte sie, ‚so einen, den ich jetzt noch möchte, erschafft unser Herrgott nie und nimmer. Ich bin so heiklich worden, daß mir von allen, die da sind, kein einziger taugt.‘

‚Dich hat das Unglück gar zu hart gemacht, Justl.‘

‚Das ist schon recht,‘ sagte sie. ‚Ging' mir gar schlecht, wenn ich weicher wär'.‘

‚Nicht doch,‘ meinte der Oheim. ‚Es ist gar traurig, daß dein Herz nach der einzigen Gefrier gar nimmer aufentleien* soll. Schau, wenn der Lump nicht wär', was gäbe es denn da Schöneres, als wenn du da auf dem Hofe die Frau würdest —‘

‚Hoffenreicher!‘ schrie sie. ‚Du bist ein Narr!‘

‚Nein, nein.‘

‚Ja, du bist ein Narr. Dir geht es jetzt einmal ein bißl besser, als du es gewöhnt bist, und da plagt dich schon der Übermut. Aber dem werden wir abhelfen! Gleich jetzt! Wir gehen miteinander Stöckgraben! Verstehst du mich? Du arbeitest viel zu wenig, sonst kämest du nicht auf solche Gedanken! Das Müßiggehen tut deinem Verstand gar nicht gut. Stöckgraben werden wir, Hoffenreicher, Stöckgraben!‘

* aufentleien: auftauen.

‚Aber Justl!‘

‚Es nützt dich nichts!‘ Sie ließ nicht ab. Er mußte vom Flecke weg mit ihr Stöckgraben gehen, wiewohl ihm heute dazu der Tag schier zu warm war.

Ich ging dann auch nach den beiden in den Wald. Sie trieb diesmal den Alten immerfort an: ‚Hack' nur fest darauf los, Hoffenreicher! Du kannst schon noch! So einem Mann wie dir schadet das nicht.‘ Und so oft den tiefgreifenden Baumwurzeln der Hebebaum unterlegt war, schrie sie: ‚Heb' nur, Hoffenreicher, lege dich nur fest drein! Männer mit deiner Leibesfülle müssen sich ein bißl ausranzen.‘ Er folgte wirklich ihrem fortwährenden Drängen, und arbeitete wie ein Junger.

Gewiß wollte er sich nicht spotten lassen und recht viele Kraft zeigen. Wir blieben wie gewöhnlich über den Mittag im Walde. Sichtlich zu Tode erschöpft, wollte sich mein Oheim nach dem Mahle unter ein Tännlein legen, aber Justl ließ ihn nicht ruhen.

‚Nichts da!‘ schrie sie. ‚Wer noch soviel will und hofft wie du, der soll sich nicht an sonnscheinigen Tagen hinlegen!‘ Und wieder setzte sie ihm zu, bis er mit dem Aufgebot aller Kraft arbeitete.

‚Was hast denn du heute mit dem Oheim?‘ fragte ich sie.

‚Weißt du, er wird zu üppig.‘ Mir gefiel dieser Scherz der beiden nicht. Bis gegen Abend hielt sie ihn zu der größten Plage an, und er gab sich mit aller Mühe den Anschein, als ob ihm alles mehr Spaß als Beschwerden machte.

Aber sein Gesicht verfiel dabei ganz sonderbar. Justl bemerkte das in ihrem Eifer nicht. Und zu meinen zeitweiligen Warnungen lachten die beiden nur.

Bei einem recht dicken, tiefwurzelnden Strunke wollte der Alte eine recht besondere Stärke zeigen. Und dann nach dem angestrengtesten Heben brach er plötzlich in sich zusammen.

Mein Oheim grub keinen Baumstrunk mehr aus. Wir brachten ihn mit schwerer Mühe heim. Manchmal glaubten wir schon, er würde nicht mehr lebend unter sein Dach kommen. Justl wollte mir auch auf diesem Wege jeden Augenblick ohnmächtig werden. Sie hatte in ihrem Leben alles leicht ertragen, nur den Vorwurf nicht, den sie sich jetzt machen mußte. Was ihr die anderen zu leiden gaben, tat ihr nichts; über ihr erstes großes, mutwilliges Verschulden wurde sie fast närrisch. Ich verzweifelte daran, daß sie sich noch jemals richtig beruhigen würde. So oft wir mit dem Oheim rasteten, fiel sie schreiend auf den Boden hin. Auf dem ganzen Wege war der Alte nicht imstande, ihr etwas zu sagen. In seinem Bette erholte er sich noch einmal. Er lachte sie aus, weil sie sich die Haare raufte.

‚Für so dumm hätte ich dich doch nicht gehalten,‘ sagte er. ‚Du tust mir die allergrößte Wohltat und tobst dann, als ob du weiß Gott was verbrochen hättest. Ich kann es gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin, daß du mich vor aller späten Lust so geheilt hast. Sie hätte mir nichts als lauter bittere Schmerzen gemacht. Und jetzt ist mir auf einmal so wohl, wie all mein Lebtag nicht. Jetzt habe ich eigentlich meine erste gute Stunde. Von den Sorgen, die mich immer so arg gepeinigt haben, spüre ich keine mehr, jetzt lache ich zum ersten Male ohne alle Angst — denn jetzt kann es nimmer bös ausgehen. Nie weiß so ein armer verschuldeter Bergbauer, auf welchem Steinhäufel er zuletzt für all seine Plag' versterben muß, wenn ihn seine Gläubiger aus dem Haus geworfen haben und er selbst der Spott der Elendesten ist, die ihn jemals um seine Seßhaftigkeit beneideten. Meine allergrößte Furcht ist vorbei. Ich sterbe jetzt unter meinem eigenen Dache. Mir kann kein Leids mehr geschehen. Das Drüben brauche ich nicht zu fürchten; daß unser Herrgott unsereins drüben nicht weiter leiden läßt, das weiß ich, zwei Höllen hat er für uns nicht. Die da keinen guten Tag gehabt haben, für die muß doch ihr letzter der erste gute sein. Ich glaube, seine Sünden hat einer gebüßt, der auf der kalten Treb Bauer gewesen ist. Und der liebe Herrgott wird mein Vertrauen rechtfertigen. Ja, glaube mir's Justl, dir weiß ich nur Dank. Und jetzt muß ich dich noch etwas bitten: Lasse dir's gefallen, daß ich dir den Hof vermach' wie er liegt und steht — ich weiß nicht, wem ich ihn sonst geben sollte —‘

‚Nein!‘ schrie sie. — ‚Nein!‘

‚Justl, sei kein Narr und schlag' mir das nicht ab. Es ist mein liebster Wunsch. Ich kenne sonst niemanden, der da richtig hausen kann als dich, und ich meine es von Herzen gut mit dir — hab' dich gerne gehabt wie in meiner letzten Zeit keinen mehr. Sage nicht nein! Mein Bub' will den Hof nicht. Er könnte ihn nimmer ehren, wie ich ihn geehrt wissen will. Aber du wirst das tun. Du hast den Verstand dafür.‘

Er bat, bis sie ja sagte. Dann ließ er seinen letzten Willen aufschreiben. Justl war seine Erbin.

Eine traurigere Erbin habe ich nie gesehen . . .

In einer Woche nach dem Stöckgraben brachten wir ihn hinunter in das Tal. Er war fast fröhlich gestorben. Justl wurde dann auch beinahe wieder die Alte. Ich glaube, bei der vielen schweren Arbeit lernte sie alles so überwinden, daß sie immer wieder recht auf sich zurückkam. Nach dem Begräbnisse des Oheims wollte ich mir gleich eine andere Heimat suchen. Aber Justl ließ mich nicht fort. Ich war nun in den Nächten auf dem Hofe der einzige Mensch. Justl blieb mit ihren Kin-

dern in der armseligen Hütte und war gar nicht des Willens, auf ihren Hof zu übersiedeln.

Am Morgen kam sie und am Abende ging sie wieder, gerade wie in den Zeiten ihrer Taglöhnerei. Ich fragte sie umsonst, warum sie so tat. Antworten gab sie mir genug. Aber keine, aus der ich erfuhr, was sie eigentlich vorhatte. Mein Vetter Simei war zu seines Vaters Begräbnis nicht gekommen. Mir schrieb er in einem Briefe, daß er der Justl die Erbschaft herzlich gönne, und daß es ihm niemals im Traume einfallen würde, ihr etwas streitig zu machen. Gerade vor einigen Wochen hätte er geheiratet, und obwohl er nur das Allernötigste verdiene, sei er nun glücklicher als jemals in seinem Leben. Überwintern wollte er heuer wie auch künftighin in der Fremde. Die anderen ‚Sommervögel' kamen und gingen wieder. Ich wirtschaftete noch immer mit der Justl auf dem Hofe, als ob das so sein müßte. Wir hausten gut. Justl und ihre Kinder aßen aber noch immer nichts Besseres als vordem. Sie hatten sich auch von dem Erträgnisse der Wirtschaft keinen Schuh flicken lassen. Dafür wurden die Gläubiger fleißig bezahlt. Lange konnte es so nicht fortgehen, dann hatten sie kein Recht mehr auf den Hof. Wir hatten nun elf Kühe, bei deren Anblick die Weiber der kalten Treb neidkrank wurden. Aber die Tiere waren gegen den bösesten Blick unempfindlich. Sie wurden immer stattlicher. Geredet wurde über Justl gerade genug. Ehedem wußte man nichts Schlechtes von ihr zu sagen, und jetzt nichts Gutes. Aber daraus machte sie sich nichts. So ging es bis zu jenem schönen Sommersonntage, an dem Franzi, der Mann meiner Freundin, wieder einmal heimschubiert wurde. Justl und ich taten gerade im Kuhstalle die Morgenarbeit, als er kam. Justl saß beim Melken unter unserer großen Kuh. Die Kinder waren diesmal auch bei uns. Peperl, der Kleinste, kugelte sich auf einem Strohhaufen. Die übrigen halfen mir beim Streumachen. Franzi spähte durch eine der Stalltüren auf uns herein. Er sah noch nicht so übel aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Kraft der hohen Gestalt schien noch ungebrochen. Aus dem bleichen Gesichte sprach freilich manches Laster nur allzu deutlich. ‚Ah,' sagte er, ‚sind wir jetzt hier daheim?'

‚Nein,' antwortete sie, ohne vom Melken wegzusehen. ‚Du nicht, Franzi. Du weißt ja unsere Hütte noch. Oder nimmer?'

‚Was soll denn ich allein dort?' fragte er.

‚Ah! Brauchst du jemanden, Franzi? Mußt schon nicht harb sein. Ich hab' gerade diesmal keine Zeit.'

‚So,' sagte er. ‚Und gerade diesmal wäre mir's um eine Häuslichkeit zu tun.'

‚Was du sagst,' wunderte sie sich in einem kaum merklich höhnischen

Jos. Scherer/Turm der Winde



Tone. ‚Da wird vielleicht schad' sein, daß ich jetzt auf dergleichen nicht mehr vorgesehen bin. Ja — jetzt mußt du mich schon entschuldigen. Ich hab' dich auch öfter entschuldigt — wenn mir's auch gerade um dich recht zu tun gewesen wäre. Das weißt du ja. Also nichts für ungut, Franzi —.‘

‚Ja, aber —‘ sagte er nun in einem schon etwas mehr aufbegehrenden Tone. ‚Was tu' denn ich allein in der Hütte?‘ Sie zuckte die Achseln.

‚Ich wüßte wirklich auch nicht, was du dort tun solltest, Franzi. Tue halt, was du willst. Du bist ja dort der Herr.‘

‚Und du jetzt hier,‘ sagte er schon fast recht scharf und bitter.

‚Nun ja,‘ entgegnete sie. ‚Wenn du meinst, daß ich mich so stolz benennen darf.‘

‚Darf man wissen, wie du zu der Herrschaft gelangt bist?‘ fragte er nun höhnisch.

‚Weißt du denn das noch nicht?‘ fragte sie wie verwundert dagegen. ‚Ich hätte geglaubt, das müßten dir deine wohlmeinenden Landsleute schon in der Fremde erzählt haben?‘

‚Sie haben mir's auch erzählt!‘ schrie er nun rauh heraus. Da fing der kleine Peperl aus Furcht und Schrecken zu heulen an.

Justl beruhigte ihn: ‚Sei still, Peperl! Er tut dir nichts.‘

Der Zweitälteste, ein gar mutiger Knirps, stellte sich verteidigungsbereit vor Peperl hin und fragte herausfordernd: ‚Wer ist denn der grausliche Ding?‘

‚Dein Vater!‘ schrie der achtjährige Nazei. Das nahm nun der Zweitälteste für eine solche Beleidigung, daß er dem Nazei eine Ohrfeige gab.

Nun plärrte der Geschlagene. ‚Ist's denn nicht wahr?‘

‚Nein,‘ entschied die Älteste. ‚Das ist unser Vater nicht. Der hat uns noch kein Stückl Brot gegeben.‘

Justl lachte. ‚Hätte nicht geglaubt, daß ihr so grob sein könnt.‘

‚Nun?‘ fragte Nazei. ‚Wer ist denn der nachher?‘

‚Deiner Mutter ihr Mann,‘ antwortete Justl. ‚Vater dürft ihr nicht zu ihm sagen. Und nun geht in die Stube hinein.‘ Während die Kinder gingen, stand Franzi noch eine Weile sichtlich beschämt da. Aber dann wiederholte er seine frühere Rede. Und damit machte er sich wieder einen zornigen Mut. ‚Ja, die Leute haben es mir erzählt, wie du zu dem Hofe kamst.‘

‚Nun also,‘ sagte sie. ‚Wenn du es schon weißt, warum fragst du mich noch?‘

‚Du leugnest nicht?‘ fragte er staunend. ‚So schlecht bist du?‘ Sie mußte hellauf lachen. Es gefiel ihr herzlich, daß nun er sie für

schlecht hielt. Er aber hielt ihr Lachen für ein Zeichen ihrer Schamlosigkeit und ward sichtlich empört darüber.

‚Brav bist du geworden,‘ sagte er dann. Sie lachte. ‚Gelt,‘ sagte sie, ‚das ist ein Staunen, weil nun ich das Schlechtere von beiden bin? So etwas hättest du wohl gar nicht für möglich gehalten. Du warst es schon so gewohnt, das Schlechtere zu sein, daß du dir schon völlig recht und richtig dabei vorkamst. Und nun bin es plötzlich ich! Sag' ehrlich — schreckt oder freut dich das mehr?‘

Franzi hielt sich nun noch für schändlich verhöhnt und wurde aus Entrüstung tiefrot.

‚Du warst schon lange schlecht,‘ rief er, solange du zu dem Hoffenreicher in die Arbeit gingst. Man wußte es nur nicht — erst die Erbschaft hat alles aufgebracht. Wie du dich verstellt hast! Wie die Leute die Schicksalsergebenheit und Geduld des armen verlassenen Weibes bewundert haben! Jetzt weiß man, warum du nicht geschrien und getobt hast, wenn ich ausgeblieben bin. Dir war es gerade recht, daß ich nicht heimkam! Du hast neben dem Hoffenreicher gerade so einen brauchen können wie mich — so einen Lumpen! Jetzt ist ja alles sonnenklar! Wer weiß, ob ich so ein Lump geblieben wäre, wenn du mich ernstlich anders wollen hättest! Man sagt, ein braves Weib kann den schlechtesten Mann bessern. Ja — jetzt weiß ich, warum du dich nicht ärger ereifert hast, wenn ich gegangen bin. Ich war immer so dumm und habe gemeint, in mir liegt die ganze Schuld daran, daß ich saufen und fortbleiben muß. Jetzt weiß ich, daß ich vielleicht doch ein besserer Mensch hätte werden können. Ich habe halt schlecht bleiben müssen, weil du es gewollt hast! Jetzt weiß ich, was ich dir verdanke!‘

Sie lachte. ‚Sag' mir, Franzi, bist du mit deiner eigenen Einsicht auf das alles gekommen?‘

‚Ja, ich glaube wohl, daß ich jetzt dazu gescheit genug gewesen wäre, wenn ich auch von den Leuten nichts gehört hätte,‘ antwortete er.

‚Weißt du was?‘ lachte sie. ‚Jetzt laß' dich von mir scheiden. Dann kannst du vielleicht gar noch Bier und Schnaps entbehren!‘

‚Ich werde dich nicht fragen, was ich soll,‘ entgegnete er nun fast mit Würde. Er hatte nun gewiß die Meinung, daß er unendlich besser sei als das Weib. Mit einem verächtlichen Blicke sah er sie noch an, dann ging er.

Und sie lachte, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. ‚Siehst du?‘ rief sie. ‚Weil er mich für schlecht anschauen darf, hat er jetzt plötzlich das schöne Selbstbewußtsein. Jetzt kann er an seinen Fehlern jemandem schuld geben, und das paßt ihm, das tut ihm wohl! Vielleicht hört er jetzt aus lauter Empörung über mich und aus lauter guter,

neuer Meinung von sich selbst zu lumpen auf! Vielleicht muß ich schlecht werden, daß er brav werden kann!' —

Justl irrte sich nicht an ihm. Er war am nächsten Tage noch im Dorfe. Und nach acht Tagen hörten wir, daß er sich bei dem alten Gröllederbauern als Knecht verdingt hatte. Eine überraschende Neuigkeit nach der anderen hörten wir. Der Grölleder schrie es überall herum, daß er noch keinen besseren Knecht gehabt habe. Franzi arbeitete schier wie toll. Und dazu trank er Milch und Wasser. Einmal wollte ihn der Grölleder mit Schnaps versuchen. Da lächelte Franzi nur: ‚Meinst du, ich laß mich noch einmal zu einem Narren machen?' Die Leute auf der kalten Treb zweifelten nun nicht mehr, daß er wirklich um seines treulosen Weibes wegen so tief herabgekommen war. Er half sich nun aber schnell empor. Trotz all seiner Plage sah er bald gar nicht mehr wie ein Säufer aus. Und die Leute wußten so zu ihm zu reden, daß er völlig hoffärtig auf sich und seine neue Bravheit wurde. Diesmal taten die bösen Mäuler wirklich ein gutes Werk.

Seinem Weibe zum Trotz meinte er nun besser werden zu müssen. Er glaubte, sie für ihre vermeintliche Niedertracht gar nicht richtiger strafen zu können. Es tat ihm auch sonst unendlich wohl, sich nun für einen anderen betrachten zu können. Als er dem ordentlichen Leben auf den Geschmack kam, gefiel es ihm so, daß es keiner Selbstüberwindung mehr bedurfte, um es so fortzuhalten. Der Schmeichel der Leute und seine Genugtuung über die nun so öffentliche Niederlage seines Weibes beglückten ihn. So verging wieder ein Winter. Justl war jetzt mit ihren Kindern auf dem Hofe. Die Hütte ließ sie Franzi zur Benützung offen, seit er da war. Es fiel ihm freilich nicht ein, dorthin zu gehen.

In einer stürmischen Nacht kam dann einmal unversehens Simei — mein Geschwisterkind zu uns auf den Hof. Er sah so schlecht aus, daß ich förmlich erschrak. Zunächst gab er vor, daß er nur einzig und allein meinetwegen gekommen sei. Er hätte Wichtiges mit mir zu reden, sagte er. Ich dachte mir gleich, was er wollte. Es ging ihm schlecht in der Stadt. Eine Krankheit seines Weibes hatte ihn in die schlimmste Armut gebracht. Da kam er, um mich zu bitten, ich möchte ihm einen Teil meines Geldes borgen. Ich wollte gerne meinen Vormund um den Betrag ersuchen, welchen Simei verlangte. Mein Vetter brauchte aber einen Teil des Darlehens sogleich. Er wollte frühmorgens wieder reisen, denn seinem Weibe mangelte es an dem Allernötigsten.

‚So muß halt Justl vorderhand soviel Bares hergeben, als sie eben hat,' sagte ich. ‚Du kannst dich darauf verlassen, Simei, daß ich ihr's wieder zurückzahle.' Zunächst war er zu stolz, um es Justl erfahren zu lassen, wie es ihm ging. Aber dann willigte er doch ein, daß ich sie

für ihn anredete. Justl lächelte zuerst nur ganz seltsam zu meinem Ansuchen. Dann ergriff sie meine Hand und ging mit mir in die Kammer, wo mich Simei erwartete.

‚Sag', Simei, was glaubst denn du eigentlich von mir?‘ redete sie ihn an. ‚Wofür hältst du mich denn?‘ Damit brachte sie ihn in eine schreckhafte Verlegenheit. Er meinte schon, sie wolle mit keinem Kreuzer herausrücken.

‚Für ein durch und durch schlechtes Weibsbild hältst du mich,‘ sagte sie. ‚Für eine Erbschleicherin, für eine —‘

‚Aber Justl,‘ begütigte er, weil er nun geradeso wie ich, etwas sonderbar Weiches, Schönes in dem Tone ihrer derben Worte vernahm. ‚Ja, ja,‘ sagte sie. ‚Du hast richtig gemeint, ich behalte mir den Hof, ihr alle habt es gemeint und —‘ hier sah sie mich mit einem schwer strafenden Blick an — ‚sogar du —‘

Aber ich konnte mich gleich mit einigem Rechte verteidigen. ‚Nein, nein,‘ sagte ich, ‚so eine Ahnung hatte ich, daß du, wenn Simei einmal heimkommen sollte —‘

‚Lügst du nicht?‘ unterbrach sie mich.

‚Nein.‘ Ich konnte ihr ehrlich in die Augen sehen. Da schüttelte sie mir die Hand. ‚So danke ich dir für die gute Meinung. Für das, was du hier auf dem Hofe getan hast, soll dir Simei danken. Ja, mein lieber Simei, ich und der da haben dir die Wirtschaft schön in die Ordnung gebracht. Du wirst staunen, was bei rechtem Fleiß selbst auf der kalten Tred alles möglich ist. Und nicht einmal gar so schlecht haben wir es uns bei dem Werke gehen lassen — gewiß nicht so schlecht wie du in der Stadt. Aber vor allem sage ich dir jetzt soviel: Mein alter Verdienst auf deinem Gute muß mir bleiben, sonst hätte ich das auch nicht soweit erhalten. Kein anderer Stöckgräber darf mir in deinen Wald kommen und kein Grabenmacher auf deine Wiesen. Das mache ich mir auch schriftlich, daß du es weißt, und bezahlen mußt du mich genau so wie dein Vater. So. Und morgen fährst du um die Bäuerin. Da heroben in der Heimatluft wird sie auch wieder ganz gesund werden. Hier wird sie auch zum Kranksein keine Zeit haben — die Frühjahrsarbeit fängt bald an.‘

Simei sah eine Weile so aus, als ob Justl nicht leicht zu begreifen wäre. Eine leuchtende Freude kam aber doch allmählich in sein Gesicht. Es war der Justl nicht recht, daß er sich über sie wunderte.

‚Glaubst du, weil dein Vater närrisch war, wie er mir die Erbschaft vermachte, werde ich auch ein Narr und behalte sie? Ich hab' schon gewußt, für wen ich sie annehme und erhalten muß. Daß du einmal kommen wirst, habe ich mir gedacht. Und wärest du mir nicht

gekommen, so hätte ich dich schon zur rechten Zeit geholt — dich oder die Deinen — das kannst du mir glauben. Jetzt bin ich froh, daß du da bist. Es macht mir einen soviel lieben Spaß, daß ich wieder in meine Hütte ziehen kann.'

Simei fuhr am nächsten Tage um die Bäuerin. Dann feierten wir die Heimkehr der jungen Eheleute, wie es sich geziemte. Die Bäuerin wurde fast vom ersten Glücke wieder gesund. Und Simei verlor auf der kalten Tred die Stadtfarbe binnen acht Tagen. Die Liebe zur Stadt hatte er gleich verloren, als er die Stadtfarbe bekam. Justl blieb auf dem Hofe nicht länger, als es unumgänglich nötig war. Dann zog sie mit den vier Kindern in die Hütte zurück. Jetzt redeten die Leute auf der kalten Tred wieder ganz anders von dem braven Weibe.

Als sie kaum drei Tage daheim war, kam auch schon Franzi zu ihr. Sein Selbstbewußtsein war jetzt wieder völlig dahin. Er sah nun, daß er sich doch an ihr geirrt hatte; und darum auch an sich selbst. Sie erzählte mir nachher, wie es bei jenem Wiederzusammenkommen zuging. Als Franzi in die Hütte kam, tat er, als wüßte er nicht, daß Justl und die Kinder dort waren. Die Tür machte er so keck auf, als ob er sich hier allein fühlte. Dann stellte er sich über die Anwesenheit der Seinigen erschrocken. Er tat einen förmlichen Sprung zurück und zog die Türe wieder zu. Nur eine kleine Spalte ließ er offen. Durch diese redete er in die Stube hinein: ‚Bin ich jetzt erschrocken.'

‚Ich nicht,' sagte Justl nur, und das hieß soviel als: ‚Ich habe es ja gewußt, daß du bald da sein wirst.'

‚Was tut ihr denn da?' fragte er, die Türe etwas weiter öffnend.

‚Aus Kurzweil ein bißl arme, ehrliche Leut' spielen,' sagte sie. ‚Es soll aber beileibe niemand glauben, daß wir das wirklich sind.'

‚Man wird es aber doch gleich wieder glauben,' meinte er.

‚Glaube es nur du nicht,' riet sie.

‚Warum denn gerade ich nicht?'

‚Weil du dann wieder zu lumpen anfangen müßtest.'

‚So?'

‚Nun? Vielleicht nicht? Du hast dir doch aus Freude über meine erwiesene Schlechtigkeit das Trinken abgewöhnt. Oder nicht?'

Er hielt nun den Kopf gesenkt. ‚Es ist fast so,' gestand er dann, seine Zerknirschung gar nicht länger verbergend.

‚Nun also?! Du müßtest nun wohl aus Gall' über meine wieder erwiesene Bravheit das Trinken wieder anfangen. Oder nicht?'

Er gab keine Antwort. Aber plötzlich drückte er sich an den Türpfosten und fing fürchterlich zu schluchzen an.

‚Ah so?' sagte sie. ‚Weinen tust du gar, weil du mich wieder für

brav halten mußt? Geweint hast du ja noch nie. War denn noch nichts so traurig wie das?‘

Er schluchzte weiter, bis sie mit ihrem mächtig werdenden Erbarmen schier nicht mehr an sich halten konnte.

Aber ehe sie zu ihm hinging, kamen ihr die Kinder zuvor. Denen erbarmte er auch. Der kleine Peperl brachte ihm sein aus Hollundermark und einem Nagelkopf verfertigtes Spielzeug, den ‚Stehauf‘, hin, und der Zweitjüngste ein Stück schwarzes Brot. Da mußte Justl lächeln. Und Franzi lächelte auch, indem er die Geschenke annahm.

‚Ich danke euch,‘ sagte er. ‚Ob ich es euch noch abzahlen kann, weiß ich nicht.‘

‚Versuche es halt,‘ sagte Justl.

So versuchte er es denn, und brachte den Kindern ein, was er an ihnen versäumt hatte.

So war auch auf der kalten Tred totgeglaubtes Glück wieder lebendig geworden.



Das mittelalterliche und moderne Griechentum in kulturpolitischer Betrachtung

Von Karl Dieterich

◆◆

Die Wahrheit des Wortes ‚Nomina sunt odiosa‘ läßt sich schwerlich an einem Begriffe so untrüglich erhärten als an dem des Griechentums. Die Identität der Bezeichnung läßt nur zu leicht einen Schluß zu auf die Identität des Wesens zwischen dem, was man in klassischer Zeit und dem, was man heute unter Griechentum versteht. Und doch hat gerade diese Gleichsetzung zu schweren historischen Irrtümern geführt, die einer gerechten Beurteilung des modernen Griechentums noch immer im Wege stehen, weil sie unter dem Deckblatt des Namens die ungeheuren Wandlungen verbirgt, die es seit mehr als zwei Jahrtausenden an Leib und Seele durchgemacht hat. Die alte Märchengestalt des Proteus ist ein Symbol für die Schicksale, die diesem Volks-, Staats- und Kulturbegriff beschieden waren: die Wandelbarkeit ist das einzige an diesem Begriff, was sich fest erfassen läßt, die Wandelbarkeit in physischer, staatlicher und geistiger Hinsicht, die nur verdeckt wird durch das konservierende Element der Sprache und des Volkstums.

Den ersten Anstoß zu den tiefgreifenden äußeren und inneren Wandlungen des Griechentums gaben die Eroberungszüge Alexanders. Durch sie wurden die alten Stadt- und Territorialstaaten zusammengeschweißt zu einem — leider nur sehr locker gefügten — Weltstaate, dessen Ferment ein Griechentum bildete, welches physisch und sprachlich zwar sein altes, edles und scharfes hellenisches Profil verloren hatte, dafür aber ein neues hellenistisches herausbildete, dessen Charakter man bezeichnen kann als Nivellierung der alten individualistischen Züge der hellenischen Blütezeit: die alten griechischen Stämme verlieren ihre physische und geistige Eigenart, die alten Dialekte lösen sich auf und weichen einer abgeschliffenen, allgemein verständlichen Verkehrssprache, an die Stelle der politischen Vielheit tritt eine — wenn auch noch nicht völlig gleichförmige — Einheit mit neuen Machtzentren in Alexandria, Antiochia und Pergamon. Damit ist bereits jene folgenschwere geographische Verschiebung angedeutet, die später zu jener Kulturverschiebung führen sollte, die man als Orientalisierung des Griechentums bezeichnet und die in der byzantinischen Periode ihren Höhepunkt erreichte. Dieses Reich aber war seit dem Zusammenbruch der sog. Diadochenstaaten ein Teil des römischen Weltreiches geworden, und das seinem nationalen Charakter schon stark entfrembete hellenistische Griechentum war jetzt in Gefahr, der Romanisierung zu verfallen; es bildete jedenfalls jahrhundertelang ein zwitterhaftes Wesen, in dem die beiden so lange getrennten Hälften der antiken Kultur, die griechische und die römische, sich in ziemlich unorganischer Verquickung zusammenfanden und einen latenten Kampf miteinander führten, der schließlich mit einem Kompromiß endigte: im geistigen Leben siegte das Griechentum, im staatlichen und sozialen das Römertum: die Byzantiner fühlten sich als Römer in der gräzisierten Form Romäer.

Ein neues Element drang in die Struktur des Griechentums mit der

Verlegung der Hauptstadt nach dem Bosporus und der Annahme des Christentums durch Konstantin d. Gr., nämlich das christlich-orientalische, wie es namentlich und am augenfälligsten zum Ausdruck kam in der kirchlichen Organisation, Literatur und Kunst. Durch das Hinzutreten dieses Elementes kam erst dasjenige Staats- und Kulturgebilde zustande, das man als Byzantinismus bezeichnet und das den römischen Weltreichgedanken in den Orient trug, wo er dann, nach dem Fall des Reiches, von dem türkischen Reiche konsequent weitergeführt wurde. Das Kennzeichen dieses christianisierten griechisch-römischen Reiches war nach außen hin sein unbegrenzter Imperialismus, der es zuwege brachte, daß dieses Reich als Rivale Roms auftreten und Europa in zwei Kulturhälften zerreißen konnte, indem es der romanisch-germanischen eine byzantinisch-slawische Hälfte gegenüberstellte; im Innern ein despotischer Zentralismus in Staat und Verwaltung, eine orientalische Steigerung des römischen Kaisertums und Vorbild des russischen Cäsaropapismus. In dieser gleichsam doppelt legierten Form, einmal durch das kraftvolle aktive Römertum, dann durch den konservierenden passiven Orient, konnte das feinere und weichere griechische Metall fast ein Jahrtausend lang allen äußeren und inneren Stößen und Reibungen zum Trotz vor dem Zerriebenwerden bewahrt bleiben, bis es, von den fremden Schlacken befreit, seine frühere Festigkeit wieder gewinnen konnte. Das sollte aber erst geschehen, nachdem der gesamte römisch-byzantinische Imperialismus durch die türkische Erneuerung auf die Spitze getrieben war, und die Entwicklung einer neuen Nationalisierung zustrebte, wie sie sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Balkanhalbinsel vorbereitete. Während der ganzen früheren Zeit vom sinkenden Altertum bis in die neueste Zeit hinein hatte das Griechentum sich selbst und seine alten Ideale verloren und keinen Versuch gemacht, neue auszubilden; der römische Staat, die orientalische Kirche, die hellenisierende Literatur übten eine dreifache Fremdherrschaft aus, die keine nationalen Kräfte zur Entfaltung kommen ließ, weil sie alle aufkeimenden Individualitäten schon im Keime erstickte. So konnte man Alexander d. Gr. als den Totengräber des griechischen Geistes und die byzantinische Zeit als die babylonische Gefangenschaft desselben bezeichnen, weil in ihr nur die epigonenhafte Tradition herrschte, keine lebendige Inspiration. In Literatur und Kunst bedeutete die handwerksmäßige Technik alles, der Buchstabe hatte den Geist ertötet, die Form das Wesen überwuchert. Kurz, der Hellenismus und Byzanz haben dem Griechentum die innere Freiheit geraubt und sie der Unfreiheit des Orients ausgeliefert. Darum konnte auf byzantinischem Boden keine wahrhafte Renaissancebewegung aufkommen wie in dem individualisierten Italien, sondern nur künstliche Reaktion; denn in despotischen Staaten gedeiht keine Kunst. Das Wesen des Orients aber ist Despotie, politische, soziale, geistige Despotie. Wollte also das Griechentum seine geistige Freiheit wieder gewinnen, so konnte das nie und nimmer vom Orient aus geschehen, sondern nur vom Okzident aus. Einst, im grauen Altertum, hieß es: ex oriente lux! Jetzt, inmitten der Neuzeit, hieß es: ex occidente lux!

Um zu ermessen, wie weit das mittelalterliche, z. T. noch das neuzeitliche

Griechentum, dieser gefesselte Prometheus, dem Orient verfallen war, bedarf es nur eines Blickes auf den Gang der byzantinischen Kulturgeschichte. Während das byzantinische Reich politisch die Erbschaft des römischen Reiches angetreten hatte, glitt es in seiner Kulturstellung immer mehr in den Orient hinüber, eine Entwicklung, die ja schon in hellenistischer Zeit sich vorbereitet hatte und aus der Byzanz nur die Konsequenz zog. Wie der politische, so lag auch der Kulturschwerpunkt des Reiches in Asien: erst Syrien und Ägypten, die freilich früh an die Araber verloren gingen, dann vor allem Kleinasien bildeten die Hauptstütze des Reiches, und zwei seiner besten Dynastien, die isaurische und die armenische (oder makedonische), stammten aus dem südöstlichen Kleinasien. Die Grenzen zwischen Europa und Asien wurden — und das ist ein besonders wichtiger Punkt — völlig verwischt, und zwar so, daß die geographisch zu Europa gehörende Balkanhalbinsel nun auch ethnisch und kulturell wieder ein Teil des Orients wurde und vermöge der türkischen Eroberung bis heute blieb: noch jetzt bezeichnet ja der Grieche, Bulgare und Serbe das westliche Europa als ‚Europa' schlechthin (der Grieche und Türke auch als Frankenland, seine Bewohner als Franken), weil er das Gefühl hat, daß seine Länder noch nicht dazu gehören: politisch nicht als Bestandteil des als Erbe von Byzanz anzusehenden türkischen Reiches; ethnographisch nicht, weil sie, teils durch freiwillige Einwanderung, teils durch militärische Zwangsansiedelungen viele asiatische Elemente aufgenommen haben, und kulturell endlich nicht, weil die Hauptkulturniederschläge in Poesie und Kunst ebenfalls ihre Wurzeln in Asien haben, und zwar die religiöse Poesie in syrischem, die profane Heldenpoesie in persisch-iranischem Boden, die — ausschließlich kirchliche — Kunst in beiden Gebieten.

So wurde Byzanz ein Träger und Verbreiter vorderasiatischer Kultur auf der Balkanhalbinsel, und diese Kultur drang notwendig am tiefsten in den Organismus des griechischen Volkes ein, dem ja die herrschende Klasse des Reiches angehörte. Von jenen Zeiten her ist den gebildeten Ständen des Griechentums ein gewisser dünkelhafter Herrencharakter geblieben, der oft in Widerspruch tritt zu ihren sonstigen demokratischen Allüren; fühlten sich doch die Griechen als Beherrscher aller der Völker, mit denen sie hernach das Los der Knechtschaft teilten, der Armenier, Bulgaren, Serben, Albanier, Rumänen, denen gegenüber sie stets ihre Kulturüberlegenheit empfanden und — zur Schau trugen, woraus sich nicht wenige politische Konflikte ergaben in Verbindung mit ihrer ebenfalls echt byzantinischen Großstaatssucht. Ferner ist ihnen aus dieser Zeit geblieben die aristokratische Auffassung der Sprache, die es verschmäht, die Volkssprache literarisch zu veredeln und statt dessen die durch die Kirche geheiligte Sprachform der literarischen Überlieferung ängstlich festhält, sowie die spielerisch dilettantische Behandlung der literarischen Tätigkeit; im sozialen Leben ist endlich auf byzantinischen Ursprung zurückzuführen jenes zersetzende Parteiwesen, an dem der neugriechische Staat bisher krankte, die auf rein persönlichen Vorteil gerichtete Auffassung des Beamtentums mit ihrer Bestechlichkeit und Ausbeutungssucht, die Neigung

zu Übervorteilungen bei Handelsgeschäften als ein letzter Rest des Selbstschutzes gegen die byzantinisch-türkische Steuerwillkür.

Alle diese und andere Eigenschaften konnten sich um so eher konservieren, als ja das Griechentum seit der Vernichtung seiner politischen Hegemonie erst durch die Lateiner (1204), dann durch die Türken (1453) durchaus nicht jedes politischen Einflusses beraubt wurde, vielmehr es die diplomatisch gewandten Griechen von Konstantinopel verstanden, auch unter ihren neuen Herren eine politische Rolle zu spielen, teils durch die bevorzugte Stellung ihres geistlichen Oberhauptes, des Patriarchen, der nun auch das weltliche Oberhaupt seines Volkes darstellte, teils dadurch, daß reich gewordene und politisch begabte Kaufleute, die sog. Phanarioten, sich eine finanziell einflußreiche Stellung bei der Pforte zu sichern wußten, die sie dazu benutzten, um die verlorene griechische Vormacht auf dem Balkan wieder herzustellen. Es begann nämlich jetzt hier, seit dem 17. Jahrhundert, eine latente, aber systematische griechisch-byzantinische Eroberungspolitik einzusetzen, die darauf ausging, das in der byzantinischen Zeit Versäumte oder doch nicht Erreichte nachzuholen und die slawischen und walachischen Elemente der Halbinsel, vor allem und zunächst die Bulgaren, die alten Erbfeinde des Griechentums, zu graezisieren. Diese Graezisierung war jedoch viel zu gewaltsam und äußerlich, um einen dauernden und vollen Erfolg zu haben, die zähe Bauernkraft der Slawen aber zu stark, um von den nur geistig überlegenen Griechen paralysiert zu werden. Hierzu hätte es altrömischer Kolonisierungsgabe bedurft, um ganze Arbeit zu machen, vielleicht auch einer weniger widerstandsfähigen Rasse als der Slawen, um in das Griechentum sprachlich und ethnisch rein aufzugehen. So aber wurden nur die oberen Schichten graezisiert, der bulgarische Bauer aber blieb seinem Stamme treu, wenn er sich auch seiner Nationalität lange Zeit nicht bewußt war, bis er endlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts erwachte und das fremde Joch abschüttelte.

Dasselbe gilt von den Rumänen der Walachei und der Moldau. Hier entstand eine Art neubyzantinisches Staatswesen, als seit dem Jahre 1710 die Pforte sich entschloß, diese Länder an reiche phanariotische Griechen Konstantinopels gleichsam zu verpachten, indem sie zu Statthaltern dieser Länder ernannt wurden, wo sie nun in Bukarest und Jassy wie Fürsten mit eigenem Hofstaat residierten und ein Regiment führten, in dem sich byzantinische und türkische Willkür vereinigten. Sie brachten zwar eine gewisse Oberflächenkultur mit, deren Reste noch heute in der Bukarester Gesellschaft erkennbar sind, einige von ihnen sorgten auch für das Schulwesen, im ganzen aber waren sie doch zu sehr Aristokraten und zu sehr Byzantiner, um selbstlos und volkstümlich zu wirken, und so führte diese Fremdherrschaft nach mehr als hundertjähriger Dauer im Jahre 1821 zu einer allgemeinen Volkserhebung, die 1830 mit der völligen Vertreibung der Phanarioten endete.

Mit diesen beiden Mißerfolgen bei Bulgaren und Rumänen war der imperialistischen Machtpolitik des noch immer von byzantinischen Tendenzen erfüllten Griechentums ein Ziel gesetzt. Was allein davon übrig blieb, war eine gewisse Kulturwirkung der Griechen auf die Balkanvölker in Sprache

und Volkstum, sowie das Danaergeschenk des unseligen mazedonischen Völkerstreites, des letzten Fluches von Byzanz.

Inzwischen war, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etwa, neben der von Konstantinopel ausgehenden ungesunden Expansionstendenz eine andere Strömung im Griechentum emporgekommen, die man als gesunde Wiederbelebung des nationalen Organismus bezeichnen muß, weil sie das wirtschaftliche und geistige Leben des Volkes neu befruchtete und damit die Vorbedingungen schuf für eine lebensfähige staatliche Neubildung, die allein auf modern-nationaler, nicht auf mittelalterlich-universeller Grundlage erfolgen konnte. Diese Strömung hatte, was schon für sie spricht, nicht *eine*, sondern mehrere Quellen; denn was dem Griechentum not tat zu seiner Neugestaltung, war nicht Zentralisierung, unter der es ohnedies so lange gelitten hatte, sondern Dezentralisierung, vor allem der geistigen Kräfte der Nation; denn die lähmenden konservativen Tendenzen, von denen die leitenden griechischen Kreise Konstantinopels, voran der griechische Klerus, erfüllt waren, drohten allmählich das gesamte Griechentum in Lethargie zu versenken. Hier richtete man den hypnotisierenden Blick nur auf die große Vergangenheit von Byzanz, ohne zu fragen, ob diese Vergangenheit auch eine Zukunft aus ihrem Schoße gebären könne. Zum Glück für das griechische Volk regten sich aber jetzt an der Peripherie des großen von Griechen bewohnten Gebietes neue, zukunftsfreudige Kräfte, von denen teils auf das wirtschaftliche, teils auf das geistige Leben des Volkes eine nur zu lange vermißte Stärkung ausging. Die Hauptausgangspunkte dieser Neubelebung waren bezeichnenderweise Gebiete, die erst jetzt im Begriff sind, dem sich vergrößernden griechischen Staate einverleibt zu werden, nämlich in dem Inselgebiete *Kreta* und *Chios*, auf dem Festlande *Epirus* und *Mazedonien* — ein Beweis übrigens, wie unhistorisch die diplomatischen Schöpfer des griechischen Staates verfahren sind, wenn sie diese Gebiete von ihm ausschlossen; denn hier hat sich durch glückliche Rassenmischung ein tatkräftiger, unternehmender Volksschlag entwickelt, der zunächst dem griechischen Handel wieder zur Blüte verhalf, und zweitens, was besonders hervorzuheben ist und auch für die übrigen Gebiete gilt, hat die dortige Intelligenz, die kaufmännische wie die literarische, zuerst nach jahrhundertelanger Isolierung wieder Fühlung gesucht mit den großen Brennpunkten europäischer Kultur und damit dem Griechentum wieder den Weg gewiesen, der allein aus Stagnation und Elend zu Wohlstand und Bildung führte: den Weg zu seiner *Europäisierung*.

Drei Brennpunkte europäischer Kultur sind vornehmlich an dieser Entwicklung beteiligt: Wien, Venedig und Paris. Nach *Wien* führten die Handelsverbindungen der griechischen Kaufleute im südlichen Mazedonien. Ihr Hauptexport bestand in orientalischer Baumwolle, Ziegenhaarwolle und Geweben, Artikel, die damals noch sehr gesucht waren, und für die Wien der Hauptmarkt war, wie noch jetzt Leipzig für den Pelzhandel. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir in Wien eine große griechische Kolonie in dem Viertel am Fleischmarkt, Hohen Markt, Hafnersteig, Rotgasse; noch heute heißt eine dieser Gassen ‚Griechengasse', und in der Ungar-

gasse sind noch die Reste eines alten einstöckigen Gebäudes orientalischen Charakters zu sehen, einer Art Speicher für die importierten Waren, das Jahrzehnte lang seiner Bestimmung diente. Hiervon, sowie von dem ausgedehnten Bankverkehr, der in den Händen der Griechen lag, stammt die große Zahl griechischer Handelshäuser in Wien, deren man zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegen hundert zählte, und von denen die der Dumba, Sina und Christomanos die bekanntesten sind.

An die Namen dieser und vieler anderer knüpft sich aber nicht nur der materielle, sondern auch der erste geistige Aufschwung des neuen Griechenland, sowie die ersten Befreiungsbestrebungen, die der Opferfreudigkeit jener reichen Patrioten zu danken sind. In Wien empfingen viele wißbegierige Griechen aus Mazedonien, Thessalien und Epirus ihre erste höhere Bildung, hier wurden zahlreiche griechische Bücher gedruckt, hier erschien 1791 die erste griechische Zeitung und 1811 die erste griechische Zeitschrift, der ‚Gelehrte Hermes', und in Wien dichtete der erste griechische Freiheitssänger und -märtyrer, Rigas aus Velestinos (1753—98), dem alten Pherae, seinen der Marseillaise nachgebildeten Weckruf an sein Volk.

Wiesen die Beziehungen der nördlichen Griechen auf Wien, so war für die des Westens und Südens, für Epirus, die Jonischen Inseln und Kreta, ein geistiger Leuchtturm Venedig, zugleich Jahrhunderte lang die politische Herrin dieser Gebiete und die alte siegreiche Rivalin von Byzanz. Man kann sagen, daß Venedig der geistige Gegenpol von Konstantinopel war; alles, was im griechischen Orient seit dem 15. Jahrhundert an höherer materieller und ästhetischer Kultur zu spüren war, knüpfte sich an den Namen Venedigs. Hier blühte schon im 16. Jahrhundert eine große griechische Handelskolonie, hier bestand seit dem 17. Jahrhundert eine berühmte griechische Schule, an der bedeutende Lehrer wirkten, die zuerst eine literarische Veredlung der Volkssprache ins Auge faßten, hier gründete ein Grieche aus Jannina, Nik. Glykys, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, eine Druckerei, deren Bücher, größtenteils Übersetzungen vorbildlicher Werke des Abendlandes, die politische Befreiung Griechenlands durch die geistige vorbereiteten. Von Venedig ging dann eine befreiende Wirkung auf das geistige Leben seiner griechischen Besitzungen aus, zuerst auf Kreta, dann auf den Jonischen Inseln. In Kreta blühte, von italienischem Geiste befruchtet, im 15.—17. Jahrhundert eine in Form und Inhalt echt volkstümliche Poesie im Dialekte der Insel, und in Korfu wirkten im 18. Jahrhundert die beiden großen freigeistigen Theologen Bulgaris und Theotokis, von denen letzterer es sogar wagte, in der Volkssprache zu predigen. Viele vornehme junge Griechen aus Korfu und Zante studierten in Padua und Bologna und legten den Grund zu der literarischen Romantik, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf diesen Inseln aufblühte, und die in Dion. Solomos, dem Dichter der griechischen Nationalhymne, ihren bedeutendsten Vertreter fand. Sein unsterbliches Verdienst war es, der nationalen Sprache in der Poesie zum Siege verholfen zu haben an Stelle der steifen und leblosen byzantinischen Kunstsprache. In Korfu entstand 1815

auch die erste griechische Universität, die später in ein Gymnasium verwandelte ‚Jonische Akademie'.

Eine dritte erfrischende Kulturwelle ging aus von der Berührung des Griechentums mit dem Geiste der französischen Revolution. Einem Sohn der regsamen und fortschrittsfreudigen Insel Chios war es vorbehalten, diese Verbindung herzustellen und durch das Beispiel seines Lebens aufrecht zu erhalten, nämlich dem großen Gelehrten und zugleich volksfreundlichen Patrioten Adamantios Koraïs (1748—1833), der ein entsagungsvolles Leben freiwilliger Verbannung in Paris führte, und dessen zahlreiche Schriften nur von dem einen Gedanken beseelt waren, die unvergänglichen Werke des alten griechischen Geistes und der französischen Aufklärung nutzbar zu machen für die politische und geistige Befreiung seines Volkes. Er ist außerdem, wie Solomos der Schöpfer der poetischen, der Schöpfer einer prosaischen Literatursprache, die einen taktvollen Kompromiß zu schließen sucht zwischen der überlieferten byzantinischen Schriftsprache und der lebendigen Volkssprache. Allerdings war Koraïs zu sehr Humanist und zu wenig moderner Mensch, um gerade für modern-literarische Zwecke ein brauchbares Sprachinstrument zu schaffen. Er war aber der Interpret einer Stimmung, die damals alle gebildeten Griechen beherrschte, der Stimmung nämlich, daß eine Regeneration des Griechentums nur möglich sei durch eine auch formelle Wiederbelebung der Antike, also durch einen Klassizismus, der die bis dahin noch immer allmächtige byzantinische Scholastik verdrängen sollte.

Diese Scholastik lastete wie ein Alp noch immer auf derjenigen sozialen Institution, von der sie ihren Namen hat, und deren Gedeihen sie doch am meisten im Wege steht, auf der Schule. Die bisherigen griechischen Schulen, wie sie sich aus byzantinischer Zeit erhalten hatten, waren lediglich niedere Kirchenschulen in den Händen eines fanatischen und ungebildeten Klerus, die nur die Weisheit der alten Kirchenväter und die Psalmen in völlig unfruchtbarer und geisttötender Form übermittelten, von der keine innerliche Erneuerung ausgehen konnte. Und höhere Schulen gab es nach der türkischen Eroberung nur drei: eine, die große mit dem Patriarchat verbunden in Konstantinopel, eine zweite in Chios und eine dritte im Peloponnes. Armut und Unbildung waren aber gerade zu der Zeit, wo in Italien die Renaissance ihre höchsten Triumphe feierte, also vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im griechischen Orient so groß, daß selbst diese drei Gelehrtenschulen nur kümmerlich ihr Dasein fristeten. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, unter dem Einfluß italienisch gebildeter Phanarioten, an ihrer Spitze der angesehene Fürst Al. Mavrokorbatos (1636—1708), begann man im größeren Umfang gelehrte Schulen zu gründen, die den Unterricht in den antiken Klassikern in den Mittelpunkt stellten, und schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es 73 solcher Schulen auf dem Boden Griechenlands, darunter die besten in Jannina, Larissa, Saloniki und Serres, nur — und das ist überaus bezeichnend für die damalige soziale und geistige Struktur des noch gänzlich auf byzantinisch-aristokratischem Standpunkt verharrenden Griechentums — Volksschulen gab es noch nicht. Dazu wurde erst vor nun genau hundert

Jahren der Grund gelegt, als nämlich im Jahre 1813 und 1815 zwei Gesellschaften in Athen und Odessa gegründet wurden, von denen besonders die letztere, die Hetärie der Philiker, unter dem Mantel von Volksbildungsbestrebungen nichts Geringeres im Auge hatte als die politische Befreiung Griechenlands von der Türkei. Diese beiden Gesellschaften gründeten gemeinsam eine Anzahl von Volksschulen nach dem damals auch sonst auf dem Balkan aus Frankreich eingeführten Lancastersystem des wechselseitigen Unterrichts. Einer der Mitbegründer der Hetärie, der korfiotische Graf Joh. Kapodistria, der ebenso ideal gesinnt wie praktisch veranlagt war (1776—1831), wurde dann der Präsident des jungen griechischen Staates.

Inzwischen war, von der Hetärie der Philiker geschürt, im Jahre 1821 der griechische Freiheitskampf ausgebrochen, und zwar, was zu beachten ist, auf byzantinisch-phanariotischer Seite, durch die Erhebung des griechischen Fürsten der Moldau, Al. Ypsilandi. Dieser verfolgte nämlich dabei rein imperialistische Ziele, darauf gerichtet, in den Donaustaaten ein neu-byzantinisches Staatswesen zu errichten. Erst als dieser Versuch, wie bei der exponierten Lage des Herdes zu erwarten, gescheitert war, griff die Bewegung auf den eigentlichen Balkan über und gewann dort den Charakter einer allgemeinen Erhebung der Christen gegen ihre türkischen Bedrücker, zunächst noch ohne jede nationale Tendenz, die schon darum ausgeschlossen war, weil die damaligen Balkanchristen sich lediglich als Glieder der einen griechischen Kirche fühlten. So erklärt es sich auch, daß damals Albanesen, Bulgaren und Südrumänen das Hauptkontingent stellten zu der Schar der griechischen Freiheitskämpfer, die ihre besten Vertreter in Mazedonien und Epirus fanden. Den Griechen allein schwebte ein großes, in ihrem Sinne nationales Ziel vor Augen, die Wiedererrichtung eines neuen byzantinischen Reiches auf der Balkanhalbinsel mit Konstantinopel als Hauptstadt. An einen griechischen Nationalstaat im äußersten Süden der Halbinsel dachte dabei gewiß niemand, und erst als in dem klassisch gebildeten und romantisch gestimmten Europa ein schweres historisches Mißverständnis jene große Balkanrevolution zu einer philhellenischen Bewegung umdeutete — man kannte ja nur die Griechen des Altertums, nicht die Byzantiner des Mittelalters —, erst da ging es den Griechen auf (die gebildeten Europäer mußten es ja besser wissen), daß sie eigentlich nicht die Erben der Byzantiner seien, sondern die der alten Hellenen, und mit jener ihnen eigenen Schmiegsamkeit verstanden sie es nicht übel, sich in diese ihnen geradezu aufgedrungene Rolle zu finden, zumal sie wohl wußten, daß sie, ohne in dieser aufzutreten, niemals die Gunst Europas gewonnen hätten. So mußten sie froh sein, daß sie mit dessen Hilfe schließlich etwas ganz anderes erreichten, als was sie ursprünglich gewollt hatten, nämlich, daß man ihnen ein freies Stück klassischer Erde anwies, auf dem sie sich an antiken Trümmern und antiken Reminiszenzen berauschen konnten. So entstand die herzlich gut gemeinte, aber völlig verfehlte und unhistorische Schöpfung des ‚Königreiches Hellas‘, ein Musterstück diplomatischer Willkür und phantastischer Schwärmerei, ein Gebilde, das den Keim zu zahllosen Konflikten und Zwiespältigkeiten in sich trug, weil es von widerstrebenden Tendenzen beherrscht wurde, von dem

Geiste modern-demokratischen Fortschrittes und reaktionärer Bildungsideale. Vielleicht wäre es möglich gewesen, beide Gegensätze in Einklang zu bringen und in wahrhaft modernem Sinne umzugestalten, wenn die Gebietsgrenzen dieses Staates so gesteckt worden wären, daß zunächst die an seiner Grundlegung beteiligten und von europäischer Kultur mehr berührten Gebiete des Westens und Nordens darin Platz gefunden hätten; denn es kann nicht oft und stark genug betont werden, daß der historisch-politische, wirtschaftliche und geistige Schwerpunkt des neueren Griechentums nicht wie der des antiken in den südlichen Gliedergebieten der Halbinsel liegt, also nicht in Attika und dem Peloponnes, sondern in ihren mittleren Rumpfgebieten, in Mazedonien, Epirus und Thessalien. Diese Landschaften, die im Mittelalter allein von historischem Leben erfüllt waren und eine starke Auffrischung der Rasse erfahren hatten, werden für das Griechenland der Zukunft das sein, was die Lombardei und Piemont für das geeinte Italien geworden sind: eine Quelle neuer Kraftentfaltung. Darum stand das ursprüngliche Königreich Griechenland geographisch und historisch etwa auf dem Niveau des ‚Königreichs beider Sizilien', womit wohl alles gesagt ist. Äußerlich befreit, seufzte es unter einer doppelten Fremdherrschaft: unter der offiziellen der Bayern und unter der latenten der Phanarioten.

Man hätte meinen sollen, daß mit dem zum König erwählten Wittelsbacher Prinzen Otto, von dem man sogar erwartete, daß er ein antikes Staatswesen aus dem verwüsteten Boden stampfen würde, sich wenigstens ein wohltätiger Einfluß deutscher Kultur daselbst geltend machen würde. Allein die leidigen philhellenischen Vorurteile des jugendlichen Königs und seiner gelehrten Vorläufer, ihre Unkenntnis des Volkscharakters sowie der mittelalterlichen und neueren Geschichte des Landes standen ihnen hindernd im Wege. Anstatt in den von Kapodistria verheißungsvoll eingeschlagenen Bahnen weiterzugehen und sich den aus der Türkenzeit überlieferten durchaus brauchbaren lokalen Gemeindeverfassungen anzupassen, stellte der ehrgeizige Münchner Philhellene Fr. Thiersch jenen dar als einen von Rußland gesandten Despoten, der mit der Knute regiert und die Griechen ihres alten Ruhmes (!) beraubt habe, der aber in Wirklichkeit sehr gut wußte, was diesem verwahrlosten Lande not tat, wenn er vor allem auf Volksbildung bedacht war. Und der die Verwaltung organisierende, ebenfalls von antikem Philhellenismus erfüllte Staatsrat Ludwig von Maurer übertrug wie auf eine tabula rasa den ganzen bureaukratischen Verwaltungsapparat Bayerns auf den neuen Boden mit souveräner Ignorierung aller historisch gegebenen Voraussetzungen, es sei denn derjenigen, die sich aus der antiken Nomen- und Demeneinteilung ergaben. Bureaukratismus und Klassizismus reichten sich brüderlich die Hand, um nicht nur eine arge Verwirrung in der Verwaltung, sondern auch eine starke Verstimmung im Volke über die ‚Bavaresen' hervorzurufen, die auch nach der 1843 gegebenen, nach belgischem Muster geformten Verfassung nicht gebessert

wurde. Ging doch die Regierung in der Schaffung künstlicher Zustände so weit, daß sie 1850 selbst die Kirche vom Patriarchat losriß und in eine sogenannte autokephale Staatskirche verwandelte, wodurch einer der stärksten Verbindungsfäden zwischen den Griechen des Königreichs und denen der Türkei, denen ja die Mehrzahl angehörte, abgetrennt wurde.

Wenn die Bayern dem neuen Staate in administrativer Hinsicht einen stark bureaukratischen Charakter gaben, so erhielt sein soziales und geistiges Leben durch die Phanarioten ein stark konservativ-aristokratisches Gepräge. Erkennt auch die moderne griechische Verfassung ausdrücklich keinen Adelsstand an, und gibt es auch in Griechenland nicht, wie in Rumänien, einen feudalen Landadel, so fühlten sich doch die reichen griechischen Bankiers vom Konstantinopeler Phanar als eine Art von Geld-, später auch von Geistesadel, und infolge dieses ihres sozialen und geistigen Übergewichtes mußte man ihnen auch in dem neugegründeten Staate eine gewisse Vorzugsstellung um so eher einräumen, als es sonst in diesem keine höhere Bildungsschicht gab, und so finden wir, daß fast die ganze vornehme Gesellschaft des neuen Athen, das höhere Beamten- und Gelehrtentum sich aus Angehörigen dieser aus Konstantinopel übergesiedelten Klasse rekrutierte, wie den Sutzos, den Rangabés, Manos.

Die Bedeutung dieser Familien für das neue Griechenland liegt darin, daß sie dessen Zusammenhang mit den politischen und geistigen Traditionen von Byzanz aufrecht erhielten, die wie ein Schatten allen Entwicklungsphasen des Griechentums zu folgen scheinen, und die erst dann überwunden sein werden, wenn das Land seine natürlichen Grenzen gefunden haben und in sie hineingewachsen, d. h. wenn es ein wirklicher Nationalstaat geworden sein wird, wozu es erst jetzt auf dem Wege ist. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die Phanarioten eine stark retardierende Wirkung auf das geistige Leben ihres Volkes ausgeübt und durch ihren starken Anteil an der Organisierung der neubegründeten Athener Universität (1837) nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Griechen trotz aller Anpassung an die moderne Zivilisation in ihrer ganzen Geistesrichtung doch einen gewissen Konservatismus zeigen, wie er sich z. B. äußert in dem Festhalten an altüberlieferten gelehrten Berufen wie der Jurisprudenz, der Medizin und der klassischen Philologie, sowie einer unverkennbaren Abneigung gegen speziell moderne Wissenschaften wie Staatswissenschaft, Technik, neuere Sprach- und Literaturwissenschaft — ein Beweis dafür, wie sehr die Griechen sich geistig noch als Erben ihrer hellenistischen und byzantinischen Vergangenheit fühlen. Alexander d. Gr. und Konstantin d. Gr. sind noch immer volkstümliche Gestalten in Sage und Lied, und vor einigen Jahren wurde in Athen dem letzten Kaiser von Byzanz, Konstantin XI., eine Statue errichtet, wie auch noch alljährlich an dessen Todestage, zugleich dem Tage der Eroberung Konstantinopels, eine feierliche Messe zelebriert wird.

Trotzdem muß dankbar anerkannt werden, daß es die Griechen in dieser Zeit nicht an eifrigem Bemühen fehlen ließen, sich die Errungenschaften europäischer Forschung anzueignen und für ihr Volkstum nutzbar zu machen, und

Jos. Scherer/Griechischer Charakterkopf



zwar vornehmlich die deutscher Wissenschaft*. Bedenkt man, daß die Mehrzahl der Tausende von jungen Griechen, die namentlich seit 1870 deutsche Universitäten aufsuchten, unbemittelt und mit Stipendien ausgestattet waren, die nicht vom Staate, sondern nur aus privaten Stiftungen verliehen wurden, so muß man sich wundern über die große Zahl dieser Stiftungen und zugleich Achtung empfinden vor der Opferwilligkeit der Stifter. Es ist eine der Lichtseiten des griechischen Charakters, der sich hierin mit dem amerikanischen berührt, daß reiche Patrioten selbst in weiter Ferne ihres Vaterlandes gedenken und ihr Vermögen entweder an bestehende Bildungs- und Wohlfahrtsinstitute oder zur Gründung neuer vermachen. Aus solchen privaten Stiftungen sind die meisten öffentlichen Gebäude Athens erbaut und werden größtenteils daraus ihrem Zwecke erhalten, Universität, Bibliothek, Gymnasien, Volksbildungsvereine, Waisen- und Krankenhäuser. Und fast jede größere Stadt in der griechischen Türkei hat eine Schule, die über solche, meist aus alten Stiftungen bestehende Mittel verfügt, daß daraus Stipendiaten nach Europa geschickt werden können. Bei dem allgemeinen Bildungsdrang der Griechen werden diese Mittel mit Vorliebe für das Studium der Pädagogik verwandt, und zwar vorwiegend der deutschen, speziell der Herbartschen, die sich in Griechenland großer Pflege erfreut. Diesem Zwecke diente lange Zeit die Wirksamkeit eines eigenen Vereins, der unter dem Namen ‚Verein zur Verbreitung griechischer Bildung' im Frühjahr 1869 in Athen gegründet wurde. Er verdankte seinen Ursprung dem Bewußtsein von der Notwendigkeit einer Vertiefung des griechischen Volksschulunterrichts und suchte dieses Ziel durch drei Mittel zu erreichen: durch Entsendung von Stipendiaten nach Deutschland, durch Errichtung eines Musterseminars in Athen und durch Beschaffung guter Lehrbücher. Aus der Reihe seiner Stipendiaten ging bald ein Mann hervor, der nicht nur die treibende Kraft des Vereins wurde, sondern der Reorganisator des griechischen Volksschulwesens überhaupt, der Mazedonier Charisios Papamarku. Nachdem er in Göttingen promoviert und seit 1874 das Volksschulwesen der größeren deutschen Bundesstaaten studiert hatte, errichtete er nach vergeblichen Versuchen in Athen 1876 ein Lehrerseminar in Saloniki, das sich ganz an die Organisation der besten deutschen Seminare anlehnte und eine Pflanzschule für die griechischen Schulen der Türkei wurde, deren Leiter fast alle Zöglinge des Saloniker Seminars waren**. So wurde in den 80er und 90er Jahren Saloniki ein nationales Bildungszentrum und ein geistiges Arsenal, dem die Waffen entnommen wurden zu dem Kampfe des mazedonischen Griechentums gegen Türken und Bulgaren. Diese Waffen aber wurden

* In diesem Zusammenhang verdient bemerkt zu werden, daß aus griechischen Familien Österreichs und Deutschlands bereits mehrere bedeutende Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst hervorgegangen sind, z. B. in Wien der Akademiker Carajan, der Orientalist Rhodokanaki, der Schriftsteller Christomanos, in München der Maler und Akademieprofessor N. Gysis, in Breslau der soeben nach Göttingen berufene Mathematiker Caratheodory.

** Im ganzen zählt man in der europäischen Türkei gegen 1000 griechische Schulen mit etwa 70 000 Schülern.

in Deutschland geschmiedet, das somit den Kampf der Christen gegen die Türkei indirekt unterstützte, wohl ohne zu ahnen, daß die militärischen Waffen, die es den Türken lieferte, schließlich doch den geistigen Waffen der christlichen Intelligenz unterliegen würden.

Auch in Griechenland selbst hatte der Verein gute Erfolge zu verzeichnen. Man fragt vielleicht, ob hier nicht Staat oder Gemeinde die private Tätigkeit entbehrlich mache. Da rühren wir nun an einen wunden Punkt des griechischen Staatswesens, an die ‚Tyrannei der Freiheit', an die trostlose Partei- und Abgeordnetenwirtschaft, die jede gedeihliche und stetige Kulturarbeit im Keime erstickte, zumal in Verbindung mit der erwähnten, für ungeordnete und unfertige Zustände viel zu komplizierten bureaukratischen Verwaltung, die eine wirksame Kontrolle unmöglich machte. Man erließ Verordnungen über Verordnungen, aber niemand wußte, ob und wie sie ausgeführt wurden; das meiste blieb auf dem Papier. Das Athener Lehrerseminar mußte 1863 nach Vertreibung König Ottos wegen seiner Unbrauchbarkeit geschlossen werden und blieb es bis 1878. Die Zahl der Schulen war zwar in beständigem Steigen begriffen (von 80 im Jahre 1834 bis auf etwa 1000 im Jahre 1866), aber ihr Zustand war ein derartiger, daß auf Veranlassung des genannten Vereins 1880 eine staatliche Kommission zur Inspizierung der Schulen ernannt wurde, die einen wahren Augiasstall vorfand und zu dem Schluß gelangte, daß den leitenden Männern nur das Interesse der höheren, nicht der Volksschulen am Herzen lag — ein Zustand, der wieder eine Folge war des auf den ererbten Byzantinismus verhängnisvoll aufgepfropften Philhellenismus, die beide einseitig aristokratische Kulturerscheinungen waren. Daß das Schulelend lediglich in dem faulen System, nicht in dem Charakter des Volkes lag, geht daraus hervor, daß die nun energisch in Angriff genommenen Besserungen auf dankbaren Boden fielen. Noch im Jahre 1889 betrug die Schülerzahl 5 Prozent der Bevölkerung, während es 1910 9 Prozent waren, und entsprechend belief sich die Zahl der Analphabeten 1889 noch auf 60 Prozent, 1910 nur auf 25 Prozent. Volksschulen gibt es jetzt im Königreich etwa 3600.

Wenn man bedenkt, daß diese Ergebnisse nicht durch den Staat, sondern trotz des Staates durch die Energie einiger rühriger Männer erzielt wurden, darf man an der Kulturfähigkeit des griechischen Volkes nicht zweifeln. Wenn es verhältnismäßig so lange Zeit gebraucht hat, um sich emporzuraffen, so liegt das daran, daß man ihm in Europa eine völlig falsche historische Stellung angewiesen und es mit Heilmitteln behandelt hat, die selbst einen gesunden Organismus erkranken lassen mußten. Anstatt es aus den vielfachen Hüllen seiner langen Geschichte herauszuwickeln, hat man es erst recht wie eine Mumie in Lappen und Tücher gehüllt und jede natürliche Transpiration verhindert. Wie nun der griechische Volksglaube der Katze ‚sieben Seelen' zuschreibt, so möchte man auch dem griechischen Volkstum diese Seelenzahl zugestehen, angesichts der bewundernswerten Zähigkeit, die es in seiner wechselvollen Geschichte bewiesen hat, und ohne die es schwerlich allen seinen inneren und äußeren Feinden und — Freunden stand gehalten hätte. Das Geheimnis seiner Kraft liegt aber darin, daß es nicht, wie z. B. das kompakte Bulgarentum, eine schwere,

sondern gleichsam eine leichte Kavallerie darstellt, die, weit verteilt, immer neue Reserven heranziehen kann, weil es nicht eine, sondern viele Kraftquellen hat: Das Griechentum hat wirtschaftlich in immer steigendem Maße den gesamten vorderen Orient erobert* und wird ihn jetzt, nach seinen militärischen Erfolgen gegen die Türkei, auch politisch wieder stärker beherrschen, und diese neue Stellung als Gebieter, nicht als Sklave, der es bisher war, wird sicher auch auf sein Verantwortungsgefühl und auf seine moralischen Qualitäten günstig zurückwirken. Gerade gegen diese letzteren hat man gern die der Türken ausgespielt, ohne zu bedenken, daß in türkischem Milieu kein solides industrielles Unternehmen gedeihen kann und daß der Handel die einzige gewinnbringende Betätigung ist. Daß die Griechen nicht nur für ihn begabt sind**, bezeugt der gewaltige industrielle Aufschwung des Piraeus, der aus einem Hafenplatz (Schiffsverkehr 1911: 1450 Dampfer) immer mehr zu einer Industriestadt wird, die bereits über 100 Fabriken zählt, darunter viele Seifen-, Kognak-, Pulver-, Maschinen- und chemische Fabriken, sowie zahlreiche Spinnereien, Webereien, Brennereien, Dampfölpressen und Dampfmühlen. Dank dieser Entwicklung ist der Piraeus in den letzten 30 Jahren von 20 000 auf 80 000 Einwohner gewachsen und wird neben Saloniki, das ebenfalls schon eine starke griechische Industrie hat, einer der wichtigsten Verkehrsplätze in der Levante werden, wenn die jetzt im Bau begriffene Bahnlinie von Saloniki nach der (bisherigen) griechischen Grenze das griechische Bahnnetz mit dem europäischen verbunden haben wird. Dann wird, wie es schon vor 45 Jahren der um die wissenschaftliche Kenntnis der Balkanhalbinsel so verdiente Konsul J. G. v. Hahn in seiner ‚Reise von Belgrad nach Saloniki' nachgewiesen hat, der Verkehr Europas mit dem Orient auf dem kürzesten Land- und Seewege von Wien über Saloniki-Piraeus nach Alexandrien sich vollziehen, und Griechenland wird dadurch wirtschaftlich wie auch als Reiseland neu erschlossen werden*** und nicht nur verkehrspolitisch, sondern auch kulturgeographisch immer mehr in Europa hineinwachsen, wenn es erst die vielfachen fremden Kulturfäden zu einem einheitlichen Gewebe verarbeitet haben wird. Die Kulturgrenze zwischen Europa und Asien wird sich dann wieder mit der alten hydrographischen Grenze decken, nicht mehr durch Griechenland, sondern zwischen Griechenland und Kleinasien hindurch gehen.

* Die griechische Handelsflotte zählte 1911 etwa 1100 Fahrzeuge, darunter 350 Dampfer.

** Nach einer Berufsstatistik von 1909 steht der Handelsstand im Königreich erst an dritter Stelle. An erster steht die Landwirtschaft, an zweiter das Handwerk.

*** Während man jetzt von Wien über Triest nach Athen 75 Stunden braucht, wird man vom nächsten Jahre ab über Saloniki in der Hälfte der Zeit dorthin gelangen.

Ein kulturpsychologischer Beitrag zur elsässischen Frage* / Von A. Legrand

Die leidenschaftlichen Erörterungen in der deutschen Presse über die Zustände im Reichslande, der unstete Kurs der elsaß-lothringischen Regierung und ihre Mißerfolge bis in die letzte Zeit hinein machen es wohl jedem klar, daß im Elsaß noch mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden sind, um den ersehnten Ausgleich zwischen den beiden Bevölkerungsschichten im Lande herbeizuführen. Unrecht tut man, wenn man, wie regierungsseitlich und in weiten Kreisen Altdeutschlands üblich, die Gegensätze auf politische Motive und Umtriebe zurückführt. Die äußeren Vorgänge politischer Natur sind ja, wo sie nicht lediglich materiellen nationalen Interessen entspringen, immer nur Zeichen von innerer Gärung, von Spannungen, die sich für Augenblicke lösen und den Schleier von verborgenen Realitäten lüften. Mehr als jene interessieren uns diese unterm Deckmantel der politischen Tageskämpfe und der alltäglichen Vorkommnisse wirkenden latenten Kräfte und Spannungen. Ihre Erkenntnis gestattet uns, die Vorfälle im Lande gerechter zu beurteilen, die Mißverständnisse hüben und drüben aufzuklären und ruhigeren Blicks in die Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft zu schauen.

Man kann für die Beurteilung elsässischer Dinge seinen Standpunkt nicht hoch genug wählen. Hier, wo sich seit altersher die Wege der beiden größten Kulturnationen kreuzen, kann eigentlich nur der richtig urteilen, der beider Wege kennt, beider Wesen in ihren Grundzügen von höherer geistiger Warte aus zu überschauen, zu schätzen und zu lieben vermag.

Das elsässische Problem, wie wir alle, Eingesessene und Eingewanderte, es im Lande erleben, ist im Grund ein kultur- und völkerpsychologisches Problem. Das Trennende im Elsaß liegt nicht in den politischen Verhältnissen, sondern in den beiderseitigen Mentalitäten und Kulturanschauungen begründet. Es läßt sich nur an Hand der Erkenntnis deutsch-französischer Charakter- und Kulturunterschiede und durch ihre natürliche Überwindung beseitigen. Nicht darum handelt es sich, durch bequeme Ausgleichsformeln und billige Versöhnungsmusik die Gegensätze zu verwischen, sie müssen vielmehr von Grund aus erfaßt und von innen heraus überwunden werden. Dies erfordert behördlicherseits Takt und Duldsamkeit. Germanisierende Regierungsmaßregeln und machthaberische Anwandlungen werden nur als Hemmnisse empfunden. Wenn irgendwo Toleranz angezeigt ist, so ist sie's wohl im Elsaß, wo die

---

* Die Leser werden sich mit Interesse der schon früher (Februarheft 1910, S. 524) erschienenen Ausführungen des Verfassers über das gleiche Thema erinnern, zu denen die vorstehenden eine Ergänzung bilden. Diese Ausführungen haben seinerzeit weitere Beachtung gefunden, sind aber auch Gegenstand eines unverfrorenen Plagiats geworden durch Frau Geheimrat Charlotte Ullmann-Berlin im Juniheft 1910 der ‚Dokumente des Fortschritts‘, woselbst der Artikel fast wörtlich ausgeschrieben erscheint, ohne daß die Quelle auch nur angedeutet wäre. Wir sehen uns zu dieser Feststellung im Interesse des bestohlenen Autors noch nachträglich veranlaßt. D. R.

verschiedenen kulturellen Strömungen und nationalen Gegensätze einen jeden dazu zwingen, in sich einen — individuell wie immer gearteten — Ausgleich zu schaffen.

Leider leben wir heute in einer Zeit verschärfter nationaler Spannungen, in der einem täglich mehr die trennenden als die einigenden Faktoren im Leben der Völker nahegeführt werden. In solchen Zeiten ist es gut, wenn Stimmen sich erheben, die bei jeder Nation Verständnis für die Eigenart der anderen zu erwecken und unter Hinweis auf die gemeinsamen höheren Kulturgüter eine Brücke zwischen den Völkern zu schlagen sich bemühen. Die Zeit muß kommen, wo die Scheidewand, die heute noch Deutschland und Frankreich trennt, in sich zusammenfallen wird, so wie sie im geistigen Leben des Elsässers längst schon gefallen ist.

Es entspricht dem Geist der heutigen Zeit, in der Erörterung volkspsychologischer Probleme die Rassenfrage in den Vordergrund zu rücken. Die Elsässer sind germanischer Abkunft, ein aus welschem Joch befreiter deutscher Volksstamm, und man erwartete von ihnen, daß sie, an die mittelalterliche Zeit ihrer deutschen Reichsangehörigkeit anknüpfend, sich in ihrer Denk- und Lebensweise wieder als Deutsche fühlen und bekennen würden. Das war ein Trugschluß. Die Rassentheorie erwies sich eben da, wo es auf ein Verstehen und Erklären feinerer psychischer Vorgänge und Wandlungen ankam, als unzulänglich. Ein Mensch ist eben nicht das fertige Produkt seiner Eltern und Voreltern, er ist auch das Produkt von Zufall oder geschichtlicher Notwendigkeit, wie man es auffaßt, er ist vor allem das Produkt seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen. Eine ‚zufällige' Begegnung kann unserem Leben eine entscheidende Wendung geben; in unserer Seele kann die Saat ausreifen, die ein anderer in sie hineinstreute. Wie die Elemente in der Hand des Chemikers sich zu neuen Verbindungen zusammenfinden und hierdurch oft Eigenschaften erlangen, die sie vorher nicht besaßen, so kann ein Mensch, ein ganzes Volk in der Hand des Schicksals mit einem anders gearteten neue Verbindungen eingehen und tiefgehende Wandlungen erleiden. Ja, es scheinen gerade ungleichartige Werte mit entgegengesetzten, gleichsam sich ergänzenden Eigenschaften sich am leidenschaftlichsten zu suchen und zu fassen. Goethe schrieb bekanntlich in seinen ‚Wahlverwandtschaften' diesen geheimen Affinitäten eine gewichtige Rolle in den menschlichen Beziehungen zu. Ihre Bedeutung wächst, je mehr ihre Regungen und Bestrebungen höheren, geistigen Motiven: einem Bedürfnis nach Ergänzung, Entfaltung und Vervollkommnung des eigenen Wesens entspringen. Die intimsten seelischen Beziehungen zweier Wesen, die Bande geistiger Sympathie und Harmonie beruhen weniger auf Einklang oder Gleichklang, als vielmehr auf einem nach höheren psychischen Gesetzen sich vollziehenden Zusammenklang.

Für das Elsaß war der Übertritt vom deutschen Staatenbunde in das geschlossene französische Staatswesen zu einer Zeit, wo Deutschland in sich zerfallen, ohnmächtig darniederlag und Frankreich eben in die Glanzperiode seiner kulturellen Entwicklung eintrat, ein entscheidender Moment.

Man mag über das 'grand siècle' denken wie man will, man kann ihm seine geistige Einseitigkeit vorwerfen, wir mögen in seinen Werken, Sitten und Menschen nicht die höchste Befriedigung unserer literarischen und künstlerischen, geistigen und sittlichen Ansprüche finden, — es war doch eine neue, eigene Welt, die sich hier offenbarte, mit beispiellosem Glanz auf die ganze Welt ausstrahlte und der Menschheit dauernd neue Kulturwerte brachte. Noch heute empfinden wir bei der Darstellung klassischer Werke aus jener Epoche etwas von dem Zauber, der von ihr ausging; nicht die Handlung, nicht der Ideengehalt, nicht die Charaktere sind es, die uns ergreifen, der Zauber liegt vielmehr in der wunderbaren Rhythmik von Sprache und Empfindung, in der unvergleichlichen Klarheit und Formvollendung des Ausdrucks, dem Wohllaut der Stimmen, der Grazie der Bewegungen und all dem blendenden Schein eines nuancereichen, farben- und sinnenfreudigen Empfindens — es ist Berauschung, wenn man will, aber eine Berauschung, der sich keiner zu entziehen vermag und die, einmal erlebt, uns im Leben draußen dem Gemeinen, Rohen und Groben auf immer entfremdet. Wer je in diesen Sphären heimisch geworden — und die Elsässer waren es wenigstens in den bürgerlichen Schichten, — der findet sich in eine rauhere, primitivere Umgebung nicht leicht wieder zurück.

Der bildende Einfluß französischer Kultur auf die Empfindungswelt des Elsässers ist unverkennbar: sie hat in ihm die ursprünglichen Triebe und Leidenschaften gemildert, den Sinn für die Nuance geweckt und den Geschmack veredelt, Geist und Herz für die mannigfaltigen Schönheiten des Lebens, für Form, Rhythmus und Harmonie empfänglicher gemacht und den ganzen Menschen aus dem einförmigen Halbdunkel eines primitiveren Seins in eine hellere, freundlichere und interessantere Daseinssphäre emporgehoben. Mochte sie auch den Kern seines Wesens nicht umgestalten, so hat sie doch unzweifelhaft sein Empfinden auf einen feineren Rhythmus eingestellt und seine Sinnenwelt wesentlich bereichert.

Sein größter Gewinn aber war, daß der französische Geist kraft der ihm eigenen kunstvollen Klarheit ordnend und klärend in seine Denk- und Lebensweise eingriff, den in seinem germanisch urwüchsigen Gemüts- und Triebleben wurzelnden Kräften einen konkreten Mittelpunkt, Einheit und Ziel gab, seinen Fähigkeiten zum Ausdruck und damit zur Betätigung verhalf. Angeborene Tugenden und latente Fähigkeiten ergeben an sich allein nicht den ganzen Wert eines Mannes oder eines Volkes: sie laufen Gefahr, in einem ewig unfertigen Wesen im Chaos zu zersplittern, wenn ihnen nicht von irgendwo oder irgendwem ein fester Kreis gezogen wird, an dem sie sich sammeln, konzentrieren und kristallisieren können. Darum kann man auch bei der kulturellen Bewertung der Völker nicht schlechthin die Tugenden des einen gegen die Untugenden des andern ausspielen: die Seele jedes Volkes ist ein Ganzes, das sich nicht in Bruchstücke zerlegen läßt. Es kommt für die kulturelle Bedeutung eines Volkes nicht so sehr auf ein Mehr oder Weniger an Tugenden als vielmehr auf deren künstlerische Zusammenfassung und Verwertung an. Zweck aller menschlichen Kultur kann ja doch nur der sein:

in uns ein inneres stabiles Verhältnis sowohl uns selber als der Außenwelt gegenüber herzustellen, Licht und Schatten möglichst harmonisch zu verteilen und unser Leben uns und andern erträglich zu gestalten. Darin beruht eben die Bedeutung der französischen Kultur, daß sie dem nach Gestaltung Ringenden zum inneren Ausgleich und zum Ausdruck verhilft. Sie wirkt hierdurch nicht nur gestaltend auf die Beziehungen der menschlichen Gesellschaft ein, sondern auch auf den individuellen Menschen. Ihr Einfluß läßt sich an allen deutschen Dichtern und Künstlern, die mit ihr in Berührung kamen, nachweisen. Weil der Elsässer diesen Wert an sich selbst erfahren hat, darum will er seinem Lande neben dem grundlegenden Einfluß deutscher Geisteskultur den wohltuenden Reiz französischen Kultur- und Lebensstils erhalten.

So wie die klassische Kultur Frankreichs in intellektueller und gesellschaftlicher Beziehung als eine Emanzipation, Aufklärung und Befreiung empfunden werden mußte, so wirkte anderseits auf politischem und staatsbürgerlichem Gebiet die große französische Revolution klärend und befreiend auf die Geister ein. Nichts klärt den Menschen mehr wie das Erlebnis, mag es mit Freuden oder mit Leiden verbunden sein. Für den Elsässer war die französische Revolution das Erlebnis, das den von Natur stark individualistisch Gesinnten zwang, über die ihm durch Veranlagung, Gewohnheit und Neigung bisher gezogenen Grenzen hinauszugehen und an einem größeren Gemeinwesen mit höheren Aufgaben und Zielen selbstätig mitzuwirken. Darüber hinaus mußten die großen Menschheitsideale jener Zeit seine Blicke und Gedanken über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinweg auf die Angelegenheiten der großen Welt und auf das Los der gesamten Menschheit lenken.

Es ist eine Tatsache, die hervorgehoben zu werden verdient, daß Frankreich, gerade indem es mit einer höheren, allgemein menschlichen Mission vor das Elsaß trat, das kleine, freimütige, keineswegs leicht lenkbare Volk der Elässer für sich gewann. Nur einem aufs höchste gespannten, humanitären Geist, wie er Frankreich zu jener Zeit beseelte, konnte ein solches Wunder wie die Überwindung all der Gegensätze in Sprache, Sitte und Herkommen zwischen Elsässern und Franzosen gelingen. Die Volkspsyche vergißt der Stunde nicht, die einst in ihre Tiefe eingriff, ihr flammende Ideale entlockte und neue Wege wies. Mochte auch die französische Revolution letzten Endes in Wahnideen verfallen und unsäglich viel Unheil anrichten, so hat sie doch dauernd das gemeinpolitische und staatsbürgerliche Empfinden aller, die als Franzosen die Zeit miterlebten, auf eine höhere Stufe gehoben.

Das Band, das die Freuden- und Schreckenstage der Revolution um Frankreich und Elsaß knüpften, ward in der Folgezeit durch die napoleonischen Kriege nur fester gezogen. Auch in der napoleonischen Tradition, wie sie heute im elsässischen Volk noch lebt, drückt sich ein der ‚grande nation' eigener heroischer Zug aus, und auch in ihr spiegelt sich der schöne Wahn wider, die Welt zu bewegen. Die heroische Statue Klebers in Straßburg erinnert täglich das elsässische Volk, daß es Söhne aus seinem Schoße waren, die unter dem großen Franzosenkaiser die Welt durchmaßen. Man begreife, wie nüchtern im Vergleich zu damals dem Elsässer die deutsche Gegenwart mit ihrer trockenen

Disziplin und ihrem engen Kastengeiste vorkommt. Mit der deutschen Herrschaft über das Land zog sicherlich etwas wie ein ‚dégrisement' über die Seele des elsässischen Volkes. Dem einst die große Welt vertraut, ward auf einmal jeglicher Ausblick über die Grenzen der engeren Heimat verschlossen. Den Weg durch ein deutsch-nationales Empfinden hindurch zu den Angelegenheiten der großen Welt wiederzufinden, wird begreiflicherweise viel Zeit erfordern, vorausgesetzt, daß ihm dies durch eine besonnene und weitblickende Regierung überhaupt ermöglicht wird. Man begreife die Tragik, die im Geschicke des elsässischen Volkes liegt, lasse ihm Zeit und Ruhe, sich den Verhältnissen anzupassen, übe Toleranz und rechte nicht mit ihm in kleinlicher Weise über die elementarsten landesbürgerlichen Rechte und Pflichten.

Wesentlicher noch und folgeschwerer als in seinem inneren seelischen Empfinden ward das elsässische Bürgertum durch die deutsche Annektion in seiner sozialen und gesellschaftlichen Struktur getroffen. Es war unzweifelhaft das zivilisatorische Verdienst Frankreichs gewesen, dem vorher unausgeprägten Lande auch in seinem gesellschaftlichen Aufbau einen einheitlichen Stil und Charakter verliehen zu haben. Der Deutsche legt bekanntlich dem Worte Kultur mehr einen ethischen und individuellen Wert bei, während sie für den Franzosen eine vorwiegend auf gesellschaftliche und praktische Ziele gerichtete Lebenskunst bedeutet. Kultur ist für ihn vornehmlich ein phénomène social*. In Frankreich spielt die Familie, die Verwandtschaft, die Gesellschaft und der Staat eine viel wichtigere Rolle als in Deutschland. Die Familienheirat, die Kindereinschränkung, das Zusammenhalten der Vermögen, der Respekt vor dem Traditionellen, Ererbten und Erworbenen sind charakteristische Merkmale des bürgerlichen Lebens in Frankreich und zeugen alle von demselben zähen, vor allem auf Familie und Gesellschaft bedachten, klugen und praktischen Lebenssinn des Franzosen.

Dementsprechend war auch die soziale Struktur im Elsaß unter der Ägide Frankreichs auf einfacher, klarer und praktischer Grundlage aufgebaut. Ihre Norm war der Erwerb, der Besitz, ihr nächstes Ziel die bürgerliche Wohlhabenheit. Sie gipfelte in französischer Bildung und französischem Lebensstil, im Salonleben und in einem auserlesenen, der materiellen Sorge enthobenen Kreise von Intellektuellen, die den Aufsteigenden Ziel, Vorbild und Maßstab waren. Hierdurch ward ohne kastenmäßige Absonderung ein die gesamte Bevölkerung organisch verbindendes, übersichtliches, allen einleuchtendes System geschaffen, das ohne äußeren Zwang und ohne hemmend empfunden zu werden eine um so stärkere, weil von allen anerkannte soziale Disziplin ausübte. So war im Lande ein dem systematisierenden Geiste Frankreichs entsprechendes, der ursprünglich individualistischen Eigenart der Elsässer vielleicht fremdes, in sich geschlossenes soziales Gebilde entstanden, in dem sich der Elsässer wohnlich eingerichtet hatte, und in dem er sich wohl fühlte.

* Das Wort ‚culture' im deutschen Sinn hat sich erst vor kurzem anläßlich der Erörterungen über das elsässische Kulturproblem und über die Verschiedenartigkeit zwischen dem französischen Begriff ‚civilisation' und dem deutschen ‚Kultur' in Frankreich eingebürgert.

Und doch wird der Elsässer gerade hier aus einer andern Schule lernen müssen, wenn er nicht erleben will, daß die Entwicklung der Dinge in seinem Lande über ihn hinwegschreitet. Nicht nur sieht er heute den vordem geschlossenen Ring in der gesellschaftlichen Struktur seines Landes allerorts durch die eingewanderten robusteren Willensmenschen und neuen Energien durchbrochen, er sieht sich in seinen bürgerlichen Kulturidealen auch durch die ganze moderne Zeitrichtung ernstlich bedroht. Die moderne Wirtschaftsordnung ist im Begriff, mit den bürgerlichen Ideen über das freie Spiel der Kräfte im Wirtschaftsleben und mit dem bürgerlichen Ideal des kleinen Rentners gründlich aufzuräumen. Wir stehen im Zeichen des wirtschaftlichen Aufschwungs der niederen Klassen, die selbständigen Existenzen treten im Wirtschaftsleben immer mehr zurück, und deutlich vollzieht sich die Scheidung zwischen Arbeiterstand einerseits und großkapitalistischem Unternehmertum anderseits; zwischen beiden kämpft ein Dritter, der Beamtenstand, um seine Rechte. Das Sicheinfügen in diese neue Wirtschaftsordnung, das Sichmessen mit den von Norden vordringenden neuen Energien, die hiermit verbundenen neuen sozialen Probleme stellen an den Elsässer neue Anforderungen, denen er mit der Berufung auf die Traditionen der Väter nicht begegnen kann*.

Es ist eine in elsässischen Schriften häufig wiederkehrende Klage, die dem Elsässer Mangel an Initiative und Charakter vorwirft. Stoßkopf hat in seinen elsässischen Komödien ohne Zweifel den elsässischen Durchschnittscharakter der jetzigen Übergangszeit trefflich gezeichnet, wenn ihm auch anscheinend der Sinn für die Tragik dieses Zustandes und für die Notwendigkeit seiner Überwindung abgeht. Und Flake hat recht, wenn er weiten Kreisen im Elsaß das Interesse an den großen geistigen, künstlerischen, wirtschaftlichen und politischen Fragen der Zeit abstreitet und den materiellen und egoistischen Grundton in der überlieferten elsässischen Gesellschaftsordnung scharf hervorhebt. Deutlich spiegelt sich auch in den beachtenswerten Schriften der Altelsässer Riener und Fleurent die Sorge wider, ob nicht die altelsässische Bourgeoisie hinter dem wachsenden Deutschland geistig zurückbleibe und verkümmere.

Man darf freilich nicht übersehen, daß das Materielle zugleich der solideste Boden für die Entwicklung geistigen Lebens, daß das klein Ersparte noch immer die sicherste Grundlage des Reichtums war, und daß der soziale Aufbau der Schichten im Elsaß, so materiell die Grundlage war, doch in einer feinkultivierten, intellektuellen Gesellschaft gipfelte. Ja, es war gerade der Vorzug dieses auf realer Grundlage aufgebauten französischen Gesellschaftssystems, daß sich in ihm in natürlicher Weise eine geistige Elite bildete, die

* Bezeichnend sind die Verhältnisse in Straßburg: auf der einen Seite die geschlossene Masse der wirtschaftlich Aufsteigenden, der sozialistisch stimmenden Arbeiter, Handwerker und niederen Beamten; auf der andern Seite die durch die Auswanderung nach Frankreich arg gelichteten, auch geistig erschöpften Reihen der bürgerlich Wohlhabenden, die rat- und tatlos zusehen, wie der soziale Aufstieg des Arbeiterstandes und die Ausbreitung des Beamtentums, die kapitalistische Entwicklung in Handel und Industrie, der gesamte moderne kommunal-, staats- und privatwirtschaftliche Großbetrieb über sie hinwegschreitet.

aus dem Volke erwachsen, die Fühlung mit ihm nicht verlor und ohne äußeren Rang und Würde sein anerkannter Führer in allen Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsfragen war. Der Nachteil dieses allzu abgeschlossenen bürgerlichen Kultursystems aber war, daß es auf die Länge hin lähmend auf die Fähigkeit nach neuen geistigen Orientierungen, auf die ursprünglichen schöpferischen Triebe des individuellen Menschen, auf Initiative, Mut und Selbstvertrauen einwirken mußte*.

Wenn in dem französischen System allgemein eine Gefahr des Stillstandes, des Ausruhens, der Verkümmerung des Unternehmermuts liegt, so trifft dies in erhöhtem Maße fürs Elsaß zu, das vom alten Mutterlande getrennt, dessen inzwischen begonnene Wiedergeburt nicht oder nur unvollkommen mitmachen kann und an übernommenen Anschauungen festhält, über die dieses selbst vielleicht längst hinausgewachsen ist. Jedenfalls droht dem Elsässer, der sich einseitig auf die Pflege der bürgerlichen Traditionen aus der französischen Zeit beschränkt, die Gefahr, gegenüber dem mit zäher Energie nach höheren Zielen strebenden Geist des Deutschtums dauernd ins Hintertreffen zu geraten. Einsichtige Elsässer bedauern die Apathie des elsässischen Bürgertums in diesen Dingen und gründen ihre Hoffnungen auf das unter der deutschen Wirtschaftsordnung in den letzten Jahren rasch aufsteigende niedere Volkstum.

Mit dem Gesagten wollen wir freilich der ‚deutschen Energie‘ keineswegs das ausschließliche Recht auf die Gestaltung der Dinge im Elsaß wie in der Welt überhaupt einräumen. Die größere Tatkraft und Aktivität, der größere Ernst und der robustere Wille schließen nicht ohne weiteres die Superiorität der Rasse und die Qualifikation zur Herrschaft und Führerschaft in sich. Es ist der Fehler der pangermanistischen Richtung, die Bedeutung und die Macht der bloßen Willenseigenschaften zu überschätzen. Auch Rohrbachs sonst ausgezeichnetes Buch über den deutschen Gedanken in der Welt hält sich nicht frei von diesem Wahn. So wertvoll die deutschen Willens- und Charaktereigenschaften im materiellen und geistigen Kampf des Daseins auch sind, so ist eben nicht der Kampf, sondern Ruhe und Gleichgewicht das jeweilige Ziel der kulturellen Entwicklung. Nicht unbeschränkter Machtwille, nicht rastloses Streben, sondern Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung sind die Träger einer ausgereiften Kultur. ‚Nur wer sich selbst verleugnet, ist wert, zu herrschen und

---

* Man weist im Elsaß gern auf die in Frankreich aufgestapelten großen Reichtümer hin und meint mit dem Ausspruch ‚La France est le banquier du monde‘ eine nationale Überlegenheit Frankreichs festzustellen. Wenn Frankreich mehr wie andere Länder über größere Geldbestände verfügt, so hat dies nicht zum wenigsten darin seinen Grund, daß es weniger wie jene geneigt ist, seine verfügbaren Gelder in wirtschaftlichen Unternehmungen zu immobilisieren. Diese letzteren aber sind die Träger einer gesteigerten nationalen Lebensfähigkeit. In dieser gesteigerten nationalen Energie, die einen stetigen Ansporn für die Entfaltung der Rasse und ihrer Tätigkeit bildet, erblicken wir einen größeren Gewinn als in flüssigem Geld, das uns heute vielmehr als ein Zeichen wirtschaftlicher und sozialer Rückständigkeit erscheinen will.

kann herrschen,' sagt Goethe und hat damit das erklärende Wort für manche Mißerfolge des Deutschtums im Elsaß und anderswo in der Welt ausgesprochen.

Der Wert der französischen Kultur im Elsaß liegt nicht zum mindesten darin, daß sie dem aufstrebenden, oft übersprudelnden, leicht ins Maß- und Uferlose sich verlierenden schöpferischen Drang des Deutschtums gewissermaßen als Korrektiv mäßigend und abwägend, ordnend und sichtend, sammelnd und richtunggebend entgegentritt. In der harmonisierenden Proportionierung, in der synthetischen Zusammenfassung aller Lebenskräfte und Lebenserscheinungen zu einem festen und einheitlichen Prinzip, das, an die Tradition vergangener Generationen anknüpfend unserem individuellen Sein und Tun den notwendigen gesellschaftlichen Rückhalt, Ruhe und harmonische Geschlossenheit verleiht, erkennen wir die Überlegenheit der französischen Kultur.

Bedeutet somit dem Elsässer einerseits das deutsche Gemüt eine Quelle reiner ursprünglicher Lebenskraft, die sich ihm heute wieder reichlicher denn je erschließt, so erscheint ihm anderseits die französische Kultur als eine Schule des Lebens, die er in seinem Lande nicht vermissen möchte. Treiben dort aus der ursprünglichen Tiefe germanischen Wesens immer wieder neue Kräfte zum Licht empor, so empfangen sie hier durch die erzieherischen Werte französischer Geisteskultur und französischer Lebenskunst gewissermaßen ihre Prägung und Ausgestaltung. Wie Faust erst durch seine Vermählung mit Helena, der griechischen Schönheit, das innere Gleichgewicht, Klarheit und Herrschaft über sich selbst erlangt und erst aus der Vereinigung beider Euphorion, das Kunstwerk, entspringt, so werden sich die in der Tiefe deutschen Gemüts niedergelegten schöpferischen Kräfte erst in der Berührung mit französischer Geistesharmonie erkennen und vollenden.

Man hat oft gallisches Wesen weiblicher Art genannt, der germanischen Rasse hingegen Eigenschaften männlicher Art zugeschrieben. Man kann in der Tat im Kampf der kulturellen Gegensätze, wie wir ihn im Elsaß erleben, den Ansturm eines männlichen Prinzips, das die Stärke darstellt, in rastlosem Eifer vorwärtsstrebt und die Welt allein zu beherrschen wähnt, gegen ein weibliches Prinzip erkennen, das, in sich geschlossen, sich durch seine überlegene Ruhe und Stetigkeit auszeichnet, bald stimulierend, bald hemmend und beruhigend auf jenes einwirkt und es langsam aber stetig an- und zu sich emporzieht. Und wie die Frau im alltäglichen Leben in Geschmack, Sitte und guter Lebensart den Ton angibt und durch die einfache, klare und vornehme Einheit ihres Wesens in das von dunkelm Streben und widersprechenden Gewalten bewegte Leben des Mannes ein lichtes Moment hineinbringt, so mag auch die französische Kultur dem von emsigen und tatenfrohen, aber unruhigen und unausgeglichenen Kräften getragenen Streben des Deutschen ein leuchtendes Vorbild sein, an dem er das Dunkle und Verworrene abstreifen, sich sammeln und die ihm von Natur reichlich verliehenen Vorzüge in die Wirklichkeit umsetzen kann.

Von dieser Höhe aus gesehen erscheint es durchaus nicht beklagenswert, wenn im Elsaß den einseitigen germanisatorischen Bestrebungen gegenüber eine Macht erstand, die, allen materiellen Interessen und blutsverwandtschaftlichen Banden

zum Trotz, sich zum Schutzwall einer andersgearteten Kulturmacht erhob und den Sieger und Machthaber an einer leichten Ausbeutung seiner ihm durch die rohe Gewalt verliehenen Macht hinderte. Der bisherige Widerstand im Elsaß gegen eine allzu aufdringliche Germanisation erscheint mir vielmehr als eine notwendige, auf Grund höherer psychischer und kultureller Gesetze sich vollziehende Reaktion, als eine deutscherseits unvorhergesehene innere Konsequenz der äußeren Geschehnisse. Im Hinblick auf die Zukunft erscheint er mir als die notwendige Vorstufe einer beiderseits anzustrebenden höheren Gestaltung der Dinge. ‚Das Gleiche läßt uns in Ruhe, der Widerspruch ist es, der uns produktiv macht,‘ sagt Goethe. Die germanischen Stämme zeigten im Lauf der Geschichte die reichen Anlagen, die sie zum Höchsten befähigten, gewöhnlich erst dann, wenn sie sich in den unterworfenen Völkerschaften aufzulösen begannen. Ihr Samen gedieh jeweils am besten auf fremder Erde. So wird sich wohl auch im Elsaß aus der Notwendigkeit, die vorhandenen Widersprüche anders als durch Gewalt und äußere Machtentfaltung zu lösen, nur Gutes ergeben können. Nicht Kraft, sondern verklärte Kraft ist Kulturmacht. Diese aber reift nur durch Hingabe. Ich meine, wer nie zu einem andersgearteten, harmonievolleren Wesen aufblicken und in ihm aufgehen konnte, das Ewig-Weibliche, die Schönheit, nie erlebt, der kennt das höchste Kulturprinzip nicht. So wenig der männliche Trieb des Sichauslebens die gesittete Welt regiert, so wenig wird je der pangermanistische Wille nach ausschließlicher Beherrschung der Welt in Erfüllung gehen können.

Für den Elsässer aber ergibt sich aus dem Gesagten die Notwendigkeit, seinem Lande die Quellen beider Kulturen offen zu halten. Er darf nicht zugeben, daß künstlich zwischen Deutschland und Frankreich eine Scheidemauer errichtet werde, die ihm den Ausblick auf beide Völker und über beide hinweg auf die kulturellen Höhen der Menschheit rauben soll. An die denkenden Geister im Lande stellen die wirklichen oder scheinbaren Gegensätze gewichtigere Anforderungen, die sich nicht durch die Errichtung einer nationalen Scheidemauer und Unterdrückung der einen oder andern Kultur eindämmen und beschwichtigen lassen. Es besteht für jeden im Elsaß Lebenden — Eingesessenen und Eingewanderten — ein deutsch-französisches Kulturproblem, welches nur durch eine — individuell wie immer geartete — Synthese deutscher Seele und französischer Kultur gelöst werden kann.

Darum tönt uns heute die Stimme des Landes nicht aus den Reden und Taten der Regierenden entgegen. Richter im Streit werden allein die zukünftigen Generationen sein, und die Geschicke des Landes werden sich in den besten seiner Kinder erfüllen.

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

V.

Die Wächter vor meinem Hause, die hundertjährigen Walnußbäume, haben schon lange die roten Goldhelme der Herbstbelaubung abgetan. Nun stehen sie schwarz und kahl in dem kalten Winterwetter. Das sinkende Jahr hat noch keinen Schnee gebracht.

Aber in meinem Herzen ist doch Leben. Das Bewußtsein, daß ich den hartköpfigen Menschen hier, unter denen ich als Arzt zu wirken habe, etwas geworden bin, daß sie mich zu respektieren und sogar ein wenig zu lieben anfangen — dieses Gefühl ist die wärmende Sonne, die in mir Knospen treibt. Ich zweifle nun nicht mehr, daß sich auch wieder Blüten entfalten, daß Früchte reifen werden.

Gestern führt Erven Stöver, mein Famulus mit der Schattenstimme, zwei Bauern zu mir herein, Peter Bols und Timm Edversen, beides wohlansehnliche, kluge Marschleute. Da meine Sprechstunde längst vorüber war und sie ihre Sonntagsröcke trugen, so wußte ich sogleich, daß sie etwas Besonderes wollten.

‚Herr Doktor, wir zwei sind vom Lehensmann zu Ihnen beordert. Es steht jetzt gerade die Diskussion wegen eines wichtigen Berichtes an die Deichbehörde auf der Tagesordnung. Wenn Sie da vielleicht in die nächste Gemeindeversammlung kommen wollten — Der Lehensmann und die Schöffen meinen, Sie verständen etwas von Deichsachen —‘

Merkwürdig — von allen Dingen soll ich auf einmal etwas verstehen! Von Bewässerungsanlagen — von einer neuen Orgel — vom Umbau der Kirche — und nun auch von Deichverteidigung — Schon höre ich, daß sie allen Ernstes daran denken, mich zum Deichschöffen zu wählen. Und das soll möglicherweise nur ein Sprungbrett für den späteren Deichgrafen sein.

Wer aber hat das Wunder dieses Umschwunges vollbracht? Etwa das Weib mit den Kindesschultern, die schmächtige, blasse Frau Doktorin, die nach Meinung der Heydkruger noch immer hier in den Krankenstuben umgeht, während der Dämmerzeit die Kissen schichtet, an den Medizinfläschchen hantiert oder tote Augen zudrückt? Oder meine kalte Lund, deren Herz um ihres Knaben willen so erwarmt ist? Oder — ich selbst?

Seit Monaten schon bin ich aus meiner Zugeknöpftheit herausgetreten und mit freundlich beherztem Wort unter diese Leute gegangen. Und seltsam — von dem Augenblick an hab' ich auch als Arzt Erfolge gehabt wie niemals zuvor.

Was ist der Arzt ohne das Vertrauen der Menschen? Ein ohnmächtiger Wille, dem kein Gelingen blüht. Durch die Seele, durch das Herz wird die Krankheit des Leibes bezwungen. Darum muß der Arzt

ein Künstler sein, der auf den Gemütern spielt wie auf einer Harfe; er muß vor allem ein Meister des lebendigen Lebens sein.

Oft durchdringt mich eine unbändige Schaffenskraft. Ob ich doch nach Afrika gehe? Ja, mein Magnus hat recht behalten: ich schaue schon tagtäglich wieder hinaus auf den schimmernden Ozean.

Dort unten in dem heißen Erdteil ist ja gewaltiges Neuland für die ärztliche Wissenschaft. Jüngst las ich in den Zeitungen folgende Notiz, die ich mir sorgsam aufbewahrt habe:

‚Berlin, 2. Dezember. Die für Neukamerun und für die Bekämpfung der Schlafkrankheit in Kamerun vorgesehenen Regierungsarztstellen sind noch nicht voll besetzt. Auch sonst haben gegenwärtig jüngere Ärzte gute Aussicht, als Regierungsärzte im Kolonialdienst bald Verwendung zu finden. Bewerber können anfragen oder Gesuche direkt an das Reichskolonialamt richten.‘

Eine kräftige Werktagsstimmung ist seit langem in mir. So hatte — gesteh ich es offen — Harre Bluds Schreiben vom Herbst, das mir richtig wieder eine Schönheitfülle von Architravbalken, Amphoren und heiligen Gefäßscherben vor Augen malte, für mich nicht mehr ganz den alten Zauber. Zwar träume ich von der Sonne Homers, von dem blauen Glanz der Fluten, auf denen noch immer der Dulder Odysseus umherirrt, und von den schön gebauten Gemächern, darin die großen, stillen Frauen durch die Jahrtausende am Webstuhl sitzen, mit unverminderter Liebe. Aber ich unterscheide doch jetzt zwischen Feiertag und Werktag, zwischen den Träumen der ruhenden Seele und dem Gebot der tätigen Pflicht. Diesen Unterschied machen muß gelernt haben, wer auf jene Stufe der Lebenskunst gelangen will, wo beide Elemente — Schönheit und Alltag — zu der Einheit, wie sie die Dichter träumen, verschmelzen.

Natürlich war Harres Brief wieder ein Werbebrief. Ich sollte kommen und mit ihm nach Kreta gehen. Denn dort — bei Knossos — hätten die englischen Archäologen unlängst ein altes, großes Königsgemach mit Steinbänken und steinernem Thronsessel freigelegt. In der Folgezeit würden die wissenschaftlichen Vertreter der Nationen um die Wette nach dem vielberufenen Labyrinth der antiken Sage, dem Wohnort des Ungetüms Minotauros, fahnden, und es sei gewiß wohl ein Gedanke von bestrickendem Reiz, eines Tages dort auf Kreta im dicht verwachsenen Buschwald, wo Drosseln und Nachtigallen nisten, oder im warmbraunen Schattendunkel von Ölbäumen, neben einer springenden Quelle, den dornumhegten Felseingang zu dem Wirrsal der unzähligen Gemächer zu entdecken.

Gewiß, ein Gedanke von bestrickendem Reiz! Und doch lockt er

mich nicht hinlänglich in dieser Zeit, da ich beschäftigt bin, mich durch ein anderes als das steinerne Labyrinth — durch das lebendige Wirrsal des menschlichen, des eigenen Herzens zu einem Ziel hindurchzufinden.

So erklär' ich es, daß tiefer und nachhaltiger als Harres schönheittrunkene Epistel mir ein Notruf aus dem nahen ringenden Leben ins Herz gegangen ist. Ich meine die Zeilen, die das blaue Geschäftskuvert, bedruckt mit der Firma ‚Klodwig Uhlenhut, Export und Import, Hamburg', enthielt.

Was aus dem Briefe des Onkels zu mir spricht, ist die verhaltene Klage eines wunderlichen und einsamen alten Mannes, der sich von seinen Geschäften weg nach Ruhe sehnt. Das Hasten der Börse, das Gedränge in den Straßen, der abendliche Nebel, der um die Bogenlampen am Jungfernstieg webt, Theater, Konzert und Automobil, Gewinn und Verlust haben keinen aufregenden Reiz mehr für ihn. Es ist, als ob diese Kaufmannsseele aus harter Lebensarbeit in diesen Tagen zum erstenmal aufschaue, um sich über diejenigen Werte des Daseins, die nicht in Zahlen errechnet und unter dem Strich als Saldo gebucht werden können, mit einem verwunderten Blick zu orientieren. Eine durch lange Jahre geknechtete Menschennatur scheint ihr Recht zu wollen, und wie ein Tier des Waldes, das das Ende seiner Tage nahen fühlt, so späht dieser Greis nach einem still idyllischen Erdenwinkel aus, um dort zu sterben.

Nun, ich hab' einen Plan. Ich will Onkel Klodwig den Vorschlag machen, daß er unser rotes Kliff am Markt in Brinklage beziehe und dort in Gemächlichkeit und Ruhe den Rest seines Lebens verbringe. Magnus wird nichts dagegen einzuwenden haben, daß unser altes Haus zu seiner Vergangenheit, die wir heilig halten, wieder eine Gegenwart gewinnt. Und den Geistern unserer Verstorbenen, die in den Räumen wohnen, wird der greise Mann das Hausrecht achten.

Von Magnus hab' ich, seitdem er mir aus Kalkutta geschrieben, nichts weiter gehört. Aber unter dem Bann der Nachschrift seines damaligen Briefes bin ich zu Anfang Dezember nach Brinklage gereist — ohne eigentlichen Zweck — nur aus Magnus' und meines Herzens träumerischem Wunsche heraus, der Stätte unserer Kindheit wieder einmal Ehre zu erweisen. Ich hab' auf der kleinen Freitreppe unter der Akazie gestanden, die jetzt nicht Blätter noch Blüten trug, aber dafür hell im Morgenreif glitzerte, und mit meinem alten Schlüssel, den ich schon als Student besaß, hab' ich das eichene Haustor aufgeschlossen. Das Torknaufritterlein mit dem römischen Helm und dem zusammengezogenen Walschweif blickte so verschmitzt geheimnisvoll wie vor vielen Jahren, und in der oberen Türfüllung stand noch immer der Spruch zu lesen:

‚Ost und West —
Tu Huus am best'!'

Ich trat in den stillen Flur und sah, während ich die Treppe hinanstieg, in der Mauervertiefung längs der Stufen in guter Ordnung und wie dienstbereit die Reihe der opalenen Lämpchen stehen. Jede der bläulichen Glocken war mit einer feinen Staubschicht bedeckt. Und dies war der Augenblick, da mir durch eine eigentümliche Ideenverbindung der Gedanke kam: ‚Aus dem Dutzend könnte sich Onkel Klodwig vielleicht die Lampe wählen, die in seinem Sterbezimmer brennen soll.'

Oben in den Stuben war alles, als hätte das Leben der Senatorfamilie erst gestern diese Räume verlassen. Freilich, ein dünner Staub, wie aus der Sanduhr der Zeit gerieselt, lag allenthalben. Nur der Anrichteschrank glänzte wie frisch gebohnt, und durch die Fenster sah man die Akazienzweige und die Nachbardächer drüben überm Markt so klar, als hätten fleißige Geisterhände erst heute die Spiegelscheiben blankgeputzt. Und still war es im weiten Hause — so feierlich still! Kein Pendelgang — kein Katzenschleichen mehr auf den Dielen! Längs der verblichenen Tapeten nur zuweilen ein geisterhaftes Knistern und Rauschen, als ob die Gewänder Verstorbener daran hinstreiften.

Für den Abend hab' ich mir dann den blauweißen Kachelofen anheizen lassen — es waren noch alte Hobelspäne aus Gnadenbrots Zeiten da — und habe bei einem Krug Tonderner Bier an dem lindenen Tisch gesessen, der einstmals an jedem Abend geduldiger Zeuge unserer Schularbeiten gewesen. Die Kupferlampe strahlte und warf ihren warmrötlichen Schein nebenan auf das Jakobsbild am Ofen; das Bild über der Kanapeelehne aber mit den Liebesleuten in der Rosenlaube und die zusammengenestelten Totenlocken der beiden Senatorinnen lagen halb im Schatten, und von den Göttinger Korbrappieren und den Goldbuchstaben auf der Schärpenseide sah man nur ein ungewisses Funkeln. Um so heller aber glänzte, frischgefüllt wie nur je in Möddersch Oses Tagen, auf dem Anrichteschrank die schöngebauchte Flasche mit dem Kurfürstlichen Magenguldenwasser aus dem Lachs in Danzig.

So hab' ich bei einem guten Buche bis tief in jene Nacht gesessen und den leisen Flüsterstimmen der alten Tapeten und dem Klopfen der Akazienzweige an den Fenstern gelauscht. Unten auf dem Markt rauschte der Simsonbrunnen so laut in die Stille. Zuweilen war es draußen auf dem Korridor wie ein schlürfender Schritt, der sich der Stubentür näherte. Die alte Matten? Ach, die war ja lange tot —

Als ich im Bett lag und eben einschlafen wollte, da war mir, als dränge vom Fenster her das behagliche ‚gurruu — ruguu' vieler Tauben an mein Ohr. Und gleich darauf sah ich die Jungfer Salome durch die

Jos. Scherer/Transport griechischer Insurgenten durch bayrische Truppen



Kammer wandeln. Aber sie lebte nicht mehr, sondern war tot und hielt die Augen geschlossen; die Farbe ihres Gesichtes war ein bleiches Oliv, aus den nachtschwarzen Haaren floß Wasser, und das ‚gurruu — ruguu' der Tauben, die ihr auf Arm und Schulter saßen und das starre Haupt umflatterten, war nicht mehr behaglich, sondern ein dumpfer, zorniger Klagegesang. Dazwischen begann plötzlich der Wind zu brausen. Er ging in Stößen draußen über den Markt — er ließ die Akazie seufzen und an allen Ästen zittern — und er zwang drüben den alten Nachbar Nußbaum, daß er antwortete mit dumpfem Geräusch. Da horch — war das nicht Schellengeläute? Kam es nicht mit hellem Klang das Goldgäßchen und die Priestergasse herauf, glitt über den Markt und hielt mit einem Ruck vor der Windfangtür? Gottlob, unser Freund, der Herr Konsul, der in Hamburg mit seinen Räten Königstafel gehalten, war nun wohlbehalten wieder zu Hause! Er schüttelte seinen mächtigen Pelz, daß die Flocken flogen, er lachte laut und jovial und verschwand mit breiten Schritten hinter der Windfangtür. Nun war es still auf dem Markt, auch der Nußbaum und die Akazie hatten sich wieder beruhigt, und man hätte schlafen können, wenn — wenn nicht die alte Jezabel plötzlich so grausam aus ihrem Wahnsinn aufgeschrien hätte —. Es blitzte und donnerte, und oben längs der Fensterreihe des Dachgeschosses im Jüdenrathaus sah ich sie laufen mit fliegendem Haar und einem offenen Licht. Immer hin und her, wie eine rasende Bärin. Jetzt fing die eine Gardine Feuer — nun die andere — Rauch und roter Qualm stieg auf, es blitzte und donnerte, Jerusalem brannte, und seine alte wahnwitzige Tochter raste in den Flammen —

Wie gierige Schlangen schnappten die großen, gelben Flammen nach dem Senatorhause. Schon aber erschien, gottlob, im Fenster zwischen dem Akaziengezweig ein mächtiger, blanker Lederhelm und das Gesicht von Doktor Momme Wübbens, dem Barbier. Ihm rief der Senator entgegen: ‚Schnell — schnell, Doktor, mit dem Schlauch her! Sonst fliegen uns die Funken in die Tischlerei!' Die Wasserstiefel dröhnten durch die Stube und das Haus, und es war ein heilloser Lärm.

Mit einem Ruck saß ich im Bette aufrecht. Da war der Feuerschein fort, alles lag in seinen Gräbern, und in der Kammer war es dunkel und still. Nur von ferne, wie durch Wände gedämpft, drang ein giftiges Geschrei. Es rührte von den Heerscharen verwilderter Katzen her, die sich draußen im Senator- und im Jüdengarten, am Ufer des Katzenloches, eine winternächtliche Schlacht lieferten.

Gewiß, es ist Zeit, daß wieder ein Bewohner ins verlassene Kliff kommt und mit zugleich milder und starker Hand die entartete Sippschaft zu gesittetem Leben zurückführt.

Am andern Tage hab' ich dann die Gräber auf dem Friedhof besucht. Möbbersch Ose Wockenfuß hat ein kleines Denkmal aus rötlichem Marmor; das haben ihr Hans Jensen, der eine Schwestersohn, der in Kamerun als Sergeant gedient, und der andere Schwestersohn Lazarus, der zu Flensburg als Rathausschreiber lebt und ein Budelchen hat, aus dankbarer Erkenntlichkeit für das vermachte Sümmchen und die Quittungsbücher der Brinklager und der Tonderner Sparkasse gemeinsam gestiftet. Nicht weit davon, unter einer Kastanie, deren Blätterschmuck im Sommer vielleicht an das fette Laub in einer gewissen Allee und an ein gewisses, zwischen dem Grün schaukelndes Blechschild gemahnt, nicht weit ruht Wachtmeister Thedje Tettenboom nun aus von den vielen scharfen Ritten durch Sonnenbrand, Regenschauer und Schneegestöber, von der Angst vor dem königlich preußischen Zivilttintenfaß in Flensburg und von den vielen aufreibenden Wortgefechten, die er bis ins hohe Alter mit Möddersch Ose Wockenfuß bestehen gemußt. Und auch an Eike Bluds kleinem Grabe hab' ich lange gestanden. Es ist eingesunken und ganz von Efeu übersponnen, und von den zwei schlanken Mandelbäumchen, die einst die Frau Konsulin aus ihrem Garten hergepflanzt, und die in jedem Frühling lieblich geblüht haben, sieht man nur noch die abgestorbenen Stümpfe. Wie frisch geschüttet aber und hochgewölbt liegen dort die Schlichtegrollschen Hügel. In jedem Juni drängen sich darauf die Stiefmütterchen und weißen Levkojen so dicht, daß man sieht: die hier unter dem reichen bunten Leben schlafen, sind nicht vergessen: Frau Jutta nicht, die ‚wie ein Kaufmannsschiff' war, und Frau Marte nicht, ‚die glänzende Lampe auf dem heiligen Leuchter', noch auch Herr Julian, mein Taufpate und Wohltäter.

Auch der alte Gnadenbrot, der als Sargtischler und Sonderling sich von den Menschen einst gern abseits gehalten, hat nun sein Grab in der Reihe, und es empfängt noch ein wenig Schatten mit von dem Eibenbaum, der seine ernsten Zweige geheimnisvoll und wie nachdenklich über dem Nachbar Kirchspielvogt wiegt. Die Jungfer Salome und ihr Vater, der Patriarch, aber schlafen drüben jenseits der Mauer, da wo den Leuten aus dem Jüdengäßchen ihre letzten Betten bereitet sind. Dort ruht auch die wahnsinnige Jezabel von ihren wirren Träumen aus.

◆ ◆ ◆

Ich hab' Onkel Klodwig geschrieben, daß er sein Geschäft verkaufen und im Frühjahr hieherkommen soll; daß ich ein Ruheplätzchen für ihn wüßte — ein rechtes behagliches Alters- und Sterbehaus voll guter Geister, mit geräumigen Stuben und Kammern, in denen es gar heimelig sei, mit einem gebohnten Anrichteschrank und einem Podest am Fenster, darüber mittags schräg ein goldener Balken von Sonnenstäubchen liege,

mit Akaziengrün vor den Scheiben und hellem Brunnenrauschen, das vom Markt heraufdringe —

Und danach hab' ich noch zwei andere Briefe geschrieben. Einen der Absage an Harre Blud und einen auf großem gefalteten Aktenpapier an das Reichskolonialamt in Berlin. Denn dann, wenn ich den alten Mann wohl untergebracht und mir einen Nachfolger hier für das Doktorhaus bestellt habe — dann will ich mich reisefertig machen.

Inzwischen sitze ich fleißig über den Büchern, die mir neuerdings wieder aus Leipzig zugeschickt worden sind, und wenn ich manchmal den Kopf von den Buchstaben aufhebe, um eine Weile mit geschlossenen Augen dem mühseligen Kampfe zu lauschen, den draußen vor meinen Fenstern die alten Walnußbäume wider den Nordweststurm führen, dann muß ich an einen anderen stillen, aber nicht minder zähen Kampf denken, den ich in der Zukunft auf mich zu nehmen entschlossen bin. Im leinenen Tropenanzug seh' ich mich schon zwischen allerhand schwarzen Landsleuten hantieren. Das Lazarett ist ein langgestrecktes, flaches Wellblechhaus, über dem ein paar Fächerpalmen notdürftig Schatten spenden. Die Sonne zerschmilzt in dem Dunst eines blaßglühenden Himmels; die Luft ist feuchtschwül wie von nahen Sümpfen und durchschwirrt von dem leisen Summen der tödlichen Fliege —

◆ ◆ ◆

Oft an den Abenden liegt jetzt Martes kleine alte Geige neben meinen Büchern und Manuskriptblättern, so daß ich nur die Hand auszustrecken brauche, um geschwind ein paar Melodien darauf zu streichen. Zuweilen lasse ich dann den Faden meiner Arbeit fallen und verspinne mich, während der Roßhaarbogen immer kühnere und fremdartigere Tonfolgen aus den Saiten lockt, in die alten schimmernden Träume. Dann kann es kommen, daß Erven Stöver, der Kutscher und Famulus, in die Stube tritt und mit seiner Schattenstimme vergeblich auf mich einredet. Ich höre die Worte der Wirklichkeit nicht — ich höre den Wintersturm nicht, der draußen die Walnußbäume durchwühlt — meine ganze Seele lebt in der kleinen alten Geige. Aber was aus den Saiten hervorquillt, sind das noch Töne? Ist das nicht wie Wogen und Fließen des Meeres, ein gleitendes Leben, ein Gedränge von reizvollen Farben? Da ist sie wieder vollzählig beisammen — die interessante und bunte Schiffsgesellschaft! Muntere Rede, zärtliches Geplauder, fröhliches und unheimliches Lachen dringen an mein Ohr. Die Guahyba nähert sich mit Volldampf den spanischen Küstengewässern. Und an Bord stehen zwei junge Menschen, die ihre Hände manchmal verstohlen ineinander schlingen: der blonde Schiffsarzt und die schöne dunkle Exotin. Man muß sagen: eine eigentümliche Scheu ist in ihrer Liebe; nur zuweilen — wie wenn Wein aus der vollen Schale überschwankt —

entquillt den zugeneigten Herzen ein starkes, feuriges Wort. Dann wieder Schweigen — Auseinanderfliehen —

Unbeweglich steht zumeist in der Nähe der beiden ein Mann von langer, gebeugter Gestalt. Obwohl er mit beiden Händen die Relingstange umklammert hält, schwankt er dennoch wie ein Rohr im Winde und scheint sich nur noch mit letzter Kraft aufrecht zu halten. Aber die blaßblauen leeren Augen, die in dem fleischlosen Antlitz allein noch Leben verraten, leuchten geisterhaft hell. Sie haben sich — so scheint es — an einem Punkt der Ferne festgesaugt.

Mancher aus der fröhlichen Schiffsgesellschaft zuckt zusammen, wenn er plötzlich dem Schloßherrn von Malcolm-Hall begegnet, und empfindet das Unbehagen, das denjenigen beschleicht, der aus einem lampenhellen Festsaal voll Tanz und Lust auf die Straße hinaustritt und sich unversehens in einem traurigen Ganges vorübertrottenden Leichenzuge befindet.

◆ ◆ ◆

Ich hatte als Arzt auf dem blauen Atlantik nach wie vor gute Tage. Außer dem brustkranken Mynheer van Hoste, der geistesgestörten Rheinländerin im Zwischendeck, der asthmatischen Institutsvorsteherin und — last not least — dem todgeweihten Lord Hexham aus Kirkendbright weist das Journal von der Guahyba kaum einen Patienten auf, der meine Hilfe in nennenswerter Weise beansprucht hätte. Auch der neurasthenische Mops war allmählich wieder ins Gleichgewicht gekommen und bei der Landung in Teneriffa sogar einem Hafenarbeiter mit gefletschten Zähnen in die sonnverbrannten Waden gefahren. Was Fräulein Brigitte Cyrus dem leidenden Tierlein aber nicht weiter übel nahm, vielmehr mit Genugtuung als ein Zeichen wieder aufgemunterten Hundegemütes begrüßte.

Nun lagen auch Teneriffa und Gomera mit ihren Hainen von Königspalmen, Orangen- und Eukalyptusbäumen, mit dem Gezwitscher Tausender von goldenen Vögeln, hinter uns. Als sich das malerische Madeira vor unseren Augen breitete, da feierte Dona Juaquina Cintra gerade ihren Geburtstag. Wissen Sie noch, Senhora? — es ging sehr fröhlich her, mit Gesang und Deklamationen, und Kapitän Sarrazin stiftete zu Ehren des schönen Geburtstagskindes galant einen seiner kostbarsten Schätze, nämlich eine Flasche Vesuvwein, die er seit bald zwei Jahrzehnten auf dem Grunde seines Koffers bewahrt und als eine Art Talismann auf all seinen Reisen durch die Weltmeere mit sich geführt hatte. Als der Steward Hugo nach Lösung des Siegels den Pfropfen zog, da wollten alle — mit Ausnahme meiner transkaspischen Kollegin, die derartigen ‚alkoholischen Exzessen' spinnefeind war — deutlich gesehen haben, wie sich aus dem schlanken Hals der Flasche der befreite Feuergeist des Weines in Gestalt eines zarten Räuchleins emporkräuselte und gar lieblich den Raum durchschwebte.

Der Mann am Steuer dreht still das Rad. Nordwärts — immer nordwärts geht die Fahrt. Nun Kurs unmerklich rechts, wo man die iberischen Gestade blauen sieht.

Noch immer hat der Himmel sein tiefes Leuchten, und wenn etwa Wolken aufziehen, so sind es schöngeballte weißschimmernde Wolken, ähnlich denen, die zur holden Sommerzeit auch in meiner Heimat der sanfte Wind über goldene Felder weht.

Nur manchmal blies es plötzlich von Norden — von Kap de Finisterre — gar kühl daher und riß an Dona Juaquinas meergrünem Schleier, daß die Dame leis erschrak.

Es war seltsam. Als die lauen Passatwinde nachließen und wir in den Bereich der kanarischen Inseln kamen, da hatte Dona Juaquina bei einem Spaziergang auf dem Promenadedeck lachend zu mir gemeint: ‚Sehen Sie, liebster Olaf, das kommt von Ihrem Norden! Was ich in meinem ganzen Leben nicht gekannt habe — ich werde auf einmal in der Nacht von unruhigen Träumen geplagt und verspüre etwas wie einen Druck auf der Brust. Sollte das nicht die Nähe Ihres Europas machen? — Mit der märchenhaften Atlantis kann es also doch nicht so ganz stimmen. Denn sonst müßte man gerade hier vorzüglich schlafen. Oder haben Sie mir nicht erzählt, daß nach einer Behauptung Platos die Bewohner der glückseligen Insel tief und traumlos schliefen?‘

Wir dampften — das zeigte der Mövenflug — schon unweit der portugiesischen Küste. Noch rollte an jedem Morgen das Sonnengestirn mit unverminderter Glut aus dem Meer herauf; jeden Abend kleidete sich der Himmel in Gold, Purpur und zartes, blasses Grün; und wer bei Nacht an Deck weilte, um die erfrischende Seebrise zu genießen, der sah oft ganz nahe die Weinhügel und silbernen Olivenwälder der hispanischen Halbinsel im weichen Mondlicht verschwimmen. Aus blühenden Rosengehegen hoben sich flache, weiße Landhäuser, von schwarzen Zypressen oder Aleppokiefern flankiert.

Aber gleichviel — wir waren doch schon hoch im Norden. Das empfanden nicht zum wenigsten Sie, Senhora, in Ihrer Eigenschaft als berufene Spenderin des prix littéraire in der ozeanischen Akademie. Denn je weiter wir uns täglich von der Wendekreislinie entfernten, um so mehr hatten Sie Anlaß, wegen des Nachwuchses der für die Stirnen verdienter Akademiker immer von neuem benötigten Veilchen und schwarzen Stiefmütterchen besorgt zu werden. Das Aufsprießen und Blühen ging, seitdem die Sonne auch im hohen Mittag Schatten zu werfen begann, immer zögernder von statten. Da wußte zum Glück Graf Wenzislaw Haddik, der ja die fruchtbaren Erdsorten und edlen Blumensamen hergeliehen hatte, fachmännischen Rat. Mit Äther und Chloroform, die ich aus der

Schiffsapotheke entnahm, eilten wir der erlahmenden Natur zu Hilfe, und es war interessant und merkwürdig zu beobachten, wie diese sogenannten anästhetischen Mittel, die den Menschenleib empfindungslos machen und gleichsam ertöten, im Gegenteil die Triebkraft und den Lebenswillen gewisser Pflanzen in wundersamer Weise erhöhen.

Ja, die Akademie — diese holde Erfindung aus Dona Juaquina Cintras Geist — erfreute sich noch immer schönster Blüte, und die Themata, die zum Vortrag gelangten, waren nach wie vor gewählt und eigenartig. Nicht selten auch sogar das, was man aktuell nennt. So hatte, während wir die Zitronenhaine von Teneriffa im Meer gespiegelt sahen, Professor Reuchlin Buddäus die Lokalstimmung recht glücklich zu einem Vortrag über neu ausgegrabene ‚Terrakotten von Atlantis' benutzt. Ein wohlgelungenes ländliches Piknik, das wir bei einem Ausflug auf Madeira veranstalteten, war für Kapitän Sarrazin Anlaß geworden, am selben Abend in der Akademie über das Doppelthema ‚Historische Menüs' und ‚Gastronomische Erlebnisse auf den Sundainseln' zu reden, wobei die frikassierten Krokodileier, die gesottenen Kropfeidechsen und das Brüllfroschragout des zweiten Themas zu den pompösen Königsschüsseln eines Ludwig XIV. und Augusts des Starken gewissermaßen den kannibalischen Nachtisch bildeten. Und als Monsieur Maurice Chapelain eines Tages, nachdem er wieder einmal das Meer vergebens mit seinem Operngucker abgesucht hatte, zu dem resignierten Schluß gelangen wollte, daß es am Ende ‚solche Biester wie die Seeschlange' gar nicht gebe, da bewies wenige Stunden später der Schmetterlingsdoktor in der Akademie, daß die Lindwürmer des hörnenen Siegfried und des frommen Ritters St. Georg kein Dichtertraum seien, sondern wirklich und wahrhaftig existiert hätten, nur noch weit wilder und abenteuerlicher, als die Menschenphantasie selbe gemalt — nämlich in der Urwelt schrecklichen Ungetümen, deren Gebeine der Forscher in unseren Tagen schaudernd aus den Gesteinschichten scharre.

Hätte Möddersch Ose Wockenfuß damals noch gelebt und in der illustren Gesellschaft der ozeanischen Akademie für sich ein Plätzchen beanspruchen dürfen, so wäre ihr durch Herrn Dr. Sökelands Vortrag gerade nichts grundsätzlich Neues berichtet worden. Hatte sie doch in ihrer Jugend, als sie noch Sonntags die Silberreiherfeder am Hute trug, mit eigenen Augen gesehen, wie beim Abreißen eines alten Hauses, das vormals an Stelle der heutigen ‚blühenden Schiffahrt' gestanden, in dem Augenblick, als die Werkleute ein moderiges Brett aus dem Bauschutt lüfteten, ein seltsames Geziefer wie eine geflügelte Eidechse oder große Libelle mit unheimlich surrendem, trockenem Fittichschlag sich aus der Grube hob, mehrmals schwerfällig und ungelenk die Akazie und den

nahen Giebel des Jüdenrathauses umkreiste und dann, als ob es im Licht erst die rechte Kraft gewänne, sich hoch und höher schraubend in der Mittagsbläue zerfloß. Viele aber — und auch der junge Schulmeister Jonas Timotheus Wodenfuß, mit dem die junge, hübsche Ose damals gerade die ersten Blicke tauschte — waren der Meinung gewesen, daß es sich bei der seltenen Erscheinung um nichts anderes als um einen jungen Drachen oder Lindwurm habe handeln können.

◆ ◆ ◆

Oft an jenen Abenden, wenn der Vollmond dunkelgolden oder wie eine durchsichtige Schale voll Blut aus dem Dunst des Meeres heraufkam, gesellte sich der Schmetterlingsdoktor wieder auf Deck zu mir und trieb, seinen weiten Mantel gleich einem Segel in den Wind ausspannend, gesprächig auf der Gedankenflut hin. Anders als der Lord, nahm er meinem selig unseligen Brautstand gegenüber eine kindlich unbefangene Haltung ein und hielt aus ganzem Herzen dafür, daß ich, der Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook, im Begriffe sei, das große Los des Lebens zu gewinnen. Während wir dann, was zuweilen geschah, diese Spaziergänge längs der Reling auch noch nach Beschluß der Akademiesitzung und wohl gar bis nahe an die Mitternacht hin fortsetzten, da schob mein Freund von der Zoologie wohl vertraulich seinen Arm in den meinigen, und eines Nachts begann er wieder zu räsonnieren: ‚Ach — die Weiber — die Langhaarigen! Schöne, wandelnde Lügen — Perückenbäume der Eitelkeit — Vampire, die unser Herzblut trinken! — Heiraten Sie unsere Dona Leocadia, Doktorchen — ja, eilen Sie gleich vom Schiff weg mit ihr zum Altar und zum Standesamt! Erst dann sind Sie gerettet! Ich meine: gerettet vor den Weibern — den Netzestrickerinnen! Denn sofern ich Ihr Fräulein Braut — es ist wohl nicht mehr verfrüht, wenn ich mich dieses Ausdruckes bediene — nach Art und Wesen naturgeschichtlich bestimmen sollte, dann würde ich selbe nicht sowohl zu den Weibern, als vielmehr zu den Engeln rechnen. Wohlgemerkt: nicht zu den Seraphim, den Cherubim oder feierlichen Erzengeln, nicht zu den ganz reinen Geistern, sondern zu der mehr irdisch gearteten Sorte, die da in Fleisch und Blut wandelt und die man allerdings für gewöhnlich mehr vom Hörensagen oder durch die Phantasie der Dichter als vom Erleben her kennt. — Also, mein Rat! Schmieden Sie dieses rare Eisen —! Und dann — aber dann, wenn Dona Leocadia Brandão Frau Dr. Haddenbrook ist? — wollen Sie sich vielleicht im Tiergartenviertel von Berlin eine Villa kaufen, in einer Gummikutsche fahren und — o nur so zum Schein! — ein wenig praktizieren? Oder wollen Sie sich nach Santos oder Rio zum Senhor Schwiegervater hinsetzen und ihm Dukaten zählen helfen? Das frag' ich Sie, junger Freund, und ich möchte Sie bitten, sich beizeiten

auch darüber klar zu werden. Mit den ausländischen Seuchen, mit Pest oder Schlafkrankheit wird es im Ehestand nicht viel sein; denn es ist ganz klar, daß man ein so schönes und sonniges Frauchen nicht zu den Hauptstapelplätzen des Weltelends schleppen darf. Ich habe nun in meiner Geographie hin und her gesonnen und bin zu dem Schluß gekommen, daß es für Sie als jungen deutschen Arzt und Ehegatten einer Brasilianerin eigentlich keine idealere Stadt, um sich niederzulassen, gäbe als Porto Alegre in der Provinz Rio Grande do Sul. Dort lacht Ihnen ein wundervoll gemäßigter Himmel, der mich wenigstens mit seinem zarten Blau und seiner milden Wärme nicht selten an die schönsten deutschen Sommerhimmel in meiner Kindheit erinnert hat. Und Sie würden — was mir bei meinem Vorschlage mit die Hauptsache ist — eine ausgebreitete Kolonie deutscher Landsleute in Porto Alegre finden und Gelegenheit haben, nicht bloß für deren leibliche Gesundheit, sondern namentlich auch für die Erhaltung deutscher Art und Sitte, für die Mehrung deutschen Ansehens und Einflusses im fremden Erdstrich zu wirken. Und so würde, mein' ich, über Ihrer jungen, reichen Ehe der rechte volle Segen liegen, der für den Mann aus dem tatkräftigen Schaffen, für die Frau aus dem Verständnis dieses Schaffens, für beide aber aus der Liebe kommt. — Top, mein glücklicher junger Landsmann — was meinen Sie dazu?'

Ich kann kaum annehmen, daß Herr Dr. Manfred Sökeland, als er mir diesen Plan entwickelte, um den in ganz gleicher Richtung sich bewegenden Wunsch Dona Juaquinas gewußt hat, so wie ihm auch schwerlich bekannt gewesen ist, daß bereits ein Schwiegersohn Senhor Brandãos, der mit Dona Dolores vermählte Advokat Senhor Dr. Lacerda, in Porto Alegre Wohnsitz und Praxis inne hatte. Um so eindringlicher aber — ich muß es gestehen — berührten in jener Nacht die Worte des weltkundigen Westfalen mich wie ein Schicksalswink.

◆ ◆ ◆

Können Sie es glauben, Senhora, daß ich in meiner Kabine vor der Luke gestanden und die drei kleinen Bilder meiner Pflegeschwester mit den geschriebenen Widmungen in der Hand gehalten habe, unschlüssig, ob ich sie weiter bewahren oder mich ihrer — der lästigen Mahner — entledigen und sie hinaus ins Meer werfen sollte? Das weiß ich gewiß: betrachtet hab' ich in jenen Tagen keines der Bilder wieder, und wenn ich etwa in dem Kästchen aus Rosenholz, das auf meinem Toilettetisch stand, kramen mußte, um das Federmesser oder sonst einen Gebrauchsgegenstand hervorzusuchen, so glitt mein Blick über alles, was mich unmittelbar an Marte gemahnte, flüchtig und wie scheu hinweg. Niemals hab' ich, seitdem die Zukunft in meinem Geiste eine so wundersam neue und, wie

ich glaubte, auch feste Gestalt angenommen, das Scherchen, die Knöpfe, das Nadelzeug und den Zwirn wieder mit einem Finger berührt, und vielleicht wäre ich lieber den Tod des Verblutens gestorben, als daß ich zu dem Röllchen Heftpflaster, das auf Martes Anweisung damals Matten aus der Apotheke hatte mitbringen müssen, meine Zuflucht genommen hätte.

Und dennoch — so rätselhaft, ja ein verworrenes Labyrinth ist das Menschenherz! — erlebte Dona Leocadia Brandãos heimlicher Bräutigam damals Stunden, in denen sein Herz mit aller Kraft nach Marte Schlichtegroll hinstrebte. Das eben war sein Verhängnis: daß er sie, die er nicht mehr liebte, doch nicht vergessen konnte; ja, daß er sie, die er vergessen wollte, nunmehr doch liebte — nicht zwar als Weib, aber darum vielleicht nicht weniger denn als Weib — nämlich als einen Teil seiner selbst. Daß Marte die Gespielin seiner Kindheit, die zärtliche Gefährtin seiner Jugend, der Inhalt seiner vergangenen Jahre gewesen, das hätte er gern wie etwas Selbstverständliches, ja ziemlich Geringfügiges angesehen, dessen Gedenken er, wenn es etwa lästig wurde, mit Leichtigkeit auslöschen konnte. Jetzt erfuhr er freilich, daß dem das Gewicht des Schicksalmäßigen zukam, ja, daß sein eigenes Fleisch zu bluten anfing, so oft er im Geiste das Messer zum endgültig trennenden Schnitt ansetzte.

Ihn jammerte um Marte — aber es war zugleich wie ein Jammer um seine Kindheit, um das Senatorhaus und die blühende Akazie, um alles das, was in seinem Leben traut und heilig gewesen. Und dann wieder grollte er im Innern Marte, so wie ein Mann dem Weibe grollt, an dem er schuldig wird. Aber auch da war ihm wieder, als ob er alle schönen und holden Erinnerungen aus seinem Herzen verstieße und nun keine Heimat, kein liebes Plätzchen mehr auf Erden hätte.

Seinen Gedanken war die stille und vertrauliche Zwiesprache mit Marte geläufig. Ob er ihr nahe gewesen oder fern — alles hatte er mit Marte besprochen, Freud' und Leid in süßer Gewöhnung mit ihr geteilt. Nun gab das schmale, blasse, von silberigem Haar umrahmte Antlitz, das unverwandt über's Wasser zu ihm herüberschaute, schon lange keine Antwort mehr auf seine bangen Fragen. Die feinen Mädchenlippen blieben fest aufeinander gepreßt und bewahrten immer denselben Zug von Vorwurf und Weh, der auf ihnen erstarrt war.

Freilich, wenn dann der Augenblick kam, Dona Leocadia, wo Sie wieder am Flügel saßen und ich meinen Kopf ganz dicht neben Ihren dunklen Locken auf die Noten neigte — wo vor der sieghaften Nähe Ihrer lebenswarmen und schönen Körperlichkeit alles Gewesene und Ferne wie frostiger Schatten zerfloß — dann war ich wieder der Verzauberte.

Dann war mir das Gedächtnis wie taubes Gestein, darin keine Goldadern seliger Erinnerungen schlummerten, und vor dem Tage in Rio, da ich Sie zuerst auf dem Dampfer erblickt, lag die Vergangenheit wie tiefes Dunkel. Glanz und Seele waren aus ihr fort. Ja, mein Leben schien wirklich von diesem Tag an erst zu rechnen.

Oft plauderten wir — wissen Sie noch? — an der Reling lehnend so traumvergessen und ineinander verloren, daß der gütigen Tante Blick mahnend uns streifte. O, es war so süß, die geheimen und verborgenen Regungen unseres Innern gegeneinander auszutauschen! Und Sie erzählten wieder und wieder aus Ihrer lautlosen, sonnumsponnenen Kindheit in dem Garten von Jose Menino; Sie öffneten vor mir immer mutiger die Altarflügel Ihrer stolzen, scheuen Mädchenseele und legten Ihr Herz wie einen großen, schimmernden Edelstein auf den Azur des Meeres hin. Hatte ich vordem mich von dem Duft und der fremdartigen Pracht der Tropenblüte berauschen lassen, so sah ich jetzt auf das wahrhaft Gute und Echte, das Menschliche in Ihnen. In den Stunden des Jubels, die dieses Bewußtsein schuf, erschien es mir dann ein Spiel, um Ihretwillen alle — ja alle Hindernisse zu überwinden. Sogar die Heimat und das Gewissen.

Was ich für Marte Schlichtegroll empfunden, ach, das deuchte mir nun wie kleinliche Scheidemünze des Alltags. Ich hatte ja den funkelnden Goldhort entdeckt. Ich war ein Falter, der sich aus dem stumpfen und dunklen Dämmerleben der Puppe aufgeschwungen hatte zum Licht. Hoch über mich selbst fühlte ich mich hinausgesteigert, die Zeit der matten Farben, der gedämpften Sonne war vorüber, und der Zukunfthimmel, in den ich mit gebannten Augen schaute, hatte ein schweres, glühendes Kolorit.

Aber es war doch ein sonderbares Widerspiel, darin wir uns gegeneinander bewegten. Wo Sie gewannen, da mußte ich verlieren. Denn je mächtiger in mir der Wunsch, Sie zu besitzen, wurde, um so mehr war ich genötigt, mich in die Maschen einer kleinlichen und berechnenden Vorsicht, einer unausgesprochenen oder halben Lüge zu verwirren. Ich bemäntelte und verschwieg; ich ließ um das alte Haus am Markt zu Brinklage und die trauten Gestalten, mit denen mein Leben verwachsen gewesen, um die holden Kinderjahre und die selige Zeit der ersten Liebe einen Nebelschleier weben, durch den Ihr Auge nicht deutlich sah. Und Sie waren zu stolz, um zu fragen — oder zu glücklich und gegenwartfröhlich — oder Ihr Wesen, voll Glanz und Klarheit, scheute vor der Berührung des schattenvoll Rätselhaften zurück. So hatte ich leicht harmlos tun und vom roten Kliff sprechen wie von dem ersten besten Hause und von der Heimat, darin ich geboren war und aufgewachsen,

als von einem engen, schattenvollen und wunderlichen Lande der Philister. Und Marte Schlichtegroll? Bah — hatte die nicht nur einen gleichgültigen, mehr zufälligen Teil an meinem Leben? Höchstens den Teil einer Schwester? Ja, vom Gewissen gestachelt tat ich Schlimmeres: ohne Schonung zog ich von der geheimnisvollen, der Nachtseite in dem Wesen meiner Gespielin die schützende Hülle und legte, um mich und sie in eine Art mitleidigen Grauens hineinreden zu können, den Finger mitten auf die kranke Stelle in Marte Schlichtegrolls Sein.

Der Mann am Steuer drehte still das Rad. Nordwärts, immer nordwärts ging die Fahrt. Die Guahyba rauschte jetzt an Portugals rosenfarbener Küste hin. In jeder Stunde, in jeder Minute trug sie uns der Heimat näher.

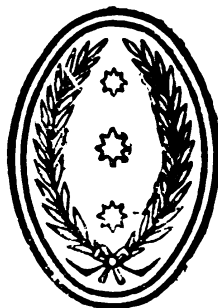
Aber in jeder Stunde auch — in jeder Minute stieg in meinem Herzen die Wagschale der Heimat hoffnungslos hoch und höher. Was sie an Inhalt barg, schien nur noch verblaßter, wesenloser Schatten und wurde sieghaft aufgehoben von der anderen Schale, darauf in schwerer, vollwertiger und goldener Münze die Gegenwart lag.

Niemand auf dem Schiff hatte Obacht auf das Spiel dieser unsichtbaren Wage, wie es schwankte und sich entschied. Niemand — außer dem Schloßherrn von Malcolm-Hall. Der freilich stand bei Tag und Nacht in der Nähe und belauerte das schwebende Zünglein mit bohrenden Augen, gleich als obläge ihm, ehevor er stürbe, noch drei Menschenschicksale zu regulieren.



Wir sehen uns leider genötigt, den Roman ‚Marte Schlichtegroll‘ hiermit abzubrechen. Obwohl das Werk in allen seinen Hauptteilen entworfen ist, kann sich der Verfasser, der infolge einer Operation krank liegt, nicht entschließen, die der letzten Durcharbeitung entbehrenden Schlußkapitel jetzt schon der Öffentlichkeit zu übergeben. Wir sind überzeugt, daß das große Interesse, mit dem die Leser dem Roman gefolgt sind, vor der Person des Verfassers nicht haltmacht und daß sie mit uns in dem Unglück, das ihn betroffen, nicht sowohl in erster Linie den unmittelbaren Verlust der Fortsetzung bedauern, als vielmehr sich mit uns darüber freuen, das Schlimmste von ihm abgewendet und ihn nun auf dem Wege der Besserung zu sehen. Aus dem vorhandenen Torso wird man verstehen, daß gerade die Vorzüge des Romans — wir meinen jene liebevolle, kleinmalerische, beziehungsreiche und bis in jede Einzelheit hinein sorgfältig motivierende Ausgestaltung — erklären, warum der Verfasser die technische Gepflogenheit hat, bis zu dem Augenblick, da man ihm die Blätter aus der Hand nahm, an seinem Werke zu feilen und zu runden. Er wird durch den Abbruch des Romans ebenso schmerzlich betroffen wie die Leser. Denn er verhehlt sich nicht, daß auch das Urteil über sein Werk auf Grund einer unvollständigen Veröffentlichung insofern unsicher bleiben muß, als gerade die

letzten Kapitel den Schlüssel bilden für das Verständnis sowohl der technischen Anlage wie des Hauptproblems. Die Fortsetzung würde den Leser noch einmal kurz auf die Guahyba geführt haben, woselbst durch einen Vortrag des Dr. Sökeland in der ‚Akademie' und durch entsprechende, die Person des Lord Hexham betreffende Vorgänge eines der Grundthemen des Romans: das zweite Gesicht zu Ende geführt werden sollte. Darnach würde Olafs Jugendgeschichte und sein Verhältnis zum Senatorhaus durchgeführt worden sein bis zu dem Augenblick, da er die Reise nach Brasilien angetreten. Die Landung des Dampfers in Europa und das Ende der ‚Akademie' würden als kleine Episoden der Rückkehr Olafs in die Heimat unmittelbar vorangegangen sein, um dann die im Verlauf des Romans schon mehrfach angedeutete Schlußwendung im Leben Olaf Haddenbrooks kräftig abschließend den Lesern vor Augen zu stellen: Wir meinen, seine Hinwendung zur praktischen Tätigkeit in den Tropen, wo er als Arzt der Bekämpfung der Schlafkrankheit und ähnlicher Seuchen den Rest seines Lebens widmet. Obwohl es auch ohnedies dem aufmerksamen Leser nicht entgangen ist, wie mustergültig umsichtig und planvoll der Roman angelegt und bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt war, so zwar, daß wie selten in einem neuen Roman die Kunst der Motivierung und Vorbereitung sich sogar bis in Stimmungseinzelheiten hinein erstreckt, so würde doch erst die Übersicht über das Ganze diese ganz ungewöhnlichen Vorzüge ins rechte Licht gesetzt und dem Autor auch die Bewunderung derjenigen erworben haben, die vielleicht jetzt durch die Fülle der Einzelheiten bei der zerstückelten Lektüre den vollen und ganzen Eindruck noch nicht gewonnen haben. D. Red.



Aus der Korrespondenz Alexanders von Humboldt mit Ignaz von Olfers

Von E. W. M. von Olfers

◆◆

Alexander von Humboldt war von seinen Reisen in Amerika, die sich über einen Zeitraum von fünf Jahren erstreckt hatten, zurückgekehrt und hatte mit Erlaubnis des Königs Friedrich Wilhelm III., dessen Kammerherr er war, auf unbestimmte Zeit seinen Aufenthalt in Paris genommen, um dort die Herausgabe seiner reich ausgestatteten und illustrierten Reiseberichte in die Wege zu leiten, was damals in Deutschland nicht möglich gewesen wäre. Dort machte er im Jahre 1816 die Bekanntschaft des Legationssekretärs von Olfers, der mit dem Grafen Flemming nach Brasilien ging und sich in Paris mit den notwendigen Instrumenten versah, da er von Rio de Janeiro aus geographische und sonstige naturwissenschaftliche Beobachtungen aller Art zu machen beabsichtigte. Ignaz von Olfers, einer münsterländischen Patrizierfamilie entstammend, hatte in Göttingen Medizin und Naturwissenschaften, sodann auch Kameralia studiert und war 1816 ins diplomatische Korps übergetreten. Humboldt, der vor wenigen Jahren aus den Tropen zurückgekehrt war, gewann für den jungen Diplomaten und Naturforscher das lebhafteste Interesse und war ihm bei seinen Reisevorbereitungen mit Rat und Tat behilflich, wogegen Olfers, bei dem sich schon damals das eminente Verwaltungstalent gezeigt zu haben scheint, welches sich in seinen späteren Stellungen so hervorragend bewährte, ein Talent, das Humboldt gänzlich fehlte, diesem bei der Finanzierung und den Verhandlungen mit Künstlern, Druckern und Verlegern ausgezeichnete Dienste leistete, was Humboldt später oft und dankbar anerkannte. Eine enge Freundschaft, die Humboldt schon im Jahre 1827 eine ‚alte' nennt, verband fortan die beiden Männer. Ihre Korrespondenz wurde sehr lebhaft, als Humboldt beschlossen hatte, den Freund in die leitende Stellung bei den Königlichen Museen zu bringen. Diese, eine Schöpfung seines älteren Bruders Wilhelm, des berühmten Sprachforschers, hatten von ihrer Begründung im Jahre 1830 ab unter der Direktion des Generalintendanten Grafen Brühl gestanden. Durch dessen Tod im Jahre 1837 war die Stelle erledigt worden. Die Sammlungen waren in verschiedene Gebäude zerstreut, das Personal ganz ungenügend, so daß es sich darum handelte, hier eine ganz neue Organisation zu schaffen; sie befanden sich, wie Humboldt in einem Schreiben sich ausdrückt, ‚in einer Lage, die für die innere Organisation verderblich wird'. Da galt es nun, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen, und als solcher hat sich von Olfers ein langes und erfolgreiches Leben hindurch bewährt, nachdem es Humboldt gelungen war, andere Bewerber, die vorher vom König und vom Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., in Aussicht genommen waren, auszuschalten.

Recht intim wird die Korrespondenz der beiden besonders nach dem Tode Wilhelm von Humboldts im Jahre 1835. Es scheint, als ob Alexander von Humboldt das Bedürfnis gefühlt hat, alles, was ihn näher anging und ihn erregte, mit einem Freunde zu besprechen, auf dessen Takt und Diskretion er

sich ebenso unbedingt verlassen konnte, wie das bei seinem nun verstorbenen Bruder der Fall gewesen war. Wie sorgfältig das Verhältnis der beiden Männer vor der Öffentlichkeit bewahrt wurde, zeigt sich darin, daß in den Biographien Humboldts der Name v. Olfers nicht einmal erwähnt wird. Die hier folgenden Stichproben werden einen allgemeinen Überblick über die reiche, gemeinsame Tätigkeit der beiden Männer geben können in der großen Politik sowohl als im Kreise der Intimen um den König, in der Förderung von Künstlern, Gelehrten und von wissenschaftlichen Reisen, sowie von ihrem Wirken in der Akademie der Wissenschaften und der Künste.

Eine vollständige, chronologisch geordnete Sammlung der 318 Briefe mit Register soll in Buchform erscheinen*.

Die ersten drei Briefe beziehen sich auf die Kandidatur des Geh. Legationsrats v. Olfers für die Stelle des Generalintendanten der Königlichen Museen, die durch den Tod des Grafen Brühl im Jahre 1837 erledigt worden war. Humboldt hatte diese Bewerbung veranlaßt und sucht nun den Erfolg derselben nach Kräften sicher zu stellen.

Nr. 14. Ohne Datum 1837.

Daß der Minister** bald von neuem auf Besetzung bringe, war allerdings gut, aber er wird es aus Schmeichelei nicht tun, da er alles fördern will, wie es sich darbietet. Wenn ich recht verstehe, fragen Sie, ob Sie an Gr. Gröben*** (?) schreiben sollen? Gewiß nicht. Der wünscht sehnlichst Bunsens bleiben. Verzeihen Sie, mein Teurer, die Eile A Ht.

Nr. 17. Ohne Datum 1837.

Ich habe Ursach zu glauben, daß in der bewußten Angelegenheit einige sehr lebendige Worte manchen soporifizierenden, magnetisierenden Einfluß bei Hrn. v. Altenstein balancieren können. Ich habe mich also entschlossen, vor des Kronprinzen Ankunft selbständig zu handeln und bitte Sie, teurer Freund, den anliegenden Brief, der die Notwendigkeit Ihrer baldigen Ernennung auf das dringendste ausspricht, recht bald an den Prinzen zu befördern. Ich habe Gr. Blankensee† nur dadurch bezeichnet, daß ich heraushebe ‚wie bei hoher wissenschaftlicher Bildung und Kunstsinn, Sie das unaussprechliche Glück hätten, keine Tiziane und keine Rafaels, keine Trugbilder der Phantasie zu besitzen und also in der intellektuellen und moralischen Unabhängigkeit wären, die zu einer solchen Intendantur oder Direktion so notwendig wäre'. Wie es auch ausfalle, empfangen Sie nachsichtlichsvoll dieses kleine Zeichen meiner Zuneigung und der Verehrung die Ihrem Hause gebührt. Ihr A Hdt.

Friedrich Wilhelm III. hatte Humboldt noch vielfach im diplomatischen Dienst beschäftigt. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte sich der Gelehrte jedoch immer mehr dem persönlichen Dienst seines königlichen

---

* Im Oktober d. J. bei U. E. Sebald in Nürnberg.

** Karl Freiherr von Stein zum Altenstein, Kultusminister von 1817 bis 1838. † 14. Mai 1840.

*** Karl Graf von der Gröben-Neudörfchen, Adjutant und Freund des Kronprinzen.

† Graf Blankensee, Kammerherr, Besitzer einer kleinen, aber erlesenen Gemäldegalerie.

Herrn und seinen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. In der Zeit, in welcher die vorliegenden Briefe geschrieben sind, hatte er sich schon so viel als möglich von der öffentlichen Wirksamkeit in der Politik zurückgezogen. Seine Entsendung zur Nationalversammlung in Frankfurt a. M. war eine der letzten unter seinen politischen Missionen. Er hat aber, wie seine Korrespondenz zeigt, die Vorgänge im staatlichen Leben seines Vaterlandes nie aus den Augen gelassen, war vielmehr seinem königlichen Freunde stets ein treuer Berater, wenn er auch von den Vertretern der unentwegten Reaktion — General v. Gerlach und Professor Leo — zeitweise in den Hintergrund gedrängt wurde, worüber in seinen Briefen mehrfach Klagen laut werden. Nach den heutigen Parteibenennungen würde sein politisches Glaubensbekenntnis etwa das der Freikonservativen sein. Dennoch zeigt sich Humboldt als ein Typus, wie wir ihn gerade unter den erleseneren Geistern jener Zeit öfters finden, die, wie auch Goethe, das reichliche Erbteil an Früchten von 1789, das ihnen zugefallen ist, nicht zu einer fanatischen und eifrige Propaganda treibenden Ablehnung jeder positiven Religion geführt hat wie unsere Materialisten und Monisten, sondern zu einer weitgehenden Toleranz, so daß der Protestant und preußische Partikularist Humboldt es bedenklich findet, die Gefühle einer großen katholischen Bevölkerung, wie sie ein Österreich mitumfassendes deutsches Reich gehabt hätte, durch ein erbliches protestantisches Kaisertum zu verletzen.

Nr. 197. Ohne Datum 1848.

Es ist ja trostlos, mein teurer Freund daß man den vortrefflichen Karsten* nicht bewegen kann eine Zahl auszusprechen. Solch' jungfräuliche Schamhaftigkeit führt zu nichts. Sollten Sie nicht von ihm erlangen können, daß er auf zwei Jahre 500 Thlr. fordere? Diese werden gewiß abgeschlagen, aber es bleibt mir übrig, in einer Eingabe zu sagen, man solle es auf ein Jahr geben. Steht in seinem Briefe gar keine Zahl, so ist mein Vorschlag noch une oeuvre de somme grosse. Will er den Brief nicht abschreiben, so lassen Sie ihn wenigstens seine Wohnung zusetzen.

Ich war auch zur endlosen Wahlgeschichte auf der Bundesversammlung**. Welche Tollheit von Dahlmann*** den politischen Unsinn der Reichsverfassung

---

* Karl Johann Bernhard Karsten, Geheimer Oberbergrat im Ministerium des Innern, war Humboldts Lehrer und später sein Vorgesetzter, so lange Humboldt dem Bergfach angehörte.

** Die Deutsche Nationalversammlung, 18. Mai 1848 in Frankfurt am Main (Paulskirche).

*** Friedrich Christoph Dahlmann, Historiker und Staatsmann, geb. 13. Mai 1785 zu Wismar. 1813 Professor der Geschichte in Kiel, 1829 in Göttingen, wo er 1831 Deputierter der Universität an den General-Gouverneur Herzog von Cambridge war, dessen Vertrauen er gewann, so daß er nach der sogenannten ‚Göttinger Revolution' unbehelligt blieb. 1837 aber wurde er als Führer der ‚Göttinger Sieben', die gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes protestiert hatten, durch König Ernst August von seiner Professur entsetzt und des Landes verwiesen. Er hielt sich dann in Leipzig und in Jena auf, wo aber seine Tätigkeit durch die ängstlichen Minister verhindert wurde. 1842 wurde er durch König Friedrich Wilhelm IV. nach Bonn

nicht bloß mitunterschrieben, ja das alberne Opus großenteils selbst verfaßt zu haben. Ein erbliches Kaiserhaus, also ein ewig protestantisches bei der großen katholischen Volkszahl, eine Herabwürdigung, Mediatisierung aller Fürsten, ein Sezessionieren von Frankfurt! Wer hat dann Zeit von Berlin und Wien zu regieren? Man muß einen, der noch nichts besitzt, durch's Los zum Kaiser machen und ihm Deutschland als erbliches Eigentum schenken. Dazu die wunderbaren Amphibien der Reichsräte im Oberhause!! Und zu einer erblichen Knechtung soll man sich zu einer Zeit entschließen, wo kein Regierungstalent sich auf einem deutschen Throne zeigt. Und man vergißt, was das partielle Leben unsres gemeinsamen Vaterlandes Eigentümliches und Großes bisher hervorgerufen hat. Vor 3 Monaten betonte nur der Sonderbund* die partielle Kantonal-Unabhängigkeit, und schimpfte auf den Vorort, der sich kräftigen wollte. Jetzt will man die Inkarnation des Vororts in einen erblichen Kaiser.

Mit alter Freundschaft Ihr A Hdt, Potsdam, Mittwoch.

Der König war heute in Berlin und geht morgen wieder hin.

Der Schauplatz, auf dem sich die in den beiden folgenden Briefen beschriebenen Szenen abspielen, ist das Teezimmer der königlichen Herrschaften. Dort pflegte Humboldt zuerst eine Zeitlang vorzulesen. Er scheint dieses Vorlesen als eine ihm unentbehrliche Atemgymnastik betrachtet zu haben, denn er ließ sich dabei auf keine Weise unterbrechen, bis das vorgesetzte Pensum absolviert war, und trat das Vorleseramt nur sehr widerwillig an jemand anders ab. So machte er in dem folgenden Briefe seinem Unmut Luft, als sich der König in der Teestunde durch seinen angestellten Vorleser, den früheren Schauspieler, nunmehrigen Hofrat Louis Schneider, die etwas langatmigen Raupachschen Hohenstaufendramen vorlesen ließ. Humboldt, der nur sehr ungern zuhörte, wenn ein anderer vorlas, vergleicht den Hofrat Schneider mit dem Hofrat Baron Gundling unter Friedrich Wilhelm I., dem dieser eine Art Hofnarrenrolle zugeteilt hatte. Während des Vorlesens lag vor dem König stets ein großes Blatt Zeichenpapier, auf welchem er Federzeichnungen ausführte, meistens Architekturbilder oder kirchliche Darstellungen, aber auch humoristische Gruppen. Eine Auswahl dieser Handzeichnungen des Königs hat die Königin Elisabeth nach seinem Tode photolithographisch (Gebr. Burchard in Berlin) vervielfältigen lassen. An dem Rande dieser Blätter finden wir oft Sentenzen in Sanskritschrift, die Zeugnis dafür ab-

---

berufen, 1848 von dem neuernannten Minister Grafen Schwerin zur Mitwirkung bei der Beratung der neuen Verfassung aufgefordert. Er wurde als preußischer Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt entsendet und dort zum Bundestagsgesandten ernannt. Der Verfassungsentwurf, in dem der Einheitsgedanke zum Ausdruck kam, ist Dahlmanns Werk. Er wurde in das Erfurter Parlament gewählt und trat auch 1850 in die preußische Erste Kammer ein, wo er den Reaktionsbestrebungen ohne Erfolg entgegenzutreten versuchte. Verbittert zog er sich dann ganz aus dem politischen Leben zurück und widmete sich ganz seinem Lehramt. Er starb den 5. Dezember 1860.

* Sonderbund nannte sich der Bund der sechs katholischen Kantone, durch welchen der Sonderbundskrieg veranlaßt wurde, der 1847 Ende November mit der Niederlage der Sonderbündler endete.

Jos. Scherer/Griechischer Offizier in Paradeuniform



legen, wie eingehend sich der König mit der Mystik der Buddhisten beschäftigt hat. Nach der Vorlesung wurden Kunstblätter, Aquarelle, Kupferstiche und andere Kunstgegenstände vorgelegt. Bei dieser Gelegenheit gelang es dann oft, den König zur Förderung und Unterstützung von Künstlern und Gelehrten zu veranlassen.

Nr. 113. Ohne Datum 1842.

Verzeihung für das abgeschnittene Blatt!

Sie sind ganz entschwunden, mein teurer Freund, und unsere Abende, (ich will von andern Tageszeiten nicht reden) sind um vor Monotonie an den Wänden zu kratzen. Mögen meine Klagen Sie zu mir führen, — nur nicht am Sonnabend, denn da bedroht Sie eine endlose sogenannte Tragödie des neuen Gundling, in der die Byzantiner Hofleute sich wie in den Quitzows (Guizots) die Ruppiner Bürger gebärden, und Toaste auf eine ‚Einkommensteuer' ausbringen. Die Polizei wird hoffentlich darin Spott ahnen und uns von der Aufführung befreien. Der mittelalterliche Architekt* ist ja in der Kuglero-Phobie auch unerträglich und unvorsichtig grob gegen den König geworden. In der Vorrede des neuen Textes steht: ‚die Beförderung der neuen Wissenschaft scheint den Attributen des Königs entnommen und auf die Staatsbehörden übergegangen zu sein.' Neben einer dieser Staatsbehörden (Hr. v. R.)** habe ich vor einigen Tagen gesessen. Die eisige Nähe hat mir einen Rheumatismus in der linken Schulter gegeben.

Die Bellermannschen*** Skizzen von Caracas und Sierra Nevada de Merida, die ich so gern mit Ihrer schützenden Hülfe dem König gezeigt hätte, habe ich endlich, vergebens auf Sie harrend, mein teurer Freund, einen Abend produziert. Es haben dieselben dem König und auch der Königin außerordentlich gefallen und der König hat beschlossen, zwei der Skizzen, die ich mit † bezeichnet:

Ein Sonnenuntergang in der Guayra, sehr lieblich, und Ansicht der Sierra de Merida von Bellermann ausführen zu lassen, ja nicht größer als 2½ Fuß. Bellermann wird beide Ihnen vorlegen. Der König bitte Sie, die Bestellung zu machen und gütigst Preis und Zeit mit dem Künstler zu besprechen.

Und der talentvolle Eichhorn, der sich hier erschossen, niemand ahndet warum? In der phantastischen Furcht selbst zu verhungern, läßt er Frau und Kinder im Elend!

Ich quäle mich mit den letzten Bogen meines 3ten Bandes† kosmische Meteore, Asteroiden, le nouveau noude planétaire, an dem so viele (auch Gräfin Meurer) zweifeln.

Meine innige Verehrung Ihrer geistreichen Gattin

Al Humboldt

Potsdam Freitags.

Nr. 236. Ohne Datum 1853.

Der Großherzog von Weimar hat die interessante turco-arabico-mongolische Münzsammlung des Herrnhuter Vorstehers Zwick aus Liegnitz in Sarepta gekauft,

---

* Der Architekt und Kunsthistoriker Franz Mertens, heftiger Gegner von Kugler und Schnaase. Er hat eine Geschichte der mittelalterlichen Baukunst verfaßt.

** Hr. v. R. Karl Otto von Raumer, damals (1842) vortragender Rat im Ministerium des Innern, später (1850) Kultusminister.

*** Ferdinand Bellermann, Maler, am bekanntesten durch seine südamerikanischen Ansichten.

† Humboldts abschließendes Hauptwerk ‚Kosmos' 1845—1858.

weil er wußte, daß ich, der ich mit Zwick in der Kalmucken-Steppe war, die Sammlung vergeblich dem vorigen König angeboten habe. Lesen Sie gütigst den Brief: Ich wünschte dem Professor Stickel angenehm zu werden. Das Heft der Akademie zu geben, erscheint kaum ratsam, weil dort sich jawohl niemand? mit Münzen beschäftigt. Aber Sie haben ja wohl eine eigene Münzgesellschaft hier? Vielleicht ist das Werkchen und der Verfasser schon mit dieser im Verkehr; Sie werden, wie immer mich belehren!

Kleist* hat vorgestern via recta beim Tee sehr taktlos den König über mane padme oum**, die sekreten drei Grenadierworte befragt, ist aber mit Morosität abgewiesen worden. Man tat, als hörte man zuerst davon und leugnete alles, alles. ‚Dummes Zeug.'

Und Ihr philosophischer, unterleibsmürrischer Freund Meyerinck*** ist nun, weil er es wünschte, durch Graf Keller ersetzt.

Der König ist Donnerstag bei Itzstein† in Boigenburg. Die Königin geht zu einer Hospitalbesichtigung Donnerstag auf einige Stunden nach Brandenburg.

Ihr
Al. Humboldt
Dienstag.

In den nächsten beiden Briefen finden wir die drei Berliner Musikgebietiger Mendelssohn, Meyerbeer und Spontini. Felix Mendelssohn-Bartholdy, hier als ‚Renégat d'Israel' bezeichnet, war 1843 zum preußischen Generalmusikdirektor ernannt worden. Er konnte sich aber trotzdem nicht entschließen, dem Wunsche des Königs gemäß seine Tätigkeit ganz von Leipzig nach Berlin zu verlegen, und lehnte es ab, die von ihm komponierten Chöre zu Racines ‚Athalie' selbst zu dirigieren. Auch der ‚fils d'Israel' Meyerbeer, sein Kollege als Generalmusikdirektor (1842), hatte zuerst abgelehnt, aber dann, an seine Verpflichtung, vier Monate im Jahre die Berliner Oper zu dirigieren, der er übrigens nie nachgekommen war, erinnert, entschloß er sich, die Chöre zu leiten.

Gasparo Spontini, seit 1820 preußischer Generalmusikdirektor, hatte durch seine Eitelkeit und Anmaßung bei dem Berliner Publikum sehr vielen Anstoß erregt. Auch bei Humboldt stand er in sehr schlechtem Ansehen. Infolge eines öffentlichen Skandals, den er durch sein schroffes Auftreten bei einer Aufführung von Mozarts ‚Don Juan' hervorgerufen hatte, mußte er 1842 sein Amt niederlegen. Er wurde durch Meyerbeer ersetzt. 1847 wollte er sich auf Wunsch des Königs nochmals nach Berlin begeben, um dort einige

---

* Adolf von Kleist, Kammergerichtspräsident, Kammerherr des Königs.

** Mane padme oum, Worte aus der gebräuchlichen Gebetsformel der ostasiatischen Buddhisten: Om mani padme hum = O Juwel in der Lotosblume. So wird in den indischen Mythen der Fruchtknoten der Lotosblüte als Symbol der Fruchtbarkeit genannt. Durch den taktlosen Hinweis des Präsidenten Kleist auf die natürliche Fruchtbarkeit mußte der kinderlose König unangenehm berührt werden.

*** Georg Wilhelm Ludwig von Meyerinck, Hofmarschall des Königs.

† Johann Adam von Itzstein, Führer der Opposition in Baden, 1845 mit Hecker aus Preußen verwiesen, durfte er 1850 zurückkehren und wurde wieder zu Gnaden angenommen. Seit 1854 geistesschwach, starb er den 14. September 1855 auf seinem Gute Hallgarten.

seiner Opern zu dirigieren. Der betreffende Vertrag, ‚der verfluchte Kontrakt', wie ihn Humboldt nennt, war schon unterschrieben, jedoch wurde Spontini durch ein plötzlich auftretendes Gehörübel verhindert, seine Absicht auszuführen.

Der folgende Brief enthält der Hauptsache nach einen Bericht über den Stand der Erforschung Ägyptens, die dem König und auch Humboldt ganz besonders am Herzen lag. So ist es natürlich, daß in dem Briefe vor allen Karl Richard Lepsius genannt wird, der zurzeit damit beschäftigt war, die Resultate seiner dreijährigen Reise in das Land der Pharaonen (1843—1846) in dem Prachtwerke ‚Denkmäler aus Ägypten und Aethiopien' der Öffentlichkeit zu übergeben. Der König erfreute sich ganz besonders an diesem Werk, welches heute noch die Grundlage aller ägyptischen Altertums- und Sprachforschung bildet. Die Freude über das Lepsiussche Werk erhielt allerdings einen bittern Beigeschmack durch die ganz unerwartet hohen Kosten der Publikation (12 Bände größten Formats mit 963 Tafeln), derentwegen der Finanzminister v. Rabe* die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Heinrich Karl Brugsch war Lepsius' Nachfolger in der Forschung auf dem Gebiet der ägyptischen Altertumskunde. Er beschäftigte sich zuerst hauptsächlich mit der ägyptischen Volkssprache und Volksschrift (Scriptura Aegyptiorum demotica, Berlin 1848), weshalb ihn Bunsen als ‚Demotiker' bezeichnet.

Passalaqua war der erste Direktor der kleinen Sammlung ägyptischer Altertümer, die der General von Minutoli in Ägypten zusammengestellt hatte und die im Schlosse Monbijou aufbewahrt wurde. Als diese mit der großen Lepsiusschen Sammlung vereinigt in das neue Museum übergeführt wurde und ihm Lepsius als gleichberechtigter Direktor zur Seite gestellt wurde, empfand Passalaqua das als eine tiefe Kränkung, für die er sich durch allerhand Intriguen und Unbotmäßigkeiten zu rächen suchte, so daß seine Stellung bald unhaltbar wurde und Lepsius als alleiniger Direktor die Leitung übernehmen mußte.

Nr. 205. Ohne Datum 1850.

Wenn ich nicht früher, trotz meines Versprechens unserm trefflichen Lepsius geantwortet, so denken Sie wohl, daß es weder aus Mangel an Freundschaft, noch aus Erkaltung für sein großes, unsern Staat ehrendes Werk geschehen ist. Es ist aber schwer bei gewissen Menschen, die eine Gletscherkälte für alles Höhere, mit Ideen zusammenhängende haben, hinter das zu kommen, was sie getan, oder nicht getan zu haben verbergen wollten. Illaire** versichert die Sache an Ladenberg*** vor vielen Wochen geschickt zu haben. Ladenberg leugnet Ihnen davon zu wissen, der König leugnet mir heute nach Ihrer Abreise, daß ihm Vortrag gehalten sei, Costenoble† sagt: ‚es könne die Sache an den Finanzminister

* v. Rabe, Finanzminister 1849—1852.

** Geheimer Kabinettsrat Illaire, Chef der Abt. II des Zivilkabinetts.

*** Adalbert von Ladenberg, seit 1840 Verwalter des Kultusministeriums, seit 1848 Kultusminister. Trat noch im Jahre 1850 in den Ruhestand.

† Karl Heinrich August Costenoble, Kabinettsrat im Zivilkabinett, 1852 Geh. Oberfinanzrat, 1853 Vortragender Rat im Staatsministerium.

gekommen sein.‘ Nach allen diesen Widersprüchen habe ich heute Abend mit Costenoble, den ich bei Mad. Illaire*, der kriegerischen Wassernixe im Friedensgarten gefunden habe. Ich habe sehr unfriedlich gesprochen über Vollendung dessen, was vor dem Tage der Flut begonnen sei und auf das das ganze Ausland die Augen hefte. Man müsse, wenn das Budget der konstituierenden Kammer vorzulegen sei (eine Notwendigkeit, die Costenoble leugnet), das ägyptische Werk mit auf den Etat setzen und die Interpellation der Barbaren abwarten. Costenoble hat mir sehr freundlich seine Hülfe zugesagt und mir versprochen (da er auch von der Sache noch gar nichts wußte!!) mir in wenigen Tagen genaue Auskunft zu geben. Teilen Sie dies, mein edler Freund, an Lepsius mit.

Bunsen** schreibt mir eben (3. Oktober):

‚Auch ich habe mich über den jugendlichen Demotiker Brugsch gefreut, und bedaure nur, daß er durch einen solchen jämmerlichen Marktschreier und verderblichen Menschen, wie Passalaqua in das ägyptische Heiligtum eingeführt worden ist. Er wird gewiß noch Ausgezeichnetes leisten. Wissen Sie, daß man Winckelmann*** (als Apostaten) unter Societät oder Konnivenz von Olfers im Namen der Akademie vom Denkmale Friedrichs des Großen rein weggebracht hat, eliminiert? Der König genehmigt, daß ich dem Rauch† Gegenbefehl gebe. Wird aber die Kabinetsordre erlassen sein? Der Fleck bleibt sonst auf unserm teuren Könige sitzen, der nichts davon wußte! Ich habe Illaire darüber geschrieben!‘

Noch heißt es in dem Briefe:

‚Man hat in unserer Politik kein Maaß der wirklichen Kraft und der wirklichen Schwäche. Gegen und ohne Frankfurt†† kann man nicht mehr gehen. Unsere Diplomatie ist in einen tiefen Mißkredit gekommen. Wie wird es mit den Verhandlungen hier werden, welche Frankfurt jetzt in die eigene Hand nimmt. Dazu müssen die Wühlereien in Berlin das Heer verderben!‘

Ihr

Freitag Abend. Al Hbt.

Die nächsten Briefe geben uns einen Einblick in Humboldts Geisteswerkstatt. Er vergleicht die Vorarbeiten zu seinem berühmten Hauptwerk ‚Kosmos‘ mit den Bildern, die für die alljährliche Kunstausstellung im Akademie-

---

* Mad. Illaire wird als kriegerische Wassernixe bezeichnet, weil sie an der Spitze des Frauenvereins für die Marine stand, welcher den Bau des Schoners ‚Frauenlob‘ betrieb, der in einem Taifun im indischen Ozean mit Mann und Maus unterging.

** Karl Josias von Bunsen, von 1827 Ministerresident in Rom, 1842 bis 1854 Gesandter in London, gest. 1860 in Bonn.

*** Johann Joachim Winckelmann, der berühmte Begründer der Kunstgeschichte des Altertums. Bunsen spricht hier den Verdacht aus, daß v. Olfers Winckelmann als einem Apostaten einen Ehrenplatz an dem Postament des Denkmals Friedrichs des Großen nicht gegönnt habe. Humboldt versieht mit Recht diese Stelle des Bunsenschen Briefes mit einem großen Fragezeichen, da es doch undenkbar ist, daß Olfers, ein enthusiastischer Verehrer Winckelmanns und selbst überzeugter Katholik, dem großen Kunstgelehrten seinen Übertritt zur katholischen Kirche als schimpfliche Handlung angerechnet haben sollte.

† Der Bildhauer Christian Rauch, der Schöpfer des Denkmals Friedrichs des Großen unter den Linden in Berlin.

†† Im Mai des Jahres 1850 hatte Österreich den erneuten Zusammentritt des alten Bundestages herbeigeführt.

gebäude bestimmt sind, und die, wie er meint, man nicht vorher dem Publikum zeigen soll, um sie nicht einer vor- und unzeitigen Kritik auszusetzen. Der gewaltige Umfang des zu beherrschenden Materials brachte es naturgemäß mit sich, daß Humboldt sich der Mitarbeit zahlreicher Fachmänner ersten Ranges bedienen mußte, die sich die Mitwirkung bei dem großen Werke zur Ehre rechneten und ihn demgemäß durch Einzelaufsätze unterstützten, die nur für ihn und für diesen bestimmten Zweck bestimmt waren, so daß von einem ‚Schmücken mit fremden Federn' hier durchaus nicht die Rede sein konnte. Natürlich fühlten sich alle, die er nicht zur Mitarbeit herangezogen hatte, gekränkt und machten ihrem Ärger durch Anwürfe in diesem Sinne Luft. An der Spitze Horkel, Universitätsprofessor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der aber sonst nicht besonders hervorgetreten ist, und Heinrich Toelken, der vieljährige Präsident der Akademie der Künste, über den ein Witzblatt das Epigramm brachte:

‚Rosen, Lilien und Nelken,
Alle verwelken,
Warum nicht auch Herbig und Toelken?'

Sogar eine Frau zog er gern zur Mitarbeit an seinem Werke heran, besonders wo es sich um ästhetische Fragen handelte, die hochbegabte Gattin seines Freundes Olfers, Hedwig Elisabeth, geborene von Staegemann, geb. 1799, gest. 1891. Ihr Name wird in Humboldts Briefen oft genannt.

Nr. 156. Ohne Datum 1846.

Ich erkenne von neuem, daß es sehr unvorsichtig ist, seine Bilder früher einem Teil des Publikums zu zeigen, ehe sie zur Ausstellung für die Wadzeckanstalt* kommen. Die Berliner Grenzstreitigkeiten sind ganz besonders gefährlich, wenn von Herrn Horkel die Rede sein könnte, dem (Sie wissen es selbst, mein teurer Freund) alle Schiffe gehören, die er in den Piraeus beladen einlaufen sieht. Wie wäre mir eingefallen zu sagen: ‚wie Waagen entdeckt hat', da ich seit Jahren den Namen in der Biographie universelle, in Naglers Künstlerlexikon und in Barlaeus' Reise des Prinzen Moritz von Nassau, also gar nicht allein in der Kön. Sammlung in Monbijou gesehen. In Barlaeus (in fol.) steht der Name unter jedem radierten Blatte, wie ich noch bei Wegsenden der letzten Korrektur untersuchen mußte, weil der langweilig gewordene Mann sich unter den radierten Blättern Post, in Barlaeus Post schreibt, in Naglers Künstlerlexikon aber neben Post (in Klammern) auch Poost steht. In meinem Buche habe ich S. 85 und Note 24, S. 128 gedruckt: ‚wie mich Waagen belehrt hat', woran ich nichts ändern werde, weil es die reine Wahrheit ist.

Als ich im Jahre 1828 in den öffentlichen Vorlesungen die pflanzenphysiognomische Landschaftsmalerei behandelte, hatte ich schriftliche Notizen von Waagen benutzt. Ich redigierte in derselben Woche, was ich gesagt, und teilte mein eigenes Manuskript und das von Waagen geschriebene 2 Monate später Rumohr mit. Dieser korrigierte beide und sah dann meine neue Redaktion wiederum 1835 durch, sich damals historisch als ganz einverstanden äußernd.

* Die alljährlichen Gemäldeausstellungen in Berlin fanden im Akademiegebäude statt. Die Erträge aus den Eintrittsgeldern kamen der Wadzeckstiftung, einer sozialen Fürsorgeanstalt, zugute.

Jetzt, im März 1846 hat Waagen zum 3ten Male das Ganze schon gedruckte zur Korrektur gehabt. Dieselbe Vorsicht habe ich gebraucht für die griechische und römische Literatur durch Böckh, die Minnesinger durch Jakob und Wilhelm Grimm, für die Inder durch meinen Bruder, Lassen und den neuen Herausgeber des Mahabharata, Dr. Goldstücker in Königsberg, für Calderon und die englischen Dichter durch Tieck, für das Arabische durch Freitag, für die chinesische Gartenpoesie durch Stanislas Julien. Alle diese Quellen, für mich eigends geschriebene Aufsätze sind in Noten zum 2ten Teil des Kosmos zitiert. Daß ich lieber Rumohr und Waagen, als Horkel, Kugler, Hotho, Carus, Tölcken und Gerhard benutzte, wird diese allerdings anregen, alles anders zu wissen. Es wird mir, wie dem armen Preuß* ergehen. Da er die Seele des Ganzen ist, so teile ich die Freude mit Ihnen, mein edler Freund, daß der König am längsten mit ihm gesprochen. In dem kleinen Aufsatz in der Staatszeitung weiß auch ich nichts zu tadeln, als etwa Uneleganz des Stils und ein zweimaliges unglückliches schon in derselben Zeile. Ich werde den König allerdings anregen ein Exemplar mit Sorgfalt für die Königin kommen zu lassen.

Morgen, Sonntag speiset Lepsius hier. Ich beklage innigst, Sie Montag zu verfehlen, da ich Montag Raoulum** nach Tegel fahren muß sammt Rauch. Ich habe von ihm eine desperate Antwort, in der er aber auch des Adlers*** nicht erwähnt. Vielleicht entsteht ihm der Hang danach später erst. Da ich bestimmt weiß, daß Jacobi und selbst Encke auf die liebloseste Weise dem jungen blutarmen Mathematiker Eisenstein † bei dem Minister Eichhorn zu schaden gesucht haben, so habe ich mir eine süße Freude gemacht, Beiden einen neuen Brief von Gauß †† zu schicken in dem verbotenes steht (14. April 1846):

„Ob ich gleich voraussetzen darf, daß meine Empfehlung des in Berlin lebenden, jungen Mathematikers Dr. Eisenstein, eines Mannes, den ich sehr hochschätze bei Ihrer Regierung ganz überflüssig ist, so will ich doch nicht unterlassen, es auszusprechen, daß ich seine Begabung wie eine solche betrachte, welche die Natur in jedem Jahrhundert nur wenigen erteilt.

Frangant ilia Choroebo †††. Der Choroebus hat seitdem ausgesprochen, daß

---

* Johann David Preuß, 1841 preußischer Historiograph, Hauptleiter der Herausgabe der Werke Friedrichs II. durch die Akademie der Wissenschaften, erschienen 1846—57 (die Seele des Ganzen).

** Raoul Rochette, französischer Archäolog und Geschichtschreiber. Humboldt klagt öfters, daß er ihm manchmal lästig wird.

*** Des Roten Adlerordens.

† Gotthold Eisenstein, ein hochbegabter junger Mathematiker, der sich in Berlin als Privatdozent zu habilitieren wünschte, wobei er bei dem Minister Eichhorn auf Jacobis Veranlassung, seiner jüdischen Herkunft wegen, auf Widerstand stieß. Humboldt nahm sehr energisch Partei für ihn.

†† Johann Karl Friedrich Gauß, Professor der Mathematik in Göttingen, gehört zu den ersten Koryphäen der mathematischen Wissenschaft.

††† Frangant ilia Choroebo. Hier ist Humboldt, der aus dem Schatze seiner enormen Belesenheit aus dem Gedächtnis zu zitieren liebte, ein Gedächtnisfehler mit untergelaufen. Er will in dem Zitate Fachneid und Mißgunst brandmarken. Die Stelle, welche er meint, steht bei Vergil, Ecloga 7 V. 26 und heißt invidia rumpantur

Gauß ganz herunter und verstandesschwach geworden sei, daß Herr Eisenstein ja nicht daran denken müsse, sich hier als Privatdozent zu habilitieren sondern nach Halle oder Bonn gehen müsse!!! — Riech's Berlin, hieß ein Aufsatz von Biester*.

Mit aller Freundschaft Ihr

Sonnabend. Al Humboldt.

Vergessen Sie mit Ihren liebenswürdigen Töchtern und Gattin Frau v. Bülow** nicht in ihrer Einsamkeit.

Nr. 157. Ohne Datum 1846.

In dem einzigen Hause der Geistigkeit, des literarischen und des Kunstgefühls haben Sie, mein teurer Freund, und Ihre hochbegabte Gattin in meinem Kosmos etwas mehr erkannt, als eine logische Zusammenstellung wissenschaftlicher Resultate. Ich habe den Stolz, zu glauben, daß der 2te Band mehr noch als der frühere die eigentliche Natur meiner Komposition (der Außenwelt, als ein Weltganzes von der Menschheit und auf sie reflektiert, auf sie schöpferisch wirkend) offenbaren wird. In diesem Hochmute bitte ich Sie und Ihre liebenswürdige Gattin die ersten 5 Bogen einiger Ansicht und Nachsicht zu würdigen. Die Schwierigkeit, die Literatur aller Volksracen in den Kontrasten der christlichen und vorchristlichen Zeiten nach der einigen Rücksicht auf Belebung des Naturgefühls zu durchlaufen, mit wenigen Zügen zu charakterisieren, das Verschiedenartigste zu konzentrieren, in abgemessenen Proportionen als Züge eines Bildes darzulegen, über den Gegenständen zu schweben und durch sorgfältige Auswahl einzelner Ideengruppen den Leser zu fesseln, — diese Schwierigkeit ist so groß gewesen, daß schon deshalb die Arbeit die erflehte Nachsicht verdient. Ich bitte Sie inständigst, mir die Bogen ohne Brief zurückzuschicken. Ich wünsche bloß, daß Sie mir einst mündlich sagen, es habe Ihnen und Frau von Olfers nicht unter dem geschienen, was Sie beide von meinen jüngeren Jahren gesehen. Das Schreiben ist in solchen Fällen nach dem Lesen die zweite Last für den lesenden Freund. Nächst malenden Verwandten sind literarische Freunde die unbequemsten.

Donnerstag. Al Humboldt.

Die vielen Hundert Noten enthalten nicht bloß Zitate, sondern verständliche Entwickelungen, Rechtfertigungen.

Der König ist jetzt sehr warm für Begas***, entzückt über die Skizze der sich besprengenden Badenden. Machen Sie doch, daß er, als ein Kleines, auch als Landschaft so reizendes Bild es bestelle. ‚Er werde es ja wohl so schon malen . . . und dann . . . habe ich gestern Abend strenue abgeleugnet. Könige müssen veranlassen, nicht bloß fertige Meubles kaufen und allein auf diesen sitzen wollen.

---

ilia Codro, er möge vor Neid platzen! Codrus war ein unbedeutender, dem Vergil feindseliger Poetaster, den der Dichter in der zitierten Stelle geißelt. Der Name Choroebus, den Humboldt mit Codrus verwechselt, findet sich ebenfalls bei Vergil, Aeneis II. 341. Es ist der Name eines Liebhabers der Prophetin Cassandra, welcher bei der Zerstörung von Troja ums Leben kam. Mit Neid und Mißgunst hat er nichts zu tun.

* Johann Erich Biester, bekannter Aufklärer im 18. Jahrhundert, königlicher Bibliothekar und Mitglied der Akademie.

** A. v. Humboldts Nichte Gabriele von Bülow, Witwe des Ministers Heinrich Frhrn. von Bülow, Wilhelm von Humboldts drittälteste Tochter.

*** Karl Begas, Maler, geb. 30. Sept. 1794, gest. 25. Nov. 1854.

Lesen Sie über Metternich* und das Lob Preußens im Journal des Débats (Kammern). Die Art wie Preußen wegen der sogenannten offiziellen Zeitung gegen Österreich kompromittiert wird, ist sehr amüsant. C'est le genre de la Princesse Lignowski** p. p.

---

* Klemens Lothar Wenzel, Fürst Metternich, geb. zu Koblenz den 15. Mai 1770, von 1821 ab Haus-, Hof- und Staatskanzler in Wien. Er wurde 1848 durch einen Volksaufstand gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, hielt sich bis 1851 auf seinem Schloß Johannisberg im Rheingau auf, kehrte dann nach Wien zurück, wo er den 11. Juni 1859 starb.

** Fürstin Lichnowski, die Witwe des Fürsten Eduard Maria L., Mutter des am 18. September 1848 in Frankfurt a. M. vom Pöbel erschlagenen Fürsten Felix L.



Louis Le Cardonnel. Aus der lyrischen Bewegung des gegenwärtigen Frankreich / Von Pierre Paulin

Vor einem Jahre etwa veröffentlichte die ‚Revue des deux Mondes' einen bedeutsamen Aufsatz über ‚Das religiöse Gefühl in der gegenwärtigen Dichtkunst'. Sie wies darauf hin, daß die neuen Beziehungen zwischen Lyrik und religiösem Gefühle eines der charakteristischsten Merkmale der lyrischen Bewegung der letzten 25 Jahre darstellen. Dieser Hinweis war keine Entdeckung, sondern nur eine öffentliche Bestätigung einer langsam fortschreitenden Richtung, die begonnen hat, in der neueren französischen Poesie ausschlaggebend zu werden. Dieser Geisterfrühling, un renouveau du sentiment religieux et chrétien, ist aber im ganzen genommen nicht nur literarischer Natur, sondern geht auch auf politische, soziale und philosophische Beweggründe zurück. Literarisch ist er aber nicht ohne Anknüpfungspunkte gewesen, und der Literaturhistoriker kann seine Spuren bis in die Zeit der französischen Afterromantik verfolgen. Als direkter Vorläufer in lyrischer Hinsicht steht der Mystizismus der Jahrhundertwende da. Mit ungeahnter, lebendiger Kraft klang da plötzlich die gottsuchende Stimme Verlaines in den Chor der modernen Sänger. Mit ihm hatte sich auf einmal der religiöse Einschlag von rein äußerlicher Verwertung zum selbständigen literarischen Darstellungsobjekt durchgerungen. Die impulsive Kunst dieses mystischen Silens hat ihm nicht am wenigsten eine neue künstlerische Weihe gegeben, die an Innerlichkeit und Ursprünglichkeit ihresgleichen sucht. Das religiöse Erlebnis kann ohne Tendenz zur Poesie werden, und die Poesie wiederum wie aus jedem andern Erlebnis aus der Religion herauswachsen, so konnte die Formel der neuen religiösen Richtung lauten, eine Formel, die man bis dahin leider vergessen hatte. Dichterbekehrungen waren seither nichts Neues mehr, und die katholische Note vermochte ihren Werken keinen Abbruch zu tun. Im Gegenteil, psychologisch hat der religiöse Notschrei Verlaines andere aufgerüttelt, und seine Rückkehr zur Religion blieb nicht die einzige unserer Tage. Erregte aber seine Janusnatur bei vielen noch Bedenken, so schwanden diese bald vor dem mutvollen Auftreten einzelner führender Geister, die auf anderen Wegen als er aus dem Wirrwarr ihrer Anschauungen zu religiöser Klarheit und innerer Ruhe gelangten. Ein Huysmans, ein Coppée, ein Brunetière, ein Bourget, um wahllos einige zu nennen, haben der Macht des religiösen Erlebnisses und Bekenntnisses mannhaftes Zeugnis gegeben und so der Tagesmeinung durch die Geltendmachung und Wirksamkeit ihrer Persönlichkeit bewundernde Anerkennung abgerungen. Religion und Literatur, Religion und Poesie waren nun keine offiziellen Gegensätze mehr. Vielleicht hat die neue Richtung anfänglich den einen oder andern befrembet, war doch gerade in Frankreich religiöses Leben scheinbar im Absterben begriffen. Heute staunt wohl niemand mehr, sondern jeder lebt diese neue Entwicklung, die Ungeahntes in ihrem Schoße bergen mag, mit, und Literatur und Presse buchen sorgfältig diese religiösen Regungen, diese Zeichen eines innern Umschwunges, einer neuen Zukunft, als trete die Menschheit gleichsam aus dem Dunkel eines Labyrinthes heraus und freue sich der immer größer werdenden Helle.

Hatte Verlaine den ersten Ton gesungen, und spricht man seit dem Erscheinen seiner ‚Sagesse‘ von einer neuen religiösen Lyrik, so handelt es sich doch in der neueren lyrischen Bewegung, die auf ihn zurückreicht, weniger um geistliche Poesie im engeren Sinne als um den allgemeinen religiösen Stimmungsgehalt auf der Grundlage katholischen Glaubens. War vor Verlaine und teilweise auch noch nach ihm der Katholizismus in der Dichtkunst ein Mittel der Stimmungshascherei, so ist er mit ihm und durch den neuen religiösen Geisterfrühling allmählich mitarbeitender Faktor der gegenwärtigen Literatur geworden, und späteren Zeiten mag die französische Dichtkunst unserer Tage ein getreues Spiegelbild des auf katholischem Grunde sich erneuernden Innenlebens und Erlebens der Seele Frankreichs sein.

Für die Kunst Verlaines hat man den Ausdruck ‚verlainisme‘ geprägt, um einseitig damit seine musikalische Stimmungspoesie zu kennzeichnen. Könnte dieses Wort nicht ebensogut der Deckname jener gottsuchenden lyrischen Kunst sein und werden, die uns in manchen Werken der neueren Poesie zutage tritt! Haben nicht unter den besten Stimmungskünstlern unserer Zeit Guérin und Jammes den Weg zu jenem Brunnen zurückgefunden, wo sie lebendiges Wasser schöpften! Ihnen schließt sich neuestens ein Dichter an, Louis Le Cardonnel, der, im Banne des Symbolismus und Verlainismus aufgewachsen, wie diese einst ein Gottsucher, heute aber Priester, dichterische Stimmungskunst und tiefes religiöses Selbsterlebnis in harmonischer Schönheit vereint. Mit dem noch lebenden Francis Jammes, dem Dichter der ‚Géorgiques chrétiennes‘, teilt er die unbestrittene Meisterschaft in der gegenwärtigen religiösen Stimmungslyrik, und die Franzosen stehen nicht an, ihn ‚einen großen christlichen Dichter‘ zu nennen.

Louis Le Cardonnel ist wohl eine der interessantesten Persönlichkeiten der gegenwärtigen französischen Dichterwelt. Sein klangvoller keltischer Name fällt unter den vielen andern des Pariser Parnasses auf. Als Mallarmé und Verlaine noch lebten, wurde sein Name in den geschlossenen Kreisen der Pariser Dichterzunft schon viel genannt. Dann war er auf einmal seinen Freunden und Weggenossen entschwunden, und man hielt ihn für die Dichtkunst verloren. Um so überraschender war es, als der gleichsam Vergessene nach mehr als zehn Jahren im Ernste des priesterlichen Gewandes, die Leier in der Hand, in der weltlichen Gesellschaft seiner dichtenden Zeitgenossen wieder auftrat. Ist auch der dichtende ‚Abbé‘ in der französischen Literaturgeschichte keine Seltenheit, so mochte er doch in der Pariser Umwelt unserer Tage befremden, um so mehr als Le Cardonnel das stolze Selbstbewußtsein besaß, als Vollwertiger und Gleichberechtigter genommen zu werden. Der Vierzigjährige, der damals sein erstes Gedichtbuch in die Welt schickte, konnte mit dem Erfolge zufrieden sein, und der Ruhm, der ihm heutzutage, acht Jahre nach diesem literarischen Ereignis, beschieden ist, darf ihm die Versicherung geben, daß er in der ersten Reihe der zeitgenössischen französischen Dichter steht.

Louis Le Cardonnel wurde 1862 zu Valence im südlichen Frankreich geboren. Sein Vater war Normanne, aber irischer Herkunft, während seine Mutter aus Lothringen stammte. Nach dem Verlaufe seiner humanistischen Studien kam

er, zwanzigjährig, nach Paris, wo er regen Anteil an der neuen literarischen Bewegung nahm. In dem ‚Epilogue' seines ersten Gedichtbandes erzählt er uns in schwungvollen Rhythmen, wie er nach Paris zog, ‚la grande cité de folie et d'orgueil', wo er von künftigem Dichterruhme träumte. Eine gewaltige Sehnsucht nach Schönheit und Klarheit wogte in seiner Seele, und ‚unbekannte Rhythmen' erwachten in seiner Brust. Er hegte nur einen Wunsch: ‚Désir d'être exalté parmi les beaux chanteurs'. Er besuchte eifrig die literarischen Kreise, die die alten Idole zertrümmerten und an deren Stelle neue Werte und neue Worte setzten. Im ‚cabaret du chat noir' war er von 1884—1886 kein Unbekannter, und wie so viele andere trug er dort in jugendlicher Begeisterung seine Erstlingsverse vor. Zugleich verknüpfte ihn eine innige Freundschaft mit dem Altmeister des Symbolismus, Stéphane Mallarmé, den er ‚Maître' nennt, ihn, ‚den Friedfertigen, mit den sanften Augen, der jedes Ding in geheimnisvolles Gold verwandelte'.

Ah! soirs vibrants, et quelle ardente ivresse en nous?
Un sage dominait ce choeur d'aèdes fous. (Absoute.)*

Wie gerne erinnert er sich an jene Zeit, an jene Unterhaltungen, von denen jetzt noch seine Seele erfüllt ist! Der Meister hatte ihn die vornehme Zurückhaltung gelehrt und jene Scheu vor dem groben Alltag, der die Seele verschlingt. So blieb auch er trotz der lebhaften Anteilnahme an den literarischen Tageskämpfen ein Einsamer unter diesen ‚verrückten Sängern', wie er sie selbst genannt hat. Er fühlte sich von diesen durch ein großes, noch unklares Ideal geschieden; denn ihre tiftelnde, gottentfremdete Kunst konnte nicht die seine werden. Trostlos und traurig irrte er in Paris umher, und nur ‚das Dunkel der Kirchen' vermochte seine sehnsüchtige Seele zu stillen. Immer wieder und immer wieder hörte er eine tiefe, geheimnisvolle, verlockende Stimme, die ihn dem krankhaften Zauberbanne der Umgebung zu entreißen suchte:

Et la profonde voix, la voix tendre et secrète,
Revenant lui parler dans son charme ancien,
Dit au prêtre futur caché dans le Poète:
J'ai mis sur toi mon signe, un jour tu seras mien.
(Epilogue.)**

Das Unendliche hob den Träumer über die Welt seiner Umgebung hinaus, und wie zu Nikodemus sprach der Herr im abendlichen Dunkel zu ihm und forderte ihn auf, wiedergeboren zu werden. Er folgte dem Rufe; es war ein langer, schwerer Kampf, und in Gedichten voller ergreifender Selbstbetrachtung hat er uns die innere Not jener Tage bloßgelegt. Eine edle Frau, die uns der französisch-elsässische Schriftsteller Edouard Schuré in seinem Buche ‚Poètes annonciateurs et femmes inspiratrices' geschildert hat, be-

* O! ihr schwungvollen Abende! Wie waren wir von glühender Trunkenheit erfüllt? Ein Weiser beherrschte diesen Chor wahnwitziger Sänger. (Lossprechung.)

** Und die tiefe, zarte und geheimnisvolle Stimme sprach ihn wieder mit ihrem alten Zauber an und sagte zu dem im Dichter verborgenen künftigen Priester: Ich habe dich mit meinem Zeichen versehen, eines Tages wirst du mein sein.

stärkte ihn in seinem großen Entschlusse. Nach einem kurzen vorübergehenden Aufenthalte im Seminare zu Issy reiste er 1894 nach Rom, um sich im französischen Seminare der ewigen Stadt theologischen Studien zu widmen. Zwei Jahre später empfing er die Priesterweihe. Eine frische, lebendige Begeisterung hat sich nun seiner bemächtigt; was bisher unklar in ihm gewesen, ist nun von beglückender Helligkeit erfüllt. Dichter war er, Dichter ist er geblieben; doch sein Scheitel und seine Hände sind nun gesalbt. Jetzt will und kann er das gesteckte hehre Ziel erreichen:

Il s'en ira, semant la Parole céleste
Et pour dire le Verbe aux temps qui vont venir,
Harmonieusement il mêlera le geste
D'accorder la cithare au geste de benir.

Sous le souffle divin, il la fera renaître,
Fils des premiers Voyants, fils des Chanteurs sacrés,
Cette antique union du Poète et du Prêtre,
Tous deux consolateurs, et tous deux inspirés!
(Epilogue.)*

Le Cardonnel hat seine Worte nicht Lügen gestraft. Wenn er auch bis zur Veröffentlichung seiner ‚Poèmes' im Jahre 1904 nur hin und wieder in Zeitschriften ein Gedicht drucken ließ, so war doch sein dichterisches Schaffen nicht erlahmt und hat er uns eben mit künstlerischer Selbstzucht nur das Beste und Reifste für die Zukunft vorbehalten wollen. Nachdem er Rom verlassen hatte, wirkte er einige Jahre als Dorfvikar in seiner Heimatdiözese Valence. Einem inneren Drange folgend, trat er dann als Novize bei den Benediktinern in Ligugé ein, wo er von 1900—1902 verweilte. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn jedoch, in die Welt zurückzukehren, und nach einem längeren Aufenthalte in seiner Heimat begab er sich nach Assisi, wo er vier Jahre in stiller Ruhe und Beschaulichkeit sich in den Geist des hl. Franziskus vertiefte. Dann lebte er vorübergehend in der Nähe von Florenz, hierauf in Freiburg in der Schweiz, um schließlich definitiv nach Italien zurückzukehren, wo er in Rom als Kaplan der französischen Nationalkirche St. Louis des Français und als Lehrer der Literatur an der ‚Ecole Chateaubriand' seinen Lebensabend verbringt:

Ainsi dans l'Italie exquise où m'a porté
Mon lyrique destin, je suis toujours resté.
Peut-être lentement ma fosse s'y prépare.
(Juliae Valentiae Augustae.)**

* Er wird hinausgehen und die Himmelsbotschaft ausstreuen, und um den kommenden Zeiten das Wort zu künden, wird er in harmonischer Weise die Gebärde des Segnens mit dem Spielen der Leier verbinden.

Als Sohn der ersten Seher, als Sohn der heiligen Sänger wird er unter dem Einflusse des göttlichen Hauches jene antike Vereinigung von Dichter und Priester wiederbeleben, die beide Tröster und beide Gotttrunkene sind.

** So bin ich denn im lieblichen Italien geblieben, wohin mich mein lyrisches Geschick geführt hat. Vielleicht bereitet man hier schon langsam mein Grab.

II.

Heute ist Le Cardonnel ein Fünfziger, doch sein Dichterherz ist jung geblieben.

Une autre adolescence éclôt dans ma poitrine
Et je voudrais livrer ma poitrine au soleil.
(Près du cloître.)*

singt er in seinem neuen Gedichtbande. 1904 hat er zum ersten Male mit gesammelten Gedichten den Schritt in die Öffentlichkeit gewagt. Die ihm damals zuteil gewordene Anerkennung hat ihn aber nicht berauscht, und wieder wartete er acht Jahre, um seinen ‚Poèmes' die ‚Carmina sacra'** folgen zu lassen. Er wollte der Mitwelt keine unreife Kunst bieten, und sein priesterlicher Charakter mochte ihn gerade im heutigen Frankreich doppelt zur Vorsicht mahnen. Wie hat er aber nicht seine Freunde überrascht, die ihn ‚für das Leben und die Kunst' verloren glaubten! Das Wenige, das er geschrieben, hat nun doch alle, auch diejenigen, die ihn von ferne zu begeifern suchten, von seiner hohen poetischen Sendung überzeugt. Mit orphischem Zauber lockt uns Le Cardonnel in seinen Bannkreis, und seine Höhenkunst verbreitet ein duftiges, beseligendes Licht. Und doch sind die zwei Gedichtbände nur die Selbstspiegelung seines Innern, zwei poetische Lebensbücher, die seine Seelenstimmungen aufs innigste mit seinem in Zeit und Raum wechselnden Dasein verweben. Dieses seelische Sichselbstsuchen und Sichselbstfinden ist der Grundton, das Leitmotiv fast aller seiner Gedichte, die er dem Lauschenden in einschmeichelnden Rhythmen in heimlichen Abendstunden vorträgt. Wir träumen, wir leben, wir leiden, wir suchen und ringen mit ihm; wir wachsen mit ihm empor und ruhen uns mit ihm aus im warmen, goldigen Frühlingslichte Italiens, das seiner Seele den Frieden gebracht hat.

Gehen wir noch einmal mit ihm den Weg seiner Träume und Kämpfe zurück! Mit empfindsamer Melancholie lauscht seine jugendliche Seele in die Natur hinaus. Er, das Kind der sonnigen Provence, trägt in sich die große, unstillbare Sehnsucht ungenannter und unbekannter Weiten, ein Erbteil seiner keltischen Ahnen. Geister rufen ihn draußen im tausendfältigen Weben der Natur und lullen seine Seele ein:

Un sourd ennui vous prend d'être encore de la terre
Et ce sont comme des appels
Vers d'autres régions, pour le coeur solitaire,
— Pénétrants, doux et solennels.
(Mélancolies d'été.)***

Seine Stimmung wird immer müder, immer nachdenklicher, und immer mehr spinnt er sich in diese wehsüße Langweile, in diese traurige Lebensfreudig-

* Eine neue Jugend erwacht in meiner Brust, und ich möchte meine Brust der Sonne darbieten.

** Louis le Cardonnel. Poèmes. 1904, Carmina Sacra. 1912, Paris. Mercure de France. Jeder Band 3.50 Fr.

*** Eine dumpfe Langweile ob dieses Erdendaseins packt dich, und dein einsames Herz hört gleichsam durchdringende, süße und feierliche Rufe nach andren Welten.

keit ein, mit der ihn Spätsommer und Herbst begeben. Mit welcher innigen Lässigkeit gibt er sich nicht dem Herbste hin, den er immer wieder preist und besingt, dessen Eigenheiten und Herrlichkeiten er wie kein zweiter kennt! Ein Hauch Verlaines schwebt in Stimmung und Ausdruck über diesen Naturgedichten, in denen sich auch in den gesuchten Wortbildern und Wortklängen der Widerhall der damals erfundenen neuen Formenwelt geltend macht. Doch er geht nicht allein in diesem ‚heiligen Haine' lustwandeln; in der verglühenden, träumerischen Herbstpracht schreitet fast unmerklich eine schwesterliche Freundin mit ihm dahin, wie sie etwa Rossetti mit ungreifbarer, mystischer Anmut gemalt hat:

O ma soeur, attendons que sur le bois qui rêve,
Avec lenteur la lune automnale se lève:
Dans une lumineuse et mouvante vapeur,
Les chemins blanchiront, pleins de mystique peur,
Et nous regarderons flotter de frêne en frêne
Le voile indéfini de l'heure élyséenne. . . .*

Le Carbonnel flüchtet in diese Traumwelt voll verhaltener herbstlicher Trauer, weil er von ‚Zorn gegen dieses elende Leben' erfüllt ist. Was wissen denn die hohlen, lärmenden, vorübergehenden Alltagsmenschen von der Seele und dem Rätsel des Lebens? So ruft er denn den Schlaf, ihn, den Zauberer, den Erlöser, den Befreier, den Erleuchter, als letztes Heilmittel an, um dieses Dasein zu vergessen:

Entends crier l'horreur de vivre, la fatale
Horreur de vivre, et pour qu'elle se taise un peu,
Viens mettre lourdement sur elle ta sandale.
(La louange du Sommeil.)**

Niemand will ihn in der großen Menge hören, niemand weiß, daß er ‚der große Lebende' ist, dessen Seele von Musik erklingt, in dessen Seele Seufzer, Sturm und Röcheln in wunderbarem Zusammenklange verschmelzen. Stark und keusch geht er durch die Großstadt seinen Gedanken nach, allein in seiner ‚stolzen Verzweiflung'. Er sieht nicht die lockenden Lippen des Lasters, und ‚wenn irgend ein Kuß seine Stirne streifte, so war es der Kuß der Nacht, die Tauperlen streut'. Da kam der Wendepunkt in seinem Leben. Ihn, der unreine Frauenliebe verschmähte, leitete eine keusche, mütterliche Frauenhand aus dem quälenden Wirrsale seiner wogenden Gedanken. Das Gedicht ‚In Memoriam' gedenkt dieser edlen, patrizierstolzen Seele, dieser weisen Monika, die in den Stunden der Not heilige Linderung spendete. Auch im ‚Chant Platonicien' ruft er ihr zaubrisches Bild wieder wach:

---

* O meine Schwester, laß uns warten, bis über dem träumenden Wald sich langsam der herbstliche Mond erhebt. Dann werden die Wege in dem lichten, schwebenden Dunste weiß und voll mystischer Furcht, und wir sehen dann von Esche zu Esche den grenzenlosen Schleier der elysischen Stunde wallen.

** Horch, wie der Lebensüberdruß, der unselige Lebensüberdruß schreit, und setze mit Wucht deinen Fuß auf ihn, damit er ein wenig schweige.

Auprès de vous j'entends l'Infini qui m'appelle;
La vérité me parle, ineffablement belle.
Et je lui chanterai, l'adorant dans ses voiles
Des hymnes pleins du feu glorieux des étoiles.
Inspirez-moi, sereine, en robe blanche et droite,
O vous que nul désir vulgaire ne convoite.
Pour chasser de mes pas le doute affreux qui rampe,
Elevez dans ma nuit le Laurier et la Lampe.*

Vielleicht sind ihr auch die ‚Stances' gewidmet, die in verhaltener, zärtlicher Freundschaft aus den Niederungen der Gefühlswelt zur unveränderlichen Liebe in Gott führen. Diese Frau hat ihm in der Nacht des Zweifels ‚die Lampe und den Lorbeer' hochgehalten, und seine nebelvolle Stimmungswelt wich der Klarheit eines neuen Lebens. Nun ist er Priester geworden, nun kann er seine Sendung voll und ganz erfüllen. Er wollte ja nicht nur Priester, sondern auch Sänger sein. Doch ist es nicht zu spät? Ist seine Jugend, sein Frühling nicht vorbei? Wehmütig schaut er in sich selbst und denkt des fernen Jugendfreundes, der ihn die ‚Qual der Leier' lieben gelehrt und der ihn einst aufforderte, einer jener Dichter zu werden, die die Menge weinend nennen werde. Rückblickend sieht er den weisen Mallarmé, sieht er seine verstorbenen Freunde ihm die brüderlichen Hände reichen, als wollten sie ihn bitten, ihren abgebrochenen Gesang weiterzusingen und ihren Schönheitstraum weiterzuträumen. Er fühlt sich als ihren geistigen Erben, und was ein Mallarmé, ein Samain, ein Guérin nicht vollendeten, will er erfüllen.

J'ouvrirai des chemins vers la Beauté divine
Et lorsque s'épandront mes vers graves et doux.
Les hommes sentiront leur céleste origine,
A ces profonds accents qui me viendront de vous.
(Pro amicis.)**

Le Cardonnel fühlt sich auch nicht gealtert, sondern reifer, und aus dieser Reife ist uns eine herrliche Ernte erwachsen. Der priesterliche Dichter ist ein anderer als der verträumte, unsicher umherirrende Jüngling. Seitdem Le Cardonnel als Levite im Heiligtume steht, gewinnt seine Dichtkunst an inhaltlicher Tiefe, der sich auch die vollendete, geschlossenere Form anpaßt. Er wird greifbarer, persönlicher, inniger. Aus seinem Priesterherzen entquellen ungeahnte Töne, Zwiesprachen mit Gott voll weher und doch süßer Mystik.

* In deiner Nähe höre ich den Ruf des Unendlichen; die Wahrheit spricht, unsäglich schön, mit mir, und ich werde ihr, indem ich sie in ihrer Verhüllung anbete, Hymnen singen, die von dem glorreichen Feuer der Sterne erfüllt sind. Begeistere mich, du Hehre im reinen, ernsten Gewande, du, nach der kein gemeiner Wunsch begehrt. Halte in meiner Nacht den Lorbeer und die Lampe hoch, damit der schreckliche, kriechende Zweifel meinen Weg verlasse.

** Ich werde Wege zur göttlichen Schönheit bahnen, und wenn meine ernsten und milden Verse sich verbreiten werden, werden die Menschen an dem innigen Tone, der von euch kommt, ihren himmlischen Ursprung fühlen.

Der Herr läßt ihn nicht mehr los und kettet ihn mit göttlichen Listen an sich, und wie die Jünger zu Emmaus bittet auch er den Herrn, bei ihm zu bleiben, weil es Abend werden will. So gehören denn die Gedichte La Poursuite divine, l'Attente mystique und Consécration zu den schönsten, die er geschrieben hat. Der Herr hat ihn gesucht und gefunden, und er ist des Meisters Stimme gefolgt. In allen diesen Gedichten sieht er in betendem Danke an Gott den begangenen Weg vor sich liegen. ‚O mein Gott, ich kehre von einer langen, bittern Reise zurück, wo mein Herz ermüdete', ruft er in ‚l'Attente mystique' aus; aber auch jetzt fühlt er, daß er als gelehriger Jünger dem Herrn das Kreuz nachtragen müsse. Doch er verzagt nicht in den neuen Leiden und Versuchungen, die Gott ihm schickte; sein Glaube, sein Vertrauen helfen ihm über seine Seelennot hinweg.

Vous ne pouvez pourtant me faire à votre taille,
Vous le grand Bafoué, le divin Méconnu:
Et cependant voyez, comme vous on me raille! . . .

Plus d'un m'avait aimé, qui n'est pas revenu;
Les sages inquiets, de côté me regardent:
Mon coeur est insulté quand je le mets à nu.

Et seul je crois encore à vos desseins, qui tardent.*

Nun hat er auch diesen Sturm der Gefühle überstanden, und jauchzend singt seine Seele, die in himmlische Höhen gehoben, von musikalischem Wohllaut erfüllt ist:

O! calme enivrement du Ciel goûté d'avance
Brûlante effusion, et pleurs dans le secret;
Extase dans la Mort, ardeurs dans le silence!**

Doch wir müßten das ganze herrliche Gedicht zitieren, das in seiner mystischen Glut und Hingabe an den seelischen Aufschrei Verlaines erinnert: ‚Mein Gott, mit Liebe hast du mich versehrt!' Le Cardonnel weiß es, daß das neue Leben voller Entsagung ist, doch gerade darin findet sein Gemüt eine beruhigende Genugtuung, eine begnadete Wollust, der er noch einmal in ‚Consécration' Ausdruck verleiht.

Er hat endgültig mit der Vergangenheit abgeschlossen und gehört nun ganz Gott:

A présent me voici tout entier dans vos mains:
Vous m'avez rajeuni pour votre oeuvre future,
En trompant les calculs et les pensers humains.***

---

* Du kannst mich doch nicht dir gleich machen, du der Bestgehaßte, der göttliche Verkannte. Und doch, siehe, man verhöhnt mich gleich dir! Mehr denn einer hat mich geliebt und ist nicht zurückgekommen; die Weisen schauen mich in ihrer Unruhe von der Seite an. Man verspottet mein bloßgelegtes Herz, und nur ich glaube an deine Absichten, die auf sich warten lassen.

** O! ruhige, himmlische Beseligung, die man im voraus empfindet; brennende Glut und geheime Tränen! Verzückung im Tode, versehrende Liebe im Schweigen!

*** Nun hältst du mich ganz in deinen Händen; du hast mich für dein künftiges Werk verjüngt, indem du menschliche Berechnung und Gedanken täuschtest.

Jos. Scherer / Blinder Sänger



und geht voller Hoffnung unbekannten Kreuzen entgegen. Von nun an ist er ein priesterlicher Sänger, dessen Ohren andern Welten lauschen, und dessen Geist vom göttlichen Hauche belebt wird. Darum hat er auch seinen zweiten Gedichtband, den er ganz als Priester geschrieben, ‚Carmina Sacra' genannt. Die traurige, wehvolle Vergangenheit ficht ihn nicht mehr an; der Heiterkeit des italienischen Himmels, unter dem er lebt, entspricht die Heiterkeit seiner Seele. Eine abgeklärte Versonnenheit, ein ungetrübter, lichter Frieden erfüllt ihn ganz und liegt wie ein belebender Frühsonnenglanz über seinen Gedichten. So verquickt sich in poetischer Harmonie das Licht seines Innern mit der Lichtfülle der Außenwelt, mit der durchsichtigen Klarheit der italienischen Landschaft, und, von Licht und Frieden trunken, wandern wir mit ihm in den ‚Chants d'Ombrie et de Toscane' durch Assisi und seine Fluren und durch das leuchtende Arnotal, wo er mit gleichgesinnten Freunden in regem Gedankenaustausche lebt. Für ihn ist der Frühling von Assisi ein Frühling der Gnade geworden. Wie weit ist er hier von der Welt und von seiner Vergangenheit, von der er nichts mehr wissen will! Keine Stadt spricht so zu seinem Herzen wie diese; hier findet er sich ganz selbst wieder.

Hier hat er den Geist des Toren von Assisi, des seligen Poverello in sich aufgenommen, dessen Spuren er überall aufsucht.

J'ai respiré l'esprit de l'insensé d'Assise,
Tenant même aux oiseaux des discours ingénus.
Dans l'ardeur qui m'exalte à la fois et me brise,
Je rêve de partir, sanglant et les pieds nus.
(Près du cloître.)*

Hier, wo der Hauch des heiligen Franziskus über allem liegt, über Natur und Mensch, blüht sein Dichtertraum frisch empor, und barfuß will er zu den Menschen hingehen, um ihnen sein Herz hinzubreiten. Was er innerlich erlebt, will er ihnen singen und ihnen jene ewige Hoffnung bringen, deren friedvoller Abglanz über seiner Seele liegt.

Je serais le semeur d'immortelle espérance
Dont l'hymne vibrant monte avec l'aube du jour:
Et saintement joyeux, même dans la souffrance,
J'irais mon Dieu, j'irais vers l'extatique amour.
(Près du cloître.)**

So kleidet er sein Seelenleben, sein Studium, seinen persönlichen Verkehr mit Freunden und Dichtern in ein lichtumflutetes Gewand, wie es nur die klare Natur Umbriens oder Toskanas ihm bieten kann. Hat nicht hier auch seine Kunst eine neue Richtung genommen! In stiller Zelle, beim Scheine einer

* Ich habe den Geist des Toren von Assisi eingeatmet und habe sogar den Vögeln einfältige Reden gehalten. Voller erhebenden und verzehrenden Eifers träume ich nun blutig und barfuß hinauszuwandern.

** Ich möchte der Spender unsterblicher Hoffnung sein, dessen schwungvoller Hymnus mit dem Morgengrauen emporsteigt; und mit heiliger Freude, selbst im Leiden, möchte ich, mein Gott, zu verzückter Liebe hinschreiten.

Mönchslampe, vertiefte er sich in das Studium der christlichen Antike, die christlichen Geist in klassische Formen bannte. Humanismus und Renaissance lockten ihn ebenfalls in ihre Gefilde, und so wuchs er in jene dichterische Tradition hinein, die Antike mit Christentum paart. ‚Ma note antique et neuve' nennt er in einem Gedichte diese Dichtungsart, deren Keime schon seine Vaterstadt Valence in seine Seele gesenkt hat. ‚Sein lyrisches Geschick', das nichts anderes ist als die Liebe und Hingabe zu dieser christlich-klassischen Formenwelt, hat ihn dann zu dem Mutterboden dieser Gedanken- und Formenmischung, nach Italien, geführt. Gleichgesinnte Freunde, vor allem der Dichter Adolfo de Bosis, das Haupt der klassizistischen Dichterschule Italiens, haben ihn dann in ihren Kreis aufgenommen, und, angeregt und wieder selbstgebend, hat er dann neben de Bosis in französischer Sprache diesem neuen Kulturideal Ausdruck gegeben. Was ihm Adolfo de Bosis war und ist, spricht er in einem feinfühligen Widmungsgedichte aus, wo er auch bekennt, daß die Gedichte de Bosis' den Keim der Zukunft in sich tragen. Dieser stilvolle Ästhet, dessen Gedichte der Menge unzugänglich sind, war wohl nicht ohne Einfluß auf die zweite dichterische Periode von Le Cardonnel. Durch ihn mag sich wohl jene ruhige Gemessenheit und Vornehmheit in der Form vertieft haben, die manche seiner Gedichte zu Meisterstücken klassischer Geschlossenheit geschaffen hat. Doch nicht die Form allein sollte maßgebend sein; sie sollte nur den schönen Rahmen noch schönerer Bilder, das künstlerische Gefäß eines lebendigen, herrlichen Inhaltes abgeben. So ist eine bezaubernde Mischung antiken Geistes mit christlicher Lebensanschauung entstanden, die weniger in aufdringlichen, der Antike entlehnten Themen (z. B. Hymne lunaire, La Plainte antique, Dernier Chant d'Orphée) als im ganzen Geiste der Dichtung Le Cardonnels zum Ausdruck kommt. Harmonie der Form und des Gedankens ist das Rätsel dieser neuen Kunst. Hierin fühlt sich der Dichter mit dem allzufrüh verstorbenen Lothringer Dichter Charles Guérin verwandt, dem er wie fast keinem zweiten ein Erinnerungslied von seltener Innigkeit gewidmet hat.

Sans t'avoir jamais vu dans tes jours d'ici-bas,
Je te sentais une âme un peu soeur de la mienne.
Tous les deux nous allions, presque du même pas
Entre la Muse antique et la Muse chrétienne.

(À Charles Guérin.)*

So ist auch er ein Gegner jener ungebundenen Form, die mittels des Freiverses der Phantasie freien Lauf ließ. Zugleich könnte man Le Cardonnel als den Synthetiker jener gegensätzlichen lyrischen Bestrebungen auffassen, die die französischen Dichterschulen in formfeindliche Stimmungsmenschen und allzu kalte Formdichter teilte. Stimmung und Form ist seine Losung, deren glückliche Lösung sein dichterisches Schaffen bietet.

Der zweite Teil der ‚Carmina Sacra' vereinigt unter dem Titel ‚Or-

* Wenn ich dich hinieden auch niemals gesehen habe, so fühlte ich doch, daß wir in etwas Schwesterseelen waren. Beide wandelten wir, fast gleichen Schrittes, zwischen der antiken und der christlichen Muse.

phica' eine Reihe von Gedichten, die die christliche Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler in zarter, durchgeistigter Weise besingen. Wie er, der Dichter, dem demütigen und milden göttlichen Orpheus, wie er einmal Christus nennt, folgt, so ist er seinen Schülern, denen er mit väterlicher Sorgfalt zugetan ist, ein Führer zum Himmlischen geworden. Ihr junger Schwarm verjüngt ihn, während sie von ihm die Gaben seiner Reife, seinen innern Reichtum, empfangen. So steht er dichtend und lehrend in ihrer Mitte, und mit hellen Augen und brennender Aufmerksamkeit lauschen sie seinen Worten wie der orphischen Stimme im Urzeitalter. Wie lebt er nicht in seinen jungen Freunden, wie kennt er nicht Licht und Schatten ihrer Seele, und wie will er sie nicht zur Schönheit hinanführen!

Ce qui compte est d'avoir, par son âme, exalté
Des âmes.

(A Bino Binazzi.) *

Schon getrennt und ferne von ihnen, begleitet er sie noch einmal im Geiste und bittet sie, auf seine freundschaftliche Stimme zu hören, auf seine Erinnerung, die ihnen treu ist, und die in reiner Hingabe mit ihnen verschmilzt. Es ist eine alte und doch neue Weise, die wir hier wieder vernehmen, ein Klang aus frühchristlicher Zeit, wo im innigeren Glauben die Macht und Verantwortung der lehrenden Tätigkeit sich mehr entfaltete, als es heute der Fall sein mag, und wo der freundschaftliche Austausch von Seele zu Seele Alter und Entfernung in dankbarer Anhänglichkeit und Zuneigung überbrückte. So möchte der Dichter, daß einer dieser jugendlichen Freunde, den er Sohn und Bruder nennt, ihm einst in der letzten Sterbestunde beistehe:

Oui seul je te voudrais, penché dans l'ombre, et là,
Parlant bas à celui qui jadis te parla,
L'hiver, près du foyer aux cordiales flammes,
De ce mystère, où vont après la mort, les âmes,
Me dire: Je viendrai sur ta tombe, attends-moi.

(Orphica XI.) **

Bilden diese Gedichte eine neue, eigene Gruppe nicht nur in diesem Bande, sondern auch in der gegenwärtigen französischen Lyrik, so ist der letzte Teil der ‚Carmina Sacra': Elégies chrétiennes, Méditations et cantiques gleichsam die Fortsetzung der religiösen Gedichte des ersten Bandes. Nur sind die ersteren dem Kampfe entwachsen, die letzteren hingegen der sinnigen Betrachtung und beschaulichen Vertiefung seines gottgefestigten Seelenlebens. Nicht mehr der feingestimmte Naturfreund, nicht mehr der hingebende Lehrer und Berater der Jugend, sondern der Priester in den heiligen Gewändern spricht zu uns. Er redet zu uns von Toten und Heiligen in jener mystischen Stimmung,

---

* Von Wert ist nur, mit seiner Seele andere Seelen begeistert zu haben.

** Ja, dich allein möchte ich, gebeugt im Schatten, bei mir! Und da sprächest du leise zu mir, der einst im Winter, bei den heimeligen Flammen des Kaminfeuers, dir von dem Geheimnisse redete, wo nach dem Tode die Seelen hingehen, und du sagtest mir: Ich werde zu deinem Grabe kommen, erwarte mich!

die ihre tröstenden Worte dem Geiste der Kirche entlehnt. Es ist uns, als stiegen wir mit ihm in eine jener stillen Katakomben Roms hinab, um vor geweihten Gräbern zu beten. Wie im ersten Bande im Gedichte ‚A Saint Bénoît' so findet er auch hier in der Elegie an den hl. Ephrem und in dem Gesange zum hl. Erzengel Michael jene liturgischen Gebetsformeln, die in ihrem ernsten Rhythmus den Gedichten eine würdevolle Weihe geben. Mit der Kirche, der er ja nun für ewig angehört, jubelt und leidet er (Praeconium Paschale, Ascension); immer tiefer schaut er in die Gründe der höchsten Schönheit, immer mehr löst er sich von dieser Erde los. ‚Au seuil divin' und ‚A une Carmélite' führen uns in jene Vorhöfe des heiligen Friedens und seliger Gottrunkenheit, die der Lohn der Auserwählten sind. Dann vertieft sich der Dichter wieder in die Heilige Schrift und schildert in ‚Nuit sur les Ecritures' in inhaltsreichen Strophen und mit heiliger Begeisterung die Größe und den Ruhm des Herrn.

Et plein du grand passé, plein des choses futures,
Entre ma calme lampe et tout le ciel qui luit,
Sans pouvoir détacher mes yeux des Ecritures,
Je laisse avec lenteur se consumer la nuit.
(Nuit sur les Ecritures.) *

Noch einmal schaut er aus der glaubensstarken und gottinnigen Verklärung seines heutigen Lebens in die Vergangenheit zurück. Den himmlischen Frieden, den er besitzt, will er mit einem alten Weggenossen teilen. So ruft er denn in ‚Absoute' die Gestalt Verlaines, des Märtyrers der Leidenschaften, zurück und erteilt ihm mit wehmütig ergreifenden Worten, wie sie nur der Priester sprechen kann, die Lossprechung:

Tu fus malade . . . Hélas! plus ou moins nous le sommes
Tous, dans cette cité misérable des hommes.
Qui donc autour de nous, et pour trop d'abandon,
N'a pas à souhaiter quelque divin pardon?
D'un compagnon d'antan reçois ici l'absoute . . .
Oui, que la paix céleste, en toi pénètre toute,
Et que tu puisses, clair, et tes vains désirs morts,
Aimer du grand Amour, sans terme et sans remords. **

Hat der Dichter nun ausgesungen? In dem letzten Gedichte der ‚Carmina Sacra': Encore pour l'automne, das er einem bekannten Pariser Dichter, Pierre Quillard, widmet, schleicht sich leise die Furcht vor dem eigenen Lebens-

* Und von der großen Vergangenheit und den künftigen Dingen erfüllt, kann ich meine Augen nicht von der Heiligen Schrift abwenden und lasse zwischen meiner ruhigen Lampe und dem leuchtenden Himmel die Nacht sich verzehren.

** Du warst krank . . . Wir sind es leider alle mehr oder weniger in dieser elenden Stadt der Menschen. Wer um uns herum hat nicht ob allzugroßer Nachlässigkeit göttliches Vergeben zu erbitten? Empfange hiermit die Lossprechung von einem früheren Weggenossen. Ja, möge der göttliche Frieden ganz in dich eindringen, und mögest du in Klarheit, nachdem deine eiteln Wünsche erstorben sind, ohne Ende und ohne Reue mit der großen Liebe lieben.

herbste, in dem vielleicht bald sein Gesang verstummen werde, in sein Gemüt. Darum will er jetzt seine Seele für die kommende Zeit mit Glanz füllen und wünscht, daß ‚ein Chor heiliger Hoffnungen und rhythmischer Gedanken für ihn über das Gold der sinkenden Sonne herabgleite'. Vielleicht geht sein herbstlicher Wunsch noch in Erfüllung, und vielleicht dürfen wir von ihm noch neue Gaben erwarten. Doch die zwei Gedichtbände, die er geschrieben, gelten schon viel auf dem Markte der heutigen lyrischen Erzeugnisse. Es ist eine auserlesene Kunst, die sich uns darin offenbart und uns einen Dichter zeigt, der in seltener Harmonie Stimmung und Form beherrscht. Aus der nebelhaften Traumwelt seiner literarischen Jugend herausgewachsen, führt uns Le Cardonnel aus dem Alltag in einen prachtvollen Tempel, worin wir Gott nahe sind. Er betrachtet es als sein Ideal, den Schwung seiner Seele mit vollkommener Form zu vereinigen, und vergleicht selbst seine Lyrik mit einem Goldbecher, aus dem der Wein nicht überläuft. So ist seine Kunst heilige Tempelkunst, wo er auch als Dichter dem Ursprunge aller Reinheit und Schönheit edlen, reinen Wein in kostbarem Gefäße opfert. Immer wieder betont er, wie hoch er seine Ideale gespannt habe, als fürchte er, mit seinen Kräften zu kurz zu kommen. Und jetzt, wo er den ersten Schritt seiner poetischen Sendung mit Erfolg getan hat, erhebt er sich nicht, sondern bittet Gott um neue Kraft und um neue Erleuchtung. Nirgends hat er wohl in dieser Beziehung seinem Streben und Dichten beredteren Ausdruck verliehen als in dem Gedichte ‚Virgini Matri' (Carmina Sacra). Hier faßt er wieder zusammen, was er der Mitwelt sein will:

Pour ton fils je combats dans les saintes milices.
Je lutte par la voix, Prêtre, Apôtre, Chanteur.*

Von oben hat er die Kraft zu diesem künstlerischen Apostolate erbeten und von oben erbittet er sie noch immer:

Sous ton manteau sacré, loin des corruptions,
Nourris la pureté de mes conceptions.
Temple vivant de Dieu, que bientôt, je te dise
En des chants inspirés qui consolent l'Eglise:
Protège mon présent, garde mon avenir,
Et pour que dans mes vers toujours je sache unir
La Foi prudente avec la poésie ailée
Préside à mes travaux —, Sagesse immaculée.
(Virgini Matri.)**

* Mit den heiligen Streitern kämpfe ich für deinen Sohn; ich kämpfe mit der Stimme, als Priester, Apostel und Sänger.

** Unter deinem heiligen Mantel und fern von Verderbnis nähre die Reinheit meiner Gedanken. Lebendiger Tempel Gottes, möge ich dich bald in begeisterten Liedern, der Kirche zur Tröstung, besingen! Beschütze meine Gegenwart, bewahre meine Zukunft und stehe, o unbefleckte Weisheit, meinen Arbeiten vor, damit ich in meinen Liedern immer die Klugheit des Glaubens mit der beflügelten Poesie verbinde.

Kleine Bausteine

Politisch-literarische Kämpfe in China

Von R. Stübe

Die chinesische Revolution hat bei uns zwar allgemeine Beachtung gefunden, aber von der Kenntnis ihres Ursprungs sind wir noch weit entfernt. Merkwürdigerweise sind es neben radikal-revolutionären Strömungen gerade chinesisch-konservative Gedanken, die auch in ihr zur Geltung kommen. Weniger die Theorien radikaler Neuerer als die Erneuerung der echt chinesischen, im Konfuzianismus wurzelnden Ideen verleihen der Bewegung ihre Stärke und ihre politische Bedeutung. Die Revolution ist seit langem geistig vorbereitet durch eine Reformbewegung, die in einer umfangreichen politischen Literatur ihren Ausdruck fand; und diese Reformbewegung hat, weil sie an altchinesisches Denken anknüpft, viel weitere Kreise erfaßt, als man gewöhnlich annimmt. Es handelt sich hier nicht nur um eine heftige, vorübergehende Erregung, wie ungünstige Zeitverhältnisse sie oft erweckt haben, sondern um ein weit tiefer wirkendes Gefühl. Zum ersten Male wird sich das alte, in einer gefestigten Kultur lebende Volk dessen bewußt, daß die Kultur des Westens der seinen ebenbürtig, daß sie an äußerer Kraft und vorwärtsdrängender Energie stärker ist. Damit ist für China, wenn es sein nationales Wesen und seine Kultur behaupten will, die Aufgabe gestellt, entweder die westliche Kultur abzuwehren, oder die eigne Kultur mit ihr auszugleichen. Die Erkenntnis, daß China vor die Aufgabe einer Erneuerung zu seiner Selbstbehauptung gestellt ist, bildet die treibende Kraft der Reformbewegung. Und diese geistige Strömung ist nicht auf China beschränkt, sie macht sich in allen asiatischen Kulturgebieten geltend, überall strebt ein instinktiver Selbsterhaltungstrieb nach einer Ausgleichung an die vordrängende europäische Kultur. Wir sehen heute z. B. das gebildete islamische Arabertum im Bunde mit syrischen Christen eine Modernisierung des Islam durch Aufnahme europäischer Bildung erstreben. Ebenso schickt sich der Islam in Indien an, durch Übernahme europäischer Kulturleistungen den Islam gegen Europa widerstandsfähig zu machen. Die Neu-Mutaziliten, die Nachfolger einer im achten Jahrhundert gegründeten Sekte, haben hierin die Führung übernommen. Der Babismus in Persien hält sich zwar von politischer Betätigung fern; wenn aber eine nationale und sittliche Erneuerung Persiens noch gewonnen werden sollte, so wird seine stille und tiefe Wirkung daran wesentlichen Anteil haben. Europa hat mithin allen Grund, diese Erhebung Asiens zu beachten.

Auch in China sind die Reformbestrebungen durch das Vordringen Europas erweckt. Die Beziehungen zu Europa hatten den in altertümlichen Formen lebenden Riesenstaat völlig unvorbereitet getroffen und oft schwer geschädigt. In und seit dem japanischen Kriege (1895) hatte sich bei allen Einsichtigen die Erkenntnis befestigt, daß das alte und in vielem morsch gewordene Reich nach den Anforderungen der neuen Zeit umgestaltet werden müsse, um seine Selb-

ständigkeit zu erhalten. Widerstandskraft nach Außen, wirtschaftliche Reform und Rechtssicherheit im Innern mußten geschaffen werden. In allen Kreisen der Gebildeten, namentlich auch unter den hohen Beamten, in Peking wie in den Provinzen, fanden derartige Gedanken Zustimmung.

Daß sie ihre ersten Vorkämpfer in den Kreisen der ‚Literaten' fanden, ist aus der geschichtlichen Stellung des Gelehrtenstandes in China begreiflich. Daraus erklärt sich zugleich, daß die Erneuerung Chinas nicht als eine völlige Neugestaltung etwa nach europäischen Vorbildern gefordert wurde, sondern als eine Wiederherstellung des echten, reinen Konfuzianismus. Diesen Standpunkt nimmt das unlängst deutsch erschienene und viel beachtete Buch eines hochgebildeten und geistvollen Chinesen, Ku Hung-ming, ein. Er hat aber in der chinesischen Literatur zahlreiche Vorläufer. Schon seit 1888 hatte ein Gelehrter aus Kanton, Khang Yeu-wei, in zahlreichen Flugschriften auf die gefährliche Lage Chinas hingewiesen. Er betont, daß China auf Abwehr der Bestrebungen der fremden Mächte bedacht sein und dazu die nötigen Machtmittel rüsten müsse. Die Mißstände, die den chinesischen Staat zu zerstören drohten, gingen alle darauf zurück, daß man die konfuzianische Grundlage des Staates nicht erhalten habe, daß man durch Fälschung der reinen Lehre unkonfuzianische Zustände herbeigeführt habe. Die Lehre des Konfuzius müsse wieder hergestellt und in allen Grundsätzen befolgt werden, dann werde wieder ein Staat entstehen, der fähig sei, die neuen Einrichtungen in sich aufzunehmen und seinem Wesen anzupassen. Die eingeschlichenen Mißbräuche und die inhaltlosen Formen müßten beseitigt werden, statt dessen müsse ein moderner Unterricht das Volk aufklären. Jeder solle die geschichtliche Entwicklung der neuesten Zeit, das Kulturleben der Gegenwart, kennen lernen; dann werde das Volk auf eine höhere Kulturstufe kommen.

In mehreren ‚Denkschriften an den Thron' suchte Khang Yeu-wei seine politischen Forderungen praktisch geltend zu machen. Die ersten vier sind 1895 zu Schanghai im Druck erschienen. In der ersten (vom 10. Dezember 1888) weist er auf den Verlust Birmas an England, Tongkings an Frankreich, eines Teiles der Mandschurei an Rußland, der Liu-Kiu-Inseln an Japan hin. Daran veranschaulicht er die Gefahr, von der China durch die vordringenden fremden Mächte bedroht sei, und erweist so die Notwendigkeit einer Reform des Reiches. In der zweiten Denkschrift (Frühjahr 1895) protestiert er nebst 13 000 Literaten, die in Peking versammelt waren, gegen den Frieden von Schimonoseki. In der dritten Schrift, die am 3. Juni 1895 dem Kaiser vorgelegt worden ist, entwirft er die Grundzüge seines Reformprogrammes, während die vierte Denkschrift (30. Juni 1895) sich scharf gegen das unfähige Beamtentum wendet und seine Reformvorschläge im einzelnen ausführt. Eine fünfte Denkschrift, gedruckt zu Schanghai 1897, knüpft an die Besetzung Kiau-tschaus durch Deutschland an und verkündet den Untergang des Reiches bei der Unfähigkeit der Regierung. Diese Eingabe wurde vom Ministerium zurückgewiesen.

Diese wie noch einige andere Reformschriften des Khang Yeu-wei zeigen alle denselben Grundgedanken: durch völlige Umgestaltung soll China vom Auslande unabhängig werden; die konfuzianische Lehre soll in alter Reinheit

wiederhergestellt werden, wodurch die Neugestaltung des Staates erreicht werden wird. Dabei ist Khang von starkem Haß gegen das Ausland erfüllt.

Der eigentümliche Rationalismus dieses politischen Systems ist altchinesisch; er kommt in den erhaltenen Aussprüchen des Konfuzius, bei seinem Nachfolger Meng-tse und anderen alten chinesischen Staatsphilosophen immer wieder zur Geltung. Rechte Belehrung des Volkes wird hier oft als Voraussetzung der Sittlichkeit, der sozialen Wohlfahrt und der staatlichen Ordnung dargestellt. So ist es verständlich, daß die Ideen des Khang Yeu-wei namentlich in den oberen Schichten Anklang fanden. Überall im Reich verbreitete sich eine Reformpartei, die in mehreren Provinzen durch die höchsten Vertreter der Regierung gefördert wurde. Unter ihnen war keine Persönlichkeit von größerer Bedeutung als Weng Thung-ho, ein Mitglied des Staatsrates und Lehrer des jungen Kaisers Kuang-hsu. Durch seinen Einfluß wurde der Kaiser selbst für die Reformpartei gewonnen. Es war ein Verhängnis für die Entwicklung des Reiches, daß der junge Herrscher mit seinen Reformedikten im Sommer 1898 die Staatsreform auf einen Zug anordnete, ohne die politischen Möglichkeiten zu kennen. Das führte im September 1898 zur Reaktion, deren Haupt die Kaiserin Witwe Tzu-hsi war. Ihre Persönlichkeit ist uns erst in neuester Zeit klarer erkennbar geworden durch das wichtige Tagebuch des Mandschu Tsching-Schan, das in dem Werke von Bland und Blackhouse (China and the Empress Dowager. London 1911. Deutsch von F. v. Rauch. Berlin 1912) verarbeitet ist. Der erzwungene Selbstmord des Kaisers, die Hinrichtung und Verbrennung zahlreicher Führer der Reformbewegung schienen sie zum Stillstand zu bringen. Daß ihre Gedanken lebendig blieben und weiter wirkten, ist ein Erfolg der umfangreichen Reform-Literatur, die für die geistigen Strömungen im heutigen China von entscheidender Bedeutung ist. Es lassen sich zwei Richtungen in der Reform-Literatur unterscheiden. Die eine sucht China mit der Zivilisation und Wissenschaft Europas bekannt zu machen, sie will aufklärend und belehrend wirken. Die zweite, wichtigere und für China mehr charakteristische Gruppe will den Nachweis bringen, daß die Neugestaltung Chinas notwendig ist und aus der klassischen Literatur des Konfuzianismus begründet werden kann. Es ist eine eigentümliche Neigung der Chinesen, jede neue Erscheinung oder jeden neuen Gedanken schon im chinesischen Altertum als vorhanden nachzuweisen. Auch der geistvolle Ku Hung-ming führt das in oft überraschender Weise durch.

Einen ganz modernen europäischen Gedanken scheint eine Schrift von Liang Tschi-tschao darzustellen, die aber durchaus im altchinesischen Denken wurzelt und ihre Vorbilder in der alten Philosophie Chinas hat. Sie ist betitelt: ‚Das Entwicklungsprinzip im Leben der Staaten'. Wie die gesamte Natur in beständiger Entwicklung lebt, so auch die im Staate verbundene menschliche Gemeinschaft. Merkwürdig ist der hier zur Geltung kommende historische Sinn des Verfassers: Dem natürlichen Prinzip der Entwicklung entspreche Chinas Geschichte, die vielfache und tiefgehende Wandlungen zeigt. Deshalb dürfe auch die Neuzeit nicht in alten Formen beharren, sie muß sich den neuen Bedingungen anpassen.

Zahlreiche Arbeiten suchen das Recht der Reformgedanken durch eine Erklärung von Werken der älteren Literatur zu begründen. Dahin gehören mehrere sehr bedeutende Leistungen. Khang Yeu-wei selbst hat in einem höchst bedeutenden Werke (1897) nach einem klassischen Werke eine systematische Darstellung des altchinesischen Staatsgedankens und der ihm entsprechenden Verfassung gegeben. Die Absicht war, aus einem Werke des Konfuzius selbst den Nachweis zu erbringen, daß die politischen Bestrebungen der Reformer auf die echte Lehre des Konfuzius zurückgehen, daß ihre richtige Erfüllung nicht zu dem innerlich zerfallenen China der Gegenwart führt, sondern in Staatseinrichtungen wie denen des Westens verkörpert ist. Dieser Gedanke ist mit größtem Scharfsinn durchgeführt und bildet für die Reformer eine besonders schneidige Waffe.

Bedeutender noch ist der gedankliche Fortschritt in einem Werke des Hsü-tschin, eines Schülers des Khang Yeu-wei. Alles politische Denken Chinas ruht auf der Voraussetzung, daß China im Prinzip ein ethischer Universalstaat ist, in dem der Himmel selbst seinen Willen durch irdische Vertreter ausführen läßt. Diesem Reich gehört theoretisch die ganze Menschheit an. Soweit sie noch Barbaren sind, d. h. den Segen der chinesischen Kultur noch nicht erfahren haben, besteht die Aufgabe, sie dem Reiche einzuverleiben. Hsü-tschin hat diesen grundlegenden Gedanken der chinesischen Theokratie zerstört. Er weist darauf hin, daß China nur e i n Staat neben vielen gleichartigen ist, wie Asien nur einer der Erdteile und die ganze Erde nur ein Planet neben andern ist. Diesen Gedanken führte er weiter aus in einer Schrift über ‚Das Verhältnis zwischen China und den Barbaren' (1897). Auch hier wird die altchinesische Anschauung bekämpft, daß alle Völker außerhalb Chinas Barbaren seien. Die hergebrachte Verachtung des Auslandes wird als töricht bezeichnet. Barbaren seien nur Völker ohne Zivilisation; die Führung in der Kulturgeschichte aber habe unter den Völkern gewechselt.

Den h i s t o r i s c h e n Entwicklungsgedanken in das politische Denken Chinas eingeführt und damit eine philosophisch-dogmatische, vielfach mit der Naturphilosophie verflochtene Auffassung vom Staat und von der Gesellschaft überwunden zu haben, ist unfraglich eine bedeutende Leistung der Reformer. Besonders hat auch Khang Yeu-wei in zahlreichen Abhandlungen die ‚Veränderung von Staatseinrichtungen', d. h. das geschichtliche Evolutionsgesetz, dargelegt und auf China angewandt. Auch der chinesische Staat, so lehrt er in seiner Schrift ‚Die Evolutionsgesetze in den Lehren der klassischen Philosophie', hat in einer natürlichen Entwicklung Veränderungen erfahren, und solche fordert wieder die gegenwärtige Lage. Daß die chinesischen Reformer ihre modernen Gedanken aus der klassischen Literatur des Konfuzianismus zu begründen suchen, entspricht der unveräußerlichen Hochschätzung des ‚Altertums' als des maßgebenden Vorbildes in Lehre und Leben. Die Zahl derartiger Schriften ist recht beträchtlich.

Eine besondere Stellung unter ihnen nimmt eine drei Bände umfassende, mit reichem Urkundenmaterial ausgestattete Geschichte der Reformbewegung ein, die ‚Geschichte der Staatsreform und ihrer Reaktion im Jahre 1898' von L i a n g T s c h i - t s c h a o. Das Werk stellt zunächst die Anfänge der Reformbewe-

gung dar, die schon nach der ersten Berührung mit dem Abendland um die Mitte des 19. Jahrhunderts auftraten, schildert dann die Tätigkeit des Khang-Yeu-wei und seiner Schüler in den verschiedenen Provinzen und zuletzt den Kampf der Parteien am Kaiserhof. Die Gedanken der Reformer wie der ihnen widerstrebenden altkonservativen Kreise werden dargelegt, vor allem hat der Verfasser genaue Kenntnisse von den Hergängen am Hofe; er zeigt das Ringen der feindlichen Mächte in den höfischen Intriguen, bei denen die Reaktion in der Katastrophe vom September 1898, dem Kaisermorde, siegte.

Das Werk ist durch große und tief eindringende Tatsachenkenntnis ausgezeichnet; aber ein objektiver Historiker ist der Verfasser nicht. Er ist von leidenschaftlichem Haß gegen die bedeutende Frau auf dem chinesischen Kaiserthron erfüllt. Der Haß der Reformer gegen die Kaiserin hat nur verderblich gewirkt. Eine englische Bearbeitung dieses wichtigen Werkes durch den Missionar G. M. Reith ist unter dem Titel ‚The Chinese Crisis from within‘ (London 1901) erschienen.

Die wichtigste Sammlung der Reformschriften ist die 24 Bände umfassende Enzyklopädie, die im Jahre 1898 in Schanghai erschien unter dem Titel ‚Neuausgabe von staats- und sozialwissenschaftlichen Schriften der gegenwärtigen Dynastie‘. Diese Sammlung, die durchaus ein privates Unternehmen ist, umfaßt über 600 Abhandlungen über alle Fragen des politischen und sozialen Lebens. Die meisten stammen von Khang Yeu-wei und Liang Tschi-tschao sowie von dem früheren Gesandten in London Huang Tsun-tscheng; doch haben auch Japaner, Amerikaner und Europäer zahlreiche Beiträge geliefert. Daneben sind amtliche Erlasse aus den Ministerien und von hohen Provinzialbeamten eingefügt. Somit ist das Werk die umfassendste und wertvollste Quellensammlung für die Geschichte der Reformbewegung in China; alle Bestrebungen und Gedanken, die das moderne China bewegen, sind hier zusammengeflossen. Es ist ein Denkmal des erneuten Konfuzianismus, der China erneuern will durch Herstellung der ursprünglichen Lehre, des dogmenlosen Deismus. Daß er einst die Welt beherrschen werde, ist der religiöse und zugleich politische Glaube der Neu-Konfuzianer.

Zur musikalischen Behandlung des ‚Totentanzes‘ / Von Eugen Schmitz

Der ‚Totentanz‘ ist bekanntlich ein Lieblingsvorwurf der mittelalterlichen Kunst gewesen, und zwar sowohl in der Poesie wie namentlich in Malerei und Plastik. Er stellt sich als eine Verkörperung des tiefernsten Gedankens dar, daß der Tod über allen Menschen, reich wie arm, hoch wie niedrig, steht, und daß alle nach seiner Fiedel tanzen, d. h. ihm folgen müssen, wenn er ruft. Zunächst waren es dramatische Volksspiele, die, etwa seit dem 14. Jahrhundert, in Deutschland und Frankreich diesem Gedanken Ausdruck verliehen; zahlreiche

Dichtungen epischen Charakters bemächtigten sich des Stoffes, und schließlich, als sich die Poesie davon abwandte, nahm sich seiner um so eifriger die bildende Kunst an, und es entstand, namentlich in Deutschland, eine Anzahl berühmter malerischer und plastischer Darstellungen des Totentanzes, deren bekannteste und populärste auf Holbein d. J. zurückzuführen ist. Obwohl die Idee des Totentanzes der Gegenwart an sich nicht mehr so naheliegt als dem Jenseitsgeist des Mittelalters, ist doch die neuere Kunst immer wieder auf den gedankentiefen Vorwurf zurückgekommen. So hat sich seiner auch die moderne Musik bemächtigt und zwar in so weitgehender Weise, daß ein Verzeichnis aller hier einschlägigen Kompositionen einen sehr respektablen Umfang annehmen würde. Es ist nicht unsere Absicht, ein solches zu geben, auch nicht einen Gesamtüberblick über die musikalische Totentanzliteratur zu tun; wir möchten vielmehr nur an einigen besonders bedeutsamen und markanten Beispielen zeigen, in welcher Weise die modernen Musiker des alten Sujets mit ihrer Kunst mächtig zu werden strebten.

Als Ausgangspunkt sei dabei ein Werk von Liszt gewählt, und zwar eine der — leider — weniger bekannten Schöpfungen des Meisters, seine unter dem Titel ‚Ein Totentanz‘ veröffentlichten Variationen über das Dies irae für Klavier und Orchester. Wie bei vielen anderen seiner Tondichtungen, so hat sich Liszt auch bei dieser von einem Werk der bildenden Kunst anregen lassen; aber nicht, wie man wohl gemeint hat, von Holbeins berühmter Darstellung des Totentanzes, sondern vielmehr von einem ebenfalls sehr bekannten Gemälde des italienischen Malers Orcagna, das ‚Triumph des Todes‘ betitelt ist und sich im Camposanto zu Pisa befindet. Es zerfällt in mehrere gesonderte Abteilungen: rechts zeigt es ein fröhliches Gelage, beherrscht von Gesang, Wein und Liebe, ein Bild fröhlichen Genusses. Allein über der lustigen Gesellschaft schwebt in abschreckender Gestalt die Todesgöttin, bereit, sich im nächsten Moment auf die Ahnungslosen niederzustürzen. Unmittelbar daneben breitet sich am Boden ein wüstes Bild des schon vollstreckten Todes aus: ein Haufen von Leichen aller Art, Bettler und Könige dicht beieinander. Eine Anzahl von Krüppeln und Kranken streckt flehend die Arme nach der Todesgöttin aus, Erlösung von den Qualen des Daseins erbittend. Links sehen wir einen stattlichen Jagdzug von Herren und Damen, dem plötzlich drei offene Särge mit Leichen von Königen entgegenstarren. Entsetzt hält die eben noch so freudige Schar an. Auf einer Anhöhe, ebenfalls links, ist eine friedliche Eremitage, deren Bewohner in ernster Beschaulichkeit und ruhiger Verrichtung der täglichen Geschäfte des Lebens dem Tod mit Ruhe entgegensehen, während rechts in der Luft ein Kampf zwischen Engeln und Teufeln um die abgeschiedenen Seelen stattfindet. — Wie aus dieser kurzen Beschreibung hervorgeht, haben wir es bei Orcagnas Bild zwar nicht mit einem ‚Totentanz‘ im eigentlichen Sinn, wohl aber mit einer diesem Genre gedanklich sehr nah verwandten Darstellung zu tun. Liszt sah das Gemälde auf seiner italienischen Reise mit der Gräfin d'Agoult im Jahre 1838 und war, wie seine nach einer persönlichen Erzählung des Meisters berichtende Biographin Lina Raman mitteilt, von der Naivität und Tiefe desselben mächtig ergriffen. Der künstlerische Eindruck löste in seinem Innern einen

musikalischen Gedanken aus: ,es erklang mit überwältigender Macht das Dies irae in ihm und verschmolz sich mit allen Modulationen des Gedankens, die der italienische Meister in Linie und Farbe zum Ausdruck gebracht hatte.' Die ersten Skizzen zu seiner Komposition zeichnete Liszt gleich damals in Pisa auf. In Weimar, Ende der Vierzigerjahre, geschah die weitere Ausarbeitung und Instrumentierung, zehn Jahre später erfolgte nochmals eine Revision, und erst 1863 wurde der ,Totentanz' der Öffentlichkeit übergeben. Beinahe ein Vierteljahrhundert verging also von der ersten Anregung bis zur endlichen Veröffentlichung der Komposition. Da aber die Idee zu dem Werk bereits Ende der Dreißigerjahre fällt, stellt sich der ,Totentanz' als eine Art Überleitung von Liszt dem Klaviervirtuosen zu Liszt dem Schöpfer der sinfonischen Dichtung dar.

Freilich Programmusik im eigentlichen Sinn des Wortes ist Liszts Totentanz nicht; denn seine Form ist eine reinmusikalische, die der Variation eines gegebenen Themas, eben des ,Dies irae'. Liszt hat mehrmals in seinen instrumentalen Tondichtungen Motive aus dem gregorianischen Choral wirkungsvoll verwendet, so in der ,Hunnenschlacht' den Hymnus ,Crux fidelis', im ,Nächtlichen Zug' (aus Lenaus ,Faust') die Melodie des ,Pange lingua', in der Dantesinfonie das ,Magnificat'. Das ,Dies irae', das wahrscheinlich auf eine im 14. Jahrhundert viel gesungene Volksmelodie zurückzuführen ist, gehört zu den wirkungsvollsten Tongedanken des altchristlichen Gesangs. Daß Liszt unter dem Eindruck von Orcagnas Gemälde gerade auf diese Melodie verfiel, mag aber, abgesehen von der künstlerischen Stimmungsgemeinschaft, noch einen persönlichen Grund gehabt haben. Fünf Jahre vorher war Liszts epochemachende Klavierübertragung von Berlioz' ,Sinfonie fantastique' erschienen; gewiß hallte nun in Liszt bei Konzeption seines ,Totentanzes' nach Orcagna noch die Erinnerung an die Bearbeitung des ,Dies irae' im Schlußsatz der Berliozschen Sinfonie nach. Berlioz bringt die Originalmelodie um einige Takte länger als Liszt; Liszt hat sie markanter rhythmisiert. Im übrigen ist natürlich die Behandlung bei beiden Meistern eine durchaus verschiedene, gemäß der verschiedenen Ideen beider Kompositionen.

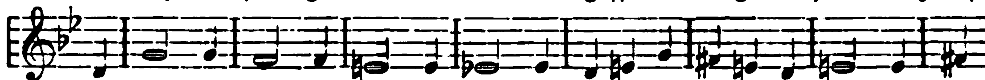
Die Stellung Liszts gegenüber dem Kunstwerke Orcagnas ist eine ganz freie und selbständige. Der Musiker hat die von der Schöpfung des Malers ausstrahlende Stimmung voll in sich aufgenommen und gibt sie mit den Mitteln seiner Kunst wieder, doch bloß mit den Mitteln seiner Kunst, ohne äußere, formale Anlehnung an sein Vorbild. Das Musikstück nimmt hier nicht, wie in den späteren sinfonischen Dichtungen Liszts, die Form vom programmatischen Inhalt, sondern faßt seinen Stimmungsgehalt in das reinmusikalische Schema der Variation. Freilich einige kleine Detailanklänge an Orcagnas Bild dürften sich in der Lisztschen Tondichtung doch nachweisen lassen, am deutlichsten in der fünften Variation, die überschrieben ist ,Animato, quasi Corni da caccia'. Wenn hier den fröhlichen, jagdhornartigen Fanfaren des Klaviers plötzlich in fismoll das ,Dies irae' entgegentritt, so ist das eine offenbare Erinnerung an die Jagdgruppe von Orcagnas Bild. Ebenso gemahnt der H-dur-Teil der vierten Variation, wo der Anfang des ,Dies irae' den Charakter einer schmeichelnden, sinnlich verführerischen Tanzmelodie annimmt, an die Gesellschaftsgruppe bei

Orcagna. Doch sind das Einzelheiten, die an der ‚reinmusikalischen‘ Konzeption des Ganzen nichts zu ändern vermögen. Seine Gesamtstimmung aber, die mit furchtbarem Realismus durch den Triumph des ‚Dies irae‘ über alle Gegenmelodien die Allherrschaft des Todes predigt, läßt das Lisztsche Tonstück bei aller Selbständigkeit doch als lebensvollste Verkörperung der mittelalterlichen Totentanzidee im Rahmen moderner Tonkunst erscheinen.

Etwas anders verhält sich's mit einer weiteren Totentanzkomposition, und zwar der wohl populärsten ihres Genres, dem ‚Danse macabre‘ von Saint-Saëns. Der französische Meister schließt sich nämlich in dieser seiner sinfonischen Tondichtung an ein Gedicht von Henri Cazalis an, das erzählt, wie der Tod um Mitternacht auf dem Kirchhof mit einer Fiedel zum Tanze aufspielt und die klappernden Totengerippe der Verstorbenen aus den Gräbern zu unheimlichem Reigen hervorlockt. Von der tiefen, großartigen Idee des mittelalterlichen Totentanzes ist also hier gewissermaßen nur die äußere, phantastische Gewandung übrig geblieben. Im übrigen wird man doch auch Saint-Saëns' ‚Totentanz‘ als ein in seiner Art sehr bedeutendes Kunstwerk werten müssen. In der Form ist es ebenso einfach wie originell; es stellt sich nämlich als ein schlichter Walzer dar, der freilich doch durch manche Detailzüge dem programmatischen Vorwurf auch im einzelnen folgt. So beginnt das Stück gleich mit dem Schlag der Mitternachtsglocke, ausgedrückt durch ein zwölfmaliges d der Harfe. Einige Pizzikati der Bässe folgen, dann stimmt der Tod, der durch eine Solovioline musikalisch personifiziert ist, seine Fiedel, aber nicht etwa wie die Sterblichen in reinen Quinten, sondern mit einer verminderten Quinte als Schlußintervall, a-es statt a-e, wodurch der Klang des Instrumentes von vorneherein etwas Unheimliches, ‚Modriges‘ bekommt. Weiterhin geben der schattenhaft verschwommene Charakter des Hauptthemas:



und der unheimlich klagende der vom Tod gespielten eigentlichen Tanzweise



mit ihrer heulenden Chromatik vortrefflich die Stimmung wieder. Wie eine wehmütige Erinnerung an bessere Tage mutet der wundervolle, weiche Mittelsatz in H-dur an, ein Stück von feinster Instrumentationskunst: gebrochene Harfenakkorde, begleitet von vierstimmigen Harmonien der Celli, geteilte Bässe, dazu Flöte und Horn als melodieführende Instrumente. Das der Totentanzidee in ihrer künstlerischen Verwirklichung wesentliche Moment des Gegenüberstellens der Macht des Todes und der Reize des Lebens findet sich hiemit also auch in Saint-Saëns Tondichtung angedeutet. Ein spezielles Kuriosum von Detailmalerei ist die Verwendung des Xylophons, um das Klappern der Totengerippe auszudrücken, ein Mittel, das freilich leicht zu unästhetischen Exzessen hätte verleiten können, die indessen Saint-Saëns geschmackvoll vermieden hat. Zuletzt kräht in der Oboe der Hahn, und der ganze Spuk verschwindet.

Hat Saint-Saëns Totentanz mit den Kunstwerken des Mittelalters nur

das äußere Bild gemein, während Liszts Tonschöpfung lediglich geistige Fühlung mit ihnen besitzt, so möchten wir als drittes und letztes Beispiel ein Werk anführen, das zeigt, daß gelegentlich der mittelalterliche Totentanz auch sowohl nach Form wie nach Inhalt Wiedergeburt in der modernen Tonkunst gefunden hat. Es ist das der freilich nur wenig bekannte ‚Danse macabre‘ von Georges Kastner. Auf den Elsässer Johann Georg Kastner († 1867) ist man neuerdings als auf einen interessanten Vorläufer von Berlioz wieder aufmerksam geworden; er war als Theoretiker wie Praktiker ein zweifellos sehr beachtenswertes Talent, das nur neben dem himmelstürmenden Genie des Meisters der ‚Sinfonie fantastique‘ nicht zur Geltung zu kommen vermochte. Für Kastners vielseitige Bildung charakteristisch sind seine ‚Livres partitions‘, d. h. größere Orchester- oder Gesangskompositionen mit Voranstellung einer umfassenden historischen Untersuchung über den jeweiligen Vorwurf des Kunstwerkes. Eben in diese Kategorie gehört seine Studie über die Totentänze, die in Paris 1852 unter folgendem Titel erschien: ‚Les dances des morts, dissertations et recherches historiques, philosophiques, littéraires et musicales sur les divers monuments de ce genre, qui existent ou qui ont existé tant en France qu'à l'étranger.‘ Kastner stellt hier, unterstützt durch ein reiches Bildermaterial, die gründlichsten kunst- und kulturgeschichtlichen, philosophischen und literarischen Untersuchungen über die Totentänze des Mittelalters an, wobei für die musikhistorische Forschung besonders der Abschnitt über die auf bildlichen Darstellungen des Totentanzes vorkommenden Musikinstrumente von Interesse ist. Als Anhang ist dieser Studie nun die erwähnte Tondichtung Kastners, der ‚Danse macabre‘ beigegeben. Dem für Gesang und Orchester komponierten Werk liegt eine Dichtung von E. Thierry zugrunde, die sich eng an die literarischen Vorbilder des Mittelalters anschließt. Der Tod fordert der Reihe nach den König, die Greisin, den Soldaten, die Nonne, den Reichen und das Kind zum Tanze auf, ihre Einreden jedesmal mit den Worten abschneidend:

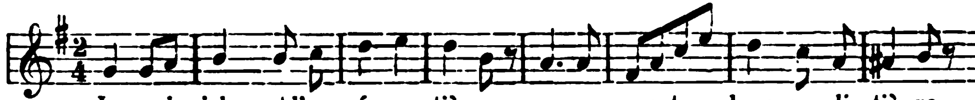
„En place donc pour commencer;
Pas de réplique, il faut danser!“

Musikalisch ist das Ganze in Rondoform gefaßt; das Hauptthema, das jedesmal nach den angeführten Worten des Todes wiederkehrt:



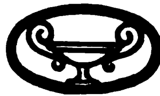
ist ein ausgezeichnetes musikalisches Dokument jenes dämonischen Humors, der als ein wesentlicher Charakterzug speziell der älteren Totentanzkunst erscheint. Zum Schluß der jeweiligen Antwort des Todes ertönt ein wuchtiger Tamtamschlag: Freund Hein schwingt die Sense! Die Partitur erscheint im großen und ganzen sehr einfach, fast durchaus homophon, bringt aber manche sehr schöne

Orchesterwirkungen, so z. B. gleich anfangs bei der allgemeinen Aufforderung des Todes zum Tanz: ‚Accourez des quatre points du monde usw.‘ die pp-Posaunenakkorde in tiefer Lage: — ein bekannter Berliozscher Effekt! Die sich nach der Dichtung ergebenden verschiedenen Szenen zwischen dem Tod und den durch ihn zum Tanz aufgeforderten Personen sind je nach ihrer Eigenart scharf charakterisiert: die Szenen mit dem König durch pathetische Deklamation und majestätische C-dur-Melodik; die Greisin singt in dem sanften F-dur, nur von Streichern begleitet, während der Soldat in glänzendem A-dur antwortet, wobei zum vollen Orchester noch Triangel, Cinellen und große Trommel hinzutreten. Die Szene mit der Nonne ist durch Orgelbegleitung ausgezeichnet, und bei der Antwort des Reichen geht die Melodik in selbstgefällige Behäbigkeit über mit einem leisen, charakteristischen Anflug von Trivialität:



Das zitternde Kind endlich ist charakterisiert durch ppp-Tremolos der geteilten Violinen. —

Den großartigen Gedankengehalt teilt Kastners Werk mit dem Lisztschen Totentanz. Daneben ist ein gewisser Hang zum Äußerlichen freilich bei Kastner so wenig wie bei Saint-Saëns zu verkennen, wobei aber Kastner vor dem französischen Meister die Wahrung der tieferen Grundidee voraus hat, während jener sich in seinem Werke als der feinere musikalische Erfinder dokumentiert. Jedenfalls aber zeigen die drei Kompositionen, in welch' vielseitiger Weise das alte religiöse Mysterium vom Totentanz auch der modernen Kunst noch Befruchtung zu geben vermag.



Kritik

Hauptmanns Festspiel zur Jahrhundertfeier

Von Franz Herwig

Nachdem das Breslauer Festspiel politisch-parteilich ausgeschlachtet ist, hat der Kritiker, der gerecht urteilen will, einen schweren Stand. Ich will schon jetzt sagen, wie ich zu dem Spiel stehe. Besteht der Vorwurf, es sei unpatriotisch, es sei eine Verherrlichung Napoleons, zu Recht? Nein. Ist das Spiel antikatholisch? An zwei Stellen ja, wenigstens kann katholisches Gefühl sich durch sie verletzt fühlen. Ist das Spiel dichterisch schlecht? Zum Teil ja. Kann man die Arbeit ein volkstümlich-nationales Festspiel nennen? Nein. Man sehe die Beweise:

Der ‚Direktor' des Welttheaters kündigt das Spiel an; sein Gehilfe Philistiades weist die Puppen vor, die bestimmt sind, in dem Spiel zu agieren, oder — agiert zu werden; der Direktor erläutert ihre Bedeutung. Herein bringt der Pöbel der Revolutionszeit und verjagt Direktor und Gehilfen, aber, als ein wenig Ruhe eintritt, spricht Philistiades durch die Vorhangspalte, daß ihnen der Rauswurf nichts geschadet habe.

‚Der Geist, der über allem schwebt,
bleibt dennoch hinter allem mächtig,
und der Direktor, wohlbedächtig,
sitzt lächelnd hinter seiner Wand
und hält die Fäden in der Hand.'

Unvermittelt öffnet sich der Sternenvorhang, und die Pythia im mystischen Licht spricht feierliche, aber törichte Sätze, apostrophiert Europa, das seit ‚der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt' sei, und verkündet geheimnisvoll ewigen Frieden.

‚Noch nicht geboren ist Europens Friedensfürst,
nicht der Erlöser, ob man viele Tempel auch
ihm schon geweiht: wer anders sagt, spricht lügenhaft,
denn wäre dieser Sohn des höchsten Gottes dort,
wo sie ihm huldigen: Wie hätte Krampf und stille Wut
und Krankheit weiter so der Mutter Leib versehrt
und die Schmerzbrüllende durch Stein und Dorn gehetzt.
Nein, dieser Friedensfürst, dem sie Lob singen, er
hat immer nur des Krieges wilden Brand entfacht.
Und seine Diener sannen solche Martern aus,
wie sie kein Teufel je erdacht in Fleisch und Blut!
Das graue Altertum kennt solche Qualen nicht.
Allein ich sehe dämmern fern des Friedens Tag,
so sehr die giftige Pestilenz auch heute noch
und finstrer Wahnsinn toben in Europens Blut.

Dieser übelriechende Anwurf, der zudem szenisch völlig unberechtigt ist, erscheint in seiner Argumentation so kindlich, daß man nur annehmen kann, dem Dichter sei die Finsternis, von der er spricht, selbst über dem Kopf zusammengeschlagen. Lebte Europa nach Christi Lehren — dann wäre ewiger Friede. Nicht an der Lehre liegt's, sondern an denen, die nach ihr leben sollen.

Weiter: ein zwölfjähriger Knabe (Bonaparte) beginnt auf der zweiten Bühne, zu der der wieder in Bewegung geratene Pöbel hinandrängt, einen Kreisel zu treiben;

Jos. Scherer / Griechischer Knabe



die in seinen Worten deutliche freche Kühnheit imponiert dem Pöbel; er wird unter dem Rufe ‚Vive l'Empereur' auf die Schultern genommen und davongetragen. — Ein neues Bild. Ein Karnevalszug, ein Fastnachtspopanz zieht einher; auf dem Wagen hockt der arg zerzauste Reichsadler, dem ein ‚eisgrauer Ritter' zum Schützer bestellt ist. Als die Juristen, die Bischofsmützen, die Kronenmasken über den Adler herfallen: ‚am besten ist's, wir machen ihn alle', wird Friedrich der Große in einer Sänfte hereingetragen, und was er spricht, ist so ziemlich das Tollste, was sich Hauptmann poetisch leistet. Nur die ersten Verse seien zitiert:

Parbleu, Messieurs! Parbleu, Messieurs!
Treiben ihr immer noch solche Karessen?
Ick hatten in die Champs Elysées
die deutsche Misère beinahe vergessen.
Cet Aigle, hier auf dem römischen Karneval?
quelle infamie! quel grand scandale!
Diese Sachen werden mich bald zu bunt!
Habt ihr noch immer keine neue Schmalkaldische Bund?

Das ist nicht Friedrich II. von Preußen, der da spricht, sondern Riccaut de la Marlinière; der König hat solch ein Kauderwelsch nie gesprochen, wovon sich Hauptmann hätte überzeugen müssen, ehe er daran ging, ihn sprechen zu lassen.

Das ‚deutsche Phönixlied', das Friedrich den Masken mitteilt, prophezeit, daß der Adler morgen schon wieder ‚sonnenhoch und freudig' der ‚Luftdurchbrauser' sein werde. Nach dem Abgange des Zuges tritt Napoleon als Kaiser zum ersten Male auf, Selbstgespräche und Gespräche mit Talleyrand charakterisieren ihn. Wenn der Vorhang die Gruppe wieder deckt, hat sich inzwischen ‚ein distinguiertes deutsches Straßenpublikum' in der Orchestra angesammelt, vor das nun Hegel tritt und Napoleon glorifiziert. Turnvater Jahn tritt dem Philosophen gegenüber:

‚Wo lebt denn der Mann? Wahrscheinlich in Regionen,
wo die seligen Geister wohnen,
sonst könnt' er die Ferse, die Deutschland zertreten,
in Dreitausendteufelsnamen doch nicht anbeten.'

Das Publikum ironisiert den ‚deutschen Gedanken', dessen Wirken Jahn herbeisehnt; Freiherr von Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Heinrich von Kleist treten neben Jahn, sprechen ihr nationales Empfinden aus, indessen es unten in der Orchestra von Demagogie, Schwärmerei, Hochverrat murmelt und schreit. Auch John Bull, der unter dem verheißenden Klingen seiner englischen Pounds zum Bündnis wider Napoleon auffordert, wird abgewiesen.

John Bull: . . . So fragen ich also zum letztenmal . . .?

Stimmen aus der Orchestra: Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

Und das Unheil bricht los. Die Furie des Krieges rast fackelschwingend durch die Arena: ‚Krieg! Krieg! Ihr habt geschlafen!' Jena und Auerstädt verkündet sie, die Retraite der Preußen:

‚Das ist die Retraite der guten alten Zeiten,
Die feurige Reiter jetzt überreiten,
Die Retraite der Ruheseligen
vor dem neuen Leben, dem hunderttausendkehligen!
Die Retraite der Umnachteten
Vor dem Licht der Vernunft, dem verachteten.
Krieg! Krieg! Ich verkündige Preußens Untergang!
Ihr schlieft zu lang! Ihr schlieft zu lang!'

Die Bürger lächeln: Was geht uns das an? Jena und Auerstädt?' Philistiades kommt, Moral zu predigen; und hier muß eine Stelle den Unwillen der Katholiken erregen:

Kurz es ward Nacht um den Preußenthron,
den Vollstrecker der Reformation:
das war und ist seine heilige Mission.
Und jenen John Bull, mit seinen Guineen,
den brauchte er gar nicht so scheel ansehen,
denn Preußen und Engelland,
das ist Protestant und Protestant.
Das ist die gesunde Zweiheit
der gesunden, geistigen Freiheit!
Und wenn sie das je vergessen,
so wird sie der höllische Satan fressen,
zum Frühstück verschlucken und verdauen
und die Gewissensfreiheit hat das Nachschauen.
Lobt jemand die Revolution?
Hier ist mehr: die ewige Reformation.
Darauf sollten sich Preußen und England vereidigen
und der Menschheit heiligste Güter verteidigen.

Den vorher aufgetretenen, das Deutschtum mehr als ein theoretisches Ideal ansehenden Stein usw. folgen jetzt die Praktiker: Fichte, der die Studenten entflammt, und Blücher, der den Säbel schüttelt. Das Bild der erschossenen Elf von Wesel folgt, Napoleon verkündet neue Taten, schon erscheint die Furie wieder: der russische Feldzug ist losgebrochen. Das Bild Napoleon-Imperators verschwindet in Schneewolken, aus der Orchestra drängen die deutschen Mütter herauf, die nach ihren Söhnen rufen. ,Die erste Mutter', von Soldaten festgenommen, wird von Studenten befreit.

Mutter, Mutter, o klage nicht mehr.
Liegen deine Söhne erschlagen,
so sollst du uns Übriggebliebene daran wagen:
die Brüder zu rächen, ein sehr groß' Heer;
sieh, wie dort unten die Woge schwillt,
wie alles von Jugend und Mannheit quillt.
Das sind nicht bezahlte Landsknechte,
sondern jeden durchbraust dein Blut, das echte.
Dein Segen begleite uns mütterlich,
und wir brausen ins Feld und siegen für dich.

Die ,Mutter' verwandelt sich in Mutter Deutschland, freudig gibt sie ihre letzten Söhne her, die Begeisterung schwillt, unter den Klängen der Befreiungslieder leert sich die Orchestra und Philistiades berichtet das Ende Napoleons. ,Athene Deutschland' ist zurückgeblieben, das siegende Volk strömt herein, die große Schlußszene hebt an. Die Ansprache Athene Deutschlands, die den Gedanken des Spiels am klarsten offenbart und dichterisch die genießbarste Stelle des Textes ist (wobei man sich vor Augen halten muß, daß wieder, wie bei der ersten Anrede der Pythia, dem Friedensideal ein christenfeindlicher Sinn innewohnt), lautet in ihrer ersten Hälfte:

Welch reine Töne, neue Klänge hör ich nun,
da sich aus blut'ger Nacht der reine Tag erhebt.
Die Reifen schmelzen, die ein Alp um mich geschweißt,
und reich und leicht vermählt sich mir das klare Licht.

Wie Nacht von meinem Helm und Schild und Schwerte rinnt,
zum Hades, also trieft von meiner Seele auch
das Nächtliche und sinkt herab. Der blutige Spuk
zergeht. Noch schauernd von dem Bad traumschwerer Nacht
betret' ich nun den reinen Gipfel des Olymps,
die klare Heimat sel'ger Götter. Hoch hinaus
mich weitend in des lichten Äthers andres Bad.
Und alldurchdringend, mich durchdringend allzugleich,
erkenn' ich meines Daseins, meiner Waffen Sinn:
die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat des Kriegs.
Die Wohltat ist es! Nimmermehr die Missetat!
Was andres aber ist des Krieges nackter Mord?
So ruf ich euch denn auf, ihr eines anderen Krieges
Krieger! Ihr, nicht todbringend, Leben Schaffende.
Des heiligen Werkzeugs goldne Waffe schenkt ich euch,
die volle Frucht aus steinigem Grund zu schöpfen, und
ich machte euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob
des blinden Hasses Binde euch vom Auge los.
Ich machte euch zu Liebenden. Ich wies euch an,
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen
bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt ich euch
auswerfen für der Liebe Bruderschritt. Ich hieß
die Kluft, die unversöhnliche, verstummen, und
die Trennende sich fügen in das Brückenjoch.
Nun eint sich über Klüfte hin so Mensch zu Mensch,
wie Volk zu Volk. Beladne Karawanen ziehn
köstlich belastet, außer mit der Zwietracht Last.

Ihrem Aufruf zum Fest der Liebe ‚in des Deutschen Domes Liebesnacht' gehorcht die Nation. Ein kurzes Nachspiel folgt: Direktor, Philistiades, Blücher, welch letzterer von den Puppen, die wieder in ihre Kiste wandern, leben bleiben will. Der Direktor belehrt ihn:

‚Was leben bleiben soll, das sei dein Wort.
Ich schenk es Deutschland, brenn es in sein Herz —
nicht deine Kriegslust, aber — dein: Vorwärts!!'

Schon aus der Inhaltsskizze, die absichtlich etwas ausführlich gegeben wurde, kann der Leser sehen, daß gegen den Patriotismus des Festspiels an sich nichts zu sagen sein kann. Hauptmann konnte sich unmöglich dem geistigen Standpunkt eines Kriegervereinsmitglieds anpassen; daß er Geschichtslegenden, die noch immer das richtige Urteil über jene Zeit verwirren, nicht berücksichtigte, kann kaum getadelt werden. Wenn er sich das ‚Volk', für das er schreiben sollte, vorstellte, so mußte er sich ein reifes Volk vorstellen, ein alle Stände umfassendes Volk; wenn er die Selbstgerechtigkeit, die Stagnation, das Beharren im Traditionellen, das Preußens Sturz verschuldete, geißeln mußte, so durfte er nicht bedenken, daß diese unseligen Kräfte, die alles in schönster Ordnung sehen, noch heute am Werk sind. Wenn Napoleon — mit dem Zentimetermaß gemessen — längere Reden hält, als einer der Deutschen, nun, der Korse war eben der Beweger des Ganzen, der niederwerfende Sturmwind, die Gottesgeißel, das Werkzeug einer höheren Macht, die alles Faule und Morsche vernichten mußte. Die danach sich offenbarende nationale Wiedergeburt ist dutzendfach mit so kräftigen Tönen geschildert, daß nur ein Tauber sie nicht vernimmt. Die ‚Apo-

theose' Napoleons (er thront in blendendem Licht auf der obersten Bühne) ist in Wahrheit ein erschütterndes Bild. Der Kaiser reckt den Arm, um den Blitz zu schleudern, aber er trifft **i h n**. Donner rollt nach; durch das Schneegestöber, das über den geduckten Imperator fällt, hört man das rasche Schellenklingeln der Flucht aus Rußland. Auch die Szene mit dem zerzausten Reichsadler ist Hauptmann verdacht worden. Lieber Gott, wollte ich hier ein Bild der Reichsmisere seit den Tagen des Schmalkaldener Bundes durch drei Jahrhunderte aufrollen, die Leser würden schaudern. Die jämmerliche Partikularität der Fürsten, die die dreißig Jahre des großen Krieges, die Landverluste in den Raubkriegen, um nicht mehr zu nennen, verschuldet hat, **allein** verschuldet hat, mußte gezeigt werden — wenn auch nur in einer ihrer letzten Phasen, der Haltung der Rheinbundfürsten.

Anders steht es mit den konfessionellen Meinungen Hauptmanns: einem zu einem Drittel katholischen Volk jetzt noch eine protestantisch-reformatorische Aufgabe vorzureden, war falsch und unklug zugleich: selbst ausgesprochen protestantische Organe, wie die ‚Grenzboten', haben ihm das gesagt.

Am schlimmsten steht es mit dem poetischen Werte des Spiels. Das seltsame Stilgemisch der Arbeit wirkt peinlich, das Hineinziehen griechischer Götterfiguren wird in nichts durch die Zeit (Empire) gerechtfertigt. Eine organische Bindung der einzelnen Bilder ist verabsäumt worden, hart steht Widersprechendes zusammen; die ‚Deutschen Reime' sind vielfach derart künstlich, ja unverständlich, daß man wirklich an eine übergroße Flüchtigkeit der Arbeit glauben muß. Zudem sind die Anleihen in Wortbildungen bei Faust II. Teil peinlich häufig; erst zum Schluß erhebt sich das Spiel zu einer gewissen Größe der dichterischen Ausführung. Das Dunkle, Verworrene, das in jeder Szene des Spiels die gelungeneren Stellen verdeckt, der Hinweis auf einen mystischen Frieden, bei dem sich kaum Einer etwas denken kann — all das sperrt dem Stück von vornherein die volkstümlich-nationale Wirkung ab.

Reinhardt hatte alle seine Regiekünste losgelassen. Zweitausend Personen wirkten bei den Massenszenen mit, 24 Scheinwerfer waren auf der Galerie der ungeheuren Halle postiert, 16 Pauken, 12 Trommeln donnerten und wirbelten, Weihrauch duftete und die große Orgel mit 14 000 Pfeifen mußte die Stimmung der Schlußszene verstärken helfen. Trotzdem kann gesagt werden, daß die Inszenierung nicht glücklich war; die ungeheuerliche Wucht der Massenszenen ließ die Einzelreden allzu dünn erscheinen, die Worte blieben zum größten Teil unverständlich. Der Stil, den Dichtung und Aufführung für ein 8000-Personen-Theater fordert, war weder vom Dichter noch vom Regisseur gefunden worden. Man wurde den veränderten Anforderungen eines solchen Theaters nicht gerecht, sondern begnügte sich mit Kompromissen. Man mußte mit der Wirkung einzelner **B i l d e r** zufrieden sein, der naturalistische Elan Reinhardts offenbarte sich besonders glänzend in den Revolutionsszenen. Den mächtigsten Eindruck machte die große Schlußszene: der Zug des Volkes unter der Führung von Athene-Deutschland in den Friedensdom — ein lebendes Bild von großer Schönheit.

Die Schauspieler hatten eine undankbare Aufgabe; zu **s p i e l e n** gab es nichts und das Reden, das ihnen blieb, mußte ein Schreien sein, das trotzdem meist unverständlich blieb.

F. H.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Die Hochlandleser werden nicht wenig erstaunt sein, wenn sie hören, daß Enrica von Handel-Mazzetti vor der breitesten Öffentlichkeit der Vorwurf gemacht wird, sie sei eine Dilettantin! In der Tat ist an zwei Stellen des Meyerschen Konversationslexikon diese törichte und durch nichts zu rechtfertigende Ansicht zu lesen, für die meines Wissens der Bearbeiter des literarischen Teils, Otto Hauser-Wien, verantwortlich zu machen ist. Im Supplementband 1909/10 schon ist von der Dichterin gesagt, daß sie ‚als Katholikin und Vertreterin katholischer Tendenzen, namentlich von der katholischen Presse „gemacht" wurde, aber, wie in früheren Gedichten, so auch in der späteren Wiederholung des gleichen Stoffes (wie „Jesse und Maria") „Die arme Margaret" versagte'. Nun, wer einige Jahre zurückdenkt, weiß, wie schwer sich Handel-Mazzetti gerade gegen den Widerstand fast der ganzen katholischen Presse durchzusetzen hatte, in welchem Kampf sie allein durch ‚Hochland' nachdrücklichst unterstützt wurde. Vielleicht ist sogar, durch das spätere Eintreten des ‚Kunstwart' und der ‚Deutschen Rundschau', ihre Bedeutung ‚drüben' unbestrittener als bei uns. Das sind Tatsachen, die ein Unbefangener in ihrer Bedeutung würdigen müßte; es fällt schwer, dem, der sie auf den Kopf stellt, noch den guten Glauben zuzuerkennen. Im Supplementband 1911/12, gelegentlich einer Darstellung der Literatur im Österreich der Gegenwart, wird die Dichterin ‚mit ihren in katholischen Kreisen viel gepriesenen, jedoch dilettantischen historischen Romanen' abermals angegriffen, genau so ungerechtfertigt wie das erstemal. Otto Hauser zu widerlegen, ist vor dem Forum der Hochlandleser wohl nicht nötig; wer zweifelt, möge den Roman ‚Brüderlein und Schwesterlein' lesen, gerade weil er die großen Romane ‚Jesse und Maria' und ‚Die arme Margaret' in ihrer Bedeutung nicht erreicht und wohl selbst von der Dichterin nicht für die beste ihrer Arbeiten gehalten wird. Die verfolgte Unschuld darzustellen, ist eine häufige und liebe Absicht der Dilettantinnen; ich brauche keine Namen zu nennen; wir kennen alle diese arme Unschuld, die nicht nur vom Leben, sondern sogar noch von ihren Beschreiberinnen verfolgt und mißhandelt wird. Aber gerade wenn wir nun den Handelschen Roman auch nur zwanzig Seiten weit gelesen haben, fühlen wir, welch eine Gestalterin hier am Werke war. Der Gefahr, ins Unerfreulich-Rührselige hinabzugleiten (solchem Stoff gegenüber das sichere Schicksal mittelmäßiger Talente), kann nur durch die eindringlichste Verlebendigung begegnet werden, und so dünn das eigentlich novellistische Geschehen in ‚Brüderlein und Schwesterlein' ist, die Figuren, bis hinunter zu dem jüdischen Journalisten, der nur zwei Worte sagt, sind von überzeugendster Lebenswucht.

In einer Halbmonatsschrift erschien vor mehreren Jahren der erste Teil des Romanes; im letzten Jahre erst hat die Dichterin den Schluß geschrieben. So undankbar es gewöhnlich ist, eine im Stich gelassene künstlerische Arbeit wieder aufzunehmen (da Anschauung und Mittel des Künstlers sich natürlich wandeln), so überraschend ist es, festzustellen, daß man in diesem Buche eine Naht nicht findet. Das könnte daran liegen, daß die Dichterin sich mit starker geistiger Energie wieder zu dem Punkt zurückzuversetzen verstanden hätte, wo sie die Arbeit vor Jahren abbrach. Aber wahrscheinlicher scheint mir zu sein, daß sie eine Entwicklung im eigentlichen Sinne nicht kennt, ihr künstlerisches Interesse nicht gewandelt hat und daß auch ihre Darstellungsmittel

* Enrica von Handel-Mazzetti, ‚Brüderlein und Schwesterlein', Wiener Roman. (Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München.) M. 5.—. Anna von Krane, ‚Das Schweigen Christi'. (J. P. Bachem, Köln.) M. 6.—. Paul Keller, ‚Die Insel der Einsamen'. (Allg. Verlagsgesellschaft, Berlin.). M. 4.—. Max Geißler, ‚Der Erlkönig'. (L. Staackmann, Leipzig.) M. 5.—.

dieselben sind wie früher. Dazu stimmen auch die nunmehr durch vier Romane sich gleichgebliebenen Charaktere samt dem Stoff. Immer ist es unschuldsvolle Reinheit, die in Konflikt oder wenigstens Gegensatz zu Brutalität und Grausamkeit tritt. Die so erzielten starken Kontrastwirkungen vertieft Handel-Mazzetti noch durch rücksichtslose Auspressung des Stoffes. Was überhaupt Unschuld und ihr Widerspiel an Wirkungsmöglichkeiten hergeben können, das müssen sie unter dem unnachsichtigen Druck der gestaltenden Faust hergeben; dem Leser bleibt nichts erspart, und so sehr diese Art zu arbeiten von künstlerischem Temperament zeugt, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Wirkung nicht immer frei von Peinlichkeit ist. Das vermag jeder Leser, wenn er sich die historischen Romane der Handel vergegenwärtigt, leicht nachzuprüfen. In ‚Brüderlein und Schwesterlein' ist es Rita Kürschner, die Nonne in der Welt, die von der brutalen Mutter, dem kalten, berechnenden Freier gemartert wird, und die den alten Lebemann, ihren Onkel, den im Freudenhaus der Schlag getroffen hat, auf ein gutes Sterben vorbereitet. Aber wenn die stoffliche Gleichförmigkeit auch wohl einmal des Lesers Widerstreben herausfordert, die Gleichförmigkeit der Darstellung in ihrem gesamten Schaffen erhebt die Handel-Mazzetti auch von neuem wieder zum Range einer großen Künstlerin. Diese Darstellungsart (deren Unarten man nicht zu übersehen braucht) hat in der zeitgenössischen Literatur nicht ihresgleichen; ihre leidenschaftliche Glut versöhnt selbst mit der Eintönigkeit des nun schon in allen Fäserchen bekannten Stoffes.

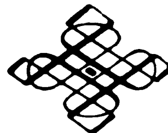
Auf ein ähnliches Gebiet, wie es Handel-Mazzetti nun schon seit Jahren kultiviert, wagt sich nun auch Anna von Krane mit ihrem Roman ‚Das Schweigen Christi'. Es reizte sie einer jener heilig-unheiligen Frauencharaktere, wie sie Görres in seiner ‚Mystik' verschiedentlich skizziert. Das, was gut wäre, ist oft schlecht, wenn die Motive sich verschieben. Weshalb die Gräfin Isentrud in dem Kraneschen Roman tötet und martert, ist nicht der wilde Eifer für Gott, sondern die Liebesnot, die sie wegen des ihr gegenüber kühlen, für die anderen aber warmen und heiteren Gatten plagt. Sie meint in höherem Auftrage zu handeln, und ist nur das Werkzeug ihrer kleinen, verwirrten Menschennatur. Diesen komplizierten und man kann sagen heiklen Stoff darzustellen, in dem Sinnlichkeit und Grausamkeit mit religiöser Exaltation sich peinlich mischten, erforderte eine dämonische Kraft, die Anna von Krane nicht aufzubringen vermag. Man kann nicht sagen, daß die Verfasserin innerlich glücklich beraten war, als sie den Charakter der Erzieherin in ‚Starke Liebe' noch mehr komplizierte; solche pathologische Frauen gelingen ihr keinesfalls, und wenn ihr Talent auch zu groß ist, um nicht ein gut Teil ihrer Aufgabe zu lösen, so sieht sie die Dinge doch zu schwärmerisch-hausbacken, als daß das Seelenleben ihrer Exaltierten in der Darstellung nicht einen Stich ins Triviale bekäme. Wenn eins der armen Opfer der Gräfin, das Isselin, von ihrem himmlischen Bräutigam spricht, der immer um sie ist, oder von den Engeln, die vor ihr tanzen, so haftet diesen Reden eine vertrackte Banalität an, ohne die zum Beispiel Wolfgang Goethe oder Shakespeare in einer spiritistischen Sitzung nie den Mund auftun. Du sublime au ridicule . . ., wobei ich auch an die nicht seltenen Fälle der ‚Selbstzüchtigung' denke, die zur Zeit und vielleicht auch zu einer inbrünstigen Zerknirschung gehört, die aber hier nicht ohne einen fatalen Beigeschmack erscheint. Und wenn sogar ein Edelfräulein mit der Rute etwas auf die Pfötchen bekommt, weil sie bei der Lesung gelacht hat, so war auch diese Szene zweifellos ernst gemeint, nur sie wirkt nicht so. Kurz, ich kann nicht finden, daß Anna von Krane hier auf dem rechten Boden wirkt, und ich spreche das umso deutlicher aus, als ‚Das Schweigen Christi' gegen die früheren Werke der Schriftstellerin in mancher Hinsicht einen Fortschritt bedeutet. Die Ehrlichkeit des Strebens hat sie schon immer gehabt, hier aber gibt sie zum ersten Male ein lebhafter bewegtes Zeitbild, in dem Personen wie der prächtige

Bischof mit seinem leuchtkräftigen Christentum von echter dichterischer Gestaltung Zeugnis ablegen. Die Fabulierungskunst, die letzten Endes doch den Dichter macht, steht auf bemerkenswerter Höhe, und es bedarf keines besonderen Prophetentums, um zu sagen, daß Anna von Krane, hält sie sich von den abseitigen Problemen fern, noch immer die Hoffnung erweckt, daß ihr einmal ein rundes, sauberes, gutgeschriebenes und abwechslungsreiches Buch gelingen wird, das mit dem Können, wie mit dem Wollen schon längst, über den Durchschnitt unserer katholischen Erzähler und Erzählerinnen hinausragt.

Daß es mit dem Anfang zu solcher talentgemäßen Arbeit nie zu spät ist, beweist das Beispiel Paul Kellers, der mit seiner ‚Insel der Einsamen' wirklich den ihm gemäßen Ton getroffen hat und also mit dieser ‚romantischen Geschichte' angenehm überrascht. Wenn ich die Romane Kellers nicht goutieren konnte, dagegen mit meiner Sympathie für die Skizzenbücher ‚Die fünf Waldstädte' und ‚Stille Straßen' nicht zurückhielt, so ist mir das vielfach verdacht worden, so als wollte ich Herrn Keller verkleinern. Nein, nur sagen wollte ich: er ist auf dem rechten Wege, oder, er ist nicht auf dem rechten Wege. Es gibt ja doch eine bestimmte Richtung der Begabung, die der Autor nicht immer sogleich erkennt. Dem Autor mit sanfter Gewalt die Nase in die rechte Richtung zu lenken, ist, scherzhaft gesagt, die Aufgabe des Kritikers, wobei ich bemerken möchte, daß ich mich keinesfalls als Kritiker estimiere (‚Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent'), sondern eher als Kollege, dem man auch eine wohlwollende Grobheit nicht so übel nimmt. Aber weichen wir nicht ab. Paul Keller bekennt sich ja offen als Neu-Romantiker, und es ist nur recht und billig, wenn er auch romantische Bücher schreibt. Das wichtigste ist: sein Talent weist zum romantischen Schaffen, und wenn er in seinem neuen Buche sich von den guten alten Romantikern noch nicht wesentlich unterscheidet, so soll man doch nicht gleich alles verlangen. Die ‚Insel der Einsamen' Kellers ist eine Welt für sich, eine Welt in der Welt. Es haben sich da allerlei vom Leben zerzauste und lädierte Menschen zusammengefunden, die mit pessimistischen Augen über den Strom gucken. Aber das Leben läßt sich auch von Schiffbrüchigen nicht anschwärzen; inmitten der traurigen, wunderlichen Schar wächst ein junges Mädchenblut auf, das das Leben noch vor sich hat. Und von außen bringt ein junger Fant in die mißvergnügte Einsamkeit, der auch noch das Leben zwingen will. Er, im Verein mit dem Mädchen, zwingt es auch. In dem reinigenden Wirken der beiden Liebenden liegt ein schöner und tiefer Sinn. Man sieht zuletzt, und auch die ‚Einsamen' sehen es, daß nicht das ‚Leben' sie mißhandelte, sondern daß es boshafte und irregeleitete Einzelmenschen waren, wegen derer man am Leben nicht zu verzweifeln braucht. Diese wohltuende Geschichte hat Keller mit schöner Leichtigkeit und vieler guter Laune gestaltet. Personen wie der Fischer Kajetan oder der Inselpolizist sind die Figuren eines Dichters, und wenn ich an dem Buche etwas auszusetzen habe, so ist es das Kleid — das romantische Gewand, die Form. Es unterscheidet sich eigentlich in nichts von einer Novelle Eichendorffs oder Tiecks, nur fehlt das Selbständige, das ein Romantiker des zwanzigsten Jahrhunderts doch haben muß, will er nicht ein hundert Jahre zu spät Gekommener oder gar ein Epigone sein. Ich meine immer, man sollte doch einmal an die Ausschöpfung der Romantik unserer Zeit gehen; die Romantik ist doch noch immer da, nur sieht sie ein wenig anders aus. Vielleicht kommt Paul Keller noch selbst darauf.

Max Geißler ist diesem Ziele schon näher, freilich hält er sich geflissentlich von den brausenden Zentren der Zeit ferne und geht in die Natur, da, wo sie am unberührtesten ist. Nicht immer gleich bleibt sich dabei der Einfluß, den das reale

Geschehen auf seine Romane hat: Büchern von starkem Wirklichkeitsgehalte (wie ‚Hütten im Hochland‘, ‚Die Musikantenstadt‘) stehen andere gegenüber (‚Die Glocken von Robbensiel‘), deren Geschehen zeitlos ist und umwittert ist von einem geheimnisvollen Märchengewölk. (Den Ausdruck ‚Märchen für Erwachsene‘, den ich einmal für ein Geißlersches Buch an dieser Stelle gebrauchte, hat der Dichter in seiner kleinen Autobiographie aufgegriffen und gemeint, das sei für ihn das schönste Lob, wenn es auch als Tadel gemeint sei, wobei er sich irrt: ich habe das Wort als Charakteristik gebraucht.) Mitten zwischen den beiden Gattungen steht ‚Der Erlkönig‘, und wenn es aus diesem Grunde zuweilen wohl etwas Zwiespältiges hat, so meine ich doch, es ist Geißlers bestes Buch seither, sein reichstes auf jeden Fall. Eine gewisse Enge, die in manchem seiner Romane unbehaglich wirkt, ist hier einem breiten, vielfältigen Geschehen gewichen, die Geschicke von sechs Menschenpaaren verschlingen sich und werden rein wieder gelöst. Infolge dieses Reichtums an Menschen und Ereignissen, welch letztere zudem von geheimnisvollem romantischem Dämmern bis in die geistigen Kämpfe unserer Zeit reichen, ist hier ein bedeutsamer Kulturroman. Kurzsichtige haben das Buch trostlos pessimistisch genannt, wogegen ein sieghafter Optimismus, ein idealistischer Glaube an die Macht des guten Willens aus jeder Seite leuchtet. Der Untergang des ‚Erlkönigs‘, des reichen, starken und mächtigen Kuba Stopka, ist die Folge seiner Vermessenheit und der geringen Disziplinierung seiner Kräfte. Ihm wird der Aufstieg der Rositzka und ihres Knechtes gegenübergestellt, die sich aus schwerer Abhängigkeit vom ‚König von Orlowko‘ zur Wohlhabenheit und zu innerem Glück kraft ihres Willens emporringen. Inmitten dieser Geschehnisse reifen der Pastor von Piasken zu einem Apostel des allgemeinen Friedens, und der Lehrer Struck zu einem Dichter und Lobsinger des Kampfes heran. Und indem in diesen beiden Männern zwei große Sehnsüchte unserer Zeit gegenübergestellt werden, erhebt sich der Glaube des Autors noch über sie: der Glaube an die Notwendigkeit jedes, auch des zum andern in Gegensatz tretenden Strebens, an die Krönung jedes Menschenlebens durch den Willen zum Wirken bis zum letzten Tag. ‚Unter den Leuten aber kam eine Sage auf: Kuba Stopka steigt des Nachts, wenn der volle Mond am Himmel steht, aus der Flut und reitet auf seinem aschgrauen Rosse durch das feine Gespinn der Nebel: der Erlkönig, der seine verlorene Krone sucht.‘



Hochland-Echo

Literarischer Ratgeber — oder Geschmacks-diktatur?*

In einer ansehnlichen Buchhandlung kaufte ich einige Bücher. Der junge Mann, der den unbekannten Käufer bediente, wollte mir als Zugabe einen literarischen Katalog spenden. Da fiel mir ein, daß ja auch der Dürerbund unter der Obmannschaft von Ferdinand Avenarius jährlich einen ‚Literarischen Ratgeber' herauszugeben pflegt. Ich fragte danach.

‚Ja, den werden wir wohl vorrätig haben,' meinte der junge Verkäufer, suchte ein Weilchen und überreichte mir eine umfangreiche Papiermasse.

‚Haben Sie denn Zeit, das zu lesen?' fragte ich.

‚Wir? O nein, dazu kommen wir natürlich nicht!'

Ich zog mit meiner Gabe davon und durchblätterte schon unterwegs, in Anlagen wandernd, diese bilderreiche, durch eingeklebte Prospekte unförmlich belastete Schrift mit dem engen Druck. Es war mir bekannt, daß Avenarius auf diesen Ratgeber großen Wert legt.

> ‚Es gibt' — sagt er im „Kunstwart" (2. Februarheft 1908) — ‚für eine literarische Kultur kein wichtigeres Hilfsmittel in Buchform als ein Literarischer Ratgeber; denn was für eine Bücherei der Katalog, das ist er für unser ganzes Schrifttum. Er weist dorthin, wo man findet, was man braucht und was ohne ihn vielleicht kaum zu finden wäre. Das gilt sogar von einem Literarischen Ratgeber im Verhältnis zur Gesamtliteratur noch in weit höherem Maße als vom Verzeichnisse zum Benutzen in der Bibliothek' (!) . . .

Der springende Punkt im Unterschied zwischen beiden Hilfsmitteln entgeht ihm. Ein Bibliotheks-Katalog ist *streng sachlich*: ein Geschmacks-katalog wie der obige ist *subjektiv*. Ein Bibliotheks-Katalog *verzeichnet* nur: hier aber wird außerdem *geurteilt*.

Und *wie* geurteilt!

Mit wachsendem Staunen liest man diesen Text. Ist das denn nun ein Ratgeber?! Erfährt man hier sachlich, was bei jedem Schriftsteller ungefähr nach Geistes- und Gemütsrichtung, nach Stil, Ton und Gestaltung *Charakteristisches* zu erwarten sei?

Nein, es sind hier keine Charakteristiken zu finden, sondern knappe *Zensuren*. Dieser ‚Literarischer Ratgeber' ist eine *Sammlung anonymer Zensuren*.

Hier einige Beispiele, wie da zensiert wird!

> ‚Ganz schwach erscheint uns Fredsas „Fetter Cäsar" . . . Auch in Hans Francks Schaffen scheint uns dichterische Kraft kaum mit bestem Willen nachweisbar. . . Ganz nichtssagend erscheint uns . . . völlig verunglückt, blaß, gestaltlos und dürftig

---

* Diese Ausführungen wurden uns von einem namhaften Leser des ‚Hochlands' zur Verfügung gestellt. Indem sie hier als ‚Echo' erscheinen, macht sie die Redaktion zu den ihrigen.

Ruederers „Schmied von Kochel!“ . . . Stucken hat eine der stärksten Isländernovellen stillos genug zu dramatisieren versucht.‘ . . .

So geht das weiter in diesem ‚wichtigen Hilfsmittel‘.

‚Des Freiherrn von Schlicht humoristischer Roman „Der Adjutant Seiner Hoheit“ ist eine breitgetretene und teilweise grobsinnlich gewürzte Hofanekdote von beträchtlicher Plattheit . . . Schumacher bearbeitete „Liebe und Leben der Lady Hamilton“ sehr geschickt und geschmackvoll zu einem geschichtlichen Roman.‘ . . ‚Hans von Kahlenberg schildert mit flottem Temperament das Schicksal moderner Jüdinnen, nicht ohne tiefer an den Gegenstand zu fesseln. M. Brod gibt ein ähnliches Thema mit mehr psychologischer Ausführlichkeit, aber geringer Erfindung und wenig Gehalt. . . Auf geringer Höhe steht ein sensationsreicher Gesellschaftsroman von de Venna. Ganz schal wirkt J. C. Heer.‘ . . .

Weiter!

‚Eine billige, populäre Auswahl aus Eichendorff veranstaltete Franz Schultz ohne sonderliche Berufung dazu; eine fünfbändige von Paul Ernst empfiehlt sich mehr durch die noble und unaufdringlich-reiche Ausstattung als durch des Herausgebers dilettantenhaft unreife tendenziöse Einleitung. Der erste Band der Platenbiographie Schlössers umfaßt 732 Seiten; Referent hat ihn nicht gelesen, da wir an einem relativ unbedeutenden Poeten wie Platen nicht genügend Interesse nehmen, um uns durch die durch Stichprobe wahrscheinlich gemachte endlose Langweiligkeit durchzuarbeiten. . . „Deutsche Geister“ nennt H. Spiero gesammelte Aufsätze zur Literatur der Gegenwart; beherrscht wird das Buch von einem Geist bürgerlich-freundlichen Mittelmaßes, das gern anerkennt, schildert, redet, aber wenig kritisiert, veranschaulicht, denkt. Böswillige finden derartiges überflüssig.‘ . .

Weiter!

‚In einem Band bringt Langewiesches Verlag Tristan und Isolde, einen Liebesroman, und Parzival einen Abenteuerroman, erzählt von Will Vesper. Wir müssen zu unsrem Bedauern dies Unternehmen nicht nur ablehnen, sondern scharf verurteilen‘ usw.

Bei einem weiteren Durchblättern dieses ‚Verzeichnisses‘ sehe ich Muffs bekannten ‚Idealismus‘ heruntergerissen: ‚Eine Hausapotheke voll griechisch-christlicher Ermahnung und Tugendanweisung können wir auf keinen Fall unsrer Jugend empfehlen.‘ Weiter oben, auf derselben Seite: ‚Joel gibt Aphorismen in schönen Worten, deren es gar nicht bedarf; Wiesner ereifert sich über Häckel, als ob es keine andren Probleme gäbe; Adickes erwägt in überaus trivialer Weise die Zukunft der Metaphysik.‘

Nach diesem summarischen Urteil über drei Universitätsprofessoren brechen wir ab. Diese Beispiele dürften über den Ton belehren.

Nun schlagen wir die Einleitung zu unserer Zensuren-Sammlung auf. Diese Einleitung, verfaßt von Ferdinand Avenarius, ist in jenem behaglich-zufriedenen Ansprache-Pathos gehalten, das vor allen andern Herausgebern den Obmann des Dürerbundes auszeichnet.

‚Ein Buch, an dem ein halbes Hundert ausgezeichneter Fachmänner mitgearbeitet hat, wahrt es den Charakter eines strengen Beraters für solche Männer und Frauen, die in ihm ernsthaft suchen (!), was er anbietet: nicht Unterhaltung beim Durchblättern, sondern eben Rat, was zu lesen, was zu erwerben sei‘ — —

Und, fügen wir hinzu, Warnung, was nicht zu lesen und nicht zu erwerben sei. Warnung? Wir können weiter gehen und müssen angesichts

obiger Tonart sagen: Verunglimpfung. Diese anonyme Zensuren-Sammlung wirkt nach der negativen Seite wie ein Pamphlet.

Ich spreche nicht von irgendwelchem einzelnen Mitarbeiter (es finden sich gewiß tüchtige Leute darunter), ich spreche von der Gesamtwirkung. Derart über literarische Kollegen anonym und weithin bemerkbar zu richten, das wirkt in dieser anspruchsvollen Aufmachung sittlich und ästhetisch als Unfug.

Wenn eine einzelne Zeitschrift von ganz bestimmten Gesichtspunkten aus, im Rahmen ihres Blattes, zu Weihnachten empfehlenswerte Bücher zusammenstellt, so ist das etwas ganz anderes. Hier aber wird etwas wie eine anonyme Zentralstelle für allgemein-deutschen Geschmack angestrebt. Früher war dieser ‚Lit. Ratgeber' ein Teil des Kunstwarts; er gab seinen Abonnenten Rat. Man vergleiche die einfache und in sich geschlossene Art der Aufmachung etwa um 1900 mit der Aufmachung von heute! Und man beachte, wie sich mit wachsendem Umfang der Ton mancher Rubriken verunedelt hat!

Aber Avenarius, durchdrungen von Machtgefühl, schreibt noch neulich das stolze Wort (2. Juniheft 1913): ‚Über den Weihnachtskatalog fürs große Publikum hinaus hat der Literarische Jahresbericht und hat der Literarische Ratgeber Leistungen für die höchsten (!) Ansprüche der Gebildeten (!) hingestellt, von denen man auch in England und Frankreich als von Höchstleistungen der Gesamtkultur (!) spricht und sprechen muß, weil kein anderes Volk Ähnliches besitzt.'

Nun frage ich: Was in aller Welt sind denn das wohl für ‚Gebildete' mit ‚höchsten Ansprüchen', die sich durch einen Blick in eine anonyme Zensuren-Sammlung unterrichten müssen, was sie zu Weihnachten kaufen wollen?! Haben wahrhaft Gebildete nicht das ganze Jahr hindurch Möglichkeiten genug, aus Zeitungen, Zeitschriften, Katalogen, Prospekten, persönlichen Gesprächen und Empfehlungen von Haus zu Haus oder Mensch zu Mensch nach und nach ein Urteil oder einen Eindruck zu formen, was wohl in ihre Denkweise passen könnte?

Denn auf dem freien Gebiet der schönen Literatur und Kunst kann und darf es keine Geschmacksdiktatur geben, da muß Mannigfaltigkeit herrschen, so reich und mannigfaltig wie die Naturelle und Denkrichtungen der Menschheit.

Und nochmals: Es ist tief zu bedauern, daß sich ein ‚halbes Hundert ausgezeichneter Fachmänner' (wie Avenarius seine Mitarbeiter selber lobt) dazu hergibt, anonym über literarische Mitstrebende zu Gericht zu sitzen. Dieses Prinzip ist ebenso verwerflich wie diese ganze Aufmachung.

* * *

Man hat diesem Oberzensurkollegium schon lange machtlos zugesehen, bis nun jüngst ein Einzelfall den allgemeinen Unwillen gegen diese Bevormundung entfesselte.

Avenarius, der mit seinem ‚Dürerbund' und 124 ‚Prüfungsausschüssen' schon seit einiger Zeit die Volks- und Jugendschriften beaufsichtigt, ging in der Entfaltung seiner Machtmittel einen Schritt weiter. Er schlug vor, die vom

Dürerbund gebilligten Volksschriften mit einem Stempel zu versehen: ‚Empfohlen vom Dürerbund.' Also abzustempeln, was die Zensur des Dürerbundes passiert hatte! Und er versuchte gleichzeitig, über den Kopf des Buchhandels hinweg, besondere Absatzstellen zu schaffen, sogar in Restaurationen, Bahnhöfen usw. Das einzelne an diesem neuen Unternehmen interessiert uns hier nicht; uns ist nur wieder die Wirkung wichtig. Denn jetzt wurde der deutsche Buchhandel zornig. Was keine Einzelfehde fertig gebracht hatte, der Organisation scheint es zu gelingen, weithin sichtbar vor diesen zähen und stetigen Machtansprüchen des Dresdener Literaturaufsehers zu warnen.

In den beiden Hauptorganen der deutschen Buchhändler ist der Kampf gegen Avenarius geführt: im offiziösen ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' (Nr. 99, 105, 109 usw.) und in der ‚Allgem. Buchhändlerzeitung' (Nr. 17, 21 usw.). In einer dieser Nummern (Börsenblatt, 17. Mai 1913) veröffentlicht der Vorstand des Börsenvereins eine Erklärung, deren zweiter Paragraph folgenden Wortlaut hat:

‚Das vom Dürerbund in Anspruch genommene, von unbekannten Personen ausgeübte Zensuramt muß der Vorstand des Börsenvereins als eine unerträgliche Bevormundung des Verlagsbuchhandels und seiner Autoren, sowie als Gefährdung großer Kapitalien ansehen, die in Unternehmungen festgelegt sind, deren Verleger nicht willens sind, sich der Zensur des Dürerbundes zu unterwerfen, zumal diese in sachgemäßer Weise von einer bestimmten Stelle aus bei der großen Zahl der in Frage kommenden Bücher gar nicht ausgeübt werden kann.'

Und in einem der zahlreichen Artikel heißt es (21. Mai):

‚Es kommt auch weiter gar nicht darauf an, ob in dem Aichamte für Volksschriften Buchhändler sitzen oder nicht, sondern darauf, daß es sowohl dem Wesen jeder literarischen Kritik widerspricht, sie von Mehrheitsbeschlüssen abhängig zu machen, als auch dem Wesen und der Aufgabe des Buchhandels, einseitig seine Informationen einer Quelle zu entnehmen. . . Jeder Kundige ist sich auch klar darüber, daß, wie im Leben überhaupt, auch in der Kritik Sympathien und Antipathien, Menschliches und Allzumenschliches eine Rolle spielen. . . Aber was dem Kunstwart recht ist, muß den anderen ernsthaften Literaturblättern billig sein, die sich strebend in derselben Richtung bemühen, ohne den Anspruch auf jene Ausschließlichkeit zu erheben, die Herrn Avenarius als lockendes Ziel erscheint.'

Diese Sprache ist deutlich.

Und nun schließen sich Zeitungen und Zeitschriften dieser Absage an. Im ‚Türmer' (Juliheft 1913) leitet Dr. Karl Storck seinen Aufsatz mit folgenden Worten ein:

‚Die Heftigkeit, mit der dieser Kampf geführt wird, zeigt, daß hier ein lang angehäufter Groll zum Durchbruch kommt, daß der Vorgang, gegen den sich jetzt der Kampf richtet, nur den längst überspannten Geduldsfaden zerrissen hat. Da es sich dabei nicht um eine rein persönliche Angelegenheit des Angegriffenen handelt, vielmehr eine im Kunstleben immer wiederkehrende Erscheinung sich hier in besonders scharfer Beleuchtung zeigt, halten wir uns zur Stellungnahme verpflichtet, obwohl wir aus Erfahrung wissen, daß eine Polemik mit dem Herausgeber des Kunstwarts für sachliche Leute keine erwünschte Aussicht ist. Der Anlaß zum

Ausbruch des Kampfes ist der Versuch des Dürerbundes, den Vertrieb von Volks- und Jugendschriften in seine Gewalt zu bekommen. Auf der Flagge steht der Kampf gegen die Schundliteratur, und die Marschmelodie singt von Gemeinnützigkeit und Volkskultur. Der Buchhandel aber, der bislang für die Unternehmungen von Avenarius fast immer lebhaft eingetreten ist, verschließt diesesmal dem Lobliede das Ohr: einmal weil die Schulmeisterfuchtel gar zu hochmütig geschwungen wird, hauptsächlich aber weil der Vollakkord der Gemeinnützigkeit diesesmal einen so scharf metallischen Beiklang von Geschäft hat, daß auch der Schwerhörige ihn deutlich vernimmt.'

Gleichzeitig versendet die ‚Allgem. Buchhändlerzeitung' einen ihrer scharfen Artikel (Nr. 23) an die Schriftstellerwelt und bittet um Stellungnahme. Es heißt in dieser ‚Abwehr gegen neue Zensurgelüste':

‚Der Dürerbund, alias Herr Dr. Ferdinand Avenarius, hat die ingeniöse Idee, dem Deutschen Volke das Selbstdenken abzunehmen und beabsichtigt nichts Geringeres und nichts Schlimmeres, als die Volksliteratur seiner Privatzensur zu unterwerfen und damit partiell einen Zustand in Deutschland zurückzurufen, dessen Beseitigung seinerzeit nicht allein als ein bedeutsamer Kulturfortschritt, sondern geradezu als Erlösung betrachtet wurde. . . Speziell vor dem neuen anmaßenden Plan des Herrn Dr. Avenarius steht die große unbeantwortete Frage: Woher leitet er für sich das Recht ab, ein Aichamt für eine bestimmte Gattung von Büchern einzuführen und diese Zensur sichtbar mit dem Stempel eines Kulturbundes zum Ausdruck zu bringen? Können sich selbst seine besten Freunde, die Mitglieder des Dürerbundes, eine solche offenkundige Bevormundung gefallen lassen? . . . Ein privater Areopag muß, er möge wollen oder nicht, unfehlbar der Parteidoktrin und damit der Einseitigkeit anheimfallen. Eine solche Prüfungsstelle, die mit ihrem Schematismus ungenannter und unbekannter Beurteiler an sich einen Hohn auf das freie Recht der öffentlichen, mit Namen gezeichneten und vertretenen Kritik bedeutet, ist aber nur dann berechtigt, wenn sie imstande ist, alle Erscheinungen auf dem in Frage stehenden Gebiete in ihre Arbeit einzubeziehen, und wenn ihre anonyme Kritik unanfechtbar ist. Das ist aber im vorliegenden Falle ein Ding der Unmöglichkeit. Vielmehr würde ein unerträglicher Zustand geschaffen werden, der der Persönlichkeit des Herrn Avenarius ein Machtmittel in die Hand geben müßte, auf dem er wie auf einem Instrument einmal für und einmal wider die Autoren spielen könnte. Autoren, die nicht nach Wunsch und Geschmack des Herrn Avenarius und seiner Clique schreiben und nicht nach deren Pfeife tanzen, und Verleger, die nicht mit möglichst hohem Rabatt an die Mittelstelle liefern, werden der Wertmarke des Dürerbundes nicht für würdig befunden werden. . . Eine empfindliche materielle und ideelle Schädigung eines großen Teiles der deutschen Schriftsteller wäre also unausbleiblich. . . Es ist besonders charakteristisch für Avenarius, daß er seinen Plan der Zensurierung von Volksschriften zur Ausführung bringen will, obgleich sowohl die öffentliche Meinung des Buchhandels sich einhellig gegen ihn ausgesprochen hat und obgleich der Börsenverein der Deutschen Buchhändler sein Vorgehen als eine unerträgliche Bevormundung nicht nur des Buchhandels, sondern auch der Autoren und des Publikums bezeichnet.

In der ‚Lese' (Nr. 24, 1913) äußert sich der Herausgeber Muschner folgendermaßen gegen den stempelfrohen Dürerbund:

‚Das ist eine so unerhörte Bevormundung nicht nur der Öffentlichkeit, des Publikums, sondern auch der Verleger und Buchhändler, daß mit Recht dagegen

protestiert wird. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hat sich in einer Sitzung mit diesem neuen Plan des Dürerbundes beschäftigt und veröffentlicht im Börsenblatt eine sehr deutliche Abwehr dieses erneuten Übergriffs der Kunstwartgruppe. Wir haben in unsrer Avenarius-Lese in und zwischen den Zeilen Avenarius bei aller Anerkennung deutlich zu verstehen gegeben, daß es so nicht weiter geht. Seit einiger Zeit ist über diesen sonst so taktisch ruhigen Mann eine merkwürdige Unsicherheit gekommen. Fehlgriff folgt auf Fehlgriff, Polemik auf Polemik. Der Streit gegen Kotzde und Genossen nahm zuletzt solche Formen an, daß selbst der unparteiische Beobachter unruhig werden mußte und voll Sorge darüber, welcher Ton neuerdings in Deutschland bei literarischen Fehden auftaucht. Kotzde scheint unrecht gehabt zu haben (?); aber warum einen Mann dann noch nicht nur literarisch, sondern auch in seiner Privatehre totschlagen! Dann kam die unnötige Anrempelung der Zeitschrift „Zeit im Bild", wobei Avenarius nach einem Gesetz gegen das letzte Prämienausschreiben dieses Blattes schrie und sich eine unnötige Abfuhr holte. Und neuerdings nun dieser Versuch, die kritische Macht in Deutschland an sich zu reißen, ein Literatur-Papsttum zu schaffen und Publikum, Verleger und Sortimenter zu bevormunden. Avenarius hat seinen Kunstwart vor einiger Zeit zum „Kunst- und Kulturwart" umgetauft und nennt seine Zeitschrift ein Blatt für „Ausdruckskultur". Uns will scheinen, in Kunstwartkreisen wird allmählig Ausdruckskultur mit „äußerer Kultur" verwechselt, und wir möchten die Zuschriften, die wir in diesen Fragen erhalten haben, in den Rat zusammenfassen, daß der Kunstwart wieder mehr zur stillen „Innenkultur" zurückkehren möge.'

Auf einige durch obige Polemik hervorgerufene Äußerungen der Presse gegen den ‚Kunstwart' beliebt es nun Avenarius, in folgendem Ton zu antworten (2. Juniheft 1913):

‚So versucht man's (die anständigen Polemiken bleiben bei dieser Betrachtung natürlich außer Spiel) gegen den Kunstwart von allen Seiten her. Der kann seine Freude dran haben wie der Kammerjäger, wenn die Schwaben aus den Ritzen kriechen (!). Man kann auch etwas wie Mitleid mit ihnen haben. Ach, meine sogenannten Gegner haben's Stück für Stück nicht leicht. Wenn seit 26 Jahren kein Haken gehalten hat, an dem man Verleumdungen gegen den Kunstwart aufhängen wollte, so ist zu besorgen, auch die neuen knacken. Versucht's mal mit dem Zusammenschluß! Ich empfehle eine G. m. b. H. zum Totkriegen meines Blatts. Titel: „Für Wahrheit, Freiheit und Ideal!"; Losung: „Rache", aber dreimal zu sprechen und jedesmal mit!!!, Schutzmarke: ein apolloschöner Fischer im Trüben.'

Das ist der Avenarius-Ton.

‚Bedenkt man denn nicht' — schließt dieser bezeichnende Abwehrartikel —, ‚daß man durch all den Schwindel die anständigen Leute zur Bundesgenossenschaft mit dem Kunstwart geradezu drängt? Wir merken's, wie sie aus allen Parteien zu uns kommen.'

Wie bezeichnend ist doch dieser Abwehrton! Er teilt die Welt in ‚anständige Leute' (das sind die Kunstwartfreunde) und in ‚Schwindler' (das sind die Kunstwartfeinde). Letztere vergleicht er mit Ungeziefer; ihre Motive sind ‚Rache' und ‚Verleumdung'; in Klammern gibt er zu, daß es auch ein paar ‚anständige' Menschen unter ihnen geben mag. Und nun setzt sein beliebtes Mittel der Suggestion ein: zu betonen, wie die Abonnentenzahl wachse. Aus der sündigen Welt der Schwaben und Kammerjäger fühlen sich die

‚anständigen Leute' zur Bundesgenossenschaft mit dem Kunstwart ‚geradezu gedrängt'. Sie können nicht anders. Ja, und nun kommt einmal 'ran, ihr da draußen, nun bindet einmal mit uns vom Kunstwart an, mit uns — der ‚kompakten Majorität'!

Hier nun noch eine anmutige Kleinigkeit. Denn ich möchte den Ton dieser leider notwendigen Feststellungen nicht ins Pathetische beschweren. Avenarius betont, daß sein Literarischer Ratgeber im Urteil völlig ‚unbestechlich' sei (als ob etwa die Weihnachtsberatungen irgendeiner tüchtigen Monatsschrift ‚bestechlich' wären?!): ‚Um die Bevorzugungen etwaiger Inserenten oder die Benachteiligung etwaiger Nichtinserenten auch durch irgendwelche psychologischen Vorgänge' (! ei, ei! das hält er also bei seinem ‚halben hundert ausgezeichneter Fachmänner' für möglich?!) ‚auszuschließen, wurden die Namen aller Inserenten sowohl der Redaktion wie den Mitarbeitern verschwiegen.'

Äußerst belustigend! Er ist offenbar noch stolz auf diese für jeden Ehrenmann *selbstverständliche* Voraussetzung unbefangenen Urteils! Also gut: die Redaktion arbeitet unter Klausur; aber die Geschäftsstelle geht frei auf Fang aus. Nun arbeiten zwar manche charaktervolle Redaktionen allerdings mit der Geschäftsstelle Hand in Hand: nämlich so, daß sie erst *dann* zum Inserieren auffordern lassen, wenn sie eine — unabhängig entstandene — günstige Besprechung in Händen haben. Das Werk ist dann im Text empfohlen und im Inseratenteil angezeigt; es ist empfohlen, weil der Rezensent das Buch als schätzenswert empfand, nicht etwa, weil ein Inserat bezahlt ist. Der ‚Literarische Ratgeber' und der ‚Kunstwart' gehen anders vor: Die Geschäftsstelle sammelt nach Leibeskräften Inserate, die Redaktion urteilt inzwischen mit jenem oben gekennzeichneten schönen Freimut und unbestochen (wie heißt es so hübsch: ohne ‚irgendwelche psychologischen Vorgänge'!). Und dann kann es vorkommen, daß im *Text* ein Buch in Grund und Boden verurteilt wird, das im *Inseratenteil* mit teurem Geld vom Verleger angezeigt ist. Die linke Hand (Expedition) sammelt also Geld ein, während die rechte Hand (Redaktion) unbestechlich herunterreißt. Eine angenehme Arbeitsteilung! Nicht zwar für den zahlenden Buchhändler — aber für den Kunstwart und Dürerbund, in dessen Gesamtkasse das Geld zusammenfließt.

Und so passierte denn unserem unbestechlichen Kunstwart mit der Wochenschrift ‚Zeit im Bild' eine reizvolle Gleichzeitigkeit. Im *Text* des Kunstwarts, zu Dresden, wurde ein barockes Reklame-Preisausschreiben dieser Wochenschrift mit wuchtiger Entrüstung gebrandmarkt — und gleichzeitig bemühte sich die *Geschäftsstelle* zu München (‚einer in der Expedition', gibt Avenarius verschämt zu), die Anzeige jenes Preisausschreibens als Inserat zu bekommen! Wie gesagt: eine angenehme und ersprießliche Arbeitsteilung zwischen Dresden und München!

Doch weiter, mein geduldiger Leser! Wir sind auf diese Banalitäten nur im Vorübergehen eingegangen und entfernen uns nun eilig, eingedenk der Warnung jenes Schillerschen Xenions:

‚Übrigens haltet euch ja von dem Dresdener Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus!'

*

Rundschau

Bildungswesen

Ein Akademiker über die Erziehung

des kommenden Geschlechts. ‚La vie est faite non pour être vécue, mais pour être vaincue.‘ Mit diesen Worten leitet René Bazin, Mitglied der französischen Akademie, eine Programmschrift über sein neues Erziehungsideal ein, deren Ausführungen für uns Deutsche besonderes Interesse haben.

Bazin geht aus von den vielfachen Klagen der Leiter großer Unternehmungen, denen es an geeignetem Nachwuchse fehlt, verantwortungsvolle Stellungen zu besetzen. ‚Nous voudrions des hommes complets, pas seulement des employés‘, haben sie ihm gesagt. In ähnlichem Sinne spricht sich der Herausgeber eines großen Blattes aus: Viel Nachahmung, fast überall Spuren eines vorhandenen Talents, aber wenig Arbeiten, in denen der Autor sein Bestes gegeben hat. Unsere Bitte, die Manuskripte nochmals zu überarbeiten, fand leider bei den Herren kein Gehör, bald aus Stolz, bald in der Gewißheit, daß wir die Artikel schließlich notgedrungen doch, trotz aller Mängel, aufnehmen würden. Lieber fanden sie sich mit dem Bewußtsein ab, etwas Halbes geliefert zu haben, als sich der Mühe einer Überarbeitung zu unterziehen.

Bazin beklagt, daß die Mütter bis jetzt nur zu sehr geneigt waren, sich bei der Berufswahl ihrer Söhne von Nützlichkeitserwägungen leiten zu lassen. ‚Welche Laufbahn bietet dem Jungen Aussicht auf 20000 Franken Rente und ein Landhaus?‘ fragen sie und vergessen dabei, daß ihre vornehmste Sorge sein sollte, ihre Kinder zu Charakteren zu bilden. ‚Einen Menschen heranziehen heißt, ihn zum Christen erziehen,‘ gibt der Autor zu bedenken; ‚wenn es einen Adel gibt, dessen Reihen jedem offen stehen, so ist es die christliche Elite, welche die Seelen einander gleich macht, in allen Berufen, allen Lebenslagen und Prüfungen.‘

Alle Erziehung hat in frühester Jugend zu beginnen. Sobald der Verstand erwacht und die ersten Herzensregungen sich zeigen, sind beide — Verstand und Herz — zum Lernen bereit. Doch glaube keine Mutter, sie habe ihrer Erziehungspflicht genügt, wenn sie nicht vor allem die Seele ihrer Kinder liebt und pflegt. Sie möge überzeugt sein, daß, sobald die Geisteskräfte sich entfalten, die Kinder schon zu Handlungen des Hochsinns und der Opferwilligkeit fähig sind. Es genügt, ihnen den steilen Pfad zu zeigen, und sie werden ihn gehen. Fast alle Helden der tätigen Menschenliebe und der Religion haben uns erzählt, daß sie ihre ersten entscheidenden Eindrücke der Liebe ihrer Mütter verdanken. Hierfür gibt der Autor ein selbst erlebtes Beispiel. In einer (nicht genannten) sehr kirchlich gesinnten Gemeinde haben sich die Gläubigen um das Gotteshaus geschart und verteidigen es gegen die Scharen der Angreifer, die aus der Nachbarschaft herbeigekommen sind. Schon ist man von Drohungen zu Tätlichkeiten übergegangen, und jeden Augenblick kann der Tod seine Ernte halten. Fast in der vordersten Reihe der arg Bedrängten steht eine Frau, ein Kind von fünf bis sechs Jahren hoch emporhebend. ‚Sieh und höre!‘ sagt sie zu ihm. Steine werden geworfen, das Geschrei verdoppelt sich. Aufgefordert, sich und das Kind der Gefahr nicht länger auszusetzen, was tut die Frau? ‚Nein,‘ ruft sie, den Jungen noch höher hebend, ‚er soll bleiben, damit ihm die Liebe zur verfolgten Kirche in Fleisch und Blut übergehe.‘ — ‚Bewunderungswürdige Mutter‘, ruft hier der Autor aus, ‚du bist wirklich eines Sohnes wert, der sich einst im Dienste seines Gottes auszeichnen wird.‘

Liegt diese erste Erziehung fast gänzlich in den Händen der Mutter, so tritt in der zweiten Bildungsperiode die Tätigkeit der Schule hinzu. Gewöhnlich behält es sich der Vater vor, eine ihm geeignet scheinende

Anstalt auszusuchen; besser ist es jedoch, wenn beide Eltern gemeinsam darüber beschließen. Auf eine Kritik der einschlägigen Institute läßt sich der Verfasser nicht ein, sondern untersucht nur die Bedingungen einer Erziehung, die er selbst die ideale nennt. Erstes Erfordernis ‚sauf exception' ist ihm das Studium des Lateinischen und Griechischen, um der damit verbundenen Geistesgymnastik willen. Von der gründlichen Kenntnis des Altertums verspricht er sich eine Zerstörung des gefährlichen Aberglaubens, daß ein neu auftauchender Irrtum schon ein Fortschritt sei. In der Auswahl der zu lesenden Autoren geht er noch weiter als unsere Gymnasiallehrpläne, und will auch die Kirchenväter mit aufgenommen haben, an erster Stelle Augustin, dann etwa Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Tertullian, Laktantius und Hieronymus. Diese Lesung der christlichen Autoren ist bestimmt, ein Gegengewicht gegen die bisweilen verführerische Schönheit der heidnischen Dichter zu bilden.

Selbstverständlich muß vom Schüler auch eine gründliche Kenntnis der Biblischen Geschichte verlangt werden. ‚Warum liest man die Erzählung vom verlorenen Sohn, von der Auferstehung des Lazarus und von Maria Magdalena nur in der Kirche, und warum weiß man überhaupt nichts von den Schönheiten des Alten Testaments?' [Die staatlichen Schulen Frankreichs haben bekanntlich den Religionsunterricht abgeschafft.]

Es gibt jedoch noch einen Grund, der die Eltern bestimmen sollte, ihre Söhne Latein lernen zu lassen. Sie mögen überzeugt sein, daß alles, was man gegen die Pflege dieser Sprache vorbringt, nur einen Vorwand bildet. Der Hintergedanke ist, die Geister der Kirche zu entfremden, und nur deshalb sucht man den Unterricht in der Kirchensprache zu unterdrücken. Hat man einmal dies Ziel erreicht, so werden für das kommende Geschlecht die Liturgie, die Vulgata, die Theologie und christliche Philosophie ebenso tot sein wie jetzt die vedischen Hymnen.

Einen wesentlichen Teil des Unterrichts hat die Kirchengeschichte zu bilden, ohne welche die Profangeschichte unverständlich bleibt. Wenigstens in großen Zügen soll der Zögling die Glanzzeiten seiner Kirche kennen. Doch auch die Zeiten des Niederganges dürfen ihm nicht ganz unbekannt sein, damit er sieht, daß das Reich Gottes nach jedem Falle zu neuer Blüte sich entwickelt.

Was so in mühevoller Arbeit aufgebaut worden ist, darf aber das Haus nicht einreißen. In diesem Alter hat ein Scherz manchmal die Kraft eines Beweises; in der Unterhaltung ist deshalb alles sorgfältig zu vermeiden, was das Kind an seinen Überzeugungen irre machen könnte. Pflicht des Vaters ist es, im Kreise seiner Familie beständig Tatkraft, Wahrheit und Unabhängigkeitssinn zu predigen. Wo etwa die Baccalaureatsprüfung vom Besuche der Vorlesungen ungläubiger Professoren abhängig gemacht wird, soll der Sohn eines solchen Vaters lieber auf die Prüfung verzichten, selbst auf die Gefahr hin, umsatteln oder sein Brot im Auslande verdienen zu müssen.

Welche Früchte die planmäßige Erziehung des Willens tragen kann, sucht der Verfasser an einem Falle aus Lothringen (‚la Lorraine devenue allemande sur les cartes de géographie, mais restée plus française que des morceaux de France') zu erweisen. Dort lebt der Besitzer einer kleinen Sägemühle, der in einem arbeitsreichen Leben zu Wohlstand gelangt ist. Eines Tages erklärt ihm der sechzehnjährige einzige Sohn, er wolle Offizier werden.

‚Dans quelle patrie?' fragt der Vater. — ‚La vôtre, la mienne, la France!' Der Wunsch des jungen Mannes soll erfüllt werden, und er tritt zunächst in ein französisches Collège ein. Mittlerweile ist der Fall ruchbar geworden, die Lieferanten und Kunden des Sägemüllers haben sich von ihm zurückgezogen, so daß er vor dem Ruin steht und aus Mangel an Mitteln den Sohn zurückkommen lassen muß. Nach einem Jahre voller Mühe und Arbeit ist es dem Vater jedoch gelungen, einen Teil der verlorenen Kundschaft wieder zu gewinnen, und diesmal ist er es, der die Unterredung beginnt:

‚Gehörst du zu denen, die den Nacken beugen?' fragt er seinen Sohn. — ‚Ich denke nicht!' — Kurz und gut, es wird beschlossen, den jungen Mann einer andern französischen Militärschule zu übergeben, und noch in derselben Nacht bringt man ihn heimlich über die Grenze.

Als weiterer Punkt im Erziehungsprogramm des Verfassers ist eine Auslandsreise vorgesehen, die der Zögling im Alter von 16 bis 17 Jahren mit Vater oder Mutter unternehmen soll. Mag er dabei auch seine Kenntnisse nicht allzusehr bereichern, so sieht er doch, daß auch die Leute jenseits der Grenze nicht ganz ohne Verdienste sind. Frankreich freilich, ‚toute malheureuse qu'elle soit, est incomparable'.

Man versäume ferner nicht, den Jüngling möglichst frühzeitig mit dem Gedanken an seine künftige Heirat vertraut zu machen. Die erste jugendliche Liebesregung ist rein, und sie wird es bleiben, wenn nach abgeschlossenem Bildungsgange, gleichsam als Lohn, dem erfolgreich Bestandenen ein junges Antlitz zulächelt und eine treue Hand sich ihm entgegenstreckt. Also entwöhne man sich der Abneigung gegen frühes Heiraten und fürchte eher, daß die Eheschließung zu weit hinausgeschoben werde, auf eine Zeit, in der das Herz vertrocknet und die Gewohnheit, ein einschichtiges Leben zu führen, zu tief eingewurzelt ist. Dringend zu wünschen ist es, daß der in einer christlichen Familie aufwachsende junge Mann auch mit der Idee des Priestertums sich vertraut mache und die Wichtigkeit dieses Berufes schätzen lerne. Es ist ja bekannt, in welchem Mißverhältnis die Zahl der Geistlichen aus Familien des Mittelstandes zu der aus Bauern- und Arbeiterfamilien steht.

Alle vorerwähnten Grundsätze bleiben jedoch unwirksam, solange nicht ‚das unentbehrliche Element der religiösen Übungen hinzukommt'. Nicht durch Unterhandlungen und Kompromisse wird es gelingen, die Feinde der Religion zu besiegen, sondern nur durch übernatürliche Waffen, für die die Welt nichts als Verachtung übrig hat. Als ein solches Mittel betrachtet der Verfasser die oft wiederholte Kommunion sowohl der Kinder als der Erwachsenen.

Was wird aus einem so erzogenen jungen Mann? Eins ist gewiß: welchen Beruf er auch ergreifen mag, er wird darin Hervorragendes leisten. Mit besonderer Nutzanwendung auf das Heer bemerkt der Verfasser: Solange Frankreich existiert, wird es nicht nur eine Armee haben, sondern auch Soldaten, die sich zum Waffendienste berufen fühlen, aber während der Zeit vom 1870er bis zum nächsten Kriege werden bloß zwei Gattungen von Offizieren keine Enttäuschung erleiden: solche, die im Besitze eines kleinen persönlichen Vermögens im Falle ungerechter Behandlung sich eine bescheidene Unabhängigkeit verschaffen können, und solche, die in den Kolonien für die Machtausdehnung Frankreichs kämpfen. Von der soldatischen Laufbahn abgesehen, braucht das neue Frankreich unternehmungslustige Geschäftsleute, die an allen aussichtsreichen Plätzen der Welt neue Verbindungen für den heimischen Handel anknüpfen. Auch Landwirte werden jederzeit willkommen sein, die Ertragsfähigkeit des französischen Bodens zu erhöhen. ‚Ja,' wiederholt der Autor zum Schlusse, ‚die nach unseren Grundsätzen erzogene Jugend hat alle Aussicht, vorwärts zu kommen und glücklich zu werden, obgleich wir nicht so weit gehen, ein Recht auf Glück anzuerkennen. Sie, diese Jugend, wird von denen sehnlich erwartet, die einmal etwas anderes als Worte sehen wollen: Herzen, erfüllt von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit; etwas anderes als Wohltaten, dargebracht aus den Mitteln der Gesamtheit: die Aufopferung seiner selbst. Alle, die zu dieser Jugend gehören, werden Mitarbeiter an der Wiederaufrichtung unseres Volkes sein. Sie werden tapfere Kämpfer und, wie ich hoffe, Sieger in dem Kampfe sein, von dem seinerzeit Vasquez de Mella sprach: der Augenblick ist gekommen, in dem es gilt, Partei für oder gegen das Kreuz zu ergreifen, unter dessen Zeichen man die letzte Schlacht auf Erden liefern wird.'

Soweit René Bazin, der sich hier ganz

unverblümt als Anhänger des Revanche-gedankens zu erkennen gibt. Mag er auch in erster Linie durch Vertiefung und Verinnerlichung der Erziehung auf die moralische Verbesserung seines Volkes hinarbeiten, so leitet ihn doch dabei die Absicht, das erhoffte Resultat für die Verwirklichung der Revanche-Idee nutzbar zu machen.

Karl Karbaum.

Technik

Der Wettkampf zwischen Öl und Kohle als Mittel zur Erzeugung von Antriebskraft. Wir stehen heute an der Schwelle wichtiger technischer Transformationen, die weit über die Grenzen der Technik hinausgehen, wahrscheinlich auch auf politisches Gebiet übergreifen werden. Es handelt sich um den Ersatz der Kohle als Antriebskraft für unsere Maschinen, Schiffe, Lokomotiven durch das Petroleum, das im Laufe der letzten Jahre als Kraftquell eine solche Bedeutung gewonnen hat, daß es an der Zeit ist, die Möglichkeiten dieser Entwicklung ins Auge zu fassen.

Wir leben heute noch in der seit der Erschaffung der Dampfmaschine geltenden Ansicht, daß die Kohle ein zur Erzeugung des Dampfes unumgänglich notwendiger Mittler ist, der durch Holz und andere Brennmaterialien gelegentlich wohl ergänzt, aber nicht ersetzt werden kann. Seit einigen Jahren aber ist diesem für uns so wichtig gewordenen schwarzen Mineral ein Rivale im Öl erstanden, der behauptet, vielfach wirksamer zu sein als die Kohle, die somit, wenn diese Behauptung zutrifft, vorläufig für gewisse wichtige Funktionen unseres Wirtschaftslebens aus dem Felde geschlagen wäre.

Diese Behauptung erscheint kühn, wenn wir die jetzigen Produktionsmengen in Betracht ziehen; denn die Ölproduktion ist gegenüber der heutigen Kohlenproduktion und dem gesamten Kohlenkonsum eine so geringe, daß jetzt an einen auch nur teilweisen Ersatz der Kohle durch das Öl nicht zu denken wäre. Es betrugen nämlich die Produktionsmengen im Jahre 1910 in Metertonnen:

Kohle	1 164 019 677
Petroleum	43 455 553
Unterschied	1 120 564 124

Daraus geht also hervor, daß wir gegenwärtig immer noch etwa 24mal so viel Kohle als Öl produzieren. Angesichts dieser Ziffern könnte man sich fragen, ob denn jemals die Ölproduktion ein solches Ausmaß erlangen könnte, daß sie tatsächlich die Kohle zu ersetzen vermöchte. Diese Frage kann heute weder bejaht noch verneint werden. Tatsache ist dagegen, daß die Ölproduktion eine stark steigende Tendenz zeigt, daß neue Quellen erschlossen werden dürften und daß daher die heutigen Ziffern zu einem Urteil über die Möglichkeit des vollkommenen Ersatzes der Kohle durch das Oel und über die Zeit, in der diese Möglichkeit eintritt, nicht berechtigen. Das ist eine Frage, deren Entscheidung noch im Schoße der Zukunft ruht, vielleicht einer nahen Zukunft, über deren endgültige Lösung wir aber nach den vorliegenden Daten höchstens Mutmaßungen anstellen können.

Ungleich wichtiger ist für die heutige Zeit die andere Behauptung, die für das Öl ins Treffen geführt wird, daß es nämlich für das gleiche Gewicht das Dreifache an Triebkraft leistet als die Kohle. Ist tatsächlich diese dreifache Leistung technisch und praktisch einwandfrei zu erzielen, dann ergeben sich schon heute für gewisse Arbeitsleistungen für das Öl derartige Vorzüge gegenüber der Kohle, daß sich seine Anwendung für diese speziellen Leistungen aufzwingt, wozu wir ja auch heute bereits die Anfänge sehen. Das Dampfschiff bedarf zur Bedienung seiner Kessel einer großen Mannschaft und großer Räumlichkeiten zur Aufstapelung der Kohlenvorräte, die es während der Fahrt verbraucht. Mit dem Öl läßt sich aber nicht nur an Raum, sondern auch an Mannschaft etwa zwei Drittel dessen sparen, was für den Dampfbetrieb nötig ist. Entweder speist man die Feuer, die den Dampf erzeugen, mit Öl, oder man benützt direkt die Triebkraft der

Ölgase im Zylinder der Motoren und erspart im ersten Falle unter Beibehaltung der alten Maschinen etwas weniger an Raum und Bedienung, im zweiten Falle, mit neuen Maschinen, etwas mehr.

Noch bis vor etwa zwei Jahren, bis zur Zeit der neuesten Entwicklung des Dieselmotors, schien das Öl als Ersatz der Kohle nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung zu haben. Nun hat sich aber herausgestellt, daß die Kohle durch einen weiterer praktischer Entwicklung fähigen Prozeß in Öl verwandelt werden kann derart, daß etwa 35 Proz. der verwendeten Kohle in für Kraftmaschinen brauchbares Öl verwandelt werden können, während der Rest fast vollständig für andere Zwecke ausgenützt werden kann. Gewinnt das Öl als Krafterzeuger in Zukunft diese Bedeutung, die ihm viele in sichere Aussicht stellen, dann wird es von der industriellen und ökonomischen Durchführbarkeit dieses Prozesses abhängen, ob die heutigen führenden Kohlenländer der Erde, an deren Spitze England steht, ihr industrielles und damit politisches Übergewicht gegenüber jenen Ländern behaupten können, die reich mit dem neuen Kraftquell, dem Öl, gesegnet sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde aber mit dem Übergang zum Öl doch ein weitergehender Ausgleich gegenüber der heutigen bestehenden großen Begünstigung infolge des Kohlenreichtumes eintreten.

Um sich ein Bild zu machen, wie sich etwa in Zukunft die natürliche Begünstigung doch unter den Nationen der Erde geltend machen werde, ist es von Interesse, einen Blick auf die letzte Öl-Statistik zu werfen. Darnach werden produziert:

	i. J. 1907	i. J. 1910		Zunahme oder Abnahme
Ver. Staaten	12,149,862	17,945,613	†	5,795,761
Rußland	7,797,345	9,385,740	†	1,588,355
Österreich	1,129,110	1,768,519	†	640,309
Rumänien	1,142,446	1,352,289	†	209,841
Holl. Indien	1,318,404	1,174,409	—	153,995
Indien	610,615	802,769	†	252,144
Mexiko	—	331,832	†	331,832
Japan	228,150	258,630	†	14,780
Peru	100,144	167,712	†	67,520
Deutschland	106,379	145,168	†	38,871
Kanada	107,898	43,106	—	64,692
Trinidad	—	17,071	†	17,071
Italien	8,316	7,309	—	1,207
Formosa	—	506	†	506
Argentinien	—	10	†	10
Totale	34,718,531	43,455,553	†	8,737,012

Aus dieser Liste zeigt sich, daß England mit allen seinen Dependenzen im Jahre 1910 nur 923 046 Tonnen förderte, während die Vereinigten Staaten mit einem Flächengehalt von etwa einem Viertel des britischen Imperiums etwa das Dreißigfache an Öl produzierten. Nach Amerika ist gegenwärtig nur Rußland mit etwa 21 Prozent der gesamten Produktion von großer Bedeutung, alle anderen Länder bleiben weit zurück, nur Mexiko drängt kräftig voran, denn es verlautet, daß dort die Produktion im Jahre 1911 schon über 2 000 000 Tonnen betragen, im Jahre 1912 aber auf über 3 000 000 Tonnen gestiegen sein soll. Genauere Ziffern sind heute noch ausständig, aber die angegebenen zeigen schon, daß Mexiko heute bereits den dritten Rang unter den Petroleumproduzenten der Erde eingenommen hat. Vor einigen Jahren noch wurden große Hoffnungen auf Holländisch-Indien gesetzt, die Produktion ist aber dort in den letzten Jahren gesunken und das bringt recht deutlich den Unterschied zur Geltung, der zwischen Petroleum und Kohle inbezug auf die sichere Vorausberechnung der Produktion besteht.

Die Kohlenfelder der Welt können — soweit sie bekannt sind — fast auf die Tonne genau in Bezug auf ihre Jahresproduktion berechnet werden, bei den Petroleumfeldern ist das leider nicht der Fall. Manche scheinbar sehr ergiebigen Gruben wurden angebohrt, die nach kurzer Zeit versagten; andererseits scheint eine Anzahl von Petroleumquellen unerschöpflich zu sein, wie die am Kaspischen Meere gelegenen, die schon zur Zeit der Römer bestanden.

Die Liste zeigt uns aber doch, daß in allen anderen Öl-Ländern, mit Ausnahme Kanadas, eine ziemlich bedeutende Zunahme der Produktion zu verzeichnen ist, so daß die Annahme einer weiteren, vielleicht sehr beträchtlichen Steigerung der Ölproduktion berechtigt ist. Aber auch wenn dies der Fall ist, scheint die nähere Zukunft des

Öles als Kraftquelle doch hauptsächlich auf Amerika und Rußland und auf der praktischen Durchführbarkeit seiner Destillation aus der Kohle zu beruhen.

Heute verschwinden die Ölmengen, die für Kraftzwecke, einschließlich der Automobile und der Luftschiffahrt benötigt werden, neben jenen, die der Hauskonsum aufbraucht. Das Petroleum ist uns heute in erster Linie Beleuchtungs- und Brennmaterial; darin dürfte aber ein gewaltiger Umschwung eintreten, sobald einmal gewisse Schwierigkeiten, die sich immer im Anfang mit neuen Maschinen, wie dem Dieselmotor und anderen einstellen, überwunden würden.

Wenn wir uns vor Augen halten, daß es zwei Generationen gebraucht hat, um an Stelle des Segelschiffes das Dampfschiff zu setzen, so wird es voraussichtlich ebenso lange dauern, um den schwarzen Herrscher, die Kohle, durch das Öl zu entthronen.

Albert Bencke.

Literatur

Umschau. Einen gehaltvollen Nachruf auf Friedrich Huch, den Romandichter, der kürzlich in München starb, veröffentlichte Wolfgang Schumann im ‚Kunstwart' (2. Juniheft 1913). Er sagt von den Dichtungen ‚Mao', ‚Geschwister', ‚Wandlungen', daß diese ‚am reinsten und ganz abgeschlossen das eigene Schauen Huchs nacherleben lassen', und daß gerade diese Werke am wenigsten bekannt geworden seien. ‚Schwerlich läßt sich ein Begriff von der Kunstleistung und der dichterischen Stärke der Intuition vermitteln, die diesen drei Werken den äußeren Ablauf und die sprachliche Form geben. Auch sie sind bedingt durch die einfache Tatsache, daß der Dichter allein aus der eigenen Ideenwelt schöpfte; und die schlackenlose Reinheit dieser Sprache, der unverbrüchliche Adel in der Wiedergabe alles Menschlichen, die ungewöhnliche Fähigkeit, auch das Ungewichtige in die Abstimmung dieser abgeklärten Menschlichkeit zu beziehen, ohne es zu fälschen, das Ebenmaß der Anteilnahme an allen Gestalten, die alle zu ihrer Zeit und mit ihrer eignen Geste und Deutlichkeit auftauchen und schwinden, alles dies setzt nicht nur eine unbeirrte, sondern auch eine künstlerisch voll geläuterte Persönlichkeit voraus.' Wenn Schumann von der Verwandtschaft Huchs mit Hölderlin und Nietzsche spricht, so betont er auch, daß diese Huchsche Welt nicht durch das ‚verschwommen vergröbernde Wort Ästhetentum getroffen' werden könne. ‚Nicht nur durch ihre heiße, aufwühlend schmerzliche Leidenschaftlichkeit, mehr durch die Kraft der Selbstgestaltung, der geistigen Selbsterhaltung und Selbstbejahung und die körperliche Pflege eines reinen, schönen Daseins' sei diese Welt dem Vorwurfe des Ästhetentums weit entrückt.

Die in Münster lebende Dichterin Antonie Jüngst, deren Schaffen im ‚Hochland' bereits Mai 1911 von Chr. Flaskamp gewürdigt wurde, feierte dieser Tage ihren 70. Geburtstag. Zu diesem Tage veröffentlichte E. M. Hamann in der ‚Kölnischen Volkszeitung' einen warmen Glückwunsch, in welchem sie die Dichterin treffend charakterisiert: ‚Antonie Jüngst ist in erster Linie Epikerin und Lyrikerin, in zweiter Erzählerin. Voraussichtlich auf lange hinaus unvergessen werden bleiben: Das lyrisch-epische Erstlingswerk Konradin der Staufe, der Sang aus alter Zeit: Unterm Krummstab, das epische Gedicht Der Tod Baldurs, die Dichtung in Bildern: Maria von Magdala, der Bilderkranz aus dem Leben eines katholischen Priesters und Schulmannes Bernhard Overberg, die lyrischen Sammlungen Leben und Weben, Aus meiner Werkstatt und Sommerfäden, deren letzte am höchsten stehen dürfte — sehr bezeichnend für Antonie Jüngsts rein dichterisches Schaffen überhaupt; von den Prosawerken vor allem die köstlich verinnerlichten Tagebuchblätter eines alten Fräuleins Gesucht und gefunden, die Thüringische Waldgeschichte aus der Zeit Kaiser Albrechts I. Reginald von Reinhardsbrunn, die märchenhaft-romantisch eingekleidete Reihe Der Glocken Romfahrt, und die chronistische Erzählung Gebeugt, nicht gebrochen, endlich die Stimmungsbilder in Poesie und Prosa aus der ewigen Stadt: Roma aeterna.

Klare Komposition, schwungvolle Sprache, eindringliche Stoffbehandlung, tiefschürfendes Erfassen der Ideen, überhaupt warme, ergreifende Innerlichkeit bilden die Hauptzüge der Muse Antonie Jüngsts. . . . Wir haben nur wenige Dichterpersönlichkeiten, die auf den ersten Blick und bei näherem Kennenlernen einen so reinen Eindruck hinterlassen wie Antonie Jüngst, diese echt weibliche Frau, diese gottbeseelte, echt katholische Dichterin, die dem Leben und der Kunst klaren Auges in die Tiefen und Untiefen schaute und dabei des großen Endzieles niemals vergaß.'

In ‚Stunden mit Goethe' (IX. Bd. 3. Heft) schreibt P. Dr. Exp. Schmidt über ‚Die Katholiken und Goethe' und berichtet über die Wandlung, die bei uns das Urteil über Goethe im Laufe der Jahrzehnte durchgemacht hat. Prinzipiell meint er: ‚Die orthodoxen Protestanten — im üblichen Sinne des Wortes — müssen Goethe eigentlich noch schroffer ablehnen als die Katholiken, weil sie in ihm einen von der rechten Lehre abgewichenen Kirchengenossen sehen, während der Katholik eben einen Mann in ihm sieht, von dem er von vornherein weiß: er steht auf anderem Boden, und mit dem er sich dann, diese Voraussetzung festgehalten, über einzelne Fragen oft sehr gut verständigen kann.' Und wenn Haffner, Brunner, Baumgartner sich im allgemeinen Goethe-feindlich gebärden, so sei das, meint Schmidt, die Folge des Kulturkampfes und der systematischen Ausschließung der Katholiken von der Mitarbeit am geistigen Leben der Nation. In unseren Tagen habe sich die Kampfstimmung gemildert.

‚Unsere gebildeten katholischen Kreise verlangen und fordern mit vollem Bewußtsein ihre Teilnahme am geistigen Leben des Gesamtvolkes und bestreben sich ehrlich, daran ohne Engherzigkeit und Einseitigkeit mitzuarbeiten; ein Zeugnis dafür ist die Beurteilung Goethes in der eben abgeschlossenen umfangreichen ‚Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur' des Benediktiners Anselm Salzer, die ganz gewiß keine Klage auf Einseitigkeit rechtfertigt: spricht er doch selbst bei den „römischen Elegien" von „antiker Natürlichkeit". Die katholische Kritik wird immer nur dann in die Übertreibung hineingedrängt, wenn man uns die genannte volle Teilnahme aus irgend einem politischen oder sonstigen Grunde unterbinden will.'

Ein von bekenntnisfreudiger Liebe zu Erich Schmidt erfüllter Nachruf Paul Weiglins (Velh. & Klasings Monatshefte, Juli 1913) gibt wertvolle Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Verstorbenen. Weiglin nennt ihn einen ‚gütigen und milden Mann, der den Schüchternen ermutigte, den Verirrten zurechtwies, bei anderer Gelegenheit wieder dem Geschickten auch wohl ein anspornendes Löblein spendete.... Er konnte den begründeten Widerspruch des jüngsten Studenten vertragen'. Als Historiker ‚haßte er das Herumschnüffeln in den eigensten Angelegenheiten der Dichter und das wahllose Veröffentlichen unbedeutender Briefe und Tagebücher'. Gegen den zuweilen gegen Schmidt erhobenen Vorwurf, daß er zu einem ‚Literaturpapst' geworden sei, nimmt Weiglin seinen Lehrer kräftig in Schutz. ‚Es lag ihm weltenfern, die Jugend auf seine wissenschaftlichen oder gar künstlerischen Anschauungen zu vereidigen. Was wir von ihm lernen sollten, war die Achtung vor dem Wesen und den Worten des Dichters, und wenn diese Achtung unter der sich ihm anvertrauenden Jugend Schule gemacht hat, so kann man das nur als einen Segen bezeichnen.'

Ricarda Huchs ‚Der große Krieg in Deutschland' nennt Hans Friedeberger (Lit. Echo, Heft 15) ein ‚deutsches Epos'. Er meint, es passe in keine der eingerichteten Rubriken. ‚Wir haben ein Buch, das kein Roman ist und noch weniger eine historische Monographie, und so wird denn das Urteil wesentlich von der Beantwortung der Frage abhängen, ob man geneigt ist, diesem Buche zuliebe eine neue Gattung einzurichten oder doch die Ansichten von den Möglichkeiten des Romans sehr eingehend zu revidieren. Ich für mein Teil antworte mit einem unumwundenen Ja.'

Steinbell.

Theater

Die Spürhunde des Sophokles in Lauchstädt.

Artur Hunt hat in Oxyrhynchos einen Papyrus gefunden, der das umfangreiche Fragment eines Satyrspiels von Sophokles enthielt. Übersetzt von dem Hallenser Professor Robert und (am Schlusse) mimisch ergänzt, wurde das Spiel vom 20. Juni ab, nach zweitausendjähriger Vergessenheit, dreimal auf der winzigen Lauchstädter Bühne aufgeführt und erzielte vor einer Zuhörerschaft von Literaten, Philologen und Historikern einen bedeutsamen Erfolg. Das Fragment beginnt mit dem Auftreten Apollons auf dem Gipfel des Kyllenegebirges. Dem Gotte sind seine Rinder gestohlen worden.

‚Die Stämme all des Thrakervolks hab ich befragt;
Doch keiner hat die Herde noch den Dieb geseh'n.
Dann eilt ich durch Thessaliens üpp'ge Saatenflur
Und durch die reichen Städte des Böotervolks
Und die Olivenhaine Attikas dahin,
Bis daß mein Götterfuß das Dorerland betrat.
Nun steh' ich hier auf der Kyllene steiler Höh' . . .'

Und also setzt Apollon einen goldenen Kranz als Belohnung für die Entdeckung des Diebes aus. Silen vernimmt den Ruf und erbietet sich, die Rinder wieder zu bringen, aber, wie naturgebundene Geschöpfe sind, läßt er sich mißtrauisch von Apollon das Versprechen noch einmal wiederholen und handelt für sich und seine ‚Söhne' sogar noch die Zusicherung, ihnen die Freiheit zu erwirken, heraus. Die Spürhunde (zwölf Satyre) setzen sich auf die Spur, schnüffelnd, auf allen Vieren (welches die wirkungsvollste Stelle des Fragmentes ist) kriechen sie umher, vernehmen unterirdisches Rinderbrüllen und etwas Niegehörtes: Saitenspiel. Nach gebührendem Erstaunen, Niederwerfen, Horchen spricht der Chor:

‚Wer immer mit solcher Stimme begabt
Im Dunkel der Erde mag wohnen,
Er zeige sein Antlitz, er trete hervor,
Daß seinen Gesang wir ihm lohnen.'

Silen.

‚Er zeigt sich nicht auf ihren Ruf. So will ich selbst
Ans Tageslicht zwingen diesen unterirdischen Klang
Durch wilde Sprünge und ein wuchtiges Gestampf,
Daß auch ein gänzlich Tauber es vernehmen muß.'

Nun ein grotesker Tanz, der auf die Zuschauer dieselbe drastisch-komische Wirkung macht wie der Rüpeltanz in Shakespeares ‚Mitsommernachtstraum', aber ferner bewirkt, daß Kyllene, die Bergnymphe, der Erde entsteigt und die Spürhunde grobgeschwätzig anfährt. Aber was sie in ihrer ammenhaften Redseligkeit ausplaudert, ist dies: Zeus hat wieder einmal ein Schäferstündchen auf Erden gehabt; aus dem flüchtigen Liebesbunde mit Maja ist ein Knäblein entstanden, Hermes, und dieses Knäblein ist, das gibt seine Pflegerin zu, ein unbändiger Rüpel. Erst sechs Tage ist er zudem auf der Welt, und schon ist er zu einem Jüngling herangewachsen. Und ein Instrument hat er sich aus einer Schildkrötenschale verfertigt (die erste Leier):

‚Zwei Löcher bohrt das kluge Kind in der enthöhlten Schale Rand;
Von Rohr ein Stäbchen steckt es durch, daß Enden es geschickt umwand,
Damit sich's nicht verschieben kann, mit Strichen eine Rinderhaut . . .'

Ha! Rinderhaut! Kein Zweifel: Hermes ist der Rinderdieb. Kyllene, entsetzt über die freche Anschuldigung, prophezeit den Lästerern den rächenden väterlichen Blitz und versinkt.

So weit reicht das Fragment. Der Rest wird, nach einem Homerischen Hymnus, der Sophokles als Vorlage gedient hat, mimisch dargestellt. Zeus wirft seinen Blitz nicht, die Satyre spüren weiter, sie finden einen veritablen — Kuhfladen, nun ruft Silen Apollon herbei, seine göttliche Anziehungskraft bewirkt, daß Hermes zur Stelle kommt, Hermes, der einen richtigen Schacher beginnt und dem Stiefbruder für

die Rinder, die er nicht wieder erhält, die Leier gibt, die nun, in den Händen des Berufenen, erst ein Werkzeug hoher Kunst wird.

Für diese Posse, an der das wirksamste die Situationskomik ist, war die Lauchstädter Bühne zweifellos nicht der rechte Schauplatz. An Stelle der zimmergroßen Bühne wäre die Freilichtbühne wohl eine geeignetere Szene. Und wie verlautet, soll das Fragment demnächst auch auf zwei Naturbühnen aufgeführt werden. Aber Lauchstädt ist ja als Versuchsbühne anzusehen, und als solche hat es Wert und Gewicht. Die von Professor Robert ausgearbeitete Inszenierung bot durchaus Neues. Seine Szenenbilder, Kostüme, Dekorationen fand er auf griechischen Vasenbildern. Als Bäume galten einfache sich verzweigende Linien; solche Dekoration wirkte wie eine Tapete allerneuester Innendekorateure. Apollon war schreiend blaurotweiß behängt, mit einer gebrannten Puppenfrisur. So kam schon durch die Aufmachung der ausgelassen-possenhafte Charakter des Spiels zum Ausdruck. Von den Darstellern wurden die zwölf Hallenser Studenten, welche die Spürhunde darstellten, diesem Charakter noch am ehesten gerecht. Die Solospieler konnten sich von dem Banne der Idee, ‚griechische' Mythosfiguren darzustellen, nicht immer freimachen.

Franz Herwig.

Kunst

Eindrücke von der internationalen

Baufachausstellung in Leipzig. Die nicht selten schon laut werdende Klage über allzuviele Ausstellungen und dadurch erzeugte Ausstellungsmüdigkeit des Publikums übersieht, daß diese Veranstaltungen neben ihren freilich bald erlahmenden materiellen Reizen und Zwecken — Reklame, Repräsentation, Amüsement usw. —, doch auch höchst schätzenswerte ideelle Wirkungen bringen, vor allem die Möglichkeit, neue Errungenschaften und Bestrebungen künstlerischer, technischer, intellektueller Art in der eindrucksvollsten Weise der Allgemeinheit mitzuteilen und zu empfehlen. Das Ausstellungswesen der Neuzeit darf mit als einer der wichtigsten Faktoren für den allgemeinen kulturellen Fortschritt gelten. Am meisten, wenn, wie in der hier zu besprechenden Ausstellung, ein Spezialgebiet nach allen Richtungen beleuchtet und durch eine wohlüberdachte Auswahl geeigneten Materials völlig anschaulich gemacht wird.

Als Gesamteindruck wird von dieser Architekturschau jeder, dem dies nicht schon anderweitig feststeht, die Überzeugung davontragen, daß wir doch endlich, wenigstens in der Baukunst, der Mutter aller Künste, auf dem Wege sind, einen wirklich modernen und zeitgemäßen Stil zu gewinnen. So schwierig es erscheint, innerhalb des Lebens unserer Gegenwart irgend eine einheitliche und feste Richtung zu erkennen: in der architektonischen Produktion dieser letzten Jahre findet sich doch überall, wo nicht tote Konvention und Banausentum im Wege stehen, das klar akzentuierte Bestreben, eine Ausdrucksweise zu formulieren, die möglichst erschöpfend den materiellen und geistigen Bedingungen unserer Zeit entspricht und die also wirklich stilbildende und allgemein gültige Bedeutung erlangen kann.

Es ist freilich noch viel Rückschauendes, viel direkte Anlehnung an ältere Stilperioden auch unter den besten Erzeugnissen der modernen Architektur — was indessen kaum als Vorwurf gelten darf bei einer Kunst, die durch ihre technischen Bedingungen in einen relativ beschränkten Umkreis formaler Möglichkeiten eingeschlossen ist —, aber über das eklektisch akademische Reproduzieren alter Stilgebilde, wie es noch vor 20 Jahren allgemein war, sind wir hinaus. Und sehr charakteristisch ist es, daß gerade die Stile, die ehemals als Vorbilder die erste Rolle spielten, die Gotik und die italienische Renaissance, weit zurücktreten mußten hinter den früher wenig beachteten, unklassischen aber malerisch lebendigen Übergangsstilen, die, wie etwa das Romantische für kirchliche, der Barock und Klassizismus für Profanbauten, jetzt die meisten Anregungen darbieten.

Anregungen sind es aber in allen Fällen nur, was man von den alten Bauwerken

zu übernehmen bereit ist; wie diese Anregungen verwertet, mit eigenen, neuen Gedanken kombiniert werden, um eine als Ganzes rein moderne, eigenwüchsige Schöpfung zu gestalten, darin äußert sich nun das prinzipiell Neue, die wahrhaft produktive und entwicklungskräftige Tendenz des modernen Bauschaffens.

Der Besucher der Leipziger Ausstellung, der sich des Wesens dieser modernen Architektur klar bewußt werden will, tut gut, zunächst als kontrastierende Folie die Bautengruppe „Alt-Leipzig“ in sich aufzunehmen. Es ist dies eine wohlgelungene Teil-Rekonstruktion des in neuerer Zeit fast gänzlich umgebauten Leipziger Stadtzentrums um 1800, malerisch winklige Gassen und Plätzchen, von charaktervollen Hausfassaden mit zierlich ornamentierten Portalen und Erkervorbauten umstanden, zwei wehrhafte prächtige Stadttore, alles überragt von der knorrigen Silhouette der Pleissenburg mit ihrem Rundturm und von dem schlanken gotischen Chor, dem steilansteigenden mit spitzem Dachreiter bekrönten Dach der alten Paulinerkirche. Im Innern der Gebäude aber überall gemütlich niedere Interieurs, von kleinen Fenstern dämmerig erhellt, mit altväterlichem Hausrat ausstaffiert, wo denn auch ein behaglich feuchtfröhliches Leben nach guter alter Vätersitte sich wie von selbst eingenistet hat. Dieses geschmackvoll, anheimelnd und überzeugend echt angelegte Ensemble zeugt an sich, ebenso wie der mit allerlei Modellen und Photographien angefüllte Pavillon des sächsischen „Heimatschutz“ von dem in unserer Generation neu erwachten liebevollen Interesse für die intimen malerischen oder historischen Reize alter Stadtbilder und Naturdenkmäler.

Die Heimatschutzbewegung, die bereits überall in Deutschland und auch im Auslande vielfach Boden gefaßt und ansehnliche Erfolge erzielt hat, gehört auch mit zur Charakteristik der modernen Architektur, als eine bezeichnende Begleiterscheinung von deren retrospektiven Sympathien.

Jedoch nicht in diesem retrospektiven und konservativen Sinn des „Heimatschutz“ liegt sein eigentlicher Wert, vielmehr darin, daß er den Weg weist, wie notwendige bauliche Neuerungen dem Bestehenden harmonisch eingefügt werden können. Das Verständnis für bodenwüchsigen Lokalcharakter, für eine materialgemäß empfundene, die einheitliche Gesamtwirkung einer Bautengruppe, eines Straßen- oder Platzbildes berücksichtigende Bauweise ist durch ihn, unter Hinweis auf gute alte Beispiele, geweckt und verbreitet und gegen die papierne gefühllos banausische „Baumeister“architektur mobil gemacht worden. Und dieselben Gesinnungen liegen auch den freien Neuschöpfungen guter moderner Architektur zugrunde.

Daß die alte Baukunst überall so rein und unmittelbar verständlich das Wesen ihrer Zeit ausspricht, daß auch Bauwerke verschiedener Zeitperioden im Gesamtbild alter Stadtteile mit einem scheinbar instinktiven Feingefühl stets zusammengestimmt sind, dies darf uns freilich ein Vorbild sein; womit sich aber doch von vornherein eine direkte Übernahme der alten Bauformen und deren Gruppierung für unsere Zeit verbietet.

Wir träumen uns mit Genuß in eine ferne, vielleicht beneidenswerte Welt zurück, wenn wir ein Stündchen in „Alt-Leipzig“ verweilen; aber wir atmen auf, wenn wir wieder aus seinen Toren hinaustreten. All dies schnörkelhaft Zopfige, diese massive Biederkeit, das so urgemütlich Winklige und Niedrige bleibt einem Menschen unserer Zeit fremd, ja auf die Dauer fast unerträglich. So völlig anders nach Inhalt und Wesen ist unsere Welt geworden, daß wir auch nur in ganz anderen Formen und Räumen uns wohl fühlen können. Und das um so mehr, als auch die materiellen Elemente des Bauens andere geworden sind.

In mancher Beziehung werden uns gerade diese materiellen Grundlagen, die neuen Baustoffe und Konstruktionsmöglichkeiten den richtigen Weg weisen können. Es ist jedenfalls verkehrt — wie es ein übelberatener „Heimatschutz“ an einzelnen Orten gefordert hat —, z. B. alle die

modernen Steinsurrogate, die künstlichen Bedachungsmaterialien usw. von vornherein als ‚unecht‘ und ‚unkünstlerisch‘ abzulehnen. Verwerflich ist bei deren Verwendung nur das, freilich oft geübte, Verhehlen und Vertuschen ihres wahren Charakters, das betrügerische Kopieren der für die primären Stoffe geschaffenen Bauformen in diesen Materialien, denen ein ganz anderer Ausdruck, aber auch andere, neue Gestaltungsmöglichkeiten innewohnen. Diesen Ausdruck, diese Möglichkeiten rein und konsequent zu verwirklichen, wäre doch immer wieder eine des Künstlers würdige und freilich nur vom Künstler wirklich zu lösende Aufgabe.

Wir finden denn auch diesen Gedanken in dem von Seesselberg entworfenen originellen Pavillon des ‚Werdandi-Bundes‘ mit Abbildungsbeispielen und Stoffproben in reichhaltiger und vielfach sehr einleuchtender Weise zur Anschauung gebracht. Ganz selbstverständlich erfüllt sich dieses Prinzip aber auch in den großen technischen und industriellen Bauten, Brükken-, Eisenbahn- und Straßenanlagen, von denen zahlreiche Beispiele in Abbildungen und Modellen in der Ausstellung zusammengebracht und aufgebaut sind. Eine Fülle wertvollster Belehrung für den Fachmann, während der Laie doch nur mit einem gewissen dumpfen Respekt und Staunen dazwischen herumgeht; die ästhetische Wirkung, die solchen streng durchdachten Eisenkonstruktionen gerade um ihrer reinen Zweckhaftigkeit willen oft in hohem Maße eigen ist, kann doch nur angesichts der mächtigen Originalwerke unmittelbar ins Leben treten.

Dagegen zeigen die in der Ausstellung vereinigten Modelle und Abbildungsbeispiele monumentaler städtischer Bauten — Kirchen, Theater, Rathäuser, Schulen usw. — verhältnismäßig wenig neue moderne Wirkungselemente. Ein oft sehr enger Anschluß an Vorbilder aus den oben als besonders beliebt erwähnten historischen Stilperioden ist hier in den meisten Fällen maßgebend. Kann sein, daß oft heimatschützerische Grundsätze bei diesen Gelegenheiten eine möglichst getreue Reproduktion der alten lokalen Bauweise vorschrieben. Diejenige Aufgabe aber aus diesem Gebiet, bei der wohl zuerst und am folgerichtigsten moderne Architekturformen ausgebildet wurden, der Warenhausbau, ist auffallenderweise in der Ausstellung fast gar nicht vertreten.

Was an kleinen Privatbauten vorgeführt wird, bestätigt immer wieder die Beobachtung, daß hier die bauliche Gestaltung, und gewiß nicht zu Unrecht, von innen heraus entworfen und bedingt zu werden pflegt. Die neue Raumkunst hat auch für den Außenbau des Wohnhauses die Bahnen vorgezeichnet. Das Äußere dieser Bauten ist verhältnismäßig schlicht, ornamentaler Zierat nur als gelegentliche diskrete Flächenbelebung, Ausschmückung einzelner Glieder anzutreffen, der Bau wirkt vor allem durch die organische Gliederung der Masse, die elegante Silhouette, die geschmackvoll abgestimmten Verhältnisse. Aller reichere Schmuck ist dem Inneren vorbehalten, wobei denn auch in der Raumanlage, in Entwurf und Eingliederung der Möbel, in der Wandbekleidung, in der Gestaltung aller einzelnen Geräte und Zierstücke eine unübersehbare Fülle neuen künstlerischen Lebens erwacht, wahrhaft eine neue Kultur des Wohnraums verwirklicht ist. In reichhaltigstem Maße ist diese Seite des modernen Privatbaus in der Ausstellung dargestellt. Durch Sondervorführungen einzelner Firmen, die eine lange Reihe von Interieurs aller Art in der großen Industriehalle eingebaut haben, aber auch durch zwei prächtig ausgestattete vollständige Häuser vornehmsten Charakters, den Pavillon der Stadt Dresden und die von einer Leipziger Konfektionsfirma erbaute und eingerichtete Villa, denen in der dem Ausstellungsgelände benachbarten neuen Gartenstadt Marienbrunn ein paar kleinbürgerliche Häuschen zur Seite treten, die die Anwendbarkeit der modernen Raumkunstprinzipien auch bei beschränkten Aufwendungen demonstrieren.

Abgesehen von diesen raumkünstlerischen Vorführungen werden dem mehr äs-

thetisch als technisch interessierten Ausstellungsbesucher wohl als stärkste Eindrücke im Gedächtnis bleiben die in manchen Fällen ganz erstaunlich schöne Raumwirkung der großen Ausstellungshallen selbst wie deren äußere bauliche Erscheinung — vorzügliche Repräsentanten des modernen traditionsfreien, rein zweckbedingten Architekturgeistes — und zuletzt das klar disponierte Gesamtbild der Ausstellung, bekrönt von der wuchtigen Silhouette des Völkerschlachtdenkmals, das nicht nur äußerlich den Zielpunkt und Abschluß der Hauptachse bildet, sondern auch geistig als monumentaler Zeuge des großen Gedächtnisjahres die Atmosphäre des Ausstellungsplatzes beherrscht.

Prof. Dr. M. Wackernagel.

Joseph Scherer*. Bilder aus Griechenland. Nach Griechenland folgten 1832 dem jugendlichen König Otto zahlreiche Architekten, Bildhauer und Maler. Unter letzteren Peter von Heß, der den Einzug des Monarchen in Nauplia und Athen in meisterhaften Schöpfungen vor Augen führte und sein reiches Material zu den die Kämpfe der Hellenen gegen die Türkenherrschaft schildernden Fresken (in den Arkaden des Münchener Hofgartens) einheimste. Dazu der nachmalige General Karl von Heideck; dieser hatte schon in Spanien und Frankreich als Offizier gegen Napoleon, dann als Philhellene und Organisator von 1828—29 nicht allein ruhmreich (1833—38) teilgenommen, sondern auch seine militärischen Erinnerungen geschickt zu kleinen Ölgemälden verwertet. Ferner der auf weiten Wanderzügen in Norddeutschland und Schweden, am Rhein und in Italien viel erfahrene Joseph Petzel, welcher mit seinen damals Aufsehen erregenden Genrestücken in das Straßenleben von Athen treffliche Einblicke gewährte. Dazu Carl Rottmann, der geistreiche artistische Exeget der wohlklingenden Linienschönheit in feingestimmter Landschaft.

Im Jahre 1842 wurden viele jüngere Historienmaler nach Athen berufen, um die von Gärtner und Bürklein erbaute Kgl. Residenz mit Fresken nach den von Ludwig Schwanthaler geistreich entworfenen Skizzen in großen Wandgemälden zu schmücken. Darunter Claudius Schraudolph, Joseph Kranzberger, Ulrich Halbreiter, Frz. Wurm und Joseph Scherer, die an der Münchener Akademie als gründliche Öl- und Freskomaler sich hervorgetan. Scherer erhielt unter anderen (nach Schwanthalers Zeichnung) die ‚Schlacht von Patras‘ und nach eigener Komposition den ‚Empfang König Ottos bei dessen Landung‘ zugeteilt, ferner verschiedene mythologische Darstellungen und Landschaften, welche seine Tätigkeit von 1842—44 vollauf in Anspruch nahmen. Scherer malte eine Ansicht von Athen mit der Akropolis, den Theseustempel, das Denkmal mit dem Weihgeschenk des Lysikrates. Auch den sogenannten ‚Turm der Winde‘, ein achteckiges, als ‚Uhr des Andronikos Kyrrhestes‘ oder gar als ‚Laterne des Diogenes‘ bekanntes Gebäude; in dessen Innern war die Vorrichtung zu einem Wassermesser angebracht; außen finden sich die Linien einer Sonnenuhr mit der Dachbekrönung eines ehernen drehbaren Triton. Wohl ein antikes Wetterhäuschen und anschaulicher Beleg von der geistvollen Phantasie, womit die Griechen selbst die gewöhnlichen Bedürfnisse künstlerisch gestalteten.

Als Hauptwerk betrachtete Scherer einen von Soldaten begleiteten ‚Transport von gefangenen Klephten‘, eine im vollen Marktleben Athens erlebte Szene, die leider nie zur Ausführung gelangte und nur in einem sorgfältig detaillierten Entwurf — das benannte man damals als eine ‚Skizze‘! — erhalten blieb. Dazu sammelte er an hundert ganz wie von Peter Heß mit Ölfarbe gemalte figürliche, blattgroße Studien‘ von schönen Frauen, prunkvoll bewaffneten Kriegern, Wasserträgern und Melonenverkäufern, Händlern, Popen, Landvolk und Städtern aller Art, ein wahres Volksgewimmel. Darunter die zierliche, echt aeginetisch schreitende Knabengestalt und die Figur des hoheitsvoll ernsten blinden Geigers, der wie ein Nachkomme

* Joseph Scherer geb. 1. November 1814 zu Ettelried, gest. 25. März 1891.

der Homerischen Rhapsoden gemahnt oder an den von Rückert (in dessen ‚Morgenländischen Sagen und Geschichten') so plastisch geschilderten berühmten Sänger und Dichter Aëscha, durch dessen poetische Empfehlung auf dem Jahrmarkt zu Okkadh die neun schönen Töchter des armen Mohallek glückliche Bräute wurden.

Zwischendurch bereiste Scherer die griechischen Inseln, überall mit offenen Augen herrliche Kostüme, Architekturen, Städteansichten und Landschaften durch getreueste Zeichnungen einheimsend. Über Smyrna begab sich der Künstler nach Konstantinopel, wo er beinahe ein Jahr in unausgesetzter Tätigkeit weilte. Nur mit Mühe riß er sich von dem liebgewonnenen Orient los, den Umweg über Malta und Sizilien wählend, wo er mit gewohnter Treue zeichnete und malte, bis er über Neapel, Rom, Orvieto, Florenz, Mailand und Chur in die Heimat eilte, wo ihn ein schöner und großartiger Auftrag erwartete: Es galt für die Stiftskirche zu Stuttgart die vom König Wilhelm bestimmten großen Glasfenster zu malen, wozu Bernhard Neher die Kartons zeichnete, da Scherer schon früher auf Anlaß von Sulpice Boisserée und unter Wilhelm Voertls Anleitung mit dieser Technik sich eingehend befreundet hatte.

Da sich Scherers bisher völlig unbekannter Nachlaß glücklich erhalten hat, so wird das ‚Hochland' bei der zu Ende des nächsten Jahres fälligen Zentenarfeier seiner Geburt auf das Leben und Schaffen dieses merkwürdigen, ungerechterweise vergessenen Künstlers rechtzeitig zurückkommen.

Prof. Dr. H. Holland.

Musik

Hektor Berlioz über moderne Kirchenmusik. Im kürzlich erschienenen Schlußband der ‚Gesammelten musikalischen Schriften' von Berlioz (Leipzig, Breitkopf und Härtel), der der Hauptsache nach die kritischen Arbeiten des genialen französischen Tonmeisters enthält, findet sich u. a. ein kleines Referat über ‚Die Musik in der Kirche', auf das an dieser Stelle kurz hingewiesen werden mag, weil es als neuer, historischer Beitrag zu einer im ‚Hochland' schon öfter erörterten ästhetischen Frage erscheint. Berlioz beschäftigt sich in dieser Studie mit einer Schrift von Josef d'Ortigue, die reformatorische Tendenzen auf dem Gebiet katholischer Kirchenmusik verfolgte und dabei ‚das musikalische System der Psalmodie (d. h. des gregor. Chorals) auf Kosten der modernen Musik, ja auf Kosten der Musik überhaupt verherrlichte, indem sie die Psalmodie für allein fähig erklärte, religiöse Empfindungen würdig auszudrücken.' Dagegen nimmt nun Berlioz vom Standpunkt des modernen Musikers aus Stellung. Zunächst freilich erkennt er durchaus den tatsächlichen Verfall der zeitgenössischen Kirchenmusik an, der damals einen für uns kaum mehr denkbaren Grad erreicht hatte. Ein köstliches Beispiel hiefür bietet eine in dieser Zeit aktuelle ‚Messe de Rossini' von Castil-Blaze, nach berühmten Opernmelodien des Meisters arrangiert. Von diesem raren Stück gibt Berlioz nach d'Ortigue folgende Beschreibung: ‚Das Kyrie geht nach dem Marsch des Einzugs aus „Otello". Das Gloria beginnt mit dem Einleitungschor des gleichen Werks, welches noch einige andere Bestandteile liefert, bis zur zweiten Hälfte des Schlußverses: „Cum sancto spiritu in gloria dei patris, Amen." Diese Worte hat der Arrangeur der Stretta des Quintetts aus „Cenerentola" angepaßt, einer komischen, zwerchfellerschütternden Nummer mit dem Tempo eines raschen Allegro in dreiteiligem Takt. Man kann sich die närrische, groteske Wirkung nicht vorstellen, welche der Text „cum sancto spiritu" in dieser raschen Bewegung — es fällt auf jedes Achtel eine Silbe — hervorbringt. Das übrige ist im gleichen Stile. Das Credo beginnt mit der Romanze aus dem „Barbier von Sevilla": „Ecco ridente il cielo"; darauf folgen die kriegerischen Duette aus „Tancredi" und „Otello", ein Resurrexit mit aufdringlichem Koloraturengezwitscher und schließlich das „Et vitam venturi saeculi" nach der Melodie des Arsaces im Finale der Oper „Semiramis": „Altro evento prodigio". Noch eines: das

„Dona nobis pacem" besteht aus abgestoßenen Akkorden des Chors nach einer Cabaletta aus „Tancredi", der zierlichsten von der Welt.'

Für diese Absonderlichkeiten macht Berlioz' Gewährsmann nun natürlich nicht Rossini verantwortlich, sondern den Arrangeur dieser köstlichen Messe. Dagegen tadelt er den Meister lebhaft wegen gewisser Sätze aus dessen ‚Stabat mater', und auch Berlioz meint ihm darin zustimmen zu müssen, daß er dieses Werk in seiner Gesamtheit ‚eher theatralisch als religiös' findet. ‚Allein', fährt nun Berlioz fort, ‚der Fehler liegt nicht an der Musik, an der weltlichen Kunst, wie er (Ortigue) sie heißt, und er hat unrecht, sich nach und nach dazu verleiten zu lassen, diese schöne Kunst für alle Verirrungen der Musiker verantwortlich zu machen und sogar zu behaupten, es könne keine wirkliche Kirchenmusik außerhalb der Kirchentonarten geben. Da dürfte ja das „Ave verum" von Mozart, das der ekstatischen Anbetung so erhabenen Ausdruck verleiht, auch nicht zur wirklichen Kirchenmusik gerechnet werden, weil es nicht in der Kirchentonart steht. Hier zeigt sich bei Herrn d'Ortigue eine Vorliebe für die Psalmodie, die wir, offen gestanden, nicht mit ihm teilen. Ja, wir können unbedingt nicht begreifen, wie diese Psalmodie, eine Tochter der griechischen, also der heidnischen Musik, ihm würdig erscheinen mag, das Lob des Christengottes zu singen, während die Musik, eine moderne Erfindung der Christen selbst, trotz ihrer reichen Mittel aller Art, wie sie die Psalmodie nicht besitzt, keinen Anspruch darauf machen darf. Gerade die Einfachheit, das Undeutliche, die unbestimmte Tonart, das Unpersönliche, die Ausdruckslosigkeit bilden in den Augen des Herrn d'Ortigue das Hauptverdienst der Psalmodie. Mir scheint, eine Statue, die mit kalter Teilnahmslosigkeit, und zwar auf einer einzigen Note, den liturgischen Text hersagen würde, müßte dann das Ideal religiöser Musik darstellen. Herr d'Ortigue geht nicht so weit, obgleich seine Theorie ihn dahin hätte führen müssen... Er tadelt aber die Ausführung der Psalmodie, welche in unseren Kirchen stets unter Begleitung eines Serpents oder einer Ophikleide gesungen oder vielmehr wie von Stieren gebrüllt wird. Darin hat er gewiß sehr recht. Beim Hören solcher Folgen von scheußlichen, mit drohendem Ausdruck hervorgestoßenen Tönen, könnte man sich in eine Höhle versetzt glauben, worin Druiden ein Menschenopfer vorbereiten. Es ist dies abscheulich, allein ich muß gestehen, daß alle Psalmodien, die ich gehört habe, auf diese Weise ausgeführt wurden. . . . Eine gründliche Besprechung dieses Gegenstandes und der sich daran anknüpfenden Fragen würde uns sehr weit führen, aber ich glaube, daß es leicht wäre, auch wenn man die Entrüstung unseres Kollegen und Freundes über die Mißbräuche, welche sich in die Kirchenmusik eingeschlichen haben, und über die empörenden Verirrungen fast aller großen Meister bei der Behandlung dieser schwierigen Gattung teilen würde, ich glaube, sage ich, daß es leicht wäre, die Musik zu rehabilitieren. Sie hat keine Schuld daran, daß man von ihrer Macht und ihren reichen Hilfsmitteln so schlechten Gebrauch gemacht hat.' Soweit Berlioz. Zugegeben auch, daß seine Äußerungen Einseitigkeiten enthalten und teilweise auch auf irrigen historischen und ästhetischen Voraussetzungen beruhen: im Grunde genommen bergen sie zweifellos einen richtigen Kern. Vor allem sind sie aufs neue ein Zeugnis, daß der Versuch, die Frage der Kirchenmusik einseitig auf rückgreifendem Wege zu lösen, wie dies heute wieder der Cäcilianismus anstrebt, zu allen Zeiten den Widerspruch der wirklich schöpferischen Geister unserer Kunst wachgerufen hat.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Natur- und Völkerkunde

Eine methodische Einführung in die Hauptlehren der Astronomie, wenn sie zugleich eine allgemeinverständliche Erklärung der einfacheren Himmelserscheinungen und überzeugenden Aufschluß über das von Kopernikus, Kepler und Newton erwiesene großartige Weltbild gibt, darf grade in unsren Tagen besonders dankbarer Aufnahme gewiß sein. Fehlt es doch zurzeit nicht an fantastischen Halbwissern, die mit ihrem Namen den Umsturz der kopernikanischen Lehre verknüpfen zu können glauben. Gegenüber aller solcher irreführenden ‚Populärwissenschaft' sei Joseph Plaßmanns populäre **‚Himmelskunde'** als ein Werk empfohlen, das ohne Zugeständnisse an leichtfertiges Drüberhinlesen seinen Gegenstand zu ernster Vertiefung entwickelt und in nahezu dreihundert Abbildungen ausgezeichnet veranschaulicht. Es liegt denn auch verdientermaßen bereits in zweiter und dritter, wesentlich verbesserter und verbilligter Auflage vor (Freiburg 1913, Verlag Herder. Geb. M. 13.—). Freunde der Sternkunde die sich auch mit eigenen Himmelsbeobachtungen beschäftigen und nützlich machen wollen, seien bei diesem Anlaß hingewiesen auf die von Prof. Plaßmann und Geheimrat Schleyer herausgegebenen ‚Mitteilungen von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik' (Verlag Ferdin. Dümmler, Berlin. Jährlich in 10 bis 12 Heften M. 6,—), die bereits im 22. Jahrgang stehen und neben den praktischen Anleitungen auch zur Theorie und Geschichte ihres Spezialgebietes wertvolle Beiträge enthalten.

Den zahlreichen Einführungen in die Biologie, die in den letzten Jahren aus den Fortschritten dieses Wissensgebietes und namentlich auch infolge seiner wachsenden Wichtigkeit im Schulunterricht beschert worden sind, gesellt sich nun noch eine zur Einführung bestimmte **‚Tierbiologie'** von R. von Hanstein (Leipzig 1913, Verlag Quelle & Meyer. Geb. M. 9 —). Der Leitgedanke des ganzen Werkes, die stete Wechselbeziehung zwischen Bau und Lebensweise der einzelnen Tierformen im vergleichenden Überblick zu verdeutlichen, wird in den zwei Hauptteilen: Das Tier als Einzelwesen und: Das Tier im Verhältnis zur Umwelt mit glücklich gewählten Beispielen durchgeführt; die sehr zahlreichen und schönen Abbildungen helfen auch über etwaige Lücken der systematischen Vorkenntnisse anstandslos hinweg. Man kann sich aber doch des Eindrucks nicht erwehren, daß hier die Vermittlung gar mancher Erkenntnisse fast zu leicht gemacht wird, um zugleich auch nur einigermaßen vertieft und gefestigt zu werden; und die Art, wie schon in der Einleitung Deszendenztheorie und andere weittragende Annahmen vorausgesetzt werden, statt als Abschluß und Grenzfragen unsres Wissens zu erscheinen, macht eine rückhaltlose Empfehlung des schönen Werkes für Anfänger leider unmöglich; auch das verhältnismäßig umsichtig und vorsichtig gehaltene Schlußkapitel über Tierpsychologie — sonst die Achillesferse so manches Tierbiologen — kann sich schließlich die Behauptung einer Entwicklung der menschlichen Intelligenz aus dem tierischen Seelenleben ‚als einer wohl begründeten Annahme' nicht versagen und demgemäß in der Schlußperspektive auf Monismus oder Dualismus eine leise Fürsprache für den ersteren. Derlei Fragen würden gewiß besser in biologischen Einführungswerken überhaupt nicht angeschnitten, sondern dort belassen, wo sie hingehören, nämlich im Bereich der Naturphilosophie. Wie üppig sich diese grade im letzten, vermeintlich so empirischen Jahrhundert entwickelt hat, dafür gibt die **‚Geschichte der deutschen Naturphilosophie'** von Carl Siegel (Leipzig 1913, Akad. Verlagsgesellschaft. Brosch. M. 10,—) eine Fülle von lehrreichen Belegen. Und sie wären noch weit zahlreicher zu finden, wenn sich der Verfasser nicht fast gänzlich auf die Philosophen im engeren Sinne beschränkt hätte und auch den mindestens ebenso belangreichen naturphilosophischen Gedankengängen so mancher bedeutenden Naturforscher und dem philosophischen Untergrund gar mancher vermeintlich rein naturwissenschaftlichen Theorien die gebührende Beachtung geschenkt hätte. Der Schlußhinweis auf Ostwald und wenige andere kann diese empfindliche Lücke weder schließen, noch gar den Leser — wenn man den Ausgang von einem Geist wie Leibniz bedenkt — mit sonderlich guter Hoffnung für die nächste Zukunftsentwicklung der Naturphilosophie entlassen.

Für naturwissenschaftliche Bildungszwecke weit wichtiger als eine voreilige Flieger- (bezw. ‚Schwimmer'-)ausrüstung zur Ausschau auf die sog. letzten Fragen ist eine zuverlässige Orientierung über die tatsächlichen, langsamen, dafür aber auch sicheren Fortschritte unseres naturkundlichen und des naheverschwisterten technischen Wissens. Eine solche gibt nun schon im 28. Jahrgang das altbewährte **‚Jahrbuch der Naturwissenschaften'** unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Jos. Plaßmann (Freiburg 1913, Verlag Herder. Geb. M. 7,50). Grade im vorliegenden Band erfahren übrigens auch einige

Grenzfragen, die im verflossenen Jahr aus bestimmten Anlässen näher diskutiert wurden, eine klärende, den dauernden Ertrag herausstellende Beleuchtung. Für jene erfreulichste Art des naturkundlichen Dilettantismus, die nicht nur über Büchern und Problemen brütet, sondern im kleinen selbst Hand anlegt, seien schließlich zwei neue Nummern von Bastian Schmids **‚Naturwissenschaftlicher Schülerbibliothek'** empfohlen, die kurzen, aber gehaltreichen ‚Chemischen und Physikalischen Plaudereien' von L. Wunder (Teubner, Leipzig. Kart. je M. 1,—) und als ‚eine Praxis der Naturgeschichte', die mit ihren nahezu fünfhundert Abbildungen weit über trockene Sammelsurien hinaus zur wirklich lebendigen und verständigen Beschäftigung mit den Sammelgegenständen anleitet, das vortreffliche **‚Handbuch für Naturaliensammler'** von E. Bade (Verlag Fritz Pfenningstorf, Berlin. Geb. M. 12,—), dessen erstes Wort erfreulicherweise ‚Heimatschutz!' lautet und dessen letzte Weisungen nach einer wirklichen Schulung zu ernsthaftem Sammeln stets auf die Werbung eines dauernden Interesses am Gesammelten abzielen.

Die Grenzfragen der Naturwissenschaft und Philosophie bilden ein ziemlich abgrenzbares Problemgebiet für sich und konnten daher auch für eine ‚Sammlung Natur und Kultur' (München, Verlag Natur und Kultur) ein zweckmäßiges Stoffgebiet ergeben. Ihr ist nun auch in zweiter Auflage die wertvolle Schrift eingereiht worden, in der der Kieler Botaniker Johannes Reinke das Verhältnis von **‚Naturwissenschaft und Religion'** positiv klärt (Brosch. 50 Pf.). Vorwiegend polemisch-apologetischen Charakters ist eine weitere Nummer, in der P. Erich Wasmann unter dem Titel **‚Wie man die Entwicklungstheorie mißbraucht'** (Broschiert M. 1.20) mit einer ‚gemeinverständlichen' Darstellung des Darwinismus durch den Züricher Biologen G. Tschulok vernichtende Abrechnung hält. Auf den Beitrag von Max Ettlinger **‚Der Streit um die ‚rechnenden Pferde'** (Brosch. M. 1,20) hat bereits ein Rundschaubeitrag des Juniheftes hingewiesen. Eine derartige Aufklärung über die wirklichen Anforderungen wissenschaftlicher Tierpsychologie tut um so mehr not, als gerade auf diesem Gebiet von gutmeinenden Populärschriftstellern Wahrheit und Dichtung mit besonderer Vorliebe gemischt wird. Das geschieht z. B. mit vielfach kritikloser Vermenschlichung des Tierlebens in der Schrift von C. M. v. Unruh, **‚Leben mit Tieren'** (Stuttgart, Verlag Franckh. Kart. M. 2.80), der es aber hin und wieder auch nicht an hübschen Beobachtungen bei Pferden und Hunden fehlt. Zur richtigen Erkenntnis tierischen Seelenlebens gehören aber vor allem auch die nötigen Vorkenntnisse in der Sinnesphysiologie. Einen recht brauchbaren Abriß hierzu gibt für die meistbeobachtete Tierklasse die kleine **‚Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere'** von W. Lubosch (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 282, Verlag Teubner. Geb. M. 1.25); nur hätte sich der Verfasser manche voreiligen Abstammungstheorien und subjektivistischen Philosopheme in solchem Zusammenhange sparen sollen. Recht nützliche Hinweise für eine wirklich verständnisvolle Deutung tierischen Verhaltens anstelle oberflächlich vermenschlichender Auffassung gibt auch ein anderes, für Aquarienliebhaber durchaus empfehlenswertes Bändchen der gleichen Sammlung: **‚Das Aquarium'** von E. W. Schmidt (ebenda Nr. 335. Geb. M. 1.25). —

Natur- und Menschenbeobachtung vereinen sich in jeder rechten Reisebeschreibung und gerade in beider Einklang beruht nicht der geringste Reiz solcher Lektüre. Die Eindrücke einer außergewöhnlichen Seefahrt schildert Andreas Gildemeister **‚Auf einem Segelschiffe rund Kap Horn'** (3. Aufl. Berlin 1913, Verlag Dietrich Reimer. Geb. M. 4.—) mit frischer und frohsinniger Anschaulichkeit, so daß man Illustrationsbeigaben gar nicht vermißt und sich mit dem Erzähler mitten im Schiffsleben fühlt. Ein ganz anderes ernstes und geradezu heroisches Dasein ist es, das uns Kapitän Mikkelsens Bericht **‚Ein arktischer Robinson'** miterleben läßt (Leipzig 1913, Verlag F. A. Brockhaus. Mit zahlreichen Abbildungen. Geb. M. 10.—). Auf der Suche nach seinem verunglückten Landsmann Mylius-Erichsen mußte der Verfasser mit einem einzigen Genossen und wenigen Hunden volle drei Jahre in der Polareinsamkeit ausharren. In solcher Umgebung und in den monatelangen Nächten schärft sich von selbst der Blick für jedes Zeichen des Lebens. Und in dem langen, bangen Harren auf Rettung werden ‚Auge und Ohr offen für jede Bewegung und für jeden Laut', — bis zum Halluzinieren.

Nicht immer folgt den mutigen Pionieren der Forschung der breite Strom der Kolonisatoren. Die Wikingerfahrten der Normannen, an die man sich unwillkürlich durch ein Buch wie das Mikkelsens erinnert fühlt, sind bekanntlich lange Zeit ohne Nachfolge geblieben, und erst auf die zweite Entdeckung Amerikas durch Kolumbus folgte die kolonisatorische Eroberung der ‚Neuen Welt'. Gustav Roloff hat diese **‚Ge-**

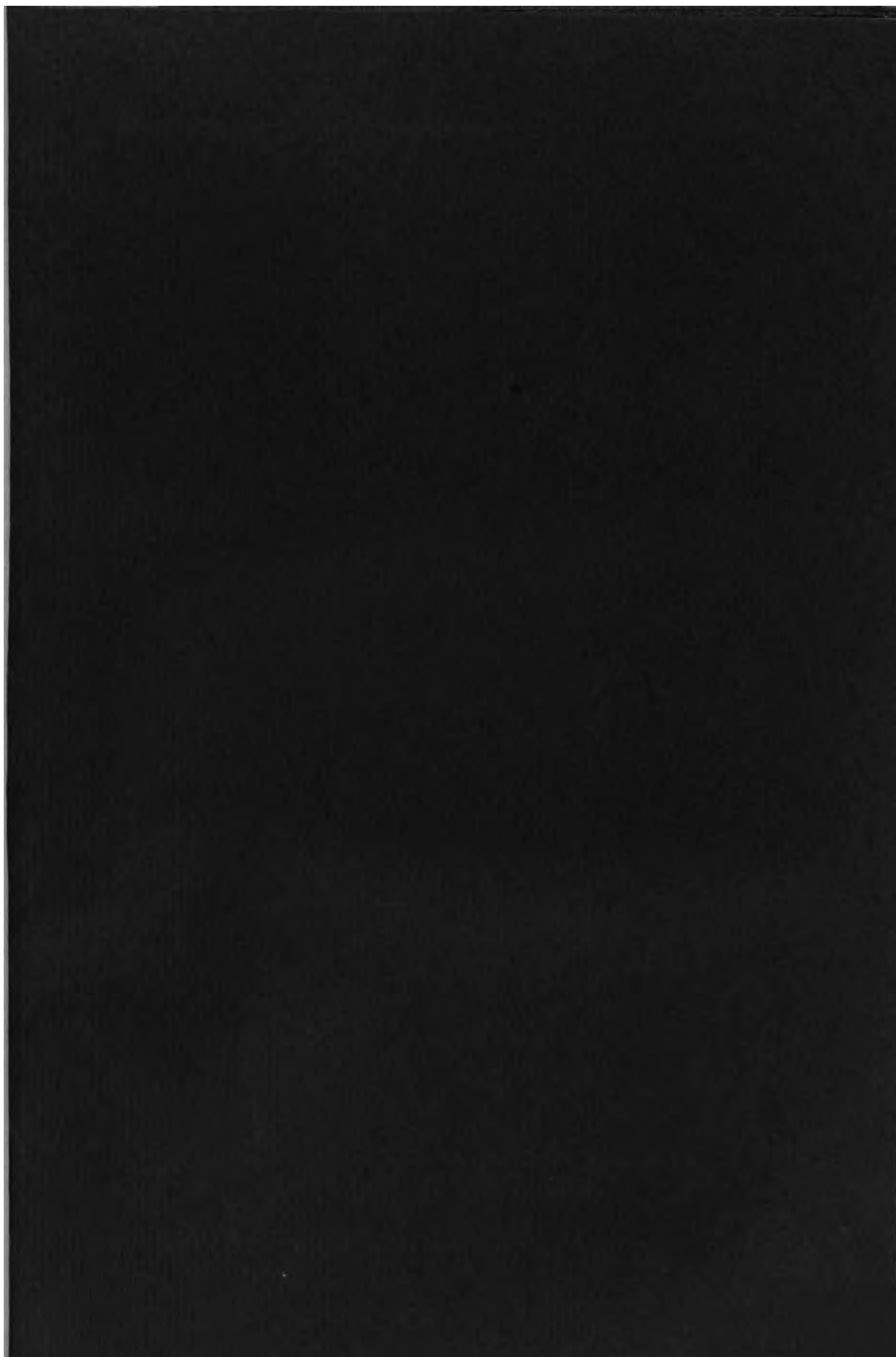
schichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas' unter Einbegreifung aller übrigen Weltteile in einem überaus lehrreichen und anziehend geschriebenen Buche dargestellt (Heilbronn 1913, Verlag Eugen Salzer. Geb. M. 4.—). Das kolonisatorische Eingreifen Deutschlands ist wahrlich, das lehrt gerade der geschichtliche Vergleich, schon spät genug erfolgt, um nun der allernachdrücklichsten Förderung zu bedürfen. Die gleiche Lehre gibt, in etwas anderer und noch nachdenklicherer Weise, das umfassende Werk von A. B. Faust über **‚Das Deutschtum in den ‚Vereinigten Staaten'** in seiner geschichtlichen Entwicklung (Leipzig 1912, Verlag Teubner. Geb. M. 10.—). Die hohe Bedeutung, die sich das deutsche Bevölkerungselement in Amerika immer mehr errungen hat, ist ein schlechter Trost für so gewaltige Verluste des Mutterlandes und freilich zugleich ein vollgültiger Beweis für die Lebenskraft und Tüchtigkeit des Stammes. Es ist unbedingt notwendig, daß für die Popularisierung unserer eignen, deutschen Kolonien noch weit mehr als bisher geschieht, und gerade im katholischen Volksteil hat hierfür noch das allermeiste zu geschehen. Es ist daher besonders zu begrüßen, daß der ‚Sammlung Kösel' ein ausgezeichnetes und recht ausführliches, 300 Seiten starkes Bändchen von Alois Junker über **‚Die deutschen Kolonien'** eingereiht worden ist (geb. M. 1.—). Es sind darin neben der anschaulichen Schilderung von Land und Leuten die wirtschaftlichen, kulturellen und Missionsverhältnisse besonders berücksichtigt.

Das liebenswürdigste und gerade in kolonisatorischer Hinsicht bedeutungsvollste Sonderkapitel der Völkerkunde ist **‚Das Kind in Brauch und Sitte der Völker'**. Das bekannte, einzigartige Werk dieses Gegenstandes von Heinrich Ploß hat nun in seiner von der bekannten Ethnographin B. Renz bearbeiteten, textlich und illustrativ sehr ausgiebig erweiterten Neuauflage mit dem zweiten Band seinen Abschluß gefunden (Leipzig 1912. Verlag R. Grieben. Geb. M. 20.—). Ein überaus reiches, nach den mannigfachsten Rücksichten höchst lehrreiches, bei der Natur des Gegenstands vielfach auch sehr heikles Tatsachenmaterial wird in sachlicher und ethnologischer Anordnung auch in diesem Bande wieder ausgebreitet. Besonders die Kapitel über Spiele und Feste der Kindheit enthalten viel Liebreizendes, während die über Hygiene, Familien- und Rechtsstellung des Kindes besonders auch für die vergleichende Religionswissenschaft bedeutsame Handhaben bieten. Die von den christlichen Missionaren erbrachte völkerkundliche Wissensmehrung wird besonders genützt und ihre praktische Wirksamkeit findet in dem Kapitel ‚Kind und Schulwesen' die verdiente Würdigung.

Unsere Kunstbeilagen

Über die griechischen Typen und Szenenansichten Joseph Scherers, die sich als ein historisches Relief aus der Zeit des Philhellenentums gegen das von Univ.-Dozent Dr. Karl Dieterich geschilderte heutige Griechentum abheben, unterrichtet Professor Dr. H. Holland in dem betreffenden Rundschauartikel.

Herausgeber und Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln (z. Z. abwesend)
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger (verantwortlich i. V.) und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



William Blake / Der Alte der Tage



Nach einem Farbenfaksimile von Fr. Hollyer, London

Hochland

Sch[illegible]

Von [illegible]

[illegible] lan[illegible] empfingen. [illegible] in
wei Büchern erhalten, [illegible] vor
wenigen Wochen in den [illegible] die Ein-
drücke sei[illegible] Studien
über [illegible] en
unter de[illegible]
[illegible] t seiner [illegible]

[illegible] politi[illegible]
[illegible] m Urteil [illegible]
[illegible] ohl auch [illegible]
[illegible] erhältnisse [illegible]





Zehnter Jahrgang September 1913

Schwierigkeiten auf Deutschlands Weg

Von Martin Spahn

In unserem Nachbarlande Frankreich besteht die Meinung, daß die deutsche Nation gegenwärtig eine Zeit voll innerer und äußerer Gefahren durchlebt. Die Meinung ist Beobachtungen entsprungen, die zahlreiche urteilsfähige Franzosen auf ihren Reisen durch Deutschland empfingen. Sie hat einen besonders deutlichen und überlegten Ausdruck in zwei Büchern erhalten, von denen das eine im letzten Herbst, das andere vor wenigen Wochen in den Buchhandel gelangte. Georges Blondel hat die Eindrücke seiner letzten Fahrten durch Deutschland und eine Anzahl seiner Studien über Teilgebiete des deutschen Wirtschaftslebens zu einer Reihe von Skizzen unter dem Titel ‚Les embarras de l'Allemagne' zusammengefaßt. B. Martin hat seiner gehaltreichen Schrift den Namen ‚La Crise politique de l'Allemagne' gegeben. Blondel ist Nationalökonom, auch in Deutschland ein gern gesehener Gast, so oft er bei seinen Freunden zu leider meist nur flüchtigem Besuche auftaucht. So liegt denn auch die Stärke dieses seines Buches über unser Vaterland in den Urteilen über unsere wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Blondel läßt die verfassungspolitischen Fragen nicht außer acht; über die parteipolitischen verbreitet er sich sogar sehr ausführlich. Aber hier ist er in seinem Urteil abhängiger von dem, was andere ihm mitteilten, und er geht wohl auch von völlig unzutreffenden Vorstellungen aus, wo die deutschen Verhältnisse ganz andere sind als die französischen. Martin dagegen ist Verfassungspolitiker und auf seinem Gebiete von einer bei einem Franzosen ungewöhnlichen Klarheit und Tiefe der Anschauung deutscher Zustände; die wirtschaftliche und soziale Entwicklung streift er nur. Die Urteile beider

Männer ergänzen sich; hie und da berichtigen sie einander. Manchen ihrer Gedanken hat der Verfasser dieses Aufsatzes den regelmäßigen Lesern des ‚Hochland' schon seit 1907 nahezurücken gesucht. Ihm lag dabei stets daran, bei allen Anständen, die ihm die Betrachtung der Tagesereignisse in seinem Vaterlande bot, die feste Zuversicht auf den guten Stern unseres Volkes zu bewahren. Er hat auch nie die Lage daraufhin angesehen, als wenn unser Volks- und Staatsorganismus schon bedrohlich erkrankt sei. Vielmehr däuchte es ihm immer, als befinde sich Deutschland nur in einem Stadium des Überganges von älteren Daseinsformen zu einem neuen Leben und als seien alle Erschütterungen, die gegenwärtig unsere Entwicklung kennzeichnen, nur Folgen jenes Stadiums und von derselben Art wie etwa die Erschütterungen, die ein großes Schiff bei einer Drehung auf bewegtem Meere durchbeben. Bei vorsichtiger Steuerung, bei kunstgerechter Fahrt ist für das gut und stark gebaute Schiff nichts zu fürchten. Anders aber erscheint den beiden Franzosen unser Zustand. Das Gesamtbild, das sie von ihm entwerfen, wirkt beklemmend. Blondel spricht zwar absichtsvoll nur von ‚Verlegenheiten' Deutschlands; er setzt seinem düsteren Gemälde Lichter auf, bemüht sich, hervorzuheben, daß er vieles im Leben der deutschen Nation noch stark und zukunftsreich finde. Aber in der Tat charakterisiert er doch ausschließlich die Schwierigkeiten, mit denen unser Geldmarkt und unsere Industrie zu kämpfen hat, als bloße Verlegenheiten. Die politische und soziale Lage zeichnet er in Strichen, als gebe es schier keinen Ausweg mehr aus ihr. Nicht anders, nur noch eindrucksvoller, hoffnungslos düster stellt Martin die Verfassungs- wie die äußere Politik des Reiches als in voller Krise befindlich dar. ‚Wir haben einen Schiffbruch miterlebt.' Deutschland hat für ein Bollwerk der sozialen Ordnung und eine Stütze aller erhaltenden Kräfte Europas gegolten; nur noch Trümmer sind davon übrig. Die Deutschen haben unrecht, von dem Zickzackkurs der Regierung Wilhelms II. zu sprechen. ‚Wir andern, wir sehen nicht einmal mehr den Lauf, ein Wasser, das sich einem Ziele zu bewegt; wir sehen nur noch ein zum Stehen gekommenes Wasser, schlammig von all dem, was man hineinwirft.'

Wie die Geschichte die Völker heranbildet, so sind sie. Davon gehen die ganzen Betrachtungen Martins über Deutschlands Zustand aus. Der Deutsche der Gegenwart singt in tausend Weisen das Lob der Kraft und Gewalt im staatlichen Leben. Er beschäftigt sich unaufhörlich mit Napoleon. Er vergöttert Bismarck. Denn er braucht aus innerstem Bedürfnis des Werdegangs seiner Nation einen Führer, eine starke Regierung. Daran aber gebricht es ihm heute, und dieses Gebrechen, nicht aber, wie die irregeführte öffentliche Meinung redet, das Gegenteil, nicht ein Übermaß von staatlicher Zwangsgewalt, nicht der Mißbrauch der Autorität bildet den Grundmangel des Staatslebens deutscher Nation in der Gegenwart. Die Zügel der Regierung sind den Händen entfallen, die sie bisher hielten, und niemand hat sie aufzugreifen vermocht.

Die beiden französischen Schriftsteller erkennen die hohen Fähigkeiten des Kaisers an, obgleich sie als Fremde kein volles Verständnis dafür haben. Sie vermissen jedoch an dem politischen Verhalten des Kaisers die Stetigkeit und vor allem den Willen, mit den politischen Köpfen und parlamentarischen

Führern der Nation Fühlung zu nehmen, sich ihrer zu bedienen. ‚Herr von Heydebrandt?‘ habe der Kaiser gefragt, als ihm jemand von dem ‚ungekrönten Könige‘ Preußens sprach. ‚Ist das nicht der unangenehme kleine Mann, der mir dieser Tage auf der Jagd vorgestellt wurde?‘

Durchaus einig sind sich Blondel und Martin auch in ihrem abfälligen Urteil über den Reichskanzler. Aber was sie zu seiner Charakteristik als Persönlichkeit und Politiker anführen, hört sich zu sehr als bloßer Widerhall der deutschen Tagesmeinung an, als daß ihrer Einschätzung ein besonderer Wert beigemessen werden kann. Viel wichtiger ist, was Martin bei dieser Gelegenheit über die politischen Eigenschaften des höheren deutschen Staatsbeamtentums im Vergleich zu dem französischen oder englischen allgemein zu erwägen gibt. Noch immer achte man bei den Ernennungen zu Ministern und Staatssekretären vorzüglich auf fachmännische Sachkunde und reine Verwaltungstüchtigkeit. Es fehle dem leitenden deutschen Beamtentum deshalb am politischen Blick und einer Regierungsfähigkeit, die in der politischen und namentlich der parlamentarischen Praxis erprobt sei. Sie hätten deshalb keinen Einfluß auf den Reichstag. Sie scheuten nach wie vor die Mitteilungen an die Öffentlichkeit, insbesondere über ihre auswärtige Politik, und vermöchten infolgedessen niemals die Presse und öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen, wenn sie das Parlament gegen sich hätten. Deshalb mangle es bei ihnen aber auch an der rechten Zusammenarbeit und an Gemeinschaftssinn, wie neuestens die Vorgänge, die den Abgang Wermuths und Lindequists und eine geraume Zeit hindurch das Staatssekretariat Kiderlens kennzeichneten, in rasch wachsendem Maße an den Tag brächten. Solange Bismarck Kanzler gewesen sei, hätte die wesentlich bureaukratische Art der deutschen Staatsmänner ihre Schäden nicht voll entwickeln können. Bismarck hätte sie bei der besonderen Stellung, die der Reichskanzler im Reichsorganismus einnimmt, zu mildern vermocht. Aber wie man sicherlich keinen Nachfolger für den ersten Konsul gefunden hätte, so hat man keinen für Bismarck gefunden. Nun versagt die Maschine. Sie kann nicht (wie Blondel es noch in Abhängigkeit von den deutschen Liberalen behauptet) durch die Einrichtung von Reichsministerien, sondern nur durch Männer neuen Zuschnitts und deren gründlich veränderte Regierungsweise verbessert werden.

Könnte aber der Maschine nicht auch durch eine entschlossene Parlamentarisierung des deutschen Regierungssystems geholfen werden? Ist man doch in Deutschland vielfach der Meinung, daß der parlamentarische Einfluß wachse, und daß sich der Schwerpunkt der politischen Macht aus dem Schoße der Regierung und des Bundesrats in den Reichstag hinüberschiebe. Die beiden Franzosen verkennen nicht, daß einige Anzeichen für diese Ansicht sprechen. Aber sie bestreiten mit gleicher Entschiedenheit die Tatsache. Aus der Ohnmacht der Regierung schließe man trügerischerweise auf das Erstarken des Parlaments. Der Deutsche Reichstag sei unfähig, die Führung der deutschen Politik in die Hand zu nehmen. Bei keinem der im Reichstag gegenwärtig einflußreichen Abgeordneten verweilt einer der beiden Schriftsteller auch nur einige Augenblicke. Ihnen ist das Charakteristische am Reichstag die Ver-

wischung und Unterdrückung alles Individuellen. So sehr überwuchere in ihm das Fraktionswesen, daß Persönlichkeiten in ihm nicht mehr aufkommen; und dasselbe Fraktionswesen hindere auch den Reichstag daran, als Gesamtheit sich in dem politischen Leben Deutschlands zur Geltung zu bringen. Nicht der Reichstag, sondern die politischen Parteien und die auf sie drückenden wirtschaftlichen Interessenverbände oder gewisse Organisationen zur Verfolgung politischer Einzelziele, wie der Wehr- und der Flottenverein, wirkten auf die deutsche Politik maßgebend ein. Blondel sieht geistreich in den Parteien und jenen Verbänden das alte Erbübel deutscher Staatsbildung, den von Bismarck niedergerungenen Partikularismus, unter neuen Formen zu neuer Macht erstanden. Offensichtlich hat die wilde Agitation, die von der Finanzreform des Jahres 1909 bis zu den Reichstagswahlen des Januar 1912 unser Vaterland durchtobte, und das Gerede in den deutschen Zeitungen auch noch über diesen Zeitpunkt hinaus den Franzosen unser Parteileben noch viel zerfahrener und gehässiger gezeigt, als es tatsächlich ist. Die Abstimmungen über die Wehrvorlage und ihre Deckung, die seither erfolgt sind, werden jene übertriebenen Vorstellungen inzwischen auch im Auslande auf ein richtigeres Maß zurückgeführt haben. Der Reichstag als Verfassungsorgan ist eben doch noch nicht durch die Fraktionen zerstückelt und totgeteilt; er besitzt trotz allen Unfriedens der Parteien noch genug Lebensinstinkt, um der Parteien Widerstreit zu meistern, wenn notwendige Entscheidungen getroffen werden müssen. Seine Stellung im Verfassungsleben des Reichs ist freilich so eigenartig, und seine Leistungsfähigkeit deshalb so schwer abzuschätzen, daß sie Ausländern wohl immer ein Geheimnis bleiben wird; sie werden nur ihr Urteil über ihn von Zeit zu Zeit auf Grund ihnen unerwarteter Beschlüsse berichtigen können, ohne deshalb in das verfassungsmäßige Wesen des Reichstags selbst tiefer einzudringen. Richtig bleibt auch nach den letzten Ereignissen, was die Franzosen über die Mängel der durch die Fraktionen beherrschten Geschäftsordnung des Reichstags sagen, zutreffend nicht minder das Wesentliche ihrer Bemerkungen über den Einfluß der Interessenverbände auf die Reichspolitik. Seltsam mutet an, daß keiner der beiden Verfasser sich mit dem Zustande und der Macht der Presse, ihrem Verhältnis zu den Parteien und zum Reichstag zu beschäftigen getrieben fühlt, obgleich die Wirkung der Presse auf die deutsche Politik in den letzten Jahren jäh gestiegen ist.

Das Heil ist aber auch nicht etwa daher zu erwarten, daß die Sozialdemokratie als ungeduldige Erbin des in der Verschleuderung begriffenen Besitzes an deutscher Staatsmacht vor der Türe harrt. Ihre Ungeduld dünkt weder Martin noch Blondel sonderlich groß. Sie verfüge wohl über 4½ Millionen Stimmen im Lande und über 110 Sitze im Reichstage. Aber die Furcht lähme sie, daß, wenn sie ungeschickt operiere, der Reichstag wieder wie Ende 1906 aufgelöst und sie durch einen Bund aller anderen Parteien um ihre Sitze gebracht werden könnte. Nicht einmal das Bewußtsein habe sie mehr, daß sie sich auf ihre Arbeiterwähler verlassen dürfe. Denn die Führer fühlen immer deutlicher die schwache Seite der Partei. ‚Sie legen‘, schreibt Blondel von den Sozialdemokraten, ‚in ihre Anklagen und Forderungen soviel

Bitterkeit, daß die Lektüre ihrer Zeitungen, ihrer Broschüren, ihrer Bücher einen Eindruck der Traurigkeit in unserem Gemüte hinterläßt: man kann nichts Dauerhaftes auf den Zorn oder den Haß gründen.' Es ist deshalb weder rechter Ernst in den Bemühungen der Sozialdemokratie, die Regierung zur Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen zu bewegen, noch darin, eine Änderung der Wahlkreiseinteilung im Reiche zu veranlassen. Zu nachdrückliches Vorgehen auf beiden Punkten möchte vielmehr, so bangt die Partei, der Regierung den Vorwand geben, das Reichstagswahlrecht auch im Reiche zu beseitigen und durch ein anderes Wahlrecht zu ersetzen, das der erstarkten berufsständischen Bewegung auf den Leib zugeschnitten ist. Dann würde der sozialdemokratischen Agitation der Boden unter den Füßen weggezogen sein.

Ganz gewiß würde den Schilderungen, die die beiden französischen Schriftsteller ihren Landsleuten von der Hinfälligkeit aller staatlichen Organe des Deutschen Reiches und von dem Schleifen der Zügel in unserem Vaterlande geben, nur ein Stimmungswert zukommen, suchten sie nicht durch die Schilderungen die Tragweite anderer politischer Vorgänge zu erhärten und zu erklären, deren Tatsächlichkeit nicht angefochten werden kann.

Für Martin als Verfassungspolitiker stehen im Mittelpunkt all seiner Betrachtungen zu unserer inneren Politik die Spuren, aus denen er schließen zu dürfen glaubt, daß das Lebensprinzip der deutschen Reichsverfassung, der Geist, aus dem das Reich als Bundesstaat gestaltet worden ist, von den Angehörigen des Reiches selbst fast unbemerkt und unbeklagt dahinstirbt. Auch Blondel entgeht nicht ganz, daß die Reichsverfassung gegenwärtig in allen ihren Fugen erzittert. Aber hier wie sonst von den liberalen Urteilen über die Verfassungspolitik abhängig, gleitet er leicht über die Einzelheiten des Vorgangs hinweg. Die Reichsverfassung sei vor allem das Ergebnis der Verhältnisse des Jahres 1870; die Verhältnisse hätten sich geändert. ‚Der Bestand der Staaten ist immer gebrechlich, wenn sie nicht auf starken Einrichtungen beruhen.' Bismarcks Verfassungswerk aber sei von vornherein nicht aus geschichtlichem Bedürfnis, sondern nur durch Gewalt hergestellt worden, also künstlich und daher zerbrechlich von Ursprung an gewesen. Das Reich sei weder auf monarchisches noch Volksrecht gegründet, alles in ihm darauf abgesehen, daß Preußen unter dem Deckmantel der Reichsverfassung das übrige Deutschland aufsauge. Das ist die Legende. Martin dagegen umreißt die Bedeutsamkeit des Vorgangs mit einer Sicherheit des Urteils, die bei einem Ausländer ungewöhnlich ist und sich vielleicht nur aus seiner schweizerischen Herkunft erklärt. Zwei Staatswesen sind, das steht ihm vollkommen klar vor Augen, auf dem Boden Deutschlands miteinander vereinigt: der preußische Staat und der geschichtliche Staat deutscher Nation. Sie sind grundverschiedenen Wesens. Ihr einander ergänzendes Zusammenleben, auf dem die Weltmachtstellung des deutschen Volkes beruht, ist durch die Bismarckische Reichsverfassung ermöglicht worden; sie ist nicht für die Mittel- und Kleinstaaten geschaffen worden, sondern um Preußen den Fortbestand zu sichern. Deutschland wird nie, was auch der Unverstand politischer Agitatoren dawider sagen mag, zu

einem Großpreußen werden; die gegensätzlichen geschichtlichen Lebensbedingungen beider Staaten hindern es. Wohl aber kann Preußen in Deutschland aufgehen. Heute droht dem preußischen Staate dieses Schicksal, das ihm viel mehr Nachteile als Vorteile eintragen wird. Die Masse des deutschen Volkes und seiner Stimmführer in den Zeitungen und in den Parlamenten ist indessen ohne Verständnis für die staatsmännische Weisheit des bundesstaatlichen Aufbaus der Reichsverfassung. Von Hause aus entweder unitarisch oder schroff partikularistisch gesinnt, ist sie auch nach 1866 nicht durch die Organe der öffentlichen Meinung aufgeklärt und zu einer politischeren Auffassung erzogen worden. Zudem haben materielle Interessen allmählich von dem politischen Treiben der Deutschen derart Besitz ergriffen, daß ihnen jeder andere Gesichtspunkt gleichgültig geworden zu sein scheint. Daß sie kein Ideal mehr hätten, hat Bebel den Parteien, die auf dem Boden der Staatsordnung stehen, schon vor langer Zeit zugerufen. Aber auch die Arbeiter fragen nur noch nach den Steuern und ihrer Rückwirkung auf die Teuerung; Blondel meint es voller Überraschung auf seinen letzten Reisen durch Deutschland beobachtet zu haben, und Martin hat dieselbe Meinung. ‚Das Land interessiert sich nur noch für die materiellen Interessen.‘ Blondel erklärt ganz folgerichtig auch die unerhörte Bereitschaft, mit der die neuen Heereslasten aufgenommen wurden, aus der einzigen Überlegung, daß die materiellen Interessen ihre beste Bürgschaft in der kriegerischen Stärke Deutschlands hätten. Martin aber leitet aus eben derselben Wurzel ab, daß das um seine äußere Geltung so besorgte Volk seinen Staatsbau gedankenlos in Trümmer verfallen lasse. Hinzu komme freilich noch, daß die Deutschen bei der Schnelligkeit, mit der sich alle ihre Lebensverhältnisse neuerdings umbildeten, nicht nur den Maßstab für die Tragweite von Änderungen eingebüßt hätten, sondern geradezu von einem Erneuerungstaumel ergriffen worden seien, der sie auch auf verfassungspolitischem Gebiete unbedacht mache. Das aber erscheint Martin mit Recht als besonders ernst an den sich jagenden Fortschritten des Unitarismus, daß sie nicht auf einem aus der Entwicklung sich ergebenden Bedürfnis beruhen; sie scheinen ihm allein von der politischen Erziehungs- und Gedankenlosigkeit des wählenden Volkes einerseits, von der Nachgiebigkeit der Reichsregierung und des Bundesrats anderseits herzurühren. Eben deshalb treffen sie auch zugleich mit dem bundesstaatlichen Lebensprinzip des Reiches Preußen bis ins Mark seines Daseins. ‚Kraftlos geworden,‘ sagt Martin an einer Stelle seines Buches, ‚könnte sich Preußen nicht aufrecht halten; denn es ist weder eine Nation noch eine Kultur.‘ So weit ist Martin schließlich in das Hauptproblem unseres ganzen Staatslebens eingedrungen, daß er sogar den Zusammenhang zwischen dem bundesstaatlichen Charakter des Reichs und dem verschiedenen Wahlrecht in Preußen und im Reiche durchschaute. ‚Der bundesstaatliche Charakter Deutschlands wird heute nur noch durch den Unterschied der für den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus geltenden Wahlrechte geschützt.‘ Für eine eitle Redensart gilt es ihm, wenn man einem bestimmten Wahlrecht bestimmte politische Wirkungen beimißt, von dem Reichstagswahlrecht als dem

demokratischen Wahlrecht spricht. Lebt in einem Volke und in seinen Politikern ein demokratischer Geist, so verschafft er sich unter jedem Wahlrecht Ausdruck. Das preußische Wahlrecht ist nicht angreifbar, weil es abgestuft ist, sondern weil die Abstufung durch die Entwicklung der Einkommen und durch die Bildung der Urwahlbezirke zur Karikatur geworden ist. Diese Karikatur hat aber in Deutschland noch ein Seitenstück, und das ist die verschiedene Größe der Reichstagswahlkreise, durch die die Gleichheit des Wahlrechts im Reiche zum Hohn geworden ist. Das Reichstagswahlrecht hat sich also ebensowenig wie das Dreiklassensystem imstande erwiesen, die Entstehung grober Ungerechtigkeiten zu verhüten. Weder hierfür noch für den Schaden, den die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem bundesstaatlichen Charakter des Reichs zufügen würde, hat man in Deutschland noch Empfindung und Gehör; man folgt nur dem agitatorischen Triebe, achtet nur auf den Zauber, den das Schlagwort von dem angeblich gleichen Wahlrecht auf die Massen ausübt.

Scharf, wie Martin die Bedeutung der preußischen Wahlrechtsfrage für das deutsche Verfassungsleben erfaßt, sollte man von ihm erwarten, daß er auch unserer jüngsten finanzpolitischen Entwicklung in demselben Zusammenhange gleich nachdrücklich und ernst nachforschte. Aber dies ist nicht der Fall. Er streift sie nur mit der kurzen Bemerkung, daß die Unfähigkeit der Reichsregierung, die innere Politik nach ihrem Dafürhalten zu leiten, hier deutlicher als in jedem anderen Falle zu beobachten sei und sich an ihr rächen müsse. Dagegen bietet Blondel über die Finanzen einen ganzen Aufsatz. Er setzt mit seinen Hinweisen fest und richtig an, erzählt, daß man bei Gründung des Reichs seine Zuständigkeiten in engen Grenzen gehalten habe und deshalb seinen späteren Milliardenbedarf nicht voraussehen konnte. Daher sei das Finanzwesen gleich anfangs falsch eingerichtet worden. Aber dann verliert sich Blondel in ihm näher liegende volkswirtschaftliche Betrachtungen, in denen er Deutschlands frühere Armut ebenso übertreibt wie das Gemachte und Jähe des jetzigen Aufschwungs. Welch eine Gefahr die Losung von der Besitzsteuer für die Reichsverfassung heraufbeschworen hat, fühlen beide Franzosen nicht, obwohl sie beide so vortrefflich gesehen haben, daß der Deutsche der Gegenwart nur noch an sein materielles Interesse bei den Steuerfragen denkt. So gelangt bei Martin wie Blondel dieser zurzeit dringlichste Gesichtspunkt unserer inneren Politik ganz und gar unzureichend zur Geltung. Freilich mag er für den Blick des Ausländers durch die vielfache Bedingtheit der Gemeinde-, Landes- und Reichsfinanzen untereinander schon fast undurchdringlich verwachsen sein.

Nicht ganz klar kommt es heraus, aber als Schluß aus allem, was die beiden Franzosen sagen, ergibt es sich, daß sie das wesentliche Kennzeichen unserer gegenwärtigen staatlichen Entwicklung in dem rein triebmäßigen Fortschritt, in einem Fortschritt zu erkennen glauben, der sich im Banne der politischen Agitation, leidenschaftlicher, trüber Bewegungen der Volksseele vollzieht. ‚La poussée socialiste' überschreibt Blondel einen Abschnitt seines Buches, ‚la poussée démocratique' Martin einen Abschnitt des seinen.

In dem Reiche, in dem nach der Verfassung die Vorherrschaft bei dem nicht nur un-, sondern antidemokratischen Preußen steht, nistet sich, wie Martin die Lage auffaßt, die Demokratie in allen Ecken und Enden ein. Keine Partei kämpft mit wahrem Eifer für sie. Dennoch wandelt sie Zug um Zug die Einrichtungen und Anschauungen um. Seit Bülows Abgang machen die Staatssekretäre und der Reichskanzler ihr Verbleiben im Amte von der Gunst der Reichstagsmehrheiten abhängig, obwohl dem Reichstag kein Einfluß auf ihre Ernennung oder ihren Abgang zusteht. In Bayern ist das Ministerium Podewils gegangen, als sich die Zentrumspartei nach der Auflösung des Landtags in der Mehrheit behauptete; Freiherr von Hertling gab, als er die Nachfolge übernahm, ganz wie der Minister eines demokratischen Staats vor dem Landtag programmatische Erklärungen über seine Politik. Der Reichstag hat letzthin durch eine Änderung seiner Geschäftsordnung seine Befugnisse erweitert. Man kann der Regierungsform eines Staates einen von Grund aus andern Charakter geben, indem man die Geschäftsordnung seiner gesetzgebenden Versammlung retouchiert. Die Reichsregierung aber beschränkte sich darauf, einige Bedenken zu äußern und damit ihr Gewissen zu beschwichtigen. In Schwarzburg-Rudolstadt findet man sich in einen sozialdemokratischen Landtag. In Mecklenburg erneuern die Großherzöge jährlich ihre Anstrengungen, um ihren Adel zu Zugeständnissen an die demokratischen Vorstellungen der Zeit zu bewegen. In Preußen beherrscht das Verlangen nach dem Reichstagswahlrecht als dem angeblichen Wahrzeichen der Demokratie die Lage. Herr Martin täuscht sich wohl über die Tragweite einzelner seiner Belege; nicht alle sind in der deutschen Geschichte der letzten fünfzig Jahre so unerhört, wie er meint. Hohenlohe zum Beispiel hat bei seiner Ernennung zum Reichskanzler das Bedürfnis einer ähnlichen Erklärung über seine Vergangenheit verspürt wie Herr von Hertling. Aber daran kann in der Tat kein Zweifel sein, daß sich demokratische Anwandlungen und Stimmungen im Sinne des Zeitalters soeben wieder zuversichtlicher als seit langem in Deutschland regen, und daß ihnen auf eine Art nachgegeben wird, die früher wenigstens dort, wo die preußische Regierung gebot, nicht gewöhnlich war.

Blondel ist vorzüglich durch den Zustrom der Wähler zur Sozialdemokratie und durch die auf allen Gebieten wahrzunehmende Sozialisierung des öffentlichen Lebens in Deutschland gepackt worden. Er ist sich klar darüber, was die Stimmenzahl der Sozialdemokratie bei der letzten Wahl auf $4^1/_2$ Millionen Stimmen emporgetrieben hat: Hunderttausende von Wählern haben geglaubt, auf diese Art dem vermeintlichen schwarz-blauen Block einen besonders empfindlichen Denkzettel geben zu können. Die Tatsache bleibt doch bestehen, daß der Sozialismus in Deutschland eine weit größere Anziehungskraft auf die Wähler ausübt als in anderen Ländern. Es reiht sich diese Beobachtung nach der Meinung Blondels oder auch der Martins allen anderen Erfahrungen ein, die das heutige Deutschland dem Betrachter an die Hand gibt. Beide Franzosen sind überzeugte Gegner des Staats- und Gemeindesozialismus. Einen um so schärferen Blick haben sie beide dafür, wie viele und bedeutsame sozialistische Einschläge unsere Gemeinde- und Reichseinrich-

tungen schon aufweisen, und wie unablässig aus ihnen sozialistischer Geist in unsere gesamte Bevölkerung einströmt und ihr Denken umwandelt. Martin steuert die ebenso boshafte wie treffende Bemerkung bei, daß die Gegner der Sozialdemokratie sogar ihren bevorzugten Sammelnamen der ‚bürgerlichen Parteien' dem sozialistischen Anschauungskreise entlehnt hätten; dieser Name atme durch und durch den Geist des Klassenkampfes. Gleich unverständlich ist beiden Franzosen daraufhin das wesentlich negative Verhalten der Reichsregierung und der anderen politischen Parteien zur Sozialdemokratie; es mutet sie sichtlich wie eine Vogelstrauß-Politik an, und sie treffen in ihren kritischen Andeutungen nahe zusammen mit dem lesenswertesten Abschnitt einer auch sonst vieles Beachtenswerte enthaltenden deutschen Schrift, des jüngst erschienenen Buches von Walther Schücking in Marburg über: ‚Neue Ziele der staatlichen Entwicklung'.

Wenn sich aber sowohl die demokratischen wie die sozialistischen Neigungen unserer Nation zurzeit nicht am politischen Bedürfnis inspirieren, sondern wesentlich triebhaft auftreten, so bringen die beiden französischen Schriftsteller durch ihre Kapitelüberschriften, und was sie unter ihnen berichten, fast schon zuviel Ordnung und Streben in das, was unklar und schmerzhaft in der politischen Empfindungswelt des Volkes vorgeht. Diese Vorgänge werden gewiß besser als ‚radikale' Bewegung gekennzeichnet. Den Franzosen lag diese Bezeichnung freilich nicht, weil ihr Sprachgebrauch mit dem Worte die Vorstellung einer bestimmten politischen Partei in Frankreich verbindet. Daß sie aber dasselbe meinen, geht aus dem Nachdruck hervor, womit sie die tiefe und allgemeine Mißstimmung der deutschen Bevölkerung als echteste Ursache aller Sympathien für die Demokratie und allen Wachstums der sozialdemokratischen Stimmen angeben. Blondel hat diese Mißstimmung als bedeutsames Anzeichen sogar nach verschiedenen Richtungen verfolgt. ‚La malaise de la population' beschäftigt ihn in einem besonderen Abschnitte. Die gebildeten und erwerbstätigen Schichten sind mit der auswärtigen Politik unzufrieden. Die Landwirtschaft stöhnt über die Lasten, die ihr aus der Verschuldung des Grundbesitzes und aus der Steigerung der Löhne erwachsen, wie über die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat. Die Industrie beschwert sich über die anschwellenden Kosten der Sozialpolitik, alles, was sich zur konsumierenden Bevölkerung rechnet, klagt über die Schutzzölle und die Teuerung. Sieht man tiefer, so wird die Unzufriedenheit in keinem Falle durch die Tatsachen ausreichend gerechtfertigt. Es gilt für alle Klassen unseres Vaterlandes, was Blondel nur für die Arbeiter einmal hervorhebt: ‚Sie träumen von einem gerechteren Zustande der Gesellschaft und nehmen blindlings Lehren an, die sie weder die Zeit noch die Mittel zu prüfen haben; so wirft sich ein Kranker wohl, unzufrieden mit einem Arzte, der ihn nicht geheilt hat, in die Arme des ersten besten Scharlatans.' Martin aber entnimmt einem anderen französischen Schriftsteller, der unser Vaterland bereiste, den Vergleich, daß in Deutschland heute eine Stimmung herrsche, wie sie über Frankreich vor dem Ausbruch der Februarrevolution unter Ludwig Philipp gelegen habe. Das Volk wählt

Männer der Linken, nicht weil es ihm bei der geltenden Staatsordnung schlecht geht, auch nicht, weil es sich mit der Kraft des Ideals zu einer anderen Staats- oder Gesellschaftsordnung hingezogen fühlt, sondern weil es verstimmt ist und sich von politischen Agitatoren im Dienste feiler Parteiinteressen aufstacheln läßt.

Zwei starke Triebfedern des nationalen Lebens haben einst Bismarck geholfen, das Reich fest und mächtig im Innern wie nach außen aufzurichten: das wirtschaftliche Leben, das aus dem mittel- und kleinstaatlichen Elend herauskommen mußte, und der Wille des deutschen Volkes, die ihm gebührende Stellung einer Großmacht einzunehmen. Solange sie nicht rosten und sie nicht ihre Spannkraft verlieren, mag es um das junge Deutsche Reich noch nicht allzu schlimm bestellt sein.

Blondel widmet der deutschen Volkswirtschaft mit dem Eifer und der Sachkunde des Nationalökonomen eine lange Reihe ausführlicher Bemerkungen. Soviel Einwände aber auch der französische Professor gegen die Methode und Richtung unserer wirtschaftlichen Entwicklung namhaft macht, so überwiegt doch bei der Lektüre dieser Seiten seines Buches der Eindruck, daß er selbst von ihnen nicht allzu fest überzeugt, sondern im Gegenteil von heimlicher Bewunderung für die Geschlossenheit der volkswirtschaftlichen Anstrengungen unserer Nation, für den Mut unserer Kaufleute, für das bisher günstige Ergebnis erfüllt ist. Blondel ist Franzose; er lebt inmitten eines Volkes, das seine Ersparnisse zurücklegt, um das Dasein eines Rentners führen zu können, und das keine starken Einsätze auf dem Weltmarkte wagt. Er spricht zu Franzosen und will sie mit Zuversicht auf den Stern des eigenen, mit Zweifeln am Stern des deutschen Volkes erfüllen. So stellt er sich denn auch auf den Standpunkt seiner Landsleute und betrachtet das wirtschaftliche Leben Deutschlands und dessen Aussichten mit ihren Augen. Der Franzose legt seine Ersparnisse vorsichtig in Staatspapieren an. Der Deutsche läßt sie zu einem immer größer werdenden Teile durch Vermittlung der Banken in den breiten Strom des nationalen Kapitals einmünden, das daheim wie draußen die deutsche Industrie- und Handelstätigkeit befruchtet. Blondel schüttelt dazu ebenso den Kopf wie zu der weit getriebenen Bereitschaft der deutschen Banken, industriellen Unternehmen Geld zu geben. Fast wie Draufgängertum schildert er den Weitblick und die Entschlußfähigkeit, womit der deutsche Kaufmann im Auslande überall Fuß faßt und das Netz der wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Auslande immer enger knüpft. Daß unsere Nation infolge ihres Vorgehens ihre Kapitalien nicht ebenso disponibel hat wie Frankreich, daß daraus allerlei Schwierigkeiten entstehen, unter denen der deutsche Geldmarkt leidet, und die auch für die deutsche Kriegsbereitschaft in kritischer Zeit einmal gefährlich werden können, wird von Blondel mit allem Nachdruck unterstrichen, obwohl sie sich, wie er selbst zugeben muß, bisher nicht unüberwindlich gezeigt haben. Gar nicht würdigt Blondel, welchen wertvollen Rückhalt die deutsche Industrie und der deutsche Handel an der hohen Blüte der Landwirtschaft haben, wie die Landwirtschaft im großen und ganzen Schritt mit dem wachsenden Bedarfe der industrialisierten und in rascher Vermehrung

begriffenen Bevölkerung gehalten hat. Von all dem eindrucksvollen Zusammenwirken der drei großen Zweige jedes nationalen Wirtschaftslebens hören Blondels Leser nur, und auch dies nicht an der erwarteten Stelle, daß Deutschland in dem trockenen Sommer 1911, als es gleich Frankreich erheblich mehr Lebensmittel einführen mußte, den Betrag seiner Ausfuhr fast um dieselbe Summe steigerte, Frankreich dagegen seinen Verlust nicht durch eine ebenbürtige Anstrengung wettmachte. Statt dessen übertreibt Blondel unsere Abhängigkeit in der Volksernährung vom Auslande. Er bemißt sie schon auf zwei Drittel des gesamten Bedarfs und erklärt die Bemühungen, uns in der Lebensmittelerzeugung auf uns selbst zu stellen, für endgültig gescheitert. Auch an den industriellen Leistungen Deutschlands lobt er schließlich, obgleich er sie nicht verkennt, nicht so sehr ihre Tatkraft, als daß er sorgenvoll fragt, ob das Bedürfnis nach Absatz- wie Bezugsgebieten Deutschland nicht auf denselben Weg der Eroberungen treiben werde, den England gegangen sei. So ist im Grunde nur eine seiner volkswirtschaftlichen Beobachtungen unbefangen, seine Kritik an dem einreißenden Luxus. Das Verhältnis zwischen Einkommen und Ersparnis verschiebe sich in einer volkswirtschaftlich nicht günstigen Weise; der Deutsche gebe erheblich mehr Geld als früher für unproduktive Bauten und für seine persönliche Lebenshaltung aus. Hier legt Blondel den Finger auf eine unzweifelhafte Wunde unseres volkswirtschaftlichen Zustandes, und sie ist um so ernster zu nehmen, als es sich um ein Grundgebrechen des Charakters unserer Nation handelt. Im 18. Jahrhundert hatte sich die Nation kaum von der Verarmung des Dreißigjährigen Kriegs und der langen ihm folgenden Kriege erholt, so stimmten aufmerksame Beobachter sogleich wieder dieselbe Klage an, die im 16. Jahrhundert, in den Zeiten des Reichtums, so laut erschollen war: es werde für unwirtschaftliche Zwecke zuviel ausgegeben. Die napoleonische Zeit brachte wieder größere Einfachheit und mehr Selbstzucht, aber nunmehr meldet sich die alte schlimme Neigung mit neuer Kraft. Ganz und gar dagegen versieht sich Blondel, wo er die Rückwirkung der deutschen Sozialpolitik auf die Volkswirtschaft erörtert. Dort hat er nur Augen für die Schatten und bemerkt über den Schatten das viele, reich flutende Licht nicht. Er skizziert, freilich nur in ganz großen Strichen, die Verbindungen der deutschen Unternehmer untereinander, stellt daraus die Verstärkung des kapitalistischen Einflusses in unserem Vaterlande, auch wieder nur mit einigen allgemeinen Wendungen, fest und behauptet ebenso allgemein, daß sich der deutsche Arbeiter um so mehr der Lohnsklaverei verfallen glaube und um so bitterer und fatalistischer in die Zukunft schaue. Er beachtet nicht mit gleicher Aufmerksamkeit andere Erscheinungen, die günstigere Aussichten eröffnen. Von den Gewerkschaften spricht er zwar; an den christlichen Gewerkschaften beschäftigt ihn aber mehr ihr Gegensatz zu den katholischen Fachabteilungen als ihre soziale und politische Entwicklung. Ein so merkwürdiges Buch wie das auf dem Dresdener christlichen Gewerkschaftskongresse lebhaft umstrittene Buch Brauers* wird nicht einmal erwähnt. Auch die in ihren Be-

* Theodor Brauer, Gewerkschaften und Volkswirtschaftliche Gedanken und Hinweise. Jena, Fischer, 1912.

gleiterscheinungen wichtige Bewegung für die Tarifverträge läßt Blondel ungewürdigt, ebenso wie die Mäßigung, die neuerdings sogar mehrere der großen freien Gewerkschaftsverbände an den Tag legen. Entgangen ist ihm der wohltätige Einfluß, den ihre vielfache Übereinstimmung in den sozialpolitischen Forderungen auf die gesamten Beziehungen der politischen Parteien zueinander ausübt. Erst recht ist Blondel nicht bereit, zu untersuchen, wieweit hier schon unmittelbare Wirkungen der sozialen Gesetzgebung auf das Empfinden der deutschen Arbeiterwelt durchscheinen, die mit der Zeit noch um vieles stärker zu werden versprechen. Im Gegenteil neigt er unverkennbar dazu, den Bankerott der deutschen Sozialpolitik anzukündigen. Er behauptet, daß sich die öffentliche Meinung zu ihren Ungunsten gewendet hat, und bietet zum Belege dieser Behauptung eine so umfassende Literatur auf wie für keinen anderen Teil seiner Arbeit. Auch Lehmkuhls Schrift über ‚Die soziale Frage und die staatliche Gewalt' muß ihm dabei als Stütze dienen, als ob die ältere Jesuitenschule nach ihren ganzen Anschauungen vom Staate nicht von jeher der deutschen Sozialpolitik ihren Beifall versagt hätte! Unbekannt ist Blondel dagegen die kleine, sehr besonnene Broschüre des Aachener Industriellen Kern geblieben. Das erst kürzlich veröffentlichte Buch unseres führenden Sozialpolitikers Hitze: ‚Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik' hat er nicht benützen können; er hätte es jedoch vermutlich auch unter günstigeren Umständen nicht so sympathisch wie Bernhards ‚Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik' verwertet, gegen die Hitze seine Ausführungen richtet.

Während uns Deutschlands wirtschaftliche Leistungsfähigkeit noch als unversehrt gelten darf, ist es vielleicht anders mit Deutschlands Stellung als Weltmacht. Blondel zeigt sich beunruhigt über unsere Bemühungen, zu England in ein besseres Verhältnis zu gelangen, obwohl er sich den Anschein gibt, zu glauben, daß nichts dabei herauskommen werde. Als das Haupthindernis befriedigender Ergebnisse unserer auswärtigen Politik sehen beide Franzosen unsere Schwierigkeiten mit den Polen, Elsässern und Dänen an. Martin behauptet, daß wir dank den ‚Vendéen', die wir uns an unseren Grenzen geschaffen hätten, fest wie ein auf Klippen geranntes Schiff säßen. Wir hätten uns durch die Zurücknahme der Elsässer und durch die Klagen der elsässischen Bevölkerung ein- für allemal der Möglichkeit einer Verständigung mit Frankreich begeben; die einer Großmacht unentbehrliche Freiheit der Bewegung, Bündnisse zu suchen und einzugehen, mangele uns. Durch den Haß der Polen wider uns und wegen des polnischen Einflusses in Wien könnten wir aber nicht einmal das einzige Bündnis, das für uns möglich geblieben sei, den Dreibund, ausnutzen. Für eine französische Betrachtungsweise ist es nur natürlich, daß sie die Bedeutung der elsässischen und polnischen Frage für unsere auswärtige Politik so stark unterstreicht und ohne Zweifel übertreibt. Sie widerlegt sich aber schon dadurch, daß sie den Blick zu fest auf einen einzigen Punkt einstellt und zu eng wird. Auch setzt sie voraus, daß die Aufgaben unserer auswärtigen Politik zu ihrer Lösung eine Aktivität erfordern, deren es in Wahrheit heute nicht bedarf. Wir können warten. Vor des Volkswirtschaftlers Blondels Auge leuchtet wenigstens für einen Augenblick

einmal dieser Sachverhalt auf. Die Zurückhaltung, die sich die deutsche Regierung in der gegenwärtigen Krise der Politik der Großmächte auferlege, bewahre unsere im Ausland arbeitenden Kapitalien vor Hemmungen und Gefahren, und sei ‚deshalb klüger‘, ‚als wir uns vorstellen‘.

Die Kritik der beiden Franzosen an den Grundpfeilern unserer nationalen Einheit und des Reichs muß bei genauerem Zusehen abgelehnt werden. Keiner von beiden wagt denn auch zu behaupten, daß sich das deutsche Volk wieder teilen wolle. Blondel stellt einmal selber fest, wie sehr die Deutschen aus dem ihnen allen gemeinsamen wirtschaftlichen Interesse am Reiche hielten, ein andermal, ein wie erregbares nationales Gefühl den Deutschen gegenwärtig eigentümlich sei. Dagegen rechnet derselbe Blondel damit, daß der Reichsbau aus einer inneren Ursache zerbröckele. Der soziale Organismus unseres Volkes scheint ihm schwer krank zu sein. Der Rückgang der Geburten, die Zunahme der Kriminalität, das Umsichgreifen des Heidentums, die Verbreitung der Schundliteratur, das Schwinden des Familienzusammenhangs gelten ihm als Zeichen, aus denen unwiderleglich der rasch voranschreitende sittliche Niedergang des einst auf seine Sitte und seinen Glauben so stolzen deutschen Volkes hervorgeht. Indem er am Schluß seines Buches Deutschlands und Frankreichs Macht miteinander vergleicht, sieht er sehr vieles, worin Deutschland Frankreich überholt hat. Aber eines tröstet ihn: ‚Ohne die Größe der gegenwärtigen Leistungen Deutschlands zu verkennen, dürfen wir doch denken, daß der wirtschaftliche Fortschritt nur in dem Maße bewunderungswürdig ist, als seine Träger mit ihren Anstrengungen die unablässige Sorge um den moralischen Fortschritt vereinen. Diese Sorge aber schien mir dort nicht sonderlich das Hirn der meisten zu bekümmern, die in den Wirbelsturm des wirtschaftlichen Lebens gerissen sind. Wir sind weniger stark in die Strudel des Industrialismus hineingezogen worden.‘

Martin geht auf die Erscheinungen des sozialen Verfalls nicht ein. Ein krankes Volk sind wir doch auch für ihn, der nur die politischen Lebensäußerungen unter seine Sonde genommen hat. Die Unkraft der Regierung, die Verflachung und Verbitterung der Regierten, die Schwäche und Gleichgültigkeit, mit der man hüben und drüben ohne Aufsicht und ohne Abwehr das Wesen der Reichsverfassung sich verflüchtigen läßt, drängen ihm das Gesamturteil auf: ‚Es gibt keine Autorität mehr, doch herrscht die Ordnung im Innern. Man vermengt oft den Begriff der Ordnung mit dem der Autorität, indessen sind beides ganz verschiedene und voneinander unabhängige Dinge. Die Polizei und die Verwaltung (ihr Lob singt auch Blondel mit Wärme!) haben Traditionen der Pünktlichkeit, Disziplin und Ehrenhaftigkeit, die man nicht genug rühmen kann. . . . Die Verwaltung ist es (in jedem Lande), die die Revolutionen hervorruft oder die Mißstimmungen beruhigt. Das Volk merkt solange nichts von dem in einem Staate einreißenden Verfall und leidet nicht darunter, als er sich nicht den unteren Staatsorganen mitteilt. Soweit ist Deutschland nicht. Vom Haupte bis zu den äußeren Gliedern ist der Weg in einem so gewaltigen Organismus lang.‘ Schon sickern die Krankheitsstoffe aber auch in die Verwaltung ein. Vor allem daran bemerkt man ihr Vordringen, daß sich

das Beamtentum, entgegen der Vorschrift der Regierung, immer massenhafter der Sozialdemokratie hingibt und die amtliche Haltung der Regierung dadurch widersinnig und unmöglich macht.

Und dennoch ist das deutsche Volk noch ein widerstandsfähiges, lebenskräftiges Volk. Bei aller Kritik ist Martin nicht entgangen, wie mächtig sich der unserem Volke von je in schlimmen Tagen eigene hilfreiche Vereinstrieb zurzeit wieder regt. Man hat den Deutschen für den Reichstag ein Wahlrecht gegeben, das an individualisierender Wirkung nicht überboten werden kann; durch den Zwang zur Abwehr dieser Wirkung ist die vom Zeitgeist und von der Gewerbegesetzgebung zerstörte berufsständische Organisation wieder kräftig in Fluß gekommen. Überall stehen wirtschaftliche und soziale Organisationen in voller Blüte; untereinander verbinden sie sich, um ihren Einfluß noch zu erhöhen. Aber auch Vereine für politische, kirchliche, wissenschaftliche und künstlerische Zwecke gedeihen und zählen ihre Mitglieder selbst nach Hunderttausenden. Die politischen Parteien verdanken ihr Ansehen der zum Zusammenschlusse so bereiten Natur des deutschen Volks. Die deutsche Sozialdemokratie erscheint Martin mit Recht als ein Triumph deutscher Organisationsfähigkeit. So wuchtig gibt sich diese heute aus, daß sie auch die Polen auf deutschem Boden mitgerissen hat; deutsches Beispiel hat sie gelehrt und begeistert, ihre nationale Sache einmütig wider die Deutschen durchzukämpfen. Martin verschließt sich daraufhin der Einsicht nicht, daß der Vereinstrieb es verhütet habe, wenn der Verfall in Deutschland noch nicht zur Auflösung geworden sei. Der Vereinstrieb hat aber in Wahrheit nicht nur dieses Ärgste verhütet, sondern er ist die beste Bürgschaft dafür, daß die Zukunft uns wieder gefestigtere Verhältnisse, eine unserer Geschichte angemessenere Entwicklung der Verfassung und eine erhöhte sittliche Kraft bringen wird.



Der zweite Tod des Broggi-Mezzastris
Von Paul Bourget

I.

Zum ersten Male besuchte Michael Steno das kleine Museum Broggi-Mezzastris, das allen Reisenden, die sich einige Tage in Bologna aufhalten, so wohl bekannt ist. Diese bewundernswürdige Hauptstadt der italienischen Landschaft Emilia verdient eine weit größere Beachtung, als man ihr gewöhnlich während eines kurzen Aufenthalts von einem Vor- oder Nachmittag auf der Reise von Florenz nach Mailand und Venedig zuteil werden läßt. Graf Steno stammte, wie der Name anzeigt, aus der letzteren Stadt. Die Nähe Bolognas hätte annehmen lassen, daß die Gemäldegalerie, welche der verstorbene Kommandeur Broggi-Mezzastris seiner Vaterstadt testamentarisch vermacht hatte, dem Grafen nicht unbekannt gewesen wäre, und dies um so mehr, als der erwähnte Kommandeur sein nächster Verwandter war. Die Gräfin Steno, seine Mutter, die bei ihren Lebzeiten, zum Unterschied von Gräfin Katharina Steno, Andryana genannt wurde, war eine geborene Broggi, die leibliche Schwester des großmütigen Sammlers. Da aber die Geschwister seit Jahren entzweit waren, hatte der Neffe nie die Schwelle von seines Onkels Palast überschritten, und dieser Familienzwist erklärte auch die letztwillige Verfügung, durch welche der reiche Bologneser seine Vaterstadt zur Universalerbin einsetzte, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sämtliche Möbel und alle in seinem Hause angehäuften Kunstgegenstände dort verbleiben und die Räume an je drei Tagen der Woche, von zehn bis vier Uhr dem Publikum geöffnet sein sollten. Offenbar hatte Broggi-Mezzastris sich Poldi-Pezzolis Stiftung in Mailand zum Vorbild genommen, zum nicht geringen Schaden seines oben erwähnten Neffen, des einzigen rechtmäßigen Erben. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß Michael seit dem Tode seiner Eltern keine Annäherung an seinen Onkel versucht hatte: daß letzterer reich war, genügte dem Neffen vollauf, um jeden Versuch zu einer Versöhnung seinerseits auszuschließen. Er hatte es darum auch ganz natürlich gefunden, dieses beträchtlichen Erbes beraubt zu werden: er war ein würdiger Nachkomme der ‚Magnifici', dieser Michael, dessen Verachtung für das Geld niemals Heuchelei gewesen war. Schade nur, daß das Geld sich stets für eine solche Verachtung zu rächen pflegt. Ein weiser Mann aus dem Bürgerstande hat einmal gesagt: dieses notwendige und gefährliche Metall darf weder verachtet noch angebetet werden; man muß mit ihm rechnen. Da der letzte Sprosse des berühmten Dogen Steno diesen Grundsatz unbeachtet gelassen, so hatte er mit fünfunddreißig Jahren — dies war sein Alter im Jahre 1890, als das erwähnte Ereignis eintrat — die

Hälfte seines Vermögens verausgabt. Von seinen sechzigtausend Franken Rente blieben ihm noch fünfundzwanzig. Die verbrauchte Million war in jener Art kosmopolitischen Daseins zerschmolzen, für welches die Italiener so viel Geschmack und so viel natürliche Begabung besitzen. Mit scharfer Beobachtungsgabe und seltener Anpassungsfähigkeit ausgestattet, empfindsam und allen Eindrücken zugänglich verstehen sie es meisterhaft, sich neuen Verhältnissen anzuschmiegen und fühlen sich, aus Furcht, rückständig zu sein, zu den elegantesten Gesellschaftskreisen hingezogen — ein charakteristischer Zug dieser auf ihre Vergangenheit so stolzen und ihre Ehre in den Augen der Mitwelt eifersüchtig bedachten Nation. Michael hatte es teuer bezahlt, daß er in Nizza, London, Paris, St. Moritz, Aix und all den Orten weltlichen Lebensgenusses, wo er sein schönes, einem alten Bilde gleichendes Gesicht spazieren geführt, sich vergnügen zu dürfen glaubte. Mit seinen fünfunddreißig Jahren hatte er eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem jungen Edelmann in der Gemäldegalerie zu Budapest, der von den Kunstkennern bald dem Maler Giorgione, bald Pordenone zugeschrieben wird. Sein Kopf mit der stolzen Stirn, den tiefliegenden Augen, dem leidenschaftlichen Mund, dem sinnlichen und zugleich ernsten Ausdruck schien ein tragisches Geheimnis voll Wollust und Schwermut zu bewahren. Wenn sich mit einem solchen Äußern das anmutige Benehmen eines fast übermodernen Edelmannes verbindet, fehlt es nicht an Neugierigen, die Geheimnisse jener Art zu ergründen suchen, und ihre Freundschaft ist um so kostspieliger, wenn ihre Namen einen hervorragenden Platz in den Spalten des ‚Gotha‘ oder ‚Peerage‘ einnehmen. Ein Liebender dieser Klasse würde es sich nie verzeihen, wenn er seiner Angebeteten nicht überallhin folgte. Dies erklärt einerseits die so rasche Abnahme von Michael Stenos Vermögen, und läßt es andererseits begreiflich erscheinen, daß seine anfängliche Gleichgültigkeit angesichts seiner Enterbung im Verlaufe der drei Jahre, welche dem Tode seines Onkels folgten, einem erst unklaren, dann aber sehr ausgesprochenen Bedauern Platz machte. Noch nicht sechs Monate waren verflossen, seitdem die durch notwendige Veränderungen verzögerte Eröffnung des Museums in feierlicher Weise stattgefunden hatte. Bei diesem Anlasse veröffentlichten alle Zeitungen der Halbinsel lange Artikel, in denen die Großmut des Kommandeurs gepriesen und mit Zahlen belegt wurde. Man sprach von vier Millionen Franken, allein was die Gemälde betraf. Der Palast, der von Balthasar Peruzzi in demselben Stil wie derjenige der Prosperi zu Ferrara erbaut worden war, stellte allein einen Wert von einer Million dar; die Möbel und gewirkten Tapeten eine weitere. Zur Unterhaltung der Galerie und zur Besoldung der Aufseher waren zwei Millionen ausgesetzt. Es war nur natürlich, daß Michael diese Summen mit stets wachsendem Mißvergnügen zusammengezählt hatte und in seiner Verstimmung

William Blake/Morgen nach der Schlacht

der Eröffnungsfeierlichkeit ferngeblieben war. Doch war es nicht weniger natürlich, daß ihm anläßlich einer Reise durch Bologna der Einfall kam, die Schätze, deren er verlustig gegangen, mit eigenen Augen zu betrachten. Wie er jetzt wohl einsah, traf die Schuld an diesem Verlust teils seine Eltern, die es unterlassen, im Gedanken an ihn eine Aussöhnung mit dem Kommandeur zu bewirken; teils ihn selbst, den sein zu weit getriebener Stolz abgehalten, den reichen, unverheirateten Onkel für sich zu gewinnen; teils — und hauptsächlich — einen dritten. Dieser dritte war ein gewisser Luigi Gambara, ein unbedeutender Maler, von dem die Gräfin Steno immer als einem Intriganten gesprochen, und den der alte hypochondrische Broggi-Mezzastris während seiner letzten Lebensjahre als einzigen Gesellschafter und Tischgenossen in sein Haus aufgenommen hatte. Als Michael am Fuße der großen Treppe das Eintrittsgeld bezahlte, blickte ihm der gehaßte Name als Unterschrift unter der dort angebrachten ‚Museums-Ordnung' entgegen: ‚Luigi Gambara, Konservator.' Diese Entdeckung war keine Neuigkeit für ihn. Er wußte längst, daß die Stiftung seines Onkels der Aufsicht des Malers, des in das Vorhaben des alten Mannes eingeweihten Vertrauten, unterstellt war. Aber dieses sichtbare Zeichen von der Existenz dieses Menschen, dem der enterbte Neffe sich so unerwartet gegenüber sah, brachte seinen geheimen Groll plötzlich zum Ausbruch.

‚Konservator!' ... wiederholte er leise, während er die Treppen emporstieg. ‚Dieser Gambara hat geschickt manöveriert. Die zehn Millionen konnte er sich nicht wohl vermachen lassen; die Erbschleicherei wäre zu offenkundig, das Testament zu leicht anzugreifen gewesen. Der Kerl ging schlauer zu Werke. Unter einem Vorwand, der ihn vor Prozessen sicher stellte, hat er sich in der denkbar einfachsten Weise die Nutznießung gesichert. Konservator! Das bedeutet ohne Zweifel ein gutes Einkommen und freie Wohnung ...' Und als er einen Treppenabsatz erreichte, wo ein Aufseher in der prächtigen Livree eines Dieners des verstorbenen Kommandeurs auf einem Divan ausgestreckt lag, fragte er: ‚Wohnt Professor Gambara hier im Hause?'

‚Ja, mein Herr,' antwortete der glückliche Inhaber der Sinekure, ‚im zweiten Stock. Aber er ist ausgegangen.'

‚Da haben wir's,' nahm Michael sein Selbstgespräch wieder auf. ‚Der Palast gehört ihm, denn er wohnt darin als Gebieter. Dafür, daß er inmitten von Meisterwerken sein Leben zubringt und dabei den Kunstkenner spielt, ist er bezahlt. Ich ließ mir sagen, daß er, bevor mein Onkel ihn zu sich nahm, für Altertumshändler arbeitete; dort besserte er alte Gemälde aus und erhielt dafür vielleicht fünf Franken täglich. Und jetzt! ... Ja, das war ein geschickter Kunstgriff. Und wie läßt es sich

psychologisch erklären, daß mein Onkel Verstand genug besaß, um alle diese Gemälde zu entdecken und zu kaufen, und nicht genug, um den plumpen Angriff dieses Schurken auf sein Vermögen zu durchschauen? Hätte er mir nur wenigstens diese Bilder, unter dem Verbot, sie zu veräußern, vermacht, welch' prächtige Zierde für den großen Saal des Palastes Steno hätten sie abgegeben! Dort hätten sie gelebt! Aber hier, was nützen sie hier? Der unverblümten Faulheit dieses langen Kerls von einem Aufseher und der triumphierenden Gemeinheit des Herrn Gambara leisten sie Vorschub. . . . Wer sieht sie an? Von Zeit zu Zeit drei oder vier Engländerinnen, wie jene dort, die erzwungen zwischen ihren langen Zähnen ihr unvermeidliches „Very fine indeed!" hervorstoßen. Und sonst den ganzen Tag über nicht ein Mensch! Gibt es etwas Beklagenswerteres als dieses verlassenste und verödetste aller Museen? . . . Lohnt es sich, die Kunst so zu lieben, daß man sie in einer Totenstadt begräbt? . . .'

Der Anblick der Säle rechtfertigte diese Worte; der entnervte Schritt des jungen Mannes hallte durch die weiten Räume, deren lange Flucht einen als Garten angelegten Hof im Innern des Palastes umschloß, in dem ein in Stein gehauener ungeheurer Flußgott aus einer Schale eine Fülle sprudelnden Wassers goß. Der Ton des fallenden Wassers drang durch die geöffneten Fenster — es war im Mai — in die Galerie und machte die Einsamkeit dieser ausgedehnten Räume, in denen nichts die Persönlichkeit des früheren Besitzers verriet, noch fühlbarer. Keine Möbel, keine Teppiche! Nur die mit rotem, augenscheinlich neuem Damast behangenen Wände, von denen sich hier und dort in ihren alten Rahmen die berühmten Gemälde dieser bedeutenden Sammlung vorteilhaft abhoben. Die Künstler der Landschaft Emilia namentlich sind durch wahre Kunstwerke vertreten: Ortolano durch eine Geburt Christi, deren Zauber dadurch erhöht wird, daß — ein Symbolismus von seltener Poesie — die seligste Jungfrau, der heilige Joseph und das göttliche Kind zwischen den dorischen Säulen eines zerstörten Tempels gruppiert sind. Weiter sieht man sechs ‚Tondi' von Francia, eine unvergleichliche Serie. Sie stellen die Geschichte des Orpheus dar. Der durch reiche Farbengebung bekannte Maler Dosso Dossi stellte eine ‚Medea', das Seitenstück zu der ‚Circe' in der Villa Borghese zu Rom. Und doch sind die genannten nur Gemälde zweiten Ranges, verglichen mit den fünf vornehmsten Stücken des Museums: die ‚Cavalcata eroica' von Lorenzo Costa; ein ‚Priore da Malta' von Antonello von Messina; ein ‚Cristo passante' von Romanino; ein ‚Concerto campestre' von Paris Bordone; und endlich das köstlichste der Gianpietrino, eine ‚Madonna mit dem Kind', eine der Perlen aus der lombardischen Schule. Die gekräuselten Locken des goldbraunen Haares der Jungfrau; die schweren, leicht geschwollenen Augen-

lider; die lächelnden Lippen; die Feinheit der schmalen Hände; dazu die grünliche Färbung des Himmels und die einer Fata Morgana gleichen Gletscher im Hintergrund — all dies trägt das Gepräge Leonardos und seines geheimnisvollen Sehnens. Obgleich Michael Stenos Dasein nichts anderes als das eines modernen, frivolen Menschen und raffinierten Feinschmeckers gewesen war, verleugnete sich doch seine venezianische Abstammung nicht. Kaum hatte er begonnen, die Säle zu durchwandern — in denen sich nicht weniger als sechsundsiebzig solcher Kunstwerke befinden — als er gänzlich vergaß, der verdrängte Erbe dieser Schätze zu sein und sich angesichts eines solchen Überflusses an Meisterwerken reiner Begeisterung hingab. Bei jedem Schritt wuchs sein Erstaunen; der Zauber, der von diesen Gemälden ausging, überwältigte ihn. Der Genius der alten Meister hatte es verstanden, dieselben für alle Zeiten mit Leben zu beseelen, bald in holdem, bald in erhabenem, wollüstigem oder schmerzlichem, mystischem oder heidnischem Gewande. Michael war nunmehr im letzten Zimmer angekommen, wo in einer Ecke, in welche nur schlechtes Licht fiel, ein Bildnis neueren Datums sich befand. Es war dasjenige des Kommandeurs Broggi-Mezzastris selbst, des prachtliebenden Stifters. Eine außen am Palast angebrachte Marmortafel feierte seinen auserlesenen Geschmack: ‚Hier lebte und starb der erlauchte und hochgebildete — Kommandeur Broggi-Mezzastris, — der, — wie ehemals die Medici, — in der Kunst Ruhe und Erholung — von seinen soldatischen Arbeiten — zu finden wußte. — Die Stadt Bologna — hat diese Tafel — zum Zeugnis der hohen Bildung — dieses großen Bürgers errichtet.‘ ‚Hochgebildet‘ . . . ‚hohe Bildung‘ . . . ‚die Medici‘ . . . diese Worte klangen höchst eigenartig in Verbindung mit der Persönlichkeit, vor welcher Michael Steno wie gebannt stand. Er hatte seinen Onkel nur auf Photographien aus seiner Jugendzeit gesehen, bei welchen das Unfertige des Fünfundzwanzigjährigen die charakteristischen Züge des Mannes noch nicht hervortreten ließ. Verblüfft stand er vor dieser Greisenphysiognomie: das war ein bedeutendes, prosaisches, geistloses Gesicht. Nie hatte ein großer Gedanke diese runden Augen, aus denen das Vergnügen befriedigter Eitelkeit blickte, aufleuchten lassen. Der Mund drückte gutmütige Wichtigkeit aus, die alberne Selbstgenügsamkeit des reichen Kauzes, der in der willfährigen Unterwürfigkeit der ihn umgebenden Schmeichler einen Beweis seiner eigenen Vortrefflichkeit erblickt. Wie ließ sich hinter diesen gewöhnlichen Zügen der große Geist, das reiche Gemüt zur Schöpfung eines so bewunderungswürdigen Museums finden? Es mag eine Übertreibung in den durch die Legende dem Raffael in den Mund gelegten Worten liegen: ‚Verstehen heißt gleichkommen.‘ Aber gewiß ist, daß das Verständnis von Kunstwerken

bis zu einem solchen Grad eine Art Genie erfordert. Besaß das auf diesem Bild dargestellte mittelmäßige Individuum überhaupt Genie? Die Gemälde der Galerie mochten wohl ‚ja' sagen; dieses Bild schwor ‚nein', und tausend Erinnerungen, die in Michael Stenos Geist aufstiegen, gaben dem Bilde recht.

‚Welch eine Figur von minus habens!' sagte er zu sich. ‚Meine Mutter sprach nie von ihm, ohne hinzuzufügen: „Peppino ist ein armer Mensch, man kann ihn für nichts verantwortlich machen." Dieses Bildnis ist wirklich das eines armen Mannes, eines sehr armen ... Wie leicht muß es gewesen sein, sich bei ihm einzuschleichen und ihn zu gewinnen! Wie kam er, der Dummkopf, den dieses Bild darstellt, zu einem so großen Vermögen? Bei Gott, das ist sehr einfach: Großvater Broggi hinterließ ihm eine gutgehende Seidenfabrik; einmal im Gang, lief sie von selbst. Das Verdienst dieses Menschen wird darin bestanden haben, sich als unfähig zu erkennen. Und dies ist ein Verdienst: man ändert dann nichts und verdirbt nichts. Was für ein Geheimnis mag wohl hinter diesem Vermächtnis stecken? Meine Mutter, trotz ihrer bürgerlichen Abkunft, so fein, so zart, die große Dame — und dieser Bruder so gewöhnlich, so derb! Wahrhaftig, ich bedauere es nicht, diesen Onkel nicht gekannt zu haben, obwohl es mir teuer zu stehen kommt. Wie töricht von mir, hierher zu kommen: einige dieser Gemälde werde ich schmerzlich vermissen. Gehen wir auf Nimmerwiedersehen!'

Der junge Mann hatte während dieses Selbstgesprächs den Rückweg nach dem Ausgang angetreten. Er durchschritt die lange Flucht der Säle, ohne einen Blick auf die Wunder zu werfen, die im Palast Steno sein eigen hätten sein können und sein sollen. Als seine Augen, von den Gemälden abgewandt, bald hierhin, bald dorthin wanderten, fiel ihm plötzlich die schon erwähnte Eigentümlichkeit auf: der völlige Mangel jeglichen Mobiliars in diesen Gemächern, die doch dem Kommandeur als Privaträume gedient hatten. Nur eine Bank mit Rohrgeflecht zur Bequemlichkeit der Besucher fand sich vor. Mit einem Male erinnerte er sich des Testaments, das er ehemals in Gesellschaft und auf die inständige Bitte seines Vermögensverwalters aufmerksam durchgelesen hatte. Täuschte er sich? Fand sich nicht — er glaubte die Worte vor sich zu sehen — der Satz in demselben: ‚Ich vermache den Palast mit allem, was er an Kunstgegenständen und Möbeln enthält ...?'

‚Möbeln?' wiederholte Michael halblaut und ließ seine Augen nochmals prüfend durch die Säle schweifen. ‚Das ist wirklich auffallend ...' Als er sich zum zweiten Male auf dem Treppenabsatz befand, fragte er den Aufseher, an den er sich zuvor gewandt hatte: ‚Sind das die Zimmer des Piano nobile, die Signor Broggi-Mezzastris bewohnte? ...'

Und als die Frage bejaht wurde, fuhr er fort: ‚Es waren zu jener Zeit Möbel darin?‘

‚Chi lo sa?‘ gab der phlegmatische Mann in der anspruchsvollen rot und gelben Livree zurück. ‚Ich war zur Zeit des Kommandeurs nicht hier. Herr Gambara hat mich letztes Jahr angestellt. Ich habe den Palast nie anders gesehen, als er heute ist.‘

‚Sind Räume zu ebener Erde, wo die Möbel sich befinden könnten?‘ fragte Graf Steno beharrlich weiter.

‚Allerdings,‘ entgegnete der Wächter, indem er mit den Achseln zuckte. ‚Dort sind Möbel in Menge, dafür stehe ich ein. Aber diese Säle sind nicht geöffnet; Herr Gambara hat die Schlüssel dazu.‘

II.

Diese Antwort besagte nichts. Es war nur in der Ordnung, ja notwendig, daß derjenige, dem die Schätze des Museums anvertraut waren, die Schlüssel zu Räumen, die zweifellos Gegenstände von großem Werte bargen, in Händen hatte. Vielleicht waren diese Gegenstände noch nicht geordnet. Die Zeit, die auf die Einrichtung und Eröffnung der Galerie verwendet worden war, erklärte sich ganz natürlich. Der Kommandeur war in hohem Alter gestorben. Ohne Zweifel hatte er die Räume, in denen er seine letzten Tage beschloß, und nicht weniger die Möbel, die er benützt, in einem Zustande hinterlassen, der langwierige Reparaturen nötig machte. Diese Annahme war nicht nur sehr wahrscheinlich, sie war die einzig mögliche. Dem enterbten Neffen kam sie nicht einen Augenblick in den Sinn.

‚Ja,‘ wiederholte er bei sich selbst, nachdem er die Schwelle des Palastes überschritten hatte; ‚das ist wirklich mehr als auffallend ... diese unmöblierten Räume! Diese eingeschlossenen Möbel! Was mag dies alles bedeuten? ... Sollte Gambara die Situation benützt haben, um einen Schurkenstreich auszuführen? Warum nicht? Was würde ihn daran gehindert haben? Daß er ein Schurke ist, daran wird nach seiner durchtriebenen Erbschleicherei niemand zweifeln. Wer will, wenn alles wieder an Ort und Stelle gebracht wird, untersuchen und beweisen, ob hier ein Fauteuil, dort ein Tisch oder ein Stuhl fehlt? Herr Gambara wird bevollmächtigt sein, das Ganze zu überwachen. Welcher Schwindel! Bei Gott, er wird irgend einem Antiquar, einem von denen, die ihn in das Haus Broggi einführten, Gegenstände im Werte von hunderttausend Franken verkauft haben. Nach den Gemälden zu schließen, müssen Möbel erster Güte diesen Palast gefüllt haben. Bei dem Preise, den das Holz heutzutage kostet, braucht man nicht allzuviele Fauteuils zu verkaufen, um hunderttausend Franken dafür zu lösen. Sicherlich wurde

nach dem Tode meines Onkels ein Verzeichnis aufgenommen. Wo ist es? Beim Gericht? Wer wird sich einfallen lassen, dorthin zu gehen und danach zu fragen? . . . Wer? Warum nicht ich? Ein guter Gedanke! — Wie wäre es, wenn ich meinen Freund Cantoni auf die Spur leitete? Er würde das Testament ohnehin unter irgendeinem Vorwande angefochten haben, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte. Damals erschien mir ein Prozeß nicht gerechtfertigt. Die Sache ändert sich von dem Augenblick an, da die Ausführung des Testaments weder dem Wortlaut noch dem Geiste desselben entspricht. Beides ist jetzt der Fall. Mein Onkel wollte der Stadt Bologna sein Haus, so wie er es bewohnte, hinterlassen. Er bewohnte es nicht in dem Zustande, in welchem ich es soeben sah. Es liegt also eine Verletzung des Testaments vor. Ich werde Cantoni darüber befragen.'

Dieser romanhafte Verdacht, wieder und wieder erwogen, war in der Vorstellung Michael Stenos zur Gewißheit geworden, als er vierundzwanzig Stunden nach seinem Besuch im Palast Broggi-Mezzastris auf dem Kai des Bahnhofs zu Venedig ausstieg. Am Abend ging er, einer allgemeinen Sitte seiner Landsleute — Reicher wie Armer, Adeliger wie Plebejer — folgend, ‚zum Eis' nach der ‚Piazza'. Zehn Minuten später suchte er den Advokaten Cantoni auf und teilte ihm seine Zweifel — welche inzwischen sich noch vermehrt hatten — über den Erbschleicher Gambara mit. Diese Unterredung, die sich beim Auf- und Abgehen unter den Arkaden endlos in die Länge zog, hatte — wieder vierundzwanzig Stunden später — ein amtliches Schreiben von dem genannten Cantoni zur Folge. Im Namen des ‚sehr edeln' Michael Steno, Patriziers von Venedig, zeigte der Advokat dem ‚sehr erlauchten' Marquis Bellini von Bologna die schwere Verletzung des Testaments an. Er führte den Wortlaut des Vermächtnisses an, der deutlich besagte, daß ‚nichts in dem Palaste geändert werden dürfe,' und fügte hinzu, in seiner Eigenschaft als nächster Erbe würde Graf Steno sich zu seinem größten Bedauern genötigt sehen, ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, wenn der vorgeschriebene Zustand nicht in tunlichster Bälde wiederhergestellt werde.

‚Ohne Zweifel,' so schloß der spitzfindige Rechtsgelehrte, ‚wird der Marquis Bellini keine Verfügung zur Herstellung der alten Ordnung treffen, ohne sich genau über die ihm gemeldete Ungehörigkeit unterrichtet zu haben. Gambara wird die Möbel vorweisen müssen. Er wird sie vorweisen — nicht alle, aus guten Gründen. Darauf warte ich. Mit derselben Post schreibe ich meinem Kollegen in Bologna, dem dieser Erbschaftsfall seinerzeit übertragen war, und bitte ihn um eine Abschrift der Urkunde; ich habe ein Recht darauf. Sobald ich die Nachricht er-

halte, daß die Möbel in die Säle zurückgebracht sind, begebe ich mich in eigener Person nach Bologna und prüfe, das Verzeichnis in der Hand, Fauteuil um Fauteuil, Nagel um Nagel nach. Gambara wird des Diebstahls überführt. Hat er gestohlen, so ist er auch der Erbschleicherei schuldig. Sehen Sie, Herr Graf, wie eines aus dem andern folgt? Der Prozeß ist da, und zwar ein guter Prozeß. Die Stadt wird sich zu einem Vergleich bereit erklären. Habe ich Ihnen nicht schon vor zwei Jahren gesagt, daß es so kommen werde?'

,Es wäre schon eine kleine Befriedigung, wenn Gambara eine Strafe erhielte,' versetzte Michael.

,Das wird er,' erwiderte der Advokat. ,Lassen Sie das meine Aufgabe sein und die des Prozesses. Allerdings scheint er ein ganz durchtriebener Schuft zu sein. Er ist aus Bologna, dem Lande der „Glossatoren". Wir sind aus Venedig, dem Lande der Staatsinquisitoren. Wir werden den Sieg davontragen. Ich wünschte, ich könnte ihn sehen, wie er das Haus verlassen muß, wenn er Möbel verkauft hat und sie nicht vorweisen kann. Und er hat verkauft, es ist nur zu klar. Das riecht nach Diebstahl, diese Sache. Geduld, mein lieber Graf, Geduld! Wir werden unsern Prozeß gewinnen. Warum spreche ich übrigens von einem Vergleich? Weshalb einen Vergleich eingehen, wenn Erbschleicherei erwiesen ist? Wir werden uns nicht auf einen Vergleich einlassen; das Testament wird aufgehoben werden ... Und dann ...' Er blinzelte mit den Augen wie ein echter Rechtsverdreher bei der Aussicht auf einen jener Fälle, die, von einem Gericht zum andern verwiesen, durch Jahre sich hinziehen, den Ruhm der Anwälte begründen — und ihr Vermögen.

,Sollte Cantoni wirklich Recht haben?' fragte sich Steno, als er eine Woche später eine Visitenkarte zwischen den Fingern drehte, die er bei der Rückkehr von einer Gondelfahrt auf dem Tisch im Vorsaal seines Palastes vorgefunden hatte. Die Karte trug den Namen ,Luigi Gambara, Konservator des Museums Broggi-Mezzastris'. Unter diesen Titel, der zwei Linien einnahm, hatte der Besucher mit Bleistift einige Worte geschrieben, welche den Verdacht Michaels und die Beschuldigung Cantonis zu rechtfertigen schienen. Die Worte lauteten: ,Wird sich die Ehre geben, heute um fünf Uhr nochmals vorzusprechen und bittet den Grafen Steno dringend, ihm eine persönliche Unterredung zum Zwecke einer Mitteilung von äußerster Wichtigkeit zu gewähren.' Der Name des Hotels, in dem der Dieb abgestiegen, war beigefügt. War dieser Schritt von seiten Gambaras nicht ein tatsächliches Eingeständnis des Diebstahls, außerhalb der Gerichtsschranken und abseits von den Gerichtsherren versucht, während die durch Cantoni an den Marquis Bellini eingereichte

Klage die Frage auf juristischen Boden verpflanzt hatte? Der Konservator des Museums Broggi, der sich besser ‚Plünderer des Museums' genannt haben würde, kam, um das Erbarmen des durch ihn beraubten Erben anzuflehen, um dadurch eine gerichtliche Untersuchung, die verhängnisvoll für ihn werden mußte, abzuwenden.

‚Das wird eine groteske Szene geben,' sagte Michael. ‚Ich werde ihn besser nicht empfangen. Oder doch, ich werde ihn empfangen, zwei Minuten nur, damit er erfährt, daß ich durch niemand beeinflußt bin, und daß mein Entschluß sich nicht ändern wird . . . Er ist verloren, und das ist gut.'

Der Abkömmling der Dogen befand sich in keiner menschenfreundlichen Stimmung, als zur bezeichneten Stunde der Gondoliere, der — wie dies in Venedig üblich ist — zugleich die Stelle eines Kammerdieners vertrat, den Erwarteten einführte. Michael sah einen kleinen, schmächtigen, schon bejahrten Mann von kränklichem Aussehen eintreten. Das Haar war völlig ergraut; die Gestalt gebeugt. Das feine und doch unscheinbare Gesicht drückte Schüchternheit, ja Furcht aus und trug den Stempel äußerster Intelligenz, aber auch völligen, unheilbaren Mangels an Selbstvertrauen. Die blauen Augen brannten in Fieber und erschienen noch lichter durch den Gegensatz zu der trübgelben Gesichtsfarbe, die von Jahren körperlichen Elends, ungenügender Nahrung, übermäßiger Arbeit und unablässiger Sorgen sprach. Der Gesamteindruck, den er hervorrief, war der eines von Unglück heimgesuchten Menschen. Er hatte nichts Gemeines an sich; nichts, was den Intriganten und Betrüger, den Michael in ihm sah, erkennen ließ. Doch war die nun einmal gefaßte Ansicht in dem Neffen des Kommandeurs zu stark, als daß er nicht das fast peinlich schüchterne Auftreten des seltsamen Besuchers aufs denkbar ungünstigste gedeutet hätte. Er, der selbst die Bettler seiner Stadt mit einer seines Namens würdigen Höflichkeit empfing, forderte den Angekommenen nicht einmal zum Sitzen auf, und begrüßte ihn mit Worten, die aus seiner Gesinnung kein Hehl machten:

‚Sie bestanden darauf, mich zu sprechen, Herr Gambara, und ich empfange Sie, um damit künftig jeden Schritt dieser Art ein- für allemal unmöglich zu machen. Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie mit mir über die durch meinen Advokaten in meinem Namen dem Marquis Bellini gemachte Mitteilung zu reden wünschen? Das ist nutzlos. Dieser Fall — wenn überhaupt ein Fall vorliegt — wird auf gesetzlichem Wege zum Austrag kommen.'

‚Es *gibt* keinen Fall und wird keinen geben, Herr Graf,' antwortete Gambara. ‚Als Neffe meines von mir aufs tiefste betrauerten Wohltäters steht Ihnen das volle Recht zu, über die genaue, wörtliche Aus-

führung seines letzten Willens zu wachen. Ich habe bereits die diesbezüglichen Anordnungen getroffen. Wenn Sie auf Ihrem Willen bestehen, werden die Gemächer unmittelbar nach dieser unserer Unterredung in genau denselben Zustand zurückgebracht werden, in welchem sie sich beim Tode des Kommandeurs Broggi-Mezzastris befanden. Der Gegenstand der von mir erbetenen Unterredung ist jedoch sehr vertraulicher Natur. Ich fürchte —‘

‚Daß man uns höre,‘ unterbrach ihn Graf Steno. In der Tat hatte er den Maler in der großen Vorhalle seines Palastes, ‚Sala‘ genannt, empfangen. ‚Aber, mein Herr, ich habe Ihnen nichts zu sagen und will auch nichts hören, was nötigenfalls nicht alle meine Mitbürger, wenn sie es wünschten, hören dürften. Ich will keine vertrauliche Mitteilung . . . Sie scheinen zu glauben, daß ich mich von meinem Entschlusse abbringen lasse. Ich sage Ihnen, ich werde nicht davon abzubringen sein. Verzeihen Sie, wenn ich mich über eine derartige Annahme erstaunt zeige. Ein Testament wird nicht ausgelegt, es wird ausgeführt. Ich verlange, daß das meines Onkels ausgeführt werde: dies wird geschehen. Begreifen Sie nicht, wie seltsam es ist, daß der durch das Testament am meisten Begünstigte den enterbten Verwandten nötigt, ihm eine Wahrheit von so elementarer Einfachheit ins Gedächtnis zu rufen. Sie haben gegen diesen Grundsatz bedenklich gefehlt. Ohne Zweifel hatten Sie Gründe dafür. Es ist nicht meine Sache, Ihnen diese Gründe zu sagen. Vielleicht wird Marquis Bellini Sie ersuchen, dieselben einem andern zu sagen.‘

‚Einem andern?‘ stammelte Gambara verdutzt.

‚Nun ja, einem andern‘, fuhr Michael Steno in hartem Tone fort; ‚etwa dem Generalprokurator.‘

Diese brutale Anspielung ließ keine Zweideutigkeit zu. Der Greis erbleichte. Aber nun kam die Reihe sich zu wundern an Michael Steno. Er sah plötzlich ein Aufblitzen des Unwillens in den soeben noch flehentlichen Augen; eine stolze Empörung veredelte das Gesicht des gedemütigten Mannes. Der Stoß war so heftig gewesen, daß der Unglückliche nach Atem rang und seine Lippen sich bewegten, ohne daß er einen Ton hervorbrachte. Endlich antwortete er mit erstickter Stimme:

‚Das also glauben Sie von mir, Herr Graf, daß ich eine Handlung begangen, die mich mit den Gerichten in Konflikt bringen könnte; daß ich die meiner Obhut anvertrauten Möbel veruntreut habe? Dies ist der Sinn Ihrer Worte; sie können keinen andern haben. Ich verstehe . . .‘ fuhr er in abgerissenen Worten fort, ‚wenn die Möbel nicht in den Zimmern sind, so habe ich sie verkauft. So denken Sie, nicht wahr? . . . Wenn dem so ist, Herr Graf, dann ist allerdings jede weitere Unterredung

unnütz ... Adieu, mein Herr. Adieu. Ich empfehle mich Ihnen ...'

Nach dieser leidenschaftlichen Verwahrung, durch welche der Schmerz des in seiner Ehre tief verletzten, ehrenhaften Mannes zitterte, war er der Türe zugeschritten. Am Ende der ‚Sala' angekommen, die Hand schon auf der Türklinke, stand Gambara still. Er kehrte um und ging gerade auf seinen Beleidiger los; dann — Auge in Auge — begann er:

‚Nein, Herr Graf, ich gehe nicht so weg. Um Ihres Onkels willen, der so gut gegen mich gewesen, der uns, die Meinigen und mich, aus dem Elend errettet hat, will ich reden. Sie sollen die Wahrheit hören, die volle Wahrheit. Ich werde sie Ihnen sagen, nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern um seinetwillen, seines teuren Gedächtnisses wegen. Um Sie zu beschwören, mir in meinem Liebeswerke gegen dieses teure Gedächtnis behilflich zu sein, bin ich gekommen. Ich werde mein Vorhaben ausführen. Handeln Sie dann, wie Sie für recht halten ... wenn Sie mir nur glauben!' fügte er mit einem Lächeln, oder vielmehr mit einem schmerzlichen Zug unendlicher Bitterkeit bei. ‚Unterbrechen Sie mich nicht!' sagte er, als Michael Miene machte, zu sprechen. ‚Als Herr Broggi-Mezzastris mich zum Konservator des Museums ernannte, vermutete ich sofort, die Familie werde mich nach seinem Tode der Erbschleicherei verdächtigen. Auf meine Ehre, Herr Graf, das ist nicht wahr; ich bin kein Erbschleicher. Bei Lebzeiten Ihres Onkels habe ich mich um seine Anordnungen gar nicht bekümmert. Gar nicht? ... Nein,' verbesserte er sich; ‚ich habe immer geglaubt, daß er seine Sammlung für die Stadt anlege, um sie ihr zu hinterlassen, wenigstens den größten Teil derselben. Ich habe immer geglaubt, daß er es mit seinen Gemälden halte, wie der Senator Morélli in Bergamo mit den seinen: daß sie in einem Saal der öffentlichen Pinakothek ihre Rolle spielen würden ... Darauf hat sich meine Rolle in der Testamentsfrage beschränkt. Vor vierundzwanzig Jahren war ich fünfundvierzig Jahre alt. Ich befand mich im tiefsten Elend. In meinen ehrgeizigen Hoffnungen enttäuscht, war ich dazu verurteilt, für einen Antiquar Gemälde zu restaurieren. Damals begann Signor Broggi-Mezzastris seine Sammlung; der Antiquar, für den ich arbeitete, trat mit ihm in Unterhandlung, um ihm ein unechtes Gemälde, das ich als ein solches kannte, zu verkaufen. Zufällig war ich Zeuge des Handels. Nach Signor Broggi-Mezzastris' Weggang erklärte ich meinem Arbeitgeber, daß ich mich nicht durch Schweigen zum Mitschuldigen eines Betrugs mache. Der Mensch glaubte, ich bezwecke damit einen Anteil an dem Erlös — es handelte sich um nichts Geringeres als um einen falschen Giorgione und um vierzigtausend Franken. Erst war er grob; dann wollte er mich bestechen: ich sollte nicht umsonst schweigen, sagte er. Ich weise sein Geld zurück.

Er sucht mich durch Drohungen willfährig zu machen; ich trotze ihnen und warne Signor Broggi-Mezzastris. Sie denken gewiß, daß ich so handelte, weil ich mir von dieser Seite größere Vorteile versprach. Denken Sie es, Herr Graf ... Ihr Onkel dachte nicht so. Dieser ausgezeichnete Mann beurteilte andere nach sich selbst. Meine Handlungsweise rührte ihn. Er befragte mich über meine Verhältnisse, und als er hörte, daß ich arm war, gab er mir Arbeit. An einigen der von ihm angekauften Gemälde sollte ich kleine Schäden ausbessern. Dabei fand sich, daß unter sechs Bildern vier unechte waren. Ich bewies es ihm. Angesichts meiner Kenntnisse bot er mir an, ihm künftighin bei seinen Einkäufen zu helfen. Ich erhielt festen Gehalt ... In dieser Stellung blieb ich bis zu seinem Tod.'

In diesem Augenblick zeigte sich eine gewisse Unsicherheit in dem Gesicht des alten Mannes, als ob er Bedenken trage, seine Erzählung fortzusetzen. Ein Lächeln des Unwillens verzog seine Lippen; er stampfte mit dem Fuß und fuhr mit einer gewissen Ironie fort:

,Wenn ich derjenige wäre, für den Sie mich halten, so hätte ich nicht nötig gehabt, Signor Broggi-Mezzastris ein Testament zu diktieren, um Renten zu haben, das schwöre ich Ihnen. Ihr Onkel war ein gewandter Geschäftsmann und ein kluger Spekulant. Das große Vermögen, das er hinterlassen, beweist dies ... Was die Gemälde betrifft' ... er wiederholte ,was die Gemälde betrifft' ... und sprach mit sichtlicher Überwindung weiter, ,so konnte er nicht einen „Mantegna" von einem „Raffael", oder einen „Perugino" von einem „Veronese" unterscheiden. Wie er auf den Gedanken kam, eine Gemäldegalerie zu gründen? — diese Frage habe ich mir oft genug in der ersten Zeit unseres Zusammenwirkens gestellt, wenn er, um ein Beispiel anzuführen, ohne ein Wort einzuwenden, Schecks über sechzigtausend Franken für unseren Dosso Dossi unterzeichnete. Später erfuhr ich, daß er dabei von den edelsten Beweggründen geleitet war. Er liebte den Ruhm, und er liebte Bologna. Er wünschte, daß sein Name für alle Zeiten mit einer großen Sache verbunden sei, und daß diese Sache Eigentum der Bologneser werde. Das Beispiel Poldi-Pezzolis in Mailand hatte ihn zu einem seinen Anlagen so wenig entsprechenden Werk veranlaßt: der Schöpfung einer Gemäldegalerie. Ich war selbst Bolognese. Ich liebte meine Vaterstadt leidenschaftlich. Ich war überdies Maler, und an Stelle des mir versagten großen Talents besaß ich eine abgöttische Verehrung für unsere großen Meister ... Nicht der Gewinn bewog mich, Signor Broggi-Mezzastris in seinem Unternehmen zu helfen; ein nicht minder lauterer Beweggrund als der seine trieb mich dazu; ja vielleicht war der meinige noch uneigennütziger. Ich wußte, mein armer Name würde hinter dem

seinen verschwinden; er ist verschwunden. Man weiß nur von dem Museum Broggi-Mezzastris, und Luigi Gambaras Name wird nach dessen Tod völlig vergessen sein. Aber ich fand und finde meine Befriedigung in dem Bewußtsein, meine Schuld diesem edeln Wohltäter bezahlt zu haben. Sofort nahm er uns, mich und die Meinen, in sein Haus auf. Meine Kinder ließ er auf seine Kosten erziehen ... Und überdies, hätte ich auch nicht diesen Grund gehabt, ihm dankbar zu sein, ich wäre ihm dennoch zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet. Ihm danke ich die schönste Arbeit meines Lebens. Zwanzig Jahre lang genoß ich die Wonne, den Meisterwerken Italiens nachzuspüren. Es befinden sich Gemälde im Museum, deren Entdeckung und Ankauf einem Roman gleichen, so zum Beispiel die „Tondi" von Francia. Mit leidenschaftlichem Interesse gab ich mich meiner Aufgabe hin. Denken Sie, diese Meisterwerke waren seit der Zeit Vasaris verloren! Welche Aufregung, wenn ich sie fand; wenn ich ihre Echtheit festgestellt hatte; wenn ich sie heimbrachte mit diesen Händen; ja, diesen Händen!'

Er streckte seine fieberheißen Hände aus, während er so sprach. Seine Augen waren halb geschlossen. Alte Erinnerungen stiegen in ihm auf. Beinahe hatte er vergessen, daß er nicht allein war, daß er zur Verteidigung seines ehrlichen Namens sprach. Als er aus dieser Art Hypnose erwachte, sagte er trocken:

‚Verzeihen Sie, Herr Graf, ich vergaß einen Augenblick, daß es sich nicht um mich handelt; und doch mußte ich es sagen, es gehört zur Sache. — In all diesen Jahren hatte ich nur Gedanken für Gemälde. Ich reiste von Venedig nach Palermo, von Lecca nach Turin, um sie zu erwerben. Die anderen Gegenstände, mit denen Signor Broggi-Mezzastris seinen Palast füllte, bekümmerten mich nicht. Hätte ich sie bemerkt, so würde ich mir doch keine Bemerkung darüber erlaubt haben. Von dem Testament hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Ich glaubte nicht anders, als daß nach dem Tode des Kommandeurs all sein Eigentum, ausgenommen die Gemälde, verteilt würde. Nach der Eröffnung seines letzten Willens, und als ich erfuhr, welches Amt mir mein Wohltäter übertragen hatte, öffnete ich die Augen und sah — zum ersten Male — die Dinge näher an, mit welchen mein armer lieber Freund die Gemächer gefüllt hatte. Wie erschrak ich beim Anblick der Möbel: da waren protzige Fauteuils mit Holzschnitzereien in dem geschmacklosen italienischen Stil unserer Zeit; Sofas mit Plüschbezügen und schreiender Vergoldung; und die Tapeten, die Vorhänge! Es wurde mir klar, daß das Publikum — selbst die Unwissendsten — den wahren Sachverhalt ahnen würde, sobald die Türen des Museums sich ihm öffneten. Es war unmöglich, daß — beispielsweise — ein und derselbe Mann das

Bett des Schlafzimmers mit den kleinen Säulen in Form von Palmstämmen, auf denen Äffchen einander zerkratzten, gekauft hatte und ebenso den göttlichen Gianpetrino dieses selben Zimmers. Ich erinnere mich noch, wie dieser qualvolle Gedanke sich meiner in der Nacht, welche der Einsargung vorherging, bemächtigte. Signor Broggi-Mezzastris hatte den Notar rufen lassen, damit das Testament in der Gegenwart von Zeugen verlesen werde. Nachher, als wir allein waren, dankte er mir in den rührendsten Worten, die mich heute noch zu Tränen bewegen, daß ich ihm geholfen, seinen Traum zu verwirklichen, den Traum, eine dauernde Spur seines Erdenlebens zurückzulassen. „Dieses Museum," sagte er, „wird das zweite Leben Broggi-Mezzastris sein." In jener Nachtwache, als ich beim Schein der Kerzen abwechselnd den Gianpetrino und das ungeheuerliche Bett betrachtete, kamen diese Worte mit einer Macht über mich, die anderen Worten, welche ein kleiner Priester — der besser gebetet hätte — neben mir mit leiser Stimme sprach, einen prophetischen Sinn gab:

„Der Kommandeur zeigte einen so auserlesenen Geschmack in seinen Gemälden; wie kommt es, daß er in der Wahl der Möbel einen so schlechten an den Tag legte?" Was ich bei mir selbst gedacht, hörte ich hier in wenigen Worten ausgedrückt. Dieser selbe Satz würde von allen Besuchern des Museums, sobald dessen Türen sich ihnen öffneten, wiederholt werden; sie alle würden sich diese Frage vorlegen, und ach! es gab nur eine Antwort auf dieselbe, die wahre: Signor Broggi-Mezzastris konnte die Gemälde nicht selbst gekauft haben; die Sammlung war nicht sein Werk. Sein Werk war die zu seinem persönlichen Gebrauch bestimmte Einrichtung, diese zum Erschrecken gewöhnlichen, allem Kunstsinn hohnsprechenden Möbel. Sein Werk waren diese entsetzlichen Stoffe, diese abscheulichen Verzierungen der Kamine. Es war dieser schreiende Luxus, der von vornehmer Gediegenheit nichts wußte, in dem mein unschuldiger Herr sich gefallen hatte. Dies war — es ist nicht zu leugnen — das Ideal meines so teuren und würdigen, durch vorzügliche Herzensgaben ausgezeichneten Freundes. Die Natur hat ihm das Verständnis für wahre Kunst versagt. Wie gut erinnere ich mich noch an alles; ich betrachtete sein Gesicht, das jetzt im Tode, da die Güte seines Wesens es nicht mehr verklärte, seine Unbedeutendheit nur allzu deutlich verriet. Wie eine Offenbarung kam es über mich: dieses Museum, aus dem ihm ein zweites Leben erstehen sollte, würde durch eine grausame Ironie seinen zweiten Tod heraufbeschwören. Solange er den Palast bewohnte, hatte er eifersüchtig über seine Schätze gewacht. Nur ganz selten gestattete er Kunstliebhabern, welche durch die Gemälde angezogen wurden, den übrigen Palast zu sehen. Von nun an würde es jedermann erlaubt sein,

frei darin ein- und auszugehen. Die Öffentlichkeit würde ihre Stimme vernehmen lassen. In jener schmerzvollen Nacht, als ich vor dem mir so verehrungswürdigen Entseelten kniete, gelobte ich mir, ihm diesen zweiten Tod zu ersparen. Es gab nur ein Mittel dazu: alle Gemälde in einem Stock unterzubringen und die Möbel in einem andern; zu dem letzteren würde ich die Schlüssel nie aus der Hand geben. Es war nicht anzunehmen, daß mein Nachfolger an dieser Anordnung, die er vom Gründer selbst getroffen glaubte, etwas ändern würde ... Dies, Herr Graf, war der Beweggrund meiner Handlungsweise. Ich hatte nicht erwartet, daß meine Liebe zu dem verstorbenen Kommandeur und die Sorge, ihm ein ehrenvolles Andenken zu sichern, mir eine so tödliche Beleidigung von seiten seines Neffen zuziehen werde. Welche Beleidigung! ... Und von Ihnen, von Ihnen! ... Doch kein Wort mehr darüber. Nun bin ich es, der Ihnen nichts mehr zu sagen hat, und der — hören Sie wohl — sich auf keine Unterredung mit Ihnen einläßt. Ich habe Sie aufgeklärt. Handeln Sie, ich wiederhole es, wie Sie für recht halten ...‘

III.

‚Und Sie haben auch nur einen Augenblick diese Geschichte geglaubt,‘ rief Cantoni unter lautem Lachen, als Michael ihm die überraschende Erklärung des alten Malers berichtet und ihm erzählt hatte, wie derselbe weggelaufen, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen. ‚Sagte ich Ihnen nicht, daß die Glossatoren durchtriebene Schwindler sind? Aber diese Erfindung übertrifft alles Dagewesene. Gambara kann es wahrhaftig mit Goldoni aufnehmen ...‘

‚Wenn es aber dennoch wahr wäre?‘ warf Michael ein.

‚Ebensogut könnten Sie annehmen, daß die Pferde von St. Markus sich in Galopp setzen,‘ entgegnete der Advokat. ‚Übrigens werden wir dies bald wissen. Wie ich Ihnen schon sagte, werde ich die Möbel nachprüfen, Fauteuil um Fauteuil, Nagel um Nagel, das Verzeichnis in der Hand.‘

‚Angenommen, was Gambara sagte, wäre wahr? Dann würde mein Onkel ...‘

‚Seinen zweiten Tod erdulden,‘ unterbrach Cantoni spöttisch. ‚Was kann ihm das anhaben, dort, wo er jetzt ist; oder Ihnen, mein lieber Graf? Solch ein zweiter Tod des Signor Broggi-Mezzastris wäre höchstens die Rache für sein schlechtes Testament ... weiter nichts. Beruhigen Sie sich; Sie haben nichts auf dem Gewissen. Lassen wir den Dingen ihren Lauf ... Bestehen wir unerschütterlich auf den in meinem Briefe gestellten Bedingungen und warten wir das weitere ab. Vielleicht ...‘

Trotz der Versicherungen des jovialen Rechtsgelehrten konnte sich Michael des tiefen Eindrucks, welchen die Unterredung mit dem rätselhaften

Gambara auf ihn gemacht hatte, nicht erwehren. Erst nach heftigem innerem Kampf entschloß er sich, dem Rate des Advokaten zu folgen und an seiner Forderung festzuhalten; und auch dann tat er es nur aus Schwäche. Eine neue Gewissensqual erduldete er einen Monat später, als Cantoni auf eine Mitteilung des Marquis Bellini hin — wonach alle im Museum befindlichen Gegenstände in Übereinstimmung mit dem Wortlaut des Testaments wieder an ihren alten Platz gebracht worden waren — nach Bologna abreiste. Was würde der Advokat entdecken? Das Herz des enterbten Neffen klopfte hörbar, als Cantoni drei Tage später telegraphisch seine Ankunft meldete und mit ziemlich enttäuschter Miene vor ihm erschien.

‚Gambara hat Mittel und Wege gefunden, alles zurückzukaufen,' sagte er, indem er, immer noch spöttelnd aber etwas weniger triumphierend, den Kopf schüttelte. ‚Alle Möbel sind an Ort und Stelle... Ich fand in der Stadt einen ehemaligen Kammerdiener des Kommandeurs, der sie wieder erkannte. Überdies hatte Signor Broggi-Mezzastris große Ordnung: er sammelte auch die Rechnungen. Ich habe festgestellt, daß es dieselben Gegenstände sind. Gambara hatte Recht: das ist ein fürchterliches Museum, inmitten dessen die Gemälde sich wie Gefangene und arme Verbannte ausnehmen. Der Schlag, der den zweiten Tod herbeiführte, ist bereits gefallen; ich hörte — unter anderm — eine Engländerin zu ihrem Gatten sagen: „What an awful cockney this old Broggi-Mezzastris must have been, to buy such a lot of rubbish!"

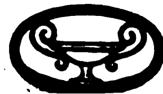
‚Zu welch einer häßlichen Rolle haben Sie mich verleitet!' sagte Michael, dem es nicht zum Lachen war. ‚Cantoni, das werde ich Ihnen nie verzeihen.'

‚Gedulden Sie sich einen Augenblick!' unterbrach ihn der Advokat, während er eine kleine Broschüre aus der Tasche zog. ‚Hier habe ich ein Mittel gegen Gewissensbisse: es ist der Museumskatalog, der vor vierzehn Tagen in neuer Auflage mit einer von Gambara verfaßten Biographie des Kommandeurs erschienen ist. Verkosten Sie einmal diese Probe: „Und nicht allein seiner Geistesgaben wegen ist der Verstorbene bewundernswert; er ist es auch um seines edeln Herzens willen!" Hören Sie: „Sein Palast zeigt, bis zu welchem Grad er sich von seinen Gefühlen beherrschen ließ. Er bestand darauf, daß an den Möbeln, die von seiner Familie sich auf ihn vererbten, nichts geändert werde; der bloße Anblick derselben genügt, um auch dem blindesten klar zu machen, was dieser begabte Liebhaber der Kunst, dieser Mann mit einem so auserlesenen Schönheitssinn inmitten einer Ausstattung gelitten haben muß, die so wenig mit seinem Geschmack übereinstimmte..." Dies ist nicht alles: zwölf Seiten, sage, zwölf Seiten füllen Auszüge aus Briefen des Kommandeurs, in denen er die Echtheit seiner Gemälde von künstlerischem Standpunkte aus beweist...

Wenn wir den Gerichtsdiener zu unserem Mann schickten, um ihn aufzufordern, die Originale dieses Briefwechsels herbeizuschaffen . . .'

,Scherzen Sie nicht länger, Cantoni,' unterbrach ihn Steno, dessen vornehmes Gesicht eine wachsende Erregung ausdrückte. ,Wir beide haben diesem Gambara bitter unrecht getan, indem wir ihn als Erbschleicher und Dieb behandelten; ich werde seine Verzeihung erbitten, verstehen Sie. Er hat ein Herz überfließend von Dankbarkeit und hochherziger Hingebung.'

,Er wirft alle meine bisherigen Erfahrungen von der menschlichen Natur über den Haufen,' sagte der Advokat ärgerlich. ,Es lohnt sich der Mühe, zwanzig Jahre lang als Rechtsanwalt tätig gewesen zu sein, um zu diesem Resultat zu gelangen! Wenn ich nicht mit meinen eigenen Augen, diesen zwei Augen — und es sind gute Augen — die Verzeichnisse gesehen hätte, würde ich es nicht glauben, daß wir nicht hinters Licht geführt wurden . . . Mein einziger Trost ist, daß die „Tedeschi" nicht ermangeln werden, in ihren pedantischen Schmökern — die sie Kunstkritiken nennen — die Ansichten des verdienten Kenners, der den Kommandeur Broggi-Mezzastris „machte", anzuführen. Das ist das Ironische an der Sache. Allerdings ist dieser Trost gering, denn hätte Gambara wirklich einige Möbel verschachert, so wäre dies für uns ein triftiger Grund gewesen, das Testament für nichtig zu erklären . . . Hoffen wir,' sagte er, von neuem lachend, ,daß der nächste Konservator den in den Briefen begangenen Betrug entdeckt, und dies wird dann der dritte und endgültige Tod Broggi-Mezzastris' sein.'





William Blake/Mitleid



William Blake/Erschaffung Adams



William Blake Der Dichter, Mystiker und Künstler
Ein Essay von Frank E. Washburn Freund

In dem unlängst bei Grant Richards in London erschienenen neuesten Werk über Blake* findet man vor dem seine künstlerische Entwicklung behandelnden Essay eine Datentabelle, die siebzehn Einträge aufweist. Sie umschließen die paar äußeren Merksteine eines siebenzigjährigen Lebens, das, wie Blakes Frau Katharina nach seinem Tode einmal gesagt hat, zum größten Teil im Paradiese, fern dieser Erde, zugebracht worden war. Was liest man da? Daß Blake im November 1757 geboren wurde; daß er zehn Jahre später eine Zeichenschule besuchte; nach weiteren vier Jahren, also als vierzehnjähriger Knabe, zu dem Kupferstecher James Basire in die Lehre kam; später noch Studien in der Royal Academy trieb; im Jahre 1782 heiratete; dann mehrere Male seine Wohnung in London wechselte (zwischendurch fällt der Tod seines Lieblingsbruders Robert, der offenbar eine ähnlich gestimmte Natur wie er selber war); dann in 1800 auf drei Jahre in ein Küstendörfchen Felpham übersiedelte, wo man ihn völlig unberechtigterweise des Hochverrats anklagte; in 1803 nach London zurückkehrte; in 1809 seine erste und letzte Sonderausstellung im Hause seines älteren Bruders James abhielt, und schließlich am 12. August 1827 starb, ‚wie ein Heiliger', wie eine bei seinem Tode zugegen gewesene Nachbarin sagte; denn er sang von all den Wundern und Herrlichkeiten des Himmels, bis der Tod sanft ihm die Lippen schloß.

Um dieses Gerippe einer Biographie herum haben so manche eifrige Bewunderer Muskeln und Haut, Nerven, Hirn und Herz zu legen unternommen und sich dabei auf kurze Darstellungen einiger Zeitgenossen und Jünger Blakes gestützt. Eigentliches Leben aber gewinnen die beigebrachten Tatsachen erst durch die zahlreichen Werke der Feder, des Pinsels und des Stichels, die Blake trotz aller Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen uns hinterlassen, und trotzdem ein ehemaliger Jünger, Tatham mit Namen, dem zahlreiche unveröffentlichte Werke und Blätter als (berechtigtes oder unberechtigtes) Erbe zugefallen waren, die meisten derselben dem Feuer übergab, weil sie seinen eignen engsektiererischen Ideen nicht entsprachen. Andererseits freilich werfen bekannt gewordene Ereignisse aus dem Leben Blakes erklärende Streiflichter auf sein Schaffen, namentlich auf seine späteren ‚profetischen' Schriften, die ohne Schlüssel und Kommentar wahrhaft sibyllinische Bücher bleiben, und selbst jetzt noch trotz eifriger Forscherarbeit in zahlreichen Einzelheiten unerklärt sind.

Blake gehört zu den Sturmgeistern des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die eine neue Zeit heraufführten in Blut und Schrecken in der Revolution; in

* ‚The Engravings of William Blake, a critical study together with a catalogue raisonné' von Archibald G. B. Russell, B. A. mit 32 Illustrationen, gebunden 25 Schilling, Grant Richards, Std. London. Dieses schlicht aber äußerst vornehm ausgestattete Buch muß als Standardwerk über Blake als bildenden Künstler, vor allem als Kupferstecher und als ‚Maler-Kupferstecher' (um diesen Ausdruck dem modernen ‚Maler-Radierer' nachzubilden) gelten.

geistigem Feuer, in ‚Sturm und Drang' in der Dichtkunst. Blake aber tat es auch in einer ganzen Reihe von bildnerischen Werken, während sonst gerade die bildende Kunst kaum schon Anzeichen eines neuen, freien Geistes verspüren ließ. Was aber Blake, dem Freiheit über alles ging, völlig von all seinen Mitstürmern in und außerhalb Englands trennte, das war der Umstand, daß sein Sturm und Drang bloß und rein innerlich war, daß es sich bei ihm nur um die Freiheit des Menschen in der Welt, nicht um die auf der Erde, handelte.

Wie bei jedem großen Geist (und natürlich eigentlich bei jedem Menschen) müssen wir bei Blake eine bestimmte Anlage und Geistesrichtung als gegeben voraussetzen, deren ‚Erklärung' ebenso unmöglich ist wie alle Wunder der Welt. ‚Identität' nennt Blake diese jedem Einzelnen gegebene Art; Individualität würden wir sie heute nennen. Was erklärt werden kann, ist nur, wie diese Individualität auf Umgebung und Eindrücke jeder Art reagiert. Klar ist auch, daß je nach diesen Einflüssen eine Individualität sich günstiger oder weniger günstig entwickeln, ja daß sie eventuell zu ihrer höchsten Potenz gesteigert werden kann. Und das kann wiederum durch Widerstand der äußeren Verhältnisse oder umgekehrt zustande gebracht werden. Revolutionär angelegte Geister bedürfen des ersteren, um sich voll entwickeln zu können.

Blake fand seinen Hauptgegner, gegen den loszugehen er nicht müde wird, im Geist des 18. Jahrhunderts. Ihm sagte er den Kampf an. Das erklärt von vornherein vieles in Blakes Wirken und in seinen Werken. Gegen trocknen Rationalismus setzte er feurige Phantasie; gegen toten Materialismus lebendigen Bekennerglauben an den göttlichen Geist; gegen kleinliche, ausgeklügelte Prosa oder Scheinpoesie weltenumspannende, ursprüngliche Dichtung; gegen eine Kunst des wenn auch noch so ‚schönen' Abkonterfeiens des Menschen und der Natur nach deren äußeren Ebenbildern die Kunst innerer Gesichte. Und alles das tat er zunächst ganz instinktiv, ganz ‚naiv', weil er es seiner Naturanlage nach tun mußte. So sehen wir ihn als Knaben schon mit unfehlbarer Hand sich die geistige und künstlerische Nahrung auswählen, die ihm von nöten war. Nicht alles, was er so aufnahm, war von Vorteil für ihn. Ihm mangelte das Glück eines verständigen Beraters und Leiters. Er war und blieb Zeit seines Lebens, im guten und zum Teil auch schlechten Sinne, ein Autodidakt, ein geistiger und teilweise wenigstens auch künstlerischer Selfmademan mit all den Schwächen eines solchen; aber der innerste Kern seines Wesens blieb doch stets der gleiche; und, abgesehen von einer Anzahl bloß des Broterwerbes wegen ausgeführter Kupferstecherarbeiten nach den Vorlagen anderer, entstammten sämtliche seiner poetischen wie bildnerischen Werke diesem innersten Kern und tragen, trotz mancherlei deutlichen fremden Beeinflussungen und mit all ihren Fehlern und Mängeln (und oft gerade durch diese), den unverkennbaren Stempel seiner Individualität, sind im glühenden Feuer der Esse seines Hirns und Herzens entstanden.

Sein erstes dichterisches Werk sind die ‚Poetischen Skizzen', die sofort zur Genüge dartun, an wessen Tafeln er als halbes Kind noch gesessen, aus welchen Quellen er den Durst seiner Seele gestillt. Ich gebe einige Übersetzungen Blakescher Gedichte aus diesen Skizzen und seinen späteren Werken, damit

man sich, soweit das aus Übersetzungen eben möglich ist, ein eigenes Bild von Blake als Dichter zu machen vermag, wie die beigefügten, von Verleger und Herausgeber freundlichst bewilligten Abbildungen einiger der bedeutendsten künstlerischen Werke Blakes ein eignes Urteil über seine Kunst ermöglichen sollen*. Mit meinen Bemerkungen möchte ich mehr in den Geist und das Wesen Blakes einführen und auf dies und jenes aufmerksam machen, als dem individuellen Urteil zuvorkommen.

Ein ‚künstlerischer' Dichter ist Blake nie gewesen. Er, der wie kein anderer für die Würde und Bedeutung des Künstlers eintrat, der, wie später gezeigt werden wird, Christus als größten Künstler ansah, dem wahres Christentum mit Kunst identisch war, hatte kein Verständnis für die Forderung ‚Kunst um der Kunst willen'. Dichter und Künstler war ihm der inspirierte Mensch, der innere Visionen wie durch ein Wunder in Worte, Linien oder Töne kleidet und sie dadurch seinen Mitmenschen zugänglich macht. Wer nicht diesen inneren Stimmen zu lauschen vermag, wenn nicht, wie einst Mohammed, Engel in der Spanne eines Augenblickes durch alle Himmel führen und ihm die Wunder und Geheimnisse Gottes zeigen, der ist für ihn höchstens ein Handwerker. Ihm kam alles, selbst das Leichteste als rascher Impuls aus dem Herzen, und wie es kam, wurde es festgehalten. Drum ist ein zwar vom Standpunkt der Prosodie nicht mängelfreier, dafür aber musikalisch beschwingter, vollstes Leben atmender, dem wirklichen Pulsschlag des eignen Empfindens folgender Rhythmus seinen Werken eigen, und die dichterische Vision hält, wenigstens in den kürzeren Stücken, bis ans Ende an, statt daß, wie bei so manchen anderen Dichtern, auf einige große wie blitzartig geschehende, zum Gestalten drängende Offenbarungen am Beginn eines Gedichtes ein schwaches, nur künstlich zusammengeflicktes Ende folgt. In Blakes größeren Werken reiht sich immer ein Impuls an einen neuen. Sie verlieren dadurch an Einheitlichkeit; auch an manchmal ja sehr wertvollen Ruhepausen; aber jeder Teil ist von gleicher Stärke beseelt. Freilich, jedes einzelne Stück ist entweder Trompetenstoß in ff oder ein Schalmeienlied in zartem piano oder pianissimo. Beide stellt er gegeneinander, aber in einzelnen Stücken. Zu verbinden weiß er sie nicht. Er selbst sagt einmal, daß er wie unter dem Diktat einer unsichtbaren Macht, gar nicht wissend oft, was er tue, 20—30 Zeilen seiner langen profetischen Bücher niederschriebe, wenn der Geist ihn packe. Ganz natürlich, daß sie nur immer e i n e m ‚Seelenzustand', wie er es nennt, auf einmal entfließen. Aus demselben Grunde konnte er auch an seinen Werken nicht feilen, nicht aus Lässigkeit, denn an geistiger Regsamkeit, an ‚Fleiß' in seiner Art kamen ihm wenige gleich. Aber wenn der ‚Dichterwahnsinn' ihn verlassen, war er schwach und hilflos; er hätte nur Stück-

* Ich bin für die freundliche Überlassung dieser, zum größten Teil hier erstmals in Deutschland veröffentlichten Werke zum Zwecke der Reproduktion dem bekannten Londoner Maler Mr. Graham Robertson außerordentlich verbunden. Dieser Bewunderer Blakes hat die bedeutendste Sammlung Blakescher Farbendrucke und Aquarelle zusammengebracht und ließ mich dieselbe, wie schon vielen vorher, zum Zwecke des Studiums besichtigen, wofür ich ihm hier meinen besten Dank abstatten möchte.

werk zustande gebracht, und das fühlte er offenbar. Nur ein neuer Impuls konnte Besseres an Stelle des ersten setzen. Deshalb ließ er auch seine ‚Poetischen Skizzen', so wie er sie in Eile niedergeschrieben — von seinem 12. bis 20. Jahre — im Druck erscheinen, wozu ihm ein Bekannter, ein Mäzen im Kleinen, etwas gar gönnerhaft verhalf.

Zwei Einflüsse kann man vor allem in ihnen entdecken: Ossian, der ja auch Goethe kurze Zeit in Bann zu schlagen gewußt, dessen Zaubertrank rhythmisierter Prosa sich aber Blake, nicht zu seinem Vorteil, niemals mehr ganz entziehen konnte, und Shakespeare, der damals bei fast allen Gebildeten als ‚Volksdichter' verachtet oder wenigstens gering eingeschätzt war. Das Volkstümliche, Schlichte und Echte, das grad vom Herzen Kommende namentlich der Shakespeareschen, in den Dramen verstreuten Lieder tat es Blake an. Und ihre Sangbarkeit. Und so singt dieser sich entwickelnde, unbekannte, nur sich selber lebende Knabe die ersten neuen Töne, die seine Zeit vernommen, und führt so als einer der ersten das romantische Zeitalter in der englischen Poesie herauf. Wie es Nachfahren immer geht, wenn sie die ersten Produkte einer anbrechenden mit den letzten einer ausgehenden Epoche vergleichen, daß nämlich beim ersten Hinblicken der Ähnlichkeiten mehr als der Verschiedenheiten zu sein scheinen, so auch hier. Etwas ‚Zopfiges' steckt in manchen dieser schmucklosen Lieder; an klassischen, noch von der Renaissancezeit her beliebten, längst jeder inneren Bedeutung baren Allegorien ist kein Mangel. Da und dort wird sogar ein bestimmter Meister nachgeahmt. Und doch: eine neue und keine unsichere Stimme, ein neues Naturempfinden vor allem spricht aus diesen Liedern. Und daß der junge Blake sich dieser Tatsache selber voll bewußt war, daß er die prosaische, sich poetisch zu geben versuchende Kläglichkeit der zeitgenössischen Dichtung vollkommen erkannt hatte, beweist u. a. ein kleines Gedicht aus den ‚Poetischen Skizzen', das er ‚An die Musen' betitelt, und in dem er die Neun fragt, warum sie geschwunden sind.

‚Schlaff sind die Saiten, ihr Klang wie Qual,
Die Töne ach, wie gering an Zahl.'

Aber er blieb allein, keine ‚Bewegung' scharte sich um ihn, und so sang er seine neuen Lieder einsam für sich.

Bei ihm spielt kein Damon die Flöte, läßt sich keine Phyllis in hübschem, ländlichem Kostüm den Hof machen. Den etwas kleinbürgerlichen Tönen — nie mehr kehren sie bei Blake wieder, der zwar ein echtes Kind blieb sein Leben lang, aber ein Weltenbürger wurde wie wenige — folgen so wortstarke, stimmungsreiche dichterische Ergüsse, wie die an den ‚Frühling', den ‚Abendstern' und den ‚Morgen'.

An den Frühling.

Komm über die Hügel des Ostens und laß unsre Winde
Die duftenden Kleider dir küssen; laß uns schlürfen
Den Hauch deines Morgens und Abends, und schütt' deine Perlen
Weit über unser Land, das nach dir in Liebe sich sehnt.

Auch hier sind die Motive alt, unzählige Male von Schreibern des 18. Jahrhunderts, die sich Dichter dünkten, behandelt worden; und nun kommt

dieser Jüngling und schreibt ein paar Rhapsodien in Jamben, die neben Shakespeareschen Versen stehen können, ohne zu verlieren. Das macht, er selber hatte den lieblichen Abend genossen und den strahlenden Morgen, hatte sich von ihrer Herrlichkeit Herz und Auge füllen lassen, und wessen er voll war, dessen strömte er über. ‚Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen.‘ Am Schreibtisch hatten gelehrte, gar selbstbewußte und stolze Herren ihre Oden auf den Phöbus Apollon und die Selene gedrechselt; in freier Natur dichtete dieser Naturknabe, unbewußt, dankbar und demütig vor den ewigen Wundern der Schöpfung. Ein anderer Geist war in ihm tätig; die Herrschaft eines anderen Geistes läutete er ein. Er selber freilich sollte nur sein kaum, wenn überhaupt beachteter Herold sein; denn ihn lockten bald genug noch ganz andere Stimmen: an Stelle der Natur begannen die Sphären selber ihm zu sprechen, und alle Himmel öffneten sich ihm, wie sie es nur Kindern zu tun vermögen. ‚Wenn Ihr nicht werdet wie die Kindlein . . .‘ Und so schrieb oder besser lebte Blake seine Kinderlieder, seine ‚Lieder der Unschuld‘.

Auch diese Motive waren nicht neu. In mancher Beziehung hatte man damals schon ‚das Kind entdeckt‘. Viele Männer und Blaustrümpfe — und schreibende Frauen waren damals fast alle Blaustrümpfe, mußten es sein, weil der rationale Geist des 18. Jahrhunderts sie zwang, ihre eigentlichste Weibpsyche zu verleugnen — bemühten sich um Kindererzählungen und Kindersprüche. Was herauskam, war aber natürlich nur plattestes Moralpredigen, dem gegenüber die Gellertschen Fabeln Wunder naiver, lebendiger Gestaltung darstellten. In Blakes Kinderliedern aber schreibt ein wahres Kind für Kinder. Seine Gabe jedoch, Schlichtes tief, Tiefes schlicht erscheinen zu lassen, gibt diesen Liedern auch Macht über Erwachsene, wofern deren Herz noch nicht tot, ihre inneren Sinne nicht geschlossen sind.

Die ‚Lieder der Unschuld‘ stammen aus der Zeit vor 1789, als Blake 32 Jahre alt war. Sie sind ein kleines, dünnes Heftchen, dessen sich kein Verleger annahm. So blieben sie wohl eine Zeitlang liegen, bis Blake sich eine Methode ausdachte, die ihn in den Stand setzte, sein eigner Drucker und Verleger zu sein, ohne daß die Kosten zu groß waren. Auch den schönsten, den Sinn der Gedichte unterstützenden und vertiefenden Buchschmuck, der ihm, dem Künstler, gleichzeitig mit den Versen entstand, konnte er selber so ohne Zwischenhand anbringen. Freilich allzuviele Exemplare waren auf diese Weise nicht zu erzielen, doch dafür besaß jedes einzelne fast den künstlerischen Wert einer illuminierten Handschrift aus dem Mittelalter, da es den Leser mit dem wirkenden, ja sogar empfangenden Geist des Dichters und Künstlers gleichsam in unmittelbarste Berührung brachte, indem er dessen Schriftzügen, Linienführung und Farbenauftrag folgen konnte, ohne daß eine fremde, eine mechanische Tätigkeit ausübende Hand dazwischen trat. Dieses Verfahren, eine Art Kunststereotypie, soll, so drückte sich Blake in seiner symbolisierenden Sprache aus, ihm sein verstorbener, offenbar ähnlich veranlagter Lieblingsbruder Robert im Traume mitgeteilt haben. Man kann aus früheren Andeutungen in einem fragmentarischen Werke Blakes, ‚Die Insel im Monde‘, nachweisen, daß ihn diese Idee eines eignen Druckes seiner Werke schon längere Zeit vor 1789

beschäftigt, und daß er sie wahrscheinlich oft mit Robert vor dessen Tode durchgesprochen hatte. Eine Lösung aber wollte sich so leicht nicht ergeben. Das Gehirn jedoch, einmal auf die rechte Spur gelenkt, arbeitete, auch nach Roberts Tode, wie wir heute sagen würden, im Unterbewußtsein weiter, und plötzlich stand alles ganz klar eines Morgens um die helldunkle Stunde des Halbschlafes vor den Augen des erfreuten Dichters, der nun glaubte, dieses Gottesgeschenk seinem geliebten Bruder zu verdanken. Solche Aussprüche Blakes, daß sein verstorbener Bruder ihm erschienen sei, daß ein Engel ihm dies oder das diktiert habe, brachten ihm manche Anfeindungen seitens Ungläubiger, und doch lassen sie sich alle ganz natürlich erklären, wobei freilich hinter dem ‚natürlich‘, wie hinter allem Natürlichen, das große, ewige Geheimnis waltet. Sein neugefundenes Verfahren bestand darin, daß er Text und Schmuck in Spiegelschrift auf eine präparierte Kupferplatte schrieb und zeichnete und dann eine Säure über diese goß, die deren ungeschützte freigebliebene Teile angriff und vertiefte, bis nach einiger Zeit Text und Schmuck erhöht auf der Platte standen. Nun konnte er von dieser Abzüge herstellen (wobei ihm seine Frau getreulich half), die er oder seine Frau dann mit Aquarellfarben austuschte.. Diese Methode verwandte er von nun an bei allen seinen Büchern.

Wie er seine ‚Lieder der Unschuld‘ aufgefaßt wissen wollte, zeigt er gleich durch sein Titelbild, auf dem ein Hirtenknabe ein nacktes Kindchen, Blakes Muse, durch eine Landschaft trägt. Leise wird hier vielleicht auch eine Parallele mit dem heiligen Christophorus angedeutet, der das Christuskind (das für Blake ja auch der wahre Künstler war) auf den Schultern durch das Wasser trägt. Das Einleitungsgedicht läßt darauf schließen, daß der Hirtenknabe wohl er selber ist, dem das Musenkind den Auftrag gibt, vom Lämmchen (Christus!) zu singen, von Freuden und Seligkeiten, und sie in ein Buch zu schließen, daß jeder sie lesen könne. Also auch hier wird ihm der Auftrag von einer höheren Macht zuteil, was zwar der alten Konvention — Anrufen der Musen! — ähnelt, aber statt daß er die Muse, das Geschöpf eines fremden Volkes, anruft, wird ihm von einem Kindlein der Auftrag zuteil. Und diese ‚Lieder der Unschuld‘ sind denn auch sein eigenstes Gut.

In den neunzehn Liedern — so wenige sind es, denn Blake dichtete eben nur, wenn ihn eine innere Stimme dazu rief, ihn zwang — findet sich zuerst ein entzückendes Lied, die Zwiesprache des Dichters mit einem neugebornen Kindlein, das sich selber ‚Freude‘ nennt und in den Morgen des Lebens hineinlacht. In anderen Liedern, wie ‚Das Lamm‘ klingt schon deutlich Blakes Einheitsgefühl aller Natur an: alle Geschöpfe, Mensch wie Tier, sind Gottes Kinder. Aus ‚Verloren und gefunden‘ spricht erstmals ein düsterer Ton, eine Dissonanz; ihr folgt aber noch gleich die Auflösung zu holder Harmonie.

Verloren und gefunden.

Vater, Vater, geh' nicht so schnell!
O geh' doch nicht davon!
O Vater, verloren bin ich sonst,
Sprich, Vater, zu deinem Sohn!

Schwarz war die Nacht, kein Vater zu sehn;
Das Kind war naß von Tau.
Jammernd es rief; das Moor war tief;
Wie Nebel flog's über die Au.

Der Knabe, verloren im einsamen Moor,
Verfolgt der Irrlichter Tanz
Dem Weinen schon nah. Doch Gott, immer da,
Erscheint als sein Vater im Glanz.

Er küßte das Kind und nahm's bei der Hand
Und bracht' es zur Mutter, die blind
Und bleich vor Pein durch das Tal allein
Weinend gesucht ihr Kind.

Bemerkenswert aber ist dieses Gedicht noch besonders, weil in ihm nicht bloß ein tieferer, sondern auch ein verborgener Sinn steckt, der in ganz bestimmter, nur dem Kenner Blakescher Art und seines Schaffens verständlicher Weise ausgelegt werden muß, um die Bedeutung des Gedichtes klar erkennen zu lassen. Der Vater, mit dem der Sohn geht, ist nämlich der Verstand, das Vernunftvermögen im Menschen, das im Manne stärker vorhanden ist als im Weibe. Wer ihm allein sich anvertraut, es allein zum Vater wählt, ist verloren; es läßt ihn mitten auf dem Wege im Stich, und er gerät so auf Abwege und schließlich in den Sumpf — den Schmutz des Lebens —, in den ihn die irdischen unkontrollierten Begierden, die Irrlichter, locken. Nur Gottes Gnade kann ihn daraus erlösen. Was aber ist diese Gnade? Gott erscheint dem Verirrten als ‚sein Vater im Glanz' (wörtlich: ‚in weiß'), das heißt statt des nüchternen Verstandes wird ihm durch die Gnade Gottes dichterische Phantasie zuteil, die höhere, glanzvollere, sozusagen weißere Geistesgabe, und die, und die allein führt ihn zur Mutter, zur natürlichen, schönen Sinnlichkeit, seinem irdischen Teile zurück; ist doch im Weibe das Gefühls- und Sinnenleben stärker entwickelt als im Manne. Der abstrakte Verstand steht den Leibeskräften im Menschen feindlich gegenüber, und drum, herrscht *er*, rebellieren *sie*, und der Mensch befindet sich in ewiger Unruhe und ewigem Zwiespalt mit sich selber. Das von der göttlichen Phantasie aber beschwingte Gefühl eint sich mit den Trieben zu einer schönen, reichen Harmonie. Auf diesen Punkt, als den Kernpunkt des ganzen Blakeschen Denkens (hervorgehend aus seiner *eignen* Art), wird später noch bei der Besprechung der Blakeschen Religionsphilosophie und Weltanschauung zurückzukommen sein.

Hier, wo wir es mit ihm als *Dichter* zu tun haben, möchte ich der Ansicht Ausdruck geben, daß, wie wahr mir auch Novalis' Ausspruch zu sein scheint: ‚Die Trennung von Philosoph und Dichter ist Zeichen einer Krankheit und krankhafter Konstitution', wobei ‚Philosoph' allerdings nicht zünftig eng aufgefaßt werden darf, daß mir doch dünkt, daß *die* Dichtung als künstlerisch am gelungensten angesehen werden muß, die ohne besonderen Kommentar zuerst auf die Sinne wirkt, und wie von selber den sinnlichen Eindruck zu einem geistigen erweitert, ganz ähnlich wie ein Werk der bildenden Künste. Der sinnliche Ein-

druck wird vor allem durch den Rhythmus hervorgerufen, der, ist er echt, die Fähigkeit besitzt, den Puls des Lesers oder Hörers in die gleiche Schwingung zu versetzen, die den Dichter erfaßt hatte, als er das Gedicht schuf. Diese erst rein sinnliche Schwingung aber überträgt sich dann auf die Seele des Lesers; und sieht diese nun schöne, lebendige Symbole in dem bisher nur dumpf Gefühlten, tritt dieses, ohne zum platten Begriff zu werden, als ein lebendiges, Weiten Umfassendes ins Bewußtsein, scheinen sich Schleier vor dem inneren Auge zu heben und einen, wenn auch nur momentanen Blick in die tiefsten Geheimnisse des Seins zu gewähren, dann fühlt man, daß man vor einem großen Dichtwerk steht, und enthielte es auch nur wenige Zeilen und einige kurze, an sich ganz gewöhnlich erscheinende Worte. Solche Dichtungen sind Blake nicht selten gelungen. In den bald zu behandelnden ‚Liedern der Erfahrung', in ‚Thel', auch noch, stellenweise wenigstens, in den späteren ‚Profetischen Büchern' finden sich genügend Beweise dafür. Ja, seiner ganzen Anlage nach war er eigentlich für die Schaffung solcher philosophischer Gedichte geradezu bestimmt, denn das Hauptmerkmal seiner Dichtung ist eine geistige Intuition. Aber seine ‚Tollheit für Abstraktionen', wie er selber einmal schreibt, bringt ihn dazu, statt sich seiner Intuition allein zu überlassen und dem Leser zuzutrauen, er werde das lebendige Symbol von selber herausfühlen und es so finden, verborgene, abstrakte Ideen in seine Dichtungen einzuführen, sie zu einem System zu gestalten und so ihre Spontaneität zu vernichten. Und doch besagen einige seiner vollendetsten kleinen Gedichte im letzten Grunde das gleiche wie seine langausgedehnten, einem Waldesdickicht oft gleichenden Werke. Freilich war er zu sehr Dichter und Künstler, um mit bloßen abstrakten Ideen zu hantieren, er gab ihnen eine gewisse persönliche, für ihn selber sehr deutlich erkennbare Form und schuf sich so eine große Schar von Dämonen und Giganten, die er dann zum Teil wie Formeln, wie Leitmotive gewissermaßen, brauchte, um seine Ideen und deren vielfach verschlungene Zusammenklänge auszudrücken. Ihnen aber zu folgen, bedarf es eines Schlüssels und fortlaufenden Kommentares. Er hat so trotz aller Dunkelheiten großartige Gebäude aufgeführt (‚Vala', ‚Milton', ‚Jerusalem'). Der Versuch einer individuellen Gestaltung einzelner, in sich ruhender, plastisch runder Figuren fehlt bei ihm allerdings völlig, er sah nur den Menschen, nicht die einzelnen Menschen, trotz seiner Hochschätzung der verschiedenen ‚Identitäten' und seinem Eintreten für sie. Aber sein Mensch kennt alle offenen und verborgenen Wünsche, Sehnsüchte, Gedanken, Stärken und Schwächen, die die Welt faßt. Und seine Art, alle Zustände der menschlichen (und zugleich, um es so auszudrücken, Welten-)Psyche durch dämonische Kräfte zu personifizieren, hat etwas Imposantes an sich. Es gibt auch viel zu lernen daraus, namentlich an innern Assoziationen solcher Zustände, aber eigentlich dichterisch und künstlerisch wirken diese Gebilde nicht mehr. Blake, der selber mit nie ermüdender Energie gegen die bloße ‚Ratio' zu Felde gezogen, scheint trotz seiner anderen Eigenschaften auch an einer Hypertrophie dieser Gabe gelitten zu haben, — bei ihm war eben alles in gigantischem Maße vorhanden und schrie förmlich aber lange vergeblich nach Harmonie — weshalb er nur um

so erbitterter diesen Kampf in seinem Innern aufnahm, weil er eben das Schädliche dieser Einseitigkeit erkannte und mehr noch fühlte. Wo andere kleinere Geister didaktisch geworden wären und die Moral unter die Geschichte gesetzt hätten, da wurde er aus dem Dichter zum, um es so zu nennen, wissenschaftlichen Propheten, Wahrsager, welch letzteres Wort, ganz wörtlich genommen, am besten auszudrücken vermag, was gemeint ist, zum Wahrsager — nach seiner Überzeugung nur natürlich — um jeden Preis. Und, als mit zunehmendem Alter jeder konkrete Untergrund für sein Dichten geschwunden war, da stellte er gar ganz bewußt als seine Theorie der Dichtkunst — wahrlich sehr pro domo, wie es meist mit Theorien der Künstler der Fall ist — das Schaffen von Allegorien auf, die den Geist allein zu berühren vermögen, den körperlichen Sinnen aber völlig verborgen bleiben. Die fünf Sinne, die äußeren Fenster der Seele, waren ihm von je verhaßt gewesen, denn er hatte sie stets nicht als Fenster, sondern als Gefängnis der Seele betrachtet. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst freilich, die ja noch viel mehr auf die ‚Sinne' angewiesen ist, konnte sein bloßer Intellekt seine sinnlichen Kräfte trotz aller Theorien nicht völlig in Bann schlagen, wie noch zu zeigen sein wird. —

In einigen von Blakes ‚Liedern der Unschuld' künden sich bereits die mehrere Jahre später in der gleichen Weise publizierten ‚Lieder der Erfahrung' an, nur daß auch ihre Dissonanzen sich noch friedlich auflösen. Die Mutter, die schon die Erfahrung genossen, singt ihr Kind mit einem unter Tränen lächelnden Liede in den Schlaf, indem sie ihm vom Heiland erzählt, der selber zum Kinde geworden. Der Heiland stillt auch unser aller Schmerz, wie wir ihn uns gegenseitig stillen sollen. Daß es anders wäre, das will, kann der Dichter nicht glauben. Voller Zuversicht ruft er aus: ‚Nein, o nein, das kann nicht sein!'

Und wenige Jahre darauf ist es doch so. Die ‚Lieder der Erfahrung', düster, wie sie meist sind, dürfen aber nicht als Beweis dafür angesehen werden, daß Blake zum Pessimisten geworden. Sein innerstes Wesen war allezeit optimistisch, bejahend, und trotz all dem Schweren, das er, größtenteils durch eigne innere, von außen nur durch leichten Anstoß zur Entladung gebrachte Kämpfe zu bestehen hatte, blieb er es bis zu seinem Ende. Bei seinem Glauben hätte es auch gar nicht anders sein können. Aber er sah doch den steten Kampf um sich und noch mehr in sich. Wie er in allem fast ausschließlich aus eigner und zwar innerer Erfahrung schöpfte, so auch hier. In ihm selber begab sich der Kampf zwischen ‚Engel und Teufel', in ihm ein ewiger Widerstreit der Gefühle. Und so schuf er reiferen Geistes eine ganze Reihe Gegenstücke, oft unter dem gleichen Titel, zu den ‚Liedern der Unschuld' und nannte sie ‚Lieder der Erfahrung'. Beide band er dann meist zusammen in ein Doppelbändchen und setzte dem Doppeltitel die Worte nach: die die zwei entgegengesetzten Zustände der menschlichen Seele dartun'.

Die Gedichte, so angesehen und in diesem Lichte gelesen, erklären sich in der Hauptsache von selber. Unter ihnen ist ‚Der Tiger' wohl Blakes großartigstes, verhältnismäßig konkretestes, dabei die ganze Schöpfung und ihr Wesen umfassendes Gedicht.

Tiger.

Tiger, Tiger, brennend lacht
Deine Wildheit durch die Nacht.
Wessen Aug' wohl, wessen Hand
Dein furchtbar Ebenmaß erfand?

Welche Tiefen, welche Höh'n
Sah'n deiner Augen Brand entsteh'n?
Wagten Schwingen den Feuerflug?
Waren Hände mutig genug?

Hatte ein Arm die Künstlerkraft,
Daß deinem Herzen die Sehnen er schafft?
Und als dein Herz zu schlagen begann,
Wer war der Gott, der das ersann?

Wes' war der Hammer? Welche Stirn
Diente als Esse deinem Hirn?
Wer schlug den Ambos mit grimmigem Schlag?
Wer wagte das Grauen zu packen? Sag!

Als auf die Erde der Sterne Licht
Wie Tränen fielen auf ein Gesicht:
Hat seines Werkes er dann gelacht?
Hat des Lammes Schöpfer auch dich gemacht?

Tiger, Tiger, brennend lacht
Deine Wildheit durch die Nacht.
Wessen Aug' wohl, wessen Hand
Dein furchtbar Ebenmaß erfand?

Diese Dichtung kann in ihrer ganzen Tiefe ohne jeden Kommentar verstanden werden, weil sich eben ihr geistiger Gehalt ungezwungen, aber zwingend aus seinen sinnlichen Bildern ergibt, selbst wenn man, durch Dante geschult, (dessen Leoparden im ersten Gesang der ‚göttlichen Komödie'), nicht bei dem Tiger an menschliche Leidenschaft denken sollte. Und weil hier die äußeren (Sprach-)Mittel so vollkommen, wie es keine Übersetzung wiedergeben kann, mit der inneren Bedeutung des Gedichtes zusammenfallen, habe ich es Blakes vollendetste Dichtung genannt.

Im selben Jahre wie ‚Die Lieder der Unschuld', also noch vor den ‚Liedern der Erfahrung' veröffentlichte Blake sein Lehrgedicht ‚Thel', das er in lang sich hinziehenden, ziemlich frei behandelten Jamben und in einem Stile geschrieben, der sich deutlich an Ossian anlehnt. Aber auch des Mystikers Jakob Böhmes Einfluß kann man nun spüren, dessen Werke Blake unzweifelhaft in einer alten englischen Übersetzung studiert hatte. Im ganzen Stil zeigt sich ‚Thel' als immerhin noch fast ohne Kommentar für sich verständlichen Vorläufer der späteren ‚Profetischen Bücher', in denen nur an Stelle der Jamben ein noch freier behandeltes Maß und oft noch weiter sich hindehnende Verse treten, so daß man sie fast nur noch als rhythmische Prosa zu bezeichnen vermag. Thel ist die Seele des noch nicht erschaffenen Menschen, die in seligen

Gefilden weilt und vor dem Eingehen in den Leib, der ihr als das ‚Grab' erscheint, zurückschreckt. Und doch wird sie die Metamorphose durchmachen müssen, wie sich die Raupe in die Puppe verwandelt und diese wieder in den leichtbeschwingten Falter. Sie versteht nicht, warum sie in die Vergänglichkeit übergehen, ihr lichtes Kleid mit dem grauen der Erde vertauschen soll, und fragt nun bei den verschiedenen Lebewesen darum an. Die Frage aber, warum die Seele erst diese schwere Erfahrung durchmachen, durch das Grab des irdischen Leibes hindurchgehen, warum sie ihren ‚Fall' erleben muß, wird hier noch nicht voll beantwortet. Die Lehre von der Notwendigkeit dieses ‚Falles' findet sich bei Blake vielfach in allen möglichen Formen, das letzte Mal in seinen Hiobbildern, in denen die volle Antwort deutlich erteilt und damit das Welterleben erklärt wird aus seiner eigensten Lebenserfahrung heraus. Davon später.

Von poetischen Werken sei noch kurz auf die in Blakes Nachlaß in einem engbeschriebenen Manuskriptenbändchen vorgefundenen Gedichte eingegangen, von denen eine Anzahl, wie es scheint, unter dem bezeichnenden, nicht ohne Grund an Nietzsche erinnernden Titel ‚Ideen von Gut und Böse' zu einem weiteren Bande bestimmt waren. ‚Mammon' und ‚Wilhelm Knecht' haben durch den deutlich hindurchklingenden biographischen Grundton ein besonderes Interesse. Sie geben Gelegenheit, auf Blakes äußeres Leben kurz einzugehen.

Daß ein Mann wie Blake von den Gütern dieser Welt nichts halten würde, wird man wohl ohne weiteres verstehen. Er war eigentlich Zeit seines Lebens, was man ‚arm' zu nennen pflegt. Wenn für die notwendigsten Bedürfnisse des Tages durch irgendeine Fronarbeit gesorgt war, wandte er sich sofort wieder seinen eignen Werken zu. Er liebte wohl kaum die Armut um ihrer selbst willen. Einmal sagte er ganz deutlich, daß es töricht sei, zu glauben, daß er bei größerer Ermutigung nicht auch Größeres erreicht hätte. Aber alles, was ihm irgendwie unter dem Vorwand, ihm äußerlich zu helfen, das Innere stören wollte, das wies er wie die Versuchung Satans ab. Sein Künstler- und Prophetentum um das Reich dieser Welt zu verhandeln, das wäre ihm wie die Sünde gegen den Heiligen Geist selbst erschienen. Er hörte Stimmen, die ihn mahnten, das nicht zu tun. Und so blieb er standhaft. Freunde, die glaubten, es gut mit ihm zu meinen, und ihm Arbeiten zuführten (z. B. porträtieren), die ihm ein ständiges und wohl steigendes Einkommen und eine gewisse gesellschaftliche Stellung verschafft hätten, sah er bald als seine eigentlichen Feinde, als Mammon, als Satan an, als den Versucher, dem er mit der ganzen Macht seiner Seele widerstehen müsse. Und nur solchen Mäzenen blieb er verbunden, die ihm seine Kreise nicht störten, die ihn gewähren ließen, wenn sie ihn auch nicht verstanden. Ein paar solche Männer, vor allem einen Offizier namens Butts in seinen mittleren Schaffensjahren, und den Landschaftsmaler Linnell in seinem Alter, fand er, und ihnen verdankt die Nachwelt die bedeutendsten künstlerischen Schöpfungen Blakes, eine große Anzahl Bilder und Zeichnungen und die Illustrationen zum Hiob, für die jene keineswegs reichen Männer Blake gerade das Notwendigste zum Leben zahlten. Seine Frau,

die Zeit ihres Zusammenlebens sämtliche Hausarbeiten des freilich kleinen Haushaltes besorgte und ihrem Mann auch noch bei der Drucklegung und Ausmalung seiner Schriften behilflich war, teilte zufrieden und ohne Murren sein bescheidenes irdisches Los.

Und doch verrät ‚Wilhelm Knecht' so manche Stürme in den früheren Jahren seiner Ehe, die schließlich zum wahren Wunder der Harmonie und des Einlebens wurde. Es ist schon betont worden, daß Blake als Erbteil ein Übermaß *aller* Gaben mitbekommen hatte. Sein dichterisches und künstlerisches Wirken ließ seiner Sinne Wünsche noch brennender werden. Auch gegen diese wendet er sich in seinen Anschauungen so sehr, weil er selber ihre Macht, ihre verhängnisvolle, zerstörende Macht in sich verspürt hat. Seine Katharina war ein kreuzbraves, aber in puritanisch strengen Anschauungen großgezogenes Mädchen, das vor den leidenschaftlichen Ausbrüchen dieser Feuerseele wohl ängstlich zurückbebte. Dazu kam, daß für Blake jeder äußere Zwang, jedes von anderen gemachte ‚Gesetz' etwas Unerträgliches an sich hatte, gegen das zu revoltieren ihm förmlich Bedürfnis war. Die Ehe schien ihm ein solcher Zwang, und drum soll er tatsächlich seiner Frau, unter Hinweis auf die alttestamentlichen Patriarchen, den Vorschlag gemacht haben, ein anderes weibliches Wesen als dritte im Bunde in ihr Haus aufzunehmen; denn zu Heimlichkeiten, selbst wenn er sie hätte durchführen können, würde Blake bei seiner Offenheit sich nie herabgelassen haben. In diesem Sinne gelesen gibt ‚Wilhelm Knecht' (er selber ist natürlich dieser Knecht der Ehe) einen tiefen Einblick in Blakes Wesen.

Wilhelm Knecht (William Bond).

Sind denn die Mädchen alle toll geworden?
Oder wollen sie wirklich seinen Tod?
Und wird Wilhelm Knecht wohl gar sterben?
Denn wahrlich, er schwebt in der größten Not.

Zur Kirche ging er eines Maienmorgens
Und Elfen gingen mit ihm: eins und zwei und drei;
Doch die Engel der Vorsehung sie vertrieben.
Und elend kehrte er heim aufs neu.

Nicht ging er mehr auf das Feld, zu den Herden.
Nicht ging er mehr ins Dorf, in die Stadt.
Heim kam er in dunkler, dunkler Wolke
Und legt sich zu Bette, elend und matt.

Ein Engel der Vorsehung stand ihm zu Füßen;
Und ein Engel der Vorsehung ob seinem Haupt;
Inmitten die dunkle, dunkle Wolke;
Inmitten er selber, seiner Sinne beraubt.

‚Maria, ja, ich lieb' eine andre,
Ich lieb' eine andre viel mehr als dich
Und sie will ich nehmen mir zum Weibe,
So hast du kein Anrecht mehr auf mich.

Denn, ach, du bist so bleich und so trübe,
Und auf deinem Haupt liegt's wie kalter Mond.
Sie aber ist rosig wie Tageshelle;
Die Sonne in ihren Augen wohnt.'

Da zittert' Maria, da wankte Maria,
Und fiel zur rechten hin auf den Grund.
Und Wilhelm Knecht und Anna kaum konnten
Wieder beleben den bleichen Mund.

Als Maria erwachte und fand, sie liege
Zur rechten ihres Geliebten da,
Zur rechten seines geliebten Lagers,
Und sah ihrem Wilhelm Knecht sich so nah:

Seine Braut Maria stand ihm zur Rechten;
Zur Linken stand seine Schwester Ann'.
Beider Tränen fielen hindurch durch die Wolke,
Als wollten sie töten des Ärmsten Wahn.

'O, Wilhelm, wenn eine andre du liebest,
Mehr liebst als die arme Maria dein,
So geh und nimm sie dir zum Weibe;
Und ich will ihre Magd nur sein.'

Um ihr strahlendes Haupt da tanzten
Die Elfen, die von Wilhelm Knecht entflohn;
Sie tanzten über dem weißen Kissen,
Das die Engel der Vorsehung verlassen schon.

Ich glaubte, in Sonnenglut lebte die Liebe.
Doch nein, sie lebt in des Mondes Schein!
Ich glaubte, in Tagesluft träf' ich die Liebe.
Doch nein, sie gehört der Nacht nur allein.

Die Liebe suche im Leiden für andre;
In treuer Hilfe, als anderer Hort!
Im Dunkel der Nacht, in des Winters Eise
Bei den Nackten, Verstoßnen, suche sie dort!

Die 'Elfen' im Gedicht sind die freien, für ihn göttlichen Impulse, die als Naturwesen sich an keine Satzung kehren; die 'Engel der Vorsehung' sind die Vertreter des Rechts und der für ihn 'sogenannten' Sitte; die dunkle Wolke, die schwer auf Wilhelm Knecht lastet, nachdem die Elfen ihn verlassen, ist die dumpfe Herrschaft der ihrer Göttlichkeit entkleideten Sinne, der er nun hoffnungslos ausgeliefert erscheint ('unbefriedigtes Verlangen brütet die Pest aus,' sagt er einmal anderswo). Da rettet ihn die Liebe derer, gegen die er sich durch Selbstsucht versündigen wollte. Ihre Selbstlosigkeit, ihn freigeben zu wollen, zerreißt den Zwang, den ihr Verhältnis zu ihm bisher in seinen Augen gehabt hatte. In demselben Augenblick verlassen die Hüter des Gesetzes das Kissen der Schwerleidenden, die sich zu opfern bereit ist, und die Elfen tanzen nun um ihr im zarten Mondeslicht glänzendes Haupt. Wilhelm aber kommt die Erkenntnis, worin eigentlich der wahre Sinn und das Wesen der Liebe bestehe. Geheilt verläßt er das Lager. Die physische Krankheit Wilhelm Knechts ist natürlich nur symbolisch zu verstehen, und das ganze Gedicht darf nicht bloß im Hinblick auf Blakes eignen Fall, sondern muß auch von einem ganz allgemeinen Standpunkt aus betrachtet werden, um seinen vollen Gehalt zu erlangen.

Im Jahre 1790 veröffentlichte Blake sein eigentliches Glaubensbekenntnis, wenn man seine 'Vermählung von Himmel und Hölle' so nennen will. Es ist ein kühnes Werk, auf scheinbaren Paradoxen aufgebaut, das Blake zu einem großen Häretiker stempelt, der aber, wie alle leidenschaftlichen Häretiker, ein tiefes Religionsleben und -bedürfnis besaß und unablässig nach Erkenntnis und Erlösung rang, freilich eben auf seine eigene Weise. Die Form dieses Buches (ein Gedicht kann man es nicht gut nennen) ist eine eigentümliche Folge dunkler, nur einem Schlüssel sich öffnender Verse und Gespräche zwischen dem Verfasser und einem Engel und Teufel und anderen Persönlichkeiten. Dazwischen steht, wie der Vulkanausbruch eines übervollen Geistes, eine Fülle von Paradoxen, die als 'Sprichwörter der Hölle' bezeichnet werden, und die die Erkenntnisse Blakes wie Feuergarben in den Frieden des unter dem Schutze des 'Gesetzes' stehenden Hauses der mit den gegenwärtigen Zuständen (das heißt Ideen und Anschauungen) Zufriedenen tragen sollen.

Der Einflüsse, die man in diesem Werke verspürt, sind gar viele. Vor allem tritt nun Swedenborg, dieser ‚Vernunftsmystiker', ein wahres Kind des 18. Jahrhunderts, hervor, dem Blake in seine ‚Korrespondenzen' hinein gefolgt ist, dessen Einfluß er sich aber hier schon etwas zu entwinden versucht. Die eigentümliche Reise durch die Druckerei der Hölle, die Blake unternimmt, und dann sein Flug mit einem Engel durch das Nichts sind wohl in ihrer äußeren Phantastik durch Dantes ‚Commedia' angeregt worden. Das Werk bekundet auch Blakes nie rastendes Studium der Bibel, deren Sinn er sich ganz nach seinen Ideen auslegte. Den eigentlichen Kern des Ganzen, das mehr einem immer wiederholten, von verschiedenen Seiten geführten Ansturm auf eine zu bewältigende Idee, als einer einheitlichen Ausführung derselben gleicht, deutet schon der Titel an: um die Vermählung, die endgültige Vereinigung des Himmels und der Hölle handelt es sich, um die Herstellung eines Gleichgewichtes der sich bekämpfenden, von den Menschen als ‚gut' und ‚böse' bezeichneten Kräfte. Erst dann könne — Blakes Zentralidee — Einheit, Harmonie im Menschenherzen, und das heißt für ihn auch im All herrschen. Dazu aber müsse das eherne ‚G e s e tz', das dies gut, jenes böse nennt, beseitigt werden. Dieses Gesetz habe nicht der wahre Gott, sondern ein Elohim, (hier zeigt sich gnostischer Einfluß) eine dämonische Kraft, die Blake ‚Urizen' nennt, aufgerichtet, derselbe, der auch den irdischen Teil des Menschen geschaffen (ich fasse Blakes Ideen vom ‚G e s e tz' aus verschiedenen Stellen seiner Werke zusammen, um sie gleich hier einheitlich darzustellen). Christus, das Lamm, aber werde kommen und dieses strenge Gesetz vernichten und an seiner Statt die Liebe, das ist die Vergebung der Sünden als das einzige Tor zum Paradiese, verkünden. ‚E i n Gesetz für den Ochsen und für den Löwen (dies auch Menschen verschiedener Art) ist Unterdrückung,' und ‚A l l e s, was lebt, ist heilig'. Gott kennt keinen Unterschied. Er läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und über die Bösen. Alles hat ein Recht auf seine Eigenart, seine ‚Identität'. Ihr zu folgen, muß jedem allein Gesetz sein. Es gibt nur e i n ewiges Gesetz, das des L e b e n s, und gerade darum lautet es und muß es für jedes Wesen anders lauten. In diesem k o s m i s c h e n Gesetz lebt und webt das All, tritt es in Erscheinung.

Die Frage des Gesetzes wie die andern großen, ewigen Fragen der Religionsphilosophie beschäftigten Blake fast unaufhörlich sein ganzes Leben lang. Er konnte nicht von ihnen lassen. Immer wieder umkreist er sie, widmet ihnen eines seiner profetischen Bücher nach dem anderen, greift sie immer von einer neuen Seite wieder auf. Der ‚F a l l' des Menschen und des ganzen All und mit ihm die Fragen der S ü n d e, des B ö s e n i n d e r W e l t, der G n a d e und E r l ö s u n g sind es zumeist, mit denen er ringt. Alles, was er über sie in vielerlei Büchern eifrigst gelesen, was er selber sich ausgedacht, was er in gewaltigen Visionen geschaut zu haben glaubt, alles das trägt er, wie um sich zu befreien, um inneren Frieden zu finden, in ein eigenes System, eine Kosmogonie zusammen, in der sich christliche Elemente mit den verschiedensten anderen mischen, und die doch eine wahrhaft imposante Einheitlichkeit aufweist. Swedenborg hatte arg nüchtern und verstandesgemäß ein System ‚der neuen

Kirche' aufgestellt, Blake wollte es durch ein persönlicheres, grandioseres, phantasiereicheres und dabei nicht minder intellektuelles ersetzen, das sich dem Swedenborgschen wie Poesie der Prosa an die Seite stellen könnte, wie ausgeführtes Kunstwerk dem bloßen Gerippe eines Planes.

In wenigen Worten sei versucht, die Hauptzüge seines Systems hier darzustellen: Von aller Ewigkeit an bestehen alle Kräfte, die im Allgeist, Gott, in Einheit und Harmonie und in völligem Gleichgewicht ruhten. Die vier Hauptkräfte, die vier Zoas, wie Blake sie nennt: und als Urizen = Verstand; Luvah = Gefühl; Tharmas = das rein vegetative Sein; und Urthona = Instinkt, personifiziert, geraten durch den Übergriff Urizens, des Verstandes, der sich (wie das ja im 18. Jahrhundert der Fall gewesen war; und Blake, wie schon einmal betont wurde, baut sein System eben aus seinen Erfahrungen in und um sich auf) die Alleinherrschaft anmaßen möchte, in die wildeste Verwirrung, aus der furchtbarstes Unheil entsteht. Urizen, der Verstand, um seine Herrschaft zu sichern, errichtet die eheren Gesetzestafeln mit dem: ‚Du sollst nicht' und will so die anderen, an sich gleichwertigen Urkräfte an ihrer berechtigten und zum Wohl des Ganzen durchaus notwendigen Lebensfunktion hindern. Drum wird vor allem das Gefühl, die Liebe, für verboten erklärt. Diese Kräfte aber revoltieren nun gegen Urizen, und indem sie sich gegenseitig bedrängen und zu bekämpfen trachten, gehen sie gleichsam zahlreiche Kombinationen ein und teilen (zersplittern) sich selber, so daß die Teilung und damit der ‚Fall' des Alls und des Menschen — und Der Mensch ist für Blake eben das All — immer weiter schreiten. Das männliche (geistige) und das weibliche (gefühlsmäßige) Element war im Urgeist eines gewesen; nun tritt es als eine sich gegenseitig stetig befehdende und doch stetig nach Wiedervereinigung sich sehnende Zweiheit auf.

Die Körperwelt ihrerseits entsteht durch das Einschrumpfen der Allbewußtheit zu den fünf Sinnen, des Allgemeinen zum Einzelnen, nachdem die Teilung des Allgeistes diese Bewußtheit erst hervorgerufen hatte. Wie es in ‚Thel' schon gezeigt wurde, ist nun der Geist in ein irdisches Grab gesperrt. Nur eines kann ihn daraus befreien; eine Erlösung gibt es: in religiöser Sprache ist sie das Lamm, Christus, in philosophischer (nach Blake natürlich) die Phantasie. Sie allein befreit den Menschen aus dem engen Gefängnis seiner fünf Sinne, sie allein läßt ihn den Allgeist als seine Heimat ahnen, sie allein verbindet ihn mit den fernsten Sternen, mit Gott. Die Phantasie also ist die Brücke zwischen Natur und Gott; sie ist die wahrhaft göttliche Gabe, nicht etwa das Produkt der Sinne (das weist Blake mit größter Entschiedenheit in einer kleinen Schrift: ‚Es gibt keine Naturreligion' zurück). Die Verkünder der Phantasie, die Künstler, die Dichter, die Propheten sind die Verkünder und Priester dieser Erlösung. (Natürlich gibt es genug der falschen Priester unter ihnen, die dieser Welt, Mammon und Satan dienen.) Wenn sich die Künstler unter dem Einfluß der Phantasie befinden, hat Gott in ihrer Seele Wohnung genommen; sie gehen ins Himmelreich ein, die Schleier fallen vor ihnen. Als Verkünder der Größe Gottes, eben als seine wahren Priester aber können sie das heilige Feuer auch in anderen entzünden, ihnen

den Weg zeigen und ebnen aus dem irdischen Tal ins himmlische Land der Phantasie und so zur Erlösung. Wirklich ist nur, was in der Phantasie lebt; das allein kann niemals vergehen. Phantasie ist der Gottesgeist selber; die Gnade Gottes ist die Inspiration, die die Phantasie zur Tätigkeit bringt. Da nun Phantasie Gottesgeist ist, und in jedem Menschen (nach Blake in jedem Wesen) etwas vom Odem Gottes wohnt, so ist Phantasie auch das allen Menschen, dem ganzen All Gemeinsame, die ‚Essenz', wie Blake es nennt. Durch sie stehen wir alle mit einander und mit Gott in engster Beziehung, durch seine Ausbildung und Ausdehnung kommen wir Gott nahe. Nun ist Gottes Alleigenschaft die Liebe. In ihr also sind wir wahrhaft göttlich. Die Liebe aber kann sich nur kund tun durch Vergebung der Sünden. Indem wir diese, wie Christus, üben, immer und immer üben, werden wir des göttlichen Geistes teilhaftig, öffnet sich uns des Paradieses Pforte. Aber, wie Blake das in seinen Hiobbildern lehrt, diese Vergebung muß nicht selbstgerechtem Mitleid oder der Hoffnung auf Belohnung entspringen, sonst hat sie ihren Lohn dahin; ein solches Vergeben ist nicht Gottes-, sondern Satansdienst. Das Vergeben muß vielmehr so natürlich der Seele entfließen, wie Gottes Sonne über den Guten und über den Bösen aufgeht und ihnen scheint. Dann erst ist die Erlösung erfüllt, und wiewohl eines jeden ‚Identität' als solche bestehen bleibt und nimmermehr vergeht — insofern glaubt Blake an eine Unsterblichkeit auch des Einzelnen —, durch seine ‚Essenz' geht er ins wahre Gottesreich ein. Er wird zu dem Menschen, er wird zu Christus, zu Gott selber. Die Vergebung der Sünden ist aber so schwer auch nicht, wenn wir uns zu der Erkenntnis hindurchringen, daß die Sünden des einzelnen nicht eigentlich ihm selber entstammen, sondern nur Seelenzustände sind, durch die — je nach seiner ‚Identität' — er hindurch muß, wie ein Wanderer durch ein wildes, wüstes Land, wenn es seinem Ziele vorgelagert ist. Diese ‚Zustände' sind ewig in sich selbst, vorübergehend aber in bezug auf den einzelnen, der durch sie hindurch muß. Sie sind da, damit eine Läuterung stattfinden könne. Diese aber kann nur erreicht werden durch Verkörperung, durch Erfahrung; solange nämlich potentiell das Fallen in den und jenen Zustand der Sünde vorhanden ist, bleibt es eine Gefahr für die Erreichung der ewigen Harmonie; die Sünde muß Gestalt annehmen, erfahren werden, dann erst kann sie ausgestoßen werden für immer. Das ist auch die volle Antwort auf Thels ‚warum muß ich ins Grab (ins irdische Leben) eintreten'? Indem man nun dem andern die ‚Sünden' vergibt, hilft man ihm zugleich, sie ‚auszustoßen' und die innere Harmonie, die Freude der Seele zu gewinnen; denn süß und köstlich ist es, die Vergebung seiner Sünden zu kosten. Was ist nun das Böse in der Welt? Blake erkennt überhaupt kein an sich Böses an. Nur als Gegensatz zum Guten bestehe es, ebenso berechtigt und ebenso notwendig, denn nur durch Gegensätze und deren steten Kampf käme Bewegung, Energie, Leben, ‚Ausstoßen der Sünden' und damit Annähern an die ewige Harmonie zustande. Ein moralisches Wägen: dies sei gut, dies böse, erscheint Blake daher menschliche (und dämonische) Engigkeit und Härte im Gegensatz zu des wahren Gottes Unendlichkeit und Güte.

Mit diesen Grundzügen der Blakeschen Anschauung, die bei einer Dar-

William Blake/Hekate

stellung seiner ganzen Wesensart nicht unberücksichtigt gelassen werden konnten, und die ich nur ganz objektiv wiederzugeben mich bemüht habe, sei es hier genug*.

Freiherr von Taube bezeichnet in seinem gleichnamigen Buche Blakes Lehre als die ‚Ethik der Fruchtbarkeit' und führt an, daß Rudolf Kaßner sie in seinem Werk ‚Die Mystik, die Künstler und das Leben' (Leipzig 1900) die ‚Ethik der Phantasie' nennt. Ich glaube, ich habe genugsam betont, daß Streben und Ziel Blakes das Erreichen der Harmonie ist; man darf daher annehmen, daß seine Ethik die Bahn weisen will, wie diese Harmonie zu erreichen sei, und diese Bahn ist auch für ihn die Liebe. Er hat sich sein eignes Christentum ausgelegt. Christus ist für ihn nicht, was er, wie Blake einmal sagt, den Juden oder selbst vielen Christen ist, aber antichristlich ist Blake sicher nicht. Ein so feiner Kopf wie Chesterton meint sogar in seinem kleinen Blakebändchen, daß Blake, hätte er noch lange Jahre gelebt, sich immer mehr dem katholischen Glauben genähert haben würde. Und sicher stand Blake einem Glauben, der der des Franz von Assisi und der von ihm auch besonders geschätzten heiligen Theresia war, näher als dem strengen und engen Puritanertum, das seit Shakespeares Tode mehr und mehr die Macht über das englische Volk und Land erlangt hatte, das ein falsches Keuschheitsideal und damit Heuchelei und andrerseits Mammondienst (siehe Max Webers Ausführungen über den Calvinismus als Grundlage des modernen kapitalistischen Geistes), Dienst dieser Welt eingeführt hatte, um im Kampf mit neuen Wirtschaftsproblemen, die die religiösen Ideen bedrohten, wenigstens den Schein des Christentums zu wahren, und um den nach Betätigung begehrenden Kräften des Menschen eine solche, aber rein nach außen hin zu geben, wobei es glaubte, es genüge, diesen Weltdienst gewissermaßen durch die Begriffe Pflicht und Arbeit zu sanktionieren, um ihn ‚gottgefällig' zu machen. Den Mangel an der Harmonie der Kräfte, der Gottesgaben, sah Blake um sich, und er erkannte auch seine damalige Ursache: das Übergewicht des von diesem so unterrichteten Geschlechte allein geschätzten Verstandes, ‚der Herrschaft Urizens', des sterilen wenn auch ‚eifrigen' Gottes. Den Mangel an Harmonie, wie schon einmal hervorgehoben wurde, sah und fühlte er aber auch in sich selber, sah sich deshalb gleichsam als eine Personifikation der ganzen Menschheit, ja des Alls an, und indem er wiederum von sich auf andere schloß — baute er seine Mythen vom Widerspruch und Kampf der Kräfte, wie er ihn in sich vorgehen fühlte, auf und gab ihnen allgemeine und ewige Gültigkeit, schuf sie zu Weltmythen um.

Blakes freudige Lebensbejahung (‚Alles, was lebt, ist heilig'), seine Hochschätzung der Künstler und Dichter, sein Anerkennen jeder Energie, und nicht

* Wer weiter in dieses zwar dornige und nicht ungefährliche, doch aber bedeutsame Gebiet einzudringen wünscht, sei auf des Freiherrn Otto von Taube Buch ‚William Blake, Die Ethik der Fruchtbarkeit', Eugen Diederichs, Jena 1907, verwiesen. Das fast völlig absprechende Urteil, das Taube über den Künstler Blake fällt, ist keineswegs berechtigt.

zum mindesten sein Intellektualismus malgré lui lassen ihn in seiner Entwicklung zu einer Art Klassizismus des Geistes ansteigen ähnlich den deutschen Klassikern. Aber was sozusagen ‚romantisch‘ an ihm war, das hat wiederum die auffallendsten Anknüpfungspunkte grade mit der deutschen Romantik. Sein ‚Hellenismus‘ jedoch bewahrte ihn vor dem end- und uferlosen Sehnen und Suchen nach Glück in unbestimmten Weiten, vor dem einseitig Gefühlsmäßigen dieser Romantik. Alles nur Allgemeine fand an ihm einen Gegner, sei es in der Stimmung, sei es im Gedanken, sei es in der Moral, sei es in der Kunst. ‚Die kleinen Einzelheiten‘ (minute particulars), so betont er immer wieder, nicht Verallgemeinerungen bildeten die Grundlage von allem, was lebt und wirkt. In Allgemeinheiten könne sich nichts betätigen, und an steter Betätigung, Ausübung der verliehenen Gaben und Energien (man könnte von hier aus Blakes Ethik auch ‚Die Ethik der Energie‘ nennen) lag ihm alles.

Es dürfte von Interesse sein, die Übereinstimmung Blakescher Grundanschauungen mit denen der deutschen Romantik durch Anführung einiger Beispiele darzutun. In Wilhelm Heinrich Wackenroders romantisch künstlerischer Bekenntnisschrift ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‘ (1797), auf die im Zusammenhang mit Blake übrigens schon einer seiner Zeitgenossen hingewiesen hat, der auch in Blake ‚mehr einen Deutschen als einen Engländer‘ sah, wird erklärt, daß Kunst und Religion eins seien, und daß der Genuß des Kunstwerkes ein Gebet sei. Die Religion könne nicht logisch begründet sondern nur durch das Gefühl erlebt werden. Die ‚Weltweisen‘ werden getadelt, weil sie ‚die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollten‘. Nur die in Taten sich entladende Energie fehlte Wackenroder, der allein ein Träumer und Ästhet war, sonst würde er Blakes Weltanschauung nicht bloß geteilt, sondern auch gelebt haben. Wunder kann es danach nicht nehmen, daß der Ideengang des eigentlichen Philosophen der deutschen Romantik, Schelling, eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten mit Blakeschen Ideen aufweist, haben ja auch beide aus der gleichen Quelle, Jakob Böhme, getrunken.

Die Grundideen der einzelnen Profetischen Bücher seien doch wenigstens noch angegeben, auf Näheres einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das der ‚Vermählung von Himmel und Hölle‘ angehängte ‚Freiheitslied‘ schildert im Gewande einer Blakeschen Mythe die Geburt Christi und das Kommen des neuen Herren, nach dem die Zeit des Zwanges und ‚die Zeit des Löwen und Wolfes‘ (der Herrschaft und der Gier) aufhören werden. Das Gesicht der Töchter Albions (Albion ist bei Blake, der, wie die deutschen Romantiker, in die alte Geschichte seines Volkes zurückging und aus ihr auch Anregungen schöpfte, der gefallene Mensch) führt in seinen drei Hauptgestalten die Phantasie, den Verstand und das Gefühl vor, die im irdischen Dasein, im ‚Fall‘, nicht in Harmonie leben und wirken können. Der Dichter aber singt von der Herrlichkeit der Liebe, weist entrüstet falsche Keuschheit und aus ihr sich ergebende Heuchelei zurück und verkündet von neuem, daß jedes Wesen ein Anrecht auf sein Glück habe, denn ‚alles, was lebt, ist heilig‘.

‚America‘ zeigt, wie äußere Zeitereignisse auf Blake wirkten. Er setzt

sie sofort in innere Erfahrungen um und reiht sie seinem Welterkennen und seinem Weltenmythos ein. Der Befreiungskampf in Amerika ist für ihn nur wieder der Kampf der verschiedenen Mächte im Menschen: Amerika ist das Land, in dem die freien Impulse wohnen, Albion, gegen den es ankämpft, das alte Land des Gesetzes. Sein steinernes Gesetz soll in Staub zertreten werden, die Impulse siegen, und mit ihnen siegt die Phantasie, die die wahre Befreiung bringt. Das Land der endlich erlangten Harmonie wird in der entzückenden, hier wiedergegebenen Idylle bildnerisch geschildert. So gingen in Blakes Innerem Revolutionen vor sich, während sie außer ihm von Völkern agiert wurden.

‚Europa' ist ihm das Land des Gesetzes, der Vernunft, hier haben Bacon, der erste Wissenschaftler, hier Newton, hier Voltaire und die Enzyklopädisten gewirkt, die ihm alle nur als Verkörperungen der der Phantasie entgegengesetzten abstrakten und zugleich materiellen Natur galten, und in denen er Satan selber sah. Ihr Zeichen ist der Zirkel, der allem Maß und Gesetz vorzuschreiben sich vermißt. Darum trägt das Buch ‚Europa' auch als Titelblatt ‚den Alten vom Tage', den Elohim, der die Körperwelt, das Gefängnis der Seele, geschaffen. Er streckt den gewaltigen Arm aus und mißt mit einem Riesenzirkel die Welt. Daß Blake die Größe dieser gegnerischen Kraft, des Verstandes, erkannte, beweist neben anderem gerade dieses Titelblatt, denn höchster Ernst und Würde, wahrhaftiges Herrschertum atmet Gesicht und Haltung dieser großartigen Figur. Wieder handelt es sich in ‚Europa' um den Verstand, der die Herrschaft an sich gerissen hat und Gefühl und Instinkt knechtet. Sie revoltieren, und der Tag der großen Revolution bricht heran; Gefühl und Phantasie werden den Sieg davontragen. Im ‚Buche Urizen' wird die Teilung der Urkräfte geschildert und die Einführung der falschen Religion in der Welt. Aber auch hier wird der kommende Sieg der Phantasie angedeutet. ‚Ahania' (Ahania ist Urizens weibliche Seite, seine Emanation), ‚Das Buch Los' und ‚Das Lied von Los' (Los ist die Phantasie) haben ähnliche Gedankengänge wie die eben angeführten Bücher.

Um noch wenigstens den Kern der letzten drei und dabei längsten Werke dieser Art — ‚Valas', ‚Miltons' und ‚Jerusalems' — anzuführen, sei bloß gesagt, daß ‚Vala', das nur als Handschrift vorliegt, den ‚Fall' der Zoas darstellt, Blakes verschiedene Weltmythen enthält und von dem kommenden Weltfrieden spricht. In ‚Milton' handelt es sich wieder um den Kampf der Phantasie mit der Vernunft und die Erlösung des Alls durch die erstere. Milton ist der Dichter, die Urphantasie, die zur Erde niedersteigt, um die Erlösung zu bringen. In ‚Jerusalem' wird die Vereinigung von Weisheit (Gott) und Liebe (Jerusalem = die ‚Essenz', das Göttliche im Menschen) zu ewiger Unschuld und Harmonie verkündet, die eine Illustration wunderbar vor Augen führt: Gottvater, sich hinabbeugend, zieht die wie in innerer Notwendigkeit zu ihm aufstrebende Jerusalem sanft in seine ausgebreiteten Arme. Dieses Ende sagt schon das Vorwort des Buches voraus, das mit der begeisterten Verheißung schließt, daß von nun an Himmel, Erde und Hölle (Intellekt, Impuls und Trieb) in Harmonie miteinander leben werden.

Blake, dem Künstler, gesellt sich, wie das ja auch nicht anders möglich ist — wer kann aus sich heraus! —, der Mystiker zu; während aber der Dichter in Blake dem Mystiker mehr und mehr weichen mußte, bis seine Leier völlig verstummte, schafft Blake noch wenige Jahre vor seinem Tode sein künstlerisches Hauptwerk, die Illustration zum ‚Hiob', in denen sozusagen mystisches und künstlerisches Schauen eine große Einheit eingegangen sind, so daß eines das andere nicht stört, eines nur das andere vertieft und zur Gestaltung bringt. Vielleicht daß die an sich sinnlichere bildende Kunst ein stärkeres Gegengewicht gegen die andere Tendenz in ihm bot. Der Kampf zwischen beiden füllt aber sein ganzes Leben aus.

Eigenwillig wie als Dichter wählt er sich als Künstler seine Vorbilder. Er kommt als Knabe in eine Zeichenschule und zeichnet dort und zu Hause, wohin ihm der Vater Gipsabgüsse zum Studium mitbringt, nach solchen, wohl kaum je nach der Natur, wenn er nicht etwa, wie einer seiner Biographen meint, sich selber Modell gestanden hat. Sicher ist, daß seine eigene Figur, eine kurze, gedrungene, in seinen Männertypen sehr häufig wiederkehrt. Aber neben diesem Zeichnen nach Gipsen sucht er sich selbständig in Abbildungen der Werke einiger alter Meister Studienmaterial zusammen. Gelegenheit, Originale dieser Meister zu sehen, gab es damals ja so gut wie gar nicht.

Es ist nun bezeichnend, daß Blake, trotzdem im damaligen England eine andere Mode herrschte, gerade die Meister zu den seinen sich wählte, die auch die Götter der deutschen Romantiker wurden: Dürer, Michelangelo und Raffael. Die Zusammenstellung dieser Künstler und ihre gleichzeitige Verehrung erscheint uns heute zunächst unerklärlich. Was hat ein Dürer mit einem Raffael gemein? Daß die deutschen Romantiker, wie vor ihnen schon Goethe, Dürer als eines ihrer Vorbilder erkürten, könnte man aus dem damals neuerwachten Nationalgefühl erklären. Warum aber wählt ihn auch der Engländer Blake, der, wie wir gesehen haben, in so manchem ihr Geistesgenosse ist? Die Erklärung liegt wohl in Friedrich Schlegels Ausspruch, der Dürer ‚den Jakob Böhme der Malerei' nennt, ‚in dem sich Religion und Philosophie vereinigt habe'. Für Blake kam noch dazu, daß er, der sich nach einigen Jahren vorbereitenden Zeichnens zu einem Kupferstecher in die Lehre begab — das Malen bei einem anerkannten Künstler zu erlernen, fand er selber für seine Familie zu teuer, wiewohl sein Vater geneigt gewesen zu sein scheint, ihn das Atelier eines solchen besuchen zu lassen —, in Dürer einen geliebten, seiner Eigenart entgegenkommenden Lehrer in seinem Spezialfach begrüßte. Dürers Wunderblatt, die ‚Melancholie', hing denn auch stets nahe bei Blakes Arbeitstisch. Sah er von der Arbeit auf, so schaute ihn dieses große Weib mit den tiefen Augen an. Mit Hebeln und Schrauben und all dem Gerät, das um sie herum liegt und steht, hatte sie wohl der Natur ihr Geheimnis abzulocken versucht — vergeblich. Nun sitzt sie da, allein und einsam, als wartete sie auf das eine, das nottut, das einzig ihr Sehnen und Wähnen stillen kann. Es ist kein Wunder, daß Blake gerade dieses Blatt ans Herz wuchs. Er wußte, was dieses eine war, er sollte es finden, wenn auch erst nach langem Kampfe.

In Michelangelo verehrten Blake und die Romantiker den ihnen ver-

wandten Stürmer, den Feind alles Kleinen, den neuen Geist. An ihn vor allem schloß sich, unglücklicherweise kann man sagen, Blake in seiner menschlichen Formengebung an. Weil er innerlich eine verwandte Seele erkannte, meinte er in seiner unerfahrenen Jugend, und weil er eigne direkte Formstudien nicht getrieben, er täte gut, dem Meister auch darin zu folgen. Aber Michelangelos Stellung dem Menschen gegenüber, der ihm alles und das alleinige war, ist eine völlig andere als die Blakes, dem der Mensch und das All in jedem seiner Wesen gleich nahe steht, und der nur die einzelnen das Universum und jedes seiner Teile bewegenden Kräfte, nicht aber Typen oder gar Individuen sieht. Er schmiedet sich also durch Übernahme der michelangeloschen menschlichen Formensprache eine Waffe, die, seiner ganzen Natur nach, niemals wirklich für seine höchsten Ziele geeignet sein konnte. Inneres Wesen des Künstlers allein kann ihm die für ihn nötige Sprache und Form verleihen, in die er gießen kann, wessen sein Herz voll ist. Daß Blake dennoch nicht völlig Schiffbruch litt, liegt daran, daß er, auch noch in ganz jungen Jahren, einem für sein Wesen und Wollen entsprechenderen Einfluß ausgesetzt war, dem der Gotik. Es war nämlich längere Zeit seine ihm von seinem Lehrmeister gesetzte Aufgabe, die alten Grabdenkmäler in der Westminsterabtei abzuzeichnen. Und hier fand er gleichsam Bein von seinem Bein, denn die Gotik konnte ihm eine Formensprache lehren, wie er sie zum Ausdrücken seiner Gedanken und Gefühle bedurfte. In der gotischen Kirche herrscht als Prinzip das einzige Gesetz, das auch Blake anerkannte, das der Freiheit jedes einzelnen Teiles, die zusammen doch ein grandioses Ganze, ein Universum bilden; in ihr ruhen nicht, sondern streben in steter Bewegung die Glieder empor; in ihr ist jedes Glied individuell durchgebildet (ist eine ‚Identität') und bleibt doch ein Glied des Ganzen (weil es etwas von dessen ‚Essenz' in sich trägt). Die Gotik ging, so wenig wie er, auf die Beherrschung oder auch nur Darstellung der materiellen Natur um der Beherrschung und Darstellung willen aus, ihr Schaffen war letzten Grundes Gottesdienst, ruhte auf spiritueller Grundlage. Die Gotiker bauten, malten und schnitzten, was sie sahen und woran sie zugleich in ihrem Herzen glaubten. Kein Wunder, daß Blake ‚Gotik' mit echter Kunst gleichsetzt und sie geradezu als Symbol des Gottesreiches auf Erden verwendet. Als solches stellt er gotische Dome in so manche seiner Bilder, wie z. B. in die Hiobillustrationen, denn die Frage, ob das nicht ein Anachronismus sei, stellt er sich erst gar nicht. Sie hatte für ihn keine Bedeutung, denn nicht auf Naturnachahmung, stilvolle oder naturalistische oder wissenschaftliche, nicht auf Dekoration, sondern einzig auf die Wiedergabe seines ihn drängenden Fühlens und Glaubens kam es ihm an. Hierin sind seine Werke der bildnerischen Kunst seinen Dichtungen vollkommen parallel.

Was dem Künstler Blake fehlt, ist eine eigentliche Entwicklung; man kann nur Perioden verschiedener Einflüsse feststellen, in die, wie durch ein Wunder, in früher Zeit wie in seiner spätesten, ganz eigene, große Werke fallen, in denen Fremdes entweder fast völlig assimiliert ist oder doch wenigstens der Größe und Einheitlichkeit keinen erheblichen Abbruch zu tun vermag. Solche Taten gelangen ihm, wenn ihn, wie man das so ausdrückt, der Geist packte, wenn

innere Gesichte vor ihm aufstiegen, also daß er sie festhalten und zwingen zu können wähnte, wenn sein Puls im Rhythmus dieser Gesichte zu schlagen begann. Und drum sind diese Werke allesamt aus dem Rhythmus zu allererst geboren, wirken vor allem durch ihn, durch suggestive Linien, gleichgültig was diese umreißen, ob Mensch, ob andere Wesen, ob eine Landschaft. Alles ist dann wie mit dem inneren Auge gesehen und tut uns Vistas einer anderen Welt auf. Alles muß sich dann diesem stürmischen Erlebnis in der Seele des Künstlers unterordnen, darf nicht aus realistischen, eigenwilligen Gründen den Rhythmus unterbrechen. Menschen werden dann oft fast zu Schriftzeichen oder zu Flammen, die aus Blakes Bildern wie ein Jauchzen, bald und bald wie ein Schrei des Schreckens auflodern. Dann ist er ganz frei, ganz in seinem Element.

Freilich schwebt er in solchen Ekstasen wiederum in der Gefahr, ins andere Extrem, das der Extravaganz und Phantastik, zu verfallen, und auch ihr ist er keineswegs immer entgangen. Dort aber ist er am größten, wo die momentane Vision aus seiner ganzen Geistes- und Gefühlswelt wie eine natürliche Blüte aufbricht, um in Duft und Farben sich zu entfalten, ähnlich jenen dichterischen Stellen in seinen Profetischen Büchern.

Das, soweit bekannt, erste Blatt, das plötzlich aus der Fülle von Nachahmungen und schwächlichen Produkten eine völlig eigene Note trägt, ist der ‚Frohe Tag‘ oder ‚Morgen‘ aus dem Jahre 1780. Als Dreiundzwanzigjähriger hat hier Blake in einer Vision gesehen und dargestellt, was er bis in sein Alter dann und wann wieder sehen und gestalten konnte, wenn ihn, wie er es ausdrückt, die Dämonen anderer Künstler, des Tizian, des Rubens u. a. m. nicht quälten; irdisch ausgedrückt: wenn er nicht deren Einfluß erlag. Dieser ‚Frohe Tag‘ stellt die Sonne dar, aber nicht, wie Realisten und Vernunftmenschen sie sehen, ‚wie einen großen, runden roten Fleck‘, sondern wie sie Blake sah, als das Wunder Gottes, vor dem die Engel in Halleluja ausbrechen: Auf Bergeshöhen steht auf leichter Zehenspitze, die Arme weit gebreitet wie in unendlicher, umfassender Liebe ein Jüngling, nur in das Licht der Sonne gehüllt, eine Strahlenkrone ums Haupt. So hatte Blake die Sonne gesehen, so stellte er sie dar. Als er in wohl fieberhafter Eile das wunderbare Gesicht aufs Papier gebannt hatte, war die Glut der unmittelbaren Begeisterung verraucht, und nun tat er, was er zu Ungunsten seiner phantasiegeborenen Bilder leider oft genug getan hat: er führte mit kühlem Verstande, gemäß dem gelernten Kunstkanon, allerlei Modellierungen am Körper des Jünglings aus, die nur von dessen Geistigkeit, um es so zu nennen, den feinsten Hauch rauben konnten. Wäre er nur einen Schritt weiter darin gegangen (und es gibt auch Blätter, auf denen das geschehen), sein Sonnenjüngling würde wie ein sorgsam studierter, aber nach dem toten Gipsmodell studierter, phantastisch gestellter Akt aussehen.

Das macht: Blake, außerhalb seiner dichterisch-künstlerischen Ekstasen, war ein Künstler, der an bestimmten, einseitigen, wenn auch seiner ganzen Art konformen Kunsttheorien festhielt, und der noch dazu das Unglück hatte, aus Not öfters gegen diese Theorien verstoßen zu müssen, wenn es die ihm gestellten Brot eintragenden Aufgaben erforderten, so daß ihm jeder Halt fehlte. Und da seine Schriften nichts brachten, mußte seine Kunst eben nach Brot gehen.

Aber nicht bloß aus Not verstieß er gegen seine einmal im Jahre 1809 in dem von ihm verfaßten ‚Beschreibenden Katalog‘ zu seiner Sonderausstellung in mehr als verbitterten und extremen Worten ausgesprochenen Theorien, sondern oft genug auch aus einer Art Steuerlosigkeit, die ihn bald unter venezianischen, bald unter Rembrandts Einfluß brachte, als sei er nur ein Eklektiker wie so manche andere. Das war er nun freilich nicht. Dieses Fallen einmal unter diesen, das andere Mal unter jenen Einfluß, das eine ganze Reihe sehr schöner kleiner Bildchen (große, umfangreiche Bilder hat er nur ganz selten unternommen, freilich wohl, weil es ihm an der Ermunterung dazu fehlte; aber es geschah wohl auch zu seinem eigenen Guten), namentlich in venezianischer Art, im Gefolge hatte, muß man sich bei ihm etwa so deuten, daß zu der betreffenden Zeit die eine oder andere Eigenschaft, Kraft, die Oberhand in ihm erlangt hatte, z. B. zur Zeit der venezianischen Bilder das Gefühlsleben, das sinnliche Element, dem die warme Farbe und der weiche Ton in der Malerei entsprechen, gegen die dann sein männlicher Geist, sobald er theoretisierte, mit Empörung, ja fast Ekel ankämpfte. Als er dann 1800 auf drei Jahre sich aufs Land zurückzieht und dort, fern von Einflüssen aller Art, sich selber festigt, erscheinen ihm die vergangenen zwanzig Jahre, trotzdem sie auch auf künstlerischem Gebiete so manche edle und reife Frucht gezeitigt hatten, wie ein Wandern in der Wüste. Er kehrt nach London zurück, hat Gelegenheit, eine Ausstellung alter Meister, die auch Werke mancher seiner ‚Dämonen‘ enthielt, zu sehen und gerät in eine wahrhaftige Krise. Er muß vor diesen Bildern der großen Meister gestanden und sich selber gegen sie gemessen haben. Und nichts spricht mehr für seine Größe, aber auch sein Selbstbewußtsein, als daß dieser Besuch ihn nicht an sich irre werden, daß er ihn vielmehr, soweit das noch möglich war, sich selber finden ließ, daß er nun, wohl zum ersten Male, bewußt fühlte, daß er sich neben jene stellen könne, aber nur wenn er ganz er selber sei. So lege ich mir wenigstens die etwas dunklen Worte seines Briefes an seinen (gar kläglichen) Mäzen Hayley auf dem Lande aus, von denen einige lauten: ‚Nachdem ich die Truchseßsche Bildersammlung besucht hatte, schien mir plötzlich am darauffolgenden Tage dasselbe Licht, das mich in meiner Jugend erfreut hatte, und das nun volle zwanzig Jahre wie durch eine Türe und Fensterläden von mir abgeschlossen gewesen war.‘

Von jenem Besuch in der Truchseßschen Ausstellung ab kommt auch in die, um sie so zu nennen, prosaischeren Bilder Blakes mehr von seiner Eigenart, und damit charakteristischer Weise ein deutlich gotisches Element hinein, was sich hier freilich nicht in fließenden Linien, lodernden Flammen, wilder Bewegung oder tiefer, heiliger Ruhe kundgibt, sondern, wie namentlich in den ‚Canterbury Pilgern‘, in einer individuell ausgestalteten Typisierung. Größtenteils Phantasiegeburten sind dann wieder seine Illustrationen zu dem religiösen Sinngedicht ‚Das Grab‘ von Blair, die aber nicht er, sondern ein in London tätiger Italiener stach, und von denen eine, die Vereinigung der Seele mit dem Körper, die ganze Flammenglut Blakescher Innenkunst wie in einem Brennspiegel aufgefangen, erkennen läßt. Eine plötzliche Vision gelangt hier zur Erscheinung; zwei Welten stürzen, von unaufhaltsamer Kraft getrieben, ineinander, wie zwei

Sterne im Weltenall. Alles ist äußerste Anspannung, stärkste Bewegung, ungeheuerstes Sehnen; einen Augenblick noch, dann wird Entspannung, Ruhe, selige Erfüllung herrschen. Aber diesen gespanntesten Moment gerade will Blake.

Beide Seiten des alternden Blake, die, die in den Canterbury Pilgern zutage tritt, und die seinem innersten Herzen entströmende gehen eine wunderbare Vereinigung ein in dem wahrhaft großen, einzigartigen und bleibenden Werk, den ‚Illustrationen zum Buche Hiob', über das später noch ausführlicher gehandelt werden soll, da es Blakes Meisterwerk darstellt, das hoffentlich auch einmal in seiner Ganzheit dem deutschen Volke zugänglich gemacht werden wird. Vorher aber seien noch einige wichtige Punkte berührt, die geeignet sind, den Künstler Blake und seine Werke eingehender zu charakterisieren. Und das geschieht wohl am besten an der Hand der hier beigegebenen Proben seiner Kunst.

‚Die Bresche in der Stadt' oder ‚Der Morgen nach der Schlacht' stammt aus Blakes 27. Lebensjahre. Es ist in Aquarellfarben gemalt. Die Aquarellmanier, eine spezifisch englische Kunst, deren größter Vertreter Turner ist, sagte Blake besonders zu, denn sie entsprach seinem Naturell, seiner künstlerischen Schaffensart. Was einmal hingemalt ist, das muß stehen bleiben, langsames Arbeiten, Warten, von neuem Darangehen und Ändern ist in der Aquarelltechnik und war ihm selber nicht möglich. Zeichenstudien zu seinen Bildern machte er wohl, wenigstens hat man solche von ihm aufgefunden; war er aber einmal an einem Werk, so mußte es fertig werden, so lange ‚die Esse seines Hirns' und Herzens glühte, sonst schlichen sich zu leicht Schwächen, tote Punkte ein. Es ist deshalb verständlich, daß er nicht gern in Öl malte, und von da bis zur Theorie, die Ölmalerei sei ein Verderb der Malkunst, war bei Blake nur ein Schritt. Dem eigentlichen Aquarell stellte er später noch ein Verfahren an die Seite, das er ‚Freskomalerei' nannte, und das im Malen mit Aquarellfarben auf einem Kreidegrund bestand. Offenbar hieß es da, wie bei der eigentlichen Freskomalerei in einem Male den ganzen präparierten Grund bemalen, ehe er eintrocknete, und es scheint fast, als habe Blake dieses Verfahren, das er vielleicht auf Umwegen einem alten italienischen Traktate über Malerei aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts entnommen hatte, gewählt, um sich so selber zu zwingen, seine Bilder ohne spätere Verschlimmbesserungen im ersten Wurf fertig zu stellen. — ‚Die Bresche' besitzt schon den ganzen Blakeschen Rhythmus, die ab- und anschwellende Wellenlinie, das Durchgefühlte, das hier den Mangel an einheitlicher Komposition ersetzen muß, den Parallelismus der Bewegungen und die vor anatomischen Unrichtigkeiten nicht zurückschreckende Betonung bestimmter Bewegungen (z. B. die sich über die Leichen beugende Frau, deren übertrieben ausgebildeter Arm das letzte, verzweifelte Umarmen wie auf Nimmerlassen ausdrücken soll und auch wirklich ausdrückt!). Das schwere Problem, liegende und stehende Figuren einheitlich zu verbinden, das zu lösen ihm später öfters glänzend gelungen, ist hier freilich noch ungelöst geblieben; die zwei stehenden Figuren rechts bleiben kompositorisch abgelöst von den andern und bilden eine Gruppe für sich. Dazu kommt, daß der alte, verzweifelte Vater im Gegensatz zu der über die Leichen sich beugenden Frau nicht bloß anatomisch falsch dargestellt ist (er besitzt keinen seine Formen zusammenhaltenden Knochenbau),

sondern dies auch sofort den Beschauer deutlich und peinlich fühlen läßt, was eben beweist, daß er gleichsam ein nach dem Erlöschen der geistigen Vision hinzugefügtes Beiwerk ist, dem außerdem der Künstler als Könner noch nicht gewachsen war. Ich möchte hier gleich betonen, daß man hierin ein durchaus sicheres Kriterium hat, ob ein Verstoß bei Blake gegen künstlerische Regeln seiner, ich muß es so ausdrücken, unbewußten Absicht, d. h. seinem innersten Künstlertum entstammt, das selbst der Natur und ihren Erscheinungen gegenüber souverän ist und sein darf (wofern man nicht bloß Naturdarstellung, sondern auch Natur- und Weltinterpretation dem Künstler freigibt), oder aber auf seine Schwäche als künstlerischer Könner zurückzuführen ist: fällt nämlich ein solcher Verstoß bei der Betrachtung des Werkes nicht auf, das durch den Rhythmus seiner Linien packt, so ist er vom höheren künstlerischen Standpunkt aus voll berechtigt, man muß nur von vornherein Blake seine Kunstweise zugeben und nicht bloß mit sozusagen wissenschaftlich geschultem Auge seine Bilder betrachten. Wird ein solcher Verstoß dagegen ohne weiteres erkannt und fühlt man gar noch, daß er den Rhythmus des Ganzen stört, wie eben der alte Mann in der ‚Bresche', so kann man sicher sein, einen Kunstfehler oder eine später hinzugefügte Verschlimmbesserung Blakes vor sich zu haben. Von diesem Gesichtspunkt aus sehe man sich nun die Bilder ‚Mitleid' und den ‚Alten vom Tage' an, von welch letzterem ja schon einmal kurz die Rede war.

‚Mitleid' enthält einen solchen Verstoß der gröbsten Art. Jeder Zeichenlehrer würde seinen Schülern eine Fünf erteilen, brächten sie ihm eine Arbeit mit einem solchen Fehler. Und doch ist dies Bild eine der wunderbarsten Schöpfungen Blakes, und, wie es gestaltet, ist der Fehler geradezu genial. Ich möchte glauben, daß viele lange Zeit dieses Bild betrachten und sich von seinem wundervollen Rhythmus werden einfangen lassen, ohne sich dieses Fehlers auch nur im geringsten bewußt zu werden. Es handelt sich natürlich um das hochgezogene Bein der sich hinabbeugenden Schicksalsgöttin, ein Bein, das, wie es dargestellt, anatomisch unmöglich ist, denn es scheint aus der Brust, nicht aus der Hüfte herauszuwachsen. Nun denke man sich einmal statt der gegebenen Figur eine anatomisch richtige auf das Pferd gesetzt. Der ganze Linienfluß, das rasende Stürmen der Schicksalsrosse, ihre große Silhouette würde völlig zerstört werden, hinge das Bein an ihrer Seite herab. Der ungeheure Eindruck dieses Werkes wird hauptsächlich und unmittelbar hervorgerufen durch den mächtigen Gegensatz der absoluten Stille und der Gebundenheit unten auf der Erde und der Freiheit und der mit allen dem Künstler zur Verfügung stehenden Ausdrucksmitteln suggerierten nie endenden Bewegung in der Luft (das Abschneiden der Vorderhufe und Hinterfüße der wie Pfeile langgezogenen Pferde, das Wehen der Haare im Winde, den die Gestalten durchschneiden). Kontraste wie diese gehören zu Blakes beliebtesten, aus seiner ganzen Eigenart sich wie von selber ergebenden Wirkungsmitteln. So reiten nur die Boten des Schicksals, die niemand aufhält, die nur einen Gedanken kennen: Vorwärts. Und doch! Und doch! Neigt sich die eine Göttin nicht hinab und empfängt das Mitleid in Gestalt eines Kindleins, das für die in furchtbarster, sprachloser Agonie auf dem Erdboden ausgestreckte, schon wie ins Leichenhemd gehüllte

jugendliche Frauengestalt zu bitten emporschwebt? Einen Augenblick hält so das Mitleid das Schicksal auf und stellt eine Verbindung her zwischen Himmel und Erde.

‚Mitleid' ist ein durch ein besonderes Verfahren hergestellter Farbendruck, wie Blake solche im Jahre 1795 mehrere, etwa ein Dutzend, schuf (‚Hecate' und ‚Die Erschaffung Adams' gehören auch zu ihnen). Von jedem dieser Blätter existieren nur ganz wenige Exemplare, von einigen wohl nur gar ein einziges Exemplar (Mr. Graham Robertson besitzt die meisten von ihnen). Dieses Verfahren sollte Blake in den Stand setzen, von dem einen Entwurf eine Reihe von Wiederholungen herzustellen, die doch alle fast wie Originale wirkten, weil sie die Hand des Künstlers selber verrieten. Sie entstammen so einem ähnlichen Gedanken wie die heutigen farbigen Radierungen, soweit diese vom Künstler selber ausgeführt werden. Die Bestellungen auf diese Drucke waren aber so gering an Zahl, daß es bei dem ersten Dutzend dieser Werke sein Bewenden hatte. Und doch umschließen gerade sie mit die schönsten, grandiosesten und dem ganzen Wesen Blakes entsprechendsten Erzeugnisse seines gesamten Lebenswerkes.

Die Farbe des ‚Mitleid' und der meisten Werke Blakes, von den bereits berührten mehr nachahmenden abgesehen, muß man eine erhöhende Zutat zu der Zeichnung nennen. Diese Stellung in der Ökonomie des Kunstwerkes wies er ihr an. Die Farbe erhält so bei ihm einen symbolischen Wert, hat mit Realitäten nichts zu tun. Ein Modellieren mit der Farbe kennt er nicht. ‚Valeurs' haben für ihn keine Anziehungskraft. Innerhalb dieser Grenzen aber ist er ein Meister, ja Zauberer der Farben. Er mischt wahre Symphonien zusammen, die, in Verbindung mit seinem Rhythmus, seiner belebten Linie, seiner Malerei einen wahrhaft musikalischen Reiz verleihen. Stammt sie doch auch aus den gleichen Urtiefen wie diese, nur ist sie nicht zu voller Realität geworden. Wie der große Komponist mit dem inneren Ohre hört, sieht Blake mit dem inneren Auge: daher ganz natürlicherweise die sehr nahe Verwandtschaft. Sein Linienfluß entspricht dem an- und abschwellenden Takt der Musik, seine Farbe dem Klang der Sing- und Orchesterstimmen, und seine Komposition dem thematischen Aufbau.

Im ‚Mitleid' liegt auf grünem Grunde die weißgekleidete Figur mit hellblondem Haar und rötlichen Wangen wie eine herrliche, in ihres Lebens Schöne geknickte Blüte. Über ihr zieht weißes Gewölk über den blauen Himmel. Die wilden Stürmer am Himmel aber jagen auf nachtdunklem Hintergrunde dahin.

In ‚Hecate', die wie eine Zauberin dasitzt, ist die Gruppe der Göttin mit den zwei Figuren wundervoll komponiert: Bewegung in der Ruhe spricht jede Linie. Deswegen nimmt man auch gern die etwas gezwungene Beinstellung der Göttin mit in Kauf. Die weiblichen und männlichen Akte auf diesem Blatte bezeugen, was Blake auch auf diesem Gebiete erreichen konnte: es sind herrliche, ihrem Geschlecht nach vorzüglich charakterisierte, in die Sphäre der Schönheit erhobene natürliche Leiber, denen nun all die seltsamen Wesen und Ungeheuer gegenübertreten. Das Gesicht der Hecate darf man jenem in Grauen vor sich selber erstarrenden des Medusahauptes wohl an die Seite stellen.

Was dieses Bild eigentlich darstellen soll, ist mir nicht bekannt; ohne daß man es aber deutet, vermag es eben doch auf das stärkste zu wirken, genau wie ein Musikstück, dessen ‚Sinn‘ nicht in Worte und Gedanken zu fassen ist. Sicher ist allerdings, daß es einen verborgenen Sinn in sich trägt, dessen Kenntnis seine bleibende Wirkung noch erhöhen würde; denn wenn vom rein ästhetischen Standpunkt aus in Sphären des gedanklichen Gefühlslebens überleitende Assoziationen, die ein Kunstwerk auslöst, diesem nicht als ein Plus anzurechnen sind, so ist der Mensch und sein Geistes- und Gefühlsleben nun doch einmal eine Einheit, und je reicher diese Einheit von verschiedenen Seiten aus von dem Kunstwerk bedacht wird, um so höher ist der Genuß, um so stärker das Empfinden, an Lebensenergie und Lebensweisheit gewonnen zu haben.

Vielleicht das bedeutendste, jedenfalls wuchtigste, einmal schon kurz erwähnte bildnerische Werk Blakes ist seine ‚Erschaffung Adams‘. Möglicherweise wird gerade bei diesem Bilde der erste Eindruck ein etwas gemischter sein, was sich daraus herschreiben mag, daß man unwillkürlich mit einem an der Sixtinischen Decke geschulten Auge an es herantritt. An ihr schwebt, von einer Engelschar umgeben, in wahrhaft ‚herrlicher‘ Freiheit als Herrscher der Welt Jehovah daher, streckt seine Hand aus, und wie ein Fluidum ergießt sich Leben in die Gestalt des sich schon halb aufrichtenden Adam. In Blakes Bilde ist es nicht Jehovah, der Herr, sondern ein Elohim (Urizen), eine geringere Gottheit, die auf Schwingen herabkommt, um das irdische Leben, das Grab der Seele, zu schaffen. Drum ist sie selber in ihrem Körper (dem Bein und den Armen!) wie unter dem Gesetz der Leiblichkeit stehend dargestellt, und schwer preßt sie auf den Erdengrund, aus dem sie aus Erdschollen und den anderen Elementen der materiellen Existenz den Menschen formt. Am besten aber wird man diesem Werke gerecht werden, wenn man es als ‚Schöpfung des Kunstwerkes‘ betrachtet, als das es Blake, wie man nach früher Gesagtem begreifen wird, auch unzweifelhaft mit angesehen und gestaltet hat. Auf dem Gesicht des Schaffenden liegt die ganze Qual, der Schmerz, aber auch der unbeugsame Entschluß des Schaffens, die ungeheure Anspannung des ganzen Seins, die sich bis in die Zehenspitzen hinein erstreckt, während die Hände den Kanal zu bilden scheinen, durch den sich der schöpferische Geist in das zu gestaltende Gebilde ergießt. Geburtswehen des Geistes sind mächtiger und erschütternder wohl niemals dargestellt worden. Das wehende Haupthaar des Schöpfers deutet auf den inneren Sturm, auf das Besiegen aller Widerstände hin. Und in Adam verkörpert sich das entstehende Kunstwerk, wie es sich langsam und mühsam aus dem Rohstoff loslöst. Noch ist es halb Gerippe, aber schon sprechen die Züge, freilich noch in der gleichen Qual, im Zweifel und der Angst des Entstehens, als wären sie ein Spiegel, in dem sich der Künstler schaute.

‚Die Geburt Christi‘, ein Aquarell aus späterer Zeit, vergeistigt den ganzen Vorgang in kühner, aber wunderbarer Art. Das Christuskind erhebt sich wie die göttliche Idee selber, die der irdischen Fesseln ledig geworden, in die Luft. Die Linien dieses Bildes laufen in beziehungsreichen Kurven, das Auge des Beschauers unwiderstehlich mit sich ziehend, und enthüllen ihm das innere Verhältnis, in dem die dargestellten Figuren zueinander stehen.

‚Der Alte vom Tage‘ (aus dem Buche ‚Europa‘) wurde bei anderer Gelegenheit schon kurz charakterisiert, ebenso das schöne Bild aus dem Profetischen Buche ‚America‘. Beide zusammen zeigen, wie Blake in diesen von ihm gedichteten, selber geschriebenen, illustrierten und dann ebenfalls selber gestochenen und ausgemalten Büchern den Bildschmuck symbolisch anwendet, um den Sinn des Wortes zu vertiefen, um Dissonanzen und Harmonien aufzulösen, angeschlagene Töne ausklingen zu lassen. Man darf diesen Buchschmuck daher mit der Begleitmusik zu einem Liede vergleichen, so aber, daß dieser Begleitmusik ein sehr wichtiges Amt übertragen wird, ja daß sie manchmal die Stimmenführung übertragen erhält. Auf diese Weise ist in Blakes Profetischen Büchern ein ‚Gesamtkunstwerk‘ zustande gekommen, dem sich als solchem in seiner besonderen Art kein anderes an die Seite zu stellen vermag.

Als bloßer Illustrator ist Blake außerdem öfters tätig gewesen. Seine Illustrationen zu Blairs ‚Grab‘ wurden bereits erwähnt. Aus früherer Zeit stammen die zu Youngs trübseligen ‚Nachtgedanken‘, die Blake auch selber gestochen hat. Sie umkreisen den Text ähnlich, wie es der Buchschmuck in den Profetischen Büchern tut, bilden aber natürlich mit den gedruckten Buchstaben keine solche künstlerische Einheit wie diese; auch enthalten sie viel des Outrierten, Zerblasenen und Hyperphantastischen. Daß Blake aber wußte, wie sich der Buchschmuck dem Text einzugliedern habe, beweisen neben seinen Profetischen Büchern, die ja eine Sonderstellung einnehmen, einige Holzschnitte, die er zu einem Schulbuch, einer Virgilausgabe, zeichnete und selber schnitt, obwohl er die Holzschneidekunst bis dahin noch nicht betrieben hatte. Der Verleger schlug förmlich die Hände über dem Kopf zusammen, als er die Holzstöcke sah. Statt netter, eine möglichste Bildwirkung anstrebender Illustrationen erhielt er Schnitte, die sich ihrer Natur bewußt waren, die als Holzschnitte also vor allem auf eine starke Schwarz-Weiß-Wirkung durch einfachste, dabei von innerstem Leben ihres Schaffers pulsierende Linien ausgingen und sich so auch der Druckseite ohne Gleichgewichtsstörung einordneten. Diese Holzschnitte, vor allem eine trotz aller Kleinheit der Dimensionen wahrhaft großzügige Landschaft, auf der der Wind über ein Kornfeld streicht und die Halme zu Boden drückt, tun so recht die innere Verwandtschaft Blakes mit den heutigen ‚Expressionisten‘ dar (mit einem Van Gogh zum Beispiel), die ja auch auf die innere Bedeutung, den Kern des Seins aus sind, denen wie Blake die äußere Natur fast wie ein Schleier vorkommt, der zerrissen werden muß, damit das wahre Bild in Erscheinung trete. Diese Holzschnitte beweisen ferner, ein wie echter, ganz von selber das Richtige treffender naiver Künstler Blake im Grunde war, wenn er nicht unter der Übermacht von Einflüssen, sei es anderer Meister, sei es seiner eigenen Mystik, stand, und zwar letzteres, was zu betonen ist, im mehr wachen Zustande, in dem der Verstand ihn antrieb, für sein ‚System‘ auch künstlerischen Ausdruck zu finden, während er in der Ekstase wie ein Nachtwandler meist, wenn auch nicht immer, den rechten Weg fand.

Von diesem durch den Verstand allein vermittelten Einfluß seines ‚Systems‘ auf seine Kunst muß hier noch etwas die Rede sein. Nicht immer ist er vom Übel; er ermöglicht die Darstellung wertvoller innerer Beziehungen und

Vertiefungen, denen nachzugehen und sie aufzudecken den geistigen wenn auch nicht rein künstlerischen Genuß an seinen Werken erhöht, so lange nicht dadurch die Kunst selber leidet. (In den Hiobabbildungen finden sich zahlreiche Beispiele dafür, wie noch zu zeigen sein wird.) Das aber geschieht leider nur zu oft. Ein paar Beispiele mögen genügen: Sein Christustypus ist, wie das Helene Richter scharfsichtig herausgefunden hat, nur dadurch in der eigentümlichen Fülle seiner Formen zu erklären, daß er symbolisch die Wiedervereinigung der zwei Elemente des gefallenen Menschen, des männlichen und weiblichen, des geistigen und gefühlsmäßigen, darstellen soll. Man denke an den ähnlichen Fall der indischen Buddhastatuen, die Buddha mit weichen, weiblichen, ja üppigen Formen zeigen. Seine Kinder sind oft nicht eigentliche Kinder, sondern Diminutivgestalten Erwachsener und bedeuten dann auch sicher etwas anderes als Kinder, denn wenn er will, kann er den Kinderkörper in seiner besonderen Eigenart vollkommen wiedergeben. Blake erschafft eben für sich bestimmte Konventionen, die etwa denen der byzantinischen und überhaupt der orientalischen Kunst entsprechen. Man entsinne sich der vielen Apsidenbilder byzantinischer Herkunft, in denen durch die Größe der Figuren deren Bedeutung gekennzeichnet werden soll. Eine im Grunde unrealistische Kunst wird stets zu solchen Konventionen greifen, die auch jeder kennt und anerkennt, solange diese Kunstübung eine allgemeine, der Zeit entsprechende ist, was zum Schaden Blakes bei ihm ja nicht zutrifft. Außerdem stehen diese Konventionen bei ihm neben einer bis zu einem gewissen Grade wenigstens realistischen Darstellungsweise, die ihm die Kunst Europas als Erbe zugebracht hatte, und die er nicht völlig außer acht lassen konnte. In großen Stunden verstand er es, die verschiedenen Elemente zu einer Art Versöhnung zu bringen, zu einem vollentwickelten, einheitlichen Stil aber nicht. Stil ist das eine, das Blakes Kunst, selbst in ihren höchsten Momenten, fehlt, wobei ich unter Stil verstehe, daß die Eigenart des Künstlers jede Einzelheit in seinen Werken durchdringt und verbindet. Stil entsteht aus künstlerischer Entwicklung und Selbständigmachung, zu der die großen Meister gelangen. Selbständigmachung bis zu einem gewissen Grade gelang Blake in seinen älteren Jahren, wie wir gesehen haben, eigentliche Entwicklung war nie sein Teil. Dieser Mangel an Stil, dieses Gefühl, daß heterogene Bestandteile seine Werke zusammensetzen, werden diese fast immer auf den ersten Blick etwas seltsam, gezwungen, bizarr erscheinen lassen. Versenkt man sich in sie, werden sie durch die Fülle der Gesichte und deren Tiefe nicht nur sondern auch durch ihre trotz allem großen Kunstwerte zu fesseln, ja manchmal je nachdem zu entzücken oder zu erschüttern wissen. Blake war ein großer Künstler, trotzdem er keinen eigenen Stil sich ausgebildet hat. Er ist vielleicht der einzige, dem dieses Manko nicht die Größe zu rauben vermag. Daß Blake zu keinem eigenen persönlichen Stil sich durchzuringen vermocht hat, liegt unzweifelhaft daran, daß er niemals unmittelbar zur Natur gegangen ist, woran ihn eben seine Stellung dieser gegenüber als dem Satansreich verhinderte. Hätte er aber Dürers Rat in dieser Beziehung befolgt, er würde im Ringen mit der Natur diese besiegt und sich seinen eigensten Stil erobert haben, der ihm ganz anders zur freien Gestaltung gerade seiner inneren Gesichte verholfen hätte.

So nahm er andere Meister zu Vorbildern und wurde die Geister, die er gerufen, niemals vollkommen los. Das ist die Tragödie des Künstlers Blake.

Ein Wort sei noch gesagt über Blakes an japanische Künstler erinnernde Methode, sich eine Art künstlerischer Kurzschrift zurecht zu machen, fixierte Formeln zu schaffen, die er zum Ausdrücken bestimmter Beziehungen gebrauchte, und die er gleichsam wie Hieroglyphen stets bereit zur Hand hatte. Der menschliche Körper mußte ihm da vor allem zu Diensten sein. Das Anwenden solcher Formeln geschieht in rationaler Weise, kalten Blutes sozusagen, drum fehlt ihnen die Wärme des Durchgefühlten, sind sie doch selber Deduktionen aus eigenen, früher einmal aus seinem Innersten entsprungenen Gebilden, und sie tragen in den lebendigen Rhythmus des Bildes etwas Totes hinein, wie lebhaft auch ihre Umrißlinien selber sein mögen. Blake wollte durch den Gebrauch dieser Hieroglyphenschrift sich wohl über Zeiten, in denen seine inneren Stimmen schwiegen, hinweghelfen, mit ihrer Hilfe trotz allem Phantasiekunst schaffen. Es gelang ihm nicht. Wenn ihn, wie er es ausdrückt, die Visionen auf Wochen verließen, blieb ihm nichts anderes übrig, als mit seiner Frau demütig niederzuknien und den Geber aller Gaben um den göttlichen Funken zu bitten, der seine Seele wieder in Glut setze, daß sie wie eine herrliche Flamme vom Altar gerade hinauf in die Höhe steigen könne zum Lob und Preis des Höchsten.

Wegen dieser ‚Visionen‘ hat Blake viel leiden müssen, und bis vor kurzem hielt man ihn vorzüglich ihretwegen für einen geistig gestörten, zum mindesten anormalen Menschen. Das letztere, sofern jeder üble Sinn dem Worte fern gehalten wird, stimmt allerdings, wie es von jedem wahrhaft großen Menschen stimmt. Das erstere war die Ansicht enger Philister. Nur eines, ganz nebenbei, darf als richtig gelten, nämlich daß zu einer gewissen Zeit, so um die Jahre 1806—12 herum, durch Kränkungen zahlreicher Art und zunehmende Vereinsamung Blake nahe daran war, in den ersten Grad eines Verfolgungswahnes zu verfallen, wofür einige seiner schriftlichen Äußerungen als Beweis vorliegen, die auch charakteristischerweise zugleich ein ausgesprochenes und entschiedenes Selbstgefühl höchsten Grades verraten. Die Gefahr aber zog vorüber; die erregten Nerven beruhigten sich, Blake blieb ein geistig durch und durch gesunder, aber wunderbarlich gemachter Mensch. —

Etwa ums Jahr 1820 malte der nun schon über sechzigjährige Blake für seinen alten Mäzen eine Folge von fünfundzwanzig Aquarellen, die die Geschichte Hiobs zum Vorwurf hatten. Schon früher hatte er einzelne Szenen derselben zum Gegenstand seiner Kunsttätigkeit gemacht, denn unzweifelhaft übte die Geschichte vom Glück und Leiden dieses ‚aufrechten Mannes‘, den seine Freunde verhöhnten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Er sah sich selber in Hiob, und allein der Gedanke, daß auch ihm sein Glück schließlich zuteil werden würde, wenn auch nicht in dieser Welt, ließ ihn nicht völlig verzweifeln. Nahe daran muß er öfters gewesen sein, weniger seiner chweren äußeren Lage wegen — über die half er sich hinweg, sogar mit dichterischem Humor, wie er bewies — als wegen einer unendlichen Schwermut, die ihn oft ergriff, vielleicht nie ganz ließ, für die es für die von ihr Ergriffenen keine eigentliche Erklärung gibt, und gegen die auch kein Heilmittel auf dieser Welt

zu finden ist, denn, wie schon die Alten wußten, ‚Melancholie‘ liegt im Geblüt, und sie ist ein Erbteil selbst oder gerade der Lebensbejaher und tätigen Geister, wie es Blake einer war. Hat nicht auch Goethe, der ‚heitere Olympier‘, einmal den Ausspruch getan, daß von wahrem Glücksgefühl kaum ein Stündlein ihm zuteil geworden sei! Vielleicht ist diese Melancholie das Gefühl des Schmerzes, die eigentliche Heimat verlassen, sie mit der Erde vertauscht zu haben, welches Schmerzgefühl in banger Vorahnung Thel gequält. Erschütternd ist in Blakes Skizzen- und Tagebuch unter einem Datum das eine einzige Wort zu lesen: ‚Verzweiflung!‘ Einen von außen wenigstens mitbestimmenden Grund freilich hatte Blake wie jeder Sondermensch dazu, der Schwermut zuzuneigen, der aber hängt mit seinem innersten Sein zusammen: er war allein, vollkommen allein. Niemand, sein ganzes Leben lang, verstand ihn; mit niemandes Seele konnte er Zwiesprache halten, und dabei sehnte er sich doch sehr nach wahrer Brüderschaft, nach geistiger Vereinigung mit allen. Seine Frau war ihm eine stets getreue, liebe Helferin, aber seinen Geist faßte sie nicht, und nach wahren Freunden hielt er vergebens Ausschau. Blake erfuhr es, daß wahrer ‚Künstler‘ sein, Schmerzen und Lasten tragen heißt bis ans Ende.

Der Landschaftsmaler Linnell, der schon früher erwähnt wurde, lernte die Hiobbilder kennen und kam auf den glücklichen Gedanken, Blake vorzuschlagen, sie auf die Kupferplatte zu übertragen und zu einer Kupferstichserie zu vereinen. Blake stimmte dem freudig zu und konnte das auch tun, da Linnell das geschäftliche Risiko auf sich nahm. Als Kupferstecher hatte Blake bisher eigentlich wenig Erfolg gehabt, wiewohl es ihm geglückt war, sich damit recht und schlecht, öfters schlecht, so manches Jahr lang durchzuschlagen. Er hatte bei seinem Lehrmeister die harte Linearmethode gelernt, die vor allem zur Reproduktion von Gemälden nicht geeignet war und in dem Zeitalter der Reynolds, Gainsboroughs und der effektvollen, samtnen Mezzotintokünstler keinen rechten Anklang finden konnte. Um leben zu können, hatte Blake umgelernt und so manches Mal in der ihm verhaßten weichlichen Punktiermethode populäre Stiche nach anderen Vorlagen, einmal sogar eine Venus mit Cupido und Adonis (!) angefertigt. Seine eignen Zeichnungen zu Blairs ‚Grab‘ aber stach, wie früher angemerkt, ein Italiener, da der Verleger Blakes Griffel nicht traute. Im Alter aber hatte er auf Linnells Drängen hin die Stiche der Italiener des 16. Jahrhunderts, Marc Antonios und G. Bonasones besonders, studiert, die, ohne süßlich und leer zu werden, doch auf größere malerische Wirkungen ausgegangen waren. Und in ihrer Manier — das bezieht sich aber nur auf die Art des Stiches selber — führte er nun seine 21 Illustrationen zu ‚Hiob‘ aus, die im Jahre 1825 vollendet vorlagen und erschienen.

Mit Ausnahme einiger Abbildungen zu Dantes ‚Göttlicher Komödie‘ war der ‚Hiob‘ sein letztes Werk, und es ist sicherlich sein bedeutendstes. Er ist eine Art Bekenntnis. Noch einmal wollte Blake seines Lebens Wirken und Streben in ein höchstes Werk zusammenfassen und sich damit an seine Mitmenschen wenden. Und da sie seinen Worten nicht lauschten, sie nicht verstanden, wollte er es als Künstler tun und ihnen die große Botschaft von der Liebe und Erlösung durch die Vergebung der Sünden als seine letzte, reifste und reinste

Gabe hinterlassen. Sein inneres Sichhingeben und Verstandenwerdenwollen trug Früchte. Niemals zuvor hatten alle seine Gaben so wunderbar zu einer Harmonie zusammengewirkt, niemals auch hatten seine Eigentümlichkeiten und Schwächen so wenig störend eingegriffen wie in diesen Bildern. Zwar sind auch hier die herrlichsten Blätter offenbar einem ekstatischen Sehen und fast möchte man glauben auch Hören entflossen, als hätte seine Seele alle ihre Kammern geöffnet, um das göttliche Licht aufzunehmen, das ihr durch die Finsternis leuchtete, aber sie erscheinen in der langen Reihe der Bilder nicht isoliert — was für das Ganze gar viel sagt —, sondern nur wie die höchsten, aussichtsreichsten Bergesspitzen eines herrlichen Höhenzuges. Und das kommt daher, daß neben den großen Ausbrüchen der Geistesflamme ein stetes, warmes Feuer im Herzen des Künstlers jetzt glüht, das alle Glieder des Ganzen durchdringt, und daß so — eigentlich zum ersten Male bei ihm — ein umfassendes Kunstwerk entsteht, das einen Anfang, eine Entwicklung und ein Ende hat, das ein seinem eignen Gesetz gemäßes An- und Abschwellen aufweist.

Das persönliche Moment, das Blake zu diesem Stoffe zog, wurde schon erwähnt. Geistig war es die Möglichkeit, die sich ihm auftat, hier seine Botschaft niederzulegen, und auch, weil dieses Buch um die eine große, ewige Frage von der moralischen Natur des Menschen sich müht; künstlerisch zuallererst wohl das eminent Dramatische der Geschichte, das Blake und seine nie rastende Seele zur Gestaltung reizen mußte; denn wenn Blake auch kein Drama hinterlassen hat — er hat aber nach eigenem Ausspruch zahlreiche verfaßt, die verloren gegangen oder verbrannt worden sind —, viele seiner Werke der Feder, namentlich aber des Pinsels beweisen, daß er starke dramatische Kräfte besaß, wenn er auch niemals vermocht hätte, ein irdisches Drama mit individuellen Personen zu schreiben. Trotzdem muß es, wie Joseph H. Wicksteed in seinem trefflichen, bei Dent and Sons, London, vor zirka zwei Jahren erschienenen Buche über Blakes Hiobillustrationen (‚Blakes Vision of the Book of Job‘, dem ich sehr viel verdanke, und dem ich in der Hiobauslegung zum Teil auch folge) ausführt, eigentlich doch wundernehmen, daß Blake gerade den ‚Hiob‘ wählte, um ihm seine letzte, seine ganze Lehre noch einmal zusammenfassende Botschaft anzuvertrauen; und das aus vier Gründen: weil das Buch Hiob das Geheimnis des Bösen in der Welt als menschlich unlösbar hinstellt; weil der Gottheit Größe und Herrlichkeit aus den Wundern der äußeren Natur (Behemot und Leviathan!) erklärt wird; weil das Buch Hiob von Brandopfern spricht, die der Gottheit zur Sühne geleistet werden; und weil Hiobs Glück und Seligkeit, sowie sein Unglück und seine Verzweiflung sich vor allem auf materielle Güter beziehen. Diese Hindernisse einer zu äußeren, materiellen Auffassung aber räumt Blake dadurch aus dem Wege, daß er dem Buch Hiob seine eigene, ganz nach innen gerichtete Deutung gibt. Das Buch Hiob schließt in gewissem Sinne eigentlich mit einem Fragezeichen. Blake aber gibt die Antwort, und es ist eine Antwort, deren wahre Göttlichkeit wohl jeder anerkennen wird, er gehöre welchem Glauben auch immer an.

Blake schildert die Geschichte und die Gesichte Hiobs, als wären sie seine eigenen. Er gibt Hiob seine Gestalt und wohl zum Teil gar seine Züge, und

William Blake/Geburt Christi

Hiobs Weib ist seine Katharina. Wie sie in allen Zeiten, selbst den schwersten, zu ihm gestanden, so läßt er, entgegen dem Buche Hiob, dessen Frau nicht irre an ihm werden; sie bleibt ihm treu bis zum letzten und teilt dann auch seine erneute Seligkeit. Insofern ist diese Bilderfolge wie ein Hohes Lied auf die Gattentreue und im besonderen auf sein eigenes Weib, der er ein herrliches Denkmal in ihr errichtet hat.

Aus dem Handlungsgang des Buches, das mit Hiobs Glück anfängt und einem gleichen, nur noch erhöhten Glück endet, nahm Blake mit genialem Blick gleichsam das Postament, auf dem er sein Werk aufbaut. Es erscheint wie der Traum, der schwere Traum einer Nacht. Am Beginn geht die Sonne unter und der Mond auf, am Ende erhebt sich strahlend die Sonne, und der Mond sinkt dem Horizonte zu. In der Kreisbewegung der Gestirne, dem nie endenden Zirkel, liegt schon an sich eine symbolische, von Blake auch sonst gern verwendete Bedeutung, in die er nun seine Erzählung taucht. Sein Hiob sitzt im ersten Bilde unter einem mächtigen Baum, dessen Wurzeln nicht sicherer als Hiobs Glück im Erdreich begründet erscheinen. Hiob und die Seinen preisen Gott, aber mit ihren Stimmen; die Instrumente der Begeisterung, des wahren Sehens und Erkennens hängen unbenützt am Baum; und in den das Bild umgebenden Randzeichnungen, die die Bilder stets wie das Orchester die Singstimme begleiten, steht auf dem Brandopferaltar das Wort: ‚Der Buchstaben tötet, aber der Geist macht lebendig.‘ Beides deutet an, daß in Hiobs Gebeten ein falscher, ein irdischer Geist lebt, der Geist der Selbstgerechtigkeit, der darauf pocht, daß er Dankopfer bringt und fromm ist und aus eigener Macht Gott zu erkennen vermag und darum auch ein Anrecht auf Glück habe. Dieser falsche Geist ist Satan selber in Hiobs Brust, und der Satan, der ihn in Blatt II vor dem Throne Gottes anklagt, ist auch wirklich Hiob, denn seiner (und seiner Frau) Schatten schweben wie von Satan in wildem Wirbel mit vor den Thron Gottes gerissen unter dessen Armen. Gott selber aber, wie er hier erscheint, ist auch nichts anderes als Hiobs göttlicher Teil; darum erscheinen Hiob und Gott von gleicher Gestalt und ähnlich an Gesichtszügen.

So verlegt Blake von vornherein den ganzen Kampf ins Innere Hiobs, in dem der, wie Blake sagte, jedem Menschen eingeborene Engel und Teufel den Kampf um die Seele des Menschen ausfechten müssen. Daß Satan nicht als Hiob selber erscheint, sondern nur dessen Schattenbild mit sich reißt, soll wohl andeuten, daß Hiob sich seines satanischen Stolzes noch keineswegs bewußt ist. Soll er aber von dem in ihm wohnenden Satan befreit werden, so muß er seiner bewußt werden, und Satan muß auch, wie früher gezeigt, Gestalt in ihm annehmen, damit er ausgestoßen werden könne für immer. Dies ist bei Blake das innere Erlebnis Hiobs.

Die Sünde der Selbstgerechtigkeit, die das Eindringen des wahren Gottesgeistes verhindert, ist die schlimmste, weil sie die versteckteste ist, weil sie sich gar als Tugend drapiert, wie Satan als Gott sich ausgibt. Schweres muß darum Hiob durchmachen, ehe sie ihn verläßt. Wenn er schon alles verloren hat, teilt er noch sein letztes Stück Brot mit einem Bettler und dessen Hund (Abbildung V). Welch bewundernswerte Tat an sich! Aber auch sie stammt

aus falschem Geist, denn Hiob ist stolz auf sie, die ihn vor Gott rechtfertigen soll, und so hat er seinen Lohn dahin. Nun kommen die Freunde. Eliphas berichtet von seiner Erscheinung Gottes (Abbildung XI: die Gottheit trägt hier des Eliphas Züge, was wiederum das Innenleben der ganzen Erzählung betont), eines engen, harten, düsteren Gottes (die Gottesgestalt in dem Bilde erscheint wie in ein dichtanliegendes Gewand gebunden, selber unfrei, jeder wahren Göttlichkeit bar). Hiobs Freunde beharren dabei, er sei im Unrecht; und sie haben auch recht damit, freilich nicht wie sie es glauben, und daß sie Hiob der Sünde beschuldigen, setzt sie selber in noch größeres Unrecht.

Da ruft Hiob zu Gott, daß er sich vor ihm rechtfertigen könne. Und es erscheint ihm sein Gott; aber siehe, es ist nicht Gott, sondern die Macht geistiger Finsternis, die sich in der Stille der Nacht wie ein Alp auf Hiob wirft und ihn quält. Nun kommt Elihu herbei, und er spricht das Wort aus, das Hiobs Sünde umschließt. Er klagt ihn nicht sündhafter Taten, sondern falscher Gedanken an, ‚daß er seine Seele gerechter halte denn Gott'. ‚Im Traum,' so sagt er, ‚in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute und schrecket sie und züchtiget sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende, und beschirme ihn vor Hoffart.' In den Randzeichnungen zum Elihubilde (Abbildung XII) sieht man Hiob in erfrischendem Schlaf ausgestreckt liegen, und seine von Selbstsucht endlich gereinigten Gedanken steigen nun auf zu den Sternen und vereinigen ihn mit allen Welten und Himmeln. Seine Wiedergeburt hat begonnen. Nun darf er auch den wahren Gott schauen, der im Wirbelwinde sich ihm naht.

Schließlich das herrlichste Bild, das Blake geschaffen, das Hohelied der Morgensterne. Auf ihm ist alles Vision, und selbst die Erdenbürger schauen nur aufwärts, wo sich die ewigen Wunder Gottes begeben. Oben singen die Morgensterne das Hallelujah, die Hände und Arme in Weltenbrüderlichkeit vereint. Die Spitzen ihrer Flügel sind nicht sichtbar, so glaubt das Auge, ihnen in Staunen folgend, das die Unendlichkeit und Ewigkeit darstellende Bild münde selber in die Unendlichkeit und Ewigkeit aus. Darum auch erscheinen rechts und links der Kette der Cherubim Arme weiterer Cherubim, denn ungezählt sind die himmlischen Heerscharen. Gottvater auf dem Wolkenthron, der die Erde vom Himmel trennt, breitet segnend die Arme aus. Zu seiner Rechten führt der Sonnenlenker seine Rosse dem lichten Tage entgegen, zu seiner Linken senkt sich der Mond (die Sonne ist das Symbol des edlen Geistes, der nun befreit aufsteigt und die Pferde des Wissens [Swedenborg] lenkt, die in seiner Zucht edle Arbeit verrichten). Die Schlangen der Sinnlichkeit aber werden sicher und leicht am Zügel geführt, sie können die Harmonie der Sphären nicht mehr stören. Diese wird künstlerisch durch die vollkommene Symmetrie des Aufbaues, aber nicht der einzelnen Glieder erreicht, während sonst Blakes beliebtestes Kompositionsmittel der Kontrast ist. Innerhalb der Symmetrie aber herrscht Abwechslung, die Harmonie bedeutet ihm kein Ende, keinen Stillstand, sondern wahrhaft göttliche Tätigkeit. Sieht man dieses Bild, so hört man unwillkürlich Goethes Wunderworte aus dem Faust: ‚Die Sonne tönt in alter Weise im Bruderspährenwettgesang . . .'

Nun wird Satan, Hiobs Selbstgerechtigkeit und Selbstsucht, ausgestoßen, was Abbildung XVI zeigt, auf der Satan mit den nun zu vollen Körpern gewordenen Schatten Hiobs und seines Weibes kopfüber in den Abgrund fährt. Dann kommt Hiobs Opfergabe (Abbildung XVIII); er bittet vor dem Altar für seine Freunde, und in der Randzeichnung stehen die ewigen Worte: ‚Liebet Eure Feinde . . . denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und über die Bösen. . . .‘ Hiob versteht sie nun, er ist in den Busen Gottes eingegangen. Wie eine eigene Opfergabe legt Blake seine Palette zu Füßen des Altars nieder; auch er ist genesen; auch seine Seele hat Gott gefunden.

Und am Schluß steht Hiob wieder unterm starken Baum, und er und die Seinen singen und lobpreisen den himmlischen Vater, diesmal aber im rechten, im einzig rechten Sinne ‚wie die Kindlein‘; darum auch sind die Instrumente vom Baume genommen, und alles tönt und klingt zum Preise des Höchsten. So ist der Kreislauf vollendet, der Zirkel schließt sich wieder. Scheinbar zum Ausgang zurückgekehrt, ist die Welt doch in eine höhere Sphäre gehoben. Alles ist gleich, und doch alles anders. Und nun auch versteht man ganz, was Thel erfragen wollte und nicht verstehen konnte, weshalb es not tut, daß der Geist in die Hülle des Leibes sich einschließen lassen muß: daß er die Liebe lerne, daß er sein göttlich Teil rein und sicher in sich trage. Das ist der Sinn des Blakeschen ‚Hiob‘.

Ich bin am Ende angelangt. Eines wird man Blake dem Menschen zugestehen müssen: daß er sein Leben als Opfer auf dem Altar der Gottheit dargebracht und das mit Freuden; eines Blake dem Dichter, Mystiker und Künstler, daß er danach gestrebt hat, erkannte Wahrheiten und gehabte Gesichte mit aller Macht und allem Mut auszusprechen und zu gestalten. Er hatte, nicht bloß für seine Zeit, Neuland zu erobern, wo immer sein Fuß hintrat, denn sein Weg führte in die weitesten Weiten und tiefsten Tiefen: in das Innere des Menschen selber. Wenn es ihm nicht immer gelang, in klarer Fülle und Schönheit zu geben, was ihm das Herz erfüllte, wer darf es ihm zum Tadel anrechnen! Immer doch gab er von seinem Besten, seiner ‚Essenz‘, dem Göttlichen in ihm, von der Liebe.



Ein Riß aus dem Buch eines Lebens

Von Gisela Freiin von Berger



Es ist schon lange her. Es war, als ich noch ein junger Springinsfeld war. Es interessiert vielleicht keinen Menschen, und ich bin ein alter Narr, daß ich es erzähle. Allein für mich gehört es zu den Dingen, über denen jener seltsame Märchenglanz liegt, der sich später um manches frühe Erleben breitet. Ich kann mir ganz wohl denken, daß primitive Menschen der alten Zeit, wenn sie erwachsen waren, wirklich glaubten, sie hätten in ihrer Jugend mit Elfen, Nixen und Geistermännlein gesprochen. Ein solcher Wundertraum hängt später um die frühe Jugendzeit. Und manches an alten Märchensagen mag so entstanden sein.

Es war, als ich noch glaubte, von Gott und der Welt dazu berufen zu sein, den Karl Moor, den Mortimer und den Don Karlos zu spielen. Seitdem — ach seitdem! Wo blieb der Glanz dieser Träume? Den ‚sterbenden Fechter' hab' ich gespielt, ‚mit dem Tod im Herzen', und zwar nicht auf den glatten Brettern der Kunst, sondern auf der rauhen Bühne der Welt. Das will sagen, ich spielte wie mancher andere Brave mit Komödienglanz mein kleines Lebenslos, an dem ich darbend im Innern zugrunde ging. Und das blieb meine einzige Rolle, wenn ich nicht zuweilen auch noch den Ambos spielte, indes die Hämmer rings auf ihn niederschlugen.

Und dann geschah mir, was ich niemals für möglich gehalten hatte. Ich wurde a l t. Oder eigentlich nein! Denn ich erkannte vielmehr, daß es das gar nicht so recht gibt, was man Altsein nennt. Allen alten Menschen, die mir jemals begegnet sind, bitte ich es nun ab, wenn ich sie achtlos als das nahm, wie sie aussahen. Denn das Alter hängt wohl wie ein graues Gewand um mich her, das ich nimmer ablegen kann, darin verborgen aber bin ich ein seltsamer Jüngling, dem die blonde Locke ins Antlitz fällt, und dem die Augen im Feuer des Lebens sprühen. Mehr denn je bin ich jetzt dieser Jüngling. Nur daß es in der Vermummung des Alters niemand mehr sieht.

Und so kam ich damals zu Matthäus Wendebaß. Das kleine Städtchen hielt mich fest umklammert. Die Familie hing mir an, der Zwang, etwas zu lernen, die Pflicht, möglichst bald zu verdienen — man kennt das alles! Aber heimlich nahm ich Unterricht bei Matthäus Wendebaß, der meiner Zunge die ersten Bahnen ebnete zur schönen und freien Beherrschung der edlen Sprache.

Der Zauber einer vergangenen Künstlerlaufbahn umgab ihn. Bei uns im Städtchen war er noch immer der Fremde, obwohl er gute zehn Jahre schon ansässig war.

Wie es mit jener Künstlerlaufbahn bestellt war, wußte niemand bei uns genau. Für mich bedeutete er damals die Schwelle, den geheimnisvollen Verbindungspunkt zu jener Welt, in die mein Jünglingsgemüt so stürmisch Eingang begehrte.

Erst späterhin, als mir das Leben mit rauher Hand das goldene Duftgespinst von der Stirne riß, befragte ich mich zuweilen, wieviel von dem Eindruck, den die Persönlichkeit des Matthäus Wendebaß damals auf mich ausgestrahlt, mein bloßer eigener Traum und wieviel davon Wahrheit gewesen sein mochte. Es war das jene Zeit negativen Hochmuts, in der man blindlings die Heimat mit allem Eigenerlebten des Lebens verachtungsvoll über Bord wirft in der törichten Meinung, das Wahre und Eigentliche könne immer nur das Fremde, das Gut des andern, das Unbekannte sein.

Damals ließ ich Matthäus Wendebaß mit hinabfallen in den Abgrund als einen Verbummelten, einen verkrachten Komödianten, ein verkanntes Genie. Ich war begierig, das Wahre und Echte kennen zu lernen. Einen ‚wirklichen' Künstler zu sehen.

Und dann erging es mir sonderbar genug. Ich erkannte, daß was ich in meiner Torheit als Kohle und Sand verschüttet, echtes Gold und Edelgestein gewesen war. Denn unter all den vielen Sternen, die mir später begegneten, war nicht ein einziger, der sich mit dem alternden Mann meiner Heimatstadt an Glanz und Tiefe der Künstlerpersönlichkeit zu messen vermochte. Die Besten unter ihnen erinnerten mich an Matthäus Wendebaß.

Und heute weiß ich es wohl, warum mir die kleinen Stuben des Hauses, das er bewohnte, in meiner Erinnerung wie von goldenem Licht durchglänzt und durchfallen schienen. Heute weiß ich es, daß der echte Gottesblitz der Kunst aus seinem Auge flammte, daß das Königtum des Berufenen auf seiner Stirne lag und die Heldenkraft des Könnens in seiner Brust. Und ich bedaure es heute, daß ich mich damals um die Gründe niemals bekümmert hatte, die ihn zwangen, so frühe schon seinen Schatz zu vergraben. Eine Alltagsgeschichte war das sicher nicht, und mein Gefühl sagt mir heute, daß er wohl manche stumme Schmerzen darüber in seinem Innern einsam eingesargt trug.

Noch sehe ich ihn vor mir in dem kleinen Arbeitszimmer an seinem Tische, der immer überladen mit Schriften und Aktenstößen war. Denn er machte Kanzlei- und Schreibearbeiten für den Advokaten, das Notariat und verschiedene andere Stellen, die man ihm so weit bezahlte, daß er seinen kleinen Hausstand erhalten konnte. Über sein bescheidenes Heim und Gärtlein hinaus vermochte er ja damit allerdings nicht zu springen, allein die Sorge kam doch niemals nahe heran und eine ganz, ganz kleine und liebe Behaglichkeit konnte sich doch in den vier Wänden entfalten.

Noch weiß ich, wie ich mit heimlichem Feuerbrand im Geiste mechanisch auf die von ihm beschriebenen Bogen hinstarrte. Eine leidenschaftliche und doch wie von eiserner Selbstzucht gemeisterte Handschrift war es, die sie bedeckte.

Und dann sehe ich, wie er nach einer Pause, in der nur das eilende Hingleiten seiner Feder hörbar war, mit dem seltsamen Sonnenlächeln seiner Augen plötzlich zu mir emporsah und nach seiner Gewohnheit halb schalkhaft, halb wohlwollend sagte: ‚Also los, Herr Werner!'

Dann ließ er den Sturm meiner jugendlichen Glut geduldig über sich hinbrausen, bis der Schwung der Begeisterung in allzu abenteuernde Bahnen führte und er plötzlich mit seiner klaren, ruhigen Stimme den Faden meiner Rede wie zwischen zwei Fingern emporhob aus dem Abgrund des Labyrinthes, in den ich ihn verstrickt und verschlungen hatte. Und so rang mein Jugendschwall wider die Fessel des Maßes, bis endlich in die wunderlichen Ehrgeiz- und Ruhmesträume hinein, die diese Stunden bei ihm für mich bedeuteten, und in denen ich mich auf fernen Bühnen großer Hauptstädte unter dem Beifallsjubel einer imaginierten Menge als leuchtenden Helden agieren sah, mit einem Male ein feines Klingen von Porzellan und Silberblech aus dem Nebenzimmer ertönte und mich jählings wieder zurück in die kleinen Stuben des Meister Wendebaß führte.

Und ich folgte gern diesem zierlichen Geräusche auf blitzschnellen Pfaden zurück in die Wirklichkeit, wo immer es mich gerade erreichen mochte. Ging doch der Klang von Frau Christine aus, Matthäus Wendebaß' blonder Frau, der lieblichen Seele seines Hauses, deren jugendschöne, trauliche Anmut wie ein feiner, geistiger Duft die ganze heimelige Wohnung erfüllte, und die nun dort drinnen in der zweiten Stube den Kaffeetisch zurecht ordnete.

‚Nehmen Sie noch die zwei letzten Stückchen, Herr Werner,' pflegte sie mir ihr köstliches eigen gemachtes Zuckergebäck aufzunötigen. ‚Wir müssen morgen blauen Himmel haben, denn ich will aufs Land.'

Und ich griff zu und wäre imstande gewesen, ganze Körbe leer zu essen, wenn ich der wunderbaren Frau den gewünschten blauen Himmel damit hätte verschaffen können.

Denn ich habe niemals eine harmonisch lieblichere Erscheinung erblickt, als die blonde, zarte Frau Christine es gewesen. Wenn sie ins Zimmer trat, so war es wie ein wunderbarer Traum, der einen Müden heimsucht. Und man träumte in Glück und Frieden diesen Traum, wenn sie ab und zu schritt, wenn ihre kleinen Hände mit zarten und doch behenden Bewegungen den Tisch bereiteten, wenn ihre süße, weiche Stimme erklang und ihr leises, helles Lachen wie ein entkommenes Vöglein aufflog.

Sie war eine jener Frauen, deren stumme Wesensmusik die Luft, die

sie umgibt, in leisem Wellenschlage wiederzittert und die wie in einer lebendig zärtlichen Beziehung stehen zu allen Dingen, die ihre Hände berühren. Ich weiß, daß nicht ich allein es war, der all das fühlte. Auch Matthäus Wendebaß träumte den Traum dieser lieblichen Gegenwart, und er erschien mir dann oft wie ein König im Exil, der gleichwohl den besten Schatz, den er besaß, sich bewahrt und gerettet hat.

‚Du hast mich nie in meinem Glanze gesehen,‘ sagte Matthäus Wendebaß zuweilen, wenn es der Augenblick gab, mit einem Gemisch von Frohsinn und Wehmut zu ihr.

Dann legte sie mit einer ganz eigentümlich zärtlichen Bewegung die Hände an seine Schläfen, daß mir die Jugendhitze plötzlich bis unter die Haare stieg, ich wußte selbst nicht warum, und lächelte ihm tief in die Augen hinein. Ich liebe dich, wie du bist, schien ihr Blick zu sagen.

Ich wußte, daß sie kochte, wusch, nähte und bügelte, daß sie fast ohne fremde Hilfe den kleinen Haushalt in Ordnung hielt. Allein man merkte nie an ihr die Prosa all dessen, wenn sie wie eine blonde Feiertagsstunde ins Zimmer trat. Sie trug um sich den immer neuen Reiz eines wunderbar gelungenen Gedichtes.

Ich leugne es nicht, daß diese Frau, deren Nähe ich wie eine köstliche Schönheit genoß, auch in die einsamen Träume meiner Entfernung, mir selber halb unbewußt, sich einschlich. Dann wurden in meiner Phantasie die Schleifen ihres Gewandes zum Flügelpaar, das sie an den Schultern trug. Denn sie war für mich eine lichte Engelsgestalt, die, indem sie ihre weißen Schwingen ausbreitet, den Mann, der sie durchs Leben führt, mit sich vom rauhen Boden zur Höhe emporhebt, anstatt daß sie für ihn zur Bürde wird.

Bis eines Tages dasjenige sich ereignete, das ich eigentlich erzählen wollte.

Die sagenhafte Tante Marianne war plötzlich in München gestorben. Ich hatte zuweilen in Matthäus Wendebaß' Hause von ihr reden gehört, in halbem Scherztone immer, als wüßte man gar nicht recht, ob sie wirklich existiere. Und nun gewann sie zum ersten Male unbestrittene Realität durch ihren Tod und indem sie ihr nicht ganz unbeträchtliches kleines Vermögen Christine und deren einziger Schwester Juliane hinterließ.

Ich kam an einem sonnigen Märztage ahnungslos vor Matthäus Wendebaß' Haus, als ich zu meinem Staunen den einzigen Zweispänner unseres Städtchens vor der Türe halten sah, bepackt mit einem Koffer und mehreren Schachteln und Taschen, unter deren buntem Gemenge ich einen türkischen Schal zu erkennen glaubte, den ich bei Christine gesehen.

Verwundert betrat ich den Hausflur und schritt die Treppe empor. Die Wohnungstüre stand offen, und ich empfand es sogleich, als ob irgend

etwas Fremdes den traulichen Stimmungskreis des kleinen Haushalts durchbrochen hätte. Eine seltsame Unruhe überall, ein Huschen, Plaudern und Umhersuchen drin in den Stuben.

Eine Frauengestalt eilte aus einer plötzlich geöffneten Türe und rief durchs Fenster dem Kutscher einen Bescheid hinab.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wie hatte Christine mit einem Male sich so verändern können! Hinter der Engelsstirn schien es plötzlich greller Tag geworden, die Augen blickten wissend und klug, um den roten Mund lag ein ernüchternder Zug übermütigen Verstandes. Im nächsten Augenblick begriff ich, daß sie es nicht war. Es mußte eine Schwester sein. Aber irgend eine peinliche Nachwirkung blieb mir doch, zumal ich Christine im Zimmer drinnen sprechen und lachen hörte in einem Tone erschöpften Jubels, den ich nie an ihr gehört.

Ein plötzliches Heimweh kam mir nach den stillen, verträumten Stunden, die ich hier verbracht. Es war mir, als ob in all dem Geräusch und Trubel irgend ein Wunderbares starb, das für mich diese Räume hier umschlossen hatten.

Fast angstvoll betrat ich Matthäus Wendebaß' Stübchen. Hier war alles wie sonst, oder lag eine ganz heimliche Wolke über den Sonnenaugen?

‚Wollen Sie abreisen?' fragte ich in Hast.

‚Ich nicht, die — Kinder!' sagte er in einem sonderbaren Ton und sah durchs Fenster hinab.

Und während ich die Geschichte von der unvermuteten Erbschaft erfuhr, kam Christine ins Zimmer hereingestürzt mit glühendem Angesicht und verflogenem Haar.

‚Sie wissen es schon, daß ich nach München gehe?' rief sie mit einer Stimme, die der Jubel beinahe zerbrach.

‚Sie müssen — der Erbschaft wegen,' stammelte ich, während irgendetwas mir die Brust beengte.

‚Ich m ü ß t e wohl nicht,' lachte sie zurück. ‚Aber Juliane sagt, man müsse gleich die Hochzeitsfahrt seines Glücks antreten. Juliane ist soviel klüger als ich. Und ich sehne mich doch auch so sehr darnach, einmal, einmal den Hals hinauszurecken in die freie, große Welt! Ich habe ja noch so gar nichts genossen vom Leben! München — denken Sie, daß ich nie in München war! München — das war mein Traum und mein heimliches Sehnen all die Jahre! . . . Daß du nicht mitkommen willst,' schmollte sie, und ich sah, wie Matthäus Wendebaß energisch den Kopf schüttelte.

‚Er sagt, er könne das öde Zeug hier nicht im Stiche lassen,' sagte sie zu mir, auf die Aktenstöße deutend. ‚Ist er nicht pedantisch? Als ob wir das jetzt noch nötig hätten! Wenn ich denke, daß ich jetzt Geld in

Händen habe,‘ schrie sie fast auf vor Entzücken. ‚Es ist ein solches Glück, Herr Werner, ein solches Glück! Nicht mehr zählen und sparen zu müssen, um mühselig das Dasein zu fristen, nein, leben dürfen und sich freuen am Leben! . . . Von nun an werde ich für alles sorgen. Du sollst sehen, was ich für Herrlichkeiten von München mitbringe! Wir müssen ja jetzt auch nicht mehr in diesen drei Löchern wohnen mit all dem alten Kram . . . O, du sollst sehen, wie schön, wie schön, wie schön es nun bei uns wird!‘

Und sie warf sich in seine Arme, während ich instinktiv es vermied, ihn anzusehen.

Erst drunten, als der Wagen mit den zwei fröhlichen Frauen davonfuhr, warf ich einen Blick auf ihn. Mir schien es, als ob seine Stirne schmerzlich zuckte und als ob in der ehernen Ruhe seines Gesichtes etwas mühsam Gewolltes läge.

Er hielt den Kopf in tiefem Schweigen gesenkt, indes wir die Stiege emporschritten. In mir wirrten alle unmöglichsten Empfindungen durcheinander.

‚Vergönnen Sie Frau Christine die Freude nicht?‘ fragte ich endlich, halb in dem Bestreben, ein tröstliches Wort zu finden, und halb aus Unwillen über mich selbst.

Er sah mich mit einem langsamen Blicke an. ‚Kein Mensch vergönnt sie ihr so, wie ich sie ihr gönne,‘ sagte er. Es war, als ob dieser Rede noch etwas nachfolgen solle, aber er sprach es nicht aus, und stumm erreichten wir sein Stübchen.

‚Also los, Herr Werner,‘ sagte er dort wie sonst, indem er seinen Lehnstuhl an den altmodischen, plumpen Kamin hinrückte.

Und wir begannen. Draußen sank der Märztag in Schatten und Dämmerung. Niemand brachte die Lampe, kein trautes Silberklingen und Tassengeklapper ertönte vom Nebenzimmer.

‚Lieber Herr Werner,‘ sagte Matthäus Wendebaß plötzlich, anstatt mir mein Stichwort zu bringen. ‚Lieber, lieber Herr Werner,‘ wiederholte er, indem er nahe herantrat und meine Hände erfaßte, ‚seien Sie, so jung Sie sind, in diesem Augenblicke mein Freund! Sagen Sie mir, daß ich ein Egoist bin, daß ich ein abscheulicher, alter Mensch bin, der an niemand anderen denkt als an sich selbst! Schelten Sie mich aus, ich selber bitte Sie darum!‘ Sein Atem ging heftig, der Klang seiner Stimme vibrierte erschütternd auf und ab. ‚Es ist,‘ fuhr er fort, ‚es ist nicht das, was Sie vorhin meinten, gewiß nicht! Ich habe sie lieb und kann ja darum gar nicht anders, als ihr alle Freude der Welt von Herzen wünschen. Aber — nennen Sie mich einen alten Narren, Herr Werner, — ich fühle mich wie einer, dem der schönste Traum seines Lebens verloren

gegangen ist! Sie haben sie ja so oft hier im Hause gesehen,' sagte er leise und schwer, ,Sie können es darum von allen vielleicht verstehen, wenn ich Ihnen sage: Ich war so glücklich, als ich sie neben mir ohne Wünsche glaubte, als ich sie erfüllt und befriedigt glaubte im Geschenk ihrer wunderbaren Gegenwart, das sie mir gab. Verlachen Sie mich, wenn Sie wollen, allein es gab viele Stunden und Jahre, in denen ich glaubte, daß meine Liebe und das stille Glück unseres Heims die ganze Welt und alles andere Wünschen auf immer für sie aufgewogen hätte!'

Mit einem Blick, der so weh wie eine offene Wunde war, sah er rings im Raume umher, als sähe er die blonde Engelsgestalt wie früher in trautem Walten die Stube durchwandeln.

,Es wird nie wieder so sein,' murmelte er, und wieder mit dem Ton eines ungestüm Bittenden, wandte er sich zu mir: ,Schelten Sie mich — so schelten Sie mich doch!'

Mir war das Herz zum Überquellen voll. Ich fühlte es tief in diesem Augenblick, daß ich die blonde, liebliche Frau mit ihm geliebt hatte, daß auch für mich mit diesem Morgen ein Licht erloschen war, das nie wieder erblühen konnte.

Die schlichte, hilflose Offenheit seiner Worte raubte mir fast die Besinnung. Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete, ich wußte es kaum damals, während ich sprach. Ich vermochte es nicht, ihn einen Egoisten zu schelten, obwohl dies vielleicht die einzige Wohltat war, die ich in jener Stunde ihm leisten konnte.

Zu tief erschüttert war ich von diesem Leid, das ohne Schlag und Schicksal gekommen war. Nur daß nun plötzlich überall Schatten lag, wo vorher Sonne gewesen.

Ich weiß nicht, ob es ihm wohl oder wehe tat, sich von mir verstanden zu fühlen, wie kaum ein Mensch das Leid des andern versteht. Als ich aus der Türe schreitend, mich nochmals umsah, da lag er in seinem Lehnstuhl zurückgesunken, die Hände über sein Angesicht gelegt.

◆ ◆ ◆

An dieser Stelle schließt meine Erzählung. Oder eigentlich, der blonde Märchentraum, als der sie mir auftaucht aus den Tiefen des Jugenderinnerns, erlischt hier, und seine verblassenden Fäden zerfließen mir in der Hand.

Ich weiß, daß Frau Christine aus München zurückkam und daß ich noch öfter in Matthäus Wendebaß' Haus verkehrte. Aber keine Wunderschwinge der Schönheit mehr hebt diese Stunden aus der Vergangenheit für mich empor. Das Engelsbild blieb herabgestürzt und verstümmelt. Es starb unter Torheit und Tand. Juliane, die Schwester, war meistens da, und das ganze Haus wurde schließlich neu und fremd.

Matthäus Wendebaß schien der alte und ließ Christine gewähren. Allein in seinem Sonnenblick blieb ein weher Glanz, den ich immer sah, obwohl er auf jene einzige seltsame Aussprache zwischen uns nie wieder zurückkam.

Meine Anstellung führte mich dann weg von der kleinen Stadt, in der ich auch meine Träume des Bühnenruhms zurückließ.

Als ich wieder auf Urlaub kam, stand Matthäus Wendebaß' Wohnung leer. Sie seien fortgezogen, hieß es, und in den kahlen Zimmern baute nur die Sonne die alten, goldenen Brücken meiner Träume.

Nach einer Reihe von Jahren besuchte ich in einer Hauptstadt ein Variététheater. Eine blonde Sängerin trat auf, von etwas müder Erscheinung, unter der jedoch Spuren wirklicher Schönheit lagen. Sie sang französische und deutsche Lieder mit einer Stimme, die mich irgendwie an etwas erinnerte, das ich nicht finden konnte. Die Person, die ich gar nicht kannte, wurde auf eine seltsame Weise Rätsel und Qual für mich, und wie von einem Banne war ich erlöst, als sie die Bühne verlassen hatte.

Eine zufällige Begegnung mit einem Heimatgenossen erhellte mir einige Tage später wie ein plötzlicher, innerer Blitz die Erscheinung jenes Abends. Ich zweifelte nicht mehr, daß die blonde Sängerin, die ich gesehen, Christine Wendebaß war. Ich eilte sogleich an Ort und Stelle. Ihr Gastspiel sei abgelaufen, sagte man mir, und man wisse nicht, wohin sie gereist sei. Ob ihr Mann sie begleite, fragte ich. Man lächelte vieldeutig. Und dann erfuhr ich viel traurige Häßlichkeit.

Ihr Name rauschte noch später hin und wieder an meinem Ohre vorbei, nicht in den besten Kombinationen.

Ich hatte kein Verlangen mehr, sie wiederzusehen.

Von meinem alten Freunde Matthäus Wendebaß hörte ich niemals mehr ein Wort.

Irgendwo in der großen, weiten Welt mag ein verlassenes Grab sein, das ihn umschließt.



Licht- und Schattenerinnerungen an Serbien
Von Graf Vay de Vaya

I.

Erste Eindrücke.



Durch den vergangenen Balkankrieg traten so manche Länder, die bis jetzt wenig beachtet und noch weniger gekannt waren, in den Vordergrund. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wieder einmal nach dem Osten gerichtet.

Sicher ist, daß bis zum Vorabend der so unerwarteten Kriegserklärung von seiten der verbündeten Balkanstaaten an die Türkei niemand den Balkankrieg für so nahe bevorstehend gehalten hatte. Ebensowenig hätte man gedacht, daß er die europäische Türkei, deren Reich einstens bis an die Wälle von Wien sich erstreckte, dem gänzlichen Untergang so nahebringen und den Tag in Aussicht stellen könnte, wo auch Konstantinopel selbst verloren sein wird. Und dieser Tag mag früher eintreten, als man denkt.

Kurz, der Halbmond ist im Abnehmen auf der Hemisphäre unseres Weltteiles. Die türkische Herrschaft in Europa geht ihrem Ende entgegen. Ihre Macht während mehr als fünf Jahrhunderten verschwindet auf immer. Das ehemals so gewaltige Reich zerfällt, versinkt in seiner Ohnmacht, seine ungeheuren Ländereien ihren ursprünglichen Völkern überlassend, die nun um die Beute streiten.

In welchem Zustand befinden sich diese Länder und Völker nach der langen ottomanischen Herrschaft? Werden sie fähig sein, ihren Platz in der Reihe der kultivierten Reiche einzunehmen? Sind die Inwohner genügend gebildet, um ihre verwickelten Angelegenheiten zu einem günstigen Ziel zu führen? Vor allem, werden die neuerstandenen Nationen ihre Leidenschaften meistern, werden sie nicht immer wieder in unaufhörliche Streitigkeiten mit ihren Nachbarn geraten? Diese Fragen geben viel zu denken. So war es in der Vergangenheit. Die Geschichte des Balkans weist eine endlose Folge von Kampf und Haß auf, und es bleibt zu fürchten, daß diese traurige Tatsache in der Zukunft sich noch öfter wiederholen wird.

Während meiner häufigen Besuche der Balkanhalbinsel hatte ich Gelegenheit, mich nach vielen Richtungen hin zu unterrichten. Ich sah Land und Leute unter sehr verschiedenartigen Bedingungen und in wechselnder Beleuchtung.

Zum erstenmal geriet ich auf jenen unruhigen Boden noch ganz jung, in dem Alter, da uns alles erstaunt und interessiert. Mit lebhafter Aufnahmefähigkeit bemerken wir alles, was uns umgibt und tragen es in unser Tagebuch als unmittelbare Wahrheit ein.

Der Zug rollt langsam über die Eisenbrücke, eine schwankende Verbindung zwischen den beiden Ländern Ungarn und Serbien; der majestätische Strom wälzt seine rauschenden schlammigen Wogen dahin, im Nordwesten der Balkanhalbinsel ihre natürliche Grenze bildend.

An einem sonnigen Frühlingstage treffe ich in Belgrad ein. Es scheint,

als sei die Natur ganz plötzlich aus dem Winterschlafe erwacht. Eine wunderbar reine Luft umfängt mich. Die Umrisse der Landschaft zeichnen sich beinahe zu hart vom azurnen Himmel ab, an dem windgepeitschte Wolkenfetzen sich scharf abhebend dahinjagen. Die Gestade der Ufer sind wellenförmig, die Linien gefällig. Ohne gerade großartig zu wirken, ist die Landschaft schön. In seiner Wildheit ist das Tal der unteren Donau eine der packendsten Gegenden Europas und erreicht seine wunderbarste Entfaltung bei dem Eingang des eisernen Tores. Die Stimmung vor allem übt den seltsamsten Reiz aus. Die Luft scheint durchdrungen von einer eigentümlichen Melancholie; wie Schwermut liegt es über dem Land und den Leuten. Die historischen Erinnerungen an die römischen Kaiser und ihre siegreichen Legionen erhöhen noch den Reiz dieser Landstriche . . .

Die Hauptstadt Serbiens enttäuscht mich. Sie hat ihr orientalisches Gepräge verloren, ohne sich das Abendländische angeeignet zu haben. Die meisten Häuser sind niedrig, mit Lehm verworfen und mit bunten Farben angestrichen. Nur vereinzelt finden wir anspruchsvollere Bauten, die noch krasser die Jämmerlichkeit ihrer Umgebung hervorheben. Die Straßen sind schlecht gepflastert, sie gleichen oft wahren Kloaken, durch die das Wasser und der Schmutz in Strömen fließen. Bei Regen ist der Verkehr zu Fuß des unergründlichen Morastes wegen fast unmöglich. An Stelle der Fußsteige sind Bretter auf Pflöcken befestigt, welche auf diese Weise kleine Stege bilden.

Der Konak oder Königspalast bildet den Mittelpunkt und ist der Stolz der Bewohner. Neben der kürzlich niedergerissenen einstöckigen Behausung der Herrscher errichtet, ist das stillose, unästhetische Gebäude nicht ohne Anspruch, den lokalen Geschmack aber befriedigt es mit seiner vergoldeten Zinkkuppel vollständig.

Läßt schon die Königswohnung viel zu wünschen übrig, so sind die Ministerien und andern öffentlichen Gebäude noch primitiver. Das Wort ‚primitiv' kennzeichnet am besten alle Bauten von Belgrad. Die Gesandtschaften der Großmächte und die Wohnungen der Reichen. Die Hotels verdienen kaum den Namen Herbergen. Es fehlt ihnen meist jede sanitäre Einrichtung, und an wirkliche Bequemlichkeit ist gar nicht zu denken.

Primitiv in jeder Hinsicht ist wahrlich diese Hauptstadt, die so oft von sich reden macht. Merkwürdig, daß eine Stadt, die an dem großen Verkehrsweg nach dem Orient liegt und das Tor für alle internationalen Wege bildet, so außerordentlich zurückgeblieben ist. Unverständlich in der Tat, daß ein nicht nur politisch, sondern auch kommerziell so wichtiger Ort sich so wenig entwickelt hat. Je länger ich daselbst war und Kenntnis von der Sachlage gewann, desto mehr mußte ich über den allgemeinen Stillstand staunen. In keiner der Balkanhauptstädte, so einfach sie auch sonst sind, habe ich eine derartige Trägheit bemerkt. Jede ernste Arbeit wird verworfen. Niemand denkt daran, wichtige Fragen zu erörtern. Die reichen Erzeugnisse des Bodens werden von fremden Unternehmern ausgeführt.

Das einzige Zeichen von lokaler Farbe ist die alte türkische Festung: die Ruinen von Kalimegdan am Ufer der Donau. Sie krönen einen über den

Strom ragenden Felsen, einen Punkt von höchster Wichtigkeit. Dieser Vorsprung wurde stets als Schlüssel der Gegend betrachtet. Der Blick von daselbst in die ungarische Ebene ist unendlich weit. Felder von außerordentlicher Fruchtbarkeit dehnen sich endlos vor den Blicken. Kein Berg, kein Hügel ist zu erspähen. Die Pußta im strengsten Sinne des Wortes breitet sich wie die Fläche des Meeres aus. Kaum einen Kanonenschuß entfernt, schaut uns beim Zusammenfluß der Save mit der Donau Semlin entgegen. Ein Ort, der ebenso armselig ist als die benachbarte serbische Hauptstadt, obgleich er sich rühmt, nicht seinesgleichen auf der Balkanhalbinsel zu haben. Als Grenzstadt bleibt er den Reisenden durch die unerträglichen Maßregeln des Zolles unvergeßlich. Die Gepäckuntersuchungen, das Fordern von Reisepässen, polizeiliche Nachforschungen können nicht widerwärtiger in Mittelasien sein. Diese Länder trachten offenbar nicht danach, Reisende anzuziehen; den Wenigen, die sich dahin wagen, wird der Aufenthalt möglichst unangenehm gemacht. Durch die Belästigungen wird der Ankommende derart mißstimmt, daß er, würde er anstatt des schmutzigen, öden Platzes vor der Station ein Eldorado finden, dasselbe kaum zu genießen vermöchte.

Kurz, die ersten Eindrücke der serbischen Hauptstadt sind weit entfernt, den Besucher zu entzücken.

Diese düsteren Bilder vertiefen sich noch bei längerem Aufenthalt. Während eines trostlosen Jahres habe ich diesbezüglich die reichsten Erfahrungen sammeln können. Nachdem ich meine Universitätsstudien beendet hatte, wurde ich zum[1] Attaché bei der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Belgrad ernannt. Einen interessanteren Posten hätte ich mir nicht wünschen können. Dieses Nachbarland war immer eine Art von Vulkan, der jeden Augenblick bei dem geringsten Anlaß auszubrechen drohte. Auch bei meiner Ankunft befand es sich in Unruhe. Die Bevölkerung befand sich in Spaltung. Heftige, aussichtslose Kämpfe folgten sich ohne Ende.

Ich traf gerade zur Abdankung Milans ein. Die europäische Diplomatie betrachtete die letzten Ereignisse in Serbien mit Mißtrauen. Die Handlungen seines Königs, seit langer Zeit diskreditiert, konnten kaum Vertrauen einflößen. Natürlicherweise fragte man sich, ob der Akt der Entsagung aufrichtig sei, und suchte von allen Seiten die geheimen Gründe des unerwarteten Schrittes zu erraten.

Das alles liegt heute in der Vergangenheit. Jene Ereignisse sind sich mit einer solchen Schnelligkeit gefolgt, daß man kaum Muße hatte, sie sich zurecht zu legen. Neue Verhältnisse folgten. Unerwartete Wendungen überstürzten sich. Schließlich war man an beständige Überraschungen gewöhnt und nahm das Unglaublichste an.

II.

In der Hauptstadt.

Die Dynastie Obrenowich ist inzwischen für immer verschwunden. Die Hekatombe des Königspalastes in ihrer traurigen Erinnerung bezeichnet das Ende dieses Stammes, der so schnell, wie er aus dem Volke emporgekommen

war, wieder auf tragische Weise verschwinden sollte. Das Blutbad des Königs Alexander und der Königin Draga bildet die letzte herzzerreißende Seite in der Geschichte der Obrenowich.

Trotz seiner Schwächen verstand es Milan, sein Volk zu beherrschen. Vielleicht trugen eben seine Fehler dazu bei, daß es ihm gelang, die Parteien zu bewältigen. Er war ein Sohn des Balkans im strengsten Sinne des Wortes mit einem leichten Pariser Anstrich.

Ein ‚Balkan-Boulevardier', wie einer seiner politischen Gegner ihn zu nennen pflegte. Entschieden war er begabt, und mit einer besseren Erziehung hätte er ein tüchtiger und gewissenhafter Herrscher werden können. Was ihm vor allem fehlte, war Ernst und Aufrichtigkeit. Er nahm alles auf die leichte Seite. Die Politik wie sein Privatleben sollten ihm nur zum Vergnügen dienen. Belustigungen allein schienen der Zweck seines traurig endenden Daseins. Das Leben am Hofe spiegelte innere Leere wieder. Lärmende Festlichkeiten folgten einander ohne Ende im Konak. Die Pracht derselben war großartig und die königliche Gastfreundschaft überschwenglich. Günstlinge aller Art hörten nicht auf, dem Herrscher zu schmeicheln, welcher das Geld mit beiden Händen hinauswarf.

Die Königin Natalie, von ernsthaftem Charakter, fand endlich ihre Lage unerträglich. Sie verließ darum ihren Palast, ihr Land und ihren ungetreuen Gemahl, ihren einzigen Trost in Werken der Wohltätigkeit suchend. Durch ihr Unglück niedergedrückt, fand sie schließlich innere Genugtuung darin, die Leiden ihrer Mitmenschen zu mildern. Ihr Name wird auch stets in ihrem Vaterlande mit ungewöhnlicher Hochachtung genannt.

Ein gesellschaftliches Leben in europäischem Sinne gibt es in der serbischen Hauptstadt nicht. Auch die wohlhabenden Familien leben äußerst bescheiden. Die Wohnungen sind dürftig ausgestattet, und die Dienerschaft beschränkt sich auf wenige Mägde.

Meistens sind die Häuser das ganze Jahr geschlossen, und die gesellschaftlichen Beziehungen beschränken sich auf den Austausch einiger Visitenkarten. Das diplomatische Korps befolgt die landesüblichen Sitten. Bei seltenen Gelegenheiten öffnen sich die Gesandtschaften. Die Diplomaten sehen sich höchstens untereinander bei einigen Empfängen und bitten sich gegenseitig zu obligaten Mahlzeiten, die doch äußerst bescheiden sind.

Die Vertreter der Mächte wohnen übrigens sehr einfach. Sämtliche in Villen und Landhäusern, die mit mehr oder weniger Geschmacklosigkeit eingerichtet sind. Man lebt mehr oder weniger wie im Lager und findet es kaum der Mühe wert, sich behaglich einzurichten. Jeder scheint nur den einen Wunsch zu haben, die serbische Hauptstadt so bald als möglich wieder verlassen zu können.

Auch die Geistreichsten werden schließlich von Langeweile ergriffen. Eine lähmende Atmosphäre ist über alle gesenkt. Anfangs versuchte man, dagegen anzukämpfen, aber bald erkennt man, wie nutzlos dies ist. Man ergibt sich und erträgt mit Geduld die Tage der Verbannung, bis endlich die Abberufung die so sehnlichst gewünschte Erlösung bringt.

Diesen Eindruck hatte ich vom ersten Tage meiner Ankunft an, in der Folge verstärkte er sich noch. Für den Neuangekommenen ist die Lage sehr entmutigend, denn alle Schattenseiten des diplomatischen Lebens offenbaren sich dabei zum Überdruß. Alle Lasten und alle Entbehrungen bei einem Aufenthalte in der Verbannung scheinen härter zu sein, ohne die Vorteile, die eine große und glänzende Hauptstadt einem Posten gewähren kann.

Unsere Gesandtschaft ist ein Häuschen ohne Stil und künstlerischen Geschmack. Das Innere, recht gewöhnlich ausgestattet, machte mehr den Eindruck eines Amtes als einer Häuslichkeit. Die Türen blieben gewöhnlich geschlossen. Außer zu einigen notwendigen Höflichkeitseinladungen wurden die Salons überhaupt nicht geöffnet. Alles war still und düster.

Der Gesandte war nicht verheiratet, ein Grund mehr für die Öde in der Gesandtschaft. Als alter Junggeselle, pensionierter General, mied er die Gesellschaft, und so wurde die Stille selten durch irgendwelche Besuche unterbrochen. Weder Diplomat von Beruf, noch Weltmann, konnte er sich bis zu seinem Lebensende mit gesellschaftlichen Gebräuchen nicht vertraut machen. Bei den andern Gesandtschaften indessen ging es kaum lebendiger zu. Man fand es nicht der Mühe wert, ein Haus zu führen. Die Serben liebten übrigens, gar nicht eingeladen zu werden, da sie die Höflichkeiten nicht erwidern konnten. Nach einigen vergeblichen Bemühungen verzichteten auch die gastfreundlichsten Gesandtschaften auf weitere Versuche.

Hierzulande findet man kein einziges Denkmal von Wert, nicht eine Spur einer alten Kultur. Der Landmann teilt seine Hütte mit seinem Vieh. Sie ist eine überaus elende Wohnung, aus Erde und Steinen zusammengefügt und mit Stroh gedeckt. Sie beschränkt sich auf einen Raum, welcher allen Notwendigkeiten des Lebens dient. Von Hygiene und Sauberkeit ist keine Rede. Die Erbärmlichkeit und das Elend eines serbischen Dorfes übersteigt alle Beschreibung. Man fragt sich unwillkürlich, ob solche Zustände zurzeit in Europa überhaupt noch möglich sind. Das Elend offenbart sich in jeder Weise, nicht nur physisch, sondern auch in moralischer Beziehung. Die Verwaltung läßt auch sehr viel zu wünschen übrig. Die Beamten sind ihrer Aufgabe nicht gewachsen, die Geschäfte sind dem Zufall überlassen, und die Gerichtsbarkeit erweist sich als lahm.

Der öffentliche Unterricht ist kaum besser entwickelt. Die Elementarschulen werden häufig von Lehrern geleitet, die wenig pädagogische Kenntnisse besitzen. Bei ihrer schlechten Bezahlung können keine Ansprüche an sie gestellt werden. Übrigens scheint kein Wert darauf gelegt zu werden, daß die ländliche Jugend ihre Kenntnisse bereichere. Auch steigt die Zahl der Analphabeten zu unglaublichen Höhen.

Bis zur Gegenwart ist das Land des wilden Hirtenvolkes ganz so geblieben, wie es in der Vergangenheit war. Während der langen türkischen Herrschaft geschah nichts zu seiner Verbesserung. Die Paschas kümmerten sich wenig um die Erziehung des Volkes, sondern zogen vor, dasselbe unwissend und verkommen zu lassen.

Es ist ihnen vorzüglich gelungen. Unter ihrer Herrschaft haben sie Land

William Blake/Satan Hiob peinigend



und Leute ausgebeutet. Überall, wo sie hinkamen, verschwand jede Spur von Kultur. Jede Begeisterung wurde erstickt, die unterjochten Völker begnügten sich damit, ihr Dasein zu fristen.

Das moralische Gefühl wurde naturgemäß verletzt. Die verdorbene ottomanische Regierung hat jedes Gerechtigkeitsgefühl vergiftet; Bestechungen aller Art waren nicht nur geduldet, sondern sogar gefordert. Der ‚Bakschisch' wurde zu einer Art Verpflichtung für den einfachsten Diener bis zum höchstgestellten Beamten.

Die Macht des Halbmondes hat abgenommen. Die Türken haben sich seit einem Jahrhundert zurückgezogen. Serbien ist ein freies Land geworden, aber die Missetaten einer so langen Herrschaft vermögen nicht von einem Tage zum andern verbessert zu werden. Der finstere Geist der alten Regierung liegt noch in der Luft, das Volk ist vergiftet geblieben.

Unter diesen Verhältnissen kann der Aufenthalt im Lande nicht anziehend genannt werden. Es bietet nichts Fesselndes, nichts, was Sympathie erweckt. Sogar das Malerische, dieser mächtige Ersatz primitiver Länder, fehlt vollständig. Der künstlerische Orientalismus ist verschwunden, kein Bauwerk, keine Tracht erinnert noch daran. Die alten Bazare haben Warenhäusern Platz gemacht, die Nationalkleidung einer neuen von zweifelhaftem Geschmack. Weder Schauplatz noch Darsteller erwecken Interesse. Das Land ist trüb und das Volk düster. Nichts bietet irgend einen Lichtpunkt oder edlere Züge, die uns ergreifen könnten. Grau in Grau ist der allgemeine Eindruck. Alles, was uns umgibt, wirkt öd und verwischt. Die Umwälzung, welcher das Land gegenwärtig unterworfen ist, verursacht vielfach diese traurigen Zustände. Manche der alten Sitten und Gebräuche sind verschwunden, ohne daß neue Ersatz dafür gebracht hätten. So zeitigt die gegenwärtige Lage ein fortgesetztes Suchen und Ändern.

Soziale und politische Verhältnisse stellen gänzliche Umwandlungen und Unbeständigkeit dar. Bis jetzt scheinen die Neuerungen nicht sehr glücklich zu sein. Zum wenigsten fehlt Planmäßigkeit ganz und gar. Seit der Freisprechung des Landes sind die Beeinflussungen zu zahlreich gewesen, als daß günstige Resultate hätten erzielt werden können. Die Unternehmer jeder fremden Nation versuchten so viel als irgend möglich Nutzen davon zu ziehen und das neue Gebiet auf das beste auszubeuten.

Das ausländische Gewerbe überflutete den Balkan mit den schlechtesten Erzeugnissen. Sogar die von den fremden Gesellschaften erbauten Eisenbahnen schienen weniger für die Annehmlichkeit der Reisenden als für den Nutzen der Unternehmer gebaut zu sein. Die Lieferanten für das Heer arbeiteten in demselben Sinne. Zum Überfluß wechselte das Regierungssystem oder wurde gänzlich unterbrochen, je nachdem Änderungen in der politischen Strömung eintraten. Einmal war alles für Rußland, dann wieder gewann Österreich an Einfluß. Auch Frankreich und Deutschland trachteten ihre Interessen der Reihe nach für kürzere oder längere Zeit geltend zu machen.

Kurzum, alle Mächte hatten ihre Zeit, doch ohne wirklichen Erfolg für Serbien und ohne dauernden Vorteil für sich selbst.

Unbeständiger Sinn und Zaghaftigkeit treten überall und aus allem hervor. Man fragt sich, ob dies die beiden charakteristischen Züge dieser Nation sind. Jede Einrichtung scheint vorübergehend, wenige beständig zu sein. Die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zeigen den gleichen Mangel an Festigkeit.

Unter solchen Umständen flößen die verschiedenen Unternehmungen wenig Vertrauen ein. Auch die nationalen Bestrebungen lassen sehr zu wünschen übrig. Jedermann zögert, sich in Geschäfte einzulassen. Infolgedessen liegt der Handel sehr darnieder. Die ziemlich beträchtlichen Hilfsquellen des Landes bleiben unausgenützt.

Die fremden Unternehmer sind oft nicht von der besten Gattung. Zweifelhafte Geschäftsleute finden sich wohl im Überfluß, aber ihre Geschäfte müssen oft bedauert werden. In der Hauptstadt gibt es eine ganze Fremdenkolonie, jedoch bringt ihr Vorhandensein eher Nachteile als Nutzen. Menschen aller Art, meist Schiffbrüchige des Lebens, werfen sich schließlich, wie in eine Art Zufluchtsort, nach den Balkanstädten.

Belgrad übertrifft die traurigste Beschreibung. Die Erinnerung, die man davon mitnimmt, ist trüb — ohne jegliche heitere Note, ohne helleren Schimmer. Wie ein düsterer, schwerer Traum bleibt sie in uns haften. Weder einzelne Handlungen noch Ereignisse brauchen näher erwähnt zu werden — alles zusammen, der Allgemeineindruck ist wie von einer dunklen Wolke beschattet.

III.

Das Volk.

Serbien besitzt vielleicht von allen Balkanstaaten die gemischteste Bevölkerung. Als eine Art Eingangstor im Norden der Halbinsel wurde es zu allen Zeiten von wilden Horden durchstreift. Die großen Reiche des Altertums besiegten es der Reihe nach, und während des Mittelalters wogte die Völkerwanderung unaufhörlich darüber hin.

Wir begegnen daher den mannigfachsten Typen daselbst. Untersetzte, dunkelfarbige Leute sind ebenso häufig wie schlank gewachsene, blonde. In einzelnen Gegenden ist das südslavische Element im Übergewicht geblieben. Als große, wohlgestaltete Menschen mit feinen Gesichtszügen und blauen Augen stellen sie die schönsten Bewohner des Landes dar. Meist sind sie Landleute, die in ihren abgeschlossenen Distrikten das denkbar einfachste, armseligste Dasein führen. Von Geburt an Entbehrungen gewöhnt, haben sie sich physisch ausgezeichnet entwickelt.

Dagegen mangelt der städtischen Bevölkerung jede besondere Eigenart. Sie weist die verschiedensten Typen auf: kleine und große, blonde und ganz dunkle, und doch alle von serbischer Nationalität, die gleiche Sprache sprechend, und von vor undenklichen Zeiten eingewanderten Ureltern stammend. Es wäre schwer, unter diesem Gemisch festzustellen, welches der eigentliche Typus sei.

Wie in physischer, so verhält es sich auch in moralischer Hinsicht. Trotz eingehendster Nachforschung können keine besonderen und sympathischen Nationaleigenschaften festgestellt werden, wie z. B. bei den benachbarten Montenegrinern

oder den mutigen Albanesen. Diese beiden kleinen Völker haben sich selbst unter jahrelang andauernder Fremdherrschaft ihre hervorragenden Eigenarten bewahrt und wußten sich auch bei ihren Feinden Achtung zu verschaffen.

Serbien dagegen hat wenig getan, um sich Sympathie zu erringen oder um Zeugnis von großen Nationaltugenden abzulegen. Keiner der vornehmen Züge, die sonst bei einer Nation bewundert werden, hat sich bei ihnen geäußert. Während der langen Unterjochung unter dem Halbmond sind sie, im allgemeinen unterwürfig, recht verkommen.

Als erster Befreier für die Bevölkerung der unteren Donau ist Eugen von Savoyen zu betrachten.

Fremder Hilfe verdankt Serbien in der Hauptsache die Errichtung seines Reiches. Die inneren Ereignisse, die sich seitdem folgten, zeigen düstere Kapitel. Beständiger Streit verbrauchte zu einem großen Teil die Lebenskraft der Nation. Die Politik scheint sich von Anfang an in Zweideutigkeiten verirrt zu haben, die öffentlichen Interessen standen stets hinter den eigennützigen zurück.

Der Ehrgeiz, an das Staatsruder zu kommen, der Kampf, zu Macht zu gelangen, übertrifft alles andere. Sobald ein Ministerium gebildet ist, wird versucht, es wieder zu stürzen. Alle, die kein Portefeuille oder sonst eine vorteilhafte Stellung erhalten haben, trachten zu zerstören, aufzuwiegeln und mit allen Mitteln selbst die Gewalt zu erlangen. Da infolgedessen jeder nur kurz in seiner Stellung bleibt, sucht er sie begreiflicherweise möglichst auszunützen*.

Unter vielen häßlichen Ereignissen während der kurzen Dauer des gegenwärtigen Serbenreiches bleibt der doppelte Königsmord das verabscheuungswürdigste. Die grausamen Umstände, unter denen er vollführt wurde, lassen ihn besonders entsetzlich erscheinen. Man vermag sich nur schwer vorzustellen, wie ein derartiges Verbrechen in unserem Zeitalter und in einem Lande, das viel Wert darauf legt, zivilisiert zu heißen, vollführt werden konnte.

Erziehung und dadurch Hebung eines Volkes sollte die erste Aufgabe jeder Regierung sein. In einem jungen Reiche ist das doppelt notwendig. Wo die Leidenschaften nicht eingedämmt wurden, wo die Jugend weder gelernt hat, sich selbst zu beherrschen, noch die Obrigkeit zu achten, muß Anarchie walten.

Die ehrgeizigen Pläne eines Groß-Serbiens der Zukunft wären jedenfalls so lange verfrüht, als das kleine Serbien so wenig Zeugnis von Ordnung, Ruhe und allgemeiner Zufriedenheit gibt.

Eine mögliche Besitzergreifung aller benachbarten, teils noch von Serben bewohnten Gebiete bis zur Save und Drau und die Vereinigung mit Kroatien, Bosnien und der Herzegowina — die Wiederaufrichtung des Reiches von Duschan ist, wie allgemein bekannt, der ehrgeizige Wunsch jedes serbischen Politikers.

Jedoch für die Wohlfahrt eines so ausgedehnten Reiches scheint man wenig besorgt zu sein. Die inneren Angelegenheiten des Landes, seine politische Reife oder die wirtschaftlichen Verhältnisse sind schon innerhalb seiner jetzigen

* Neuerdings scheint das Ministerium Paschitsch in dieser Beziehung eine Ausnahme zu machen und sich lange zu halten.

engeren Grenzen recht trübe. Der Bildungsgrad des Volkes ist ein derart niederer, daß es keiner so hohen und kühnen Aufgabe gewachsen wäre. Überdies würden die benachbarten Balkanvölker selbst einem Vorhaben, die ihre eigenen Pläne durchkreuzen müßte, Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen.

Es hat sich nur zu rasch gezeigt, wie wenig dauernd die Freundschaft war, in der sich die vier neuen Reiche gegen die Türkei verbunden hatten. Auch in Zukunft werden diese Völker untereinander um den Vorrang ringen. Im beständigen Kampf um die Macht erkalten brüderliche Gefühle sehr leicht und wandeln sich zu glühendem Haß. Der Neid zwischen Kain und Abel wiederholt sich stets im Leben.

Während der starken türkischen Unterdrückung war ein Streit zwischen den Nachbarn unmöglich. So kampflustig sie waren, sahen sie doch keine Möglichkeit, den Krieg zu erklären. Jede Äußerung von Feindseligkeit wurde auf unbedeutende Grenzstreite und vorübergehende Unruhen beschränkt, welche die fremden Mächte nicht berührten. Heute aber trachten alle danach, ihre Grenzen auf Kosten des Nachbarn zu erweitern, jeder wird versuchen, die leitende Nation zu werden.

IV.

Regierung.

Serbien wird in fünfzehn Kreise eingeteilt, die wieder in Bezirke, schließlich Städte und Dörfer zerfallen. Die Verwaltung ist, wenigstens der Form nach, jener der westlichen Staaten nachgebildet. In der Ausübung läßt sie viel zu wünschen übrig. Selten sind sich die Beamten ihrer Verantwortlichkeit bewußt. Infolgedessen herrschen in den einzelnen Bezirken die traurigsten Zustände. Auch die Gerichtsbarkeit gibt Ursache zu beständigen Klagen. Die öffentliche Sicherheit ist mangelhaft.

Das serbische Parlament setzt sich aus der kleinen und der großen Skuptschina zusammen. Die kleine Kammer wird alle drei Jahre neu gebildet durch Abgeordnete, deren Wahl nur durch Steuerzahler geschehen kann, und die über Gesetze und Staatshaushalt abstimmen. Die große dagegen zählt die doppelte Anzahl Mitglieder, ernennt den neuen Herrscher in Ermangelung eines Thronerben, erwählt Regenten, sofern sie nicht durch den verstorbenen König bezeichnet wurden. Schließlich kann sie auch die Verfassung ändern. Ein Staatsrat bereitet die neuen Gesetze vor.

Die Politik beschäftigt alle Geister. Von ihr hofft man alles Gute für das geprüfte Land und erwartet vor allem persönliche Vorteile. Jeder Serbe ist bis zu einem gewissen Grad Politiker.

In hohen und niederen Kreisen wird Politik getrieben, sie erregt alle Klassen in gleicher Weise.

Der letzte Königsmord bewies, daß sie ebenso in die Armee eingedrungen ist wie in die Arbeiterbevölkerung. In der Hauptsache waren die Verschwörer Offiziere. Nicht nur Persönlichkeiten von hoher Stellung, sondern solche, die auch den Eid der Treue ihrem König geleistet hatten.

Die Militärdienstpflicht dauert vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr. Während der ersten fünfundzwanzig Jahre gehört der Soldat

den sogenannten Nationaltruppen an. Als Infanterist hat er sechs bis achtzehn Monate, als Kavallerist zwei Jahre zu dienen. Der tatsächliche Friedensbestand an Mannschaften beträgt kaum zwanzigtausend. Das Land ist in fünf Divisionsbezirke eingeteilt, die sich wieder in Brigade- und Bataillonskreise spalten. Jeder Division ist eine Trainkompagnie beigegeben. Der Generalstab befindet sich in der Hauptstadt; ein Zweig desselben, der Geniestab, steht in Nisch. Im Kriegsfall können zwanzigtausend Infanteristen, viertausend Kavalleristen und dreihundert Kanonen mobilisiert werden*. Ein großer Teil der Offiziere dient von unten auf. Andere werden auf der Militärakademie von Belgrad gebildet. Einzelne haben auch Schulen im Ausland besucht. Die Mehrzahl jedoch sind aus äußerst bescheidenen Verhältnissen kommende Leute mit einfachsten Lebensbedürfnissen. Der kleine Gehalt genügt kaum zum Notwendigsten. Daher lassen Uniform und Ausrüstung oft zu wünschen übrig.

Serbien ist ein ackerbautreibendes Land. Alle Getreidearten gedeihen gut. Mais, Weizen, Gerste wachsen im Überfluß. Der Wein erzielt besonders schöne Trauben in der Gegend von Nisch, Semendria, Kruchewatz. Für die Ausfuhr kommen namentlich die herrlichen Pflaumen in Betracht. Auch der in allen Balkanländern verbreitete Schlivovitza wird aus gegorenen Pflaumen hergestellt. Zu erwähnen wäre noch Tabak und Vieh als reichlich gewinnbringende Erzeugnisse.

Im Tal von Rusniza besitzt das Land Silberbergwerke, in Glata findet sich Zinn, in Maidanpech Kupfer und in Dobra Öl. Wahrscheinlich enthalten noch andere Bergketten kostbare Metalle. Der Berg Avala ist reich an Quecksilber. Alle diese natürlichen Einnahmequellen werden nur sehr mäßig ausgenützt. Das Land ist daher genötigt, eine Menge Waren einzuführen und bietet dagegen für die Ausfuhr bloß einige wenige Roherzeugnisse.

Als Höhepunkt für die Nation kann die Regierung Duschans angesehen werden. Sie währte nicht lange, bildete aber eine Epoche beständiger Siege. Weniger infolge eigener Stärke als durch die Schwäche der Nachbarn gelang es ihm, sein Gebiet zu vergrößern. Er benützte den Niedergang von Byzanz, um sich ganz Mazedoniens und Albaniens zu bemächtigen. Im Jahre 1346 ließ er sich in Üsküb als Kaiser der Serben und Griechen ausrufen. In seinen Anordnungen ahmte der neue kaiserliche Hof jenen von Konstantinopel nach. Alles wurde mit größtem Glanz und orientalischer Pracht eingerichtet. Schließlich gelang es Duschan, auch Bosnien seinem Reich anzugliedern und 1354 eroberte er Belgrad zurück, das zu jener Zeit den Ungarn gehörte. Um seine ausgedehnten Besitzungen zu befestigen, verfaßte Duschan eine Anzahl von Gesetzen, genannt Zakonik, eine Art Carta magna, die er in Form von Verwaltungsvorschriften seinen zahlreichen Untertanen verkündete. Diese, für die damalige Zeit bemerkenswerte Handlung war von großem praktischem Erfolg. Auf dem Gipfel seiner Macht, im Begriff, die Türken aus Konstantinopel zu verjagen, um es zu seiner eigenen Hauptstadt zu machen, starb Duschan den 13. Dezember 1355.

---

* Während der letzten Kriege haben manche Veränderungen stattgefunden.

Urosch, sein Sohn, der ihm in der Regierung folgte, vermochte die verschiedenen uneinigen Elemente in dem weiten Reich nicht zusammenzuhalten. Die unbotmäßigen Lehenshauptleute widersetzten sich jeder Obergewalt. Seine Macht wurde mehr und mehr erschüttert, bis er im Jahre 1367, durch einen seiner Gegner ermordet, fiel.

Aufruhr und Königsmorde, die sich seit der Begründung der Nation beständig wiederholten, werfen einen düsteren Schatten auf die Geschichte dieses Volkes. Nahezu jeder Herrscher mußte seine Regierung erst durch Überwindung der widerspenstigen Untertanen begründen.

Stefan Nemania schuf wieder ein einiges Reich, indem er seine eigenen Brüder schlug und ihre Besitzungen nahm. Seine beiden Söhne erhoben dann die Waffen gegen ihn, nachdem sie mit der Teilung nicht zufrieden waren. Vouk war in der Folge mit Hilfe der Ungarn siegreich, jedoch um den Preis von Vassalaje.

Dragutin, einer der Herrscher, auf die die Nation besonders stolz ist, wurde erwürgt. Die Aufstände nahmen immer gefährlichere Formen an. Die Anführer reizten das Volk gegen die Nachbarn auf. Jedermann stand andauernd unter Waffen. Wenn kein Krieg wütete, wurde der Nächste angegriffen und ausgeplündert. Wer in den Annalen der Geschichte des Landes blättert, auch wenn sie durch die leidenschaftlichsten Patrioten geschrieben sind, kann sich eines traurigen Eindrucks über so viel blutige Intriguen nicht erwehren.

Die Schlacht von Kossovo machte dem alten Serbien ein Ende. Durch den Einfall der Türken wurde alles zerstört und vernichtet, die nationalen Einrichtungen als solche wurden aufgehoben. Die ganze Verwaltung erfuhr eine Umwandlung durch Paschas, nach dem System von Soliman dem Großen. Die persönliche Freiheit jedoch wurde im allgemeinen nicht unterdrückt, der nationalen Kirche sogar ihre geistige Herrschaft belassen.

Auf diese Weise gingen lange Jahrhunderte dahin, bis es schien, als hätten die Südslaven aufgehört, zu bestehen.

Der im Jahre 1389 in ihrem Reich errichtete Halbmond ist bis zum Beginn des vergangenen Jahrhunderts fest darin verblieben. Seine über vierhundert Jahre andauernde Herrschaft hat tiefe Spuren zurückgelassen. Wenn die Türken die serbische Nation auch nicht ganz vernichten konnten, so bemühten sie sich doch, so viel als möglich ihre moralischen Eigenschaften zu zerstören. Überall wo sie sich festsetzten, war das ihre Politik. In Asien, in Afrika und Europa trachteten sie, zur Sicherung der Macht ihre Untertanen und Vasallen zu demoralisieren.

V.

Geschichtlicher Rückblick.

Im VII. Jahrhundert ließen sich die aus dem Karpathengebiet durch die Avaren vertriebenen Slaven auf der Balkanhalbinsel nieder. Der Kaiser Heraclius gestattete ihnen, sich im Norden seiner Besitztümer anzusiedeln, da er sie als eine Art Schutzwall gegen die Horden der Barbaren betrachtete. Damit wurde der Grund zum Uranfang der Südslaven gelegt, die sich bald in zwei Gruppen, die Serben und die Kroaten, teilten. Erstere breiteten sich dann nach Westen zu, die letzteren gegen das adriatische Meer hin aus.

Die ersten Jahre nach Begründung der Nation vergingen unter beständigen inneren Streitigkeiten und kleinen Plänkeleien gegen die Nachbarn: Bulgarien, Griechenland und Ungarn. Zuerst wurde das Land in mehrere Stämme oder Fürstentümer eingeteilt, die die Herrschaft eines Oberhauptes oder grosjupan anerkannten. Unter diesen Verhältnissen konnte es sich weder politisch, noch sozial günstig entwickeln, bis das Volk während der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts unter der Regierung von Vlastimir das Christentum annahm.

Bedeutung gewann die Nation erst viel später und eigentlich nur während zwei Jahrhunderten. Stefan Nemania, einer der ersten, der im Jahre 1159 Oberhaupt von Rascia wurde, bemächtigte sich der Besitztümer seiner beiden Brüder, erklärte Byzanz den Krieg und befreite die von Slaven bewohnten Gebiete bis nach Dalmatien. Um seinen Zweck leichter zu erreichen, beschützte er die auf der Halbinsel schon ziemlich mächtige orthodoxe Kirche in jeder Weise. Schließlich erhielt er die Königskrone durch den Kaiser Friedrich Barbarossa, dem er während seiner Reise nach dem heiligen Land große Dienste geleistet hatte.

Stefan der Erste dankte zugunsten seines ältesten Sohnes, der seinen Namen trug, ab. Den zweiten, Prinz Vouk, belehnte er nur mit Zeta. Innere Kämpfe folgten sich jetzt unaufhörlich. Mit Hilfe der Ungarn besetzte Vouk die ganze Rascia und regierte sie als ihr Vasall. Daher kommt es, daß die Herrscher des Landes der Arpaden von nun ab auch den Titel eines Königs von Serbien führten. Endlich jedoch versöhnten sich die beiden feindlichen Brüder. Das Land kam zur Ruhe, begann aufzublühen und erklärte seine geistige Unabhängigkeit von dem Patriarchen von Konstantinopel.

Die Regierungen des Dragutin von 1272—1275 und des Milutin von 1275—1321 kennzeichnen einen Zeitabschnitt inneren wie äußeren Gedeihens. Beide Brüder, deren Ruhm die Nationalgeschichte kündet, waren Männer von unbestrittener Bedeutung. Unter ihrer Herrschaft entwickelten sich die inneren Verhältnisse aufs günstigste. Neue Gesetze wurden gegeben, die Verwaltung verbessert. Auch bemühte man sich, Handelsbeziehungen mit dem damals sehr mächtigen Ragusa und sogar mit Venedig anzuknüpfen.

Der Einfluß der zu jener Zeit schon blühenden italienischen Kultur war selbst in den abgelegenen Balkanländern zu bemerken. Venedig, die große Republik, unterhielt beständige Verbindungen mit allen Häfen der Adria, des ägäischen und des schwarzen Meeres. Zahlreiche Schiffe der reichen Kaufleute, mit hunderterlei Gegenständen beladen, suchten regelmäßig Cattaro, Saloniki, Konstantinopel, Burgas, Varna und überhaupt jeden Ort von einiger Wichtigkeit auf. In diesen Berührungen lag nicht nur eine handelspolitische, sondern auch kulturelle Bedeutung. Gelehrte ebenso wie Künstler kamen häufig nach der Levante, wie damals diese Küstenstriche genannt wurden, und ihr mehr oder weniger daselbst verlängerter Aufenthalt ließ in ihren Gedanken und Werken mancherlei Spuren zurück, wie bei Marco Polo oder Bellini und seinen Zeitgenossen zu erkennen ist.

Unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf das geistige Erwachen dieser Länder übte die lateinische Zivilisation aus. Sie bewirkte die sogenannte Renaissance von Dalmatien. Der Dichter Marulich, der von 1450—1525 lebte,

dann Hektorovitsch, Lusich, Baracovich, Karnarutich, Kubranovich und so manche andere lassen ihre Leier erklingen. Auch Ivan Gudulich macht sich durch sein berühmtes Heldengedicht Osmanide unsterblich. Das namentlich durch seinen glühenden Patriotismus volkstümlich gewordene Werk wird heute noch in allen Dörfern vorgetragen.

Später erscheinen die Dichter seltener und hauptsächlich mittelmäßiger. Interessant mag sein, festzustellen, daß hier ebenso, wie in Italien und auch anderweitig, nach dem Höhepunkt der glänzenden Epoche des cinquecento, der Niedergang sichtlich kam. Eine kaum genügend hervorgehobene Tatsache ist, daß diese Woge geistiger und künstlerischer Bildung sich nicht auf Europa beschränkte, vielmehr ebenso eine goldene Wolke über Asien, besonders China und Japan brachte, wo die alte nationale Kultur in ihrer ganzen Kraft um jene Zeit neu erstand.

Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts hat Kacich Miosich, ein orthodoxer Mönch, eine sehr bewegte Legende über die südlichen Slaven geschrieben, und im folgenden Jahrhundert war kaum ein begabter Dichter zu verzeichnen, wenn nicht ein gewisser Bruère Derivaux, von französischer Herkunft, genannt werden soll. Gerade in jener Zeit der mittelmäßigen Erzeugnisse aber begann man, die alten dichterischen Werke zu sammeln. In Kroatien bildeten sich literarische Gesellschaften, um die schönen Wissenschaften zu pflegen und noch mehr, den Geist des Panslavismus zu erwecken.

Mit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts trat diese Richtung mehr und mehr hervor. Der Illirismus, eine seitdem weit verbreitete Bewegung, faßte damals Wurzel. Sein hervorragendster Vertreter, Ludwig Gaj, ist ein Mann von wärmster Überzeugungskraft. Im Jahre 1885 wurde eine Zeitung zur Wahrung der belletristischen und nationalen Interessen der Südslaven gegründet. Die Matica illir dient nur dazu, Werke von literarischem Wert zu veröffentlichen. Schon 1850 wurde in der Hauptstadt Kroatiens eine Gesellschaft für Geschichte gebildet und 1867 erstand die slavische Akademie ebendaselbst.

Von Kroatien gehen auch die Versuche aus, Serbisch als Literatursprache der Südslaven wiederherzustellen. Die Geschichte von Raitch und die ausgewählten volkstümlichen Werke von Stefanovich Karadjich haben vor allem den Zweck, das Volk mit der reinen alten serbischen Sprache bekannt zu machen. Jeder Einfluß anderer slavischer Idiome ist dabei vermieden. Das gleiche Ziel verfolgen Vereine, die in verschiedenen, von Serben bewohnten Städten der österreichisch-ungarischen Monarchie errichtet wurden.

Die Zahl der Bände und Veröffentlichungen in lateinischen oder cyrillischen Buchstaben nimmt beständig zu. Kürzlich erschienen auch wissenschaftliche Werke, wie die des Ethnographen Milischerich und des Historikers Novakovich. Die religiöse Literatur war zu allen Zeiten sehr fruchtbar, oft veranstalteten die mächtigen Klöster eigene Ausgaben. Während langer Jahrhunderte waren es beinahe ausschließlich diese religiösen Mittelpunkte, in denen man sich mit Lesen und Schreiben beschäftigte.

Die beiden wahren Elemente, die die serbokroatische Literatur nährten und belebten, sind religiöses und patriotisches Empfinden. Wie in der Vergangen-

heit, so liegt auch in der Gegenwart der Wert schriftstellerischer Werke mehr in ihrer patriotischen Richtung und in ihrem Bestreben als im Stil und der künstlerischen Bedeutung.

VI.

Freiheitsbewegung.

Die Ermordung des Pascha Hadji-Mustapha durch Dahias im Schloß von Belgrad i. J. 1804 ermutigte die Serben, sich zu erheben. In der Nacht des 16. Februar 1804 hatten verwegene Leute in Orachats eine geheime Zusammenkunft und beschlossen, die Waffen zu brauchen. Als Haupt wurde Georg Petrovich, genannt Karageorg, oder Georg der Schwarze, gewählt. Er war ein einfacher Hajduk, von niederer Herkunft, bekannt wegen seiner Stärke und Unerschrockenheit.

Die Bewegung dehnte sich bald über das ganze Land aus. Die Janitscharen, die die Unruhen begannen, wurden durch christliche Bauern in der Festung von Belgrad zurückgehalten, bis der Pascha von Bosnien kam, um den Aufruhr zu unterdrücken. Nachdem die Janitscharen schließlich entwaffnet waren, wollten weder die Serben unter Karageorgevich die Waffen abliefern, noch war der Sultan geneigt, dem Land eine Autonomie zu geben. Bei der Weigerung der Pforte wurde die Revolution sofort weiter geführt, bis unter den Anhängern von Karageorgevich selbst Uneinigkeit ausbrach und er sich nach Ungarn flüchten mußte.

Die gleiche traurige Tatsache, die das Ende Serbiens vor vierhundert Jahren kennzeichnet, vollzieht sich also wieder im Augenblick der Wiederherstellung des Reiches. Eifersucht, Intriguen, wilder Haß zwischen den Verbündeten und Landsleuten. Zu der Zeit, da die Nation hätte einig zusammenstehen müssen, nötigen ihre Glieder das Haupt zur Flucht.

Sein Platz wird durch Milosch Obrenovich, einen der Befehlshaber in der Revolution, eingenommen. Dieser Kampf zwischen den Karageorgevich und Obrenovich zieht sich von jetzt ab durch die ganze Geschichte des XIX. Jahrhunderts bis in unsere Tage.

Milosch Obrenovich unterwarf sich den Türken, nachdem er sich eines Teiles der Verwaltung versichert hatte. Infolge eines Streites mit Skoplick Pascha erklärte er ihnen jedoch aufs neue in Takova 1815 den Krieg. Da seine Truppen siegreich waren, errang er eine Art Autonomie für das Land. Um sich die Regierung zu sichern, ließ er seinen Gegner Karageorgevich, der heimlich nach Serbien zurückgekehrt war, ermorden. Das von ihm einberufene Parlament ernannte ihn im gleichen Jahr zum Fürsten von Serbien. Dieser Titel wurde später von der Pforte anerkannt, indem sie sich eine gewisse Oberhoheit wahrte.

Die Stellung von Milosch wurde immer gefährdeter. Die Schwierigkeiten seinem Lande und den Türken gegenüber nahmen unaufhörlich zu. Schließlich entsagte er dem Thron zugunsten seines ältesten Sohnes, der jedoch, schwer leidend, wenige Wochen später starb. Dessen siebzehnjähriger Bruder Michael war nicht glücklicher; er kam nicht zur Regierung über die widerspenstigen Untertanen. Eine neue Revolution nötigte ihn im Jahre 1842, aus dem Lande zu fliehen.

Das Glück neigte sich wieder den Karageorgevich zu. Der zweite Sohn des ermordeten Fürsten, Alexander, wurde zur Regierung berufen. Anfangs schien der innere Friede sich endlich befestigen zu wollen. Man begann zu hoffen, daß die Verhältnisse sich günstiger gestalten würden. Die Ruhe war indessen nur eine oberflächliche; nach wenig Jahren mußte Alexander den Thron Milosch Obrenovich überlassen.

Man kann sich leicht den Zustand der Dinge während der fortdauernden Streitigkeiten vorstellen. Beide Parteien scheuten vor keinem Mittel zurück. Die finstersten Verschwörungen bildeten sich. Wenn unter solchen Verhältnissen die heranwachsende Generation kaum auf höheren Grundsätzen beruhende Eigenschaften entwickeln konnte, so ist es begreiflich und läßt viele dunkle Ereignisse verstehen.

Milosch, der nur zwei Jahre regierte, folgte im Jahre 1860 seinem Sohn Michael, der teilweise im Ausland erzogen worden war, und versprach, die Ordnung in dem aufgewühlten Land wieder herzustellen. Nach einem Übereinkommen mit der Pforte sollten die letzten türkischen Besatzungen aus den serbischen Festungen zurückgezogen werden. Jedoch diese Maßnahme diente sichtlich wenig zur Befriedigung der Bevölkerung. Die Anhänger von Karageorgevich hörten nicht auf, mit allen Mitteln zu arbeiten, bis Michael in der Nacht des 10. Juni 1868 im Sommerhaus von Topschidera erwürgt und hiemit den Königsmorden wieder ein neuer angefügt wurde.

Die serbische Geschichte scheint in den traurigen Überlieferungen aus dem Mittelalter fortzufahren. Jahrhunderte sind vergangen, ohne die wilden Instinkte dieses Volkes gemildert, verbessert zu haben. Unter den Karageorgevich und Obrenovich wiederholen sich die gleichen Ereignisse, die sich einst unter den Nemanitsch abspielten. Eine Verschwörung folgt der andern. Jedes Verfahren scheint dabei den durch Leidenschaft Verblendeten annehmbar zur Erreichung ihrer Zwecke. Die niedrigsten Morde setzen immer wieder die Welt in Schrecken.

Fürst Milan war erst vierzehn Jahre alt, als er seinem so traurig dahingegangenen Vetter in der Regierung folgte. Während seiner Minderjährigkeit leitete ein Regierungsrat die Staatsgeschäfte, durch den 1869 die serbische Verfassung verkündet wurde. Drei Jahre nach der Revolte wurde der junge Fürst mündig und nahm mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens die Regierung in die Hand. Voll Begeisterung, aber mit wenig Beständigkeit, bemühte er sich, mittels durchgreifender Maßregeln Ordnung im Lande zu schaffen. Im Anfang war er sehr russenfreundlich, suchte aber später Anlehnung an Österreich-Ungarn und ließ sich in verschiedene ehrgeizige Unternehmungen ein.

Seine Kriege führte er nicht sehr glücklich. Bei den Feindseligkeiten mit der Pforte 1877 erlitt seine Armee traurige Niederlagen. Nur durch die Vermittelung der Mächte blieb er vor ernsten Verlusten bewahrt. Später bot ihm die Besitzergreifung des östlichen Rumeliens durch die Bulgaren einen Vorwand, um dem Nachbarn den Krieg zu erklären. Die bulgarischen Truppen unter Fürst Alexander drohten, das ganze Land zu besetzen, als Österreich-Ungarn im letzten Augenblick Serbien aus seiner gefährlichen Lage rettete.

Milan dankte endlich im Jahre 1889 ab, nachdem er den Titel eines

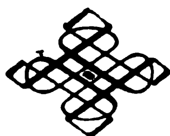
Königs erlangt und dem Land eine neue Verfassung gegeben hatte. Er war ein Herrscher nicht ohne Intelligenz und diplomatische Begabung. Trotz seiner strategischen Mißerfolge verstand er, sein Land mit Hilfe des Einflusses der Großmächte zu erweitern, und sich sogar zum König krönen zu lassen. Leider waren alle seine Unternehmungen mehr von persönlichem Interesse als von dem Wohl für sein Volk geleitet.

Ein fortlaufend unerquickliches Bild zeigt somit die serbische Geschichte. Anarchie herrscht bis in die weitest zurückliegenden Zeiten. Eine ununterbrochene Folge innerer Revolutionen und wütender Kämpfe mit den Nachbarn. Die trüben Ereignisse erneuern sich unaufhörlich. Die treuesten Verbündeten werden von einem Tag auf den andern zu bittersten Feinden. Die beliebtesten Herrscher sehen sich plötzlich gezwungen, dem Thron zu entsagen oder werden mit empörendster Grausamkeit ermordet.

Mit der Regierung Alexanders schloß die bewegte, leidenschaftliche Geschichte des XIX. Jahrhunderts von Serbien entsprechend ab. Das Land war in zwei sich gegenseitig hassende Parteien geteilt. Der unglückliche Prinz, in seinem zwölften Jahr vom Vater verlassen, wußte nicht, an wen er sich halten, zu welcher politischen Richtung er Vertrauen haben sollte. Abwechselnd lehnte er sich an Österreich-Ungarn und Rußland an und blieb schließlich ohne jeden Bundesgenossen. Inzwischen wurde die allgemeine innere Unordnung immer größer. Jedermann suchte möglichst Nutzen aus der verzweifelten Lage zu ziehen. Das ganze Land war aufs neue zerrissen, einer trachtete den andern zu vernichten.

Die Tragödie der Nacht des 10. Juni 1903 beendete auf furchtbare Weise die Dynastie der Obrenovich.

Mit Recht mag man sich fragen, was die Zukunft bringen wird. Nach den Wirren der Vergangenheit scheint eine friedliche Entwicklung kaum denkbar zu sein. . . .



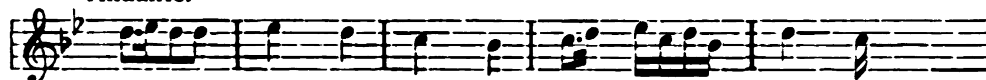
Kleine Bausteine

Feuerbachs ‚Versuchung des hl. Antonius' und die Brahmsschen Haydnvariationen

Von Eugen Schmitz

In der Studie über moderne musikalische Behandlungen des Totentanzes im vorigen Heft von ‚Hochland' hat sich uns ein Beispiel der Wirkung eines berühmten Bildwerkes (Orcagnas ‚Triumph des Todes') als Anregung einer Tondichtung (Liszts ‚Danse macabre') ergeben. Solche Wechselbeziehungen zwischen beiden Künsten sind namentlich in der modernen Musik keineswegs etwas Seltenes. Wenig bekannt aber dürfte es sein, daß ihnen in einem Fall merkwürdigerweise sogar Johannes Brahms unterstand, der Künstler, den man mit Vorliebe als besonders ausgeprägten Vertreter der ‚absoluten Musik', der zum mindesten bei seinen Instrumentalwerken auf jede außermusikalische Anregung prinzipiell verzichtet habe, hinzustellen pflegt. Daß dies in dieser Allgemeinheit keineswegs richtig ist, zeigt die Entstehungsgeschichte einer der populärsten Orchesterkompositionen von Brahms, seiner ‚Variationen über ein Thema von J. Haydn' op. 56. Max Kalbeck hat in seiner künstlerisch sehr einseitig tendenziösen, aber an neuem Tatsachenmaterial ungemein reichen Brahms-Biographie (Bd. II, zweite Hälfte) über diesen Punkt wertvolle Mitteilungen gemacht, die geeignet sind, das Brahmssche Werk in ganz neuem Lichte erscheinen zu lassen.

Die erste Anregung zu den ‚Haydnvariationen' war ja allerdings eine rein musikalische. Im November 1870 fand Brahms bei dem Musikgelehrten C. F. Pohl in Wien eine Reihe wenig bekannter zyklischer Instrumentalwerke von Haydn und kopierte sich einiges davon, was ihm besonders gefiel, u. a. den zweiten ‚Chorale St. Antoni' überschriebenen, d. h. auf einem volkstümlichen geistlichen Lied basierenden Andantesatz aus einem B-dur-Divertimento für Blasinstrumente. Gewiß war es in erster Linie der eigenartige musikalische Charakter des merkwürdigen fünftaktigen Themas dieses Satzes:



der in Brahms den Gedanken aufkommen ließ, es Orchestervariationen zugrunde zu legen, und damit wieder an die vor fünfzehn Jahren komponierte A-dur-Serenade anzuknüpfen, die bis dahin neben ihrer älteren Schwester das einzige Orchesterwerk des Komponisten geblieben war. Allein daneben gab doch auch die Aufschrift des Andantes, oder vielmehr der Charakter desselben als eines Zitates aus der geistlichen Volksmusik zu denken und wies die tondichterische Phantasie in ganz spezielle Bahnen: ‚Wie eine fromme Prozession', sagt Kalbeck, ‚mit flatternden Fahnen bewegte sich unter Glockengeläute das halb feierliche,

halb heitere Thema. . . . Tief im Kern der mit einem sinnlich-übersinnlichen Doppelantlitz begabten Melodie glühte heiliges Leben, und von dem geheimnisvollen Zentrum aus schossen nach allen Seiten blendende Lichtpfeile, welche die abenteuerlichsten Tonbilder beleuchteten. Diese begegneten sich mit Eindrücken religiöser Genremalerei, die Brahms von Gemälden und Drucken älterer und neuerer Zeit empfangen hatte.‘ Bekanntlich war Brahms nicht nur ein großer Verehrer, sondern auch ein ganz ausgezeichneter Kenner der bildenden Kunst, der in den bedeutenden Denkmälern älterer und neuerer Malerei kaum minder gut Bescheid wußte als in den Partituren der großen Musiker. In dem in Rede stehenden Fall dürfte speziell eine Arbeit Anselm Feuerbachs, mit dem Brahms gerade damals in Wien persönlich verkehrte, vor seiner Erinnerung aufgetaucht sein und befruchtend auf seine Phantasie eingewirkt haben. Einen direkten Anhaltspunkt dafür gibt ein von Kalbeck mitgeteiltes Gespräch zwischen ihm und Brahms. Es war da die Rede von dem Widerspruch, den sich namentlich altniederländische Genremaler in der Darstellung eines unzählige Male wiederholten Vorwurfs, der ‚Versuchung des hl. Antonius‘, zuschulden kommen ließen, indem sie dem Heiligen unter lauter abschreckenden Monstren ein wenig begehrenswertes Weib über den Hals schickten, das ihm durch den tollen Spuk seiner Umgebung doppelt verdächtig erscheinen mußte. Brahms meinte demgegenüber, es sei eben dem Maler überhaupt nicht möglich, darzustellen, daß die Erscheinung des jungen Weibes, das dem Einsiedler einen Becher Wein darreicht, ein Werk des Teufels sei, wenn er nicht daneben einen Kobold auf dem Besenstiel reiten lasse. ‚Einer hat es versucht, die Geschichte ohne Zauberapparat abzumachen: Feuerbach. Dafür hat er aber den heiligen Antonius in einen modernen Mönch umgewandelt, und sein Versuch ist ihm übel gelohnt worden.‘ ‚Übrigens,‘ fügte Brahms zögernd hinzu, ‚ist das Ganze kein Geschäft für die Malerei. Dichter und Musiker könnten eher davon profitieren.‘

Das Gemälde Feuerbachs, das Brahms hier im Sinne hat, existiert in zwei verschiedenen Fassungen. Von der ersten berichtet der Meister in seinen Aufzeichnungen, er habe in der Karlsruher Periode eine ‚Versuchung des hl. Antonius‘ in Lebensgröße gemalt. ‚Das Bild hatte Höhenformat, Waldinterieur mit lebensgroßen Bäumen. Unten kniete ein junger Dominikanermönch mit auf die Brust gepreßten Händen; Geißel, Buch und Totenkopf lagen nebenbei. Hinten stand dunkel gegen den Abendhimmel und die Landschaft eine Frauengestalt, die ihm zuzurufen schien, statt sinnloser Andacht ins wirkliche Leben einzutreten. Das ungefähr war der Gedanke.‘ Aus Zorn über die verständnislose Beurteilung, die dieses Bild anläßlich einer Ausstellung gefunden hatte, hat Feuerbach das Original zerstört, doch haben sich gute Reproduktionen erhalten. Zum zweiten Male behandelte Feuerbach den gleichen Vorwurf in einer Ölskizze. ‚Es ist genau dieselbe Frauengestalt, in ganz derselben lockenden Stellung; nur fußt sie hier nicht, wie dort, mit dem vollen Gewicht der irdischen Schwere auf dem Boden, sondern sie ist zur schwebenden, luftgeborenen Vision geworden. Von einer Wolkenglorie umgeben, in der anmutige Putten singend und musizierend sich auf- und abbewegen, scheint sie die Musik als neue verlockende Macht im Dienste der Verführung zu Hilfe gerufen zu haben. Der

Heilige hat sich, das Antlitz in den Armen vergraben, zur Erde niedergeworfen, wie zum letzten Schutze vor der Übergewalt des sinnberückenden Zaubers. In diesem kritischen Augenblicke nun läßt der Künstler zur Herstellung des ethischen Gleichgewichts drei der großen Kirchenväter in gewaltigen Gestalten auftreten. Sie rufen den Verzagenden auf, auszuharren im Kampfe gegen Sünde und Höllentrug, während auf ihren Wink die Bücher des Mönchs als die Quellen eitlen menschlichen Wissens hoch in Flammen auflodern.' Speziell an diese letztere in wuchtigsten Stimmungsgegensätzen gehaltene ‚musikalisch'-malerische Fassung des Sujets mag Brahms durch den Haydnschen Antonius-choral gemahnt worden sein. Daß dieser sich vermutlich auf den hl. Antonius von Padua bezog, während der Held der von Feuerbach gemalten Legende Antonius der Große, der Königssproß von Herakleia ist, verschlug künstlerisch nichts weiter. Die Anregung, den Faden da wieder anzuknüpfen, wo er dem Maler zerrissen war, und das, was die bildende Kunst dem Ausdruck des Sujets noch hatte schuldig bleiben müssen, durch die Seelenkünderin Musik zu ergänzen, lag nahe. Mit den Haydnvariationen ist Brahms dieser Anregung nachgekommen. Obwohl natürlich eine ins Detail gehende Deutelei des Brahmsschen Werkes in diesem Sinne eine grobe Geschmacklosigkeit wäre, so bieten sich doch einige allgemeine praktische Parallelen, wie Kalbeck hervorhebt, ganz von selbst dar. Von den Teufeln des heiligen Antonius erzählt die Legende, daß sie sich bald wie das kleinste Ungeziefer bei ihm einnisteten, bald ihn durch ihre ungeheure Größe erschreckten. Wer denkt da nicht an die wirkungsvollen Kontraste der fünften und sechsten Variation von Brahms, deren erstere uns mit ihren rastlos piano und staccato einherschwirrenden, rhythmisch pikanten Achtelfiguren:



einen ‚Schwarm neckischer insektenartiger Kobolde' vor die Sinne zaubert, während die sechste Variation gigantisch, ‚wie der Einbruch der wilden Jagd' einherrauscht:



und ‚einen riesigen Zug übermenschlicher Gestalten aus den Wolken, in denen es blitzt und wettert', vorbeiziehen läßt. ‚Schon in der Partitur sieht man förmlich die feurigen Schlangen im Zickzack herab- und hinauffahren, und wenn man sie hört, so verstärken die fremden Tonarten (Ges-dur und B-moll, Ces-

dur und Es-moll) den blendenden Eindruck ihres jähen Aufflammens. Antonius wird von den Dämonen in die Luft erhoben und zu Boden geschmettert, wie es der Schongauersche Stich zeigt.‘ Bei manchen Momenten dieser Variation könnte man übrigens auch an die wuchtige Erscheinung der drei Kirchenväter bei Feuerbach denken, die helfend in den Kampf des Heiligen mit der Hölle eingreifen. Daneben fehlen aber auch die lichten Bilder der Verführung nicht; sie kündigen sich schon in der dritten und vierten Variation an, in denen der Choral den Charakter von lieblich lockenden Weisen annimmt:

Con moto. Andante con moto.



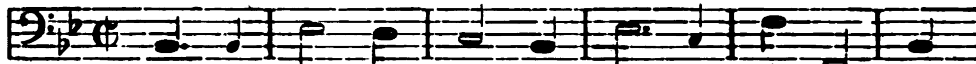
gleich als ob Stimmen aus einem unbekannten Reich der Sehnsucht riefen. Den Höhepunkt in diesem Sinne bedeutet aber die siebente Variation. „‚Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben“, scheinen die unsichtbaren Geister zu singen. Ein reizendes Siziliano, dessen Hauptstimme zuerst von Flöten und Bratschen intoniert wird, während ein Chor der Bläser und Streicher in leitermäßig absteigenden Mittelstimmen begleitet, und die Bässe eine zarte Melodie in der Gegenbewegung dazu spielen, zaubert das herrlichste Frauenbild unter anderen ihresgleichen vor unsere Sinne:‘

Grazioso.

dolce

Immer süßer schwillt der Gesang an, immer inniger umranken sich die sehnsüchtigen Melodien, bis das Ganze zuletzt wie in Wonneschauern erzitternd sich leise verliert. Die Versuchung ist vorüber, der Sinn des Heiligen wieder zu sich selbst zurückgekehrt. Schaurig öffnet sich vor seinem inneren Auge der furchtbare Abgrund, an dem er eben noch stand: so möchten wir die mysteriöse

achte Variation, das unheimliche, von düstersten Schatten überlagerte Presto non troppo mit seinen fremdartigen Klagestimmen deuten. ‚Über das Grab der irdischen Freuden aber führt die schmale, immer breiter werdende Straße zur Höhe hinan: seine düstere Schwelle ist die notwendige Übergangsstufe zur errungenen Seligkeit, die mit dem vollkommenen Triumphe des durch alle Fährnisse und Anfechtungen siegreich hindurchgetragenen, zum Panier erhobenen „Chorale St. Antoni" erreicht wird. . . . Ihn feiert das Finale, das siebzehn und mehr Variationen in eine einschließt. Sie sind über einen ebenso oft wiederholten Basso ostinato



aufgebaut, und dieser Baß, durch rhythmische Modifikationen des Hauptthemas gewonnen, bringt endlich nach großartigen Steigerungen thematischer, instrumentaler und dynamischer Art das „Chorale St. Antoni" im Triumphe zurück, als hätte es der oberste Feldherr der himmlischen Heerscharen mitten in das feindliche Getümmel der anstürmenden Höllensöhne hineingeworfen gehabt, damit es von seinem Heiligen herausgeholt werde' (Kalbeck, a. a. O. S. 473 f.). So sehen wir also tatsächlich den Stimmungskreis des Feuerbachschen Bildes bis zu einem gewissen Grade in der Brahmsschen Musik wiedergegeben und ergänzt, eine Tatsache, die aufs neue zur Vorsicht in der Proklamation der rein objektiven, ‚nurmusikalischen Natur von Brahms' Kunst mahnt. Und wenn wir dem so verglichenen Kunstwerk des Malers und des Musikers eine dritte, beiläufig gleichzeitig entstandene literarische Behandlung des Sujets, nämlich Gustave Flauberts ‚Tentation de St. Antoine' (1874) an die Seite stellen, so ergibt sich uns ein neuer Detailbeitrag zur Lösung einer altberühmten ästhetischen Frage, zur Frage nämlich nach den Ausdrucksgrenzen oder besser gesagt nach der Verschiedenheit des Ausdrucksvermögens der einzelnen Künste. Flaubert hat aus dem Vorwurf ein religionskritisches Kulturbild geschaffen, also ein ‚intellektuales' Kunstwerk, während der Maler und der Musiker sich auf ‚emotionalem' Boden bewegen, d. h. an das ‚Gefühl' wenden, jener durch reale Darstellung einer Situation, dieser, mit noch intensiverer Wirkung, durch unmittelbare Verlebendigung des psychischen Gehalts.

In thunders ends the voice. Then Albions Angel wrathful burnt
Beside the Stone of Night; and like the Eternal Lions howl
In famine & war, replyd. Art thou not Orc, who serpent formd
Stands at the gate of Enitharmon to devour her children;
Blasphemous Demon, Antichrist, hater of Dignities;
Lover of wild rebellion, and transgresser of Gods Law;
Why dost thou come to Angels eyes in this terrific form?

William Blake/Textseite aus dem Buch ‚Amerika‘



Kritik

Die amerikanische Literatur / Von Karl Bleibtreu

Dieser Titel einer Vortragssammlung von A. Smith, Inhaber der Roosevelt-Professur in Berlin (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin), führt irre, insofern man danach eine regelrechte Literaturgeschichte vermuten müßte. Wäre dies die Absicht, so wäre das Werk mißlungen, da es an Unvollständigkeit seinesgleichen sucht. Als wir den Namensindex prüften, kamen wir aus dem Staunen nicht heraus, wie viele ältere und neuere Autoren bei dieser Übersicht fehlen. Doch schwebte dem geistvollen Verfasser nur vor, eine Art Extrakt amerikanischen Literaturstoffes zu liefern, nach analytischer Methode hier Rasse und Milieu in den geistigen Beziehungen aufsuchend und nur das Wesentliche hervorhebend. In dieser Hinsicht dürfen die Einleitung ‚Vier Seiten der Amerikanischen Literatur' und der folgende ‚Gesamtüberblick' als Musterstücke gelten, auch sonst paaren sich durchweg in dem glänzend geschriebenen Buche ein spürender Scharfsinn und ein gesundes Urteil mit eindringlicher und gefälliger Darstellung. Gewiß steht solche Betrachtungsweise auf höherer Stufe als die trockene kompilatorische Pragmatik, wie sie etwa der oberflächliche E. Engel oder der schwerfällige Wülker in ihren — übrigens nichts weniger als gründlichen und lückenlosen — Abrissen über Amerikanisches Schrifttum bieten. Gleichwohl können wir schwere Bedenken nicht unterdrücken, ob dies der rechte Weg sei, Deutsche in die literarischen Hinterwälder der Transatlantis einzuführen.

Jede Literaturwertung ist bedingt durch nationale Schranken. Was in Polen oder Ungarn oder Amerika als bedeutend erscheint, braucht noch lange nicht jene Bedeutung zu erreichen, die man bei den großen alten Kulturnationen erwartet. Der auch mit deutscher Bildung gesättigte Professor Smith vermag aber die übliche naive Eitelkeit seiner Landsleute nicht abzustreifen, wonach er deren literarische Darbietungen in wesentlich vergrößertem Maßstab erblickt. Ihm fehlt so sehr das Pathos der Distanz, daß er sich zu der Blasphemie versteigt, Cooper sei ‚der einzige amerikanische Schriftsteller, der dem Genius Shakespeares verwandt ist. . . . Die Verwandtschaft zwischen beiden kann allerdings leichter empfunden als erklärt werden. Beide . . .' und so geht es allen Ernstes fort! Es ist grausam, so etwas auch nur zu zitieren. Da haben wir den echten Amerikaner: teils ohne Ehrfurcht vor alter Größe, teils kindlich das Äußerliche und Stoffliche mit dem Innerlichen verwechselnd. Sehr richtig betont Smith einmal, daß die amerikanische Literatur stets die Handlung, die Tat vor dem Gedanken bevorzuge. Leider scheint auch dies nicht einmal wahr, dann könnte man wenigstens einen burschikosen Realismus erhoffen. Nein, im Gegenteil haftet dem Yankeetum das aufdringlichste Moralisieren an, von der Didaktik Blässe angekränkelt, und urwüchsige hemdärmelige Hinterwäldlerei macht sich gleichfalls nicht mit gesunder Wahrheitsnachtönung, sondern mit Grimassen Mark Twains oder sonstigen Exzentrizitäten Luft. ‚Welche Kraft belebt die amerikanische Literatur?' fragt Smith, bleibt aber die Antwort schuldig und verwechselt, charakteristisch für den Amerikaner, damit den äußeren Einfluß, den sie übte. Daß dieser im Inlande das innere Verbundensein der Nord- und Südstaaten enger verknüpfte, versteht sich von selber, dazu dient jede Literatur, und die kleinsten Völker werden sich nur durch Bücher ihrer Muttersprache ihrer selbst bewußt. Daß hingegen die amerikanischen Literaturprodukte eine besondere Nationalität ausprägten, wird wohl niemand behaupten. Denn die bloße Vorführung einiger ab-

weichender Sitten oder transatlantischer Dialektwörter unterscheidet sie geistig nicht im geringsten von der alten englischen Stammliteratur, von der diese jenseits des Ozeans entstandenen Gedichte oder Romane oder Wissenschaftsbücher nur einen Ableger bilden. Ja, auf obige Frage antworten wir unumwunden: der Lebensnerv dieses amerikanischen Schrifttums steckt in der eklektischen Nachahmung. Wer sich darüber entrüstet, den fragen wir: Zehrt etwa der Deutschamerikaner, der zu schriftstellern versucht, nicht ausschließlich vom Erbschatz des deutschen Mutterlandes? Natürlich wirft der Yankeedünkel ein: Ja, Bauer, das ist ganz was anders, das sind Emigranten, wir sind eine Nation. Eine Mischnation allerdings. Bei 30 Prozent sicher, laut einigen Abschätzern sogar bei 50 Prozent, rollt deutsches Blut in den Adern, und die ungemischt neuenglische Rasse dürfte heute kaum 25 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ihr aber kleben ausschließlich englische Charakter- und Geistesanlagen an, und daß man z. B. schamlos ungerecht den Anteil der Deutschen im großen Bürgerkrieg unterschlägt, ist nicht amerikanisch, sondern echt englisch. Auch der Idealismus, den man dicht neben dem Mammonismus bei den Transatlantiern entdeckt — Smith hätte sich hier auch auf die Eindrücke des Austausch-Professors Münsterberg berufen können —, enthält gar nichts Neues, bloße seelische Erbschaft der englischen Puritaner, die noch heute keineswegs in England aussterben, obschon in anderer Form wiederauflebend. Die Amerikaner streuen fortwährend der Welt und sich selbst Sand in die Augen mit der Legende, sie seien eine ‚junge' Rasse. Mit Verlaub, eine uralte, die tatsächlich alle kräftigsten Elemente Englands und Deutschlands — als da sind: Puritaner, virginische Junker, politische Verbrecher, Revolutionäre, die tatkräftigsten Bauern, die es daheim nicht mehr aushielten, endlich auch noch Schwindler und Kriminalverbrecher, ein für Kolonisierung keineswegs zu unterschätzendes Element — in sich aufsog. Von dem so erstandenen Volke sollte man freilich Großes erwarten. Es blieb aber bisher ganz aus — nur der Bürgerkrieg offenbarte eine unheimliche latente Kraft — und wenn man beide Ozeane der eigenen Küsten von fremden Dampferlinien beherrschen, den eigenen Bodenreichtum durch Raubbau der Abholzung verwüsten läßt, so vermögen wir in solch bornierter Profitwut keinen ‚eminent praktischen Sinn' zu entdecken. In der Stimme dieses ‚neuen' Volkes aber, der Literatur, erfreut kaum ein einziger neuer Laut.

Wenn Smith eine Reihe amerikanischer Literaturbeflissener anführt, die sich in Europa Geltung erwarben, so beweist dies nur die Sucht des blamierten Mitteleuropäers nach allem Fremdländischen. Es tut wehe, Smith mehrfach von ‚unseren großen Dichtern' reden zu hören. Dabei steht er obendrein den beiden, von denen am meisten Wesens gemacht wird, den einzigen, die durch scheinbare Originalität verblüffen, recht kühl gegenüber. Walt Whitman spricht er eigentliches Dichtertum ab, über Poe urteilt er keineswegs schwärmerisch, und wir pflichten ihm von Herzen bei, wenn er Poes ‚Amerikanismus' hervorhebt, ohne zu ahnen, daß dies immer für uns einen üblen Beigeschmack hat. Ja, wir erkennen in Poe einen richtigen Techniker, wesentlich einen Formalisten, der uns inhaltlich nichts Neues zu sagen hat. ‚Der Rabe', ‚Die Glocken' sind Akrobatenkunststücke eines Versjongleurs, und die nämliche ausgeklügelte Effekthascherei macht sich in seinen heut so bewunderten kleinen Erzählungen breit. Daß er im ‚Mord in der Morguestraße' die Kriminalnovelle gründete, ist doch gerade kein Verdienst, und die von Smith natürlich nicht erwähnten Detektivromane von A. Greene, echt amerikanische Gewächse, zeigen dies Talent für allerlei Tricks noch weit reicher entwickelt. Und wenn Poe uns das Unmögliche, Widernatürliche, Wunderbare mundgerecht machen will, indem er eine wissenschaftlich ausschauende Technik dazu anwendet, so kann dies heut in England H. Wells' abenteuerliche Phantasie noch weit besser. Einen unheimlichen Reiz wollen wir der Poeschen Mondsucht, die gleichsam nachtwandlerisch an Abgründen entlang wandert, gewiß nicht absprechen und gehörten einst zu

seinen Verehrern, aber bei reiferem Durchschauen seiner Handwerkskniffe erkaltet diese Vorliebe, die eigentlich bloß aus dem Gegensatz zur völligen Verwaschenheit übriger amerikanischer Poetasterei ihre Stärke saugt. Dann bei Blendern von vermeintlich unirdischem Glanz wie ‚Ulalume', ‚Annabel Lee', ‚Der Spukpalast', ‚Traumland', ‚Israfil', ‚Die Schläferin', ‚Die Stadt im Meer' wird einem auf die Dauer klar, nicht nur daß sie von Coleridges mystisch angehauchten Romanzen die Stimmung borgen, sondern auch daß hier nirgends ein wirklicher Naphtaquell — wie Poe es nennen würde — aus zerwühlter vulkanischer Schicht aufsprüht. Vielmehr arbeitet hier kaltes Raffinement einer schlauen technischen Kalkulierung — ‚ich kalkuliere', ‚ich rechne', sagt der Yankee so bezeichnend, zwei neue Begriffe im englischen Idiom. Immerhin bleibt Poe fast der einzige im Reich transatlantischer Versemacher, der sowohl das Geheimnis dichterischer Stimmung als des Wortezaubers und der unbestimmbaren Klangfarbe wahrer seelischer Melodie beherrschte. Wenn Smith in einem Kapitel den Idealismus des Amerikanertums, die Sehnsucht nach unerfüllbaren Idealen an Gedichten von Longfellow, Emerson, Lowell, Whittier erläutert, so verhallt das alles wie tönendes Phrasenerz und klingende Pathosschelle neben Poes meisterhaftem Eldoradolied und man könnte auf einen Vergleich des gräßlich rhetorischen ‚Excelsior' des Hiawathasängers mit dieser Poeschen Kunst einen ganzen Band Ästhetik aufbauen. Ein echter Künstler aber — das war Poe nur zu sehr, wie seine kunstkritischen Betrachtungen über Technik lehren — ist darum noch lange nicht ein großer Dichter. Und wie erst, wenn die Kunst fehlt und dafür nur als Technikreform das Unvermögen sich abstempelt wie in den ungereimten — nur zu oft im zweideutigen Doppelsinn — Rhapsodien von Walt Whitman, der nun ja auch eine begeisterte Gemeinde in Deutschland zählt, obschon Übertragung ins Deutsche ihn ebenso wenig zugänglich machen kann wie Poe. Die Formlosigkeit freier Rhythmen, die ohne Rhythmus und nur zerhackte Prosa sind, läuft auf echt amerikanische Humbugspekulation hinaus. Die Lorbeeren Barnums lassen den Dichter nicht ruhen, er führt einen wandernden Zirkus spazieren: Immer heran, meine Herrschaften, bei mir sehen Sie ein Panorama der ganzen Welt, lauter Naturwunder der Demokratie, die Masse muß es bringen! Endlose maßlose Geschwätzigkeit im ‚Salut au Monde!' ‚Sang von der Axt', ‚An der Brooklyn Fähre' entrollt einfach einen Katalog sämtlicher stofflicher Dinge, als ob das planlose Nebeneinander, das unermüdliche Aufzählen eine dichterische Vision wäre. Freilich darf nicht geleugnet werden, daß sich daneben auch Stücke von wahrer Empfindungstiefe finden, Aufschwünge einer weltdemokratischen Verbrüderung. Seid umschlungen, Millionen!

Smith fühlt sich davon wenig gerührt, er huldigt nicht dem Absonderlichen, sondern dem Allzuklaren, Durchsichtigen, nach dem Grundsatz: die Demokratie ist die Mittelmäßigkeit des Durchschnitts. Er beginnt mit trefflichen, lehrreichen, doch ziemlich unnötigen Kapiteln über Franklin und Präsident Jefferson, zwei sonst sehr bedeutende Männer, nächst Lincoln die einzigen Originalmenschen, die Amerika hervorbrachte, deren Wirken aber nur lose mit der Literatur zusammenhängt. Nun folgt eine breite Würdigung des harmlosen W. Irving, den die Yankees seiner Zeit mit Homer verglichen. Hält sich Smith auch von solcher Lächerlichkeit frei, so schreibt er doch diesem unbedeutenden Kleinmaler, dem liebenswürdigen Erfinder des Rip van Winkle, Vorzüge zu, die er durchaus nur Nachahmung und Entlehnung verdankt. Ohne Addison und Goldsmith, seine englischen Muster, wäre er nicht denkbar. Wohl billigen wir Coopers lebhafter Begabung mehr Anrechte zu als Irvings blasser Korrektheit, doch auch ihn überschätzt Smith unerträglich. Er steuert wertvolle Aufschlüsse über sonstige Indianerforschung bei, wonach Cooper treuer nach der Natur malte, als man glaubt. Bezeichnenderweise weiß Smith nicht, daß ein nach Amerika Ausgewanderter dies Problem mit viel tiefsinnigerem Realismus anpackte: Neben Postel-Sealsfields

Sachem im ‚Legitimen und Republikanern‘ verblaßt der edle Mohikanerhäuptling wie ein Klischeeschemen. Cooper ‚der größte Historiker Amerikas‘, weil seine Feder bis zur Westprärie vordrang?! Postels geniale Gemälde umspannen ganz Nordamerika bis Mexiko hinein, der amerikanische Nationalismus hat nichts Postels literarischer Eroberung von Texas an die Seite zu stellen, der Lootse Mark Twain kannte den Mississippi nicht genauer als Postel. Wer aber so unvorsichtig in der Wahl seines Geburtslandes war, als deutscher Dichter zur Welt zu kommen, darf sich nicht wundern, daß seine epochalen Grundlegungen eines soziologisch-ethnographisch-historischen Milieuromans vergessen und verstaubt in alten Leihbibliotheken schlummern, daß die erlogenen Märchen eines Karl May ein tausendmal größeres Publikum fanden, daß der ihm gebührende Weltruf, wenn er als geborener Yankee in englischer Sprache veröffentlicht hätte, von einem so unendlich tief unter ihm stehenden Cooper gepachtet wird. Solche Betrachtung, wie allzeit das Seichte über das Tiefe, das Durchschnittliche über das Besondere triumphiert, stimmt wehmütig und bitter. Daß Cooper kein Nachahmer Scotts und in seiner naiven Weise ein Pionier war, darin pflichten wir Smith bei, schmälern ihm nicht sein edles Aufgehen in Naturmajestät, seine Autopsie von Meer und Urwald, seinen gefälligen Erzählungsfluß. Aber stets bleibt er auf dem Niveau der sogenannten reiferen Jugend, unreifste Kindlichkeit berauscht sich hier in Schuljungenromantik, wir spielen mit ihm Pflanzer und Indianer. Ihn auch nur in einem Atem mit Scott zu nennen oder den Tod Lederstrumpfs dem des Oberst Newcome (Thackeray) ebenbürtig zur Seite zu stellen, verrät ein Übermaß literarischer Blindheit. Smiths kühne Frage, wo sei denn der große englische Roman, wenn man den amerikanischen vermisse, müssen wir gleich abtrumpfen: in den ‚Newcomes‘, ‚Pendennis‘, ‚Vanity Fair‘ schwingt alles Wesentliche des englischen Lebens charakterologisch mit, sowie in Scotts drei moderneren Romanen, welche seine reinhistorischen literarisch weit überragen, das Schottentum nicht nur des 18. Jahrhunderts für immer seinen Ausdruck fand. Wie dürftig und armselig erscheinen daneben nicht nur künstlerisch, sondern auch soziologisch die amerikanischen Leistungen, und doppelt sonderbar berührt es, daß Smith noch nicht einmal die wenigen wertvolleren Scherflein, mit denen Amerika die englische Weltliteratur bereicherte, uns vors Auge hält!

Denn wir haben hier den alten Fluch, daß fast nie Selbstschaffende, sondern nur Gelehrte sich literarhistorisch bemühen, denen entweder jener artistische Instinkt abgeht, den man nur durch eigene Übung pflegt, oder die ihn, wenn er vorhanden wie bei Taine, durch allerlei unartistische Vorurteile nationaler, politischer, religiöser Art ersticken, vor allem durch den professoralen Kathedertrieb, die Dinge in ein System zu spannen und bloß historisch einzuschachteln. Infolgedessen wird für Smith seine heimische Literatur nur ein Versuchskaninchen, an dem er experimentell gewisse Thesen deduzieren kann. Dies Ableiten von Allgemeinbegriffen verführt ihn, auf Schriftsteller oder Bücher einen Wert zu legen, der ihnen artistisch gar nicht zukommt, dagegen andere zu vernachlässigen, weil sie sich nicht einer bestimmten Gruppe anpassen wollen. Wir wären gewiß der letzte, die Form vor dem Inhalt zu bevorzugen, geschworener Feind bloßen Ästhetentums, wohl aber halten wir diejenige Form für ein Wesentliches jeder Dichtung, die organisch sich mit dem geistigen Gehalt deckt, so wie z. B. Whitmans Unform hier und da in kleineren Stücken zu einiger Form wird. Smith aber glaubt, wenn er nur große Worte tönender Didaktik in glatten Versen hört, daß hiemit schon Poesie entstanden sei. Unfreiwillig verhöhnt er Longfellow, wenn er mit der bekannten Philologensucht, überall Parallelen aufzuspüren, bei ‚Excelsior‘ aus Goethes ‚Adler und Taube‘ zitiert. Denn nicht nur beschämt diese schlichte Parabel den Phrasenschwulst des lehrhaften Yankee, sondern die einzige Zeile ‚O Weisheit, du red'st wie eine Taube!‘ enthält mehr Größe und Tiefe, als sämtliche Lehrgedichte

Emersons, und zwar — worauf es allein ankommt — in der zarten Hieroglyphensprache wirklichen Dichtertums. Bei Laniers ‚Sang vom Chattahoochee‘, einem didaktisch brav gemeinten, aber spottschlechten Gedicht, fällt ihm Goethes Mahometgesang ein, ohne die Kluft zu ahnen, die auch hier dichterische Anschaulichkeit von gewundener Allegorie trennt. Und wenn er Holmes' ‚Nautilusmuschel‘, ein frostig klassizistisches Memorieren naturwissenschaftlicher Brocken, mit Shelleys ‚Wolken‘ wenigstens in der Gattung vergleicht, so bleibt ihm wiederum der Abstand elementarischer Poesie, die mit den Himmelselementen sich verschwistert, von lebloser kühler Rhetorik ein Buch mit sieben Siegeln. Die ganze, recht umfangreiche Versliteratur Amerikas bedeutet nur Wiederkäuen überkommener Begriffe und Stilformen des englischen Mutterlandes.

Bei Smith' Kapitel ‚Poesie bis 1852‘ fragen wir uns, wen dies eigentlich belehren soll, für wen es bestimmt sei. Niemand erfährt hier vom wirklichen Werden, die Unvollständigkeit grenzt ans Unglaubliche. Da möchten wir ihm doch unsere eigene Darstellung (‚Geschichte der Englischen Literatur im 19. Jahrhundert‘ 1887) geneigtest empfehlen, obschon wir dort zu schonend vorgingen und gar zu viele Yankeepoeme einer poetischen Übertragung würdigten. So ausführlich braucht man nicht zu werden, doch Danas ‚Sterbender Rabe‘, Hallecks ‚Marco Bozzaris‘, eklektische Nachahmungen genau so wie Bryants ‚Thanatopsis‘, verdienten weit eher Erwähnung als die Entstehung so elender Reimereien wie ‚Yankee Doodle‘, ‚Hail Kolumbia‘, ‚Star-Spangled Banner‘, ‚Home, Swet Home‘, ‚America‘. Im übrigen lächeln wir über ‚die Versuchung, Bryant als den größten amerikanischen Dichter anzusprechen‘. Im Stimmungsgehalt ausgesprochenermaßen ganz von Wordsworth abhängig, lehnt sich seine klassizistische Diktion an Campbell, Gray, Cowper an, sogar Thompsons ‚Jahreszeiten‘ bieten ihm Vorbilder. Der von Smith zitierte ‚Wasservogel‘, sein formvollstes Gedicht, flog auch schon an englischen Seen herum, dazu braucht man nicht am Lake Superior zu wandern. Wir erinnern uns, wie ein unermeßlich größerer Deutscher, namens Lenau, damals zu gleicher Zeit den Niagaradonnern lauschte und wie einst dem Chateaubriand dort im Urwald ‚eine neue Muse‘ erschien: ach ja, das altersschwache Europa scheint viel jüngere Originalgeister hervorzubringen! Amerika, du hast es besser, hast keine Schlösser. Deshalb holt dir Longfellow die altertümlichsten Bausteine herbei, während Emerson umgekehrt alles Kleben an geschichtlichen Erinnerungen verpönte und in seiner Philosophie einen Tempel der Anti-Tradition errichtete. Hierauf einzugehen, erübrigt sich, da unsere Betrachtung nur der gestaltenden Literatur gilt. Die auffällige Ähnlichkeit gewisser Wendungen des Emersonschen Individualismus mit Nietzsches Antichristentum entging Smith. Dieser Vergleich bringt Frucht durch die Entdeckung, daß die Umwertung aller Werte frei in der Luft hängt. Denn was bei Nietzsche antimoralisch, das wird beim Theologen Emerson nach genau gleichen Prämissen hochethisch. Wenn er buddhistisch erkennt, daß jeder, der handelt, ‚das Opfer und der Sklave seiner Taten wurde‘ und Smith kommentiert: ‚Wenn das nicht völliger Unsinn ist, ist es dem Unsinn doch gefährlich nah,‘ so verstand er Emerson ebensowenig wie in der Ungerechtigkeit, das Thema der ‚Repräsentanten‘ sei nichts als Emerson selbst. In Selbstverliebtheit und Zeloteneifer konnte er Carlyle nicht das Wasser reichen, dagegen teilt er mit ihm die Kunstfremdheit. Das lehren seine läppischen Bemerkungen über Shakespeare, der sich zum ‚Vergnügungskommissar der Menschheit‘ erniedrigt habe, an dem er tiefere Symbolistik vermißt, weil der größte Dichterdenker eben seine unergründliche Tiefe echtkünstlerisch in die Erscheinung einsenkte, statt sie grob zu unterstreichen. Das lehrt auch seine ungenügende Goethe-Erkenntnis, den er als einen Reflexionsdidaktor vom Schlage Emersons mißversteht. Es wäre ergiebiger für Smith gewesen, solchen Bezügen nachzugraben, statt Emersons Versorakel zu zitieren, die künstlerisch gar nichts besagen. In die poetische Wärme

bläst unaufhörlich der Eiswind didaktischer Prosa hinein. Übrigens zitiert Smith nicht mal die bedeutsamsten Rhapsodien wie ‚Sang der Natur‘, ‚Entschädigung‘, ‚Lösung‘, die grausam langen ‚Waldlaute‘, ‚Maitag‘; aus ‚Eins und Alles‘ zwei Zeilen herauszureißen, hat keinen Zweck. Diese vornehme Absonderung will Schöpfungsrätsel in verworrenen Geweben verbergen und meint, daß etwas von der Sprache des Waldes auf sie übergegangen sei. Doch nicht Natur spricht hier ungezwungen, sondern steife Grandezza eines am Osterfeiertag spazierenden Famulus, mit ermüdender Feierlichkeit nach der blauen Blume allegorischer Symbolik herumbotanisierend. Und obschon sich Emersons Lehre mannigfach von Carlyles sauertöpfischem Kalvinismus unterscheidet, gab Letzterer doch den seelischen Anstoß. So kamen Emersons ‚Repräsentanten‘ nur dem Thema der ‚Heldenverehrung‘ von anderer Seite bei, wobei übrigens er, der die Geschichte verwirft, den dümmsten Ammenmärchen über Napoleon Gehör schenkt. Oder wenn er das Unglück des Redens bedauert, wie der in endloser Rederei das Schweigen empfehlende Carlyle, so klingt dies schier wie Plagiat. Auch hier wieder erscheint der Brite als Originalurheber, der Yankee nur als zweite Auflage und veränderter Aufguß derselben Brühe, wie denn der konfuse Haufe der neuenglischen ‚Transzendentalisten‘ einfach von deutschen Einflüssen auf dem Umweg über Carlyle und Coleridge sich nährte.

Der eigentliche Haupt- und Lieblingsdichter Amerikas, Longfellow, kam vollends nie über sinnigen und allerorts herumtastenden Eklektizismus hinaus. An ihm wird das Inferiore, aus zweiter Hand Entliehene des amerikanischen Geistes am offenbarsten. Poes aufregende und aufgeregte Mätzchen, sein kokettes Handhaben neugefundener Metren und Reime, sein Behandeln des Un- und Übernatürlichen als Gespenstergeschichte seelischer Untiefen, täuschen wenigstens äußerlich etwas Neues vor. Das Wurmstichige an ihm, vom wahlverwandten Baudelaire und allen heutigen Dekadents so hoch geschätzt, brilliert durch konstruktive Technik, wo nach wohldurchdachtem bestimmten Zweck der Poet dem Virtuosen dienstbar wird. Nicht schöpferische Phantasie erschließt neue Gebiete, kalter berechnender Verstand phosphoresziert aus fauligen Materien einen Irrlichtglanz zurecht. Bei Longfellow fehlt selbst der geniale Schein, sein Dichten besteht aus Lesefrüchten. Hermann und Dorothea werden gleichfalls hexametert als ‚Evangeline‘, Schillers Glocke läutet als Legenda Aurea, Uhlands Balladen heißen hier Olafslieder. Wüstensand im Stundenglase destilliert sich als unverfälschter Freiligrath, erst recht die Neger-Bedichtung, düster wie des Detmolders Mohrenfürst. Doch bezeichnenderweise dient hier die Nigger-Verherrlichung einer praktisch utilitarischen Antisklaverei-Tendenz, der sich auch Bryant als Politiker nicht entzog, dessen ‚Gefangenen Häuptling‘ sich Smith für seine soziologische Literaturstatistik nicht hätte entgehen lassen sollen. Selbst für Indianersagen, Longfellows Steckenpferd, ging Bryant schon vorher in wohlgelungener ‚Klage der Indianerin‘. Die unbewußten Anleihen der Anempfindung sind Legion bei unserm Yankeesänger, dessen ‚Lebenspsalm‘ — warum zitiert Smith nicht dies allernationalste Produkt, wo uns neuengliſche Moralinsäure als Labetrunk kredenzt wird? — weder Psalm noch Leben ist. Die ‚Stimmen der Nacht‘ flüstern Novalis nach, der ‚Mond an der Brücke‘ schimmert formal Eichendorffisch, der ‚Dorfschmied‘ stammt von Burns, ‚Endymion‘ von Keats, ‚Emcceladus‘ als Revolutionär von Shelley. Er benutzt die ältesten Requisiten: Altschottische Volkslieder stehen Pate beim ‚Schiffbruch des Hesperus‘, Calderonisches wird in hispanischen Motiven nachempfunden, und dieser so ideal herumfuchtelnde Don Quixote ist sein eigener Sancho Pansa, der einen Vorrat von wohlfeilen Sprichwörtern und Sentenzen bei jeder Gelegenheit losläßt zu Nutz und Frommen heilsamer Belehrung. Jedes Gedicht spitzt sich zu moralischer Pointe zu oder zu prätenziöser Allegorie. Vom Historischen, das er so reichlich beackert, haschte er nur kleine Niedlichkeiten des Kostümmilieu, vom Epischen nur das breite Malen der Landschaft. Nie stürzt er sich in die

Wogen, sondern sammelt Kiesel am Strande, als ästhetischer Pfahlbürger bläst er sinnige Pfeifenringel nach der lieben Sonne und widmet sich einer Veredlung der Tulpenkultur. Nirgends ein Hauch von Leidenschaft, nur nüchternes Moralisieren, kinderliebes Gemüt und weihevolle Pathetik, sanft, beruhigend, mäßigend, geschmackvoll und seicht, alles freilich mit seltenem Reichtum der Metrik verziert. Wenn er sonst an Geibel erinnert, mit dem er viel gemein hat, so überragt er diesen Scheinpoeten doch weit durch eine nicht angebliche, sondern tatsächliche Vollendung der äußeren Form. Dies hebt Smith nicht genügend hervor, denn sein vager Ausdruck ‚künstlerischer Ausdruck' sagt nichts. Dagegen entging ihm nicht, daß Longfellows Poesie nur aus ‚erweiterten Gleichnissen' besteht, daß seine Manier eher der Prosa als der Poesie angehört; er veranschaulicht dies an manchem Beispiel. Oft spielt dabei bloße Form-Ergötzung mit wie im ‚Seekraut', ein Selbstgenuß bemeisterter Metrikschwierigkeit. Wenn Smith aber die runde Klarheit dieses typischen Yankeedichters neben der oft gewundenen Hypersubtilität Tennysons uns als Vorzug vorhält, so übersieht er, daß dem Briten in seinen besten Versgestaltungen wie ‚Locksley Hall', ‚Lotosesser', dem Elfenecho ‚The splendour falls on castle walls' und Ähnlichem eine Reife und Süße der Dichtersprache zu Gebote steht, die dem bloßen Eklektiker Longfellow immerdar versagt bleibt. Auch Tennyson war kein Ganzer, sondern ein Halber, doch assimilierte er Fremdes, wo er keine eigene Note hatte, mit verinnerlichter Selbstverdauung. Der berühmte Yankeedichter, dessen Anregerverdienst als Vermittler und Dolmetsch der Europäisierung wir nicht verkennen, bietet ein prächtiges Beispiel, daß selbst die glatteste und schwungvollste Sprachmeisterschaft — vergleiche das ‚Gerippe in der Rüstung', das Smith hätte zitieren sollen — nicht den Dichter ausmacht. Bei den nächstbekannten Whittier und Lowell, die Smith nur obenhin anführt, steht es noch schlimmer. Hier haben wir die nämliche Gleichnis- und Allegorisierungswut, das nämliche moralinsaure Pathos, bei Whittier praktisch als Abolitionismus (Anti-Sklaverei) ausgeprägt ohne eine Spur der feinen Stilisierung Longfellows. Da Smiths Literaten-Inventar immer magerer wird, je mehr er sich dem Schlusse nähert, und ein an sich interessantes, aber sonst überflüssiges Kapitel über die Negerfrage in der Literatur (Harris' ‚Onkel Remus' verdient allerdings Beachtung) für Unterbrechen der Kontinuität und Weglassen vieler nötigen Glieder nicht entschädigt, so bemerken wir hier, daß in drei unbekannten Poeten, Th. Aldrich, Stedman und der leidenschaftlichen Adah Menken etwas mehr heiliges Feuer glühte. Einfach unbegreiflich wirkt das Totschweigen Bayard Taylors, der als Gesandter in Berlin und klassischer Faust-Übersetzer doch dem Berliner Professor sehr naheliegen sollte. Auch ihm mangelt eingeborenes Dichtertum, Einflüsse von Longfellow und Emerson mischen sich, doch hohe Formbegabung reiht ihn ins Vordertreffen ein, seine Gedichtbilder strotzen von Farbe, Schwung, Anschaulichkeit, ‚die Seelenwanderung der Fichte' erhebt sich durch taktvoll harmonische Ausführung der Reinkarnationsvorstellung weit über rhetorische Deklamationsstücke, und manche Lieder schmückte der richtige lyrische Schmelz. Diesen, auch als Politiker, typischen Amerikaner vergessend, nennt Smith die zwei beträchtlichsten Eigenlichter Amerikas wohl nur deshalb, weil sie als Vertreter des fernen Westens für soziologische Einschachtelung unentbehrlich: Joaquin Miller und Bret Harte, ersterer nach kurzem Aufsehen ganz verschollen, des letzteren Weltruf auch längst eingedunkelt. Nach recht einseitigem Lobpsalm auf Mark Twain, dessen Burschikosität doch clownartige Hanswurstiaden nicht ausschließt, während Lowells ‚Biglow Papers' und Holmes' ‚Autokrat', die Smith unbedingt hätte berühren sollen, maßvollere Heiterkeit atmen, glaubt Smith seine Aufgabe beendet, indem er eine Übersicht der ‚Short Story' bietet, dieser von Poe begründeten und heute von Kipling viel gewaltiger ausgebauten Abart der Novelle. Das deutsche ‚Novelette' und das französische ‚Conte' gibt die Sache nicht wieder, auch unterscheiden sich Mussets und Gobineaus (‚Contes

Asiatiques') Erzählungen sehr davon, nur Maupassant käme in Frage. Smith berührt eine Reihe ziemlich belangloser Erscheinungen, verweilt bei Bret Harte nur als dem literarischen Pionier Kaliforniens. Dieser Goldgräber des Menschenherzens erhebt aber viel höhere Ansprüche, steht künstlerisch unnahbar einzig unter allen Mitbewerbern da, wobei Smith wieder den ohne Wirklichkeitssinn symbolisierenden Hawthorne überschätzt. Keineswegs nur die von Smith erwähnte berühmte erste Sammlung, sondern alle Erzählungen Bret Hartes tragen den gleichen Stempel dichterischer Reife. Wo er sich einmal im Roman versuchte, fiel dies wieder in lauter Short-Stories auseinander, nur die Episode beherrscht er. Auf seinem Sondergebiet aber ringt er ebenbürtig mit Kipling und Maupassant um die Palme. Knappe Rundung des Stils, herrliches Naturempfinden, tiefe und sichere Charakteristik verschmelzen zu schöner künstlerischer Eintracht. Selbst seine formal sehr reizvollen ernsten und heiteren Gedichte, unter denen ‚Der Heidenchinese', ‚Im Tunnel' sich volkstümlicher Beliebtheit erfreuen, stellen ihn an die Spitze auch hier, und seine beißende Parodie auf Poes ‚Ulalume' verrät den gesunden Abscheu eines Vollblutpoeten vor phantastischer Mache. Mindere Wirklichkeit steckt in Millers Sierra- und Sonnenlandsängen, deren Byronismus manchmal an überschwänglichen Bombast streift. Trelawneys Abenteuer eines jüngeren Sohnes werden hier gleichsam in Verse übersetzt, deren oft berauschende Melodik und ungestümes Dahinbrausen von echter Leidenschaft wilder Selbsterlebtheit pulsieren. Wiegt dies auch leicht genug als einzige Ausbeute einer Nationalliteratur, so sollte die verzopfte Philologenästhetik doch endlich lernen, daß Verstandesformalisten wie Longfellow, Mark Twain und sogar Poe gar nichts bedeuten neben der reinen Anschauung eines mit Dichteraugen das Leben Schauenden. Auch gibt es nichts so ausgesprochen Amerikanisches wie Harte und Miller, hier allein — denn auch M. Twain zehrt von englischen Vorbildern älterer Humoristen — sucht neue Eigenart nach passendem Ausdruck. Und am Schlusse staunen wir: wo bleibt der Roman jüngster Zeit, der doch so Auffälliges und Vorzügliches bot wie Mrs. Whartons ‚Vergnügungshaus', Churchills ‚Carvel', ‚Die Krise' und dessen zwei geistvolle politische Korruptionsbilder, oder Sinclairs soziale Dokumentierung? Gerade von Smiths Standpunkt aus müßte die Besonderheit solcher Werke, die stofflich und technisch den Erdgeruch heimischer Einbürgerung ausströmen und sich gründlich vom englischen Roman unterscheiden, gebührend gewürdigt werden. Will er vielleicht alles vermeiden, was Anstoß erregen könnte, hegt er Abneigung gegen alles Schroffe, Herbe, Scharfe, und Vorliebe für das Milde und scheinbar Abgeklärte? Wenn wir uns von seiner Überschätzung Irvings, Coopers, Mark Twains, Bryants trennen, stimmen wir dafür gründlich bei Whitman überein, und seine geistvollen Andeutungen bei Poe, Emerson, Longfellow zeigen ihn überraschend als Gesinnungsgenossen, der nur nicht voll mit der Sprache herausrückt, der jedenfalls den Vergötzungsrummel nicht mitmacht und keinen blinden Kultus treibt.

Hoffentlich unterzieht Professor Smith sein Buch einer Neubearbeitung zur Ausfüllung der Lücken, denn einige Meinungsverschiedenheit über die Art seiner Gruppierung und die etwas einseitige Anlage seiner Analyse hebt nicht unsere warme Anerkennung seines gediegenen gesunden Vortrags auf. Daß ein unparteilicher Deutscher die amerikanische Literaturleistung viel geringer einschätzt als er, wird seine urbane Aufgeklärtheit verstehen und verzeihen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Der englische Priester R. H. Benson hat sich die Aufgabe gestellt, in seinen Romanen die landläufige Geschichtschreibung zu korrigieren. Lebhaft umstrittene Zeiten und Persönlichkeiten, unlösbar von der Erinnerung an konfessionelle Kämpfe, stellt er dar; nach Heinrich VIII., der ‚bloody Mary‘, nimmt er nun Königin Elisabeth als bewegende Mitte eines Romans und nennt ihn ‚Mit welchem Recht‘? Im allgemeinen hat man die Pflicht, sich ablehnend gegen Tendenzromane zu verhalten: Die gute Absicht schlägt noch immer die Kunst tot. Aber man darf nicht vergessen, daß es zuweilen besonders kräftigen Talenten gelingt, soviel gute Figuren, eine so lebhafte und überzeugende Romanhandlung in den Dienst ihrer Absicht zu stellen, daß der Teilnahme an der Tendenz auch ein durchaus ernster Kunstgenuß sich zu gesellen vermag. Man braucht nur der offen zugestandenen seelsorgerischen Absicht Colomas sich zu erinnern, der patriotischen Absicht des Sienkiewicz, um den Wert dieser Schriftsteller freudig anzuerkennen. Ähnlich liegt es bei Benson. Neben seinem Glaubenseifer, der nie ohne eine holde Milde ist, die ihn erst auch den Fernerstehenden sympathisch macht, bringt der englische Konvertit so bedeutsame schriftstellerische, ja dichterische Fähigkeiten mit, daß man z. B. ‚Des Königs Werk‘ durchaus als einen guten Roman bezeichnen kann. Nicht ganz so günstig steht es mit ‚Die Tragödie der Königin‘. Hier haben die gestaltenden Fähigkeiten nachgelassen; die Absicht, einen Roman zu schreiben, mag sich bei Benson schließlich in die Absicht verwandelt haben, eine Apologie der Königin Maria zu schreiben. Nicht viel anders ist es mit dem neuen Roman, aus der Zeit Elisabeths, ‚Mit welchem Recht‘? Es gibt darin nur noch Glaubensprobleme, und Benson verschmäht durchsichtige und spielerische Mittel nicht, nur um die Würde und Schönheit der katholischen Religion von allen Seiten zu zeigen. Im Roman handelt es sich vorzugsweise um zwei befreundete Adelshäuser und ihre Kinder: das Haus Maxwell, katholisch, und die beiden Söhne James und Hubert, und um das Haus Norris, puritanisch, und die Geschwister Isabel und Anthony. Die Neigung, die schon die Kinder Hubert Maxwell und Isabel Norris verband, wächst allmählich zu einer echten Liebe. An eine Verbindung ist nicht zu denken, da sie verschiedenen Glaubens sind. Teils aus Überzeugung, vor allem aber von der Liebe getrieben, wechseln beide in aller Heimlichkeit ihren Glauben: Isabel, die Puritanerin, wird katholisch, und Hubert, der Katholik, wird Puritaner. Dieses etwas seltsam anmutende Bäumchenverwechsel-Spiel hat keine andere Folgen, als daß die Partie nun genau so steht wie vorher: an eine Verbindung ist nicht zu denken. James Maxwell wird Priester und wird gefoltert, aber auch Anthony Norris, Isabels Bruder, wird katholisch und Priester; er stirbt an den Folgen der Folter. Da auch noch der Jesuit Campion gefoltert und schließlich hingerichtet wird, und alles das nicht ohne Verhöre, Disputationen, religiöse Unterweisungen abgeht, so läßt sich denken, daß der Autor damit eine Fülle von Gelegenheiten sich geschaffen hat, um die beiden Bekenntnisse von allen Seiten zu beleuchten und, nimmt man alles zusammen, sozusagen ein Seitenstück zu Deharbes Katechismus zu liefern. Das mag in einem Lande wie England Berechtigung haben, wo eine starke Bewegung unter den anglikanischen Gebildeten mit der Richtung auf den Katholizismus eingesetzt hat, wir aber, glaube ich, müssen in diesen Dingen mehr auf reinlicher Scheidung bestehen: Religionsunterricht und Roman getrennt. Die überragende Bedeutung Colomas wird gerade gegenüber solchem Beispiel offenbar; der Spanier stellt lediglich die Wirkungen des Glaubens oder Unglaubens dar, und wirkt darum so mächtig, weil er immer in den Grenzen des künstlerisch

* Robert Hugh Benson, ‚Mit welchem Recht?‘ (A.-G. Benziger & Co., Einsiedeln, M. 6.—). — Batty Weber, ‚Fenn Kaß‘ Rütten & Loening, Frankfurt a. M., M. 4.—).

Darstellbaren bleibt. Jedoch wäre es ungerecht, wollte man nun die auch in diesem Werk Bensons vorhandenen Vorzüge übersehen. Szenen, wie die Audienz des jungen Anthony bei der Königin, das Katzenspiel der Königin mit Anthony und einer jungen Hofdame, der Überfall des Buxtonschen Landhauses, der Tod des gemarterten Anthony, gerade bei den Worten der Schrift, die seine Schwester ihm vorliest: ‚Sie sahen hin und gewahrten, daß der Stein weggewälzt war; denn er war sehr groß' — solche Szenen würden allein hinreichen, dem Buche seine literarische Bedeutung zu sichern. Nicht unerwähnt möge sein die warme, ruhige Güte des Autors, die aus jedem Wort leuchtet, und die ihn davor bewahrt, die Wahrheit, die er predigt, überheblich und selbstgefällig zu predigen. Die Wahrheit macht still.

Als ein Gegenbeispiel möge der Erstlingsroman eines Luxemburgers, Batty Weber, gelten, dessen Roman ‚Fenn Kaß' den Untertitel führt: ‚Der Roman eines Erlösers'. Darin ist die ganze Überheblichkeit eines jugendlichen Autors, der seinen Helden nicht anders zur Entfaltung ‚seiner besten, persönlichen Kraft' gelangen lassen kann, als daß er seinen Priesterberuf aufgibt. Es würde sich nicht lohnen, auf diesen Roman einzugehen, wenn er der übliche Tendenzroman wäre. Das ist nicht der Fall: nicht das Zölibat ist es diesmal, das einem Priester das Hindernis aufstellt. Zudem ist eine starke Fülle schriftstellerischer Begabung in dem Buche, so daß es schon dadurch aus der Masse des allerorts Produzierten bedeutsam aufsteigt. Versehen hat es Batty Weber, gänzlich versehen allein bei der Problemstellung. Er will einen Menschen vorstellen, der eigentlich nie in den Priesterstand hinein gehörte. Dieses Problem ist kein Problem. Zudem — der Autor möge verzeihen — gehört sein ‚Fenn Kaß' sehr wohl in den Priesterstand. Er ist rein und edel, seine Liebe zum Nächsten ist stark, er glaubt — welche Eigenschaften sollte man einem Priester mehr wünschen? Man könnte an Fenn Kaß' Berufensein zweifeln; aber nichts davon steht in dem Buch. Er legt das Priesterkleid ab, eigentlich aus den nichtigsten Gründen: er kann sich mit seinem Pfarrer nicht vertragen und es stößt ihn das Wahlgetriebe ab. Das sind freilich Gründe, wie sie nebensächlicher kaum gedacht werden können. Der wahre Grund, den der Verfasser allerdings nicht sah, ist die Kurzsichtigkeit seines Kaplans; in Wirklichkeit hätte ihn nichts gehindert, die ‚Erlösung', die Arbeit für die Menschheit, auch und vielleicht mehr in seinem Priesterberufe zu finden. Wahrscheinlich handelt es sich hier um den autobiographischen Roman eines jungen Menschen, der sich über die Motive, die ihn trieben, selber nicht recht klar geworden ist. Die erste — und beste — Hälfte des Romans, welche die Kindheit Fenns schildert, verrät durch die Wärme der Darstellung durchaus eigene Kindheitserinnerungen. Da, wo der Jüngling das Seminar verläßt, setzt auch die Konstruktion ein, das Hohl-Rhetorische, das Schlagwort, die nicht erfüllte schriftstellerische Absicht. Und das ist auch der Grund, weshalb die Teilnahme und das Mitfühlen des Lesers dem Fenn Kaß nur bis zu einem gewissen Punkte folgen dürfte. Andererseits ist die Jugend von einer so warmen, gestalteten Poesie erfüllt, daß man auf die nächste Arbeit Webers gespannt sein darf. Ein ursprüngliches, modisch nicht verbildetes Talent ist heutzutage schon sehr viel.

Hochland-Echo

Die Aufgaben einer großen Zeitschrift

Wir müssen hin und wieder den Einwand hören, daß im ‚Hochland‘ zuweilen Artikel erscheinen, die nicht jedermann ohne weiteres zugänglich seien, und daß die Zeitschrift daher dem Verständnis vieler Leser zu große Schwierigkeiten bereite, als daß diese Leser von ihr wirklich jenen unterhaltenden und belehrenden Nutzen ziehen könnten, den sie nach angestrengter Tagesarbeit von einer Monatsschrift erwarten. Abgesehen davon, daß sich diese Behauptung, wie sie selbst zugibt, doch immer nur auf einzelne Artikel bezieht, also viele, ja die meisten Beiträge von ihr nicht betroffen werden, ist sie auch immer uur vom Standpunkt des einzelnen richtig, der damit indirekt Anforderungen stellt, die wohl überhaupi keine Zeitschrift wird befriedigen können, sofern sie darauf ausgeht, ihre Leserschaft über alle die Zeit bewegenden großen Fragen des Denkens und der Wissenschaft zu orientieren. Für einen jeden gibt es Gebiete, auf denen er auch einer in nicht fachmäßiger Darstellung gebotenen Einführung in Erkenntnisse und Anschauungsweise der Wissenschaft, der Technik oder der Kunst, nicht oder nur schwer zu folgen vermag, denn immer werden ihm gewisse elementare Voraussetzungen, die zum Verständnis notwendig sind, mangeln. Aber wenn er auch die Begründungen und Beweisführungen sich nicht im einzelnen zu eigen machen kann, die Fragestellung selbst, das Problem, um das hier gehandelt wird, erschließt sich ihm in den meisten Fällen dennoch, und so bleibt er in bezug auf solche Beiträge doch nicht ganz ohne Entschädigung für die Mühe, die er allenfalls auf die Lektüre verwendet hat.

Abgesehen davon jedoch, sollte die gebildete Leserschaft einer Revue wie ‚Hochland‘ ihr Verhalten zu einem derartigen periodischen Unternehmen und ihr Urteil darüber nicht ausschließlich nach dem etwas spießbürgerlichen Gesichtspunkt einrichten, daß die Zeitschrift, die einer nun einmal hält und bezahlt, ihn auch bei jedem einzelnen Beitrag auf seine Kosten kommen läßt. Er sollte sich vielmehr allezeit gegenwärtig halten, daß durch seine unmittelbare Teilnahme an einem derartigen Unternehmen, dessen Existenz und Wirkung er durch sein Abonnement zu seinem Teil ermöglichen hilft, eine bei weitem größere und bedeutendere Aufgabe zu lösen ist als die der allzeit glatt funktionierenden persönlichen Belehrung und Fortbildung. Gewiß soll und wird die Gemeinverständlichkeit der Beiträge immer ein wichtiger Faktor bleiben, und eine umsichtige und kundige Leitung wird darauf zu achten haben, daß sie auch bei schwierigen Fragen nicht vermißt werde. Aber es tauchen in unserer wissenschaftlich so angeregten Zeit auch Fragen auf, die sich nicht mehr ohne weiteres auf den engen Kreis der Studierstuben einschränken lassen, sie drängen vielmehr notwendig darüber hinaus, schon um den Erfahrungskreis, aus dem bisweilen allein die Lösung kommen kann, möglichst auszudehnen. Da ist es denn von

höchster kultureller Wichtigkeit, daß Organe vorhanden sind, die sich hierfür eignen, Organe, die nicht auf Fachgebiete beschränkt sind, die nicht ein stilles, wenn auch geachtetes Dasein neben der großen Öffentlichkeit führen, sondern die ihre Wirkung regelmäßig und mit Konsequenz in den Grundprinzipien auf Tausende ausüben und so neben der allgemeinen noch eine ganz besondere Kulturmission zu erfüllen trachten. Denn nur dadurch, daß sie eben solche nicht alltägliche Beiträge, die unter Umständen nur von wenigen ganz gewürdigt werden können, vor ein breiteres Forum bringen, bewirken sie, daß sich eine Auslese des Verständnisses zu vollziehen vermag. Ein solches Organ kann allein eine Zeitschrift sein, die sich auf der breiten Grundlage einer vielköpfigen Abonnentenschaft aufbaut und entwickelt. Hierfür bei den Abonnenten Verständnis zu werben, scheint uns eine Sache von höchster Wichtigkeit. Zu diesem Zwecke ist es notwendig, daß der einzelne sich klar mache, daß die Existenz einer großen Zeitschrift — und in unserm Fall das ‚Hochland' wegen seiner Eigenart mehr als die irgend einer andern — bei weitem mehr bedeutet und bedeuten soll als die Gründung eines einzelnen — des Herausgebers etwa — oder das geschäftliche Unternehmen eines Verlags, daß es auch mehr ist als ein Sammelpunkt für schriftstellerische Erwerbsziele oder, last not least, ein Mittel individueller Belehrung, Orientierung und Unterhaltung der Abonnenten. Nein, eine große, mit unparteiischem Sinn und echtem Wahrheitsstreben geleitete Zeitschrift hat eine über all diesen persönlichen Interessen stehende objektive Kulturaufgabe, die im selben Maße an Ernst und Bedeutung wächst, als die tätige Anteilnahme der Gebildeten daran sich in die Breite geltend macht. Dies letztere ist aber nur möglich, wenn der einzelne sich bewußt bleibt, daß nicht bloß derjenige sich um Bedeutung und Ansehen der Zeitschrift verdient macht, der ihr als Berufener seine besonderen Fähigkeiten unmittelbar zur Verfügung stellt, sondern auch die nicht genannten Tausende, die mit wirklichem Weitblick durch regelmäßige Unterstützung die Entwicklung und den Ausbau des Organs möglich machen.

Es bleibt selbstverständlich, daß eine Zeitschrift zunächst da ist nicht für die Autoren, sondern für diejenigen, an die sie sich wendet, wenngleich hier ein wechselndes Abhängigkeitsverhältnis oft unberechenbarer Art obwaltet — und daß somit alle Sorge der Redaktion darauf gerichtet bleiben muß, den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Leserschaft gerecht zu werden. Aber es scheint uns doch immer mehr Achtung vor den Lesern zu beweisen, wenn man ihnen ab und zu auch das Schwierige nicht vorenthält, als wenn man sie in falsch verstandener Gemütlichkeit und Popularität auf das Gewöhnliche richtet und sie so unter sich selbst hinabzieht. In dieser Beziehung muß es ‚Hochland' ablehnen, seinen ursprünglichen Zielen untreu zu werden. Ein anderes dagegen ist die Frage, ob solche schwierigen Beiträge unverhältnismäßig überhandnehmen oder ob sie eine Ausnahme bleiben, also gleichsam wie bei einem Schiff nur jenen Teil der Ladung ausmachen, der den ruhigen Tiefgang und die feste Steuerung sichert. An wohlbedachtem Maßhalten soll es hierbei in Zukunft nicht fehlen. Eine entschiedene Wandlung wird jedoch nach einer anderen Richtung hin allmählich erfolgen. Sie betrifft die Form der

Beiträge im allgemeinen. Indem wir künftig bei der Auswahl der Beiträge auf größere Verständlichkeit und Einfachheit des Stils achten werden, sind wir uns bewußt, an uns selbst und an unsere Mitarbeiter Anforderungen zu stellen, die über das von den meisten periodischen Organen Geforderte weit hinausgehen. Es muß durch Klarheit der Gedanken und ihres Ausdrucks dahin getrachtet werden, daß auch das Schwierige noch immer faßbar bleibt, das Hohe sich leicht darbietet, das Ernste sich gefällig gibt. Gewiß hat es an Beiträgen, die in diesen Punkten mustergültig sind, dem ‚Hochland‘ bisher nicht gefehlt. Sie stets zu vermehren, liegt uns um so mehr am Herzen, als wir überzeugt sind, daß es nur auf solche Weise möglich ist, die hohen Ziele der Zeitschrift festzuhalten und dennoch in einzigartiger Weise in die Breite zu wirken. Beruht ja doch die große Beachtung, die ‚Hochland‘ allenthalben findet, gerade auf der seltenen Erscheinung, daß es trotz der hohen Ansprüche, die es an den Ernst und an die Fähigkeiten seiner Leser stellt, eine so große und willige Gefolgschaft seit den ersten Tagen seines Bestehens hinter sich hat. Das wäre gewiß nicht möglich gewesen, hätte nicht ein echter Idealismus, zu dem wir nunmehr noch weitere Kreise aufrufen möchten, die Hochlandgemeinde von Anfang an erfüllt, wir meinen jenen Idealismus, der über dem persönlichen Interesse das Ganze der Idee nicht vergißt.

Und so bitten wir denn unsere Freunde, daß sie auch fürder die Aufgabe ‚Hochlands‘ nicht nur dann erfüllt glauben, wenn die Zeitschrift mit einem jeglichen Beitrag auch jeglichem etwas bringe, sondern daß sie ihr auch Aufgaben zu gut halten, die unter gleichmäßig verständiger Teilnahme aller zu lösen oft schwierig ist. Denn daß höhere Aufgaben überhaupt in Angriff genommen werden können, daß auch von dem Standpunkt der Weltanschauung, den die Zeitschrift einnimmt, zur Klärung dieser Fragen nur in demselben Maße beigetragen werden kann, als die Zeitschrift selbst durch Gediegenheit wie Ausbreitung Ansehen genießt, das zu bewirken liegt in der Macht eines jeden einzelnen, der zu diesem Ansehen beiträgt.

Nur wer bei der Haltung einer Zeitschrift fähig ist, auch einen solchen überpersönlichen Standpunkt mit dem Blick auf zu erreichende objektive Kulturziele einzunehmen, ein Standpunkt, von dem sich der Kulturwille einer Gesamtheit — hier des katholischen Volksteils der Deutschen — zu einer wirklichen Macht zu erheben vermag, wird schließlich selber mit den höheren Zwecken wachsen, die er sich damit stellt. M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Dr. Georg Freiherr von Hertling, Vorsitzender im bayerischen Ministerrat, tritt am 31. August ds. Js. in sein 70. Lebensjahr ein. Über die Hälfte dieser Jahre hat Frhr. v. Hertling als Mann der Wissenschaft und Lehrer der akademischen Jugend, als Politiker und Parteiführer in vielseitiger Wirksamkeit vor der breiten Öffentlichkeit gestanden. Seit fast 40 Jahren ist kein politisches Ereignis im Deutschen Reich ohne sein Beisein oder seine unmittelbare Mitwirkung zustande gekommen. Im geistigen Leben des katholischen Volkes hat er seit mehr als 40 Jahren an jeder Bewegung und Neuerscheinung tätigen Anteil dafür oder dagegen genommen. Darum spiegelt das Lebensbild dieses Mannes am Ende eines tatenreichen Lebensabschnittes auch zugleich ein interessantes Stück der Zeitgeschichte selber wieder. Den Maler müßte es reizen, ein Bild Hertlings, der vornehmen Aristokraten-Gestalt mit dem feinen vergeistigten Diplomatenkopf und den klugblickenden Augen, auf die Leinwand zu werfen. Dem Politiker wird die Zeichnung eines Charakterbildes Hertlings bei aller Vielheit der Einzelzüge und der Fülle eines vielgestaltigen Wirkens leichter, weil alle Linien seiner Entwicklung von einem festen Punkt der Überzeugung ausgehend, gradlinig aufwärts laufen. Eine Beurteilung seines Charakters und seiner öffentlichen Tätigkeit kann immer wieder zurückgreifen auf feste Grundsätze, die sich in allen Stadien der Entwicklung gleichgeblieben sind. Der Gelehrte Hertling und sein Wirken mag heute und an dieser Stelle nur mit wenigen Strichen gestreift werden*.

Dr. Georg Freiherr von Hertling hat sich in der Philosophie und Staatswissenschaft durch seine Schriften und sein Hochschullehreramt einen Namen gemacht, der ihm auch von den Gegnern seiner Philosophie im Ernst nicht mehr strittig gemacht werden kann. Das katholische Deutschland und die positiv christliche Wissenschaft danken ihm viel. Er hat die katholische Jugend mit weithin tragender Stimme immer wieder aufgerufen, die Inferiorität der deutschen Katholiken auf dem Gebiet der Wissenschaften auszugleichen. Daß sein Ruf Erfolge gehabt hat, beweisen die Namen der in den letzten Jahren habilitierten katholischen Professoren und Privatdozenten der deutschen und österreichischen Hochschulen. Daß der Erfolg ihn selbst noch nicht voll befriedigen kann, das liegt mit an den Widerständen, welche die Unduldsamkeit einer anderen Weltanschauung den Vertretern positiver Wissenschaft und christlicher Weltanschauung bereitet, wo immer sie ans Tor einer Hochschule klopfen. Bei der Gründung der Görresgesellschaft im Jahre 1876 stand Hertling den katholischen Männern zur Seite, die mühselig erst die Namen zusammenlesen mußten, welche ein Werk, wie es die Görresgesellschaft vor Augen hatte, schaffen konnten. Seinen begeisternden Worten bei der ersten Versammlung am 25. Januar 1876 im Görresbau zu Koblenz war viel von der Begeisterung zu danken, welche der Aufruf an die Gebildeten des katholischen Volkes zur Gründung der Görresgesellschaft allerorts im Deutschen Reiche auslöste. Wenn die Zahl der Männer, die an der Görresgesellschaft wirken und die Wissenschaft mit christlichem Geiste befruchten helfen, sich seitdem verhundertfacht hat, so ist dies nicht zum mindesten dem Einfluß Hertlings und der Saat zu verdanken, die er als Hochschullehrer schon in Bonn und dann seit 1882 in München ausgestreut hat. Wer in Bonn und München Hertlings Vorlesungen hörte und seine Schriften studierte, der

---

* Die wissenschaftliche Bedeutung Hertlings wird im nächsten Hochland-Hefte noch eigens gewürdigt werden aus Anlaß der beiden Festschriften, die ihm von der Görresgesellschaft und einem engeren Schülerkreise gewidmet worden sind. D. R.

war gewonnen für die Vertretung des christlichen Gedankens in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben. Denn alle Wissenschaft Hertlings geht doch wieder zurück auf seine staatsphilosophischen Grundsätze. Diese aber sind tief verankert in seiner kindlich frommen Gottgläubigkeit, in seiner unbeugsamen christlichen Weltanschauung. Gar mancher, der heute im öffentlichen Leben unter der jüngeren Generation das Wort oder die Feder führt, ist durch die Schule Hertlings gegangen. Daß von ihnen im Lager der Konservativen und Protestanten schier ebenso viele stehen wie in den Reihen der Katholiken und der Zentrumspartei, das beweist, daß Freiherr von Hertling auch da, wo er staatsphilosophische Gedanken vermittelte, von politischer Einseitigkeit als Hochschullehrer und Politiker sich gleichermaßen fernhielt.

Der Politiker Hertling begann schon früh. Durch verwandtschaftliche Beziehungen stand er dem Hause von Savigny nahe, das Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre in Berlin einen Mittelpunkt des katholischen Lebens und auch den Treffpunkt all der Politiker bildete, welche die Gründung des Zentrums vorbereiteten und vollzogen. Als junger Gelehrter weilte Freiherr von Hertling damals studienhalber in Berlin und nahm, wie er mir gelegentlich erzählte, als Zuhörer auch an den entscheidenden Vorbesprechungen zur Gründung der Zentrumsfraktion teil. Im Hause Savigny hat Freiherr von Hertling persönlich die großen Führer Windthorst, Franckenstein, Mallinckrodt, Ketteler u. a. getroffen und schätzen gelernt. Als dann Freiherr von Hertling nur wenige Jahre später, 1875, in den Reichstag gewählt wurde, zählte er darum bald zu dem engeren Kreis der Vertrauten Windthorsts. Schon damals hatte Freiherr von Hertling eine Art diplomatische Mission in der Fraktion, wenn einmal der konservative westfälische Adel dem weiterblickenden Windthorst die Fäden seiner Politik verwirren wollte. Nicht selten hat Windthorst dann dem jungen Hertling sein Herz ausgeschüttet, der wiederum durch seine Beziehungen zu dem ihm nahestehenden Adel vermitteln und Mißverständnisse ausräumen konnte. Als Graf Galen 1877 den berühmt gewordenen sozialpolitischen Zentrumsantrag im Reichstage mit einer nicht gerade erfolgreichen Rede vorgelegt hatte, trat im Jahre darauf Freiherr von Hertling im Namen der Fraktion in einer großzügigen, wissenschaftlich begründeten Rede für die im Antrag Galen enthaltenen Forderungen ein. So gab Frhr. v. Hertling dem Zentrum im Reichstage mit seiner Begründung des Antrages Galen zuerst ein wissenschaftlich und politisch begründetes sozialpolitisches Zukunftsprogramm. Noch manche sozialpolitische Rede Hertlings, namentlich bei seinem Eintreten für die Sonntagsruhe, ergänzte diese ersten sozialpolitischen Richtlinien.

Die politische Weiterentwicklung bewegte sich dann in gerader Linie aufwärts. Das mußte so sein, denn Freiherr von Hertling trieb Politik nach einer wissenschaftlich vertieften politischen Überzeugung. Das Staatssystem, dem Hertling huldigte, war, wie ein Protestant bei seiner Ernennung zum bayerischen Ministerpräsidenten in der konservativen Berliner Kreuzzeitung meinte, das Staatssystem eines konservativen Denkers katholischer Konfession. Hertling war von Anfang an ein grundsätzlich konservativer Politiker mit stark gouvernementalem Einschlag. Die Autorität des Staates zu wahren, war ihm politische Maxime, sein persönliches Bekenntnis zur Monarchie und ihre Erhaltung Herzensbedürfnis und heiliger Grundsatz. Alles Demagogische und alles, was der Volkssouveränität schmeichelte, ging gegen Hertlings politische Grundideen und auch gegen seinen politischen Geschmack. ‚Monarchie verträgt sich nicht mit Volkssouveränität,‘ ist einer seiner staatspolitischen Grundsätze. Der glänzende Redner, der die akademische Jugend zu fesseln und zu begeistern wußte und im Reichstag nachgerade unbestritten der beste, beachtetste Redner war, stand deshalb nie in den vorderen Reihen des agitatorischen oder parlamentarischen Redekampfes. Auch in den letzten Jahren nicht, als ihn nach dem Tode des Grafen

Hompesch am 19. Februar 1909 die Reichstagsfraktion des Zentrums zu ihrem Vorsitzenden durch Zuruf wählte. Es mag sein, daß es ihm deshalb nie gelang, sich in Bayern, das ihm doch zweite Heimat geworden war, eine politische Position im Landtag zu schaffen. Als ihn einmal ein Zentrumspublizist — und der war ein Preuße — in Traunstein zur Wahl in den Bayerischen Landtag bringen wollte, fiel er damit durch. Wohl wirkte Freiherr von Hertling schon seit 1875 bis 1890 und dann nach kurzer Pause wieder seit 1896 im Reichstage an führender Stelle in der Zentrumsfraktion, wohl hatte ihn 1891 schon das Vertrauen des Regenten lebenslänglich in den Reichsrat der Krone Bayerns berufen, aber politische Popularität gewann er bei den Bayern im Reichstage und im Bayernlande selber erst, seitdem er 1909 Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags geworden war. Das Odium der Preußenfreundschaft und des Nichtbayern hatte so lange ihm angehaftet, und seine vornehme Zurückhaltung, die ihm zu Unrecht und mißverstanden wohl als Stolz ausgelegt worden war, hatte es nicht zu mildern verstanden. Dazu kam, daß seine staatsphilosophischen Grundsätze, seine persönliche Art, sein politischer Weitblick ihn oft genug in Gegensatz zu Einzelgruppen der bayerischen Abgeordneten brachten. Es war nicht die Art Hertlings, Gegensätze aufzusuchen und sie schroff zu brechen, sondern solange es ging, sie zu umgehen und schließlich nötigenfalls ihnen nur die Spitze abzubiegen. So blieb auch Frhr. v. Hertling in den letzten Jahren in einem Streit lange im Hintergrund, der kurze Zeit die Zentrumspartei von Grund auf aufzuwühlen und zu erschüttern drohte. Im Streit zwischen ‚Köln‘ und ‚Berlin‘ hat Frhr. von Hertling, der wegen seines Wortes von der Inferiorität der Katholiken und von der gemeinsamen christlichen Basis doch ohnehin den Integralen schon lange suspekt war, niemals in der breiten Öffentlichkeit für die eine oder andere Richtung öffentlich Partei ergriffen, wohl aber um so entschiedener an der entscheidenden Stelle, als Vorsitzender der Reichstagsfraktion in einer denkwürdigen Sitzung des Reichsausschusses der Zentrumspartei. Wie er hier wissenschaftlich vertieft und begründet das Treiben der um ‚Berlin‘ sich sammelnden Quertreiber systematisch verurteilte und sich zum alten Windthorstschen Zentrumsgedanken bekannte, das zählt zum Besten und Klarsten, was je über diese Frage gesprochen worden ist. Eine solche Zurückhaltung entspricht ganz Hertlings irenischer Natur. Jene frische, tatenlustige Initiative, die über Gegensätze hinwegstürmt und mit jedem Morgen Neues schaffen will, fehlt im Charakterbilde Hertlings. Vielleicht schon deshalb, weil sie seinen konservativ gerichteten politischen Grundsätzen widerspricht. Eine kindlich sorgfältige Gewissenhaftigkeit überwacht bei Hertling alle seine politischen Reden und Taten und hält ihn vielleicht auch zurück von den Wagnissen kühner Initiative.

Und doch hat dieser konservative Staatsmann den Schritt des Zentrums 1906 in die tatkräftige Opposition gegen den Bülowblock rücksichtslos bis in die äußersten Konsequenzen mitgemacht, von dem Augenblick ab, als Fürst Bülow in seinem Sylvesterbriefe jedem Zentrumsabgeordneten die nationale Gesinnung absprach. Bülow selber schien davon überrascht zu sein. Eines Tages fing er Frhrn. v. Hertling in der Wandelhalle des Bundesrats ab und stellte ihm die Frage über die Ursachen einer solch heftigen Opposition. ‚Hätten Sie niemals den Sylvesterbrief erlassen!‘ antwortete Frhr. v. Hertling. ‚War denn der so schlimm?‘ frug der ahnungslose Bülow. ‚Schlimm?‘ erwiderte Hertling. ‚Das war das Ungeheuerlichste, was Sie uns sagen konnten!‘ Sprachs und überließ Bülow seinen Gedanken. Durch den Sylvesterbrief fühlte Frhr. v. Hertling sich persönlich beleidigt, und in Bülows Blockpolitik erkannte er den ersten Schritt zum parlamentarischen Regime, zur Macht und Herrschaft des Linksliberalismus, zu jener Volkssouveränität, die Frhrn. v. Hertlings staatsphilosophischen Grundsätzen entgegengesetzt war. Jahrelang war Frhr. v. Hertling im Reichs-

tag als glänzender Redner bei allen auswärtigen politischen Debatten hervorgetreten. Seine Reden atmeten nicht bloß tiefe Vaterlandsliebe und peinlichstes Verantwortungsgefühl, sondern bekundeten auch zielbewußten politischen Weitblick. Bei mancher wichtigen diplomatischen Aktion im Interesse des deutschen Vaterlandes und des deutschen Katholizismus hatte Frhr. von Hertling zwei Kanzlern mit seinem diplomatischen Geschick gedient. Die Straßburger theologische Fakultät ist mit ein Werk seiner diplomatischen Arbeit.

So war Frhr. v. Hertling über 30 Jahre lang Mitglied des Deutschen Reichstages, 21 Jahre lang lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, 30 Jahre lang ordentlicher Professor der Philosophie an zwei Universitäten, jahrelang Führer des Zentrums, der größten und bedeutungsvollsten Partei des Reichstages, Träger wichtiger und wohlgelungener diplomatischer Missionen, Geheimrat, Exzellenz gewesen, als ihn zu Beginn des Jahres 1912 der Ruf seines Regenten traf, erst als Ratgeber in schwieriger politischer Lage des Landes Bayern und dann als Minister und Ministerpräsident Bayerns. Frhr. v. Hertling hatte bereits Gedanken der Muße gefaßt und oft genug seinen Freunden scherzend gesagt, daß er nur noch eine Session die Last des Reichstagsmandates tragen und dann vielleicht nach berühmten Mustern auch Memoiren schreiben könne. Was hatte der Politiker, der Hochschulprofessor, der Diplomat mit seinen persönlichen Beziehungen und Erlebnissen für einen Schatz von Erinnerungen! Kommt dazu noch, was der Führer des Zentrums unter fünf Reichskanzlern zum großen Teil noch an der Seite Windthorsts erfahren und gelernt, wie er den Abbau des Kulturkampfes mitgemacht, wie er selbst als Politiker gewachsen ist, je mehr das Zentrum aus seiner Opposition herauskam und bei allen großen Fragen des Reiches mitbestimmend große, positive Arbeit leisten konnte. Aber ein Wort Bülows ging an Hertling überraschend schnell in Erfüllung, allerdings anders, als Bülow es gedacht. Frhr. v. Hertling sprach im Reichstage bei jenen großen Auseinandersetzungen nach dem Wahlkampf und hielt in einer kurzen halben Stunde vielleicht seine beste parlamentarische Rede. ‚Und er wird doch noch Botschafter!‘ flüsterte damals Bülow einem bayerischen Staatsmanne und Freund Hertlings ins Ohr. Frhr. v. Hertling stand die Blockjahre hindurch mit dem Zentrum wohl in schärfster Opposition, aber er übersah dabei niemals die Gefahren der Opposition und die großen Aufgaben, die das Zentrum im Interesse des Vaterlandes und seiner Ideale zu leisten hatte. Wie Hertling damals in der Blockzeit die Zentrumsfraktion des Reichstages von Erfolg zu Erfolg führte, wie er beim Blockzusammenbruch in schnellem Entschlusse rasch die eben noch in schroffster, sogar persönlicher Opposition gegen die Regierung stehenden 110 Mann des Zentrums wieder an die Seite der Konservativen und in die positive, schwere, verantwortungsvolle und gefährliche Arbeit der Reichsfinanzreform hineinführte, das offenbarte auch seinen Landsleuten in der Fraktion deutlich das diplomatische Geschick und die ganze politische Größe Hertlings. Als dann Graf Hompesch, der mehr und mehr nur noch dem Namen nach Führer der Fraktion geworden war, starb, wurde Frhr. v. Hertling mit überwiegender Mehrheit und fast einstimmig auch von seinen bayerischen Landsleuten zum Vorsitzenden der Fraktion gewählt.

In kurzer Zeit wußte Hertling durch geschickte Leitung der Fraktionsberatungen und durch kluge Führung der Zentrumsfraktion sich eine überragende Autorität im ganzen Reichstage zu erwerben. Man durfte ihm darum seinen Schmerz beim Abschied aus dieser Fraktion und aus diesen ihm lieb gewordenen Verhältnissen als echt nachempfinden, als er im Februar 1912 beim Abschiedsessen der Fraktion wehmütige Abschiedsworte sprach. Die wenigen Jahre der Fraktionsführung aber hatten ihm den Weg nach Bayern geebnet, in Berlin sowohl wie in München. Er genoß bei seinem Ministerantritt nicht nur das Vertrauen des Reichskanzlers und des Kaisers in Berlin,

nicht nur die unbegrenzte Hochschätzung seines Regenten und des ganzen Königlichen Hauses in München, sondern auch das Vertrauen und die Sympathien der bayerischen Abgeordneten ohne Ausnahme, soweit sie wenigstens im Reichstage vertreten waren. Auch die Gegner hatten seit Jahrzehnten so oft diesem Manne bald den Botschafterposten vorausgesagt, bald den Minister König Ludwigs in ihm gesehen. Aber auch den Gegnern konnte Freiherr von Hertling, als er ins Ministerpalais am Promenadeplatz übersiedelte, nichts Neues, nichts Fremdes in seinen Ministerprogrammsätzen sagen. Hertling war sich in 30jähriger parlamentarischer Arbeit in den verschiedensten politischen Konstellationen als Politiker treu geblieben. Sein System der Staatsphilosophie hatte er in 30jähriger Professorentätigkeit festgehalten. Wie hätte er als Minister auf einen anderen Boden treten können als auf den, den er im Reichstage noch in seiner großen Rede nach Bülows Rücktritt und den er in seinen Schriften immer festgehalten hat: die christlich-konservative Weltanschauung, übertragen auf ein System christlich-konservativer Staatsgrundsätze! Die Autorität der Krone und des Staates über alle politischen Fraktions- und Parteirücksichten zu setzen, hatte Hertling schon als Parteipolitiker geübt, als Minister mußte man von ihm die gleiche Richtung erwarten. Vielleicht hub gerade deswegen der Sturm des Liberalismus und der Sozialdemokratie so sehr gegen Hertling an, weil er, fußend auf der christlichen Weltanschauung und auf christlich-konservativen Staatsgrundsätzen, alle destruktiven Tendenzen auf wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gebieten stets verworfen hat und nun als Minister in Bayern mit allen Mitteln bekämpfen mußte.

Jahrelang war Prinzregent Luitpold von seiner Umgebung und von seinen Beratern über die Linksentwicklung der bayerischen Verhältnisse im unklaren gelassen worden. Man hatte ihm bei den letzten Reichstagswahlen nicht einmal gleich die 110 Genossen im Reichstage mitzuteilen gewagt; auch über die Dinge, die zur Auflösung des bayerischen Abgeordnetenhauses und zu den furchtbaren Wahlkämpfen führten, blieb Prinzregent Luitpold unaufgeklärt. Da kam jene Versammlung in München, in der ein Oberlandesgerichtsrat präsidierte und in der liberale Beamte des bayerischen Beamtentums für die Sozialdemokratie zum Wahlkampfe anfeuerten. Von dieser Versammlung erhielt Prinzregent Luitpold Kenntnis. Jetzt gingen ihm die Augen auf, wohin die Fahrt gehen mußte. Sein eigener Sohn und angesehene königstreue Politiker Bayerns mußten, vom Prinzregenten um Rat gefragt, zugeben, was jeder ehrliche bayerische Patriot sah, daß die Linksentwicklung der bayerischen Politik unter stillschweigender Duldung der letzten Ministerien bereits einen Teil des Beamtentums irre werden ließ an der Grenze, die in einer Monarchie zwischen Sozialdemokratie und königstreuem Beamtentum gezogen werden muß. Tief verbittert und verstimmt über die Täuschung durch seine bisherigen Ratgeber klammerte sich in dieser Not der greise Prinzregent förmlich an das staatsmännische Geschick und die festen staatsmännischen Grundsätze Hertlings. Hätte Freiherr von Hertling nicht in diesem Augenblick das für einen fast 70jährigen, im politischen Kampfe ergrauten Gelehrten große Opfer gebracht und das Ministeramt nicht übernommen, es wären Bayern vielleicht noch ganz andere Ereignisse nicht erspart geblieben. Wer die Verhältnisse kennt und patriotisch fühlt, der muß schon allein für das Opfer der Übernahme des Ministeriums und der undankbaren Bürde eines bayerischen Ministerpräsidenten in heutiger Zeit Freiherrn von Hertling Dank wissen.

Der neue Ministerpräsident hat in der kurzen Zeit seines Ministeriums keine weltbewegenden Taten und Neuerungen geschaffen. Das konnte und das wollte er nicht. Wer Freiherrn von Hertlings irenische Natur, seine Gewissenhaftigkeit und seine konservative Scheu vor Neuerungen kennt, der wird es doppelt begreifen, daß Freiherr von Hertling ruhig abwartend die Parteileidenschaften austoben läßt und erst einmal der Verwaltung Geist von seinem

Geist einzuflößen sucht. Die bayerische Politik sieht große Aufgaben vor sich, namentlich auf verkehrspolitischem Gebiet, aber nicht minder dringend braucht Bayern: Verwaltung, ‚Wirtschaft', Horatio! Auf dem Felde der Verwaltung hat der Liberalismus seit 30 Jahren mit seiner Personalienwirtschaft in Bayern übel gehaust und in den letzten Jahren mit dem Großblockgedanken viele monarchische und christlich-konservative Werte verschleudert. Eine Verwaltung, die nicht homogen ist mit der Mehrheit des Volkes, kann eine Gefahr für einen Staat werden. Hertlings Aufgabe wird es sein, hier die unbedingte Staatsautorität und monarchische Gesinnung wieder zu Ehren zu bringen vom Ministerium bis zum letzten Polizeidiener hinab. Wenn ihm das gelingt, dann mag er auch als Gelehrter einst an seinem Lebensabend rückschauend auf seine wissenschaftliche Tätigkeit und die Grundsätze seiner Staatsphilosophie ein Gefühl der Befriedigung mitnehmen, denn er hat dann in der Praxis ein Stück seiner staatsphilosophischen Grundsätze verwirklicht und für Bayerns Zukunft zurückerobert und gesichert, was ohne sein Ministerium in kurzer Zeit verloren zu gehen drohte. Zu solchem Gelingen bringen auch wir an diesem Tage dem Freund und Förderer unserer Ideale hellauf unsern Glückwunsch dar.

Dr. Hans Eisele.

Religionswissenschaft

Abt Ildefons Herwegen von Maria-Laach. Die Ordensfamilie von Maria-Laach hat am Morgen des 26. Juni 1913 eine Wahl getätigt, die weit über die Mauern der so wunderbar in die herrliche Eifellandschaft gebetteten Abtei hinaus die höchste Aufmerksamkeit erweckte und die zahlreichen Verehrer monastischer Kultur und benediktinischer Frömmigkeitsideale mit dankbarer Freude erfüllte. Ein junger Mönch (geb. am 27. November 1874 zu Junkersdorf bei Köln), in dem sich in glücklichster Weise eine erleuchtete Liebe zu dem religiösen Programm der heiligen Regel, eine vorbildliche Begeisterung für die Wissenschaft und ein feingestimmtes Sensorium für die Forderungen des modernen Lebens verbinden, wurde einstimmig zur Würde eines Abtes erhoben. Zu Köln und Seckau vorgebildet, trat er als zwanzigjähriger (1895) in Laach ein und legte am 8. September 1896 die Ordensgelübde ab. Hier wie auch in Beuron und am Collegium Anselmianum in Rom widmete er sich den philosophischen und theologischen Studien. Gleich nach seiner Priesterweihe (21. September 1901) wirkte er ein Jahr als Lehrer an dem Gymnasium der Benediktinerabtei Maredsous in Belgien, um dann nach Laach zurückzukehren. In verständnisvoller Abwägung der Talente und Neigungen des jungen Ordensmannes, denen bereits im Jahre 1904 eine wertvolle, wenngleich die Mittel historisch-kritischer Forschung nicht in vollem Umfang verwendende Arbeit über ‚die Mitarbeiter der heiligen Hildegard'* entsprungen war, sandte ihn Abt Fidelis von Stotzingen an die Universität Bonn. Hier hatte er das Glück, von dem Kirchenhistoriker Heinrich Schrörs, in dem sich der strenge und für die wissenschaftliche Entwicklung seiner Jünger hingebend besorgte Pädagoge mit dem Gelehrten von profundem Wissen in vorbildlicher Weise verschmelzen, in die historische Forschung eingeführt zu werden. Die glänzenden Vorzüge der Schule von Schrörs offenbaren sich denn auch in den zahlreichen Arbeiten des jungen Mönches: eine unter peinlicher Akribie vollzogene Analyse der Quellen, verbunden mit der seltenen Gabe, das in nüchternster Arbeit gewonnene Resultat in den großen Rahmen der Zeitgeschichte einzufügen und es in vornehmen Formen anzubieten. Auch den kleinen und kleinsten Arbeiten P. Ildefons' wird die Kritik das Lob spenden können, mit dem sein Lehrer Schrörs das Lebenswerk des Prälaten und großen Kunsthistorikers Friedrich Schneider († 21. September 1907) in feinsinniger Art charakterisieren durfte: ‚Eine Klein-

* Les collaborateurs de sainte Hildegarde. Extrait de la Revue Bénédictine. Abbaye de Maredsous 1904.

arbeit, in der überall das Ganze funkelt, wie im Demant das Licht.'

Sein eigentliches Fachstudium, das der Bonner Kirchenrechtslehrer Ulrich Stutz liebe- und verständnisvoll unterstützte, wurde seit 1905 die kirchliche Rechtsgeschichte, vor allem in der Richtung des Ordensrechtes. Gleich die erste Publikation über ‚das Paktum des hl. Fructuosus von Braga' (1907)* ist eine meisterhaft geführte Untersuchung, an die Ulrich Stutz in einem begeisterten Vorwort den Wunsch knüpfte: ‚Möchte noch oft benediktinische Gelehrsamkeit, gewappnet mit dem Rüstzeug historisch juristischer Schulung, zur Aufhellung der noch vielfach im Dunkeln liegenden Geschichte des Ordensrechtes tätig werden.' Eine Reihe höchst bedeutungsvoller kulturgeschichtlicher Probleme werden aufgerollt, die das Interesse nicht nur des Fachgelehrten beschäftigen können: Dem germanischen Rechtselement im kirchlichen und monastischen Rechtsleben forschend nachzuspüren, ist die stets durchschimmernde Tendenz, der auch die scharfsinnige Arbeit über die ‚Geschichte der Benediktinischen Profeßformel' (1912) ihre Entstehung verdankt. War in der erstgenannten Arbeit die überraschende Ähnlichkeit von Mönchsprofeß und westgotischem Untertaneneid erwiesen, so wurde in der zweiten die Umgestaltung des römischen Gehorsamsbegriffes in den germanischen Treubegriff in straffer Beweisführung und unter Herbeiziehung eines weitschichtigen Quellenmaterials dargetan.

Bereits die erste Untersuchung war zum Teil nur dadurch ermöglicht, daß sich in dem rastlosen Mönche eine eingehende Kenntnis der Rechtsgeschichte mit der der kirchlichen Liturgie, jener Domäne der Schüler des hl. Benedikt, glücklich verbanden: Die vergleichende Erforschung von Recht und Liturgik hat er beherzt und erfolgreich angegriffen. So sind diesem vergleichenden Studium, das zudem noch von ikonographischen Forschungen vorteilhaft begleitet wurde, eine ganze Schar kleiner, aber stets gehaltvoller und anregender Aufsätze zu verdanken: Die Darstellung Jesu im Tempel in der Pfarrkirche zu Schwarzrheindorf (1908), Zu der Schwarzrheindorfer Darstellung Jesu im Tempel (1910), Der hl. Johannes Evangelist auf Patmos in der Pfarrkirche zu Schwarzrheindorf (1911), Die hl. Hildegard von Bingen und das Oblateninstitut (1912), Zur Ikonographie des Kapitelsaales der Abtei Brauweiler (1912), Der Gemäldefries an der Westapsis des Domes zu Trier (1912), Zur Ikonographie des Sacramentarium Fuldense (1913)*. Vor allem aber hat er in der im besten Sinne des Wortes populär gehaltenen, aber überaus gewissenhaft gearbeiteten und vom feinsten poetischen Empfinden getragenen Untersuchung über ‚Germanische Rechtssymbolik in der römischen Liturgie' (1913)** Erklärungen zu der Segnung der Brautkammer, des Fußtritts und Backenstreichs bei der Firmung, der Handreichung beim Gehorsamsversprechen des Neupriesters und beim Jungfräulichkeitsgelöbnis der gottgeweihten Jungfrauen, der Investitur und der Traditio instrumentorum bei den hl. Weihen gegeben, die den Rechtsgelehrten und Liturgiker in gemeinsamer vergleichender Arbeit zeigen.

Am 27. und 28. November 1912 hatte der regsame Verein akademisch gebildeter Katholiken in Düsseldorf seine Mitglieder und Freunde zu Vorträgen über die katholische Liturgie als Gesamtkunstwerk einge-

* Heft 40 der von Ulrich Stutz herausgegebenen kirchenrechtlichen Abhandlungen. Stuttgart 1907.

* Sie erschienen in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, der Zeitschrift für christliche Kunst und den Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. — Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch seine Abhandlungen über „einen mittelalterlichen Kanon des menschlichen Körpers" (Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. XXXII, Berlin 1909), „Zur Geschichte des Kreuzoffiziums" (Katholik 1909) und „Die lothringischen Pfalzgrafen und die niederrheinischen Benediktinerklöster" (Annalen 89. Heft, Köln 1910). — Die sich auf die Erklärungen des Gemäldezyklus in der Oberkirche zu Schwarzrheindorf beziehenden Aufsätze sind von P. Ildefons zusammengefaßt bei W. Neuß, Das Buch Ezechiel in Theologie und Kunst bis Ende des XII. Jahrhunderts. Münster 1912, S. 308—325.

** Die Untersuchung hatte P. Ildefons 1912 auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Freiburg i. B. in der Sektion für Rechts- und Sozialpolitik vorgelegt. Sie erschien in den Deutsch-rechtlichen Beiträgen (herausgegeben von Prof. Dr. K. Beyerle) Bd. 4. Heft 8. Heidelberg 1913.

laden. Zwei Mitglieder der Laacher Ordensfamilie, P. Gregor Böckeler und P. Ildefons Herwegen hatten sich in die Aufgabe geteilt. Während der erste, sich selbst auf dem Flügel meisterhaft und mit feinsinniger Anlehnung an die moderne musikalische Formensprache begleitend, die liturgischen Gesänge dem von der Schönheit und musikalischen Qualität der heiligen Musik tief ergriffenen Publikum vorführte, sprach P. Ildefons über den ‚Verklärungsgedanken' in der katholischen Liturgie. Sein Vortrag zeigte, mit welch hingebender Begeisterung er sich in diese unerschöpflichen Quellen vertieft hatte, zugleich aber auch, mit welch klugem Takt und feinstem Verständnis für die geistige Struktur des modernen Lebens er diesen kostbaren, von seinen Brüdern wie einen Gral gehüteten Schatz in eine vornehme Propaganda für katholische Ideale einzustellen verstand.

Der Blick auf diese sich zusehends steigernde wissenschaftliche Tätigkeit des nunmehr zur Abtwürde erhobenen Mönches mag die Frage als berechtigt erscheinen lassen, ob die kirchliche Wissenschaft, die wahrlich der Arbeiter sehr bedarf, nicht größeren Vorteil gewonnen hätte, wenn zu den Mühen des Gelehrten nicht noch die verantwortungsvollen Lasten des Abtes getreten wären. Wir unsererseits können uns diesem Bedenken nicht anschließen: Was dem Gelehrten etwa an Muße durch höhere Pflichten genommen werden sollte, wird er als führendes Glied seines ‚eigentlich wissenschaftlichen Ordens, bei dem strenge auf Wissenschaft gesehen werden muß' *, durch Anregung, Förderung und zielbewußte Organisation des wissenschaftlichen Betriebes in seiner aufblühenden Ordensfamilie reichlich ersetzen. Die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchen- und Kunstgeschichte, hat noch eine stattliche Zahl vornehmer Forderungen, deren Einlösung wir am liebsten in der Hand einer Schar geschulter und in wissenschaftlicher Tradition aufgewachsener Mönche sehen möchten. Daß P. Ildefons sich im Jahre 1912 an die Spitze eines großangelegten und solide fundamentierten Unternehmens stellte, welches sich die systematische Erforschung des alten Mönchtums und des Benediktinerordens zur Aufgabe gestellt hat, ist uns ein Beweis, daß dem Erwählten die eben skizzierten Ideen und Wünsche nicht fremd sind.

Gerade die Geschichte des Benediktinerordens bietet den lebendigen Beweis, daß die restlose Erfüllung der wesentlichen Forderung des hl. Benedikt, nach welcher dem opus Dei nichts vorgezogen werden darf (caput XLXXX Sanctae Regulae), wohl vereinbar ist mit der vollen Entfaltung eines organisierten wissenschaftlichen Lebens*. Diese Synthese von glühendem Verlangen nach der conversio morum und hingebender Liebe zu den Wissenschaften hat kein geringerer als Jean Mabillon († 1707) in seinem goldenen, unsterblichen Traité des études monastiques (Paris 1691) gegen Armand Le Bouthillier de Rancé († 1700), unwiderlegbar verteidigt. Wir begnügen uns, auf die Congregatio S. Mauri in Frankreich wie auf das Benediktinerkloster zu St. Blasien im Schwarzwald während des 18. Jahrhunderts zu verweisen. Man braucht nur einen Mann wie den Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien (1720—1793) zu nennen, um an die Möglichkeit der Vereinbarung eines ernsthaften Studiums mit den vielgestaltigen Pflichten des Abtes glauben zu können. Getragen von monastischen Gedanken, tief besorgt, in sich und seinen Söhnen ‚jenen neuen Menschen zu schaffen, dessen lebendiges Vorbild unser Erlöser in seiner eigenen Person geprägt hat', dabei ein unermüdlicher Gelehrter und genialer Organisator eines erstaunlichen, geradezu vollkommen zu nennenden wissenschaftlichen Lebens, — wird er stets ein Vorbild für den sein, der wie die hl. Regel sagt, berufen ist: Christi agere vices in monasterio (caput II Sanctae Regulae). Diesen mit Sorgen und Aufgaben allzu reich gesegneten Abt konnte trotzdem der gelehrte

* Ein Wort König Ludwig I. von Bayern.

* Jean Mabillon, Traité des études monastiques, Widmungsblatt an die jungen Religiosen.

Engelbert Klüpfel in seinem wertvollen Necrologium als das ‚insigne litterarum Germaniae decus' preisen und ihm mit Recht nachrühmen, daß er ‚tantum doctos inter Alemannos caput extulit, quantum, ut poeta canit, lenta solent inter viburna cupressi'. Möchte dem neuen Abte von Laach das hohe Glück einer ihm auch in wissenschaftlicher Richtung treu und begeistert folgenden Familie beschieden sein, damit die Chronik über seine Abtszeit melden kann: seine Söhne seien — um ein geistvolles Wortspiel Martin Gerberts zu variieren — nicht sowohl otiosi admiratores, sondern vor allem studiosi imitatores der Kunst ihres Vaters gewesen.

Franz Xaver Münch.

Philosophie

Die Überschätzung der experimentellen Psychologie und der Anspruch mancher ihrer Vertreter, als die allein noch ‚wissenschaftlichen' und ‚modernen' Vertreter der Seelenkunde zu gelten, hat in den letzten Jahren manchmal Formen angenommen, die notwendig zum Widerspruch herausfordern, zum Widerspruch auch bei solchen, von denen an sich die Einführung des methodischen Experiments in die psychologische Forschung als ein sehr großer und noch sehr aussichtsreicher Fortschritt anerkannt wird. Man kann durchaus überzeugt sein, daß sich viele, wichtige Kapitel der Psychologie, vor allem der Sinnespsychologie, längst nicht mehr sachgemäß ohne die volle Würdigung der experimentellen Ergebnisse behandeln lassen, ohne deshalb ‚moderne Psychologie' und ‚experimentelle Psychologie' einander nahezu restlos gleichzusetzen, wie es neuerdings wieder in der Schrift von Karl Marbe über ‚Die Aktion gegen die Psychologie' geschieht*. Es ist an dieser Stelle noch unlängst (im letzten Aprilheft S. 111 ff.) darauf verwiesen worden, daß gerade der Altmeister der experimentellen Psychologie in Deutschland, Wilhelm Wundt, in einer aus gleichem Anlaß wie Marbes Broschüre entstandenen wertvollen Schrift, außer der Bedeutung auch die Grenzen des Experiments in der Psychologie ausdrücklich hervorhebt und anerkennt, daß die experimentelle Forschungsmethode auf gar manchen wichtigen und umfangreichen Problemgebieten, wie z. B. in der Völkerpsychologie, überhaupt zu keiner eigentlichen Anwendung kommen kann. Auch im Gebiete der Individualpsychologie bleiben die eigentlichen höheren Denk- und Willensvorgänge, trotz einiger experimentellen Anläufe, doch im wesentlichen der phänomenologischen Erkundung vorbehalten wie bisher. Und wenn man von der empirischen Feststellung zur Erklärung, also erst zu der eigentlichen wissenschaftlichen Aufgabe der Psychologie fortschreitet, dann ist es ganz unerfindlich, wie hier nicht der Experimentator dem theoretischen Denker, also dem Philosophen im alten Sinne, den Platz räumen sollte.

Die Überzeugung von dem unauflöslichen Zusammenhang zwischen Psychologie und Philosophie, die an dieser Stelle schon öfter bekundet worden ist, hat unlängst erst ein neben Wundt bahnbrechender Vertreter der Psychologie in Deutschland, Theodor Lipps, aus Anlaß einer autobiographischen Skizze* in Sätzen ausgesprochen, die einer Spitze gegen die Überschätzung der experimentellen Methoden nicht entbehren. Er betont, daß für ihn Psychologie die philosophische Grundwissenschaft bedeutet und fährt fort: ‚Die experimentelle Psychologie bearbeitet einzelne Gebiete, insbesondere die Psychophysik, nach einer der Psychologie an sich fremden Methode.'

Es besteht umsomehr Anlaß, diese Worte von Theodor Lipps hier zu zitieren, als er zu denjenigen Professoren gehört, auf die sich Marbe in gewissem Sinne berufen zu können glaubt, weil sie die früher schon erörterte Protesterklärung von 107 Dozenten gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit reinen Experimentalpsychologen nicht unterzeichnet haben. Schon dieser eine Fall, dem sich leicht andre zugesellen

* Verlag Teubner, Leipzig. Brosch. 80 Pf.

* Vgl. ‚Geistiges und künstlerisches München — in Selbstbiografien' (ein übrigens sehr lückenhaftes und ungleichmäßiges Werk, Verlag Max Kellerer, München 1913. Geb. M 6.—) S. 222.

ließen, zeigt, aus wie verschiedenen Gründen und Auffassungen die Unterschrift eines solchen Sammelprotestes unterlassen werden kann, und als wie wenig stichhaltig daher die von Marbe aufgestellte Statistik der Unterzeichner bezw. Nichtunterzeichner und seine ebenfalls ganz statistisch-äußerliche Klassifizierung ihrer größeren oder geringeren psychologischen Sachkenntnis bei näherem Zusehen sich herausstellt. Wenn man mit Marbe (S. 5) die Verwendung der Statistik neben der Experimentalmethode zu den charakteristischen Vorzügen der modernen Psychologie rechnet, sollte man bei der eigenen Anwendung statistischer Beweismittel weniger Handhaben zu berechtigter Kritik darbieten. Aber es macht sich, wie auch anschließende Zeitungspolemiken erkennen lassen, in der ganzen ‚Aktion' für, bezw. gegen die experimentelle Psychologie, öfters auf beiden Seiten eine Überreizung geltend, die geeignet scheint, in dem eigentlichen, sachlichen Meinungsgegensatz mehr verwirrend und verstimmend als klärend und fördernd zu wirken. Wenn es Marbe der besagten Protesterklärung von 107 deutschen Dozenten vorwirft, sie laufe praktisch darauf hinaus, ‚eine aufblühende Wissenschaft zu unterdrücken', so steht dies zum Inhalt des Protestes und der ausdrücklich bekundeten Absicht seiner Urheber in offenbarem Widerspruch. Nicht gegen die weitere Entfaltung der experimentellen Psychologie war der Protest gerichtet, sondern nur dagegen, daß sich diese wünschenswerte Weiterentwicklung auf Kosten der Philosophie und ihrer allseitigen Vertretung im Lehrkörper der Hochschulen vollziehe. Und dagegen wird sich bei der jetzigen Lage der Dinge nichts einwenden lassen, solange man nicht die Bedeutung der Philosophie für die gesamten wissenschaftlichen Lebenszusammenhänge ebenso unterschätzt, als man die Tragweite der experimentellen Psychologie vielfach zu übertreiben geneigt ist.

Dr. Max Ettlinger.

Bildungswesen

Das Robert-College bei Konstantinopel (gegr. 16. Sept. 1863) **und die deutsche geistige Interessenvertretung im Orient.** Wenn man nach den Gründen für die strategischen Erfolge der Balkanvölker während des letzten Krieges fragt, ist man, wenigstens in Deutschland, nur zu sehr geneigt, die intellektuellen Fortschritte zu unterschätzen, die sie trotz aller politischen Misere ihrer Staaten während des letzten Menschenalters gemacht haben. Wir selbst werden zwar nicht müde, die Bedeutung der Volksbildung für unsere Siege in den Jahren 1866 und 1870 zu betonen, wir scheinen aber seit der Stärkung unserer politischen und wirtschaftlichen Stellung in Europa viel von dem Verständnis für das, was man Imponderabilien nennt, und für deren Bedeutung im Völkerleben verloren zu haben. Nicht, daß sie die Türkei überhaupt unterstützt, kann man unserer Reichsregierung zum Vorwurf machen, wohl aber das, daß sie in ihren Mitteln dabei sich einseitig auf die militärische Seite beschränkt hat, die ohnedies nicht die schwächste der Türken ist, anstatt sich die Frage vorzulegen, ob die Türken denn die geistigen Vorbedingungen erfüllt haben, die auch zur Modernisierung des Heerwesens unerläßlich sind. In letzter Zeit scheint man sich des begangenen Fehlers bewußt geworden zu sein; denn es tauchten in der Presse wiederholt Gerüchte auf von beabsichtigter Gründung deutscher Universitäten in der Türkei, die allerdings mit dem Ausbruch des Krieges wieder verstummten*.

* Als die obigen Zeilen bereits zum Satz gegeben waren, erschien im Lpz. Tagebl. Nr. 380 vom 29. Juli 1913 ein beachtenswerter Aufsatz von Herrn Syndikus Dr. Mohr über die Frage: Wie ist unsere Stellung im Orient zu verbessern? Derselbe plädiert ebenfalls für die Schaffung eines Zentralpunktes für die deutschen wissenschaftlichen Interessen im Orient (vor allem Sprachforscher, Ethnographen, Archäologen, Theologen), verbunden mit einer umfassenden Orientbibliothek, etwa nach dem Muster der Deutschen archäolog. Institute in Rom und Athen, wobei übrigens zu bemerken ist, daß in Konstantinopel bereits ein russisches archäologisches Institut besteht. Daneben wünscht Dr. Mohr aber auch deutsch-türkische praktische Hochschulen zur Vorbildung von Ärzten, Ingenieuren, Apothekern usw., deren Früchte vor allem der deutschen Industrie zugute kommen würden. Es wäre zu wünschen, daß diese Anregungen von unseren Kapitalisten beherzigt würden, damit der

Wenig bekannt ist es nun, daß die Richtigkeit der vorstehenden Erwägung bereits vor fünfzig Jahren von den Amerikanern erkannt und — erprobt worden ist. Wenn man sich auf herrlicher Fahrt durch den Bosporus Konstantinopel nähert, erblickt man zur Rechten auf der Höhe des Bergzuges zwischen Rumili Hissar und Bebek einen Komplex stattlicher, moderner Gebäude. Das ist das Robert-College, von dem noch unlängst eine größere deutsche Zeitung in einer Übersicht über Stiftungen für amerikanische Universitäten behauptete, es läge nicht etwa bei der türkischen Hauptstadt, sondern an einem danach benannten Platze im Staate Neuyork (!). Und dieses College arbeitet nun schon fünfzig Jahre unverdrossen daran, im Geiste seines Stifters, des aus einer französischen Hugenottenfamilie stammenden Neuyorker Kaufmannes und Philanthropen Christopher Robert (1802—1878), den in der Türkei lebenden Völkern eine vollkommenere Erziehung im Sinne westlicher Kultur zu geben. Das College ist also keine Universität, sondern eine Art Gymnasium nach amerikanischem System. Die Schwierigkeiten des Unternehmens waren anfangs nicht gering. Handelte es sich doch darum, an Sprache und Glauben so verschiedene Nationen, wie Armenier, Bulgaren, Griechen und Türken, gleichsam unter einen Hut zu bringen; denn irgendwelche Bevorzugung einer Nation mußte streng vermieden werden, sollte der Zweck des Werkes gelingen*. In Wirklichkeit kam zwar die hier gebotene Bildung fast allein den christlichen Völkern zugute, da die Türken bei ihrer Exklusivität in den ersten 17 Jahren überhaupt ausblieben, seitdem nur in geringer Zahl vertreten sind, die erst seit 1898 eine stärkere Steigerung zeigt. Um so lebhafter war die Beteiligung von Zöglingen der übrigen drei Nationen, die fortan das Hauptkontingent stellten, wobei allerdings starke Schwankungen zu beobachten sind. So standen in den ersten 25 Jahren an erster Stelle die Bulgaren, an zweiter die Armenier und erst an dritter die Griechen, die sich lange sehr reserviert gegen das College verhielten, offenbar wegen der starken Zahl der mit ihnen stets verfeindeten Bulgaren. In demselben Maße aber wie die Zahl der Bulgaren (seit etwa 20 Jahren) zurückging — sie beträgt jetzt nur noch ein Drittel der früheren Stärke —, nahm die der Griechen zu, und zwar so stark, daß sie jetzt an erster Stelle stehen und fast die Hälfte aller Schüler ausmachen. Am gleichmäßigsten war der Besuch seitens der Armenier, die auch das stärkste Kontingent an Schülern stellten. Im Ganzen hatte das College bis 1903 über 2500 junge Leute, vorwiegend aus den drei genannten Nationalitäten, ausgebildet, von denen es 435 mit Auszeichnung absolvierten, und zwar 195 Bulgaren, 144 Armenier, 76 Griechen, 14 Engländer und Amerikaner und — ein Türke. Die Zahl der jährlichen Schüler betrug zuletzt (1902/3) über 300, während sie bis 1870 nicht über 80 hinauskam. In diesem Jahre wurde nämlich das College stark erweitert und von Bebek nach Rumili Hissar verlegt, und seitdem erfreut es sich trotz aller Erschütterungen, denen es durch die unsichere politische Lage der Türkei ausgesetzt war, einer stets steigenden Anerkennung und Unterstützung. Noch vor zwei Jahren fiel ihm aus der Erbschaft des Millionärs J. Kennedy, eines der besten Freunde und Berater des College, die Summe von 7¼ Mill. Mark zu. Als sein Ziel bezeichnet es nach wie vor die Ausbildung starker und lauterer Persönlichkeiten, ein Ziel doppelt notwendig im Orient mit seinen vielen persönlichkeitsfeindlichen Tendenzen. Zum Glück fehlte es unter den Leitern des College nicht an Männern, die selbst Charaktere waren und dabei wieder Charaktere bilden konnten, wie C. Hamlin, G. Washburn* und A. Long; unter

deutsche Name im Orient endlich einmal zur verdienten kulturpolitischen Geltung gelangt und zugleich für unsere im Inland versauernde überschüssige akademische Intelligenz ein neues Betätigungsfeld geschaffen wird.

* In Meyers ‚Türkei und Donaustaaten' 5. Aufl. S. 300 steht irrtümlich, daß das R.-C. der Bildung junger Bulgaren diene.

* Dieser hat seine Erinnerungen niedergelegt in dem auch zeitgeschichtlich wichtigen Buche: Fifty years in Constantinople, Boston and New-York 1911. Aus diesem ist auch der Stoff für die vorliegenden Bemerkungen geschöpft.

seinen Lehrern nicht an Namen von wissenschaftlichem Klang, wie v. Millingen, dem Verfasser eines grundlegenden Werkes über das byzantinische Konstantinopel. Im übrigen ist die Lehrerschaft des College ebenso international wie seine Schüler, schon aus dem Grunde, weil diese auch in ihrer Muttersprache zu unterrichten sind. Das Robert-College darf sich rühmen, mehrere nachmals führende Geister ihres Vaterlandes in den Reihen seiner Zöglinge gehabt zu haben, namentlich unter den Bulgaren, von denen drei spätere Minister waren, nämlich Stoiloff, Slaweikoff und Geschoff, der kürzlich zurückgetretene Ministerpräsident. Es ist auch die Mutter einer Anzahl von Tochteranstalten in der Türkei geworden, sowie die Pflanzschule zahlreicher staatlicher und nationaler Schulen in der Türkei, und das Vorbild, dem man auch in den Balkanstaaten nacheifert. Und auch die Mutteranstalt selbst ist unermüdlich an ihrer Vervollkommnung tätig; neuerdings wurde beschlossen, aus den Mitteln des Kennedyschen Vermögens im Anschluß an das College eine Ingenieurschule zu gründen, für die Türkei wie für die Balkanstaaten ein dringendes Bedürfnis. Die Anlage einer Bibliothek ist noch immer ein frommer Wunsch, ihr Fehlen aber ein Mangel, den jeder, der einmal längere Zeit in Konstantinopel geweilt hat, schwer empfunden haben wird. Denn öffentliche Bibliotheken für die Bedürfnisse des Europäers gibt es dort noch immer nicht. Hier wäre einmal Gelegenheit geboten, die so oft zur Schau getragene deutsche Türkenfreundschaft fruchtbar zu gestalten und zugleich in den Dienst einer wirklichen Kulturaufgabe zu stellen. Oder wollen wir auch auf diesem eigensten Gebiete deutscher Wissenschaftsbetätigung, des Bücherwesens und der Bibliotheksorganisation, den Amerikanern das Feld überlassen, anstatt, wie sonst auf dem Felde der Wissenschaft, Hand in Hand auch im Orient mit ihnen zu gehen und ihre fruchtbringende Tätigkeit zu ergänzen durch ein Werk des Friedens, das dem deutschen Namen zu neuer Geltung daselbst verhelfen und ihm bei allen beteiligten Nationen größeren Dank sichern würde als seine Hilfe in den Werken des Krieges zur Stütze einer einzigen?

Univ.-Dozent Dr. K. Dieterich.

Literatur

Der Faun Molon von ,Maler Müller'. Ein Klassikerfund ist bei dem heutigen intensiven Betrieb der literarhistorischen Forschung und bei dem unheimlichen Eifer um Ausgrabung aller möglichen Lappalien gewiß keine Alltäglichkeit. Bei dem am meisten verkannten und am schwersten zu bewertenden, weil eigenwilligsten Genie der Sturm- und Drangperiode — wenn man denn diese dem klassischen Schrifttum zurechnen will —, dem schicksalgeprüften ,Maler Müller' (Johann Friedrich Müller*, geb. 13. Januar 1749 in Kreuznach, gest. 23. April 1825 in Rom) ist ein solcher ganz unerwarteterweise doch geglückt. Über den Ausgaben der Werke des Malerpoeten waltete ein eigener Unstern. Müller selber war sehr sorglos gegenüber den Kindern seiner Muse. Er befand sich eben in einer seltsamen Verblendung über seine eigentliche Begabung: er hielt sich für einen mäßigen Dichter und tüchtigen Maler; tatsächlich war er ein miserabler Maler, aber ein rassiger Dichter. So kam es, daß weder die Einzelausgaben noch die (sehr unvollständige und verballhornte) Sammelausgabe irgendwie gelungen sind. Vieles ist verloren gegangen, manches noch nicht gedruckt, der Nachlaß zerstreut und noch wenig bearbeitet. Man darf sogar sagen, daß sein Bestes bis vor kurzem unbekannt war, eben jener jetzt ans Tageslicht gezogene Fund, von dem hier die Rede sein soll.

Man war sich unter den Kennern der ,Stürmer und Dränger' längst darüber einig, daß Müllers Kraft und Eigenart — wenn man von den unausgereiften, aber genialischen dramatischen Versuchen, dem Faustfragment, Niobe und Golo und Genoveva, absieht — in seinen Idyllen liege. Von diesen galten bisher die beiden Stücke aus

* Eine gedrängte Übersicht über die äußeren Lebensumstände Müllers nach dem heutigen Stande der Forschung bietet meine Studie: Der ,Maler Müller' in Rom, in der Anton de Waal-Festgabe. Rom-Freiburg i. Br. 1913, S. 172—233.

dem pfälzischen Landleben, ‚Die Schafschur‘ und ‚Das Nußkernen‘, als die besten, während die biblischen Szenen und die antikisierenden Idyllen mit ihren Faun-, Nymphen- und Satyrgestalten weniger geschätzt wurden. In der Tat stehen letztere, soweit sie bisher bekannt waren, im allgemeinen an Lebenswahrheit hinter den pfälzischen Idyllen zurück. Aber wer genauer zusah, konnte auch so schon an einzelnen jener antikisierenden Stücke bemerken, daß das erborgte griechische Gewand nur ganz oberflächlich die lebendig-derben rheinpfälzischen Bauernglieder verhüllte. Das ist besonders deutlich bei dem vor kurzem aufgefundenen und veröffentlichten ‚Faun Molon‘*, den ich nicht anstehe, die wertvollste Dichtung Müllers zu nennen.

Bisher bedauerte man auf Grund von Mitteilungen Müllers selbst sowie seines Freundes Ferdinand von Eckstein neben anderen verschwundenen Schöpfungen des Dichters vor allem den Verlust von drei Idyllen: ‚Bacchidons Hochzeit‘, ‚Die Erzählungen des Pantharus‘ und ‚Der Christabend‘. Über die beiden letzteren liegen von unserem Dichter selbst und von seinem Freunde Heinse gewisse Andeutungen vor. Danach müssen sie der Hauptsache nach noch in Deutschland, in Zweibrücken oder Mannheim, entstanden sein; und Müller hat, als er 1778 nach Rom aufbrach, die Entwürfe zur Vollendung mit nach Italien genommen. Nun wissen wir aus einem unter dem 27. Oktober 1781 an F. H. Jacobi gerichteten Briefe Heinses, mit dem Müller in den ersten Jahren seines römischen Aufenthaltes aufs intimste verkehrte, daß der ‚Zentaur Pantharus‘ (die Titelbezeichnung wechselt), bestehend aus neun Idyllen, im Herbst 1781 fertig war und dem Freunde Heinse zugeeignet wurde. Dem scheint aber die Angabe Müllers selbst zu widersprechen, der 1810 an Batt schrieb, ursprünglich habe er Heinse den ‚Christabend‘ widmen wollen, den er 1783 verfaßt habe; da aber dem Freunde der ‚Pantharus‘ besser gefiel, ‚ließ ich jenen liegen und fertigte diesen aus‘. Eine ungezwungene Aufklärung ergibt sich, wenn wir das ‚Ausfertigen‘ betonen: 1781 lag das Werk in neun Idyllen abgeschlossen vor, und später hat es Müller, angeregt durch des Freundes Lob, überarbeitet und erweitert. Nun findet sich aber in Müllers Nachlasse, von dem ein Teil durch Tieck bezw. dessen Biographen Köpke an die Kgl. Bibliothek in Berlin kam, während der im Besitze des Verlegers Schwan befindliche Rest durch dessen Teilhaber Götz teilweise von Kürschner und dann vom Frankfurter Goethemuseum erworben wurde, teilweise an Oertel gelangte, kein Manuskript mit dem Titel ‚Erzählungen des Pantharus‘. Dagegen fand sich unter dem Frankfurter Material die Handschrift einer Idylle vor, die ‚Der Faun Molon‘ betitelt ist. Prof. O. Heuer, der Generalsekretär des Frankfurter Freien deutschen Hochstifts, hat nun nachgewiesen, daß wir in ihr den verloren geglaubten ‚Pantharus‘ zu erblicken haben.

Der Name ‚Molon‘ kommt unter den bisher veröffentlichten Schriften Müllers nur in der reizenden kleinen Idylle ‚Der Faun‘ vor, die schon 1775 in der Mannheimer ‚Schreibtafel‘ erschienen war. Man muß Heuer unbedenklich darin zustimmen, daß wir in dieser den letzten Abschnitt des ‚Pantharus‘-Zyklus vor uns haben, zu dem sie den passenden Abschluß bildet. Das im Goethemuseum aufgetauchte Manuskript enthält die zweite bis elfte Idylle des Zyklus; nur die erste ließ sich bisher nicht auffinden und wird wohl als endgültig verloren betrachtet werden müssen. Von letzterem Bruchstücke abgesehen, besitzen wir also jetzt die erwähnte ‚Ausfertigung‘ Müllers: die in Deutschland verfaßten ursprünglichen neun Idyllen hat er in Rom um drei weitere vermehrt, und zwar sind offenbar die sechste bis achte Idylle eingeschoben worden. Daß ‚Der Faun Molon‘ mit den ‚Erzählungen des Pantharus‘ identisch ist, geht zur Evidenz daraus hervor, daß bei ihm alles zutrifft, was die gelegentlichen Bemerkungen des Verfassers sowie Heinses

* Nach der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von O. Heuer. Leipzig, Ernst Rowohlt, 1913. XXXIX. und 234 S. 12°.

und Eckſteins über Inhalt und Habitus jenes verſchwunden geglaubten Werkes verraten. Auch der Titelwechſel erklärt ſich unſchwer: Der ſinnenfrohe Heinſe hatte ſein vorzügliches Wohlgefallen an den laſziven Erzählungen des Zentaurn von ſeinen ‚Eheirrungen‘ u. dgl. und dürfte im Verkehr mit Müller das Werk dementſprechend tituliert haben; dem hat ſich der gutmütige Müller in ſeiner Korreſpondenz adaptiert, ohne aber den Titel in der Handſchrift ſelber einzuführen. Das 130jährige Verſchwinden des ‚Faun Molon‘ hat ſeinen Grund in den ſeltſamen Schickſalen der Originalhandſchrift. Müller ſandte ſie etwa 1789 aus Rom an ſeinen Verleger Schwan in Mannheim; dieſer konnte ſich jedoch wegen der leichtfertigen Moral des Stückes nicht zur Drucklegung entſchließen. Da der ſorgloſe Müller ſich nicht weiter um die Sache kümmerte, blieb das Manuſkript in Mannheim liegen und geriet ſchließlich in Vergeſſenheit. Erſt als Tieck eine Geſamtausgabe der Müllerſchen Werke vorbereitete, erkundigte ſich der Dichter 1807 brieflich bei Schwan nach dem Verbleib des Manuſkriptes, erhielt aber keinen rechten Beſcheid; und als Batt auf genauere Auskunft drängte, erklärte Schwan, er habe das Manuſkript nie erhalten, es müſſe alſo wohl auf der Poſt verloren gegangen ſein. Tatſächlich befand ſich die Idylle bei Schwan, der ſie wohl verlegt hatte und ſich mit einer billigen Ausrede half; und aus deſſen Beſitz iſt ſie an Götz und ſchließlich in das Frankfurter Goethemuſeum gelangt, wo ſie von O. Heuer aus der ſchwer entzifferbaren Handſchrift mit ihrer krauſen Orthographie endlich in muſtergültiger Weiſe unter Beifügung einer gut orientierenden Einleitung herausgegeben worden iſt. Gewiſſe aditionstechniſche Bedenken zu erörtern, iſt hier nicht der Platz; ich denke mich an anderer Stelle darüber zu äußern.

Dieſer Fund eines raſſigen Werkes aus der Sturm- und Drangperiode iſt nicht nur wertvoll für die allgemeine Charakteriſtik der Epoche, deren Geiſt kaum irgendwo unvermiſchter zutage tritt, ſondern auch wichtig für die Abrundung des Bildes der Müllerſchen Dichterperſönlichkeit, die damit weit über Klinger und Lenz hinaustritt. Wenn ich geſagt habe, daß ‚Der Faun Molon‘ die beſte der Schöpfungen des Maler Müller ſei, ſo finde ich mich in Übereinſtimmung mit dem Urteil Heinſes, das wir bisher nachzuprüfen nicht in der Lage und vielleicht ſeiner kritikloſen Freundesbegeiſterung zuzuſchreiben geneigt waren. Schon in dem erwähnten Briefe von 1781 an F. H. Jacobi bemerkt Heinſe, es fänden ſich in den Zentaurerzählungen ‚wahrhaft homeriſche Bilder und glücklichſte Züge von Natürlichkeit‘. Wie ſehr die Idylle den feinfühligen Äſtheten entzückte, läßt ſich entnehmen aus Müllers vom Jahre 1810 datiertem ‚Schreiben zum Adonis‘, in dem es mit Bezug auf das Abhandenkommen des Molonmanuſkriptes heißt: ‚Wenn dieſer Verluſt mir einiges Mißvergnügen erregt, ſo iſt es bloß in Betracht auf Heinſe, mit dem ich damals in brüderlichſter Verbindung hier lebte; daher jede kleine Erinnerung an ihn, den Geiſt- und Lebensvollen, mich doppelt ſtark ergreift. Er ſchwur, daß er ſie [die Idylle] über alles, was er von meiner Muſe kenne, ſetze. Ja, verſchiedene Male ließ er beim Glaſe Wein das Wort fallen, daß er ſie für echte Stallmeiſterarbeit erkenne — ein Ausdruck, der nach einer Novelle von Boccaccio geformt iſt und unter uns galt, etwas, was aus Überfluß oder innerem Drang ausgeſchüttet wird, anzudeuten; und er glaubte, daß Theokrit, den er nur als einen Anhang zum Homer betrachtet, in gleicher Lage und unter gleichen Umſtänden ſie nicht gediegener vorgeſtellt hätte.‘ Wir können heute darin keine Übertreibung ſehen. Denn wenn ‚Der Faun Molon‘ auch äußerlich betrachtet zu den Idyllen in antiker Einkleidung gehört, die im allgemeinen kein allzu günſtiges Vorurteil erwecken, ſo ragt er doch weit über alles hinaus, was das 18. Jahrhundert in dieſem Genre hervorgebracht hat. Dieſe Faune und Zentauren ſind nicht gekünſtelte Marionetten im Stile der zeitüblichen Schäferpoeſie, keine ſentimentalen Schemen à la Geßner, ſondern im tiefſten

Kern echte Pfälzer mit allen Vorzügen und Mängeln dieses Stammes; und vielleicht nie ist das Wesen dieses in der Literatur auffallend stiefmütterlich behandelten Volksschlages so lebensvoll und naturwahr dargestellt worden wie hier. Die Fabel ist kurz diese: Einem harmlosen, aber leichtsinnigen und genußsüchtigen Faun, der sich mit seiner Familie schlecht und recht vom Weinbau nährt, wird sein treues und biederes Weib schwer krank. Tiefbetrübt macht er sich auf, Heilkräuter für die Kranke zu suchen, verirrt sich dabei und gerät in die Felsenbehausung des mächtigen und übermütigen Zentauren Pantharus, der samt seinen Genossen seine mehr oder minder derben und rohen Späße mit dem armen Faun treibt (wobei eine Reihe von episodischen Erzählungen eingeflochten sind); dieser aber macht gute Miene zum üblen Spiel und pflegt an der reichbesetzten Tafel des Mächtigen wacker seinen Bauch, bis er sich endlich des kranken Weibes wieder erinnert; als er aber von den Zentauren zu seiner Behausung gebracht wird, findet er zu seinem Schmerz die Frau tot bei den jammernden Kindern; den Schluß macht die groteske Totenklage an dem Holzstoß, auf dem er die Leiche der Lebensgefährtin verbrennt — die bereits bekannte (zwölfte) Idylle ‚Der Faun'. In diesem simplen Rahmen ist eine Fülle von köstlichen Zügen enthalten, sind die originellen Charaktere plastisch herausgearbeitet (die späteren, ganz offenbar auf römischen Einfluß hindeutenden Einschiebsel, sechste bis achte Idylle, fallen dagegen stark ab); wenn man will, kann man sogar Spuren sozialer Reflexe aus dem rheinpfälzischen Weinbauernleben der damaligen Zeit wahrnehmen. Leider wird der Genuß gestört durch manche zynische Derbheiten, die selbst die Grenzen ausgelassenen Übermutes überschreiten und die Lektüre nur für ganz reife Leser geeignet erscheinen lassen. Der Dichter selber nennt die Idylle ‚die Frucht einer fröhlichen Gemütslage, in welcher die erhitzte Phantasie in üppigen Bildern dem vom Genuß gedrängten Busen augenblicklich Raum zu verschaffen gesucht hat'. Müller scheint das Heikle der Darstellung auch empfunden zu haben, da er die Ablehnung des Verlegers Schwan, der ‚einiger Immoralität wegen' Anstand nahm, das Werk zu drucken, ruhig hinnahm und in späteren Jahren die Aufforderung, die verloren geglaubte Dichtung zu reproduzieren, ablehnte mit der Begründung, er fühle keine Neigung, ‚mit nüchternem Fuße der dithyrambischen Spur nachzutaumeln'. Er tat wohl daran; denn was in der brausenden Jugend geboren wurde und in ihr etwa seine Entschuldigung findet, das konnte das Alter nicht wiedergebären, — es wäre bestenfalls jene bedauerliche Lüsternheit zutage getreten, die in Müllers Alterswerk ‚Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime' so peinlich wirkt. In ‚Faun Molon' ist alles noch von überschüssiger Kraft, wovon namentlich die blutvolle, mit vielen pfälzischen Eigenheiten durchsetzte Sprache trotz all ihrer Zügellosigkeit Zeugnis ablegt; da ist wirklich Urwüchsigkeit und doch überall künstlerisches Empfinden. Wäre diese Idylle früher aufgetaucht, so stände Müller längst höher in der literarhistorischen Bewertung.

Man darf, nachdem schon in den letzten Jahren die fachliche Forschung sich mehr mit dem ‚Maler Müller' beschäftigt hat (wofür z. B. die große Maler-Müller-Bibliographie von Friedrich Meyer ein Symptom ist), wohl hoffen, daß der jetzige Fund Anstoß zu einer sorgfältigeren Würdigung des genialsten aller ‚Stürmer und Dränger' geben wird. Erfreulich ist, daß, wie Prof. O. Heuer mir mitteilt, nächstens eine dreibändige Ausgabe der sämtlichen Müllerschen Idyllen, einschließlich ‚Faun Molon', erscheinen wird, die auch als weitere Neuheit die aufgefundenen Konzeptbruchstücke des ‚Christabend' bringen soll. Ferner ist von seiten des Frankfurter Freien deutschen Hochstifts in Aussicht genommen die Veröffentlichung des Genoveva-Dramas in früherer Fassung sowie der römischen Briefe. Wenn man sich dann auch zur Herausgabe des im Oertelschen Besitz befindlichen Materials entschließen könnte, so wäre wenigstens die notwendigste Vorarbeit zu einer Vollausgabe geleistet.

Johannes Mumbauer.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Belletristik

Unserer Zeit fehlt der eigentliche Erziehungsroman. Mit der verflachenden Wirklichkeitsschreiberei unserer Tage wird es immer beliebter, in Romanen, die äußerlich der Gattung der Erziehungsromane anzugehören scheinen, sich nur mit der Schilderung bestimmter Lebenskreise zu begnügen. Schon wenn man einen Roman als ‚Schilderung von dem und dem' charakterisieren muß, wird es verdächtig sein. Schildern kann auch der Feuilletonist, bilden aber nur der Künstler. Die ‚Lebenssphäre' mit den Allüren, den Redensarten in ihr liegt an der Oberfläche. Wandel und Wachstum aber in der Berührung mit der Umwelt darzustellen, dazu heißt es, in den Tiefen schürfen. Georg Asmussens **‚Die Rastlosen'** (Dresden, C. Reißner) ist äußerlich ein Erziehungsroman, da er die Geschicke eines Ingenieurs vom Knaben bis zum Mannesalter verfolgt. Tatsächlich aber handelt es sich mehr um die Schilderung vom Treiben auf dem Polytechnikum und in der Maschinenfabrik. Georg Asmussen, eine angesehene Hamburger Persönlichkeit, gibt mit seinem Werk ein gutes Beispiel, wie das gefährliche Genre des Romans es erleichtert, sich sogar über künstlerische Grundforderungen hinwegzusetzen. So gibt es Episoden und Dialoge, die kommen und gehen, ohne zu einem rechten Geschehen, zu einem rechten Konflikt zu führen. Und eine zwingende Beziehung zur Einheit ist auch nicht recht vorhanden. Da ist Margarete v. Oertzen doch zu sehr Berufsschriftstellerin, um nicht für ein wenig einheitliche Linie und Konflikt sorgen zu können. Die **‚Goldenen Augen der Weldersloh'** (Köln, Bachem, 2,50 M.) heißt ihr neuestes Werk. Aber eine bemerkenswerte innere Erziehung macht ihre Heldin auch nicht durch. Diese ist eine adelige Waise, die aus der Provinz nach der Großstadt kommt und hier aus dem engen kleinbürgerlichen Kreis, in dem sie arbeitet, fast wider ihren Willen ans Licht, d. h. in die ihr gemäße adelige Umgebung gezogen wird. Die Geschicke der jungen Dame von Weldersloh, deren goldene Augen ihre Abstammung verraten, muten im großen und ganzen doch ein wenig altmodisch an, wenn auch die Schlichtheit in der Erzählung sympathisch berührt. — Obwohl ‚ein Tiroler Roman' benannt, bedeutet **‚Jacob Brunner'** (Berlin, Warneck) von Helene Schrott ein gut Stück echten Erziehungsroman, freilich nicht von jener köstlichen einzigen Art, wie sie uns, allerdings in weitem Abstand, Goethes ‚Wilhelm Meister' und Gottfried Kellers ‚Grüner Heinrich' bietet. Jener unnachahmlichen Objektivität, mit der diese Dichter Mensch und Umwelt in ihrer Beziehung gestalten, ist man heute nicht mehr fähig. Was H. Schrott gibt, ist der blutige Seelenkampf Jacob Brunners wider sein Schicksal, das ihn infolge eines Gelübdes seiner Mutter zum Pfarrerberuf und so zur großen einsamen Entsagung zwingt. Das Werk steht über dem Durchschnitt durch die schlicht-innige Kraft der Verfasserin, mit der sie ohne weiteres ergreifend wirkt. Das Buch leidet aber daran, daß es schon nach zwei Dritteln hätte zu Ende sein können. Und der durchgehende schmerzlich tragische Ton deprimiert den Leser schließlich, anstatt ihn zu erschüttern.

Dank der liebevollen Innigkeit, mit der die letzte Verfasserin ihre Tiroler Gestalten zu zeichnen weiß, gehört das Buch auch zu den guten Tiroler Romanen, von denen ja jede Welle von Neuerscheinungen eine unerquickliche Menge an den Strand wirft. Keine Welle, die nicht ein Buch von Achleitner mit hinaufspülte! Kaum sonstwo ein so bezeichnendes Beispiel betrübender Vielschreiberei! Auch das uns vorliegende Buch **‚Im Grenzdienst'** bestätigt wiederum, daß hier schon lange mit Schablonetechnik und Schablonecharakteren gearbeitet wird, und daß es Achleitner auch herzlich wenig mehr auf das heimatlich Tirolerische ankommt. — In dieser unabsehbaren Kette von Schriftstellern, die die süddeutsche und Tiroler Art pflegten, war Ludwig Steub einer der ersten. Es war wohl mehr ein Akt der Pietät als literarische Bereicherung, wenn der Verlag Adolf Bonz (der übrigens seine Editionen nicht gar so schändlich broschieren sollte) von Steubs in den achtziger Jahren erschienenen **‚Gesammelten Novellen'** (2,50 M.) eine Neuausgabe veranstaltete, zu der Th. K. Heigel ein Vorwort schrieb. Inzwischen hat sich doch ein weit größeres realistisches Können in der Schilderung der Alpenbewohner entwickelt, als Steub es damals vor vielen Jahrzehnten besaß. So hat etwa Anton v. Perfall fast sein Lebenswerk darangesetzt, die Menschen vom Dorf und von der Alm zu beobachten und auch in seinem letzten Band **‚Seltsame Geschichten'** (A. Bonz, Stuttgart, 4,50 M.) weiß er diese Beobachtungen in realistischen, ansprechend abgerundeten Geschichten zu verwerten. Weit über bloße Heimatkunst hinaus kommen wir mit Richard Voß' **‚Bergasyl'** (Stuttgart, A. Bonz, 4 M.). Die Heimat ist nur noch die großartige Szenerie für das Drama von Menschen, die hier ihr dämonisches Schicksal vollenden. In die Einsamkeit hat sich Oedins unglückliche

Faustnatur geflüchtet. Da schreitet an einem bösen Gewittertage Alexandra über die Berge, sein junges, wildes Lieb von einst, das er verlassen hat. Ihre königliche unnahbare Haltung macht ihn toll. Aber er weiß nicht, daß sie seine Frau werden will, nur um sich zu rächen. Er weiß auch nicht, daß sie durch ihn zur Kindesmörderin geworden, und dieses Gespenst tritt zwischen beide, gerade kurz vor dem Hochzeitstage, da Alexandras unsinniges Rachebegehren in lauterste weibliche Liebe zerschmolzen war. Beide gehen miteinander in den Tod. — Voß läßt überall hindurchmerken, daß dies Werk in besonderem Maß ein Lebensbekenntnis ist, und das Schicksal der Halbnatur teilt er wohl mit seinem Helden, wenigstens in seinem Künstlertum. Er hat die genialen Anlagen, vermag aber nicht rein künstlerische Höhen zu gewinnen. Denn man kann auch bei diesem Werke des allverehrten schaffensrüstigen Mannes sich des Eindruckes nicht erwehren, daß bisweilen eine Art bengalischer Beleuchtung die zwingende Echtheit ersetzen muß.

Gehört Voß zu den mehr dramatischen Romanciers, so ist Ossip Schubin reine Epikerin. Bei der weit ausholenden Konzeption des Werkes merkt man erst nach einigen hundert Seiten, daß sich ein Gemälde vor einem auftut. Und über der Darstellungsweise Ossip Schubins liegt eine vornehme Sachlichkeit. Um eine Charaktertragödie handelt es sich in ihrem Werk **‚Die Tragödie eines Idealisten‘.** (Paetel, Berlin, 2 Bde., 8 Mk.) Der Idealist ist Lord Algernoon. Er ist ein tadelloser herzensguter Mensch und doch gehen zwei wundervolle Frauen an ihm zugrunde. Man fragt sich warum. Die Antwort: an der Despotie seines Idealismus — genügt nicht. Am meisten sagt noch Lord Algernoons schmerzliches Bekenntnis, das den Abschluß des Werkes bildet: ‚Man hat nicht das Recht, ein so anständiger Mensch zu sein, wenn man die anderen damit nur demütigt und erdrückt! Zwei Dinge sind wir Starken denen schuldig, die schlechter für das Leben ausgerüstet sind, die schwächer sind als wir: ein gutes Beispiel und hilfreiche, liebevolle Nachsicht. Beides habe ich versäumt.‘ Aber gerade das deutet auf die künstlerische Kraft Schubins; eine ‚tragische Schuld‘ läßt sich nicht recht formulieren. Und das ist gut so, der ganze Mensch ist die Tragik, und einen Vollmenschen hat Schubin geschaffen. Könnten übrigens der Verlag und die Verfasserin von ihren Romanen etwas erschwinglichere Ausgaben — trotz ihrer Berühmtheit — veranstalten?

Während bei Schubin hinter dem Werk der Schöpfer verschwindet, sieht man bei einem anderen immerhin bedeutenden Talent, Walter v. Molo, nur zu sehr, wie der Autor seine Quadersteine heranwälzt. Diese Quadern sind nämlich gedrungene abrupte Sätze von verhaltener Leidenschaftlichkeit, die einen lyrisch-dramatischen Eindruck erzielen sollen. Teilweise erzielen sie den auch, bewirken aber zur anderen Hälfte eine Mißstimmung darüber, daß der Verfasser sich mit seiner Ausdruckskunst ein wenig hervordrängt. Dies gilt von seinem Werk **‚Wir Weibgesellen‘** (Schuster & Löffler, Berlin, 3 M.). Und manchmal verträgt man die Gesuchtheit einfach nicht mehr, wenn es etwa heißt: ‚Eine breite Wand geröteter Gesichter und ehrfurchtsvoll geschliffener Augen wuchs dahinter.‘ Die ‚Weibgesellen‘ sind zwei Freunde, von denen das Weib den einen genommen und den anderen geliebt hat. Und bei der Rückkehr des anderen schlägt die alte Sehnsucht der beiden ineinander. Uns interessiert hier, daß die an sich nicht sonderlich originelle Handlung sich mit dramatischer Kraft und Schnelligkeit abwickelt. Daß Molos Talent zum Dramatischen weist, hat ja auch der kürzliche Erfolg eines Bühnenwerkes von ihm bestätigt.

Nach diesen letzten drei Autoren, deren Schaffen ja schon bekannt und zum Teil gewürdigt ist, gilt es wieder zur gewohnten Durchschnittsliteratur zurückzukehren. Schon im vorhinein können wir nach den bisherigen literarhistorischen Erfahrungen jemandem, der einen historischen Roman zu schreiben gedenkt, versichern, daß dies nur in seltenen Fällen zu einem künstlerischen Wurfe führen wird. Wohl die typischeste Erscheinung an dieser Gattung ist die unerträgliche Breite. Und das ist nur natürlich, denn die Hauptrolle spielt ja meist das überquellende Material, für das sich der Autor lebhaft interessiert, nicht aber die Gestaltungslust des Künstlers. Der Vorwurf der Breite gilt allen nun folgenden drei Werken. Erfreulich ist gewiß die Pietät, mit der Maria Schade in ihren **‚Wetterwolken‘** (H. Curtius, Berlin, 5 M.) sich in die Geschichte ihrer Ahnen vertieft hat; für den ungarischen Historiker mag da manches abfallen; für den sonstigen Leser aber wäre doch etwas mehr Originalität notwendig. Mehr allgemeines Interesse verdient vielleicht Paul Schulze-Berghofs **‚Die Königskerze‘** (G. K. Sarasin, Leipzig, 4 M.), weil der Autor Friedrich II. und seines Vaters eigenartige Persönlichkeiten sich zum Ziel seiner, freilich etwas subjektiven Charakteristik gesetzt hat. Das Pathos, in dem hier vom Alltäglichen erzählt wird, ist eine typische Eigenschaft des

Stils im historischen Roman. Ohne stete Doppelausdrücke, scheint der Verfasser zu glauben, gäbe es keine Wirkung (‚Wunsch und Wille', Göttin und Trösterin', ‚Höhle und Hölle des Daseins'). Der Verfasser kultiviert eine gemütshafte reflexive Betrachtungsweise. — Albert Ritter hat mit dem vorigen Autor gemein, daß seine Personen auch nur selten unter einer Druckseite zu reden pflegen. Im übrigen läßt sich sein Werk **‚Das Nibelungenjahr'** (Leipzig, Dieterich, 5 M.), das den Wendepunkt im Geschick der Staufferfürsten und das erste Erklingen des Nibelungensanges behandelt, ganz gut als Lektüre für die ‚reifere Jugend' empfehlen.

Ein vorzügliches Beispiel, wie christliche Literatur möglichst nicht sein soll, ist Angelo de Santis **‚Die Tränensaat'** (Köln, Bachem, 2.50 M.), das auch nur als Gegenbeispiel eine Erwähnung verdient. Das Bedenkliche an dem Buch ist vor allem, daß man im Anfang in den Glauben versetzt wird, es handle sich wirklich um Probleme, die der christlichen Weltanschauung entspringen, daß wir aber schließlich nichts weiter als eine etwas kintoppmäßig anmutende Geschichte einer voreiligen Verlobung, Entlobung und glücklichen anderweitigen Verlobung vor uns haben. Zivilehe oder kirchliche Ehe, heißt das Dilemma, das am Ausgangspunkt der Handlung steht. Es ist aber nur dazu da, um eine ganz äußerliche Handlung voll Szenen und Schelten ins Rollen zu bringen. Niemand empfindet; Seelen gibt es hier kaum; nur die Konvention schafft die Ereignisse. Eine unangenehme Zappeligkeit herrscht in dem Buch und zeigt uns deutlich das italienische Naturell von seiner ungünstigen Seite. Da wirkt Pierre l' Ermites Stil mit einer fast unfranzösischen Schwerblütigkeit. In seinem Roman **‚Die Gründung'** (Einsiedeln, Benziger) begrüßen wir ein Werk, in dessen Herzschlag echtes Christentum mitpulst. Pierre l' Ermite weiß eben als Künstler seine Weltanschauung ins Werk zu schmelzen. Er weiß, daß er das konfessionell religiöse Element möglichst in ein allgemein menschliches Ereignis hineinverweben muß. Und so verteidigt er in seiner ‚Gründung' die heimatliche Scholle gegen das unheilvolle Paris. Der Charakter einer schwindelhaften industriellen Gründung, durch die die Schollenbewohner, Edelmann und Bauer, in den Wirbel von Paris gerissen werden, ist vortrefflich gegeben. In seinen Charakteren ist Pierre l' Ermite vielleicht weniger glücklich. Die etwas einseitige Unterscheidung zwischen der bösen und der guten Partei berührt uns zu primitiv. Die großzügige und sichere Architektonik braucht bei dem Franzosen wohl kaum erwähnt zu werden.

Auch bei dem bekannten Berliner Autor Georg Hermann ist das Thema die Großstadt. Aber, wie man sich denken mag, in anderer Weise als bei Pierre l' Ermite. Während bei diesem Bitterkeit und Schmerz die Großstadtschilderung diktieren, gießt Georg Hermann einen breiten gemütvollen Humor über seine Figuren. Besonders dem Kenner Berliner Verhältnisse wird die ganz köstliche Schilderung des über Nacht entstandenen Berlin W. ein vergnügliches Lächeln entlocken. Die Menschen aus den unteren Schichten gelingen ihm am besten: Möbelmenschen, Portiers und weibliche dienstbare Geister. Drei von diesen bilden das Schicksal des Friseurgehilfen Emil Kubinke, des Titelhelden seines Romans **‚Kubinke'** und erst die dritte ist diejenige, die ihm auch ein wenig Seele gibt. Diese Tragik der Großstadt, daß ihre jungen Menschen in den Liebesbetrieb hineingerissen werden und erst zu spät die wirkliche Liebe finden, schimmert leise und wehmütig durch all die Komik hindurch. Das Buch wirkt in der zweiten Hälfte schwächer und der Schluß, in dem Kubinke sich über Alimentensorgen u. dgl. aufhängt, empfinden wir als frappierend und unorganisch. Daß bei dem Hermann eigenen behaglichen Plauderton sich auch Ungleichwertiges und überflüssige Breiten einstellen. liegt ja nahe.

Noch ein paar Bücher leichteren Genres! **‚Lebenswirren'** nennt sich ein Bändchen mit ‚Volksgeschichten' von Karl Broermann (Regensburg, J. Habbel). Das harmlose biedergesinnte Büchlein verdient Erwähnung wohl nur wegen einer etwas auffallenden fast wörtlichen ‚Vorliebe' für Dickens. — Gustav Janssons Novellen **‚Die Insel,** (Leipzig, G. Merseburger), in denen seltsame, verschlossene Naturen von der Waterkant behandelt werden, würden noch ergreifender wirken, wenn die Erzählung straffer gespannt wäre.

Den Schluß mag ein feines Outsider-Büchlein bilden. **‚Seltsame Alltagsmenschen'** (München, Beck, geb. 3.50 M.) heißt eine Novellensammlung, die der unlängst verstorbene hochgeschätzte Philologe Wilhelm Münch veröffentlicht hat. Schlichte innerliche Naturen sind sein Gegenstand. Aber nicht die Charaktere, auch nicht das Novellistische reizt an diesem Buche, sondern der ruhige, vornehme Hauch einer gereiften Weltbetrachtung, der uns aus jeder Zeile entgegenströmt.

Arne Schmidkunz.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von William Blake sind in dem Aufsatz von Frank E. Washburn Freund im Zusammenhang und im einzelnen gewürdigt.

An unsere Leser!

Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern mitteilen zu können, daß der Roman „Marte Schlichtegroll", der wegen schwerer Erkrankung des Autors unterbrochen werden mußte, im nächsten Jahrgang fortgesetzt und zu Ende geführt werden kann. Voraussichtlich erscheint die nächste Fortsetzung schon im November- oder Dezemberheft. Die Redaktion.

Herausgeber und Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln (z. Z. abwesend)
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger (verantwortlich i. V.) und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

